Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

4° Epla. lit. 18 nn
(1829, 2

Digitized by Google

<36607830190017

<36607830190017

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Julius 1829.

Stuttgart und Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.
Verantwortlicher Redacteur: Professor von Henning.

Hb164/2523

Digitized by Google

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Albrecht, in Königsberg in Pr.
v. Baer, in Königsberg in Pr.
*Bartels.
Baum.
v. Berger, in Kiel.
Bernhardy, in Halle.
Bessel, in Könisberg in Pr.
Blume, in Halle.
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
*Bopp.
Carové, in Frankfurt a. M.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
v. Cotta, in Stuttgart.
Daub, in Heidelberg.
*Dieffenbach.
Diez, in Bonn.
Dirichlet, in Breslau.
*Dirksen.
Dove, in Königsberg in Pr.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellend, in Königsberg in Pr.
Ewald, in Göttingen.
Falk, in Kiel.
Fr. Förster.
Frankenheim, in Breslau.
Gabler, in Baireuth.
*Gans.
Gans, in Celle.
Gerhard, in Rom.
Gesenius, in Halle.
v. Goethe, in Weimar.
Goldfuſs, in Bonn.
Göttling, in Jena.
Graff, in Königsberg in Pr.
v. Griesheim, in Berlin.
Groſsheim.
Grunert, in Brandenburg.
*Hegel.
*v. Henning.
Hermbstädt.
Heyse.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Hohnbaum, in Hildburghausen.
*Homeyer.
Hornschuch, in Greifswalde.
*Hotho.
Hube, in Warschau.
Wilhelm von Humboldt.
*Fr. Hufeland.
Jacob, in Posen.
Jacobi, in Königsberg in Pr.
Jäger, in Stuttgart.
Ideler.
Immermann, in Düsseldorf.
Klein.
Klöden.
Klug.
Koberstein, in Schulpforta.
Kosegarten, in Greifswalde.
Krüger, in Quedlinburg.
Lange, in Schulpforta.
Lappenberg, in Hamburg.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Leo, in Halle.
v. Leonhard, in Heidelberg.
Leupold, in Erlangen.
Levezow.
*Link.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
Lüders, in Kiel.
Mackeldey, in Bonn.
v. Malchus, in Heidelberg.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Michelsen, in Kopenhagen.
Mohnike, in Stralsund.
v. Müffling.
Mühlenbruch, in Halle.
Johannes Müller, in Bonn.
Müller, in Halle.
Müller, in Neubrandenburg.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Neue, in Schulpforta.
Wilhelm Neumann.
Niethammer, in München.
Nöggerath, in Bonn.
Oltmanns.
Ortloff, in Jena.
Otto, in Breslau.
Panofka, in Rom.
Passow, in Breslau.
Pelt, in Greifswald.
v. Pfuel, in Magdeburg.
*Pohl.
Phillips.
Purkinje, in Breslau.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
L. Robert.
Roesel.
Rosen, in London.
Rosenkranz, in Halle.
Rosenthal, in Greifswalde.
Rötscher.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle von Lilienstern.
v. Rumohr, in Florenz.
Runge, in Breslau.
Rust, in Erlangen.
Saalschütz.
Schefer, in Muskau.
A. W. v. Schlegel, in Bonn.
Schmidt, in Erfurt.
Schnitzler, in Strasburg.
Schömann, in Greifswalde.
v. Schröter, in Jena.
Schubert, in Königsberg in Pr.
*C. H. Schultz.
*Joh. Schulze.
Spangenberg, in Celle.
Spehr, in Braunschweig.
Spiker.
v. Stägemann.
Streckfuſs.
Trendelenburg, in Frankf. am Main.
Trinius, in St. Petersburg.
Uckert, in Gotha.
Ullrich, in Hamburg.
*Varnhagen von Ense.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Waagen.
Ad. Wagner, in Leipzig.
v. Walther, in Bonn.
Weber, in Frankfurt a. M.
Weber, in Halle.
Weber, in Neubrandenburg.
Wendt, in Göttingen.
*Wilken.
v. Willisen.
Witte, in Breslau.
Zimmern, in Jena.
*Zumpt.

Die Redaction bilden die mit einem Sternchen bezeichneten Namen. In den monatlichen Berichten werden die Namen der neu aufgenommenen Mitglieder aufgeführt werden.

Digitized by Google

Nro. 1.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1829.

I.

Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert. Erster Band. Geschichte der Teutschen von J. C. Pfister. Erster Band. Mit zwei ethnographischen Charten. Hamburg 1829. *Bei Fr. Perthes,* IV *und* XXII *und* 540 *S. in* 8.

Das Vorwort der würdigen Herausgeber nennt uns als das Gemeinsame, in dem alle Mitarbeiter, die sie für ihr umfassendes Unternehmen gewonnen, übereinstimmen werden, Eifer für Wahrheit und Recht, Ruhe und Unpartheilichkeit der Darstellung, Forschen aus den Quellen und die Berücksichtigung auch des innern Lebens der Völker. Dieses Gemeinsame entbehrt nun freilich des Eigenthümlichen; jene Ansprüche, auch der letzte, werden heutigen Tages an jeden Historiker gestellt, und was namentlich die zu vorliegendem Zwecke verbundenen Gelehrten anbetrifft, so hat, sobald eine frühere Ankündigung sie nur genannt, wohl niemand zweifeln dürfen, dafs bei aller Divergenz, die in Auffassung und Behandlung des Stoffes zu erwarten, doch die Arbeit eines Jeglichen das ernste Bestreben zur Erfüllung jener Forderungen zeigen werde. Da somit vor der Hand für das Ganze nur ein gewisser äufserer Zuschnitt als das Charakteristische sich kund giebt, so wird es zulässig und räthlich seyn, die einzelnen Geschichten für sich zur Beurtheilung gelangen zu lassen.

Die Geschichte der Deutschen ist dem bekannten Verfasser der Geschichte Schwabens, dem Dr. phil. Herrn Pfister, Pfarrer zu Untertürkheim bei Stuttgard, anvertraut worden. Unstreitig mufste jene schon seit 1803 begonnene Bearbeitung einer Territorialgeschichte, die zugleich in die allgemeine Deutsche so wesentlich eingreift, höchst geeignete Studien für gegenwärtiges Werk gewinnen lassen, nicht weniger hat sie dem Verf. mit den Schwierigkeiten, welche letzteres umgeben, vertraut machen können. Diesen Schwierigkeiten, insofern sie unsrer Zeit, dem Gegenstande, und dem Plane des Verf. eigenthümlich angehören, haben wir einen kurzen Ueberblick zu gönnen.

Unsre Zeit zunächst hat die Stellung des Historikers erschwert durch die fortwährende Steigerung der Ansprüche an die Form der Darstellung, noch mehr aber, indem sie die politische Geschichte nicht von einer Entwickelung des ganzen intellectuellen Lebens des Volkes, nach seinen verschiedenen Seiten hin, getrennt wissen, indem sie immer entschiedener in dem Geschichtschreiber auch den Verfassungs- und Rechtskundigen, den Sprachforscher, den Kunst- und Gewerbeverständigen erkennen will. Und mit dieser Forderung, die gesammte innere und äufsere Thätigkeit eines Volkes zu einer gewissen Zeit als ein Ganzes erfafst zu sehen, hängt die andere zusammen, die in verschiedenen Weisen und Graden ausgesprochen, im Allgemeinen darauf hinausgeht, dafs die sich folgenden Erscheinungen der Zufälligkeit, dem Einzelnstehen entnommen, und auf ein Höheres, Beherrschendes und Verbindendes bezogen werden sollen.

Für den Gegenstand sodann ist hier weniger die in dem Zustande der Quellen und Literatur Deutscher Geschichte liegende Schwierigkeit hervorzuheben, denn welche Geschichte machte nicht gleichen Anspruch, als vielmehr diejenige, die Räthsel des Deutschen Geistes sicher zu lösen, und eine zweite, die dreifach gespaltete Geschichte des Deutschen Reichs, als des Römischen Kaiserreichs, des Deutschen Königreiches, und des Complexes einer Reihe von Landesherrschaften in der Anschauung wie in der Darstellung zusammenzuhalten.

Was endlich den besondern Plan unsers Herrn Vfs. betrifft, so ist theils anzuführen, dafs dem Werke ein weit geringeres äufseres Maafs gegeben ist, als denen

Digitized by Google

seiner nächsten Vorgänger, dem Menzelschen namentlich und dem Ludenschen; das Ganze soll in drei Büchern, von denen jedes, wie es scheint, einen Band füllen wird, umfaſst werden. Theils, daſs es keinesweges für den Schulbedarf oder für die groſse Lesewelt berechnet erscheint, sondern dem wissenschaftlich Gebildeten, ja dem mit Deutscher Geschichte genauer Bekannten genügen soll. Durch beide Umstände sind also die Forderungen der Bündigkeit, der Auswahl des Stoffes, der Reife in Forschung und Urtheil geschärft. — Die Einleitung, die überhaupt den Zweck und Standpunct des Herrn Vfs. darlegen soll, giebt, in Verbindung mit dem, was wir von seinen frühern Leistungen wissen, schon die Aussicht auf eine jedenfalls tüchtige Arbeit, indem sie keine der bezeichneten Schwierigkeiten übersieht, keinen jener Ansprüche ablehnt, vielmehr den entschiedenen Willen ihnen zu begegnen ausspricht. Inwiefern dies geschehen, wollen wir in einigen Beziehungen anzugeben versuchen; während in andern, hier minder berücksichtigten, ein definitives Urtheil bis zur Vollendung des Ganzen verschoben werden darf.

Das im vorliegenden Bande gelieferte erste Buch umfaſst die Zeit, die wir im Gegensatz der darauf folgenden Deutschen, die Germanische und Fränkische nennen würden, und schlieſst diese mit dem Tode Ludwigs des Kindes (911) ab. Das zweite soll bis Rudolph von Habsburg führen, das dritte in zwei Zeiträumen bis zum westphälischen Frieden, und von da bis zur neuesten Zeit. Die Festsetzung jenes Endtermins der ersten Periode statt des gewöhnlicheren vom J. 888 kann in der Eigenschaft Arnulphs und Ludwigs als letzter, wenn gleich unächte, Carolinger in Ostfranken, Vertheidigung finden; mehr bezweifeln wir, ob die künftige Darstellung es rechtfertigen wird, daſs in den folgenden Büchern der ja auch für Deutschland so stark bezeichnete Beginn der Neuen Geschichte, nicht Hauptabschnitt seyn soll.

Die Weise der Behandlung der Quellen und der Literatur weicht von der in Deutschen Geschichtswerken ernsterer Art gewöhnlichen ab. Erläuternde und belegende Noten nehmen einen geringeren Raum ein; die Quellen werden ohne nähere Bezeichnung von Zeit und Verfasser, und meist in Bausch und Bogen für längere Erzählungen, selten für einzelne Facta angeführt; zuweilen in dieser Weise, S. 58: „es ist kaum nöthig zu bemerken, daſs *Caesar Comment. de Bell. Gall.* verglichen mit *Dio* die Hauptquelle ist," oder S. 108: „fast überflüssig ist zu bemerken, daſs die Darstellung der Abschnitte 3 — 6 hauptsächlich den zwei ersten Büchern der Annalen des Tacitus folgt." In gleicher Art allgemein gehalten sind die Anführungen neuerer Schriftsteller, sey es, sie zu widerlegen, auf sie für das Detail zu verweisen, oder sie als Quelle der Darstellung zu nennen, (was in beiden letzteren Hinsichten am häufigsten mit Barths Urgeschichte, Mascovs Geschichte der Teutschen und Eichhorns Rechtsgeschichte geschieht). Daher wird selten der vollständige Titel mit der Jahrszahl gegeben, daher heiſst es auch hier z. B. S. 137 bei Erwähnung des *Valli Hadriani:* „auſser den bekanntern Schriften von Dedekind, Wenk, Hanselmann, Schmidt" etc. Der Verf. erreicht somit die für seine Zwecke wünschenswerthe Kürze, und die Annehmlichkeit einer durch Citatenfülle weniger gestörten Darstellung, indem er Leser voraussetzt, die mit Literatur und Quellen ziemlich vertraut sind. Indessen möchten wir anheim geben, ob solche ausschlieſsliche Rücksicht den Kreis der Leser nicht zu sehr auf solche einenge, für die doch wiederum so Manches im Werke überflüssig ist. Uns scheint, als ob eine Zusammenstellung und kurze Bezeichnung der betreffenden Quellen und Schriftsteller, namentlich der vom Verf. benutzten, vor den gröſsern oder kleineren Abschnitten, jenen Vortheilen keinen bedeutenden Eintrag gethan, und indem sie ein gröſseres Publicum belehrt hätte, auch den Kundigeren oft erwünscht gewesen wäre. Solche Erweiterung des Gesichtspunctes hätte uns auch wahrscheinlich in der Einleitung eine genauere Uebersicht der allgemeinen Literärgeschichte, besonders eine Charakteristik der neuesten Bearbeiter der Deutschen Geschichte verschafft, während jetzt S. VI die Vorgänger des Verf. seit Pütter in fünf Zeilen abgethan werden.

Von der Schreibart des Verf. möchte als schicklichste Probe gelten, was er selbst Einl. S. XII über den historischen Styl sagt. „Bei allen Fortschritten haben die Teutschen noch keinen eigentlichen historischen Styl. Die Einfalt der Chroniken, die Kraft der frühern Jahrhunderte, die Geschliffenheit der neuesten Zeit lassen sich schwerlich amalgamiren. Die Sprache ist aber nur der Ausdruck. Der teutsche Geschichtschreiber muſs selbst ganz teutsch seyn. Mit Vermeidung der fehlerhaften muſs er die guten Eigenschaften

Digitized by Google

des Teutschen, Einfachheit, Anspruchslosigkeit, Treue, Freimüthigkeit, Ausdauer, möglichst vereinigen. Sieht die Landschaft etwas antik aus, so ist das nicht die Schuld des Zeichners, wohl aber kann es zu seiner stillen Zufriedenheit seyn, wenn der Eingeborne die Hütten und die Tracht seiner Vorfahren getroffen erkennt." Hat hier beim Streben zum Gedrängten und Bedeutenden, die Ungezwungenheit und der Flufs der Rede etwas gelitten, so ist doch die folgende Darstellung, namentlich in den erzählenden Parthieen, von dem Gesuchten und Aphoristischen viel freier. Nur selten stören kleine Ziereien (wie S. 4 Note 4) und gewisse Müllerianismen in Wendungen und Worten, unter denen z. B. „die Zerwürfnisse" in der letzten Hälfte des Werks zu oft wiederkehren; regelmäfsig ist der Ausdruck, bei einer durchgehenden Bündigkeit, klar, einfach und natürlich.

Gleich lobenswerth ist die Sorgfalt, die auf die Wahl des Charakteristischen, Prägnanten, Herrschenden aus der Fülle des Stoffs verwendet worden. Wir können dem Verf. nur beistimmen, wenn er, statt die Einzelnheiten der merovingischen Bruderkriege, der Empörungen der Söhne Ludwigs des Frommen darzulegen, den Charakter- und Sittenschilderungen bedeutende Abschnitte widmet, mit Genauigkeit den Fortgang der Verfassung, die ethno- und geographischen, durch zwei brauchbare Charten erläuterte, Zustände verfolgt. Und in letzterm Gebiete läfst er sich andrerseits durch den Eifer und das Detail, womit neuerdings die Werke von Kruse, Wilhelm, Reichard, v. Wersebe es durchforscht, nicht aus dem gebührenden Maafse ziehen. Auch der Abschnitt von der Herkunft der Germanen S. 278 ff. hält sich mit Besonnenheit von dem zu Fernliegenden und Nebelhaften zurück. — Nach der ganzen Stellung der Aufgabe konnten nur die Resultate der Quellenforschungen vorgelegt, nicht diese selbst vor den Augen des Lesers angestellt werden. Doch theilen uns ausnahmsweise drei Beilagen, die Herkunft der Deutschen, die der Slaven, und die Einführung des Christenthums betreffend, die Studien des Verf. für diese Abschnitte mit.

Jene Concision des Ausdruckes und diese Auswahl der Thatsachen sind es nun in Verbindung mit häufigen vor- und rückschauenden Betrachtungen vornemlich, wodurch der Verf. dem Leser die Verknüpfung der Fäden der Geschichte stets gegenwärtig und klar erhält, und seinem Werke ein eigenthümliches und bedeutendes Verdienst sichert.

Schwieriger ist es nach diesen Bemerkungen über das mehr Formelle der Arbeit, ein Urtheil über den Inhalt selbst, über die Treue in den Thatsachen, über Gediegenheit und Neuheit der Ansichten abzugeben. Da es für uns nicht zulässig ist, die Darstellung durchweg, preisend, ergänzend, zweifelnd zu begleiten, da andrerseits ein Durchschnittsurtheil aus den verschiedenartigen einzelnen zu allgemein und unbestimmt ausfallen würde, so bleibt nur übrig, den Geschichtsschreiber in gewissen Momenten solcher Natur zu erwarten, deren Behandlung den Charakter seiner Forschung am sichersten offenbaren mufs. Wir finden diese Momente vor Allem in den nächsten Jahrhunderten vor und nach dem ersten, vollkommen beglaubigten Auftreten der Germanen in der Geschichte. Vor diesem, vor den Zügen der Cimbern und Teutonen, ist es die verwickelte aber lockende Aufgabe, in dem, was uns von Sitzen und Wanderungen der Völker im Norden Italiens und Griechendlands berichtet wird, Beziehungen auf Germanien und Germanen herauszufinden; nach jener Zeit ist es die nicht weniger bedeutende, dem aus dem Munde befangener Gegner in oft fragmentarischer, sich widersprechender Weise Ueberlieferten die fremde Färbung zu nehmen, und Verknüpfung und Einigung zu geben. Für beide Perioden wird und darf in jetziger Zeit auch die nüchternste und blödeste Forschung sich damit nicht beruhigen, uns nur eine geordnete Zusammenstellung des unmittelbar in den Quellen Gesagten zu liefern, die wir in ältern Werken längst und genügend besizzen. Auch eine Betheuerung des Historikers, er vermöge an den Ergebnissen die seine Vorgänger gewonnen, nichts zu ändern, dürfen wir abweisen. Denn bei der Breite der Lücken, die hier auszufüllen, bei der Zahl und Art von Widersprüchen, die zu lösen sind, bei dem ununterbrochnen Zuwachsen von Hülfsmitteln, welche fortgehende kritische Bemühungen um die Quellen, Sprach- und Alterthumsstudien erzeugen, mufs jede eigne und neue Darstellung, wie sie auf einem eigenthümlichen Grade der Genauigkeit der Forschung, der Vielseitigkeit der Kenntnisse, der Schärfe des Urtheils ruhet, auch ein neues, wenigstens mit einigen frischen Zügen bereichertes, Bild erschaffen. — So sehr daher auch unser Herr Verf. (Einl. S. X) gegen das Streben „sich an originellen Ansichten zu überbieten" und „hin-

Digitized by Google

eingelegte Systeme durchführen zu wollen" sich erklärt, so wenig hat er dennoch darauf verzichten mögen, eigne Bahnen zu verfolgen; und so entfernt er von blofser Hypothesensucht und leeren Grillen bleibt, so wenig scheut er originelle, entschiedene ja selbst kecke Aufstellungen. Wir haben sie, auch wenn wir sie nicht theilten, meist anregend und belehrend gefunden; sie schienen uns jedenfalls verdienstlich für Zeiträume, deren Einzelnheiten erst allmählig durch wiederholte von verschiedenen Standpuncten unternommene Betrachtungsweisen, durch neue Combinationen des Gegebenen, etwas heller und sicherer hervortreten können.

Wir geben hier die Ansichten des Verfs. über ein Paar bedeutende Momente jener beiden Perioden, und erlauben uns dabei Einwürfe, die eine kurze Darstellung gestatten. Ein erstes betrifft das Verhältnifs der Germanen zu den Celten. Wir sehen hier den Vf. bemüht, Gebiet und Wirksamkeit der erstern auf Unkosten der letztern möglichst zu erweitern. Die Züge der Gallier gegen Italien und Griechenland unter Bellovesus, dem ältern und dem jüngern Brennus haben nach ihm ihre Bedeutung und Ausbreitung erst durch das Anschliefsen der Alpenvölker erhalten (S. 15). Diese Alpenvölker ferner sind ihm nicht celtischen sondern germanischen Stammes; auch wird mit Andern die gallische Abkunft der Bojer geleugnet (S. 20), und dafs überhaupt Germanien gallische Colonisten aufgenommen. Jene Theilnahme der Alpenvölker kann leicht zugegeben werden; die letztern Behauptungen aber sind gegen so viele ausdrückliche Zeugnisse der Alten gewifs nicht so entschieden bewiesen, wie der Vf. (S. 17) gethan zu haben meint. So scheint uns namentlich die den Hauptbeweis bildende Schlufsfolgerung: nach Justinus waren die Scordisker Abkömmlinge der Gallier des Brennus, nach Livius redeten die Scordisker gleiche Sprache mit den Bastarnern, nach Tacitus gehören die Bastarner der Sprache nach zu den Germanen, doch eine gar zu künstliche.

An andern Stellen fafst der Verf. seine Ansicht über die Ausdehnung der germanischen Stämme so zusammen: dafs sie gleich bei ihrem Vordringen aus Asien im Süden und Westen diejenige Sprachgränze bestimmten, welche für die ganze Folgezeit Normallinie geblieben, längs der Alpen und der Vogesen und des Ardennerwaldes (S. 21, 31). „Wo daher teutsche Völker diese Sprachgränze überschritten, da ist die reine Muttersprache verloren gegangen", und „die Sprache der Franken hat sich genau nach dieser Linie getheilt, jenseits sind sie Franzosen geworden, diesseits aber Teutsche geblieben." So soll also die heutige Sprachgränze nur die Fortsetzung jener ursprünglichen seyn, und, wenn wir recht verstehen, sie mitbeweisen helfen. Solche Annahme jedoch, weiter verfolgt, nöthigt zu der Voraussetzung, dafs im Süden zwischen Donau und Alpen, im Westen zwischen Rhein und Vogesen nebst Ardennen immer ein Kern der alten Bewohner verharrte, der nicht nur während der 3 bis 400jährigen eindringlichen Römerherrschaft seine Sprache behauptete, sondern auch durch die Fluthen der germanischen Völkerströme so wenig verrückt wurde, dafs noch immer er, und nicht das Mischungsverhältnifs der Eroberer und der römischen Provincialen die spätere Sprachgränze bestimmte. Wie schwer ein Beweis dieser Art zu führen, wird der Vf. zugeben; für den Süden bemerkt er selbst (S. 72), dafs „im weitern Verfolg der Römisch-Teutschen Kriege die sämmtlichen Alpenländer mit Stämmen aus dem innern Teutschland neu bevölkert worden sind"; und was den Westen anbetrifft, so müfsten wir die Herrschaft der Römersprache, wie sie z. B. aus den Klagen des Sidonius Apollinaris über die „*sermonis pompa Romani Belgicis sive Rhenanis abolita terris*" hervorgeht, willkührlich auf die vornehmeren Classen oder etwa auf die Städtebewohner beschränken, um jene Annahme zu retten.

Für die zweite jener Perioden ist das Bestreben des Vfs. hervorzuheben, sich, wie er es S. 39 ausdrückt „in das Innere der teutschen Geschichte zu versetzen, und das wahre Verhältnifs daraus abzunehmen", nicht minder in die oft etwas chaotische Masse, Bewegung, Licht und Scheidungen zu bringen. Im Allgemeinen haben wir bei dieser Richtung zu einer scharfen Zeichnung nur zu erinnern, dafs die Darstellung für den in den Quellen minder Bewanderten nicht hinlänglich das in diesen Gegebene von dem Eigenen des Verfs. unterscheiden läfst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 2.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1829.

Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert. Erster Band. Geschichte der Teutschen von J. C. Pfister. Erster Band. Mit zwei ethnographischen Charten.

(Fortsetzung.)

Im Einzelnen verweilen wir bei den besonders durchgeführten Bemühungen, den bekannten Möserschen Gegensatz zwischen Sassen und Sueven in Namen und Sache zu berichtigen und näher zu begründen. (Vgl. S. 53 bis 58, 101, 133, 157, 164, 512, 514.) Die Germanen zerfallen hiernach in zwei Hauptvölker, Sueven und eigentliche Germanen. Die erstern zeichnet aus 1) wechselnder, nicht erblicher Grundbesitz, auf den die Waffen Anspruch geben, 2) vorherrschende Richtung auf Eroberung, 3) rauhere Lebensart und gröfsere Tapferkeit, 4) besondere Haartracht, 5) häufige Vereinigung mehrerer Stämme zu Bundesstaaten mit einer Bundesreligion. Dagegen die Germanen: Sefshaftigkeit, Verpflichtung aus Grundbesitz zum Kriegsdienst, Wehrverfassung, vorübergehende Bündnisse. Von den gewählten Namen wird noch unten die Rede seyn. In der Sache selbst dünkt uns die Sonderung auch in dieser Gestalt noch viel zu scharf und weit aufgefafst. Es scheinen dabei zwei wohl zu trennende Gegensätze mit einander vermischt. Plinius und Tacitus nennen uns die Sueven als einen Hauptstamm der Germanen, freilich nicht als einen von zweien, sondern von dreien oder vieren, welche Eintheilung unser Werk (S. 157) von jener zweitheiligen noch getrennt wissen will. Doch sehen wir hierüber weg, so giebt uns die Schilderung des Tacitus das vierte und allenfalls auch das fünfte jener Kennzeichen. Das dritte können wir dann aus Caesar dazu nehmen, wenn wir, was keinen sonderlichen Anstand hat, seine Sueven mit denen des Tacitus für identisch halten.

Ferner geben wir gerne als zwei Hauptformen der Verfassung germanischer Völker diejenige zu, welche gesondertes und erbliches Grundeigenthum mit festen Stammsitzen kennt, und diejenige, in der eine unstäte, schweifende, auf Eroberung gerichtete Lebensweise nur nomadischen Ackerbau gestattet. Allein was berechtigt uns nun, die letzte ausschliefslich den Sueven, die erstere den übrigen Germanen zuzueignen. Caesars Schilderung nicht, denn wenn er IV. 1. von den Sueven sagt: *privati et separati agri apud eos nihil est*, so meldet er ja auch VI. 22 von den Germanen überhaupt: *neque quisquam agri modum certum aut fines proprios habet*, und auch nur diese allgemeine Beschreibung erwähnt jener Verwüstungsliebe, die der Verf. (S. 54) auf die Sueven allein bezieht und von ihnen wiederum abwenden will. — Eben so wenig Tacitus, denn zeigt er uns die Germanen gleich in höherem Grade sefshaft, so nimmt er ja wiederum die Sueven nicht von diesem Bilde aus. Daher halten wir es für eine willkührliche Bezeichnung unsers Vfs., wenn von den Nerviern (S. 21 Note 2) gesagt wird, sie hätten zu Caesars Zeit noch suevische Sitten gehabt, von den Chatten, sie hätten aufgehört Sueven zu seyn, seit sie feste Sitze um den hercynischen Wald gewonnen (S. 77), von den Hermunduren, Longobarden etc., sie seyen noch suevische Völker (S. 78). Daher erblicken wir nicht mit ihm (S. 101) in dem Hinzutreten einiger suevischen Stämme zu dem Cheruskerbunde „zugleich eine höhere Bedeutung in der teutschen Verfassungsgeschichte"; eben so keine Annäherung der Grundverfassung der Sueven und Germanen darin, dafs Marbod bei den erstern dem Vorrücken und Erobern ein Ziel gesetzt (S. 101).

Sind wir bisher mit dem Vf. in seinen allgemeinen Bestrebungen einig, wenn gleich mit einzelnen Resultaten nicht einverstanden gewesen, so dürfen wir es nun nicht umgehn, uns gegen ein Paar Richtungen im

Digitized by Google

Ganzen zu erklären, Richtungen, die bei der Masse der Schriftsteller freilich gewöhnlich und im höheren Maafse als hier vorherrschen, deren Folgen aber um so mehr in diesem Werke als wegzuwünschende Flecken des Ganzen erscheinen.

Der erste dieser Puncte bezieht sich auf die etymologischen Erörterungen, denen wir zuweilen begegnen. Die Geschichte des Etymologisirens ist in der That der auffallenden Erscheinungen voll. Man weifs nicht, ob man wundersamer finden soll, dafs Einige in der zarten Aufgabe, die verschlungenen Wege der Sprachgebilde zu ihren Stammformen und Begriffen aufzufinden, etwas durch reine Willkühr und Spiel der Laune zu lösendes sehen, und dennoch Hypothesen aller Art auf solche Einfälle stützen, oder dafs Andre die Nothwendigkeit von Regeln begreifend, diese, obwohl von ihrer völligen Unkenntnifs der betreffenden Sprachen überzeugt, doch zu erkennen und danach zu handeln vermeinen, oder endlich, dafs nicht alte oder neue Zeit, nicht sonstige Einsichten und Geist vor so wunderlichem Verfahren schützen. Denn es ist gewifs, dafs ungeachtet des Lächelns, das die Naivetät der Alten, ungeachtet des Zorns und Spottes, den die eiserne Stirne eines Menage in Späteren erregt *) hat, doch auch die neuesten Schriftsteller nicht, weder Geographen noch Historiker noch Juristen von dieser, wir glauben fast, zauberisch hinreifsenden, verblendenden Manie verschont geblieben sind. So können sich z. B. die Ungebührnisse in Reichard's Germanien dreist jenen ältern zur Seite stellen. Möge es uns der geachtete Herr Vf. zu Gute halten, wenn wir in seinem Werke, das jener Manie, obgleich nicht übermäfsig, doch auch verfallen ist, eine passende Veranlassung finden, die Seltsamkeit ihres Wesens in Bezug auf altdeutsche Sprache darzulegen.

Der Vf. erregt anfangs die schönsten Erwartungen. Schon in der Vorrede zur Geschichte von Schwaben S. X bezeugte er, dafs das Etymologisiren von geistlosen Menschen bis zum Ekel getrieben worden sey; gleichermafsen sagt die Einl. zu vorliegender Geschichte S. IV, dafs regelloses Etymologisiren die Entstehung und Bildung der Völker von Grund aus verunstaltet habe. Er führt mehreremal die D. Grammatik von Grimm an, und scheint selbst diesen gelehrtesten und eben deshalb vorsichtigsten aller Etymologen noch für zu weitfliegend zu halten, wenn er (S. 97 Note) nach der Anführung seiner Erklärung des *idistaviso* ausruft: „Müssen denn alle Namen erklärt seyn?" Wie sollten wir nun nicht die Enthaltsamkeit von neuen Ableitungen, oder wenn sie unternommen werden, ein Durchscheinen eigener oder entlehnter Sprachkenntnisse erwarten! Die Täuschung ist nicht gering. Wir wollen zuerst anführen, dafs S. 500, 521 Uebersetzungen einiger Stellen aus dem alten Ludwigsliede und dem Rhythmus auf den heiligen Anno geliefert werden, aber unläugbar nicht nach dem Original, sondern nach den lateinischen von Schilter gegebenen, gemacht, deren Fehler alle, auch die gröbern, sie theilt. So wird S. 500 *ellianchо (l. ellianlicho)* d. i. „kräftiglich" nach Schilters *festinanter* mit „eilend", S. 521 *dar in halvin* d. i. „daselbst" nach Schs.: *ibi in summitatibus montium*, „dort in den Alpen" wiedergegeben. Wiewohl nun hienach der Vf. der Kunde des Altdeutschen ermangelt, aber nicht der Kunde dieses Mangels, sehen wir ihn doch der geheimen Lust, es etymologisch zu handhaben, folgen. Zunächst äufsert sie sich in Spielereien, wie wenn *Seduser:* aus ihrem Sitz Ausgezogene (S. 52), *Chrenecruda:* Reinausgezogen (S. 299) gedeutet, und ähnliche schiefe und ungemüfsigte Erklärungen gewagt werden, die freilich ohne weitere Folgen bleiben, aber doch gegen die sonstige ernste Haltung des Werkes seltsam abstechen. Andere Deutungen sind schon wirksamer, indem sie die herkömmliche Orthographie ummodeln. Die Grafen werden Graven geschrieben, nicht einer ältern Schreibweise zu Lieb, sondern weil der Vf. noch der verlegenen Ableitung von „grau" anhängt, vergl. S. 25, 55. Die Unterabtheilungen der Gauen, die *centenae*, müssen sich mit „Gesinde" verbinden und deshalb „Senden", die *Centenarii* „Sendner" nennen lassen (S. 54, 145), wiewohl die *hundari* der Skandinavier, die *hundrede* der Angelsachsen, die Hunnschaften am Niederrhein, so wie die *decani* unter den *centenariis* über den Sinn dieses lateinischen Ausdruckes gar keinen Zweifel gestatten. — Von einem Verfahren nach Regeln, ja nur von einer Unterscheidung von Stamm- und Ableitungs- und Flexionssylben ist so wenig eine Spur, dafs der Vf. S. 189 für möglich hält, *Teut-onen* und *Gutt-onen* seyen nur in der Aussprache verschieden, und S. 55 eine solche

*) *Iram paene mihi excitat Menagius* sagt *Muratori Antiquit. II. p.* 1251, wenn er ihn als *morbido* von *mollis, minchione* von *asinus* herleitend anführt.

Digitized by Google

Identität von *Suev-en*, *Sen-onen*, *Sui-onen*, *Sit-onen* nicht entschieden abweist.

Vor Allem haben wir noch die Ansichten des Vfs. über „Germanen" und „Deutsche" zu bemerken. Für das erstere Wort werden S. 24, 25 mehrere Wurzeln (*geren* rufen, *gere* Spiefs, *guer* Kriegs- und Wehrverfassung!!) für gleich zulässig erklärt, die jedoch in dem gemeinsamen Begriff von Kriegs- oder Wehrmännern, Waffengenossen zusammentrafen. Dies mag hingehn. Später aber wird „Germanen" zwar zuweilen in dem gewöhnlichen allgemeinen Sinne genommen, dann aber auch im Gegensatze der Sueven, entweder mit dem Beisatz: eigentliche, sefshafte, niederrheinische gebraucht, oder auch schlechthin (z. B. S. 101, 117, 133, 157, 164, 513) ihnen entgegengestellt. Fragen wir, wie der Vf. zu diesem, den Worten Caesars: *Suevorum gens est maxima Germanorum omnium*, der Darstellung des Tacitus so ganz widersprechenden, leicht Verwirrung erzeugenden Sprachgebrauch gelangt, so glauben wir die Antwort S. 25 vgl. mit S. 512 zu finden. Die nordwestlichen Stämme sind deshalb eigentliche Germanen, weil sie in der Wehrverfassung, nicht in der auf Eroberung gerichteten suevischen stehen. So ist hier nun der allgemeinen, aus jenen Wurzeln gezogenen, Bedeutung von Kriegsgenossen, die auch auf die erobernden Sueven gepafst hätte, die besondere von Männern, die zur Vertheidigung verbunden, untergeschoben; so hat das falsche Etymologisiren den Vf., ihm selbst vielleicht kaum bewufst, zu einer Untreue gegen sich selbst, zu einer ungehörigen Terminologie, ja etwa gar zur Beibehaltung jenes Gegensatzes überhaupt verleitet. Und fast möchten wir aus diesem Hergange schliefsen, dafs die unwahrscheinliche Ableitung der Sueven von Schweifen *), obwohl der Vf. sie dahin gestellt seyn läfst, doch einen geheimen Einflufs auf eben diese Beibehaltung geäufsert habe.

Nicht minder auffallend ist die hier über das vielbesprochene „Deutsch" gegebne Aeufserung. Bekanntlich hat sich der älteren Meinung, welche „Teutsch," (wie sie lieber schreibt), als den ächten, ursprünglichen, von jeher für den ganzen germanischen Stamm gebräuchlichen Namen geltend macht, eine andre, auch in diesen Blättern Jahrg. 1827 S. 157 vertheidigte entgegenstellt, welche nachweist, dafs *diutisc*, in den lat. Quellen *theodiscus*, *theudiscus*, oder gelehrt-vornehm *theutonicus* zunächst im 9. Jahrhundert in Verbindung mit *lingua* die Sprache der ostfränkischen Stämme bezeichnet, und erst in den folgenden Jahrhunderten allgemach auch für das osterländische Volk, Land und Reich gebraucht wird; und dafs Deutschland nur aus dem Grunde mit *Germania* gleichbedeutend geworden ist, weil Ostfranken ohngefähr die Gränzen des alten Germaniens in sich begriff. Die Vertheidiger dieser Meinung übersetzen ferner *theodisc* u. s. w., als von *thiud* (Gothisch), *diot* (Althochd.) d. i. Volk abzuleiten, mit *gentilis*, sey es nun, dafs sie wie Leo in den Jahrb. a. a. O. dieses für „heidnisch" oder wie Rühs (Erläut. des Tacitus S. 103 ff.) für *popularis*, *vulgaris* nehmen, so dafs nach der letztern Annahme, die uns die passendere scheint, *lingua theodisca* die Volkssprache im Gegensatz der gelehrten von den Geistlichen gebrauchten, und dann auch der von den Westfranken geredeten *lingua romana rustica* ist.*) Unser Herr Verf. nun

*) Wir wollen darauf aufmerksam machen, dafs Grimm D. Gr. 14 oben, S. 25 oben *Suevi* von *sueljan*, *sopire* (also etwa *pacifici*, *pacificantes*) abzuleiten geneigt ist.

*) Neuerdings hat Grimm D. Gramm. I. S. 108 diese Ableitung angefochten, und dafür eine andere vom Goth. *thiuths*, ἀγαθός, dem im AltHochd. ein freilich nicht vorkommendes *diut* entsprechen würde, empfohlen, wonach *diutisc* „guter Art" zu deuten wäre. Wie schwer es hält, einer solchen Autorität nicht zu folgen, entschliefsen wir uns doch in diesem Falle dazu, da wir zum Theil mit den Waffen unsers Gegners fechten können. Grimm hat einen doppelten Grund. Der stärkere, vom Laut ausgehende, beruht darauf, dafs im AHD. *iu* und *io* getrennt werden, dafs das erstere im spätern Hochdeutsch zu *eu* (Plattd. *ü*), das letztere zu *ie* (Plattd. *ee*) wird, also *tiuri*, theuer (dür) aber *tior*, Thier (Deer), oder *liut*, Leute (Lüde), aber *lioth*, Lied (Leed); daher dann unserm Dietrich freilich ein AltHD. *diotrih*, dem Deutsch aber kein *diotisk* (das auf Dietsch führen würde), sondern nur *diutisc* entsprechen kann. Allein 1) lehrt Grimm ja auch, dafs jener Regel ungeachtet, zwischen *iu* und *io*, *eu* und *ie* ein häufiger Uebergang und Wechsel sich zeigt; wir dürfen statt einer weitern Ausführung nur an das Jedem gegenwärtige Nebeneinandergehn der heutigen Formen „bietet, beut" u. s. w. erinnern. Und 2) brauchen die lateinischen Quellen (wie Grimm selbst bemerkt) ja grade in dem fraglichen Wort *theodiscus* und *theudiscus* neben einander, wie *Theodericus* und *Theudericus* *feodum* und *feudum*. Die Form legt sonach kein unübersteigliches Hindernifs in den Weg, Deutsch mit *diot*, Volk, in Zusammenhang zu bringen. Die Begriffsableitung

Digitized by Google

nimmt die letztere Meinung an, aber wunderbarer Weise ohne die erstere aufzugeben. Diese (die letztere) Ableitung sagt er S. 31 „kann aber die frühern von Teut, Tuisk, nicht aufheben, wie einige glauben; vielmehr ist sie eine Bestätigung oder wird erst durch sie vollständig." Und der Beweis? „Denn wo ein Diet oder Volk ist, da ist auch der Teut, Vater, Führer, Stifter und Gründer des Volks schon von selbst gesetzt." Wir verstehn entweder diesen Satz gar nicht, oder glauben daraus folgern zu müssen, dafs nach dem Verf. alle Stämme, in deren Sprache *thiod* Volk bezeichnet, also Isländer, Schweden, Angelsachsen u. s. w. sich billig Deutsche hätten nennen müssen. Mehrere Fragen scheinen von dem Verf. und Andern in dieser Sache nicht klar geschieden zu werden. Es wird nicht bestritten, dafs ein Stammwort, womit „Deutsch" zusammenhängen kann, mit dem ersten Auftreten der Germanen zugleich sich zeigt, in den Teutonen und den Teutonoariern, im Teutoboch, dem Teutoburger Walde und so vielen Eigen- und Ortsnamen, nur nicht in einem mühsam und willkührlich aus *Tuisco* gebildeten *Teut*; dafs die Germanen, wenn wir für sie einen Namen erst schaffen müfsten, nicht unpassend den der Deutschen, als einer Vereinigung solcher Stämme, welche die germanischen Elemente unvermischt fortgepflanzt, führen könnten; ja dafs sie selbst sich allenfalls so hätten nennen können. Die Frage ist ja aber hier vielmehr die, ob sich die zahlreichen verschiedenartigen Stämme im Anfang unsrer Zeitrechnung selbst als Einheit begriffen und benannt, und wenn dieses, ob sie grade diese unter hundert andern möglichen und schicklichen Benennungen angenommen. Und dafür, dafs dies nicht geschehen, ist wohl das Stillschweigen der Alten, und das Nichtvorkommen der geheischten Bedeutung in den ersten tausend Jahren der germanischen Geschichte Beweises genug, gegen den uns die Aushülfe des Verf. S. 30 der Name „ist nirgend, weil er überall ist," oder Tacitus habe ihn nicht „weil er die einzelnen Stämme nach ihren Eigennamen aufführt" — er hat aber doch „Germanen" — nicht sonderlich einleuchten will. Dem Verf. ist übrigens nicht gelungen, den Widerspruch der beiden Meinungen die er angenommen, in sich auszugleichen. Einerseits werden wie Germanien und Teutschland, so Germanen und Teutsche fortwährend durcheinander gebraucht; andrerseits heifst es S. 3, dafs hierauf (nach dem Zuge der Teutonen) nicht weniger als 1000 Jahre verfliefsen „bis endlich die ganze (?) Nation unter diesem Namen vereinigt ist," und der wahre Grund liege darin, dafs in den frühern Zeiten, wo es an gröfsern Verbindungen fehlte, sich jeder einzelne Stamm für ein Volk (Diet) gehalten habe. Wie vereint sich dies mit diesem Gebrauch und jenen Erklärungen?

Ein jeglicher scheut sich, Unkunde in den classischen Sprachen zu verrathen, Etymologieen werden hier kaum von andern als philologisch Gebildeten versucht; sollte denn jetzt, da für die Geschichte unsrer Muttersprache die gründlichste Schule emporblüht und sich verbreitet, nicht der Geist der sie belebt, nicht die grössere Leichtigkeit über sie sich zu belehren, nicht die Furcht Blöfsen zu geben, sie vor einer noch immer vorherrschenden leichtsinnigen, ja zügellosen Behandlung schützen.

Ein Zweites in der Weise des Verf., das störend hervortritt, ist, dafs er in seinen Reflexionen sich zuweilen einem zu untergeordneten, äufserlichen, subjectiven Gesichtspuncte hingiebt. Gleich in der Einleitung werden von „wirklichen Widersprüchen" im Deutschen Charakter Beispiele aufgeführt, die nur vom Zufälligen der Erscheinungen hergenommen sind, wenn es heifst: „von teutscher Kraft reden Männlein, welche das lebhafte Bild der Verweichlichung sind", oder „Teutsche Treue ist Sprichwort, aber wie oft sind die heiligsten Bündnisse gebrochen".

(Der Beschlufs folgt.)

---

aber statt zu hindern, zwingt vielmehr dazu, und wir können hier durchaus nicht Grimms Behauptung zugeben: *popularis, gentilis* sage etwas weniger schickliches aus, als *bonae indolis*. Wir stützen uns darauf, dafs *theodisc* u. s. w. lange Zeit fast ausschliefslich mit *lingua, sermo* verbunden wird (s. das Verzeichnifs bei Rühs a a. O.) ehe es für Volk, Land u. s. w. vorkommt, und wer möchte zweifeln, dafs Volkssprache, Laiensprache hier den passenderen Sinn giebt. Es ist überdem dafür aus dem 13. Jahrh. die treffendste Analogie anzuführen; der Schwabenspiegel (*ed. Schilt. c.* 50. §. 4. sagt: „*ingenuus* daz sprichet in laygen der hoechst fri." — Wir halten uns daher am liebsten an eine andere, jener widersprechende Aeufserung Grimms II. S. 378: „Ihnen beiden (*elidiotic, peregrinus* und *diutisc, germanicus*) liegt *diot, gens* zum Grunde."

Digitized by Google

Nro. 3.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1829.

Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert. Erster Band. Geschichte der Teutschen von J. C. Pfister. Erster Band.

(Schluſs.)

Ferner ist hieher eine gewisse Art von geschichtlicher Kannengieſserei zu rechnen, die den leeren und trügerischen Erwägungen nachhängt, wie es doch hätte kommen mögen und müssen, wenn dies oder jenes sich nicht ereignet hätte. So z. B. die Reflexion über den Fall, wenn Ariovist gegen Caesar gesiegt hätte (S. 52), die mit der nichts oder zu viel sagenden Behauptung schlieſst: auf keinen Fall würde Gallien römisch geworden seyn; oder S. 220: „Wenn die Gothen alle die Länder, welche sie damals (vor dem Einbruch der Hunnen) inne hatten, behauptet hätten, welche andere Gestalt würde die teutsche Geschichte haben. Und da die Gothen, nicht weniger als irgend ein teutscher Stamm, sich für alles Bessere empfänglich gezeigt haben, ja in Absicht auf Sanftheit der Sitten manchen Andern vorgehen, so würde alsdann die europäische Cultur grade den entgegengesetzten Weg genommen haben. Allein das Schicksal" etc. Auch die Theilnahme an dem Geschicke unsrer Helden äuſsert sich zu subjectiv in dem Ausruf S. 107: „Es ist auf ewig zu beklagen, daſs wirs nicht widerlegen können, daſs es Teutsche, daſs es die eignen Stammesgenossen gewesen, durch deren Hand Herrmann gefallen ist."

Wenn es noch einer Erklärung und einer Entschuldigung bedarf, warum auch diese Geschichte der Deutschen, bei so vielem Trefflichen, nicht völlige Befriedigung giebt, so mag sie in der Frage Goethe's in den Wanderjahren gefunden werden; „wer wird wohl den Forderungen einer durchaus gesteigerten Gegenwart, und zwar in schnellster Bewegung genugthun können!"

G. Homeyer.

II.

Gehler's Physikalisches Wörterbuch neu bearbeitet von Brandes. Gmelin. Horner. Muncke. Pfaff. Dritter Band. E. Leipzig, 1827. 1172 S.

Erster Artikel.

Die Anforderungen, welche die Kritik an ein physikalisches Wörterbuch zu machen und die Gesichtspuncte, von welchen sie in der Schätzung seines Werthes auszugehen hat, sind ganz anderer Art, als diejenigen, welche bei der Beurtheilung eines Lehrbuches Statt finden. Wenn das letztere gleichsam eine Generalcharte der Wissenschaft darstellt, deren Entwurf unter andern besonders reifliche Beseitigung eines zu groſsen Details erfordert, so ist jenes dagegen in seinen einzelnen Artikeln einer Reihe von Specialcharten zu vergleichen, die, mit freigiebiger Mannigfaltigkeit ausgestattet, nicht nur ohne Beeinträchtigung, sondern selbst zum Vortheil des Ganzen von verschiedenen Meistern, nach verschiedenen Maſsstäben und unter abweichenden Eigenthümlichkeiten gezeichnet sein dürfen.

Wir haben daher weder Veranlassung, uns über eine zu groſse Ausdehnung des Stoffes in dem vorliegenden voluminösen Bande zu beklagen, obgleich derselbe allein erst die unter dem Buchstaben E enthaltenen Artikel in sich begreift, noch glauben wir in die öfter vernommene Bemerkung mit einstimmen zu dürfen, daſs die Einheit des Ganzen durch die Mehrzahl der Arbeiter, in Vergleich mit dem älteren von Gehler allein verfaſsten Wörterbuche, bei dieser neuen Bearbeitung desselben zu sehr leide. Wir müssen vielmehr zunächst in Hinsicht jenes ersteren Punctes es hier gleich von vorn herein bedauern, daſs manche mehr oder minder wichtige Artikel theils gänzlich übergangen, theils zu kärglich behandelt, theils wenigstens in den Synonymen nicht überall, wo es Bedürfniſs ist, lexicographisch nachgewiesen sind.

Digitized by Google

Es sind besonders die chemischen Artikel, denen, ohne Zweifel dem Plane gemäfs, eine nur geringe, aber unsers Erachtens in der That zu stiefmütterlich gerathene Ausstattung zu Theil geworden ist.

Einer lebendigeren Entwickelung und Gestaltung der Wissenschaft, durch welche der Gegensatz zwischen Physik und Chemie mehr als sonst gelöst, und beide Disciplinen auf einem bestimmten Puncte des Wissens zu einer weniger zufälligen Gemeinschaft als bisher geführt würden, scheint zwar allerdings noch sehr vieles bei uns und noch vielmehr von dem befangenen Standpuncte des Auslandes her entgegen zu wirken; und man darf eine solche höhere Erkenntnifsstufe am allerwenigsten in der statistischen Darstellung eines encyklopädischen Wörterbuches suchen und erwarten, das seiner Natur nach die Wissenschaft nicht sowohl der Einheit ihres Ideals unmittelbar näher führen, als sie vielmehr nur in der ausführlichen, empirisch gesonderten Aufzählung aller zu ihrer äufserlichen Erscheinung gehörigen Einzelnheiten und Particularitäten geben soll, wie sie gerade ist. Aber darüber sind alle Partheien im Einverständnisse, dafs schon durch die blofse Erfahrung so vielfältige Beziehungen und Wechselbestimmungen zwischen den beiden genannten wissenschaftlichen Zweigen herbeigeführt worden, dafs sie nicht mehr auseinander gehalten zu werden vermögen, dafs sie gleichsam den Physikern und Chemikern unter den Händen und gegen ihre Absicht bald hier bald dort in einander gewachsen und verflochten seien, so dafs schon längst ein für Physik und Chemie gemeinsames Princip in beiden Wissenschaften begehrt werde, um jene unvermeidlichen Verzweigungen wenigstens so gut als möglich danach zu regeln und in ihren Einzelnheiten weiter zu verfolgen.

Als ein solches Princip ist in unsern Tagen die bekannte Voraussetzung, dafs die Elektricität der Grund der chemischen Thätigkeit sey, in dem sogenannten elektrochemischen System bereits unter so assertorischen Formen und in solcher Ausführlichkeit aufgestellt und ausgebildet worden, dafs es als ein entschiedener Mangel eines jeden gegenwärtig erscheinenden Lehrbegriffs der Physik sowohl als der Chemie gelten könnte, wenn darin nicht wenigstens historisch die Grundzüge dieser Theorie in der Kürze angegeben und auseinandergesetzt würden. Es ist daher noch in viel höherem Grade auffallend, dafs in dem vorliegenden Werke der Artikel: Elektrochemie und alle Nachweisung über ihn gänzlich fehlt, und für den Referenten, je entschiedener derselbe von der Unrichtigkeit des ganzen elektrochemischen Lehrbegriffs überzeugt ist, und je bestimmter er sich gegen dessen Zuläfsigkeit in der Wissenschaft ausgesprochen hat, ist dieser Mangel um so bemerkbarer gewesen.

Unter allen Vorstellungsweisen, die zur Schattenseite der Physik je gezählt worden, kann es keine geben, die durch ihre Entfernung von einer gesunden und einfachen Naturanschauung mehr dahin verwiesen zu werden verdiente, als das System der Elektrochemie. Nachdem wir so lange mit der Elektricität und dem chemischen Processe verkehrt, beide gesondert und verbunden im Experiment und in der Natur beobachtet und endlich noch im Elektromagnetismus ein Schlufsglied der Erscheinungen kennen gelernt haben, welches etwanige Zweifel über die wahre Beschaffenheit der bisherigen Ansichten vollends hinweg räumt: so gehört wenig mehr als eine nur unverwöhnte Anschauungskraft dazu, um die Elektricität als das, was sie ist, als den blofsen Vorläufer des Chemismus, als den nur in polaren Anziehungen und Abstofsungen sich äufsernden, abstracten Reflex derselben, der schon mit dem sogenannten elektrischen Funken dem reelleren Beginn des concreten chemischen Processes weichen mufs, mit entschiedener Evidenz zu erkennen, Eine Lehre also, die uns fortwährend noch den Zusammenhang zwischen Elektricität und Chemismus als ein solches Verhältnifs aufdringen will, worin jene als ein dunkler und geheimnifsvoller Grund von diesem vorgestellt wird, und die dabei noch, wie Referent bereits an mehr als einem Orte gezeigt hat, die speciellen Polaritätsbeziehungen in Folge einseitiger und falscher Reflexionen abermahls verkehrt hat, so dafs sie die positive und negative Elektricität mit der Oxydations- und Desoxydationsseite des Chemismus von neuem in völlig entgegengesetzte und naturwidrige Verhältnifsbeziehung gebracht hat, — die mithin eine Betrachtungsweise in sich schliefst, ähnlich derjenigen, nach welcher etwa das Steigen und Fallen eines Thermometers nicht als Folge sondern als Grund der Temperaturveränderung und zwar das Steigen als die Ursache der Erkältung, das Fallen als Ursache der Erwärmung betrachtet würde, — eine solche Lehre ist in der Verkehrtheit und Widersinnigkeit ihres Inhalts für den gegenwärtigen Zustand unserer Physik und Che-

Digitized by Google

mie charakteristisch. Sie ist mehr als irgend etwas geeignet, zu zeigen, in welche Verirrungen eine Wissenschaft, an deren Fortgange die Erfahrung und Speculation gleichmäfsig Antheil haben sollen, zu gerathen vermag, wenn beide Erkenntnifsmittel nicht in lebendiger Einigung, sondern nur einseitig und auseinander gerissen in ihr wirksam sind; wenn man die Massen von Beobachtungen und Thatsachen, die sich einerseits unter einer vagen Empirie anhäufen, andererseits wieder ohne Rücksicht auf den Gehalt und die innere Bedeutung der Erscheinungen, nur durch einen blofsen hypothetischen Reflexionsformalismus, vereinigen und zusammen halten will.

Eben deshalb aber mufs die Darstellung dieser mit so grofsem Applaus in und aufserhalb Deutschland aufgenommenen und selbst durch akademische Preisaufgaben begünstigten Lehre wenigstens ihren Grundzügen nach in einem eigenen Artikel von einer physikalischen Encyklopädie nothwendig gefordert werden, deren Aufgabe es ist, die Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange, mit allen in irgend einer Beziehung wichtigen Einzelnheiten derselben, sie mögen auf Vorzüge oder Gebrechen des Ganzen hinaus laufen, zu verzeichnen, wie sie ist. Die Absicht, das dahin Gehörige einer gelegentlichen Einschaltung und Unterordnung in einen andern späteren Artikel, etwa dem vom Galvanismus, vorzubehalten, wäre aus den angegebenen Gründen nicht zu billigen, obgleich auch in diesem Falle die nächste und unerläfsliche Verweisung darauf unter dem Buchstaben E des vorliegenden Bandes nicht fehlen dürfte.

Zu den übergangenen Artikeln zählen wir aufserdem noch solche Begriffe, wie Educt, Effervescenz, Entzündung, Entbindung, Erregung, Erwärmung, Explosion, die in der Sprache der Physik und Chemie von häufigem Gebrauche sind, und an deren Hervorhebung lehrreiche und für den Zweck der Darstellung im Ganzen wesentliche Mittheilungen anzuknüpfen gewesen wären.

Auch gangbare und durch Kürze sich empfehlende Synonymen, wie z. B. Euchlorine, sollte der Leser nicht vergebens aufschlagen dürfen, ohne Hinweisung auf die Stellen zu finden, wo in einem gröfseren Zusammenhange über das Gesuchte Aufschlufs gegeben wird. Erläuterungen und Nachweisungen über solche Gegenstände, wie z. B. Cyan, Chlorazot, die merkwürdiger und wichtiger als so viele von den in den Plan der Darstellung aufgenommenen so genannten chemischen Elementen selbst sind, fehlen dem Werke gänzlich.

Aus der übrigen physikalischen Nomenclatur vermissen wir ebenfalls ungern noch Bestimmungen und Erläuterungen über den Inhalt mancher theils wichtigen, theils häufig erwähnten Begriffe, wie z. B. über Elektromotor, Element im galvanischen Sinne, Elmsfeuer, Entladung, Eigenschaft, Erdfernrohr, Erdbrand, Erdmagnetismus, Erscheinung, Ergänzungsfarben, Erz, Euphon u. a. m., die theils gänzlich übergangen, theils sofern etwa noch an andern Stellen des Buches von ihnen die Rede kommt, wenigstens nicht mit Bezug darauf, erforderlichen alphabetischen Ortes aufgeführt sind.

Indem wir uns hiemit also mehr über Mangel als Ueberflufs des hinzugezogenen und behandelten Materials zu beklagen haben, glauben wir indefs, ohne der Anerkennung des verdienstlichen Unternehmens der geachteten Verfasser das mindeste zu entziehen, die letzteren doch keineswegs von dem Vorwurfe gänzlich frei sprechen zu dürfen, dafs sie nicht in mancher Beziehung, wenn nicht durch die Wahl doch durch die Behandlung des Stoffes die Gränzen der Angemessenheit und die Befugnifs der encyklopädisch-lexicographischen Darstellung beträchtlich sollten überschritten haben. Dies gilt besonders in einer Hinsicht, die für den Verfasser wie für den Beurtheiler eines wissenschaftlichen Wörterbuchs aus dem Begriff der Sache sich nothwendig ergeben mufs, so fern beide die Richtungen und Bestrebungen des physischen und geistigen Lebens nicht einseitig und gesondert, auch in keiner blofs scheinbaren und eingebildeten äufserlichen Verbindung, sondern in der Wahrheit eines inneren, lebendigen Zusammenhanges und wechselseitiger Bestimmung zu sehen bestrebt sind.

In der alphabetischen Anordnung so vieler zu einem wissenschaftlichen Ganzen gehöriger Artikel, welche den Inhalt eines Wörterbuches bilden, ist allerdings dem Buchstaben ein Recht und eine Gewalt über den Geist der Einheit und des Zusammenhangs eingeräumt, die mit dem innersten Erkenntnifstrieb, der nicht auf flache Verbreitung, auf zufällige Vortheile und Nebenzwecke, sondern auf die Tiefe gerichtet ist, unvereinbar und in streng wissenschaftlicher Beziehung nicht anders als mit nachtheiligen Folgen verknüpft zu seyn scheinen. Wenn dagegen die Bequemlichkeit, wel-

Digitized by Google

che die lexicographische Bearbeitung wissenschaftlicher Disciplinen durch das erleichterte Nachschlagen und Studiren gesonderter, aus dem Zusammenhange herausgehobener Artikel darbietet, das ganze Motiv einer solchen Darstellung in sich schlösse, so möchte dem Tadel derer, welche gerade hin die Ausarbeitung wissenschaftlicher Wörterbücher oft und laut genug als geistlose und schädliche Unternehmungen bezeichnet haben, nicht leicht auf eine gründliche Weise zu begegnen seyn. Denn in der That wäre ohne anderweitige Beziehung nicht abzusehen, warum jenem Vortheil, der bei einer systematischen, wenn übrigens auch noch so ausführlichen Bearbeitung doch ganz einfach durch Beifügung eines vollständigen rückweisenden Registers eben so wohl erreicht wird, mit der alphabetischen Zerstükkelung und Auflösung des inneren Zusammenhanges Opfer gebracht würden, die auf jene Weise beseitigt bleiben müfsten.

Aber wie überall in jedem Kreise gesund und frisch erhaltener wissenschaftlicher Bestrebungen alle Nebenabsicht von selbst ausgeschieden bleibt, so ist es auch hier nicht irgend eine gesonderte Reflexion subjectiver Vortheile und Zweckmäfsigkeiten, denen die wissenschaftlichen Wörterbücher im Ganzen Entstehung und Fortgang zu verdanken haben; sondern ein objectiv gültiges Gesetz, nach welchem in der Wissenschaft der innern geistigen Einheit des Systems die zerstreute und nur nach einem äufserlichen Schema zusammen gehaltene Mannigfaltigkeit des Materials jeder Zeit irgend wie und wo gegenüber treten mufs, erzeugt sie eben so nothwendig und unabweislich, wie überall im Leben mit der Entwickelung des Geistes auf der einen Seite auch eine andere Seite des Hervortretens der Masse, als ein wesentliches Moment dieser Entwicklung, ihr gegenüber stehend, und zugleich enge und unauflöslich mit ihr verknüpft, sich geltend zu machen trachtet. Derselbe Gegensatz, der im innern Leben des Menschengeistes und in der äussern Mannigfaltigkeit des Naturlebens vor Augen liegt, wiederholt sich in der Wissenschaft, indem sie nach der einen Richtung das lebendige Wissen in sich und in seiner Einheit, nach der andern hingegen dasselbe in dem Reichthum und der Fülle seiner äufserlichen geschichtlichen Offenbarung zu umfassen strebt.

Die zweite Richtung ist mit der ersten gegeben und durch sie gefordert; es ist nothwendig, dafs auch sie als ein Trieb in der Erkenntnifsentwickelung sich hervorthue; aber es ist unmöglich, dafs sie in jene erste und ursprüngliche Richtung aufgehen, sie ersetzen und entbehrlich machen könne, so wenig die Natur in aller Mannigfaltigkeit und Schönheit ihrer Offenbarung jemals als ein Aequivalent des Geistes zu gelten vermag. Wo die Menge des Einzelnen und die Masse vorwaltet, da kann nicht zugleich auch die eigentliche und vollkommenste Offenbarungsstätte des Geistes seyn. Das Wissen, welches den historischen Inhalt und Gesammtbestand irgend eines bestimmten Kreises der Erkenntnifs umfassen will, mufs, indem es diese Richtung verfolgt, auf die gleichzeitige Darstellung der Einheit eines Systems Verzicht leisten. Indem es den ganzen äufserlichen Umfang zu durchlaufen trachtet, darf es nicht zugleich im Mittelpuncte sich festsetzen wollen. Es bleibt sich so lange nur selbst getreu, als die reine Gegenständlichkeit der Peripherie, in welcher es sich bewegt, nicht aufhört, zugleich sein ausschliefslicher Zweck zu seyn. Begehrt es mehr als das, will es mit und in der ganzen Fülle und Masse des Einzelnen zugleich die Einheit und gesetzliche Norm der Erkenntnifs ergreifen, die nicht sowohl durch Reflexion vom Umkreise als nur durch unvermittelte Anschauung vom Centrum aus zu gewinnen sind: so tritt es aus der Sphäre stiller Unbefangenheit und harmloser Resignation in einen schneidenden Widerspruch mit sich, der seine Fortschritte lähmt, seine Bestrebungen vereitelt und der, wenn er von Dauer seyn könnte, auf die allgemeine Entwicklung lebendiger Kenntnifs überhaupt eben so störend einwirken müfste, wie die Natur vernichtend in das geistige Leben des Menschen eingreifen würde, wenn es möglich wäre, dafs sie als Natur zugleich zu einer Gesetzgeberinn und überlegenen Gebieterinn desselben sich zu erheben vermöchte.

Das Schicksal solcher Unternehmungen in der Literärgeschichte ist bekannt, die mit dem gehäuften Zusammentragen encyklopädischer Massen zugleich die Prätension verbanden, absolute Regulative der Erkenntnifs und allgemein gültige Gesetzbücher wissenschaftlicher Bildung zu liefern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 4.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1829.

Gehler's Physikalisches Wörterbuch neu bearbeitet von Brandes. Gmelin. Horner. Muncke. Pfaff. Dritter Band.

(Fortsetzung.)

In der colossalen Gröfse ihres Umfangs sind sie fast schon für die nächste Generation nur zu Ruinen geworden, aus denen die Reste des Scheinlebens, das noch frühere Zeitgenossen zu blenden vermochte, bereits wieder in ihr Nichts zurückgekehrt sind. Der lebendige, unvergängliche Geist des Wissens läfst sich in solchen Massen nicht fesseln; er offenbart und erhält sich nur in Formen, die er selbst kraft seiner eigenen Wirksamkeit sich geschaffen und erbaut hat.

Wenn wir daher von einer Seite die Erzeugnisse des wissenschaftlichen Triebes, der irgend ein Gebiet der Erkenntnifs in der vollständigen Extension aller seiner Einzelnheiten darstellen will, mit dankbarer Anerkennung aufnehmen, sofern er dabei zugleich seiner Unternehmung sich gewachsen zeigt, so sind wir von der andern Seite nicht minder billig, wenn wir alles entschieden zurückweisen, was dabei von der schlichten, prätensionslosen historischen Richtung abweicht.

Die bei den encyklopädischen Schriftstellern von jeher beliebte Form der lexicographischen Darstellung ist an und für sich bereits ein Zugeständnifs des negativen, sondernden Princips ihrer Thätigkeit. Der innere Mangel an Einheit eines Vortrags, welcher seiner Aufgabe nach, jede Einzelnheit zu berücksichtigen genöthigt ist, würde da gerade, wo dieser den Schein einer systematischen Continuität annehmen sollte, am sichtbarsten hervortreten. Die alphabetische Zerstückelung des Gehalts, die so oft als ein Gegenstand des Anstofses an den Encyklopädieen betrachtet worden, ist also vielmehr eine mit dieser Seite der wissenschaftlichen Offenbarung wohl zusammenstimmende Form. Wenn aber diese encyklopädische Negativität an die Stelle der ursprünglichen positiven Erkenntnifs treten, wenn sie ein System der Wissenschaft bilden, eine Richtschnur und gesetzliche Norm des Erkennens geltend machen will, da wo sie nur die gesonderte Mannigfaltigkeit des Wissens im vorgeschriebenen Kreise historisch darzulegen hat: so kann eine solche Abweichung, schon vermöge einer unausbleiblichen Rückwirkung auf sich selber, von keinem erfreulichen Bestand sein. Und diese nicht erfreuliche Seite ist es vornehmlich, die sich mehr oder weniger auch bei der Bearbeitung des hier angezeigten Wörterbuchs in einem Grade bemerkbar macht, der es aufser Zweifel setzt, dafs die Verfasser den characteristischen Unterschied zwischen raisonnirenden Abhandlungen, theoretischen Lehrbegriffen und encyklopädischen Wörterbüchern nicht immer in der erforderlichen Klarheit und Schärfe vor Augen gehabt haben, um nicht bald hier, bald dort wesentliche Gränzlinien ihrer Aufgabe zu überschreiten und in das Gebiet der einen oder andern Kategorie der Darstellung zu verfallen.

Wenn schon an gewissen Lehrbüchern der ausländischen Physik die Breite und Selbstgenügsamkeit eines einseitigen Raisonnements zum Tadel veranlafst, so ist es noch weniger zu billigen, dafs in den Artikeln des vorliegenden encyklopädischen Werkes zuweilen die Subjectivität eines Verfassers zum grofsen Theil denselben Rahmen ausfüllt, der nur zur Aufnahme eines rein wissenschaftlichen Objects bestimmt ist. Individuelle Ansichten, Maximen, Urtheile, Entscheidungen, polemische Verhandlungen in mehr oder minder absprechender Gestalt treten uns da entgegen, wo wir nur schlichten, sachgemäfsen Bericht erwarten, höchstens am Schlusse oder an geeigneter Stelle des Ganzen eine gedrängte und beiläufige, aus der besondern Vorstellungsweise des Berichterstatters hergenommene Mittheilung ihm zugestehen dürfen; und das Resultat, welches dem Leser aus einer solchen von Anfang bis zu Ende mit den Re-

Digitized by Google

flexionen des Autors durchwirkten Ueberlieferung erwächst, läuft darauf hinaus, dafs jener den behandelten Gegenstand nicht sowohl nach der geschichtlichen Entwickelung und bestehenden Gestaltung der Wissenschaft, sondern nur nach der subjectiven Ansicht und Meinung des Verfassers zu entnehmen und aufzufassen vermag.

Unsere Anzeige wird, je weiter um so mehr, die Belege hiezu ergeben; es sey hier nur noch die Bemerkung vergönnt, dafs die gleich anfangs erwähnte Beschränkung des Stoffs ohne Zweifel unter besorglicher Rücksicht auf zu grofsen Anwachs des Volumens veranlafst seyn mag. Wenn hingegen jene Häufung der Reflexion den übergangenen Artikeln und so manchen unterbliebenen sachgemäfsen Mittheilungen Platz gemacht hätte, so würde das Ganze dadurch an solidem Gehalt, unter gleichzeitiger Verminderung einer beschwerlichen Corpulenz, in zwiefacher Weise gewonnen haben.

Die sämmtlichen Artikel des hier vorliegenden Bandes lassen sich unter vier Hauptgruppen bringen, von denen uns der Raum in diesem ersten Theil unserer Anzeige nur diejenige in nähere Betrachtung zu ziehen gestattet, welche sich über die allgemeine Physik der Erde im Ganzen verbreitet. Wir werden auf diese geologische Gruppe, wie wir sie nennen, indem wir zwischen Geologie und Geogonie unterscheiden, zunächst durch den wichtigen von Brandes bearbeiteten Artikel über Ebbe und Fluth geführt, mit welchem das Buch beginnt.

Es wäre zu wünschen, dafs die in der Darstellung dieses Artikels beobachtete Anordnung zugleich als Muster und Gesetz bei allen übrigen gegolten hätte. Nach einer Hervorhebung der Hauptmomente des Phänomens an sich folgt nämlich sogleich das eigentlich historische, indem der Verfasser das zur Geschichte der empirischen und reflectirenden Beobachtung gehörige in kurzen Andeutungen durchgeht und demnächst erst einen Abrifs von der theoretischen Ausbildung giebt, die dem Gegenstande in unserer Zeit, vornehmlich durch Laplace, geworden. Bei andern Artikeln ist das früher geschichtliche nicht durchgehends, so wie hier in der natürlichen Ordnung als Einleitung zur Darstellung der neueren und wichtigeren Theorien, sondern oft als ein gesondertes Ganze für sich mit zu grofser Weitschweifigkeit und wiederum zu sehr in das Gebiet einer eigentlichen Geschichte der Physik fallend, behandelt worden.

Man sieht übrigens sehr bald, dafs der Verfasser, bei der Bearbeitung dieses Gegenstandes, der rein physicalischen Seite desselben, im Vergleich mit der mathematischen, nur den geringeren Theil seiner Sorgfalt zugewandt habe. In der Phänomenologie bleibt, was die vollständige Hervorhebung der wesentlichen Momente und die Angabe und Verknüpfung der mannigfachen charakteristischen Gegensätze des hier behandelten Erscheinungsgebietes anbetrifft, die Darstellung selbst hinter der des älteren Gehler'schen Wörterbuchs merklich zurück. So drückt sich z. B. der Verfasser über den Unterschied in der Zeit der Culmination des Mondes und des eintretenden Maximums der Fluth auf eine zu allgemeine und leicht mifsverstandene Weise aus, wenn er sagt: „diese Verschiedenheit scheint von den Hindernissen herzurühren, die sich der allmähligen Fortpflanzung der Fluth entgegen stellen" und hinzufügt: „am deutlichsten zeigt sich dieses in den Strömen." Dafs es locale Störungen und Modifikationen der Wirkung gebe, gilt als ein Satz für sich. In der naturgemäfsen Anschauung des Phänomens tritt ja aber jene Differenz nicht als Anomalie, sondern als wesentliche Bestimmung auf, deren Vorhandenseyn nicht nur aus der mathematischen Theorie, welche die Cohäsion in den Theilen der Flüssigkeit berücksichtigt, um so bestimmter hervorgehen mufs, je vollkommner diese Theorie ist, sondern die auch auf die einfachste Weise im Experiment versinnlicht wird, wenn man z. B. eine stark geriebene Glasröhre über eine Wasserfläche nahe und schnell genug hinführt, um zu sehen, dafs die kleine elektrische Attractionswelle stets hinter der Normale des anziehenden Körpers zurückbleibt. Noch sprechender, als Wiederholung derselben Verzögerung in einer gröfseren Periode, ist der Umstand, dafs das Maximum der Springfluth während der Syzygien wieder erst $1\frac{1}{2}$ Tag nach dem Voll- oder Neumond einfällt. Diesen, wie so viele andere charakteristische Züge, finden wir in der Darstellung des Phänomens an sich gar nicht erwähnt. Der Verfasser stellt dafür im 6. §phen, nachdem nur die äufsersten Umrisse entworfen sind, blofs die allgemeine Bemerkung hin, dafs vieljährige Beobachtungen über die genaueren Umstände der Erscheinungen im Einzelnen noch mehrere Bestimmungen, als von ihm angeführt werden, ergeben haben. Die Verspätung der

Digitized by Google

Maxima und Minima der Spring- und Nippfluthen findet zwar weiterhin Erwähnung, wie es in einer Theorie der Ebbe und Fluth natürlich nicht anders seyn kann; aber sie wird eben nicht da, wo sie zunächst mit so vielem andern, behufs einer lebendigen physikalischen Darstellung, hingehört, nämlich in der Phänomenologie, sondern nur gelegentlich nach dem Vortrage der Theorie, bei ihrer Vergleichung mit den Ergebnissen der Beobachtung zur Sprache gebracht. Die verhältnifsmäfsig mit gröfserer Ausführlichkeit und Sorgfalt entworfenen Mittheilungen über specielle und locale Eigenthümlichkeiten des Phänomens, die der Verfasser erst ganz am Schlusse seines Aufsatzes aufgestellt hat, würden wir, als eine noch mehr erweiterte Charakteristik der allgemeinen Phänomenologie, dieser unmittelbar sich haben anschliefsen lassen.

Die bestimmteren geschichtlichen Angaben des Verfassers reichen nicht bis über die Zeit des Aristoteles hinaus, dem bereits der Causalnexus des Phänomens mit dem Monde nicht fremd war. Aufser der täglichen Periode war die monatliche nach den Syzygien und Quadraturen und die jährliche bei den Solstitien und Aequinoctien schon beobachtet durch des Pompejus Zeitgenossen Posidonius. Und doch leugnete merkwürdiger Weise Galiläi, blofs weil er keine Fluth im mittelländischen Meere sah, jenen Zusammenhang aufs neue, mit Bedauern über Kepler's vermeinte Verirrung, der über die *virtus attractoria* zwischen dem Monde und der Erde auf seine lebendige Weise sich geäufsert hatte.

Nachdem der Verfasser Newton als den eigentlichen Begründer einer eindringlichen Theorie des Phänomens genannt hat, geht er zu einer populären Darstellung dieser Theorie über. Er verweilt sodann besonders dabei, die Schwierigkeit zu heben, die so häufig in der Vorstellung gefunden worden ist, dafs der Mond durch seine Anziehung nicht blofs auf der ihm zugewandten, sondern eben so auch auf der von ihm abgewandten Seite der Erde die Fluth bewirke und glaubt damit zugleich der Verpflichtung sich enthoben zu haben, Einwürfen, die namentlich noch in unsern Tagen von Parrot und Klöden in der angegebenen Beziehung gemacht sind, zu begegnen und die neuen Vorstellungsweisen dieser Physiker über den Gegenstand besonders zu berücksichtigen.

Aus dem obigen Gesichtspunkte, nach welchem das Wörterbuch nicht ein Lehrbegriff nur für bestimmte Theorieen, sondern ein objectives Repertorium für die Wissenschaft überhaupt seyn soll, können wir indefs hierin nicht seiner Meinung beitreten. Parrot's Darstellung, wenn sie auch Mifsverständnisse enthält, wäre doch nach ihrer Grundansicht für sich, als eine im Interesse der Wissenschaft statt gefundene und auf Beachtung Anspruch machende Mittheilung in wenig Zeilen zusammen zu fassen gewesen. Klöden's sinnige, vielseitig durchdachte Combination aber, deren Inhalt unter andern durch den lebendigen Gedanken charakterisirt wird, dafs in der periodischen Meeresfluth ein Bestreben der Erde, frühere Ueberschwemmungen zu wiederholen, sich versichtbare und die dabei der Newton'schen Theorie nicht entgegen tritt, da sie nicht minder auf der Anziehung des Mondes und der Sonne basirt ist, (Grundlinien zu einer neuen Theorie der Erdgestaltung. S. 93 ff.) forderte hier um so mehr eine Andeutung derselben nach ihren Hauptmomenten, da nach ihr locale Anomalieen in der Stärke und Periodicität der Ebbe und Fluth begreiflich werden, die aufserdem bestimmte Nachweisung in hohem Grade ermangeln.

Die Art, wie der Verfasser jene Schwierigkeit zu lösen und den ihr anhängenden Zweifeln zu begegnen sucht, besteht im Wesentlichen darin, dafs er, wie es bereits öfter geschehen ist, die Fluth nicht so wohl als die blofse Wirkung der Anziehung des Mondes, sondern als eine aus dieser Anziehung und der gleichzeitigen Bewegung der Erde resultirende Erhebung des Wassers darstellt, die auf der einen Seite, wo die Anziehung gröfser ist, in einem Voreilen und auf der jenseitigen, entfernteren, wo die Anziehung so viel schwächer ist, in einem Zurückbleiben der Wassermasse besteht. Auf diese Weise läfst sich ganz einfach nach dem Parallelogramm der Kräfte, der Gegenstand so plausibel und mit solcher Eleganz darstellen, dafs viele in der Demonstration nichts vermissen werden, bis auf diejenigen, welche sich noch fortwährend daran stofsen müssen, dafs dabei die Schwere des Wassers gegen den Mittelpunkt der Erde nicht mit in Anschlag gebracht worden und dafs, wenn dieses letztere geschieht, die ganze Argumentation dadurch selbst wieder zu Wasser wird.

Zwar hat der Verfasser gelegentlich bemerkt, dafs jene Omission darum zulässig sey, weil, seinen Worten gemäfs, wegen der auf alle Wassertheilchen statt fin-

Digitized by Google

denden Einwirkung und wegen des dadurch entstehenden Drucks und Gegendrucks, im ganzen Umfang der Kugelschicht Gleichgewicht herrscht und Kräfte, die einander im Gleichgewichte halten, als gar nicht vorhanden angesehen werden können. Aber nach dieser Vorstellung müfsten die Wirkungen so gesondert werden, dafs man zuvörderst die Resultirende der tellurischen Schwere setzte und nach dieser erst diejenige der lunarischen und solarischen Attraction für sich eintreten liefse, da doch vielmehr der Erfolg zu bestimmen ist, nicht in wiefern er unter einer solchen willkührlichen Trennung sondern unter dem gemeinsamen Zusammenwirken von beiderlei Attractionen statt findet. Hiernächst aber möchte aus keinem reellen Grunde zu leugnen seyn, „dafs in einer diesseitigen und jenseitigen Wassermasse, durch eine nach gleicher Richtung auf beide zugleich von Aufsen her wirkende Attraction, der Zug, mit welchem sie nach dem Erdcentrum hin gravitiren, auf der einen Seite vermindert, auf der andern vermehrt werde und zwar mit Rücksicht auf die ungleiche Entfernung vom anziehenden Puncte nach dem bekannten Attractionsgesetze dennoch in solchem Maafse, dafs, der mit jener Verminderung bewirkten Fluth gegenüber, auf der Seite der vermehrten Gravitation, vielmehr eine Senkung als eine zweite Fluth des Wassers entstehen müfste. Die alte Unbegreiflichkeit dieser zweiten Fluth bliebe daher nach wie vor und das Geständnifs, dafs es unmöglich sey, sie nach der Newton'schen Ansicht aus einer blofsen, einseitigen Attraction hervor zu construiren, würde auf diese Weise nicht umgangen werden können.

In der folgenden analytischen Entwickelung berücksichtigt unterdefs der Verfasser, so wie es von Bernouilli, Maclaurin und Euler geschehen, die Schwere des Wassers allerdings; er spricht von einer vermehrten und verminderten Schwere desselben und kommt zu dem in allen mathematischen Theorien der Ebbe und Fluth beliebten Resultate: dafs eine aus der Ferne auf eine Wasserkugel geübte Anziehung ein Hindrängen des Wassers gegen den anziehenden Punkt auf der ihm zugewandten, zugleich aber auch ein Hindrängen des Wassers von ihm abwärts auf der entgegengesetzten Halbkugel zur Folge habe, woraus ein wirkliches Anschwellen, eine Fluth auf beiden Seiten entstehe, welche die Wasserkugel, der weitern Berechnung zufolge, bei eingetretenem Gleichgewicht, zu einem mit der Hauptaxe nach dem anziehenden Gestirn gerichteten Sphäroïd macht. Das Verhältnifs der Axen ergiebt hierbei, in Folge der entwickelten Excentricität, für eine kugelförmige Erde von 19597962 Fufs Halbmesser als Intervall der höchsten Fluth über die Ebbe 1,875 Fufs, wenn die Masse der Sonne - 4,81 wenn die Masse des Mondes die Anziehung bewirkt, und die vereinigten Wirkungen des Mondes und der Sonne betragen darnach bei den Syzygien 6,69 Fufs, bei den Quadraturen kaum 3 Fufs. Die Laplace'schen Untersuchungen geben sodann die gesuchten Intervalle nicht als gesonderte statische Momente, sondern nach hydrodynamischen Gesetzen und nach den von Laplace für die Bewegung der Flüssigkeiten aufgestellten Differentialgleichungen, als Gröfsen in den periodischen Oscillationen des Meeres, die unter den nach Lage und Entfernung wechselnden Einflüssen der Sonne und des Mondes fortwährend unter stetiger Wechselbestimmung erfolgen.

So scharfsinnig diese ganze Reihe von Entwickelungen ist, auch abgesehen davon, dafs sie die Constatirung ihrer Resultate durch vergleichende Beobachtungen an mehr als einem Orte noch erwarten und dafs die constanten Differenzen zwischen der Rechnung und den bisherigen Beobachtungen zu Brest Laplace selbst zweifelhaft gelassen haben, ob Fehler der Beobachtung oder der theoretischen Voraussetzungen und Approximationen die Ursache davon seyen; — so verdienstlich ferner das Unternehmen von Seiten des Verfassers ist, diese Entwickelungen hier in ihren Hauptzügen zur Uebersicht dargelegt zu haben: so sehr ist es doch bei einer unbestechlichen Prüfung zu bedauern, dafs es der Theorie an einer befriedigenden physicalischen Fundamentalansicht gebricht, die als solche auch durch die feinste Kunst der Analysis niemals ersetzt zu werden vermag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

No. 5.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1829.

Gehler's Physikalisches Wörterbuch neu bearbeitet von Brandes. Gmelin. Horner. Muncke. Pfaff. Dritter Band.

(Fortsetzung.)

Das Resultat, in welchem die Coexistenz der Fluth auf beiden Seiten der flüssigen Kugel, als Wirkung eines auf der einen Seite befindlichen anziehenden Punctes, durch eine mathematische Fundamentaldemonstration als ein nothwendiger Erfolg nachgewiesen werden soll, der sogar auch dann, wenn der Mittelpunct der Kugel ohne alle Bewegung unverrückt an derselben Stelle bleibt, statt finde, bildet ein zu hartes Paradoxon, als dafs wir uns nicht veranlafst halten müfsten, der Rechnung wie sie namentlich hier vorliegt, bis zu diesem Puncte zu folgen und dabei unsere Zweifel gegen die Bündigkeit der Demonstration aus einander zu setzen. — Wird die Entfernung des anziehenden Punctes S vom Mittelpuncte C der flüssigen oder mit Wasser umgebenen Kugel $= a$ gesetzt, so kann die Gröfse der Attraction auf die ganze Masse der letzteren durch $\frac{f^2}{a^2}$ ausgedrückt werden, wenn zugleich f eine durch die Intensität der Anziehung und durch die als Einheit gesetzte Schwere an der Oberfläche der Kugel bestimmte Gröfse ist. Wird ferner die Gerade SC zur Axe der x und die Senkrechte auf ihr durch C in irgend einer durch S und C gelegten Ebene, zur Axe der y gemacht: so ist die beschleunigende Kraft, mit welcher irgend ein Punct M der Oberfläche der Kugel, der zuvörderst dem S gegenüber auf der zugewandten Seite liegt, angezogen wird $= \frac{f^2}{(a-x)^2+y^2}$.

Wenn diese Kraft mit ihren Seitenkräften gehörig zerlegt wird, unter Berücksichtigung der geringen Gröfse der x und y in Vergleich mit a, und wenn zugleich jede mit SC parallele Seitenkraft um $\frac{f^2}{a^2}$ vermindert wird, indem nur der Unterschied der auf die ganze Kugel und jedes einzelne Theilchen gerichteten Kraft angewendet wird, um die Aenderung ihrer Figur zu finden: so ergiebt sich nach der Richtung MC die Kraft: $\frac{f^2\sqrt{(x^2+y^2)}}{a^3}$; nach der dieser gerade entgegengesetzten Richtung CM die Kraft: $\frac{3f^2x^2}{a^3\sqrt{(x^2+y^2)}}$; und folglich als Ausdruck der vermehrten Schwere des Elementes in M die Function:

$$\text{(I)} \qquad \frac{f^2}{a^3}\left(\sqrt{(x^2+y^2)} - \frac{3x^2}{\sqrt{(x^2+y^2)}}\right)$$

Die Gröfse der tangentialen von M aus nach der Abscissenaxe hin wirkenden Kraft wird dagegen in folgendem Ausdrucke

$$\text{(II)} \qquad \frac{3f^2xy}{a^3\sqrt{(x^2+y^2)}}$$

erhalten. Die Entscheidung hängt nun lediglich von einer richtigen Anwendung dieser beiden letzten Functionen unter I und II ab. Von der ersteren ist klar, dafs ihr Werth positiv bleibe, so lange $y^2 > 2x^2$ oder $y > x\sqrt{2}$ ist, woraus der Schlufs gezogen wird, dafs für alle M, deren zugehöriger Radius r mit der Axe der x einen Winkel bildet, welcher gröfser als $54^\circ\ 45'$ ist, die Schwere vermehrt, für alle übrige Elemente hingegen vermindert werde. Dies kann jedoch eigentlich nur für die nach S gekehrte, dem S zugewandte Halbkugel zugestanden werden; wenn es aber, so wie der Verfasser es geschehen läfst, auch auf die andere Hemisphäre bezogen wird, so läfst sich dagegen bemerken, dafs das Resultat durch die Vorzeichen der Coordinaten zu entgegengesetzten Bestimmungen modificirt werde, wie sich am kürzesten sogleich zeigt, wenn der Werth der Function für das dem S diametral gegenüber liegende M bestimmt wird, wo $y = o$ und $x = -r$, also auch $\sqrt{x^2} = -r$ wird, dieser Werth ist demnach $=$

$$\frac{f^2}{a^3}\left(-r - \frac{3r^2}{-r}\right) = \frac{f^2}{a^3}(-r+3r) = +\frac{2f^2r}{a^3}.$$

Digitized by Google

Auf der von *S* abgewandten Hemisphäre würde hiernach also die Kraft für das in der Axe selbst liegende *M* und für alle *M*, deren Radien mit ihr auch einen Winkel bilden, welcher kleiner als 54° 45′ ist, positiv, nicht negativ d. h. die gegen das Centrum treibende Kraft, würde für alle Puncte der von *S* abgewandten Halbkugel so wie selbst noch für diejenigen der vordern, die um mehr als 54° 45′ von der Axe entfernt sind, vermehrt und nur für das übrig bleibende zunächst dem *S* zugewandte Segment findet die Verminderung der Schwere und damit eine Hebung der flüssigen Theile Statt.

Aehnliche Bewandnifs hat es mit der Anwendung des zweiten Ausdrucks. Dieser ist positiv oder negativ, je nachdem die Coordinaten gleiche oder ungleiche Vorzeichen haben. Der Verfasser fügt nun, als weitere Bestimmung darüber, wie hier der Unterschied des Positiven und Negativen zu fassen sey, folgende Regel hinzu: „diese Tangentialkraft ist positiv, wenn sie den positiven Winkel *MCS* zu vermindern strebt und negativ, wenn sie den positiven zu vermehren, den negativen zu vermindern strebt." Nach diesem Princip folgte allerdings auch hier wieder ein Resultat zu Gunsten einer der Newton'schen Theorie gemäfsen Ansicht. Aber bevor man danach die Richtigkeit der Ansicht für erwiesen halten dürfte, handelte es sich zunächst noch um die Anerkennung dieses Princips selber und statt sich zu dieser Anerkennung zu verstehen, wäre vielmehr dagegen zu bemerken, dafs das Princip ein willkührlich gemachtes sey, welches aus dem Gesichtspunct der Sache heraustrete und durch die uneigentliche Berücksichtigung der Winkeldrehung nur eine Verdrehung des Gegenstandes selbst bewirkt. Nicht ob der Winkel, der uns hiebei nichts angeht, gröfser oder kleiner werde, sondern ob der tangentiale Impuls nach der einen oder andern Seite hin gerichtet sey, darauf kommt es hier zunächst an. Die sachgemäfse Norm, nach welcher hier zu entscheiden wäre, scheint daher nur in folgender Bestimmung enthalten: die betreffende Tangentialkraft ist positiv, wenn die Verlängerung der Tangente, in deren Sinne sie wirkt, diesseits der Abscissenaxe fällt, (wie es bei dem ursprünglich betrachteten *M* geschieht;) sie ist negativ, wenn diese Verlängerung in den Flächenraum auf der entgegengesetzten Seite derselben Axe hineinfällt. Befindet sich das ursprünglich betrachtete *M* in dem Quadranten, welcher dem *S* zugewandt, über der Abscissenaxe liegt und nennen wir diesen Quadranten den 1sten, sein Supplement über derselben Axe den 2ten, dann das Supplement dieses 2ten unter der Axe den 3ten und endlich denjenigen, welcher wieder dem *S* zugewandt, aber unter der Axe liegt, den 4ten Quadranten, so ist, vermöge der Lage der Coordinaten und ihrer Vorzeichen, die Tangentialkraft positiv im 1sten und 3ten, negativ im 2ten und 4ten Quadranten und nach der eben angegebenen Bestimmung wirkt sie daher im 1sten Quadranten abwärts, im 4ten aufwärts, in beiden Fällen nach der Axe hin; dagegen im 2ten aufwärts, im 3ten abwärts, in beiden Fällen unter Richtungen, nach welchen sie die Wassertheilchen von der Axe zu entfernen bestrebt ist.

Demnächst fände also nur in der nach *S* hingewandten Halbkugel ein Hindrängen zur Axe mit einer dadurch erzeugten Fluth Statt, und für die entgegengesetzte Hemisphäre gäbe auch die analytische Entwickelung nicht anders, wie die ganz einfache und unbefangene empirische Entscheidung, das Resultat, dafs hier wegen der vermehrten Attraction zum Centrum, nur eine Senkung und Ebbe des Wassers, durch die Anziehung von *S* aus, erfolgen könne.

Wenn nun aber nichts desto weniger in der Erfahrung die zwiefache Fluth auf diametral entgegengesetzten Puncten der Erde als entschiedenes Factum vorliegt, so kann man nicht umhin, etwas anderes anzunehmen, als dafs die Newton'sche Hypothese, die weder rein fundamental durch den Calcül noch durch eine genügende und probehaltige Reflexion mit diesem Factum in Einklang zu bringen ist, die Quelle der vermifsten Uebereinstimmung und des Widerspruchs in sich selbst enthalten müsse. Und diese Quelle besteht, wie es öfter schon ausgesprochen worden, lediglich darin, dafs der Ansicht beim Mangel lebendig eindringlicher Wahrnehmung, die innere Anerkennung des im Naturleben selbst, wie im Leben überhaupt waltenden Widerspruchs von vorn herein fremd geblieben ist, so dafs sie seine Momente nur als gesonderte Bestimmungen kennt: und statt sie in ihrer Verbindung und Wechselbestimmung anzuschauen, vielmehr in einen Widerspruch mit sich selbst tritt, oder bei der vergeblichen Absicht, diesen zu tilgen, in Versuchung geräth,

Digitized by Google

sich selbst und das Wissen durch Scheingründe und falsche Reflexionen zu täuschen, wie es geschieht, wenn auf einem bestimmten Puncte der Entwickelung die tellurische Schwere als nicht vorhanden betrachtet, oder wenn das, was der ursprünglichen Voraussetzung nach, ein Positives sein muſs, zu einem Negativen gemacht wird, und umgekehrt.

Es giebt in der Natur keine Regung, die isolirt und ohne ihre Reaction aufträte; alle Gegensätze in ihr werden nur durch stets von neuem sich bildende Gegensätze gelöst. Was von Auſsen her zu irgend einer Thätigkeit bestimmt wird, muſs aus sich, dieser gegenüber, auch seine Gegenthätigkeit entwickeln und was sich aus sich heraus zu einem Verhalten bestimmt, muſs wiederum unter dem Widerspruch der Totalität seiner Umgebung, auch eine entgegengesetzte Richtung der Thätigkeit verfolgen. Wenn sich Sonne und Erde, Erde und Mond wechselseitig zur Anziehung bestimmen, so ist damit absoluter Weise auch ein Bestreben zu gegenseitiger Abstoſsung in ihnen verbunden und einzig und allein im Widerstreite dieser im groſsen Naturleben überhaupt wurzelnden, gleichzeitigen Tendenzen erfolgen, wie aus gemeinsamer Quelle und auf einen Schlag, die wälzende und progressive Bewegung, wie sie an elektromagnetischen Leitern im Experimente als unzweideutige Resultate gleichzeitiger Anziehung und Abstoſsung vor Augen liegen, ohne daſs man darum zu abermals einseitigen Vorstellungen genöthigt wäre, die Anziehung und Abstoſsung zwischen den Himmelskörpern unmittelbar als elektromagnetische Effekte und im Einzelnen auf die nämliche Weise, wie bei jenen bedingt, zu betrachten. Wenn aber der Newtonianer auf seinem Standpuncte die Bewegung der Planeten lediglich als Ergebniſs der Gravitation construirt, bei welcher alle anderweitigen, lebendigen Bestimmungen als fremde und von Auſsen zufällig hinzu gekommene gesetzt werden, die demnach in einer nordischen Kosmogonie besser noch als Wirkungen von Odins Fuſstritt motivirt sein würden, so darf der Physiker, der dagegen auf seinem Standpuncte die Erscheinungen in naturgemäſser Wahrheit zu sehen bemüht seyn soll, jene einseitigen und naturwidrigen Reflexionen nicht zugleich als Norm für seine eigene Betrachtungsweise sich aufdringen lassen, um so weniger, da die Feinheit und Kunst der Beobachtung in unsern Tagen bereits zu Resultaten führen, welche die Annahmen eines Widerstand leistenden Aethers und einer von der allgemeinen Massenanziehung verschiedenen specifischen Attraction zwischen verschiedenen Himmelskörpern aufnöthigen und diese Annahmen und Modifikationen, bereits nach dem gegenwärtigen Stande der Mechanik des Himmels, nichts als eben so viel indirekte Zugeständnisse von der Unzulänglichkeit und Einseitigkeit der Newton'schen Vorstellungsweise selbst ausmachen.

In der naturgemäſsen Betrachtung des Phänomens der Ebbe und Fluth, kann daher die Coexistenz der beiden Fluthen nicht anders als ein bestimmtes Hervortreten des nämlichen Gegensatzes der Attraction und Repulsion angeschaut werden, die im Totalconflikt der Massen überhaupt die rotirende und progressive Bewegung des Planeten selbst bedingen, und diese Betrachtung kann, wo sie in diesem Sinn in anhaltende Beobachtung übergeht, noch Eigenthümlichkeiten der Erscheinung kennen lehren, an welche in der bisherigen bloſs auf das Quantitative gerichteten Beobachtung nicht gedacht worden ist. Während die Fluth auf der dem Monde zugewandten Seite eine reelle Anziehung ist, ist die ihr diametral entgegengesetzte eine wahre Repulsion und beide Effekte, deren polarer Zusammenhang unter andern auch in der Erscheinungsweise der Kometen so vernehmlich ausgesprochen wird, stehen in den einzelnen Gliedern des Planetensystems einander eben so gegenüber, wie in einer, freilich dem qualitativen Gehalte nach, völlig davon verschiedenen Erregungssphäre, die positiv und negativ elektrische Hälfte eines Körpers im sogenannten elektrischen Wirkungskreise eines andern, oder so wie die nord- und südpolare Seite einer Eisenmasse in der Nähe eines magnetischen Pols gegenseitig hervorgerufen und zu gleichzeitiger Wechselthätigkeit bestimmt werden.

Ueber Ebbe und Fluth in der Atmosphäre werden wir im vorliegenden 3ten Bande auf dasjenige, was darüber im 1sten Bande und mithin auſserhalb des Gesichtskreises der gegenwärtigen Anzeige enthalten ist, verwiesen.

Es folgt demnächst unter den geologischen Artikeln dieses 3ten Bandes derjenige, welchen Munke über Erdbeben geliefert hat. Der Verfasser hat dabei gleich im Eingange erklärt, daſs genaue Erörterungen über das Ursachliche der hieher gehörigen Erscheinungen von seiner Darstellung ausgeschlossen und zweckmäſsiger erst mit späteren Mittheilungen über vulkani-

Digitized by Google

sche Wirkungen überhaupt verbunden werden sollen. Wir finden deshalb hier, vornehmlich nur was zur Phänomenologie des Gegenstandes gehört, in einem Berichte vereinigt, der durch angemessene Ausführlichkeit, durch die beigefügte Literatur, zugleich durch die gegebene historische Uebersicht von mehreren der merkwürdigsten Erderschütterungen in verschiedenen Gegenden der Erde und durch eine speciellere Angabe der ausgezeichnetsten Umstände während ihres Verlaufs, dem Interesse des Lesers und der Wissenschaft entspricht. Nur das meiste von dem, was in der Form reflectirender Excurse in dem Artikel vorkommt, kann Referent nicht unterschreiben, am wenigsten dasjenige, worin sich der Verf. gegen den Zusammenhang atmosphärischer Zustände mit dem Phänomen erklärt und das Vorgefühl mancher Thierclassen gegen dasselbe leugnet oder es nur in sofern gelten lassen will, als bei den Thieren, in Folge schärferer Sinnesorgane, durch ein dem Ausbruche vorangehendes unterirdisches Getöse oder gar durch das Aufsteigen mephitischer Gasarten eine frühere Wahrnehmung des bevorstehenden Ereignisses möglich sei. — Bei der Beschreibung des Erdbebens, durch welches Caracas im Jahre 1812 zerstört wurde, versichtbaren sich in dem kurzen Excerpt des Verfassers die Züge der schönen Darstellung, welche ihm zur Quelle gedient hat.

Am Schlufse gedenkt der Verfasser noch der durch den höchsten Grad der Einseitigkeit bis zum Kindischen herabgesunkenen Vorstellung, nach welcher noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Erdbeben als Wirkungen electrischer Erschütterungsschläge angesehen wurden, die durch die Entladung unterirdischer Flaschen, aus Wasserbehältern mit Pech und Schwefel umgeben, bewirkt werden sollten. Die Verirrungen Beccaria's, alle nur möglicher Weise mit der Elektricität vereinbare Erscheinungen ihr beizumessen, finden insbesondere hiebei tadelnde Erwähnung. Man stellte Häuserchen aus Kartenpapier auf eine Elfenbeinscheibe und liefs sie durch eine darunter fortgeleitete elektrische Entladung umwerfen, um die Uebereinstimmung zwischen Erdstöfsen und elektrischen Erschütterungsschlägen recht anschaulich darzuthun. Indem der Verfasser bemerkt, dafs weder der naive Versuch noch die ganze Theorie irgend eine Widerlegung verdiene, glaubt Referent nur erinnern zu müssen, dafs wir billigerweise von der Schwäche jener Elektromanie nicht als von etwas vorübergegangenem sprechen dürfen, das etwa einer geläuterten herrschenden Ansicht der Gegenwart bereits gewichen wäre. Die elektrochemische Theorie unserer Tage hat im Gegentheil die vagen Gränzen jener elektrischen Universalmonarchie noch viel weiter, über das ganze Gebiet des Chemismus auszudehnen getrachtet und die meisten Verknüpfungen und Demonstrationen, in denen sie sich gefällt und zu behaupten wähnt, stehen, was bedeutungslose, nichts sagende Aeufserlichkeit anbetrifft, noch ziemlich auf derselben Stufe, wie der Versuch mit den Kartenhäuschen.

Der gröfsere Theil des in diesem Bande enthaltenen geologischen Stoffes ist endlich noch in dem weitschichtigen Artikel: Erde durch denselben Verfasser verarbeitet worden. Ueber die Untersuchungen der Gestalt und Gröfse der Erde ist hierin zuvörderst der geschichtliche Gang der Wissenschaft, die ganze Weise aller bedeutenden, auf dieses Ziel hingerichteten Unternehmungen, nebst ihren Ergebnissen von den unvollkommenen Versuchen des Eratosthenes an bis auf die neuesten durch Kunst und Schärfe der Beobachtung gleich ausgezeichneten Leistungen von Sabine in solcher Angemessenheit dargestellt worden, dafs nicht nur alle, welche eine blos historische Kenntnifs des Gegenstandes erwerben wollen, sondern auch diejenigen, welche den speciellen, theoretischen Untersuchungen in den nachgewiesenen Originalwerken und Verhandlungen mehr oder minder vollständig gefolgt sind, für die hier gegebene sorgfältige und belehrende Zusammenstellung dem Verfasser aufrichtigen Dank sagen werden. Nicht geringere Anerkennung verdient die Darstellung in demjenigen Abschnitte, welcher die auf die Bestimmung der mittleren Dichtigkeit der Erdmasse sich beziehenden Untersuchungen zum Gegenstande hat. Den Versuchen von Cavendish hat indefs der Verfasser in der Vergleichung ihres Ergebnisses mit demjenigen, was Hutton und Maskelyne auf dem natürlicheren Wege fanden, nach unserm Dafürhalten noch ein gröfseres Gewicht, als ihnen gebührt, eingeräumt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 6.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1829.

Gehler's Physikalisches Wörterbuch neu bearbeitet von Brandes. Gmelin. Horner. Muncke. Pfaff. Dritter Band.

(Schluſs.)

Der Appa[illegible] des ersteren ist zu unstät, die anziehenden Massen sind zu klein und die namentlich durch Elektricität und Magnetismus statt findenden fremdartigen Einwirkungen zu präsumtiv, als daſs Resultate nach dieser Methode, denen, die aus der einfachen Wirkung colossaler Bergmassen hervorgehen, beschränkend oder Zweifel erregend zur Seite stehen dürften. Eben so scheint der Verf. auch den neuesten auf den Pendelbeobachtungen begründeten Untersuchungen über die Gestalt der Erde mit zu groſser Vorliebe ein Gleichgewicht und selbst ein Uebergewicht im Verhältniſs zu den übrigen wichtigen geodätischen Messungen einräumen zu wollen, während, abgesehen davon, daſs die letztern schon wegen ihrer gröſsern Unmittelbarkeit den Vorzug zu verdienen scheinen, die Resultate bei jenen namentlich durch die Einflüsse, welche nach Arago's Entdeckung der Magnetismus im Ganzen und nach localen Umständen auf das Pendel fortwährend ausübt, leicht zu einem beträchtlich untergeordnetem Grade von Entscheidungsfähigkeit herabsinken möchten.

Dem Abschnitte, welcher das Allgemeinste aus der Geognosie und physischen Geographie enthält, mit dem der ganze Artikel schlieſst, würden wir als einer nicht streng physikalischen, nur zu den Hülfskenntnissen gehörenden Mittheilung, entweder vor dem Abschnitte über die Erdwärme, oder gleich im Anfange, nach dem kurzen Vortrage von Brandes aus der populären Astronomie, über die Bewegung der Erde, eine angemessenere Stellung angewiesen zu haben glauben.

Der wichtige Abschnitt selbst, welcher von der Temperatur der Erde handelt, wird von dem Verfasser gleich mit der Bemerkung begonnen, daſs darin, wegen der unverhältniſsmäſsigen Länge, zu welcher auſser dem der ganze Artikel angewachsen seyn würde, nur Hauptresultate angegeben und genauere Erörterungen späteren Artikeln über Temperatur, Klima ff. vorbehalten werden sollen. Es wird indeſs auch hier von Niemand verkannt werden, daſs der Verfasser angelegentlich und mit Erfolg bemüht gewesen ist, dem Leser überall von dem, was an Beobachtungen, Ansichten und theoretischen Bestimmungen über den betreffenden Gegenstand vorliegt, das wichtige und bemerkenswerthe vorzuführen, soweit es der Maaſsstab der Darstellung und der Zeitpunct der Mittheilung gestattete, denn in dem kurzen Zwischenraum von da bis jetzt, ist die Wissenschaft bereits wieder durch neue Beobachtungen und theoretische Arbeiten von Wichtigkeit in diesem Gebiete bereichert worden. Als ein Mangel der Darstellung tritt uns jedoch, abgesehen von manchen, in einzelnen Angaben und Notizen Statt findenden kleinen Irrthümern, die überall wohl leichter nachweislich, als bei Abfassung des Ganzen völlig zu vermeiden sind, besonders der Umstand entgegen, daſs hinsichtlich der Methoden und Regeln zur Bestimmung der Mittelwärme für gegebene Orte und Zeitintervalle, die Auskunft, die gerade hier am ersten und natürlichsten darüber erwartet werden dürfte, übergangen und bis zur Bearbeitung des Artikels: Temperatur hinausgeschoben ist. Eine bestimmte Ansicht von der Temperatur der Erdoberfläche im Groſsen, kann nur an die Darlegung der in den Isothermen versichtbarten Mittelwerthe der Wärmevertheilung geknüpft werden und die historischen und theoretischen Nachweisungen über das Verfahren, worauf die Ermittelung jener beruht und wie sie zu Stande gekommen, sind gerade für den geologischen Artikel über die Wärme ein wesentliches Bedürfniſs, während sie in einer allgemeinen Theorie über Wärme und Temperatur selbst füglich ganz unerwähnt bleiben können. Die gehäuften Reflexionen und die polemi-

Digitized by Google

schen Bemerkungen, mit welchen der Verfasser in diesem Abschnitte mitunter gegen ausgezeichnete Autoritäten hervorgetreten ist, würden, ohne Rücksicht darauf, ob sie an und für sich begründet sind, oder nicht, dem Zwecke des Ganzen gemäfs, nach welchem es hier nicht sowohl um Kritik der Ansichten und Theoreme, sondern vielmehr nur um ihre getreue Darlegung zu thun war, einer Relation über die erwähnte Materie, zum entschiedenen Vortheil des Lesers gewichen seyn.

Es dringt sich hiemit zugleich die Bemerkung auf, dafs wir in dem Artikel Erde, in Vergleich mit den übrigen dahin gezogenen Mittheilungen, auch sehr ungern einen besonderen Abschnitt über den Erdmagnetismus vermissen und diesen Mangel als eine Inconsequenz in dem Plan und der Bearbeitung des Ganzen bezeichnen zu dürfen glauben. Wenn Wärme und Magnetismus als Thätigkeiten für sich einestheils in besondern Artikeln ihre Berücksichtigung finden, so hätte andrerseits auch die eine von beiden, als ein im Grofsen mit der höchsten Bestimmtheit hervortretendes charakteristisches Phänomen in der Physik der Erde überhaupt die angemessene Darstellung eben so wohl und nach gleichem Maafstabe erfordert, wie sie der andern zu Theil geworden ist. Dasjenige was andern Artikeln namentlich über Intensität und die magnetischen Isoklinen des Erdmagnetismus einverleibt ist oder noch einverleibt werden soll, würde zweckmäfsiger unmittelbar nach einer Darstellung, welche die verschiedene Intensität und die Isothermen bei der Betrachtung der Erdwärme zum Gegenstande hat, seine Stelle gefunden haben. Eine schlichte, mit historischer Treue gemachte Zusammenstellung solcher Art ist schon, soweit sie nach den bisherigen Erfahrungen reicht, zur Bezeichnung dessen, was der besonnenen wissenschaftlichen Untersuchung als Hauptgesichtspunct gelten mufs, ungleich wirksamer und instructiver, als alle mit den Verhandlungen über einzelne noch unentschiedene und streitige Puncte verflochtene polemische Reflexionen. Es ist wohl sehr klar, dafs nach blofs localen und zufällig sich darbietenden Bestimmungen niemals eine genügende Theorie des Erdmagnetismus zu Stande kommen werde; was aber in dieser Beziehung vom Erdmagnetismus gilt, das gilt wenigstens in eben so hohem Grade auch von der Erdwärme. Indem es sich z. B. um Aufsuchung von Ursachen für die Temperaturdifferenz zwischen Europa und Nordamerica unter gleichen Breite graden handelt, so bieten sich nach unsern bisherigen Erfahrungen und Beobachtungen allerdings wohl mehrere Bestimmungen dar, die für die beabsichtigte Entscheidung als Momente benutzt zu werden vermögen. Aber wenn wir zugleich in dem Allen, Resultate der Zusammenstimmung einer tiefer begründeten, unabläfsig fortschreitenden, das Ganze umfassenden Entwickelung nicht verkennen, so wird uns schon der Vortheil daraus erwachsen, von übereilten Entscheidungen, sei es im Verwerfen oder im unbedingten Hervorheben solcher Relativitäten und Einzelnheiten gesichert zu sein und vor Fehltritten bewahrt zu werden, wie sie z. B. dem Verfasser begegnet sind, indem er die von Acosta in der obigen Beziehung als Ursache angegebenen kalten Nordwinde Americas vielleicht mit demselben Unrechte absolut verwirft, mit welchem er die Wärme des Golfstroms, seiner Ansicht nach, als das eigentliche Moment der Entscheidung geltend machen will.

Solche Naturansichten aber, die, wie die physikalische und durch unsern Verfasser bekämpfte Theorie von Fourier, die individuelle Wärme der Erde nicht anders als die Temperatur eines in seinen Schlacken eingeschlossenen Glutklumpens zu betrachten wissen, kann man, zumal in einem Wörterbuche der Physik, ganz füglich auf sich selber beruhen lassen. Die Zeit kann nicht fern sein, in welcher Monstrositäten solcher Art eben so, wie schon jetzt die unterirdischen elektrischen Pechflaschen des Beccaria und Bina, bei einer zu vernünftigerem Bewufstsein gelangten Naturbetrachtung sich selbst das Urtheil sprechen, und höchstens nur noch als historische Merkwürdigkeiten eine zufällige Erwähnung finden werden. G. F. Pohl.

III.

Ueber die Epochen der bildenden Künste unter den Griechen von Fr. Thiersch. Zweite verbefserte und vermehrte Auflage, mit drei Steintafeln. München in der litterarisch-artistischen Anstalt 1829. *S.* 450 *in* 8.

In der Vorrede zu dieser zweiten Ausgabe bezeichnet der Verf. den Standpunct, wovon er ausging. Winkelmann habe die Bahn des archäologischen Studiums eröffnet; aber man liefs die Bemerkungen, die Heyne, Bracci und andere dagegen machten, unbeachtet. Doch blieben

Digitized by Google

die alterthümlichen Studien nicht ohne Erfolg. Männer wie Fr. Jacobs, Köhler, Creuzer, Schelling, Gurlitt, vorzüglich Böttiger, dann Goethe, Zoëga, Meyer giengen hervor. Indessen hatte sich die alte Richtung nicht verändert; die Wissenschaft blieb auf demselben Punct. Jetzt kam ein jüngeres Geschlecht mit besseren Vorkenntnissen ausgerüstet an die Reihe: Welcker, Lange, Schorn, Tölken, Stackelberg, Klenze, C. O. Müller, Gerhard, Panofka, Steinbüchel, Hase, Sillig, Feuerbach: und so könne die weitere Förderung des Winkelmannischen Beginnens erwartet werden. (A. Hirt hatte nicht die Ehre, weder in die neue, noch in die alte Namensliste eingetragen zu werden. Freilich zeigen seine zahlreichen Schriften weder den Anhänger an die Principien Winkelmann's, noch sind sie im Geiste des Herrn Thiersch verfaſst).

In Italien sey ungeachtet des groſsen Visconti aller Geist erstorben. Liorio, Cancellieri, Fea, Nibby, Zannoni, Micali, Inghirami verdienten kaum Erwähnung. Aber in Frankreich sey durch die Vereinigung der vornehmsten Denkmäler von Italien und Deutschland in Paris, und durch Millin und Visconti ein neuer Geist geweckt worden. Männer, wie Quatremere de Quincy, Denon, Mongez, Letronne, Emmeric-David, Petit-Radel, Raoul-rochette, Dumersan, Mionnet setzten die Arbeiten fort.

So begab es sich, daſs Fr. Thiersch in den Jahren 1814 und 1815 auch nach Paris und London kam. In diesen berühmten Orten, und unter solchen Kunstwerken: in Paris unter Laokoon, Fechter Borghese, Apollo, Faun Barberini, Torso, Antinous, Venus Medici, Nil, Diana von Versailles; und in London unter den Athenischen und Phigalischen Denkmälern: verkehrte nun unser Landsmann. Dort hörte er die Gespräche von Canova und Visconti (nicht auch von Sir R. Payne Knight und John Flaxman?) und die Vergleiche dieser Männer zwischen jenen Pariser und Londner Denkmälern. Man kam überein, daſs diese aus der Zeit des Pericles, und jene aus den Kaiserzeiten denselben Stil an sich trügen, und solche Monumente zusammen nur Eine groſse Epoche des Kunstbetriebes bildeten.

In Rücksicht der ältesten Zeit aber hielt Herr Thiersch sich besonders an Quatremere, der ihm die wahren Fingerzeige gab. — Also lebendig den Zusammenhang der alten Kunstzustände erkennend, und wissend, wie sehr noch die deutschen Archaeologen in den Winkelmann'schen Irrthümern befangen seyen: — was hatte Herr Fr. Thiersch eiligeres zu thun, als nach Deutschland zurückzukehren, und die von Visconti und Canova in Paris und London erlernte neue *Doctrina* in das liebe Vaterland zu verpflanzen. Im Jahr 1816 hatte Deutschland schon das Glück das erste Specimen mit dem ganzen Prospectus der neuen Epochen zu empfangen.

Deutlicher erklärt sich der Verf. hierüber in dem ersten Nachtrage zur dritten Abhandlung p. 377., damit man nicht etwa wähne, er habe so Groſses aus eigener Machtkraft an's Licht gezogen, und ohne den Vorgang erlauchter Männer, an deren Gespräch er Antheil zu nehmen das beneidenswerthe Glück hatte. Wer wird solche Bekenntnisse nicht respectiren?

Der Verf. fährt fort: obwohl seine Epochen gebührenden Eingang bei vielen Trefflichen (wie wohl diese Trefflichen heiſsen mögen?) gefunden, so sey doch die Anerkennung nicht allgemein gewesen. Meyer habe in der 1824 publicirten Kunstgeschichte seiner Arbeiten gar nicht gedacht, und Andere, wie besonders C. O. Müller und Aloysius Hirt hätten es sogar in ihren Anzeigen gewagt, gegen seine neuen Lehren aufzutreten. Dies sey nicht zu dulden, und daher habe er geeilt, diese zweite Auflage in die Welt zu schicken, um diese seine Gegner die Geissel wahrer Kritik fühlen zu lassen. Wirklich fehlt es dieser 2ten Auflage nicht an Breite und groſser Kraft. Aber warum Müller, der doch in seiner fünf Bogen starken Recension kaum ein herbes Wort verlauten läſst, und überall sehr schonend verfährt, jetzt von dem Verf. so hart angelassen wird, ist kaum begreiflich. Doch läſst er die Hoffnung durchschimmern, daſs Müller sich noch der Besserung fügen möchte. Im letztern Falle sollte er wieder zu Gnade aufgenommen werden. Anders lautet die Sentenz gegen Hirt. Nicht nur seine Schriften über bildende Kunst werden ausgetilgt, sondern auch die Drohung beigefügt, daſs es seinen Schriften über die Baukunst nicht besser ergehen soll. Kein Stein soll auf dem andern bleiben.

So sind jetzt die Dinge angethan. — Ob Herr Müller den aufgebrachten Gegner einer Antwort würdigen werde, weiſs ich nicht. Was mich betrifft, so habe ich meiner frühern Recension der Kunstepochen, wie sie in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, Februar 1827. No. 29—32. abgedruckt ist, nur Geringes beizufügen. Dazu mag man noch einige meiner mehr

Digitized by Google

in das Specielle gehenden Bemerkungen über alte Kunstgeschichte in den Recensionen des Inghirami-Juni 1828. p. 826., — und des C. O. Müller — Sept. 1828. p. 421. — nachlesen. Wir müssen also geneigte und ungeneigte Leser auf das bereits Geschriebene verweisen, wenn gleich Herr Thiersch alle Kräfte aufgeboten hat, seine neuen Gründe mit der ausgesuchtesten historischen Kritik, und mit der feinsten und subtilesten, in alle Farben spielenden, Dialektik darzulegen.

Die drei Kunstepochen bleiben dieselben: erstlich die tausendjährige, dann die hundertjährige, und endlich die fünfhundertjährige. Der Text erscheint wieder in seiner alten Form und Vollständigkeit, nur da und dort mit kleinen Retouchen und Milderung der Schärfen, wie der Verf. p. 65. sich selbst ausdrückt. Auch die Anmerkungen haben einige Ausbesserungen und Retouchen erlitten. Dergleichen scheint sich auf das dem Titel beigefügte verbessert zu beziehen. Was aber das vermehrt betrifft, so besteht dies theils in langen Zusätzen zwischen den alten Noten selbst, theils in weitläuftigen Nachträgen, die hinter jeder Abhandlung nachhinken.

Gegen die Angriffe, die H. Meyer und C. O. Müller betreffen, werden sich diese selbst zu schützen wissen. Wir vertreten das unserige; obwohl der Gegner nicht ohne Geschicklichkeit die Gelegenheiten zu benutzen sucht, seine Opponenten in der Verschiedenheit ihrer Ansichten selbst gegen einander zu seinem Vortheil auftreten zu lassen. Wir gehen zur Sache:

In Rücksicht der tausendjährigen Epoche habe ich mich in meiner Recension p. 229 bereits erklärt, dafs ich einen solchen frühen Kunstbetrieb bei den Griechen und die Gründe, worauf der Verf. seine Aussagen stütze, nicht anerkenne: dafs erstlich die ungestalten Schnitzwerke, und die in Form von Puppen dargestellten Bilder keinen Kunstzustand bei einem Volke verriethen, und dafs hierzu weder Meister, noch Kunstschule nöthig sey; zweitens dafs die Nachrichten von Kunstgegenständen bei Homer keinen Kunstzustand bei den Griechen erwiesen, und eben so wenig die plastischen Erzwerke, welche Rhoecus und Theodorus schon im Anfange der Olympiaden gegossen haben sollen; sondern dafs man den Anfang des Kunstbetriebes bei den Griechen erst um Ol. 30. setzen könne, wo unter Psammetichus Aegypten den Griechen geöffnet ward, und diese jetzt Gelegenheit fanden in kurzer Zeit alle zur Kunstübung erforderlichen Techniken zu erlernen, und nach ihren vaterländischen Wohnsitzen zu verpflanzen. Hierbei citirte ich meine academischen Aufsätze in der Amalthea Band I. und II. und darunter besonders den 7. und 8. Abschnitt; ferner ebenallda Bd. I. die Anmerkung A. p. 266.

In Rücksicht der Homerischen Gedichte weifs ich nicht, ob der Gegner meine Gründe nicht verstehen will, oder nicht verstehen kann. Neues kann ich ihm nicht darlegen; und sich auf die Gegenreden des Verf. welche jedes technischen Sinnes ermangeln, aufs neue einzulassen, wäre rein weggeworfene Zeit.

Gegen meine Hypothese: dafs die Techniken aus Aegypten zu den Griechen kamen, beruft der Verf. sich auf C. O. Müller, dessen Ansichten gegen alles Aegyptische bekannt sind. Aber wenn Herr Müller und ich auch in solcher Beziehung streiten, so geschieht es auf eine Weise, wie es unter Gesitteten gebräuchlich ist. (Siehe die Jahrb. f. w. K. Sept. 1828. p. 431.) Ebenallda ist auch über die Einführung des Erzgusses durch Rhoecus und Theodorus das Erforderliche besprochen worden. Aber jetzt kommt Herr Thiersch, wenn nicht mit neuen, doch mit desto heftigeren Instanzen, um die genannten Bildgiefser von Ol. 60 in den Anfang der Olympiaden hinauf zu rücken, zugleich mit dem Erbau des Junotempels in Samos, und des Dianatempels zu Ephesus.

Die Gründe! — Plinius sagt: dafs Rhoecus und Theodorus von Samos, lange bevor die Bacchiaden von Corinth vertrieben wurden, die Plastik erfunden hätten. Nun meint Herr Thiersch, dafs das Wort Plastica nicht blofs das Modelliren in weichen Stoffen wie in Thon und in Wachs, sondern auch den Erzgufs in sich begreife; folglich sey es klar, dafs die beiden (sogenannten) Erfinder der Plastik, auch die des Erzgusses seyen, und Rhoecus und Theodorus lange vor der Vertreibung der Bacchiaden — also um den Anfang der Olympiaden gelebt haben. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 7.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1829.

Ueber die Epochen der bildenden Künste unter den Griechen von Fr. Thiersch. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage, mit drei Steintafeln.

(Fortsetzung.)

Aber wie erweiset nun unser Autor den Minor dieses Schlusses? — Er sagt: bekannte Erzgiefser, wie Myron, würden auch Plastae genannt, folglich sey Plastes, oder derjenige, der in Thon und Wachs modellire, zugleich auch ein Erzgiefser. — Wir antworten: dafs allerdings der Erzgiefser auch ein Plastes sey, oder sein Bild, das er in Erz giefsen will, vorher in weichen Stoffen, in Thon oder in Wachs modellirt haben müsse, denn wie Plinius selbst angiebt, ist die Plastice die Mutter der Statuaria u. s. w. und daher ein solcher, wie Myron, auch Plastes genannt werden könne. Aber auch umgekehrt? — diesen Schlufs werden wir uns verbitten! weil die Statuaria die Tochter der Plastice ist, so wird also die Plastice als die Mutter auch ihrerseits wieder die Tochter der Statuaria seyn! — Man sieht welch ein bündiger Schlufsmacher Herr Thiersch ist.

Zweitens nennt Herodot die drei grofsen Bauwerke zu Samos, worunter er auch als das erheblichste den Tempel der Juno zählt, und nennt hievon zwar die Architekten Rhoecus und Theodorus, aber nicht den, der sie erbauen liefs. Aristoteles dagegen nennt den Tyrannen Polycrates als den Erbauer der grofsen Samischen Werke, aber er macht dabei weder die Baue selbst, noch die Architekten namhaft. — Was thut nun unser Schlufsmacher? — Da Aristoteles keines der grofsen Bauwerke des Polycrates nahmhaft machet, so schliefst er das gröfste der Samischen Bauwerke, nämlich den Tempel der Juno, weswegen Samos hauptsächlich berühmt war, geradezu von denen aus, die Polycrates errichtete. — Man frägt: mit welchem Recht? — Die Gründe sind schon in dem vorher Beigebrachten gegeben, nämlich da Rhoecus und Theodorus, die als Plasten auch die Erfinder des Erzgusses lange vor der Vertreibung der Bacchiaden aus Corinth waren, auch als die Architekten des Heraeum von Samos bekannt sind, so mufs der Tempel auch nothwendig in jener frühern Zeit erbaut seyn, und zwar sechzig Olympiaden vor Polycrates. Ist nun das Heraeum zu Samos so früh erbaut — so wird weiter geschlossen —, so mufs es auch das Artemisium zu Ephesus seyn, weil derselbe Theodorus, der Antheil an dem Erbau des Junotempels zu Samos hatte, auch bei dem Dianatempel von Ephesus rieth, bei dem feuchten und seichten Grunde die Fundamente mit Kohlen zu füllen. — Die Leser sehen also, dafs mit jenem Hauptgrunde: „dafs die Plastice auch den Erzgufs in sich begreife", auch die beiden grofsen Tempelbaue der Griechen von der Zeit des Croesus und Polycrates, an den Anfang der Olympiaden hinaufwandern müssen.

Doch noch eine andere Instanz kommt vor: nach Herodot (4,152) ist bekannt, dafs die ersten Samischen Schiffer, welche den Weg bis nach Tartessus um Ol. 38. fanden, eine sehr reiche Ladung kostbarer Erze zurückbrachten, und den Zehnten davon ihrer Schutzgöttin Juno weihten. Hievon ward ein grofser Krater rings umher mit Greifenköpfen in erhabener Arbeit verfertigt, und auf drei, Herr Thiersch schreibt vier, sieben Ellen hohe Colossen, die den Stand der Knieenden hatten, aufgestellt. — Die Zeit, wann die Weihe dieses colossalen Kunstwerkes statt fand, giebt Herodot nicht an. Allein Herr Thiersch glaubt schliefsen zu dürfen, dafs der grofse Tempel der Juno zu Samos zur Zeit, wo die Schiffer die reiche Ladung von Tartessus herbrachten, bereits müsse gestanden haben, und die Verarbeitung des Erzes zu einem grofsen Bildwerk sogleich statt gefunden haben könne, da Rhoecus und Theodorus, die Erfinder des Erzgusses, die Erbauer des Tempels waren; folglich die Arbeit in Erz, welche

Digitized by Google

Künstler auch die Verfertiger seyn mochten, damals keiner Schwierigkeit mehr unterliegen konnte. — Allein da wichtigere Gründe vorhanden sind, wie ich früher zeigte, dafs Rhoecus und sein Sohn Theodorus, welche den Tempel bauten, und die Erfinder des Erzgusses waren, erst im Zeitalter des Polycrates ihre Hauptthätigkeit übten; so mochte es leicht mit der Verarbeitung des Tartessischen Erzes zu Bildwerken eine andere Bewandnifs haben, und dieselbe später erfolgt seyn. Doch hat es nach der Zeit keine Schwierigkeit, dafs die Bearbeitung des Erzes zu Bildwerken, nämlich durch das Schmieden und Treiben nicht sogleich beginnen konnte, denn aus derselben Zeit war auch der in Gold getriebene Jupiter, den die Cypseliden in Olympia weihten. War nun der Tempel zur Zeit der Weihe des grofsen Geschenkes noch nicht fertig, so liefs das Werk sich leicht im Tempelumfange, Temenos, aufstellen, so wie später Myron seine drei Colossen allda auch unter freiem Himmel errichtete.

Die glücklichen Schiffer hatten indessen durch Niederlegung des Zehnten in den Tempelschatz ihr Gelübde gelöst, und so konnte es späteren Vorstehern desselben vorbehalten seyn, die Umarbeitung des Erzes zu Bildwerken besorgen zu lassen, was vielleicht erst in der Zeit des Polycrates, oder noch später geschah. Doch dies bleibt für die Sache hier gleichgültig.

Als Nebensache berühren wir hier noch: wie weifs Herr Thiersch so zuverlässig, dafs der Architekt des Artemisium zu Ephesus nicht Ctesiphon, wie ihn Vitruv nennt, sondern Chersiphron hiefs? Zwar lautet dieser Namen in den Handschriften Vitruv's sehr verschieden, und Strabo schützt den Namen Chersiphron, dagegen die bei weitem zahlreichern Ausgaben Vitruv's den Namen Ctesiphon, so auch Plinius (7, 38.). — Ferner: dafs man um Ol. 60. noch nicht in Prosa schrieb, und also Vitruv seinen Lesern ein Märchen aufband, welcher versichert, dafs Theodorus von Samos eine Schrift über die dorischen Verhältnisse des von seinem Vater erbauten Junotempels, herausgab, und Ctesiphon und sein Sohn Metagenes eine andere Schrift über die ionischen Verhältnisse des Dianatempels zu Ephesus bekannt machten: — Schriften, die wahrscheinlich noch in den Händen Vitruv's selbst waren? — Wirklich mafst sich Herr Thiersch an, Dinge mit Bestimmtheit zu wissen, worüber jeder andere gründliche Philolog seine Stimme nur mit Behutsamkeit abgeben würde. Ueberhaupt möchte es schwer seyn, hierin etwas Sicheres auszumitteln. Indessen sagt Plinius (7, 57.): *Prosam orationem condere Pherecydes Syrius instituit, Cyri regis aetate.* Wirklich lautet diese Angabe sehr klar. Vergl. *Strabo* 1. *p.* 18. und *Plutarch. in Solone c.* 3., woraus deutlich hervorgeht, dafs Solon bereits seine Gesetze in Prosa schrieb. Wenn aber Herr Thiersch keine Schrift um Ol. 60. in Prosa kennt, mufs Vitruv deswegen seinen Zeitgenossen in den hellen Tagen des Augustus ein Märchen aufgebunden haben? — man vergleiche die neuen Zusätze des Verf. p. 86. 136. und p. 181. mit der Note 94., wo er eine ganze Vernichtungspredigt gegen mich ausstöfst. Auch giebt er hier seinen Aerger über die gehörnte Ariadne, mit welcher Hirt die Welt beschenkte, zu erkennen, doch ohne die Ursach anzugeben, worin ihn die Hörner geniren.

Pag. 114. verdriefst es den Verf., dafs man den Pausanias nicht als einen feinen Kunstkenner anerkennen will; und p. 139. dafs die elegante Vorstellung des Kampfes von Hercules mit der Amazone bei Tischbein keine Nachbildung desselben Gegenstandes von Aristocles von Cydonia seyn soll, welchen Aristocles unser Archäologe durch eine wunderliche Art von Schlüssen 83 Jahre vor Ol. 50. setzet, obwohl nach Herodot (3, 44. und 59.) Cydonia in Creta erst von den Samiern, die Polycrates vertrieb, erbaut ward. — Eben allda bezweifelt er noch, in welcher Zeit Anaxilaus von Rhegium lebte, und diese Stadt erbaut sey; daher unser Wundermann die Thätigkeit des Learchus von Rhegium, der zu Sparta den Jupiter in geschmiedetem Erz verfertigte, noch vor den Anfang der Olympiaden setzet (man vergl. p. 47. und 219.). — Pag. 142. kommt wieder eine Bogen lange Note Thierschische Weisheit über Canachus vor, welche sich in Wasser auflöst, wenn man, wie es geschehen ist, erwiesen hat, dafs der Branchidische Colofs in Erz nicht dem alten Tempel, nicht dem alten Canachus, sondern dem jüngern in den neunziger Olympiaden angehört. P. 168. erklärt sich der Verf. gegen die Neulinge, welche die Kiste des Cypselus rund annehmen. Für ihn bleibt sie viereckig, wie für Herrn Quatremere, und für ihn gilt sie als eines jener feinen Putzkästchen, welche auf griechischen Gefäfsen die Frauen so oft auf den Händen, oder dem Schoofs tragen, und die schon bei den Damen Homers allgemein waren. Und als einen fernern

Digitized by Google

Beweis seiner Sagacität fügt er bei, dafs die Idee zu der Vorstellung des Peleus und der Thetis, wie wir sie auf der Vase Barberini sehen, von jener Kiste des Cypselus entnommen sey. Wer freuet sich nicht über eine lange Note dieser Art? welcher nur diejenige über das schöne Relief von Hawkins gleichkommt, wo unser Scharfsichtiger jetzt lehrt: nicht Paris mit Helena oder mit Venus sey darauf vorgestellt, sondern offenbar das Beilager von Venus und Anchises: was wir, so wie jenes, schon vor 30 Jahren bekannt gemacht haben. —

P. 172. Erinnert er in Rücksicht des Adorans, der ihm ein unter der Geifsel siegender Spartanischer Jüngling ist, nicht zu begreifen, was das heifse: „Eine Stellung näher in Erwägung ziehen." Es ist ein Unglück, dafs man beim Schreiben nicht immer einen Grammaticus zur Seite hat. Herr Thiersch freue sich immer seines Bomonica, der nun seine Stellung näher in Erwägung gezogen, und eben in der eleganten Stellung des schönen Jünglings die Ueberzeugung geschöpft hat, dafs es grade ein solcher sey, der unter der Geifsel blute. Betrachtet er die Statue noch einmal näher, so wird er auch die Schwielen leise angedeutet finden.

P. 204. Wollen wir die beiden alten Polyclete vor der Hand einem andern Beurtheiler überlassen.

Die Vorstellung der äginetischen Bildwerke p. 251 betreffend, bleibt der unterliegende Held ihm Achilles, und nicht Patroclus. Den Bau des Panhellenion setzt er in die sechziger Olympiaden, und weil damals Callon lebte, so verfertigte er auch die aufgefundenen Giebelgruppen. Wir haben geglaubt, theils aus historischen, und architektonischen Gründen, theils aus dem Stil der Bildwerke den Bau und das Fertigen der Statuen an das Ende der siebenziger Olympiaden nach den Perserkriegen setzen zu müssen.

In dem Nachtrage p. 256. macht der Verf. meiner Recension den Vorwurf, dafs sie dürr und wortkarg sey. Was sollte ich ihm aber antworten? Ich hätte ihm nur wiederholen müssen: dafs ich von keiner Satzung weifs, welche die griechische Kunst so lange auf demselben Punct befangen hielt; ja dafs ich überhaupt keinen Kunstbetrieb vor Psammetichus unter den Griechen kenne; dafs kein Künstler von Rhegium vor den Olympiaden Bildwerke in Erz trieb, da diese Stadt erst um Ol. 40. gegründet wurde, und dafs bei zweifelhaften Aussagen der Alten Herr Thiersch immer das Unglück hat, das Verkehrte zu seiner Ansicht zu machen. Ferner: dafs es falsch ist, dafs das Wort Plastice je zugleich auch den Begriff von Bildgiefsen in sich fafste, und Rhoecus und Theodorus, die Einführer des Erzgusses bei den Griechen, aus den fünfziger Olympiaden vergeblich an den Anfang der Olympiaden versetzt werden, und was dergleichen mehr ist. Ich würde dergestalt bereits gesagtes nur wiederholen müssen, und dem Verf. neuen Anlafs zu Klagen geben. Dann darf ich hoffen, dafs ein anderer Recensent, dem am Ende dieses Nachtrages p. 266. gedroht wird, auf seiner fetten poetischen Flur Herrn Thiersch mehr Stoff zur Unterhaltung geben werde, als er je auf der dürren Heide des Hirtischen Grases finden könnte.

An die hundertjährige zweite Epoche schliefst sich die dritte achthundertjährige von den Perserkriegen bis Hadrian an. Leider bleibt dem Recensenten auch hierfür nur die Zeit zu magern Bemerkungen.

P. 274. gesteht der Verf. den Irrthum ein, das Wort *tectorium* durch Dach übersetzt zu haben. Wir andern glaubten, es hiefse Anwurf. (S. kritische Jahrb. Feb. 1827. p. 249.) Aber siehe! der Grammatiker findet für dergleichen immer ein Milderungswörtchen: tectorium heifst ihm jetzt anstatt Dach — die Bedeckung der Mauer.

P. 296. Ein Aehnliches begegnet dem Verf. in Rücksicht des *calcearent soccis*. Zwar hat meine Erinnerung so viel gefruchtet, dafs er jetzt das — trieben sie mit den Füfsen — wegstrich, und anstatt dessen — waren bemüht ihr Sokken anzulegen — übersetzte. Nun aber käme aufs neue die Frage: ob das deutsche Wort Sokken dem lateinischen *soccis*, was Schuhe heifst, richtig entspreche, und ob auf Sokken gehen oder Schuhe tragen, dasselbe sey? — Der Sprachkundige mag entscheiden. — Sokken ist im Deutschen ein kurzer Strumpf, den man in den Schuhen, nicht aber als Schuhe trägt.

P. 278 bringt der Verf. seine wunderliche Genealogie von Aristocles bis Pantias wieder vor. Da aber Aristocles ein Cydoniate war, so konnte seine Thätigkeit nicht schon 83 Jahre vor Ol. 50. eintreten, sondern erst in den siebenziger Olympiaden mit Canachus I, und Ageladas. Dergestalt konnte sein Sohn Cleoetas sehr wohl mit Phidias thätig seyn, so wie dann die zwei Söhne des letztern Canachus II. und Aristocles II.

Digitized by Google

in den neunziger Olympiaden. Die noch übrigen vier, um die Reihe der Sieben auszufüllen, wird jetzt der Verf. selbst füglicher unterbringen.

P. 288. Wir wollen diesmal die Gelegenheit nicht versäumen, Einiges über Cleomenes zu bemerken. Auch wir sehen die Venus von Medici als ein Werk dieses Meisters an; aber nicht als Nachbildung einer Praxitelischen, sondern als eine wirkliche Originalarbeit. Dann warum will der Verf. das ausgezeichnete Werk eher in die Zeit des Verfalles heruntersetzen, als in die Blüthezeit? — Dafs Cleomenes, der den sogenannten Germanicus verfertigte, der Sohn des schon genannten Cleomenes sey: haben wir auch keine Ursache in Zweifel zu ziehen und da beide Athener waren, so trägt dies zur Bestätigung bei. — Aber nun soll zwar die genannte Statüe kein Germanicus seyn, aber doch das Bildnifs eines Römers. Dies, meint Herr Thiersch wahrscheinlich nach seinem Orakel Visconti, beweisen die Gesichtszüge und der Schnitt des Haares. — Wir bedauern nicht so scharfsichtig zu seyn, so genau zwischen griechischen und römischen Bildnifsfiguren zu unterscheiden, obwohl wir eine Reihe von Jahren unter solchen Bildnissen zu wandern, und sie unter einander zu vergleichen Gelegenheit hatten. Herr Thiersch erlaube mir also in dem Angegebenen keinen Beweis zu finden, dafs die beiden Cleomenes von Athen erst im Zeitalter des Aratus lebten. Wäre es thunlich, eine Bestimmung für ihre Lebenszeit auszumitteln, so müfste, scheint es, die Betrachtung von dem Vater des ältern Cleomenes, der Apollodorus hiefs, ausgehen. Nun giebt es zwei berühmte Apollodore, der eine ein Bildner im Zeitalter des Lysippus, von dem aber der Geburtsort nicht bekannt ist; der andere ein Mahler, und geborener Athener, der Ol. 92. seine Kunst zuerst in ihrer Vollendung zeigte. Hiernach scheint es, dafs man eher diesen, als jenen, für den Vater des Cleomenes halten könnte; — und so würde die Thätigkeit des letztern ungefähr mit der des Scopas, Euphranor und Praxiteles zusammenfallen.

P. 290. In Rücksicht des Tempels der Felicitas giebt die Stelle des Dio Cassius (43, 21.), welche ich in der Geschichte der Baukunst citirte, nichts Sicheres: ob der ältere L. Lucullus in der Zeit des Mummius, oder der jüngere im Zeitalter des Cicero der Erbauer sey. Dagegen deutet die Anekdote bei Strabo (8. p. 381.), welche ihm auch Dio Cassius in dem Fragment 81. (p. 35. *ed. Reim.*) nachschreibt, bestimmt auf den ältern. Aber wenn man bedenkt, auf welche des römischen Namens unwürdige Weise Lucullus den Krieg in Spanien führte; so scheint es der römischen Sitte gänz entgegen, dafs man diesem Lucullus erlaubt haben sollte, einen Tempel der Felicitas zum Andenken seiner Thaten zu erbauen. Dann wie läfst sich eine Anekdote unter den vielen berücksichtigen, welche in späterer Zeit unter den Eleganten Roms auf Unkosten des biedern Mummius herumliefen? — Erwägt man aber dagegen die Grofsthaten des L. Lucullus in dem Mithridatischen Kriege, und dabei seinen Baugeist und seine Reichthümer, so begreift man leicht, wie derjenige, der die Statüe der Felicitas durch den ausgezeichnetsten Künstler der Zeit machen liefs, auch zuvor den Tempel der Göttin erbaute. — Indessen würde ich mich freuen, wenn diesmal Herr Thiersch doch Recht hätte, und wirklich wundere ich mich, dafs der Gegner eine luculente Stelle nicht gegen mich benutzt hat. Cicero nämlich in dem 4ten Buche der Verrinen c. 2. gedenkt bereits des Tempels der Felicitas; und bekannt ist es, dafs der Procefs gegen den berühmten Plünderer früher statt fand, als Lucullus vom Pontus zurückkehrte. Da aber Cicero die Rede *de Signis* nicht hielt, sondern schriftlich bekannt machte; so bleibt zur sichern Bestimmung der Sache noch immer die Frage: von welchem Jahre und Datum die Ausgabe der Verrinischen Reden ist.

P. 295—302. Die Erinnerungen über die *aedes Apollonis palatini*, die *aedes Metelli* und was damit zusammenhängt, haben nicht viel gefruchtet. Zwar meint jetzt der Verf, das Haus des Metellus könne wohl ein Tempel Jupiters und von Metrodorus erbaut seyn. Aber dafs der Tempel der Juno mit den Säulenhallen, welche den Platz um die beiden neben einander liegenden Tempel einschlossen, in dem ursprünglichen Plane gelegen habe, und von demselben Architekten erbaut sey, scheint dem Verf. nicht einzuleuchten.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 8.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1829.

Ueber die Epochen der bildenden Künste unter den Griechen von Fr. Thiersch. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage, mit drei Steintafeln.

(Schluſs.)

Er hat noch zwei andere Männer, die Spartaner Sauros und Patrachos unterzubringen, die ihm absolut als Architekten und Bildhauer gelten müssen, zwar nicht mehr im Dienst des Augustus, wie vormals, sondern in dem des Metellus. Denn sie hätten einmal auf den *Columnarum Spiris*, das ist: an den Kapitälen (davon ist der Grammatiker nicht abzubringen) die Embleme ihrer Namen gemeiſselt. Hermodorus mochte immer Architekt des Jupitertempels seyn, aber von dem Junotempel seyen die Erbauer jene zwei reichen Spartaner, die, weil ihnen keine Inschrift erlaubt war, die Embleme ihrer Namen an den Kapitälen eingehauen hätten. — Herr Thiersch scheint nun einmal nicht zu begreifen, daſs die architektonischen Zierden an einem Prachtbau auch geschickter Steinmetzen bedürfen; und die Steinmetzmeister gröſstentheils reichere Leute sind, als die Architekten: welches leicht begreiflich ist, da man die Führung eines Baues gewöhnlich verdingte, und die Steinmetzen es hauptsächlich waren, welche die Führung der Prachtbaue auf ihre Kosten übernahmen, welche sie dann nach den Entwürfen der Architekten auszuführen hatten, und sich für gute Arbeit verbürgen muſsten.

P. 309. Daſs die Vaticanische Statüe des Nilflusses eine Originalarbeit, und nicht etwa eine Copie des Nilflusses in Basanit sey, welchen Vespasian unter den Seltenheiten der Kunst in dem Friedenstempel aufstellte, findet er den Beweis darin, daſs das Gegenstück, der Tiberfluſs, ein eben so vortreffliches Werk sey. — Dies ist aber wieder einer der Aussprüche unseres Verf., dem schwerlich je ein Kenner beitreten wird. Die Arbeit des Tiberflusses, ist ungleich geringer, als die des Nils.

P. 312. Nun höre man den Mann weiter: In meiner frühern Recension machte ich bei dem Colossen des Nero auf die lächerliche Uebersetzung des Plinianischen Textes aufmerksam. Gebessert ist in dieser 2ten Auflage daran nichts, sondern das Argument wird jetzt gegen meine Uebersetzung gekehrt. Er sagt: „Herr Hirt S. 249 hat die im Texte gegebene Uebersetzung in Anspruch genommen. Ihm enthalten die Worte *ex parvis admodum surculis* eine Vergleichung: So wie aus Setzlingen den ersten Keim. Müſste ich nicht durch gehäufte Darlegung solcher Dinge die Geduld des Lesers zu ermüden fürchten, so würde hier wieder Gelegenheit seyn, ihn über — den ersten Keim aus Setzlingen — und den Unverstand dieser Worte, hiernächst aber die grammatische Unkunde zur Rede zu stellen, die ihn allein hindern konnte, den Parallelismus in *Similitudo ex argilla et ex parvis admodum surculis* zu miſskennen. Jetzt mag dieses mit dem übrigen vorübergehen." Solche Dinge erdreistet sich Herr Thiersch dem Recensenten aufzumutzen! und wie lauten denn die Worte meiner Uebersetzung *ex parvis admodum surculis* in meiner Recension? — etwa wie hier unser Herr Grammaticus angegeben hat: So wie aus Setzlingen den ersten Keim? — Doch nein: es steht klar gedruckt: so wie aus Setzlingen den werdenden Baum. Indessen will ich diesmal die Sache noch hingehen lassen, und dem Leser die Beurtheilung anheim stellen.

P. 313. Anmerk. 29. Was ich so eben über das Sehen des Verf. bemerkte, zeigt sich wieder hier. Ich sagte von den beiden Colossen auf Montecavallo, sie seyen vortrefflich, aber keinesweges in der Art, daſs man nicht leicht glauben könnte, daſs sie in römi-

Digitized by Google

scher Zeit gemacht seyen." Anstatt jenes nicht leicht lieset nun unser Scharfseher nicht gleich, und hieraus argumentirt der treffliche Mann weiter: — oder geschehen solche Verkehrungen der Worte etwa absichtlich? —

P. 314. In Rücksicht des Apollo mag der Epochenmacher immer bei seinen Grundsätzen und Ansichten verbleiben. Wir werden förderhin ihn nicht stören. — Von der ebenallda besprochenen Gruppe des Cephalus und der Procris bringt Herr Thiersch nun, so wie von einem der Söhne der Niobe Zeichnungen vor, um durch die Identität der Darstellung zu beweisen, dafs auch die vaticanische Gruppe zu den Niobiden gehöre. — Zwar haben die Gewandtheile einige Aehnlichkeit in den beiden Zeichnungen. Aber Aehnlichkeit ist noch nicht Identität. Und wer sieht nicht die Verschiedenheit in der Stellung der linken Beine, und dafs die Stellung der Schenkel ganz verschiedene Winkel bilden, so dafs über dem Kniee des florentinischen Jünglings kein Raum ist, worauf sich der Arm einer Sterbenden stützen könnte? — Anderes wollen wir bei so unvollkommenen Zeichnungen nicht berühren. In Hinsicht des Stils habe ich nie geläugnet, dafs die vaticanische Gruppe nicht Aehnlichkeit mit den Niobiden habe. Aber was erweiset dies? Auch die zu Florenz unter die Niobiden gestellte Psyche, deren Flügel ihr am Rücken weggemeifselt sind, trägt denselben Stil. Sollte der treffliche Meister, welcher die Familie der Niobe erfand, nicht auch anderes gemacht haben, wie eben die so höchst tragische Gruppe des Cephalus und der Procris, in dem Moment, wo er eilt das geschossene Wild aufzunehmen, und statt dessen die getroffene Gemahlin findet. Der Pfeilschufs sitzt der Figur unter der Brust, was aber der Zeichner anzudeuten übersehen hat. Die lange Demonstration von Identität mag sich also der Klarseher, Herr Thiersch, vor der Hand noch für sich behalten.

P. 331 — 333. Die langen Noten über Laokoon, und über das runde Omega des Torso liefsen sich erwarten. Denn in minimis pflegt unser Gegner unerschöpflich zu seyn. Auch sein gereiftes Urtheil über die beiden Musen in Venedig, den Apollo Barberini, der ihm ein Original-griechisches Kunstwerk ist; auch über Visconti, wenn dieser Gelehrte über die Vortrefflichkeit der griechischen Meister in römischer Zeit sich enthusiasmirt — wollen wir nicht weiter in Anspruch nehmen, denn alles kommt immer aus den tiefsten Tiefen der Untersuchungen des Autors, nämlich aus der Grammatik, und wo diese nicht ausreicht, aus der flachen Ansicht der Monumente.

P. 377 — 404. Im Nachtrag zur dritten Abhandlung werden die erfreulichen Ergebnisse seiner neuen Kunstgeschichte wiederholt. In Homer's Zeiten hat die Kunst schon eine feste Form, aber bis Ol. 50 kein Fortschreiten. Von Ol. 50 bis Ol. 72 bildet sich der Uebergang, wo dann von Phidias bis zum Meister, der den Antinous statuarisch in's Leben rief, die Kunst, das ist: nicht die Malerei, sondern nur die Plastik, in demselben vollendeten Zustande beharret. Auf welche Weise unser Autor in Paris und London durch Canova und Visconti zu einer für die deutsche Archaeologie so erspriefslichen Weisheit gekommen ist, haben wir gesagt. Nur veraltete Forscher und Neider suchten seine schön angelegten Plane für Deutschland zu durchkreuzen. Anstatt eines Archäologus wollen sie ihn nur als einen Grammaticus erkennen, als wenn der Grammaticus nicht das Zeug für alles hätte: gewifs auch für Kunstarchäologie, dies bestreiten wir nicht; — doch nur dann, wenn man sich nicht blofs auf die Aussagen der Quatremere, Visconti und Canova verläfst, sondern wenn man mit eigenem Talent für solche Studien ausgerüstet, sich die Zeit nimmt, selbst zu sehen und selbst zu prüfen. Herr Thiersch nehme es also nicht übel, dafs wir unser Haus, dessen Pfeiler er so gewaltsam erschütterte, noch durch Strebepfeiler zu stützen suchen. — Doch er streitet lieber mit C. O. Müller, als mit den Veralteten. Ob nun Herr Müller fortfahren wird, seine „Massen von ungegründeten Meinungen, Fehlschlüssen und ungerechten Urtheilen" zu behaupten, oder sich endlich der Bekehrung fügen wird, mag die Zeit lehren. Doch zweifle Herr Thiersch nicht: Herr Müller wankt schon, denn er erkennt den Antinous als eine gute Statüe für eine so späte Zeit an.

Das Hauptziel seines Zornes bleibt ihm aber Aloysius Hirt. P. 400. giebt er nicht nur sein wiederholtes Mifsfallen über meine Art zu schreiben zu erkennen, sondern auch über meine Kunstepochen, — selbst über die der neuern Kunst. Die antikisirende Gehaltlosigkeit des Canova kann er nicht verdauen, und eben so wenig, dafs ich dem Christian Rauch der richtigen Auffassung der Natur wegen, selbst den Rang über Thorwaldsen einräume. —

Digitized by Google

Hierdurch haben wir getreulich angezeigt, was diese 2te Auflage Neues und Wichtiges enthält.

Doch sind noch ein paar Notizen als neue Beiträge zu berücksichtigen. Erstlich spricht Herr Thiersch über die in Selinunt aufgefundenen Reliefs, wovon er die Risse darlegt. Zwei Dinge scheinen ihm hier am Herzen zu liegen: erstlich seinen verehrten Freund, den Architekten Herrn von Klenze als denjenigen zu bezeichnen, der zuerst diese Reliefs deutete, und wahrscheinlich auch die Sicilianischen Antiquare hievon unterrichtete. Denn noch in demselben Jahre, wo Herr von Klenze in Palermo war, ward eine Schrift von Pietro Pisani gedruckt, worin die Reliefs ungefähr auf dieselbe Weise, wie von Herrn v. Klenze im Morgenblatt, erklärt werden. Nur in Beziehung der Quadriga der Königstochter Cynisca scheint der Sicilianer anderer Meinung zu seyn. Zweitens wollte Herr Thiersch das Alter jener Reliefs richtig bestimmen. Er entschliefst sich, die Gründung von Selinus Ol. 40. in der Zeit des Pythagoras (!) anzunehmen; und dafs die Tempel allda zwischen der Zeit der Gründung und dem peloponnesischen Kriege, also zwischen Ol. 40 und Ol. 87. erbaut wären. Gut! — Nun kommt der hinkende Bote: nämlich dafs gedachte Reliefs vor Ol. 50 also vor Dipoenus und Scyllis gemacht seyen; und folglich diese Reliefs einen richtigen Begriff von dem Zustand der Kunst geben, wie er bereits in der Homerischen Epoche war. Wir bedauern nur, dafs diese Aussage der Beweise ermangelt, und auf einer falschen Ansicht der Monumente beruht. Wie soll man den primitiven Stil in Kunstwerken erkennen, welche bereits so stark bezeichnete, und in den Gelenken so gut verstandene Körperformen, und dann in den Gewandtheilen einen so richtigen Faltengang darstellen? — Der primitive Stil bezeichnet die Gegenstände hauptsächlich nur nach den äufsern Umrissen, mit sehr unvollkommener Andeutung der Hauptgelenke, und in der Gewandung findet sich nur eine leise Bezeichnung der Falten. Strabo vergleicht die altgriechischen und hetruskischen Werke mit den Aegyptischen, und die wenigen altgriechischen und hetruskischen Werke, welche auf uns gekommen sind, bestätigen die Aussage. — Die Reliefs von Selinunt tragen aber nicht mehr den ägyptischen, sondern bereits den äginetischen Stil an sich, und die richtig angegebenen Hauptgelenke und die stark bezeichneten Körperformen geben einen richtigen Begriff von dem Stil, den die Redner den harten nennen. Dieses Steife und Harte milderte sich allmählig von Meister zu Meister, und wurde immer mehr der Natur gemäfs. Die Arbeit der Reliefs von Selinunt ist zwar noch härter, als die der äginetischen Statuen, obwohl sie nicht zehn Olympiaden auseinander liegen, und die Letztern kaum vor Ol. 80. zu setzen sind. Dies ist die Meinung der veralteten Archäologen, so sehr sich auch dagegen die junge Archäologie des Herrn Thiersch sträuben mag. —

Zweitens beschenkt uns der Verf. hier wieder mit dem Abdrucke seiner Penelope. Auch hievon legt er uns die Zeichnungen der beiden, im Museo des Vatikans vorhandenen fragmentirten Statuen vor, zugleich mit den zwei auf einander sich beziehenden Reliefs in gebrannter Erde, wovon das eine, die Fufswaschung des Ulysses schon durch Winkelmann, und das andere, welches die in Gedanken versunkene Penelope, wie sie schon von andern gedeutet worden ist, darstellt. Aber die beiden Marmorstatüen sind dadurch richtig gedeutet, und wir sind weit entfernt, unserm Archäologen auch diesen Fund verkümmern zu wollen. Das Einzige thut mir leid, dafs ich bei einer Sache als Autorität (p. 428.) angezogen werde, wo ich es nicht verdiene. Jene zwei Penelopen sollen äginetischen Stils seyn; und wirklich habe ich in meinem Aufsatze über die äginetischen Gruppen so was angegeben. Aber jetzt sehe ich aus den Zeichnungen, die hier vorliegen, dafs mich damals, wo ich solches niederschrieb, das Gedächtnifs täuschte. Denn weder die eine, noch die andere jener fragmentirten Statüen tragen das Mindeste vom äginetischen Stil an sich. Ich bitte daher den Verf. sehr um Vergebung, im Falle meine falsche Angabe beigetragen hätte, den Erklärer jener Denkmäler in dem äginetischen Irrthum zu bestärken. Doch trösten Sie sich, mein Vortrefflicher, über den kleinen Anstofs in Hinsicht des Stils. Ihre Erklärung ist richtig; und das ist nicht wenig für einen Mann, der in archäologischen Dingen eben nicht oft das Glück hat, das Richtige zu erspähen.

A. Hirt.

Digitized by Google

IV.

Carl Gustav Carus, Dr. der Philos. und Medicin, Hof- u. Medicinalrath, auch Sr. Maj. des Königs von Sachsen Leibarzt etc. von den Ur-Theilen des Knochen- und Schädelgerüstes. Mit 12 Kupfertafeln und einer schematischen Schrifttafel. Leipzig bei G. Fleischer 1828. XVI. u. 186 S. in Folio.

Es ist ein höchst wichtiger Fortschritt der Naturwissenschaften, dafs man in neuerer Zeit angefangen hat, die organischen Schöpfungen in ihrer stufenweisen Entwickelung und nach dem allmähligen Hervortreten höherer Formen aus den niederen zu betrachten, anstatt dafs in früherer Zeit nur die einzelnen Formen, abgesondert für sich, nach ihren besonderen Merkmalen, wenigstens ohne direkte und ausdrückliche Rücksicht auf deren Vergleichung mit höheren oder tieferen, die Gegenstände der Untersuchung waren. Während man sich früher mit formellen, allgemeinen Betrachtungen darüber abquälte, ob es überhaupt eine stufenweise Entwickelung gebe; ob die Naturordnung und Gesetzmäfsigkeit bei ihren Bildungen befolge, und sich so nie mit diesen äufserlichen Reflexionen, dem Wesen der Natur nähern konnte, indem man vorgefafste Meinungen in die Natur hineinlegen wollte; — so fängt man jetzt an, durch einfache Anschauung und Betrachtung des Ganges der Natur in der Entwickelung der Schöpfungen die Ordnung und Gesetzmäfsigkeit der Bildungen und die vernünftige Idee, nach welcher die Natur sich entwickelt, auf eine ganz einfache Weise, aus ihr selbst herauszulesen.

Ein tieferes Studium der inneren Organisation des Pflanzen- und Thierreichs ist es besonders, was, gleichsam unbewufst, allmählig zu dem angedeuteten Gange der Naturwissenschaften hinführte. Denn es ist nicht allein die blofs naturhistorische Entwickelung der äufseren Formen, sondern besonders die anatomische und physiologische Entwickelung der inneren Organe, deren Natur und Bedeutung auf diese Weise enträthselt werden soll. Kielmayer hatte, mit der Aufregung des Interesses für das Studium der vergleichenden Anatomie in Deutschland, ihr gleich diese lebendige Richtung mitgegeben, und dafs die Arbeiten Cuviers, Goethe's, Meckel's, Oken's, neuerlich vorzüglich die wissenschaftliche Einsicht in demselben Sinne erweitert, wird immer mehr anerkannt. Auch der Verf. gegenwärtiger Schrift hatte bereits im Allgemeinen durch sein Lehrbuch der Zootomie sich sinnreich bemüht, dem Studium dieser Wissenschaft ein allgemeines und lebendigeres Interesse durch beständige Hinweisung auf die Entwickelung der Formen abzugewinnen.

Die Früchte solcher Arbeiten machen sich nun auch mehr und mehr bemerklich, wenn gleich nicht zu verkennen ist, dafs durch mifsverstandene Vergleichungen und Parallelen der Entwickelung höherer und tieferer Organisationen hin und wieder Irrthümer entstanden sind. Es treibt die Betrachtung des Entwickelungsganges der Natur nothwendig zur Aufsuchung der Aehnlichkeiten, in allen, oder einzelnen, Organen, höherer und tieferer Formen, und diese Richtung der Betrachtung führt daher häufig zu der Einseitigkeit, überall nur die Analogieen, selbst da im Auge zu behalten, wo man mehr (wie sonst allein der Fall war) auf die besonderen Eigenthümlichkeiten und Unterschiede sehen sollte. Indessen ist es der Gang der Wissenschaften, dafs sie sich schwankend von Extrem zu Extrem bewegen und nur auf den Uebergangsstufen die wahre Mittelstrafse halten.

Wir haben so durch die fortschreitende Kenntnifs der Entwickelungsgeschichte des Pflanzen- und Thierreichs die herrlichsten Aufschlüsse über die Bedeutung einzelner Organe sowohl, als ganzer Formen, im gesunden und kranken Zustande, erhalten. Das allmählige Hervortreten zusammengesetzter höherer Organisationen aus einfachen niederen Formen, zeigt im Allgemeinen schon, wie die niederen immer Voraussetzung und Bedingung der höheren sind; aber in Betreff der Entwickelung nur eines Organs durch die Thierreiche bis zum Menschen, z. E. des Nervensystems und Gehirns, lernen wir nur durch die Vergleichung aller niederen und höheren Formen die Bedeutung der einzelnen Theile des Gehirns im Menschen wahrhaft genetisch kennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 9.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1829.

Carl Gustav Carus, Dr. der Philos. und Medicin, Hof- und Medicinalrath, auch Sr. Maj. des Königs von Sachsen Leibarzt etc. von den Ur-Theilen des Knochen- und Schädelgerüstes. Mit 12 Kupfertafeln und einer schematischen Schrifttafel.

(Fortsetzung.)

Das Gehirn ist ein zur höchsten Einheit seiner Theile entwickeltes Rückenmark, das Rückenmark ein höher gebildetes Gangliensystem, welches allein und frei für sich in den Gliederthieren erscheint.

Höchst wichtig ist ferner der Parallelismus der Entwickelung höherer Thierformen, von ihrer Entstehung bis zur vollendeten Ausbildung, mit der Entwickelung der höheren aus tieferen Formen des Thierreichs. Die höheren Thiere durchlaufen in ihren frühesten Bildungsstufen die niederen Stufen des Thierreichs. Wie alle Embryonen des Menschen und der Säugethiere, so sind die Embryonen des Thierreichs, die Infusorien und meisten Strahlenthiere, Wassergeschöpfe. Die Kiemenbildung der Fische kömmt als Durchgangsstufe bei der Entwickelung der Frösche und Salamander und in anderer Form auch bei den Embryonen der Vögel und Säugethiere vor. Diefs gilt natürlich nur im Sinne der Analogie, nicht der Identität einzelner Organe, und es ist ein völliges Mifsverständnifs darum zu glauben, dafs der Mensch z. E. in seinen Entwickelungsstufen realiter alle Thierstufen durchlaufe und es Perioden seiner Bildung gebe, wo er Fisch, Amphibion, Säugethier sey. Der höhere ideelle Typus und die Richtung der Entwickelung bis zur höchsten Stufe, liegt vielmehr schon im Keim jeder höheren Bildung.

Aber es ist von grofsem Interesse zu sehen, wie krankhafte Richtungen der bildenden Thätigkeit häufig nichts anderes sind, als ein Stehenbleiben höherer Geschöpfe bei ihrer Bildung auf niederen Entwickelungsstufen. Die Lehre der menschlichen und thierischen Mifsgeburten, hat durch diese Ansicht bedeutendes Licht gewonnen. So erinnert die Bildung der Hasenscharte und des Wolfsrachens beim Menschen an die normale Verkümmerung der Zwischenkiefer bei Fledermäusen, die Bildung des gespaltenen Rückgraths an eine normale Bildung bei Vögeln, die Bildung der kopf- und herzlosen Mifsgeburten an Bildungen in niederen Thierstufen, auf deren Entwickelung die Mifsgeburten krankhaft stehen geblieben.

Der Herr Verf. giebt uns in vorliegendem Werk eine in dem angegebenen Sinn abgefafste umfassende Entwickelungsgeschichte des Skelettbaues bei Thieren und beim Menschen, welche wir im Voraus als höchst gelungen und mit grofser Klarheit im Einzelnen dargestellt ankündigen, mit dem Wunsche, dafs die sogenannte Lehre von den trocknen Knochen (die Osteologie) allmählig ihre Trockenheit verlieren, sich verflüssigen und aus dem lebendigen Flufs zu einem neuen Ganzen umgestalten möge. Nach einer historischen Einleitung, worin der Verdienste anderer um diesen Gegenstand gebührend gedacht wird, und einem kurzen Vorbegriff, worin der Verf. seine ganz allgemeine Ansicht der Bildungsgesetze überhaupt ausspricht, wird das Unternehmen in zwei Theile gesondert, von denen der erste allgemeine Betrachtungen über das Verhältnifs des Organismus zur Aufsenwelt und die Bedeutung des Skeletts überhaupt; einen Ueberblick der Entwickelung des Thierreichs; eine Entwickelungsgeschichte des Nervensystems, und allgemeine Betrachtungen über die unter der Form von Schaalen, Knochen und Eingeweideknorpeln vorkommenden Festgebilde enthält.

Das Skelett überhaupt ist als die räumliche Abgrenzung des Organismus gegen das Aeufsere zu betrachten und weil diese Grenze am meisten der Einwirkung des Aeufseren ausgesetzt ist, zum Erstarren und Ersterben geneigt. Da aber das Aeufsere nur theil-

Digitized by Google

weise absolut Aeufseres ist, theilweise ins Innere des Thiers eindringt, als Luft oder Nahrung, so entsteht nicht nur äufserlich um das Thier, sondern auch innerlich eine solche erstarrte Abgrenzung, und so entsteht 1) nach aufsen das Hautskelett: die Schalen, Schuppen, Schilder, Stacheln, Federn, Haare; 2) nach innen das Eingeweideskelett: die innere Schale der Digestionsorgane, hornige und Zahnbildungen, Luftröhrenringe u. s. w.; 3) entsteht das Nervenskelett, indem das Nervensystem als das eigentlich thierische im Thier zum übrigen Körper sich wie das Thier überhaupt zur Aufsenwelt verhält und sich gegen denselben durch eine besondere Hülle abgrenzt welche bei höheren Thieren das Knochensystem oder eigentlich sogenannte Skelett bildet.

Durch diese Unterscheidung der drei Skelettformen ist man leicht im Stande die eigentliche Bedeutung aller zum Theil isolirt im Körper vorkommenden horn-, knorpel- und knochenartigen Bildungen zu erkennen, indem man sie ihrer Entwickelung gemäfs in den verschiedenen Systemen betrachtet und daher erscheint diese Abtheilung bedeutsam und richtig.

Indem nun aber alle Skelettbildung ein blofses Produkt des Innern ist, wird sie in ihrer Gestaltung eben durch das Innere bestimmt und zu mehreren Anschauung der Beziehung der thierischen Organisation auf die Skelettbildung überhaupt giebt uns der Verf. auch einen Ueberblick der Entwickelung des Thierreichs und eine besondere Darstellung der Entwickelung des Nervensystems.

Die Entwickelung des Thierreichs ist auch in einem besondern Werke vom Verf. dargestellt, und wir machen daraus nur bemerklich, dafs unter den 3 Hauptabtheilungen, die Eithiere, den Strahlenthieren Cuviers, die Rumpfthiere, den Mollusken und Gliederthieren und die Kopfthiere den Wirbelthieren entsprechen. Die Rücksicht, welche der Verf. indessen auf das Pflanzenreich hierbei nimmt, veranlafst uns eine Bemerkung über das Verhältnifs der Entwickelung beider Reiche hinzuzufügen, um so mehr als die Skelettentwickelung an sich einen durchaus vegetativen Charakter hat und als eine Bildung welche zu den Organen im thierischen Körper die das vegetative Leben in ihm wiederholen, gehört, betrachtet werden mufs, welche Ansicht uns freilich vom Verf. nicht hinreichend verfolgt erscheint. Es ist von besonderer Wichtigkeit das Pflanzenreich, das Thierreich und die Menschheit in dem gegenseitigen Verhältnifs stufenweiser Entwickelung dergestalt aufzufassen, dafs das Pflanzenreich ebenso als Voraussetzung und tiefere organische Stufe als das Thierreich, wie das Thierreich als Voraussetzung und tiefere Stufe menschlicher Organisation erkannt wird. Die gewöhnliche Darstellung dieser Verhältnisse, deren Unvollkommenheiten der Verf. auch wohl gefühlt zu haben scheint, ist nun nach der von Pallas angegebenen Idee diese, dafs das Pflanzenreich und Thierreich gleichsam aus einer Wurzel entspringen und sich von hier aus in zwei Richtungen auf verschiedene Weise entwickeln. Die niedersten Pflanzen und die niedersten Stufen der Thiere sollen diesemgemäfs die gröfste Aehnlichkeit unter einander haben und beide Reiche sich um so mehr von einander entfernen, je höher sie sich entwickeln, so dafs die höchsten Thiere und die höchsten Pflanzen am weitesten von einander abstehen. Das Thierreich auf seiner höchsten Entwickelung hat so seinen Schlufspunkt und höchsten Entwickelungsgrad im Menschen; aber dem Pflanzenreich, welches sich in seiner höheren Entwickelung immer mehr von dem Thierreich unterscheidet, fehlt ein solcher Schlufs und höherer Entwickelungspunkt, was man sich auf verschiedene ungenügende Weise erklärt hat. Pallas wie es scheint, wollte durch diese Annahme einen Ausweg aus dem Labyrinth der Verwirrung finden, worin Bonnet mit seinen, zu weit getriebenen Vergleichen, zwischen Pflanzen und Thierreich stecken blieb, so dafs man als Resultat der Bonnetschen Untersuchung durchaus jeden Unterschied zwischen Pflanzen und Thierreich läugnete, sondern beide, als durchaus ein ununterscheidbares organisches Reich, ansehen zu müssen glaubte, wie denn Bonnet selbst offen bekennt, dafs er als Philosoph nicht im Stande sei eine Katze von einem Rosenstrauch zu unterscheiden, worüber sich der gemeine Mann blofs darum wundere, weil er die Kunst des Abstrahirens nicht verstehe.

Diese Kunst des Abstrahirens war es denn allerdings auch nur, welche die Köpfe gefangen hielt und mittelst welcher sie über den Reichthum des concreten Inhalts blindlings wegsahen und anstatt diesen in Gedanken zu fassen sich mit solchen leeren und inhaltlosen allgemeinen Abstraktionen begnügten. Empfindung und freie Bewegung, wodurch Linnée schon sinnreich genug das Thierreich vom Pflanzenreich unterschieden

Digitized by Google

hatte, suchte Bonnet auch im Pflanzenreich an den ganz nothwendigen und durchaus periodischen und unfreien Bewegungen der Oscillatorien, der Mimosen u. a. Pflanzen nachzuweisen, ohne zu bedenken, dafs Empfindung als Beziehung äufserer Eindrücke auf Einen Mittelpunct der ganzen Organisation und freie Bewegung und physische Selbstbestimmung als Reaction von Einem Puncte aus, worin die Empfindung rege ward, nur bei Organisationen mit centraler Einheit und Beziehung aller Theile auf Eine Mitte, statt finden kann, wie dieses bei den Thieren nur und bei den Pflanzen nicht ist. Die Entwickelung eines Nervensystems als besonderes Empfindungsorgan ist hierzu nicht nöthig, wie bei den niederen Thierformen, nur die eine allgemeine Centralität worin die ganze Thierheit versinkt, daher denn auch die niedersten Thierformen die allgemeine Centralität der Organisation zeigen.

Bei solchen Ansichten hat denn der Gedanke, das Pflanzenreich überhaupt als die tiefere organische Stufe des Thierreichs, und das Thierreich eben so als Schlufsstein und höhere Entwickelung des Pflanzenreichs zu fassen, sich nicht entwickeln können, im Gegentheil beging man noch den zweiten Fehler, den Menschen als ein blofs höher gebildetes Thier zu betrachten, anstatt die Menschheit als ein besonderes Reich dem Pflanzen- und Thierreich über und auf den Kopf zu stellen. Es ist in wissenschaftlicher Hinsicht vielleicht das Schlechteste und Jämmerlichste, was der Mensch mit sich selbst vorgenommen, dafs er in den Handbüchern der Naturgeschichte sich am Anfang des Thierreichs als *homo bimanus* classifizirt, und selbst der Zusatz „*sapiens*" entschuldigt nicht, denn wenn der Mensch weise sein will, so mufs er sich in ein eigenes Menschenreich stellen und seine Naturgeschichte abhandeln, dem Thierreich und Pflanzenreich gegenüber. Der Mensch, in jeder Rücksicht die Einheit aller Schöpfungen, bildet ein Reich; in dem Reich eine Classe und Ordnung; in der einen Ordnung eine Gattung und hierin eine Art. Aber dann kann sich auch das Pflanzenreich auf höchster Stufe der Entwickelung nicht so ins Unbestimmte und Unendliche verlieren, sondern die höchste vegetative Organisation mufs durchaus eine Beziehung auf die niedrigste Thierbildung haben, wo möglich den Prototyp dieser ausmachen, und die Form, nach welcher das Thier sich bildet, enthalten. Wie es unter den Affen schwer sein möchte zu sagen, welche Art oder Gattung in jeder Beziehung am höchsten entwickelt und am menschenähnlichsten sey, so ist diefs bei den Pflanzen als unvollkommeneren Bildungen noch mehr der Fall. Wie die Affen überhaupt im Thierreich, so halte ich im Pflanzenreich die Rosen für die am höchsten entwickelten, will jedoch nicht durchaus darauf bestehen, da mir ohnehin jeder zugeben mufs, dafs die in ihrer sonstigen Organisation den Rosen am nächsten verwandten Familien zusammen als die am vollkommensten entwickelten betrachtet werden müssen. Ich stelle die Rosen an die Spitze, weil sie eine in gleicher Höhe entwickelte individuelle Organisation und Blumenbildung haben, weil ihre Blumen und Früchte höchst symmetrisch und zusammengesetzt sind und ihr Keim zu den am vollkommensten entwickelten gehört. Ich hätte also die Aehnlichkeit eines Rosenstrauchs mit einem Blumenpolypen oder sonstigen Strahlenthier nachzuweisen, um zu zeigen, wie sich die höchste Entwickelung des Pflanzenreichs an die niedrigste des Thierreichs anschliefst. Diese Aehnlichkeit beider besteht aber in der zu gleichen Graden entwickelten individuellen und Blumenbildung der Rosen: in der symmetrischen, strahlenförmigen, Bildung der Rosenblumen wie des Stammes derselben (welche letztere Bildung bekanntlich alle sogenannten dikotyledonen Pflanzen haben) und der gleichen strahlenförmigen Bildung des Polypen. Auf der andern Seite zeigen die Stämme der Polypen eine durchaus pflanzenähnliche Gliederung und Verzweigung, und der Name: Pflanzenthiere hat die tiefe Bedeutung der Aehnlichkeit eines Polypenstamms mit einer blühenden Pflanze.

Diese Aehnlichkeit betrifft freilich nur die Form und den Bildungs und Entwickelungsprocefs; kann aber auch hier nicht weiter gehen, indem die concrete Centralität und freie Bewegung des Thiers eben das Eigenthümliche und Unterscheidende des Thierreichs ist, wogegen die Pflanzen tieferer Stufen die centrale Form der Blumenbildung nicht erreichen, sondern sich gliederweis peripherisch ins unendliche verlängern.

Wie man also einerseits ganz fälschlich diese Aehnlichkeit verkannt und den Zusammenhang des Pflanzenreichs als tieferer Stufe mit dem Thierreich geleugnet, so hat man anderseits eben so falsch die Aehnlichkeit zwischen Mensch und Thier so grofs gefunden, wie Bonnet die Aehnlichkeit zwischen Katze und Rosenstrauch.

Digitized by Google

Nach der gegebenen Ansicht wiederholt sich das vegetative Element in dem Thierreich und das Pflanzenreich bildet gleichsam den Grund und Boden, auf und in dessen Form sich die Thierheit entwickelt, ebenso wie dasselbe Verhältnifs zwischen Thierreich und Menschheit Statt findet; aber der eigenthümliche humane die ganze Organisation durchdringende Charakter der Menschheit ist ebenso weit vom Thierreich, als das Thierreich auf niederer Stufe vom Pflanzenreich verschieden.

Die Darstellung der Entwickelung des Nervensystems als des leitenden und formbestimmenden Organs für die Entwickelung der höchsten Form der Skelettbildung, geht darauf umsichtig und der Wahrheit gemäfs hinaus, die Entwickelung des Gehirns der Säugethiere und des Menschen als eine concentrirte und höher entwickelte Ganglienbildung der Gliederthiere zu erkennen, zwischen welchen beiden die Rückenmarksbildung die Uebergangsstufe ist. Wir wollen hierbei des genialen Schöpfers dieser Idee, Gall's, in Ehren erwähnen, und fügen nur eine Bemerkung hinzu. Es geschieht gelegentlich der Erfahrung Magendie's, dafs der Sehnerv gegen Stöfse, Schnitte, Zerreissungen unempfindlich sey, Erwähnung. Diese Behauptung ist falsch und das ganze Experiment in einem Mifsverständnifs der wahren Natur der Sinnesempfindungen begründet. Der aufmerksame Beobachter weifs vielmehr dafs jede mechanische (wie jede Lichtreizung) der lebendigen Netzhaut eine Lichtempfindung und in höherem Grade ein Funkensprühen aus den Augen zur Folge hat, und zwar darum, weil jeder Reiz auf der Netzhaut die ihr immanente Lichterregung, wie jeder erhöhte Reiz auf die gewöhnlichen Gefühlsnerven Schmerz hervorbringt. Es ist also keine Unempfindlichkeit der Netzhaut gegen mechanische Reizung, sondern blofse Licht-Empfindung, an einem Orte, wo man unter falschen Voraussetzungen Schmerz-Empfindung zu finden glaubte.

Von grofsem Interesse und als des Verf. Hauptverdienst in gegenwärtigem Werke zu betrachten, sind nun die Untersuchungen: geometrische Construktion der Urformen des Skeletts d. ist: der Hohlkugel und der aus ihr hervorgehenden Gestalten im Allgemeinen, und ferner: nähere Anwendung dieser geometrischen Construktionen auf besondere Formen der Skelettbildung.

Die Hohlkugel ist das ursprüngliche Urgebilde des Skeletts, weil sich die urthierische Masse, um welche sich zuerst ein Skelett bildet, als Kugel erscheint.

Es wird daher, um die weitere Entwickelung des Urskeletts einzusehen, zunächst die geometrische Entwickelung der Kugelform zum Doppelkegel, Kegel, Cylinder, ferner zum Kreis, Sechseck, Fünfeck, Viereck, und ferner zu den Formen der Kegelschnitte auseinandergesetzt, und alsdann gezeigt, in wie weit die Entwickelung der Skelettformen und deren einzele Theile damit in Uebereinstimmung zu bringen sind.

Die ursprüngliche Urskelettkugel entwickelt sich centrisch mehrfach zu einer Reihe von Urskelettringen, indem die verbindenden Segmente der auseinander hervorgehenden Hohlkugeln sich nicht entwickeln. Diese ursprünglichen Glieder der Skelettbildung heifsen Urwirbel und die ganze Reihe von Urwirbeln: Urwirbelsäule. Dem Urwirbel kommt aus geometrischen Gründen die Neigung zu, im Umfange nach bestimmten Zahlenverhältnissen zu theilen. Diese sind: die Vierzahl, weil die Fläche des gröfsten Kreises der Kugel, viermal in der ganzen Kugelfläche enthalten ist; die Sechszahl, weil jeder Kreis durch seinen Radius am einfachsten in sechs Theile getheilt wird. Da beide Theilungen in zwei Puncten zusammenfallen, so geht aus dem Verein beider, die achtzählige Theilung hervor, welche bei den höheren Skelettformen die bleibende ist, wogegen bei den Radiarien die Theilung nach der Fünfzahl geschieht.

An den geometrischen Theilungspuncten der Urwirbel entwickeln sich weiter im Umfange strahlenförmig entweder senkrecht oder parallel der Axe, neue Wirbel durch Wiederholung der Urwirbel, welche Sekundarwirbel heifsen. Die Sekundarwirbel sind einer weiteren ähnlichen Theilung und Entwickelung wie die Urwirbel fähig und sind vorzüglich dem Nervenskelett eigen, wo sie eine Sekundarwirbelsäule bilden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 10.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1829.

Carl Gustav Carus, Dr. der Philos. und Medicin, Hof- und Medicinalrath, auch Sr. Maj. des Königs von Sachsen Leibarzt etc. von den Ur-Theilen des Knochen- und Schädelgerüstes. Mit 12 Kupfertafeln und einer schematischen Schrifttafel.

(Schlufs.)

Als Verbindungsglieder des Gegensatzes von Ur- und Sekundarwirbeln entstehen endlich die Tertiarwirbel, und bei diesen ändert sich die Kugelgestalt in die nach zwei entgegengesetzten Richtungen strebende Metamorphose der Kugel zum Doppelkegel. Der Knochen erlangt hierin erst seine vollkommene Solidität und hat nur sein eigenes Eingeweide das Knochenmark in sich umschlossen. Die Tertiarwirbel können sich in ebenso viel Beziehungen auf Sekundarwirbel als Sekundarwirbel auf Urwirbel entwickeln.

Dieses sind die Elemente, aus welchen alle Skelettbildung der Form nach zusammengesetzt ist, und es kömmt daher darauf an, die verschiedenen Theile des Skeletts auf die Elemente der Wirbelbildung zurückzuführen, und die Metamorphosen bei der Entwickelung aufzufinden.

In Betreff der Substanz können die Wirbel aus Hornsubstanz, Knorpelsubstanz oder Knochensubstanz bestehen. Durch ein Schriftschema zu Seite 47. hat der Verf. diese Entwickelnng der 3 Wirbelformen im Durchschnitt anschaulich dargestellt.

Es ist nicht der Fall, dafs alle drei Wirbelformen überall zugleich in symmetrischer Ordnung und gleichen Graden entwickelt würden, im Gegentheil: die wirkliche natürliche Skelettform wird stets mannichfaltiger als die absolute Einfachheit der Urskelettkugel und stets einfacher als die mögliche Vielfachheit der in ihrer mannichfaltigsten Gliederung entwickelten, Urskelettkugel seyn (p. 49.)

In der Wirklichkeit fehlen daher immer einer oder mehrere von den, der Idee nach aus jedem Urwirbel hervorgehenden, Sekundar- oder Tertiarwirbeln.

Bei den niederen Thieren, wo die Theilung des Urwirbels nur nach einem Zahlenverhältnifs geschieht, ist die Symmetrie am gröfsten, indem sich alle Sekundarwirbel gleichmäfsig entwickeln.

Bei den höheren Thieren, wo die Theilung durch ein doppeltes Zahlenverhältnifs geschieht, fehlen diejenigen Sekundarwirbel am seltensten, welche an den Theilungspuncten, die durch beide Zahlenverhältnisse zugleich gesetzt sind, entstehen, nämlich die senkrecht oben und unten sich entwickelnden.

An denjenigen Stellen, wo Urwirbel, Sekundar- und Tertiarwirbelentwickelung zusammenfallen, ist die wirkliche Darstellung der Skelettheile am stärksten gefordert, daher der Körper des Rückenwirbels höherer Thiere, welcher diese Stelle einnimmt, selbst dann entwickelt erscheint, wenn alle anderen Theile fehlen und im Embryo die Wirbelkörper immer die ersten Keime der Wirbelsäule darstellen.

Fällt die Entwickelung ganzer Ordnungen von Wirbeln weg, so fehlen zuerst die Sekundar- und Tertiarwirbel, daher häufig eine Urwirbelsäule ohne Gliedmafsen in den Skelettbildungen gefunden wird.

Bedeutsam sind die Andeutungen, welche der Verf. über die Beziehung der Wirbelbildung auf die wesentlichsten Thiergebilde, die Nerven, giebt. So z. B. entspricht die Urskelettkugel dem gesammten einfachen unentwickelten Thierleibe: dem Ei und den Eithieren; die Urwirbelsäule der Gliederthiere der Ganglienkette ihres Nervensystems. Der Wirbel schlechthin entspricht dem Ganglion, die Sekundarwirbelsäule der Nervenkette; das Rückgrath dem Rückenmark.

Die Entwickelung der verschiedenen Wirbel steht daher mit den Organen, die ihre Entwickelung bestimmen, im Verhältnifs. Der Dreiheit der Hirnmassen ent-

Digitized by Google

spricht die Dreizahl der Sekundarkopfwirbel. Dafs sich gemäfs dem Rückenmark und Hirn an der Lichtseite des Thiers nur die Rückenwirbelsäule, hingegen bei den Gliederthieren mit einem Bauchwerk nur die den vegetativen Organen entsprechenden Urwirbel des Bauchs entwickelt finden, hatte schon Cuvier richtig auf seine Abtheilungen des Thierreichs geführt. Die Entwikkelung der Gliederthiere fängt auch von der Bauchseite, wie die der Wirbelthiere von der Rückenseite an.

Die Wirbelentwickelung wird auch bestimmt durch Gegensätze ihrer Theile unter einander. Sekundarwirbel stehen mit Urwirbeln im Gegensatz, Tertiarwirbel mit den Sekundarwirbeln. Wie überall, so ist auch hier die Auffindung antagonistischer Verhältnisse von grofser Bedeutung.

Der zweite Theil „Untersuchung im Einzelnen" überschrieben, beschäftigt sich mit der Entwickelung der Skelettbildung in den verschiedenen Thierklassen. Durch sorgfältige Vergleichung und richtige Beziehung der verschiedenen Skelettheile auf die bestimmten Formen des Hautskeletts, Eingeweideskeletts oder Nervenskeletts ist es dem Verfasser gelungen, die Bedeutung mancher bisher ihrer Genesis nach räthselhaften Knochen- und Knorpelbildungen zu bestimmen und eine klare Uebersicht der verschiedenen Skelettformen, entsprechend den verschiedenen Thierklassen zu geben. Nicht alle drei Skelettformen kommen gleichzeitig bei einem Thier in gleichem Grade entwickelt vor. Das Hautskelett ist besonders bei den Ei- oder Strahlenthieren, so wie bei den Gliederthieren entwickelt und es kommen hier nur äufserst leise Andeutungen zur Bildung eines Nervenskeletts vor. Hingegen bei den Wirbelthieren, wo die Nervenskelettbildung ihre höchste Entwickelung erreicht, tritt die Bildung des Hautskeletts nach und nach zurück, obgleich es bei den Fischen, Amphibien, Vögeln, mit weniger entwickelter Hirnbildung noch in den mancherlei Formen von Schuppen, Stacheln, Federn, Schildern zum Vorschein kommt. Die Rippen im Nervenskelett bilden die Urwirbel und die Wirbelsäule ist aus Sekundarwirbeln zusammengesetzt, die sich auf den Urwirbeln entwickelt haben.

Das Eingeweideskelett ist überall wegen der geringen Fremdartigkeit der äufseren Einwirkungen geringer, als die beiden anderen Formen entwickelt; die Zahnbildung gehört zum Eingeweideskelett.

Die Kiemenbögen der Fische sind keine Rippen sondern Urwirbelbögen des Eingeweideskeletts. Die Knorpelblätter des äufseren Ohrs der Säugethiere werden mit dem Kiemendeckel der Fische verglichen. Wir können dem Verf. hier durch die vielfachen Durchführungen im Einzelnen nicht folgen.

Der dritte Abschnitt des zweiten Theils enthält noch interessante Bemerkungen über die Eigenthümlichkeit der menschlichen Skelettbildung, über die Entwikkelung des Knochensystems beim Embryo, und über die Bedeutung mehrerer krankhaften Skelettbildungen. Wir heben nur die bestätigende Bemerkung heraus, dafs jeder Verknöcherungspunct sich radienförmig vergröfsert und dafs in den Urwirbeln und Sekundarwirbeln zuerst die Seitentheile verknöchern und später verwachsen, so dafs die Wirbelbildung der Entwickelung und der Theilung gemäfs auch zusammengesetzt wird.

In Rücksicht auf pathologische Knochenbildung, will Ref. die Aufmerksamkeit auf die merkwürdige Knochenbildung bei der Nekrose und die Art des Zusammenheilens gebrochener Knochen lenken, um daran zu erinnern, wie grofs die Aehnlichkeit zwischen der Knochenbildung und der Bildung und Entwickelung des Holzes an den Pflanzen ist, wodurch eben die vegetative Natur der Skelettbildung überhaupt, welche uns von dem Verfasser lange nicht genug hervorgehoben zu seyn scheint, noch mehr bestätigt wird. Schon das schichtenweise Anwachsen der Schnecken- und Muschelschalen, das Wachsthum der Haare, Federn, zeigt mit der vegetativen Entwickelung und Gliederung grofse Analogie und bereits Buffon und Bonnet hatten auf die Aehnlichkeit der Röhrenknochenentwickelung von der Beinhaut aus mit dem Anwachsen der Holzschichten von der Rinde aus bei Pflanzen bestimmt hingewiesen. Man sieht aber besonders deutlich bei der Nekrose, einer Krankheit, in welcher der alte Knochen gänzlich brandig wird und abstirbt, dafs sich um ihn, ähnlich der Bildung eines neuen Holzringes, eine ganz neue Knochenröhre von der Beinhaut aus erzeugt, und die Ansicht von Scarpa, dafs diese neue Knochenröhre eine blofse Auflockerung und Erweichung der Rinde des alten Knochens selbs sey, wogegen auch Meding mit vollem Rechte sich erklärt, ist wie mehrere vortreffliche Präparate auf dem hiesigen anatomischen Museo zeigen, durchaus unrichtig. Ganz hiermit in Uebereinstimmung, zeigt sich beim Zusammenheilen zerbro-

Digitized by Google

chener Knochen nie eine unmittelbare Vereinigung der Verwachsung der getrennten Knochenstücke, sondern im Gegentheil ergiefst sich immer zwischen beide eine weiche, von der Beinhaut erzeugte organische Masse, welche zum Callus erhärtet und beide Knochenenden verbindet. Dieses hat durchaus in der Form die gröfste Aehnlichkeit mit der Verwachsung verschiedener Baumzweige durch Ergufs von Cambium von der Rinde aus und ein gepfropfter Baumstamm hat an der Verbindungsstelle des Pfropfreises die gröfste Analogie mit einem zusammengeheilten Knochen.

Hierin also, wie in so vielen anderen Erscheinungen, zeigt sich die vegetative Natur der Skelettbildung und Ref. ist geneigt die ganze, gliederweis hervortretende Entwickelung des Skeletts, mit der einfachen Gliederung und Verzweigung eines Pflanzenstengels zu vergleichen und als die entschiedenste Wiederholung der Pflanzenbildung im thierischen Körper zu betrachten, um so mehr, da die gliederweise Entwickelung des Stammes der Seutelarien und noch mehr die der Enkeiniten mit dem Pflanzenwachsthum so sehr übereinstimmen.

Dr. C. H. Schultz.

V.

1. *Ueber die Hegel'sche Lehre, oder: absolutes Wissen und moderner Pantheismus. Leipzig* 1829. *bei Chr. E. Kollmann.* S. 236.
2. *Ueber Philosophie überhaupt und Hegel's Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften insbesondere. Ein Beitrag zur Beurtheilung der letztern. Von Dr. K. E. Schubarth und Dr. L. A. Carganico. Berlin* 1829. *in der Enslin'schen Buchhandlung.* S. 222.
3. *Ueber den gegenwärtigen Standpunct der philosophischen Wissenschaft, in besonderer Beziehung auf das System Hegels. Von E. H. Weifse, Prof. an der Universität zu Leipzig. Leipzig* 1829. *Verlag von Joh. Ambr. Barth.* S. 228.
4. *Briefe gegen die Hegel'sche Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften. Erstes Heft, vom Standpuncte der Encyklopädie und der Philosophie. Berlin* 1829. *bei Joh. Chr. Fr. Enslin.* S. 94.
5. *Ueber Seyn, Nichts und Werden. Einige Zweifel an der Lehre des Hrn. Prof. Hegel. Berlin, Posen und Bromberg, bei E. S. Mittler* 1829. S. 24.

Erster Artikel.

Refer. hat, indem er die Anzeige der hier verzeichneten Schriften übernommen, die Verlegenheit zum Voraus gefühlt, in welche ihn diese Arbeit versetzen würde, aber die Ausführung hat diefs Gefühl noch um Vieles erhöht. In einem frühern Artikel ist bei Veranlassung der Schrift: Aphorismen über Nichtwissen und absolutes Wissen, die Beschaffenheit, von der die Einwürfe gegen speculative Philosophie zu seyn pflegen, ingleichen das Verfahren, wie dieselben zu behandeln seyen, auseinandergesetzt worden; aber die Anwendung wird für sich um so schwieriger, je leichter und bequemer es sich die Verfasser der oben genannten Schriften, jeder in seiner Art, mit ihren Einwürfen gemacht haben.

Eine eigenthümliche Schwierigkeit aber ergiebt sich, wenn derjenige selbst, gegen dessen Philosophie die Schriften gerichtet sind, sich über die darin enthaltenen Angriffe erklären soll; dieser Umstand bringt die Forderung mit sich, dafs solche Erklärung eine Beantwortung, vor allem eine gerechte nichts übergehende Auseinandersetzung, des gegen ihn Vorgebrachten seyn soll. Ein blofses Urtheil könnte nur einem Dritten gestattet seyn, vom Angegriffenen selbst ausgegangen müfste es als absprechend und partheiisch erscheinen. Eine Auseinandersetzung aber, die, um dem Vorwurf zu entgehen, dafs nicht Alles widerlegt worden, alles beachten sollte, müfste aufserdem, dafs der Verfasser derselben noch viel eher ermatten würde, für die Leser tädiös werden müssen; vollends wenn es sich nicht um Erörterungen über die grofsen Gegenstände des geistigen Interesses handelte, wie denn die Verf. der genannten Schriften hiezu wenig Veranlassung gegeben, indem sie sich nicht in solche Tiefen einlassen, sondern mehr nur mit formellen oder äufserlichen Seiten abgeben. Sollte aber auch die Rechtfertigung denen, die sich für die Sache interessiren, genügend erscheinen, so zeigt sich leicht ein anderer Nachtheil, dafs nämlich die, welche

Digitized by Google

den gegen eine Philosophie vorgebrachten Tadel gründlich oder wenigstens bedeutend fanden, dann, wenn ihnen das Seichte desselben aufgedeckt worden, die ersten zu seyn pflegen, welche jene Schriften für der Beachtung unwerth erklären, und auf diese Weise den Tadel, den sie aus denselben gegen den, den er betraf, schöpften, nun nur in den andern Tadel umkehren, dafs derselbe sich mit der Erörterung solcher Angriffe eingelassen habe.

Doch gegen diese und andere Mifsstände ist einmal das übernommene Geschäft in Ausführung zu bringen. Zunächst ist wenigstens diese Erleichterung zu rühmen, dafs die Verfasser der zu betrachtenden Schriften nicht zu der Fahne des unmittelbaren Wissens, des Gefühls und Glaubens gehören, sondern mehr oder weniger Denken, ja selbst Begreifen und speculatives Denken zugeben, wie sie sich denn in diesen Schriften selbst hin und wieder verleiten lassen, auf den Grund des von ihnen Bekämpften Versuche im Philosophiren aufzustellen. Diejenigen, welche am unmittelbaren Wissen kleben zu bleiben sich entschlossen, und deshalb auch meinen, sie bleiben wirklich im unmittelbaren Wissen, können sich consequenterweise nicht zu einem Raisonnement ausbreiten, sondern müssen sich begnügen, in Vorreden und bei andern Gelegenheiten aus der Autorität ihres Gefühls und Glaubens absprechende, nicht mit Raisonnement noch weniger von Begriffen unterstützte Versicherungen zu machen; an dergleichen es übrigens in den vorliegenden Schriften gleichfalls nicht fehlt.

Am schwierigsten macht die zuerst genannte Schrift: Ueber die H.'sche Lehre oder: absolutes Wissen und moderner Pantheismus, von einem Anonymen, das Geschäft des Besprechens, durch die eigenthümliche Verworrenheit und Incohärenz der Gedanken und des Ganges in dem Vortrage. Es ist unmöglich ihr in die Einzelnheiten nachzugehen; beinahe jede Zeile enthielte eine Aufforderung zu einer Correctur; es ist nichts anders thunlich, als zu versuchen ihre Manier in eine Charakterisirung zusammen zu fassen, und dann Details als Beleg hinzuzufügen, nicht um die Vertheidigung alles dessen, was angegriffen wird, zu erschöpfen, oder nur um alles dagegen Vorgebrachte angeben zu wollen. Auf die Auffoderung, die bei begonnenem Durchlesen sich, wie gesagt, fast in jeder Zeile findet, einen Widerspruch oder eine Bemerkung einzulegen, so wie auf Aufregung eines Unwillens, der über die ganze Benehmungsweise des Verf. empfunden werden könnte, verzichtet man grade dadurch, dafs solche Auffoderungen oder Empfindungen bei der fortgesetzten Lecture sich immer zu steigern im Begriffe sind. Es dringt sich zunächst das Gefühl auf, dafs man es hier etwa mit dem Ausbruche eines hypochondrischen Humors zu thun habe, welcher in dem Verf. was auch dessen Beschäftigung oder Studium seyn möchte, die Vermögen richtigen Auffassens, ja richtigen Lesens, die Fähigkeit sich dessen, was er gesagt, nach wenigen Zeilen zu erinnern, ohnehin alle ruhige Vergleichung gelähmt hätte. Die ganze Construction der Schrift deutete auf etwas der Art; der Vortrag geht ohne Unterbrechung, Eintheilung und Ordnung in Einem Eifer fort, die hitzige Polemik, die eben so sehr dasselbe wiederhohlt, als auf die zufälligste Weise sich in anderes hinüberspricht, wechselt kunterbunt mit eigenen eben so verworrenen Versuchen von Deductionen ab, dann mit pomphaften Declamationen voll vortrefflicher Gesinnungen und hoher Anforderungen; von den Anstrengungen wird behaglich in gemüthlichen, salbungsvollern Ergiefsungen ausgeruht. Die Philosophie, beginnt der Verf. S. 11. strebt nach Wahrheit; — nur zu oft werden die Schicksale der Philosophie mit der unsterblichen Philosophie selbst verwechselt; die Werke einzelner Menschen werden ihr angeschuldigt. — Man beobachte die Neugierigen, die Gleichgültigen, die Selbstgefälligen u. s. f. (solcher Man's folgt noch beinahe eine Seite 14.) — Der Geist der Wissenschaft kennt keine Parthei. In ihnen wirkt die Wahrheit, sie ist unsterblich und ewig u. s. f. S. 15. — Die Gegenwart ist ein Resultat der Vorwelt, allein nicht blos ein Resultat der Vorwelt. Man ehre die Alten, allein man suche das Lebendige nicht im Todten u. s. f.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 11.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1829.

Ueber die Hegel'sche Lehre, oder absolutes Wissen und moderner Pantheismus etc. etc.

(Fortsetzung.)

Nur die Bewegung führt zur Ruhe, — wo die Ruhe, die wahre Ruhe waltet, da waltet (ein Lieblingswort des Verf.) die freie, wahrhaft lebendige Bewegung. S. 16. 17 geht es so fort: Man sey nicht ungerecht gegen unsere Zeit u. s. f. Man beobachte nicht allein die Gährung in Philosophie und Religion, man vergleiche beide mit der Gestaltung des Lebens überhaupt u. s. f. Anderwärts S. 94 heifst es: wo nach wahrer Erkenntnifs gestrebt wird, mufs der Irrthum verworfen werden. (— Gewifs —) u. s. f. Sehr freigebig insbesondere sind überall die Foderungen eines normalen Fortschreitens, normalen Entwickelns des Auffassens des Einzelnen aus der Totalität, es sich aus der Totalität entwickeln zu lassen u. s. f. ausgestreut. Es wäre leicht, von dem, was in den Declamationen des Verf. noch von Gedanken vorhanden ist, zu zeigen, dafs dasselbe nur aus der Philosophie geschöpft ist, die er bestreitet und verunglimpft. Dergleichen Kategorien, wie die Entwickelung aus der Totalität, die Objectivirung der Vernunft, Verwirklichung der Substanz in der Nothwendigkeit u. s. f. sind bei dem Verf. nur in flacher Allgemeinheit geblieben, indem er sie zu nichts als zum Grofsthun gebraucht, sie sind daher unfähig, Früchte zu tragen und bleiben, der oft gebrauchten Worte von Idee, lebendigem Auffassen, tiefem Auffassen u. s. f. todt und flach. So hätte gleich von dem vorhin angeführten Satze, dafs in der wahren Ruhe die wahre Bewegung waltet, wenn der Verf. das geringste Bewufstseyn über die Vereinigung von Entgegengesetztem, von Positivem und Negativem, welche darin vorhanden ist, gehabt und es zu entwickeln gewufst hätte, wie von der Entwickelung aus der Totalität der Idee u. s. f. die Frucht die seyn müssen, dafs er ungefähr seine ganze Schrift weggestrichen hätte.

Wenn schon die polemische Hitze in der Abwechslung mit der Parrhesie paränetischer Trivialität, die Incohärenz der Darstellung, auf ein hypochondrisches Uebel hinweist, so könnte man auch nur aus einem solchen die Art erklärlich finden, wie der Verf. mit dem Faktischen in Ansehung der Philosophie umgeht, die er bekämpft. „Der Zweck der gegenwärtigen Schrift ist, sagt er S. 31, ist das vernünftige wahrhaft speculative Denken zu befördern. — Hinsichtlich ihres (jener Philosophie) geschichtlichen Gegenstandes mufs also diese Schrift es sich zur Pflicht machen, dahin zu führen, dafs derselbe in jeder Beziehung richtig verstanden, erkannt und begriffen werde". Wenn man dem Verf. auch das Verstehen, Erkennen und Begreifen des Gegenstandes erlassen wollte, so beschränkte sich die Pflicht dieses Führers zunächst auf das richtige und damit redliche Angeben des geschichtlichen Gegenstandes. Wir wollen zuerst an Beispielen sehen, wie der Verf. diese Pflicht beobachtet hat.

Das erste Beispiel von der Art, wie der Verf. auffafst, nehmen wir aus S. 100. 101. Nachdem daselbst eine verworrene Unzufriedenheit über die logische Bestimmung der Realität bezeigt ist, heifst es: „Einen Beweis für seine Aufstellung hat H. noch nicht gegeben. Indessen die Beispiele sagen auch nichts". Es werden nun die Beispiele aus Logik 1. B. 1. B. S. 54. kritisirt, die für den Gebrauch des Wortes Realität in verschiedenen Bestimmungen, angeführt werden. Wir müssen zunächst die Worte dieser Stelle der Logik selbst anführen. „Realität" heifst es daselbst, kann ein vieldeutiges Wort zu seyn scheinen, weil es von verschiedenen, ja entgegengesetzten Bestimmungen gebraucht wird. Wenn von Gedanken, Begriffen, Theorien gesagt wird, sie haben keine Realität, so

Digitized by Google

heiſst dieſs hier, daſs ihnen kein äuſserliches Daseyn, keine Wirklichkeit zukomme; an sich oder im Begriff könne die Idee einer platonischen Republik wohl wahr seyn. Umgekehrt, wenn z. B. nur der Schein des Reichthums im Aufwand vorhanden ist, wird gleichfalls gesagt, es fehle die Realität, es wird verstanden, daſs jener Aufwand nur ein äuſserliches Daseyn sey, das keinen innern Grund hat". Es ist hinzugefügt, daſs auch von Beschäftigungen gesagt werde, sie seyen nicht reell, wenn sie keinen Werth an sich haben, oder von Gründen, insofern sie nicht aus dem Wesen der Sache geschöpft sind. — Wie zeigt nun der Verf. daſs diese Beispiele nichts sagen? „Es wird gesagt", führt er richtig an, „man sage von einer Theorie, z. B. der platonischen Republik, sie kann an sich wohl wahr seyn"; „dieſs", urtheilt der Verf. „beweist zwar, (was?) daſs die platonische Republik eine bestimmte Seite der Realität nicht hat, daſs sie nämlich nicht in einem wirklichen Staate dargestellt werden könnte, welches Plato auch nie gewollt hat (dieſs hätte der Verf. etwa zu beweisen), indessen die platonische Republik hat allerdings Realität, als ideale Darstellung, sie hat auch ein Seyn für andere, denn sie ist für uns ein unschätzbares Werk". Jawohl! Ist aber in dem, was der Verf. vor sich hatte, im geringsten von dem Werthe dieses Werks die Rede gewesen, und nicht blos von dem Sinne, welchen in jenem (gerechten oder ungerechten) Sagen der Ausdruck Realität habe? Ist es überhaupt um solche kahle Behauptung zu thun, wie die, „daſs Platon's Republik ein unschätzbares Werk sey". Das zweite Beispiel, daſs Aufwand ohne Reichthum keine Realität habe, sagt der Verf., paſst wieder nicht"; er fügt die Berichtigung hinzu, „daſs er zwar unbesonnen und werthlos sey, er sey aber an sich (was heiſst: der Aufwand ohne Reichthum ist an sich?) und auch für andere, welche Vortheil daraus ziehen, wie leider die tägliche Erfahrung zeige". Was soll solche ohnehin triviale moralische Discussion hier, wenn blos von dem Sinne, den Realität in jenem populären Ausdrucke hat, die Rede ist! — Aber es verbindet sich hiemit ein noch unmittelbareres Beispiel von der Art, wie der Verf. „den geschichtlichen Gegenstand aufzufassen fähig. S. 101. ist das Factum angegeben, daſs in der Vorr. zum Heg. Naturrecht S. XIX. behauptet werde, daſs Platon (Dativ) die Heg. Sätze: was vernünftig ist, das ist wirklich, was wirklich ist, das ist vernünftig, im Heg. Sinne die Angel seyen, um welche sich das Unterscheidende der platonischen Idee (in dem Werke über die Republik) drehe". Als Ref. jene Vorr. S. XIX. nachschlug, fand er, daſs daselbst gesagt ist, Plato habe aus dem Bewuſstseyn des in die griechische Sittlichkeit einbrechenden tiefern Princips, das an ihr zunächst nur als unbefriedigte Sehnsucht und damit als Verderben erscheinen konnte, die Hülfe suchen müssen, die aber aus der Höhe kommen muſste; er habe sie zunächst nur in einer äuſsern besondern Form der Sittlichkeit suchen können, durch welche er gerade den tiefern Trieb dieser Sehnsucht, die unendliche Persönlichkeit, am tiefsten verletzt; er habe sich aber dadurch „als der groſse Geist bewiesen, daſs eben das Princip, um welches sich das Unterscheidende seiner Idee dreht, der Angel ist, um welche die bevorstehende Umwälzung der Welt sich gedreht hat". Hier ist so ausdrücklich, daſs ein Miſsverstand unmöglich scheint, das Princip des Christenthums, und das abstractere Princip der unendlichen Persönlichkeit, als das genannt, das in der Sehnsucht Plato's angedeutet sey, und um das sich der Angel der Weltgeschichte gedreht habe. Mit dieser Betrachtung über die Hindeutung der platonischen Tendenz auf das Christenthum schlieſst der Absatz. Ganz getrennt hievon folgen die beiden berüchtigt gemachten Sätze, die der Verf. anführt; sie sind in einem Zusammenhang mit weiter folgendem gesetzt und ausgesprochen; sie sind und stehen vor Augen auſser Verbindung mit dem Angel der Weltgeschichte. Aber der Verf. konnte dem Princip des Christenthums, um den sich die bevorstehende Umwälzung der Welt gedreht habe, jene Sätze in seinem Lesen substituiren.

Noch einige Beispiele dieser Art! S. 159. heiſst es bei dem Verf.: „So ist denn z. B. das Eins zugleich das Leere", wozu Log. 1. B. 1. B. S. 91—129. citirt ist. Daselbst S. 102., wo das Eins und das Leere abgehandelt wird, ist aufgezeigt, daſs das Leere nicht unmittelbar für sich ist, dem Eins gleichgültig gegenüber, sondern daſs es in der Bestimmung des Eins enthalten ist, ferner sich zum Eins verhält, und daſs das Fürsichseyn sich zum Eins und dem Leeren bestimmt. — Ebendas. heiſst es bei dem Verf., H. habe gefürchtet aus seinen Sätzen könnte die schiefe Folgerung gezogen werden, daſs weil $-a. + a = -a^2$ wäre, um-

Digitized by Google

gekehrt $+ a. - a = + a^2$ gebe. Logik 1 B. 11. B. S. 63. ist gezeigt, wie der blofse Begriff entgegengesetzter Gröfsen überhaupt, der jedermanns Begriff ist, auf solche Folgerung führen könnte. Folg. S. wird von der Behauptung erzählt, „dafs die Negation der Negation deshalb das Positive wäre, weil $- a. - a = a^2$ wäre" dazu ist wie vorhin Log. 1 B. B. 2. S. 63. citirt. Weder daselbst, noch irgendwo, ist das Factum solcher Behauptung zu finden.

Ein merkwürdiges Beispiel von geschichtlichem Auffassen, ist folgendes. „Das Ziel des Philosophen", ruft der Verf. S. 190. in einem seiner Anfälle declamirender Vortrefflichkeit aus, „steht höher als das gewöhnliche Treiben in der Welt, degradirt er sich zu diesem, so ist das Herrlichste der Wissenschaft für ihn verloren. Bei H. heifst es aber, wenn das Geistliche die Existenz seines Himmels zum irdischen Disseits und zur gemeinen Weltlichkeit in der Wirklichkeit und in der Vorstellung degradirt, — das Weltliche dagegen sein abstractes Fürsichseyn zum Gedanken und dem Principe vernünftigen Seyns und Wissens hinaufbilde, dann wäre die wahre Versöhnung objectiv geworden". Citirt ist H. Naturr. S. 354. Die Art des Verf. in Betreff der Richtigkeit der Angabe des Factischen hier deutlich zu machen, erfordert allerdings einige Umständlichkeit, aber der Satz, den er für factisch ausgiebt, ist grell genug, um Beleuchtung zu verdienen. Die so abrupt angeführten Worte finden sich in dem Abschnitte jenes Naturrechts, welcher die Hauptmomente der Weltgeschichte kurz angiebt, und zwar in den §§ über das Princip der germanischen Völker, in welche die christliche Religion gelegt worden sey. In §. 359. wird angegeben, dafs die Innerlichkeit des Princips, als die noch abstracte, in Empfindung als Glaube, Liebe und Hoffnung existirende, Versöhnung und Lösung alles Gegensatzes, sich einerseits zum weltlichen Reiche, einem Reiche der für sich seyenden rohen Willkühr und der Barbarei der Sitten entwickelt habe, gegenüber andererseits einer jenseitigen Welt, einem intellectuellen Reiche, dessen Inhalt wohl die Wahrheit des Geistes sey, aber noch ungedacht in die Barbarei der Vorstellung gehüllt, und als geistige Macht über das Gemüth, sich als eine unfreie fürchterliche Gewalt gegen dasselbe verhalte. Auf die Angabe dieses Gegensatzes, wie ihn das Mittelalter geschichtlich darstellt, folgt §. 360 die Angabe des Ganges der Auflösung desselben so: indem in dem harten Kampfe dieses Gegensatzes jener Reiche, das Geistliche die Existenz seines Himmels zum irdischen Disseits und zur gemeinen Weltlichkeit, in der Wirklichkeit und in der Vorstellung degradirt, — das Weltliche u. s. f. — Hier hat zunächst der Verf. die Worte, welche den Uebergang der Kirche in ihr Verderben ausdrücken, richtig abgeschrieben, so auch die nächsten, welche die Heraufbildung des weltlichen Reichs betreffen, nur dafs er die Heraufbildung desselben auch zur Vernünftigkeit des Rechts und Gesetzes übergangen. Was nun aber eigentlich zu rügen ist, ist die Weglassung der folgenden Worte: „so" (indem die Kirche zur Weltlichkeit herabgesunken, das weltliche Reich sich seinerseits zu Wissenschaft, zu Recht und Gesetz erhoben) „ist an sich der Gegensatz zur marklosen Gestalt geschwunden;" (— dafs an sich der Gegensatz zum Schein geschwunden, ist noch nicht die existirende Versöhnung, wodurch dieselbe zur Existenz gebracht worden, diefs ist im darauf folgenden so ausgedrückt:) „Die Gegenwart hat ihre Barbarei und unrechtliche Willkühr, und die Wahrheit ihr Jenseits und ihre zufällige Gewalt abgestreift, so dafs die wahrhafte Versöhnung objectiv geworden." Diese aus dem An sich nun zur Objectivität erhobene Versöhnung ist hierauf in Ansehung des Staats, der Religion und der Wissenschaft näher bestimmt, und zwar so, dafs im Staate „das Selbstbewufstseyn die Wirklichkeit seines substantiellen Wissens und Wollens in organischer Entwickelung, in der Religion das Gefühl und die Vorstellung dieser seiner Wahrheit als idealer Wesenheit finde, und in der Wissenschaft die freie begriffene Erkenntnifs dieser Wahrheit." — Man sieht aus diesem wörtlichen Auszuge, dafs die Religion, wie sie in der vollführten Versöhnung sey, ausdrücklich unterschieden und unterschieden geschildert wird — von jener Degradation des Geistlichen, von welcher der Verf. geschichtlich angibt, dafs in ihr die Versöhnung als objectiv geworden angegeben sey. Von nun an bis ans Ende seiner Schrift wiederhohlt er das Wort Degradation, an dem er einen solchen Fund gethan, beinahe auf jeder Seite, und verwendet es zu salbungsreichen Tiraden: „Wer es wagen will, den Himmel zu degradiren, degradirt sich selbst,

Digitized by Google

ebendas. und folg. S." jetzt will man den Himmel degradiren, und ist vornehm genug zu übersehen, dafs man sich selbst degradirt u. s. f. — (Wohl! In dem cit. §. und in der Geschichte mit den ungeheuren Zügen, findet es sich angegeben, wer den Himmel zum irdischen Disseits und zu gemeiner Weltlichkeit degradirt hat!) — Lähmung am Vermögen, überhaupt geschichtlich aufzufassen, und Unwirksamkeit des Verstandes, das Bestimmte festzuhalten, und aus dem Unterschiede, der dabei gemacht ist, zu merken, dafs es auf solches Bestimmte ankommt, sind ohne Zweifel Folgen der Hypochondrie. Ist es aber etwa die Schilderung des Verderbens der Kirche, welche hier die hypochondrische Gereiztheit so hoch gesteigert hat, um zunächst aus der Angabe, die er vorfand, die Erhebung des Staats zur Vernünftigkeit des Rechts und Gesetzes wegzulassen, und dann sich auch kein Bedenken daraus zu machen, der Schilderung der Religion, wie sie in der objectiv gewordenen Versöhnung beschaffen sey, nämlich dafs das Selbstbewufstseyn in ihr das Gefühl und die Vorstellung der Wahrheit, des substantiellen Wissens und Wollens, als idealer Wesenheit, (wie im Staate die vernünftige Wirklichkeit desselben) finde, zu substituiren die Degradation des Himmels, der im geistlichen Reiche hatte existiren sollen, zur gemeinen Weltlichkeit? Zu versichern, nicht das geistliche Regiment habe, sondern man habe den Himmel degradirt? Aber Schilderung jenes Regiments und Degradation des Himmels ist freilich bei manchen gleichbedeutend. — Mit geringer Ueberlegung des Verstandes und mit Willen hätte sich der Verf. auch den Unwillen und ein Räsonnement erspart, in das er um zwei Seiten vorher geräth. — Aus dems. Naturr. führt er S. 52. an: „Ich, heifst es da, habe diese Glieder, das Leben nur, insofern ich will, das Thier kann sich nicht selbst umbringen oder verstümmeln, wie der Mensch." Dies ist in der Anm. zu einem §. gesagt, in welchem von Ich ausdrücklich als Person die Rede ist; ebendas. und im vorhergehenden Perioden der Anm. ist die Seite, dafs Ich lebendig bin und einen organischen Körper habe, von der freien Persönlichkeit unterschieden, und nur von diesen beiden Bestimmungen ist die Rede. Der Verf. sagt nun zu jenen angeführten Worten: „Dieser Satz hätte schon an sich nicht in ein, in einem christlichen Staate geschriebenes Naturrecht gehört. Die Theorie (!) der Selbstverstümmlung und Selbsttödtung verträgt sich nicht mit dem Christenthum" (doch etwa gar die Praxis?). „Dagegen (wogegen?) ist jener Satz offenbar unwahr." Nun kommt ein Meisterstück von Widerlegung: „Der Mensch ist nicht Herr darüber, dafs er gebohren werden soll." (Gewifs nicht! Aber wenn der Verf. für nöthig findet, diese Gegenrede zu machen, so bringt er den Schein bei, als ob gesagt worden wäre, dafs der Mensch Herr darüber sey, dafs er gebohren werden solle. Dafs es dem Verf. um diesen Schein ganz wesentlich zu thun sey, dafür zeugt vollends das, was der Verf. am Schlufs seiner Deduction versichert, dafs dieser Satz (von der Möglichkeit, dafs der Mensch sich verstümmle, ja tödte), „nur aufgestellt ist, um die absolute Causalität des einzelnen Subjects zu behaupten." Ref. hat wohl in einer alten Jesuiter-Komödie: die Erschaffung der Welt betitelt, die Vorstellung gesehen, dafs Adam vor seiner Erschaffung auftritt und in einer Arie den Wunsch ausspricht, ach wenn er doch schon geschaffen wäre! Aber auch dort ist nicht so weit gegangen, dafs Adam als Herr darüber aufgeführt wäre, „ob er gebohren werden solle.") — „Die Dauer seines irdischen Lebens hängt nicht von ihm ab." Man höre nun weiter das Räsonnement des Vf. hierüber: „Will er (der Mensch) sich umbringen oder verstümmeln, so mufs er Naturkräfte anwenden; ob ihm sein Vorhaben gelingt, hängt nicht allein von ihm ab (—bereits eine Beschränkung des vorhergehenden Satzes, dafs die Dauer seines Lebens nicht von ihm abhänge), sondern von einer aufser seinem Willen gesetzten Wirksamkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 12.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1829.

VI.

Einleitung in Rom's alte Geschichte, von Dr. K. L. Blum. Berl. u. Stettin 1828. 211 S. 8.

Der Verfasser spricht in der Vorrede und Einleitung die Absicht aus, sich durch gegenwärtige Schrift ergänzend an Niebuhr's Römische Geschichte zu schliefsen, „dessen geschichtlichem Blick es zuerst vergönnt war, an die Stelle der Irrthümer, die er und seine Vorgänger umgestofsen, Wahrheiten zu setzen, auf die sein Scharfsinn ein neues schönes Gebäude gegründet". Er vermifst aber in dem ausgezeichneten Werke, und zwar in dem Meisterstücke, welches den Anfang desselben schmücke, die Geschichte der grofsgriechischen Städte, in so weit diese schon früher auf Rom gewirkt, ferner Beachtung der Religion, die sich gleich sehr in das Leben der einzelnen Bürger, wie in dem Staatsgebäude verwachsen zeige, vor allem aber eine Entwickelung der Art und Weise, wie sich die Geschichtschreibung in Rom gebildet, um daraus zu erklären, wie in der Römischen Geschichte jene falsche Darstellung der früheren Zeiten entstanden und geblieben ist.

Diese Ausstellungen sind allerdings nicht ohne Grund. Niebuhr handelt von den Griechischen Colonien in Italien nur beiläufig und von den in Rom aufgenommenen Etruskischen und Griechischen Götterculten und dem Einflufs derselben auf die Bildung des Römischen Volkes nicht so ausführlich, als dieser freilich bis jetzt überhaupt noch vernachläfsigte Gegenstand fordert, wenigstens spricht er davon nicht um seiner selbst willen. K. O. Müller hat neuerlichst mit gelehrter und scharfsinniger Behandlung die Verbreitung der Etruskischen religio in Rom nachgewiesen und erörtert: dafs ein gleiches mit dem menschlicheren Griechischen Cultus unternommen, und der Gegensatz des starren patrizischen Elements mit dem freieren plebejischen auch in der Religion verfolgt werde, steht noch dahin. H. Blum berührt in gegenwärtiger Schrift diese Seite der Römischen Geschichte ebenfalls nicht, sondern beschränkt seine Untersuchung in dieser Hinsicht nur auf die Bedeutung des Dienstes der Götter Romulus und Remus. Auch von den Griechischen Colonien in Italien handelt er nicht. Als der eigentliche Stoff seiner Schrift stellt sich dar eine Untersuchung über die Römische Geschichtschreibung, um aus derselben die Gestaltung der Römischen Geschichte, wie sie uns jetzt vorliegt, zu erklären. Ein Gegenstand würdig aller Aufmerksamkeit, den auch Niebuhr vielfach berücksichtigt, obgleich allerdings nicht so in ausführlichem Zusammenhange, dafs wir eine eigne Abhandlung über die Behandlung der Römischen Geschichte bei den Alten sollten entbehren können, da die Fragmentensammlungen von Augustinus und Popma ungenügend sind, Vossius' Werke veraltet, neuere verdienstliche Arbeiten aber (wie die von Heeren und Frid. Lachmann) nur specielle Zwecke der Litteraturgeschichte verfolgen.

Aber auch H. Blum genügt dieser Aufgabe nicht in solchem Umfange oder mit derjenigen gelehrten Unbefangenheit, dafs er die bemerkte Lücke ausfüllt. Es ist einigermafsen beschwerlich, durch das faltenreiche ästhetische Gewand zu dem eigentlichen Körper seiner Ansicht durchzudringen, und, wenn Refer. nach seinem Gefühl urtheilen soll, werden wenig Leser es Herrn Blum Dank wissen, dafs er sichtbar bemüht gewesen ist, die Schwierigkeit litterar-historischer Untersuchungen durch eine reiche, aber mitunter kostbare und von dem Gegenstande ableitende Darstellung zu verhüllen.

Worauf er hinaus will, ist eigentlich zweierlei, die Römische in poetischer Sage enthaltene Geschichte sei von den ältesten Autoren 1) mit ständischer (d. h. patrizischer oder plebejischer) Parteilichkeit dargestellt, 2) durch nüchterne Griechische Erklärungssucht entstellt worden. Daran schliefst sich die Ausführung, dafs

Digitized by Google

die Nachfolger jener Alten wenig an dem Ueberlieferten geändert hätten, „da sie schwach in Erforschung des Alterthums, nur grofs in Darstellung ihrer Erlebnisse gewesen", welchen letzten Theil der Abhandlung Ref. um so lieber gelungen nennt, als der vorliegende Gegenstand, die Schilderung der historischen Klassiker Cäsar, Sallust, Livius und Tacitus, ein mehr angemessener Stoff für die darstellende Kunst des Verf. gewesen ist.

Als Gegensätze patrizischer und plebejischer Behandlung, stellt der Verf. die ältesten poetischen Geschichtserzähler Naevius und Ennius, und gleichfalls die beiden ältesten prosaischen Historiker Fabius Pictor und L. Cincius Alimentus zusammen. Aber der Beweis für ihre plebejische oder patrizische Gesinnung, und, noch mehr, dafs dadurch die Geschichte verändert worden sei, ist sehr schwach. „Naevius, sagt H. Blum S. 21., zeigt sich als die derbe Natur, die siegtrunken von den Triumphen seiner Mitbürger diese durchs Lied verherrlicht, seien es Patrizier oder Plebejer, aber zugleich, wo sich die Gelegenheit giebt, nach ächt plebejischer Art, mit solcher Schärfe gegen die Grofsen des Staats losfährt, dafs er zuletzt an deren Zorn untergeht". Wir wissen aus unzweifelhaften Zeugnissen, dafs Naevius in seinen dramatischen Arbeiten Römische Grofsen seiner Zeit, den ältern Scipio und Q. Metellus, angriff und deshalb verfolgt wurde; obgleich derjenige Dichter, welcher auf die Familie Metellus den Witz machte,

Fato Metelli Romae fiunt consules,

nicht der alte Naevius seyn kann, der 204 vor Chr. gestorben, da das bewundrungswürdige Glück dieser Familie, wo innerhalb 12 Jahren mehr als 12 Mahl Meteller Consuln oder Censoren oder Triumphatoren waren, erst 60 Jahr nachher Statt fand, damals aber erst ein Metellus 206 Consul war, und dessen Vater, oder Grofsvater vielmehr, beinah 50 Jahr vorher. Aber gut: für die ältere römische Geschichte folgt aus Naevius' Hafs gegen einige *nobiles* seiner Zeit (die Metelli sind sogar von neuem plebejischen Adel) gar nichts, da Naevius in sein Gedicht vom ersten Punischen Kriege zuversichtlich nur so viel von der Römischen Vorzeit aufnahm, als zur Erklärung der Feindschaft zwischen Rom und Carthago dienen konnte. Unter den zahlreichen Fragmenten des Naevius (am neusten bei *Hermann elem. doctr. metr. lib. III. c.* 9.) ist auch nicht eines über den Kampf der Patrizier und Plebejer, (abgesehen davon, dafs dieser ein ganz anderer als der Verdrufs über die Anmafsungen der späteren Nobilität ist,) und das einzige, welches H. Blum S. 54. nicht darauf, sondern auf die Eroberung Campaniens beziehen will, hängt an dem Vornahmen Marcus oder Manius, und alle innere Gründe sind dafür, dafs *M'*. Valerius, Consul im zweiten Jahre des Punischen Krieges und Befreier von Messana gemeint ist, der *partem exercitii in expeditionem ducit* *). Dagegen hat Naevius den Brand von Troja und Aeneas Irrfahrt und der Carthagischen Dido Schicksale ausführlich, aber rein poetisch, so dafs er Virgil zum Vorbild diente, beschrieben. Man weifs also nicht, wie der Verf. dazu kommt, eine erst zu beweisende Sache umzukehren und zur thesis zu machen, S. 30.: „Ganz dem Charakter gemäfs, den er als Plebejer in jenem Gedichte behauptete, fuhr er überall gegen die Grofsen des Staates los".

Auch bei dem Ennius fehlt der Beweis, dafs die Geschichte durch ihn patrizisch gestaltet sei. H. Blum spricht viel und gut über Ennius Verdienste, obgleich Ref. bekennt nicht einzusehen, wie Griechische Form der Tod Römischer Poesie sein soll, (eine beliebte Ansicht jetziger Zeit: Römische Poesie hatte aber eben erst angefangen, wenn man nicht durchaus die problematischen Lieder dafür ausgeben will) da beide Sprachen Töchter eines Stamms sind, und der Hexameter eben so gut als Naevius' Jamben und Tsochäen der Lateinischen eignet: jedoch die Hauptsache, worauf es hier abgesehen ist, das patrizische Element der Geschichte, wird befremdend genug aus dem Mangel an Fragmenten über den Kampf der Stände geschlossen. Seite 43: „Sollte dies zufällig sein? Es ist kaum zu denken. (Warum nicht? die citirenden alten Grammatiker kümmern sich auch viel um den Kampf der Stände!) Oder verschmähte er, die Käm-

*) Schon im ersten Buche seines Gedichts (*Charis. p.* 103 *Putsch. primo libro* mit Worten) steht Naevius beim zweiten Jahr des Punischen Krieges. Herr Blum hält dies für unmöglich. Aber wer kennt seine Episoden? Kamen die Römer nicht später erst nach Segesta und in den Tempel der Venus Erycina, wo die beste Gelegenheit war, Mythisches nachzuholen? Dagegen will er den Naevius jener Stelle wegen eine so ausführliche Einleitung machen lassen, dafs darin die Eroberung von Campanien (100 Jahre früher) speziell erzählt worden sei.

Digitized by Google

pfe: und die Kraft eines aufstrebenden Stammes zu verherrlichen? Fast möchte man es glauben, wenn man den Charakter des Dichters erwägt, der vermöge seines Eifers fremde Bildung dem Volke einzupfropfen, dessen neuer Mitbürger er war, den Vornehmen sich anschloſs. Gewiſs hat hierin auf seine Ansichten der Umgang mit den Groſsen den entschiedensten Einfluſs gehabt, u. s. f." H. Blum möge bedenken, ob auf diese Weise nicht auch dem unschuldigsten Freund der Musen mit Gewalt ein politischer Mantel umgehängt werden kann. Ennius hielt eine Schule in Rom, als Dichter und Gelehrter war er mit allen vornehmen Häusern bekannt, mit Cato von plebejischem Geschlecht so vertraut, als mit Scipio von patrizischem. Wie sollte er dazu kommen, sich für längst verjährte und ausgeglichene Verhältnisse zu erhitzen, anstatt die übereinstimmende Volksüberlieferung, die nun auch schon durch prosaische Schriftsteller fixirt war, auszuschmücken?

Der patrizische und plebejische Gegensatz in den ältesten prosaischen Historikern (noch vor Ennius) Fabius Pictor und L. Cincius Alimentus ist noch unsicherer, oder vielmehr ganz fingirt. Denn daſs Fabius einem patrizischen Geschlechte, Cincius einem plebejischen angehörte, reicht doch gewiſs nicht hin, und Cincius hatte höheren Rang im Staatsdienst als Fabius. H. Blum folgert auch nicht so wohl aus dem antiquirten Unterschied der Familien, als aus der diplomatischen Gründlichkeit, mit welcher der Plebejer Cincius die Geschichte behandelt haben soll: S. 67. „Welch ein gewaltiger Schritt in der Geschichte, daſs sich der Schriftsteller nicht bei der gewöhnlichen Ueberlieferung beruhigt, sondern Urkunden aufsucht und diese mit einander vergleicht, um durch sie die Wahrheit dessen, was er erzählt, zu bezeugen! Und dies, wie ganz im Sinn eines Plebejers, der aus keiner vornehmen Familie entsprossen, auch kein Bedürfniſs fühlte, die Fabeln zu glauben, welche an die Familienopfer sich knüpfen mochten, oder ohne weiteres dem Ruhm zu trauen, welchen nicht selten groſse Familien ohne Grund sich zueigneten!" Aber waren Urkunden vorhanden, so muſsten sie doch wohl am meisten den Ruhm der patrizischen Geschlechter bezeugen, als der einzigen damahls an der Spitze des Staates! Doch lassen wir das, und betrachten die Sache, so scheint H. Blum hiebei wirklich selbst sehr patrizisch zu verfahren, d. h. sich bei den gewöhnlichen Ueberlieferungen zu beruhigen. Denn die Hauptfrage ist doch, ob der Senator L. Cincius Alimentus, der eine Zeitlang Gefangener des Hannibal war (Liv. 21, 38) und in Griechischer Sprache die Geschichte seiner Zeit ausführlich beschrieb, die frühere, wahrscheinlich als Einleitung, nur in allgemeinen Zügen durchlief, (κεφαλαιωδῶς ἐπέδραμε *Dionys. Halic. I*, 6) derselbe Cincius ist, dessen antiquarische Schriften und Worterklärungen so häufig von den Grammatikern citirt werden. Ref. hält es für undenkbar, daſs ein Römischer Senator im 2. Punischen Kriege, als die Lateinische Sprache noch nicht einmahl die Prosa zu bilden angefangen, ein Buch *de verbis priscis* schrieb und in demselben erklärte, daſs *condere urbem* für *aedificare* stehe, was *ager novalis*, was *natio* sei, daſs *vindiciae olim dicebantur illae, quae ex fundo sumptae in jus allatae erant*, und als dessen eigne Worte Gellius aus dem 3. Buche *de re militari* anführt: *Quum delectus antiquitus fieret, et milites scriberentur, jusjurandum eos Tribunus militaris adigebat in verba haec: in magistratu C. Laelii Consulis, L. Cornelii Consulis* u. s. f. Diese sind Consuln im Jahre 190. und H. Blum folgert daraus, daſs Cincius so lange gelebt haben müsse. Ganz gewiſs! aber Cincius war 22 Jahre vorher selbst Prätor und führte eine Armee zu einer Zeit, wo täglich vorkam was Spätere als Antiquität erklärten. Der hätte seine Zeitgenossen belehren wollen, vor alten Zeiten sey gewesen, was noch 70 Jahre später Polybius als bestehend kannte? Vielmehr ist es dies ein Antiquar zu Augustus Zeit, nicht der alte Aufzeichner seiner Erlebnisse, den auch Livius VII, 3. *diligens monumentorum Cincius*, so ohne Vor- und Beinahmen nennt.

Wo bleibt nun der Gegensatz patrizischer und plebejischer Geschichte, der doch auch bei H. Blum ein Wort ohne Bedeutung für das Resultat der Geschichte ist, da er nicht im Stande ist auch nur das Geringste nachzuweisen, wie der längst ausgeglichene Streit der beiden Bestandtheile Römischer Bürgerschaft von dem einen zum Vortheil der Patrizier, von dem andern zum Vortheil der Plebejer dargestellt ist? Vielmehr ist dies das Resultat aller Untersuchungen, daſs Römische Geschichtschreibung erst zu einer Zeit entstand, als der Gegensatz zwischen *gentes patriciae* und *plebejae* ohne Werth war, dagegen ein neuer zwischen *nobiles* und *plebs* im andern Sinne sich aufdrang, wo also die Historiker, die bis auf die Kaiserzeit nur Männer von

Digitized by Google

Rang waren, sich gemäfs einem im Alterthum durchweg bemerkten Mangel an Kritik in der Auffassung der mit der Zeit wechselnden Bestrebungen, sich verführen liefsen, den alten ständischen Kampf aus dem Gesichtspunkte der Reibungen ihrer Zeit aufzufassen, ohne jedoch an dem Factischen der Geschichte, den Einräumungen der Patrizier bis zur Gleichstellung der Plebejer, etwas ändern zu können oder zu wollen.

Die zweite Vorstellung, welche H. Blum verfolgt, die ältere Römische Geschichte sei durch Griechische Deutelei entstellt worden, soll den Leser zu dem Endresultat führen, Romulus und Remus, die ἀρχηγέται oder göttlichen Stifter des Römischen Volks, seyen ursprünglich die beiden Principe des religiösen Volksglaubens, das Gute und das Böse, gewesen. Der Beweis, dafs die Historiker, und insbesondere Ennius, sie von dieser Geltung verdrängt haben, gehört zu dem vielen, was in dem Buche mehr angedeutet, als klar vorgetragen und belegt ist. Allerdings haben die Römischen Annalisten, aber am wenigsten gerade der Dichter Ennius, an ihrer sagenhaften Geschichte gedeutelt, aber nicht religiös, sondern bürgerlich-moralisch. Tarpeja's Verrath wurde von dem ehrlichen Piso Frugi zu Ehren gebracht durch die gute Absicht, die er dem Römischen Mädchen beilegte; Romulus Herkunft, Verschwinden und Vergöttlichung, Numa's Pythagoreismus, der Tarquinier Verwandschaft, Coriolans gereizter Stolz, vielerlei alte Gebräuche und Einrichtungen, sind solche Gegenstände, worin sich nüchterne Erklärung und historischer Witz der Späteren ergeht. Aber dafs Romulus und Remus ihr menschliches Dasein erst durch Deutelei erhalten haben, widerspricht der festen Ueberzeugung des Römischen Volkes. Und hält der Verfasser irgend einen Dichter oder Historiker für mächtig genug, dem Volke seine Religion so unter den Händen nach fünfhundertjähriger Dauer zu verkehren, und was von ihm früher als Gottheit angebetet ist, durch fremdartige Deutung als wohlthätige Menschen oder Heroen anerkennen zu lassen? Römische Religion hat ihren bestimmten Werth. Es ist darin wohl zu unterscheiden die heilige Verehrung der Lateinischen Vesta, und die Etruskische Erhabenheit des Juppiter mit seinen beiden Tempelgenossen, der plebejische Dienst der Diana und Ceres und des Mercurius, und die späteren Griechischen Götterculten. Der Lateinische Romulus und der Sabinische Quirinus, zu einer göttlichen Person vereinigt, so wie das Römische Volk entstanden aus einer Verschmelzung des Lateinischen und Sabinischen Stammes, sind verehrt als Stammväter und Staatengründer, aber es ist der Tribut der Dankbarkeit und Bewunderung, nicht die stumme Anbetung göttlicher Herrschaft und Herrlichkeit. Sie sind Söhne des Kriegsgottes und dieser selbst weicht der von aller menschlichen Beimischung befreiten Erhabenheit des grofsen Juppiter. Allerdings liegt darin, dafs dem neidischen Widersacher Remus der Aventinus als Augural-Warte angewiesen wird, der frühe Gegensatz der Alt- und Neustadt Rom, der patrizischen Altbürger und der plebejischen Vorstädter; aber damit haben wir genug. Wenn H. Blum weiter geht, so sollen seine Worte S. 159: „Mit Wahrscheinlichkeit und Muthmafsung mufs man sich begnügen. Die seien denn auch hier erlaubt" auch uns erinnern, die Kritik nicht weiter fortzusetzen, sondern das Uebrige der eignen Prüfung des Lesers anheim zu geben.

Nur können wir nicht umhin, den Verf. noch darauf aufmerksam zu machen, ob er sich nicht unter den Vorbereitungen um zu seinem religiosen Endresultat zu gelangen, zu einer unkritischen Behauptung hat verführen lassen, S. 109: Fabius Pictor habe seine Annalen Griechisch geschrieben, und sei darin dem Griechen Diokles *blindlings* gefolgt, wie er selbst wiederum allen späteren ein fast stehendes Vorbild geworden sey. Wir wollen dies nur gleich auf die Vorzeit Roms beschränken, obgleich H. Blum sich viel allgemeiner ausdrückt, damit nicht ein Spötter es für das Allergerathenste halte, sich alles Redens und Schreibens über ältere Römische Geschichte zu enthalten. Aber auch in dieser Beschränkung hätte Plutarch's Meinung der Kritik unterworfen werden müssen. „Bekanntlich hiefs dieser Grieche Diokles und war von der Insel Peparethos" sagt H. Blum S. 94. Aber es konnte ihm ja nicht unbekannt sein, dafs sonst durchaus niemand etwas von diesem Diokles weifs und dafs neuere Forscher die ganze Nachricht als unbewährt verworfen oder durch ihr Stillschweigen verdammt haben. Und dafs Fabius' Annalen, dasjenige Werk, worin er die alte Geschichte Roms behandelt hat, wirklich Lateinisch geschrieben waren, beweisen, wenn Cicero nicht genügt, der ihn öfters als Geschichtschreiber in Lateinischer Sprache anführt, ohne alle Widerrede Quintilian I, 6, 12. indem er *lupus femina* (eine Wölfin) citirt, und Gellius V, 4, der eine Stelle aus dem vierten Buch der Annalen, welche zu Livius sechstem gehört, wörtlich anführt, zum Beweise, dafs man Lateinisch auch *duoetricesimus* sage. Derselbe Mann schrieb aber auch Denkwürdigkeiten über den Hannibalischen Krieg in Griechischer Sprache, wie Cincius Alimentus, βίβλοι ὑπομνήσεως (*commentarii*) nennt sie Polybius; und das sind diejenigen, von welchen Dionysius I, 6. spricht, Fabius Pictor und Cincius hätten Griechisch die Begebenheiten ihrer Zeit ausführlich beschrieben, das Frühere nur skizzirt; was nicht auf die häufigen Citate aus Fabius Pictor über frühere Zeiten und auf die ausführlichen Erzählungen, die aus ihm wiederholt werden, pafst. Der zweite Punische Krieg hatte so viel Interesse für die ganze damahlige Welt, dafs Römische Vornehme es der Mühe werth hielten, die Begebenheiten desselben, Griechisch aufgezeichnet, zur Kenntnifs eines Volkes zu bringen, dessen Sprache in Rom ganz allgemein bekannt war. Aber dieselben Ehrenmänner würden sich geschämt haben, die ältere Geschichte ihres Volkes von einem müfsigen Griechen zu erlernen und zu übersetzen, der nothwendig die auffallendsten Blöfsen hätte geben müssen.

C. G. Zumpt.

Digitized by Google

Nro. 13.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1829.

1. *Ueber die Hegel'sche Lehre, oder absolutes Wissen und moderner Pantheismus etc. etc.*

(Fortsetzung.)

„Dergleichen Anschläge mislingen oft"; (gelingen also auch zuweilen) — „gelingen sie, so kann der Mensch doch nicht bestimmen, welcher Augenblick grade den Tod bringe"; (hier ist die Abhängigkeit auf sehr wenig reducirt) „mifslingen sie", (so ist es mit den Anschlägen der Willenskraft doch noch nicht aus, denn der Verf. ist sinnreich genug, einen weitern Anschlag auszufinden) „und ist er (fährt der Verf. fort) nun einmahl so jämmerlich verkehrt, dafs er, wenn er Willenskraft behält, sich todthungern wollte" (man sieht der Verfasser hatte die Anwendung von Gefängnifs und Banden gegen jene Willenskraft ausgesonnen) „so ist er nicht im Stande zu bestimmen, wann der Hungertod eintreten solle". Wenn diefs Räsonnement auch scharfsinniger wäre als es ist, um die Abhängigkeit nicht auf ein so Geringes zu reduciren, so wäre es selbst hiefür nicht erschöpfend; dem Verf. ist der Fall noch entgangen, dafs der Selbstmörder nicht gewollt hätte, den Augenblick seines Hungertodes vorauszubestimmen; so hätte er doch seinen Willen durchgesetzt.

Solche Lähmung im Auffassungsvermögen ist etwas schlimmes, aber auch als ein böser Genius läfst sich der Humor der Hypochondrie vermuthen, wenn das halbe und noch dürftigere Auffassen allzugewaltthätig geschieht, wenn das Weggelassene so nahe vor Augen lag, dafs das Weglassen durch ein nur oberflächliches Hinsehen allein nicht erklärlich ist, wenn dasselbe dazu dient, einen Sinn hervorzubringen, der in eine in einem christlichen Staate geschriebene Philosophie nicht gehörte. Schon die angeführten Beispiele deuten sattsam auf das bösere Ingrediens, in der Fassungsweise des Verf. Insbesondere zeigt sich dergleichen, wenn halbes oder ausdrücklich verkehrtes im Vorbeigehen angeführt wird, — gleichsam auch mit halbem Gewissen, oder mit ganzem Vorbeigehen des Gewissens. Solches Hinwerfen erscheint ohnehin am dienlichsten, um Unrichtigkeiten zu verstecken; was im Vorbeigehen hingeworfen wird, pflegt nicht näher untersucht zu werden, und thut, wenn der Inhalt arg genug ist, doch seine Wirkung. — S. 109. nennt der Verf. die Darstellung komisch „dafs das Unendliche aus dem Endlichen kommt, *oder* wie anderwärts gesagt ist, dafs Gott da wäre, wenn endliche Subjecte, die Menschen, ihn dächten". Die Halbheit und Schiefheit, deren sich die erste dieser Anführungen schuldig macht, übergehen wir und beleuchten nur die zweite, dafs Gott da wäre, wenn die Menschen ihn dächten; wozu Phänomenologie S. 637. citirt ist. In dieser Stelle ist der Begriff der natürlichen (Natur-) Religion, und näher die Bestimmtheit angegeben, nach welcher der Unterschied der Religionen von einander abstract zu machen sey. Zu diesem Behufe ist zuvörderst angegeben, in welcher Gestalt die Idee in der Religion überhaupt ist; es heifst: „die Gestalt der Religion enthält nicht die Gestalt des Geistes, wie er als vom Gedanken freie Natur, noch wie er vom Daseyn freier Gedanke ist; sondern sie ist das im Denken erhaltene Daseyn, so wie ein Gedachtes, das sich da ist". Also der Gegenstand in der Religion ist weder das Daseyn abstrahirt vom Denken (die Natur als die Idee in der einseitigen Form des Daseyns) noch der Gedanke abstrahirt vom Daseyn (der Geist als die Idee in der einseitigen Form des Denkens, also der endliche Geist, oder das Denken abstract überhaupt, was gleichfalls endliches Denken ist) sondern Daseyn, welches Denken, und Denken, welches Daseyn ist. Wo ist Gott nicht so definirt worden (insofern es zunächst um eine abstracte Bestimmung zu thun ist) als dafs Gott, der höchste Gedanke, zugleich ungetrennt Daseyn habe, ein Daseyn sey, das ungetrennt

Digitized by Google

Denken sey? und im Gegensatze das Endliche so, dafs insofern auch in ihm Denken und Daseyn verknüpft sey, dasselbe auch trennbar sey? — Wie ist nun hierin etwas von dem zu lesen, was der Verf. als ein citirtes, factisches, angibt, — dafs „Gott da wäre, wenn endliche Subjecte, die Menschen, ihn dächten"? und sonst von Daseyn und Denken findet sich auf der citirten Seite nichts, ohnehin nichts von Menschen und endlichen Subjecten.

Aus dem Reichthum dieser Schrift an dergleichen kurzen, im Vorbeigehen gemachten Anführungen nur noch einige kleinere Beispiele. S. 183. heifst es „in den Lehren Spinoza's und Schellings lag eine Andacht (welche bei H. nur ein Procefs ist)." Was bei H. Procefs heifst, ist nicht beigebracht; — er ist eine Thätigkeit in den bestimmten Momenten, die sie durchläuft, aufgefafst. Weggelassen ist ferner die Bestimmtheit, durch welche die geistige Thätigkeit Andacht ist. Man hätte dem Verf. beinahe zu danken, dafs er nicht auch angeführt hat, bei H. sey die Religion, Gott nur ein Procefs u. s. f. Die Stelle, die der Verf. mag vor Augen gehabt haben, ist wohl §. 500. der Encykl. 2te Ausg. wo es heifst: der Glaube ist in der Andacht in den Procefs übergegangen, den Gegensatz (der noch im Glauben, der Gewifsheit von der objectiven Wahrheit, ist) zur geistigen Befreiung aufzuheben, durch diese Vermittlung jene erste Gewifsheit zu bewähren und die concrete Bestimmung desselben, nämlich die Versöhnung, die Wirklichkeit des Geistes zu gewinnen". Ist hier die Andacht nur ein Procefs, wie der Verf. sagt? — Ein paar Zeilen weiter heifst es ebenso überhaupt die „von H. bespöttelte Frömmigkeit"; cicirt ist dazu Encykl. 2te Ausg. S. 519. wo eine inhaltslose Frömmigkeit genannt ist. In wiefern nach des Verf. Versicherung, die er ebendaselbst macht, Viele derjenigen, welche solcher Frömmigkeit das Wort reden, dem Spinoza und Schelling, als in deren Lehren eine Andacht gelegen habe, Vieles zu verdanken haben, möchte er selbst bei jenen Vielen rechtfertigen.

Wie der Verf. die Bedingung, die er einer Polemik vorschreibt, geschichtlich richtig und hiemit redlich das aufzufassen und anzuführen, was bekämpft werden soll, erfüllt, mag aus den gegebenen Beispielen klar genug hervorgegangen seyn. Ohnehin, wenn nun die Polemik selbst, oder vielmehr nur Proben davon dargestellt werden sollen, flechten sich allenthalben die Beispiele von falschen Angaben ein. Aber die Darstellung der Polemik wird noch beschwerlicher und tädiöser, indem es nun auf die Fähigkeit einen Gedankengang zu verfolgen ankäme, aber sich zu der Lähmung des Vermögens, Gegebenes aufzufassen, noch die Lähmung, dem Gedankengang eines Andern zu folgen, so wie seine eigenen Gedanken zusammenzuhängen und im Zusammenhang zu erhalten, sich hinzugesellt. Bei der Unmöglichkeit, diese Paralysis im Verlaufe von Räsonnement, diplomatisch genau, wo jede Zeile zu kritisiren käme, darzustellen, sind die Angaben hierüber und die Beurtheilung, deren es eben nicht viel bedarf, allgemeiner zu halten, und nur Hauptmomente anzugeben, die der Verf. in seiner Widerlegung zu erhärten bestrebt ist.

Um diefs an das Vorige anzuknüpfen, (die Anknüpfungsweisen des Verf. in seinem Fortgange sind nicht besser) fangen wir von der Lehre an, in der wie der Verf. S. 183. sagt, ein tiefer Sinn, eine Andacht lag, — dem Spinozismus, um zu sehen, wie er das Verhältnifs der Philosophie, die er bekämpft, zu demselben angibt. Es ist diefs einer der Punkte, die er ausführlich behandelt; das Resultat ist, S. 184. dafs „das, was an den Lehren Spinoza's und Schellings hauptsächlich vermifst wurde, in der Heg. Lehre nicht etwa ergänzt, sondern das Mangelhafte auf eine schroffe Weise näher (!) auf die Spitze getrieben ist".

S. 163. kommt der Verf. hierauf, nachdem er S. 162. präludirt hatte: „man hatte," giebt er über die Phänomenologie an, „eine bestimmte Ansicht zur Voraussetzung, eine bestimmte Ansicht, welche erreicht werden sollte" (eine Absicht erreichen, ist ein bekannter Ausdruck; aber eine Ansicht erreichen ist nicht so klar). Alsdann bemerkt er, S. 163. die Begriffe, Seyn und Wesen, wenn sie nicht von einem bestimmten Gesichtspunct, den man gerade (!) festhalten wollte, äufserlich (!) betrachtet worden wären, hätten die ihnen in der Heg. Lehre zu Theil gewordenen Schicksale nicht haben können. Nun sey aber das höchste Resultat dieser Begriffe die Substanz (es wird weiter die Unmöglichkeit bemerklich gemacht werden, die es für den Verf. hat, eine freie Entwickelung der Begriffe und das Hervorgehen eines Resultates aus derselben zu fassen; er bedarf es schlechthin, eine Voraussetzung dazu zu finden, oder auf psychologische Weise zu erfinden) und wird, fährt der Verf. fort, aus-

Digitized by Google

drücklich auf die spinozistische Substanz Bezug genommen Log. B. 1. B. 2. S. 225. (Daselbst wird aber mehr als nur Bezug darauf genommen: es wird das Mangelhafte des Spinozismus bestimmt nachgewiesen). „Schon hieraus" (aus der blofsen Bezugnahme) „geht hervor, dafs die Heg. Lehre die Lehre von der spinoz. Substanz zur Voraussetzung haben möchte; dafs es wirklich so ist, kann gar nicht bezweifelt werden. Denn die Heg. Lehre soll zwar den Spinozismus widerlegen; — der Standpunct desselben soll zuerst als wesentlich und nothwendig anerkannt, aber aus sich selbst auf den höhern herausgehoben werden; er soll dadurch ergänzt werden, dafs das Princip der Persönlichkeit, die Freiheit, gerettet und aus der Substanz selbst abgeleitet werde." Diese Angabe des Verhaltens der in Rede stehenden Philosophie zum Spinozismus kann insoweit äufserlich richtig genannt werden, wie auch die folgende Zeile: „die Heg. Lehre bewegt sich demnach zur Substanz hin und aus ihr heraus." Nun fährt der Verf. fort: „die Lehre von der Substanz zeigt sich also als das eigentliche Centrum der eigenthümlichen Grundansicht der Lehre." Dasselbe wiederhohlt er S. 165. „Es dürfte als gewifs anzunehmen seyn, dafs man schlechterdings den Begriff der Substanz habe zum Centro der Lehre machen wollen, es dürfte sich auch ergeben, dafs man sich auf eine bestimmte Weise aus ihm habe herausbewegen wollen." Der Verf. hat die Augen so weit aufgethan, um zu sehen, dafs in der Lehre, die er bestreitet, ein Herausbewegen aus der Substanz vorhanden sey. — Er nennt diese am liebsten die spinozistische; der Begriff der Substanz aber befindet sich in jeder Philosophie (wenn wir von der skeptischen und damit verwandten abstrahiren), so wie in aller Theologie; so dafs aber die anderen Philosophien, als die spinozistische, ingleichen die Theologie sich gleichfalls aus diesem Begriffe herausbewegen. Nun hätte aber der Verf. auch nur seine physischen Augen weiter bemühen sollen, um zu finden, dafs das Herausbewegen, von dem er erzählt, ein anderes Ziel, als nur die Substanz, nämlich den Geist zum Centrum gewinnt, und dafs es allenthalben ausgedrückt ist, dafs dies fernere Ziel, zu dem der Begriff sich fortbestimmt, die Wahrheit der Substanz sey, die Substanz als Centrum, aber die Unwahrheit.

Dafs der Verfasser diefs nicht weifs, ist nur aus der schon angedeuteten Quelle erklärlich, welche sich nun ferner nicht entblödet, ihn zu der Versicherung: dafs die Lehre von der Substanz sich also als das eigentliche Centrum der eigenthümlichen Grundansicht der Lehre zeige, hinzufügen zu lassen: „diefs könnte durch unzählige Stellen (— dergleichen wäre nicht blofs durch Stellen, sondern durch den ganzen Inhalt einer Philosophie zu beweisen) bewiesen werden" — (wozu? da bereits ein: also vorherging). „Hier verweisen wir nur darauf, dafs auch am Schlusse u. s. f. der absolute Geist die eine und allgemeine Substanz als geistige genannt wird. (Encykl. 2te Ausg. S. 499)." So unbefangen ist der Verf. eine Stelle anzuführen die ausdrücklich das Gegentheil von dem sagt, was er damit zeigen will; der üble Genius der Hypochondrie, wenn es auch nicht weiter ist, hat ihn hier aufs Schlimmste zum Besten gehabt. Die schiefe Stellung vom Nennen auch zugegeben, (in der cit. Stelle heifst es: der abs. G. ist die e. u. allg. Subst. als geistige), so zeigt die Stelle, dafs nicht die spinozische Substanz, als welcher die Bestimmung von Persönlichkeit, von Geistigkeit mangelt, das Centrum der Lehre ist; sie spricht aus, was alle christliche Theologie ausspricht, dafs Gott das absolut selbstständige Wesen, die absolute Substanz ist, aber das absolut selbstständige Wesen, das Geist ist, — der Geist, der absolut selbstständig ist. — Geist ist als solcher schlechthin das Subject, und es ist durchgängige Behauptung der Lehre, eben in den unzähligen Stellen wie in der angeführten, dafs die absolute Bestimmung Gottes, nicht die der Substanz, sondern des Subjects, des Geistes ist. — Allerdings bleibt dem Geiste auch die Bestimmung der Substantialität, hat der Verf. Gott als Geist im Sinne, so, dafs er nicht substantiell wäre, oder weifs er von einer Theologie, in welcher Gott wäre ohne an und für sich zu bestehen, absolut selbstständig zu seyn? — Aus Encykl. §. 364. führt der Verf. S. 186. den Anfang einer Anmerkung an: „Das Absolute ist der Geist; diefs ist die höchste Definition des Absoluten." Diese Stelle findet sich in dem Abschnitt, der überschrieben ist Begriff des Geistes, zu Anfang der Philos. des Geistes, in welcher zuerst der endliche Geist in zwei Abth. u. in der dritten der absol. Geist abgehandelt ist. Hiemit selbst ist der blofse Begriff von seiner Realisation und von seiner Idee unterschieden. — Was

Digitized by Google

sagt nun der Verf. zu jener Anm.? Er verbindet jene Stelle vom Begriffe des Geistes unmittelbar mit der Lehre vom absoluten Geiste (— er unterscheidet hiemit das unbestimmte Absolute und den absoluten Geist gleichfalls nicht von einander) und sagt dann: „Jene Definition ist aber gewaltig ungenügend, dem menschlichen Geiste passiren mancherlei nicht absolute Dinge." — Gewiſs! wie z. B. hier dem Verf.

Man wird es aber müde, solche Verkehrungen bei demselben zu rügen, und solche ungemeine Instanzen der Anstrengung seiner Denkkraft bemerklich zu machen, wir übergehen auch die weitere Art, wie er die Entwicklung der Substantialität, der Nothwendigkeit, den Uebergang aus derselben in die Freiheit auffaſst. Dieser Uebergang wird (Encykl. S. 400.) der härteste genannt; der Verf. entgegnet S. 165. „Es streitet gegen die Philosophie, daſs in ihr selbst solche Härten nothwendig wären, und es drängt sich daher die Vermuthung auf, daſs Jemand (der sonstige Man) jene Härte habe hineinbringen wollen." Man kann den Verf. versichern, daſs wenn man nur mit dem Wollen oder vielmehr Mögen und nicht mit der Natur der Sache zu thun gehabt, man sich die Härten gern erspart hätte; der Verf. ist insoweit glücklicher daran. Ueber die Stellung, welche der Verf. in seinem Räsonnement über die Nothwendigkeit und Wechselwirkung diesen Bestimmungen gibt, versichert er (S. 178.), daſs die Stellung derselben in der heg. Lehre nicht gerechtfertigt sey, und schwerlich je gerechtfertigt werden könne; dieſs macht er zu dem guten Grund für ihn selbst, daſs auch „wir den ausführlichern Beweis unserer Stellung deswegen wiederum vorenthalten können."

Jener Stelle und der unzähligen Stellen unerachtet bleibt dem Verf. aber dieſs als Resultat der Lehre, die Spitze, auf welche durch sie die Lehren Spinozas und Schellings getrieben seyen; er trägt dieſs S. 181. so vor: „die absolute Substanz wird nicht selbst frei, sondern ihre Manifestationen; sie selbst bleibt starr (? — ungeachtet sie der Geist ist) und die spinozistische Substanz wird nicht belebt, sondern sie bleibt die eine und blinde Substanz, dennoch (!) enthüllt sie sich, im Einzelnen wie im Allgemeinen, welche das Besondere zu ihrer Mitte haben. Die Einzelnen sind die active Causalität, das Allgemeine ist die passive Causalität der absoluten Substanz." (vergl. S. 195.) Dieſs erzählt der Verf. auch S. 184. mit einer Consequenz, die er daraus zieht, „die Einzelnen als mit der Substanz identisch sind die active Causalität Gottes, folglich wird dadurch gesagt, es gäbe keinen persönlichen Gott im obigen Sinne, (nämlich als die allervollkommenste Intelligenz, als das höchste Leben ein an sich persönlich (wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf) absolut wirkendes agens) „sondern die Persönlichkeit Gottes wären die einzelnen Individuen." Diese Quintessenz von Behauptungen ist näher zu beleuchten. Zunächst, was die passive Causalität sey, davon erhält man wohl durch die Schrift des Verf. ziemlich eine Vorstellung, die Causalität des Verstandes zeigt sich darin sehr passiv; aber für einen philosophischen Vortrag hätte er dieselbe, und wie er der Lehre, die er bekämpft, zuschreibe, daſs das Allgemeine eine solche Causalität sey, näher erläutern sollen. Was die Bestimmung der Persönlichkeit Gottes betrifft, so ist es undeutlich, ob die angeführte Parenthese eine Schüchternheit ausdrückt, die ihn befallen hätte, den Ausdruck persönlich zu gebrauchen. — Wenn nun aber ferner das höchste Leben als persönlich bestimmt werden soll, so kann dieſs nur geschehen, indem es als Intelligenz, wie auch der Verf. thut, bestimmt wird; — übrigens ist das Prädikat der allervollkommensten aus der Wolfischen Philosophie um seiner Leerheit willen, mit Recht obsolet, und durch andere ersetzt worden. Daſs der Vf. aber in der Intelligenz eine andere Bestimmung, überhaupt und in Beziehung auf Persönlichkeit gesagt zu haben meint, als die in dem Geist überhaupt, und näher in dem sich als Geist wissenden Geist liegt, welche Definition er aus der Encykl. wiederhohlt anführt, wäre nicht abzusehen, wenn es nicht sonst klar genug geworden wäre, wie sehr ihn ein übler Genius blindet.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1829.

Ueber die Hegel'sche Lehre, oder absolutes Wissen und moderner Pantheismus etc. etc.

(Schluſs.)

Die active Causalität Gottes aber, welche die Einzelnen seyn sollen, steigert sich ihm sogar zur absoluten Causalität (hier schreibt er einmal Causalität) des einzelnen Subjects; und von da aus hat er dann weiter keine Scheue, von Selbstvergötterung, in der Lehre, die er bestreitet, zu sprechen, — davon S. 202. „daſs die einzelnen Subjecte sich als Gott wissen sollen". S. 216. „daſs die einzelnen Geschöpfe die absolute Lebenskraft selbst seyen". (S. 223. macht er der Lehre dagegen den Vorwurf, daſs die Selbstthätigkeit für etwas Eitles erklärt werde) „und sich nur auf Heg. Weise als absoluter Geist zu behaupten brauchten, um sich als Gott selbst zu wissen". — Dergleichen Versicherungen eine Unverschämtheit zu nennen, muſs man durch die Bekanntschaft, die man mit dem eben erwähnten bösen Genius so vielfach in dieser Schrift gemacht, abgehalten werden. Wo der Verf. die absolute Causalität der einzelnen Subjecte findet, ist die schon angeführte Erfahrung, daſs es dem Menschen möglich sey, sich zu verstümmeln und zu tödten. „Dieser Satz, sagt der Verf. S. 189. ist nur aufgestellt, um die absolute Causalität des Subjects zu behaupten". Es ist ein Satz, den bekanntlich die und zwar „in den christlichen Staaten erscheinenden" Sterbelisten in allen Intelligenzblättern aufstellen. — Das Verhältniſs aber des endlichen Geistes zu Gott ist eine so tiefe, oder es ist die tiefste Idee, daſs das Denken derselben der sorgfältigsten Wachsamkeit über die Kategorien, die es dabei gebraucht, bedarf. In den oben angeführten „Aphorismen über Nichtwissen u. s. f." sind diese Tiefen: Wissen Gottes, Wissen Gottes in sich, Wissen Gottes in mir, Wissen meiner in Gott, denkend behandelt; das ist *nutrimentum spiritus* in etwa nachbarlichem Latein, Nahrung für den Geist, jedoch nicht Kost für den Verf. Daraus wäre das scharfe Wachseyn über die Kategorien zu erlernen, wie die Art des „schwerfälligen, d. i. so trägen als leichtfertigen Denkens" zu ersehen. — In solchen Materien bedarf es nicht nur, indem das Denken zugleich im Concretesten ist, der reinsten Denkbestimmungen, sondern, indem man wissen muſs, daſs diese selbst nur Bestimmungen der Endlichkeit sind, bedarf es auch dessen, daſs sogleich dieser Mangel corrigirt wird. Aber aus einer solchen Darstellung der Ideen die Hälfte einer Bestimmung, das heiſst, mit dem Weglassen der sie aufhebenden, berichtigenden Bestimmung herauszuheben, heiſst beim Geistigsten nur roh mit unwahren Kategorien dareinfahren. Der Verfasser hat nicht einmal ein Bewuſstseyn darüber, daſs selbst wenn er den Satz formirt (in der Idee der göttlichen Actuosität gibt es keine Sätze mehr): die Einzelnen seyen die active Causalität Gottes, diese Causalität noch eine Causalität Gottes wäre. Aber wenn die Kategorie: Causalität Gottes, wohl in vormaliger Metaphysik gebraucht worden, auch es ein wenigstens zuläſsiger Ausdruck im populären unbefangenen Vortrage ist, Gott sey Ursache der Welt, (wie gar auch Jacobi noch ein groſses Gewicht auf diesen Ausdruck gelegt hat), so ist es etwas anders, wenn auf die bestimmte Bedeutung der Begriffe gesehen wird. Sagt man doch auch im populären Vortrage schwerlich: Gott sey Ursache der Menschen, und die Menschen gehören doch wohl zur Welt, sondern man sagt Schöpfer der Menschen, wie auch Schöpfer der Welt; noch weniger wird man sagen, die Menschen, die Welt seyen eine Wirkung Gottes, was doch der Ursache entspricht. Sagt man doch nicht einmal von den Productionen des endlichen Geistes, er sey Ursache derselben; man sagt nicht, Homer sey Ursache der Iliade oder diese eine Wirkung Homers. Wenn daher die Causalität ausgesprochen wird, wird in eine

Digitized by Google

aufsergöttliche, endliche Sphäre herabgetreten, die jedoch nicht gottverlassen, nicht gott-los ist; so dafs die Causalität Gottes nicht Er selbst, insofern er an und für sich ist, seyn kann.

Aber das Verfahren des Verf. hat noch einen gröbern Zug in sich, der zu beleuchten ist. Zuerst spricht er von dem Satze, dafs die Einzelnen „die active Causalität der absoluten Substanz" seyen; diefs steigert sich ihm zur act. Caus. Gottes, ja wie wir gesehen, zur absoluten Caus. des einzelnen Subjects. Jene Steigerung hängt mit einer ausgedehntern Verfälschung zusammen, der er ihre Grundlage darin gegeben hat, dafs er dem Systeme in der „Hinausbewegung" der Substanz zum Geiste nicht folgt. Der Verf. läfst sich auf seine Weise mit dem Begriffe des Substantialitäts-Verhältnisses ein, wie dasselbe in der Logik, und in deren zweitem Theil, dem Wesen, abgehandelt ist; im dritten Theile der Logik, welche von dem Begriffe und der Idee handelt, sind wahrere Formen an die Stelle der Kategorien von Substanz, Causalität, Wechselwirkung, die daselbst kein Gelten mehr haben, getreten. Von der logischen Idee wird fernerhin die concrete Idee als Geist, und die absolut-concrete, der absolute Geist, unterschieden und in einem andern Theile der Philosophie abgehandelt. Der Verf. aber substituirt Gott an die Stelle der Substanz, in jener logischen Sphäre der Substanz, S. 184. „das Absolute ist als absolute Substanz in der Wechselwirkung nur sich selbst unterscheidende Nothwendigkeit", — diefs hat er richtig abgeschrieben, aber nun fährt er fort: „die Selbstunterscheidung ist ihre Wahrheit" (etwa die nächste, aber höchstens auch nur die nächste halbe) *oder* Gott erschafft nicht einzelne Wesen, sondern unterscheidet sich als blinde Nothwendigkeit u. s. f. (worauf auch das vorhin angeführte von den Einzelnen, welche die active Causalität Gottes seyen, folgt). Umgekehrt wo der Verf. S. 201. nun auf die Lehre von dem absoluten Geiste zu reden kommt, der allein als die wahrhafte Bestimmung für Gott aufgestellt wird (um den Lieblingsausdruck des Verf. zu gebrauchen; es geschieht aber in der Philosophie und auch daselbst mehr, als nur dafs aufgestellt wird, es wird bewiesen), weifs er sein Auffassungsvermögen nicht über die Kategorien der logischen Substantialitäts-Sphäre hinauszubringen, das, was er „die Heg. Dreieinigkeitslehre" nennt, (die freilich auch nicht in Sätzen gefafst ist, sondern wo aufzufassen gewesen wäre, (s. Encykl. §. 571.) das Leben, das sich in dem Kreislaufe concreter Gestalten der Vorstellung explicirt, — der Eine Schlufs der absoluten Vermittlung mit sich, den drei Schlüsse ausmachen,) — diese Lehre von dem sich explicirenden Geiste erschafft er zu „weiter nichts" als zu „einer mit einigen Erläuterungen ausgeschmückten Anwendung der *oben* ausgeführten Lehre von der Selbstunterscheidung der absol. Substanz oder des Absoluten in der Wechselwirkung". Einen Theil dieser Exposition fertigt er S. 202. kurz damit ab, dafs sie ein „Geschwätz" sey und „in der jämmerlichen Lehre von der Selbstunterscheidung der absoluten Substanz wurzle". Dann aber wird die Verkehrung des Aufzufassenden, der Eifer (— ein Eifer, der darum noch nicht heilig zu nennen ist, dafs der Verf. den Ausdruck heilig von christlichen Lehren gebraucht, um sie dadurch dem Denken, vor dem sie sich nicht zu scheuen brauchen, zu entziehen,) — der Eifer gegen die (von ihm erzeugte) Degradationsmaxime, die Verunglimpfung immer transcendenter, so dafs das Mifsreden sich S. 209. bis zu dieser Erbaulichkeit steigert, dafs man daselbst liest, „wenn H. desfalls nicht zu Gott beten wolle, dafs er ihm diese Sünde gegen den heiligen Geist vergebe, so werden Andere für seine Seele beten". Für die Sünde, auf welche diefs Beten allein gehen könnte, die Maxime, die speculativen Ideen der Natur Gottes und seiner Dreieinigkeit zu den Kategorien des abstracten Verstandes, die Behauptung des Geistes zur Form der Substanz zu degradiren, und die in ihrer concreten Lebendigkeit dargestellten Personen des göttlichen Wesens zu den abstracten Formen des Begriffes, der blofsen Allgemeinheit, Besonderheit und Einzelnheit zu verblasen, — mögen die „Andern" beten, welche sie begangen haben; diese Sünden sind in des Vfs. Schrift in hinreichender Menge zu finden. Weil der Vf. nicht gesagt hat, dafs Er das Gebet, von dem er spricht, bereits gethan, (— und warum, könnte man fragen, hatte er es nicht bereits gethan, wenn es ihm mit seinem Reden von Beten Ernst ist?) noch die Zusicherung macht, dafs er es thun werde, so ist auch dem, zu dessen Seele Bestem es geschehen sollte, es erspart, was freilich auch sonst überflüssig wäre, Gott zu bitten, jenes Beten, das aus solchem Geiste (oder etwa nur aus einer Seele, als womit auch die Thiere begabt sind, da es nur für eine Seele gethan seyn soll) käme, wenn

Digitized by Google

dasselbe auch in eine Messe eingeschlossen werden sollte, nicht erhören möge. Wäre dem Gebet des Vfs. eine Kraft zuzutrauen, wäre er stärker und geübter darin, als er sich in der Richtigkeit des Auffassens und im Sprechen des Richtigen zeigt, so hat er Gelegenheit, seine Geübtheit im Beten zum Besten der Kraft zu gebrauchen, deren er unmittelbar gleich nachher erwähnt. Nach der angeführten unwürdigen, leichtsinnigen, ja höhnischen Art, das Beten herein zu ziehen, fügt er hinzu, daſs sie (jene „Andern") „deshalb" (weshalb?) nicht im Mindesten davon ablassen werden, sich allen Bemühungen, das Heiligste zu degradiren (— daſs aus einem Mindesten von Geübtheit das Richtige zu sprechen, die man Wahrheitsliebe zu nennen pflegt, dieser Ausdruck von Degradiren entsprungen ist, ist oben aufgezeigt worden — hier erröthet das Produkt solcher Wahrheitsliebe nicht, sich in Zusammenhang mit dem Beten gebracht zu sehen —) mit aller Kraft, welche Gott verliehen, entgegenzustellen"; der Vf. mit jenen „Andern" zusammen dürften ohne unbescheiden in ihrem Verlangen zu seyn, um Vermehrung dieser „aller ihrer Kraft" für die Ausführung ihrer Drohung ihr Beten verwenden können. — *Ora et labora* ist das ganze Gebot; allein die Arbeit des Studiums und Nachdenkens ist allerdings schwerer, als die Arbeit Gebete zu plappern; aber freilich muſs aus dem Gebet, das um wahrhaft zu seyn, aus dem Geiste der Wahrheit aufsteigen muſs, vor allem aus der ihm verheiſsne Seegen, die erste Bedingung des Studiums, der Seegen der Redlichkeit im Auffassen der Gedanken, die man kennen lernen und beurtheilen will, und der Redlichkeit im Erzählen von denselben, gewonnen worden seyn.

Hegel.

VII.

Der Prozeſs der galvanischen Kette, von G. F. Pohl. Leipzig 1826.

Erster Artikel.

Volta hatte den Apparat, der von ihm den Namen führt, den Physikern dargeboten als ein Ergebniſs der electrischen Spannung, die er in der Berührung zweier verschiedener Metalle aufgefunden hatte. Die Wirkung der Berührung der Metalle mit den Flüssigkeiten, die in demselben ebenfalls vorhanden ist, hatte er als weniger bedeutend vernachlässigen zu dürfen geglaubt. Hierbei stehen geblieben, war die Säule anzusehen, als der summirte Effekt je zweier sich berührenden Metalle, während eine angenommene electrische Strömung die Summation bewirkte. Der Charakter der Flüssigkeit war darauf herabgesetzt, diese Strömung mehr oder minder gut, d. h. mehr oder minder schnell zu leiten, ohne selbst zu erregen. Aber die wahre Kenntniſs und Bedeutung des einfachen Elements der Säule, war in dem, nach diesen Prämissen rasch vollzogenen Aufbau ganz übersehen worden und es bedurfte, um sie in's Licht zu setzen, keiner geringeren Entdeckung, als der Oersted'schen. Sie zwang den Apparat wieder zu zerlegen, und das Resultat der Zerlegung war ein magnetisches Element, wo man nur ein electrisches gewähnt hatte. Während die Physiker nach der Entdeckung des Electromagnetismus beschäftigt sind, das dem Magnetismus eröffnete Feld zu erweitern, so kann man Herrn Pohl denjenigen nennen, der in diesem groſsen Phänomen eine Aufgabe ganz anderer Art sah: das Resultat der decomponirten Säule und die Art und Weise ihrer Aufbauung von Neuem zu untersuchen.

Ehe ich die Ergebnisse dieser Untersuchung darlege, Ergebnisse, die uns eine nach ganz andern Ansichten erbaute Säule gaben, wird es nothwendig seyn, auf den oben berührten Umstand, daſs ein Metall im Contact mit einem anderen im Allgemeinen eine stärkere electrische Spannung zeige als im Contact mit einer Flüssigkeit, noch einmal zurückzugehen, um den Schluſs zu prüfen, der darauf basirt wurde, daſs in der Säule, wie in dem einfachen Kettenelement, worin Metalle und Flüssigkeiten sich berühren, die Erregung der Heterogenen als unbedeutend, vernachlässigt werden könnte. Die nähere Erörterung dieses Schlusses ist von einer besonderen Wichtigkeit, sowohl für den vorliegenden Gegenstand, als überhaupt für jede galvanische Theorie, und man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daſs mit diesem Schlusse die Existenz der Säule in Gefahr war. Hätte sie selbst ihre Bedeutung im chemischen Prozeſs nicht sogleich geltend gemacht, was wäre natürlicher gewesen, als sie mit einer gewöhnlichen, schwach geladenen electrischen Batterie für identisch zu halten. Man kann zuletzt eine Berührung mit Druck verbunden noch immer als eine geringe Reibung ansehen, und die schwachen electroscopischen Wirkun-

Digitized by Google

gen der Säule hätten dieser geringen Reibung entsprochen, und consequenterweise gar nicht in Erstaunen setzen dürfen. Es war in der Säule, wenn sie nur ein electrischer Apparat sein sollte, nichts vorhanden, was die Thätigkeit der Physiker besonders hätte in Anspruch nehmen können. Dieser Schluſs von dem Ueberwiegen einer stärkeren Action über eine schwächere geziemt aber den Anhängern der Volta'schen Ansichten vor allen gar nicht. Denn da sie alle Wirkungen der Säule lediglich der Electrizität zuschreiben, so kann man die Frage an sie richten, weſshalb die gemeine Maschinenelectrizität, man mag sie auf die verschiedenste Art und in den verschiedensten Graden anwenden, so schwache und bis jetzt in einiger Hinsicht noch problematische chemische Actionen hervorbringe, verglichen mit den decidirten, mächtigen Wirkungen eines galvanischen Apparats, dessen electrische Spannung dem Electrometer ohne Zuziehen eines Condensators entzogen bleibt. Wenn man den bekannten, kleinen Wollaston'schen Apparat mit gröſseren electrischen Maschinen vergleicht, die nicht im Stande sind einen Drath zu erhitzen, so wird man zugeben müssen, daſs es Fälle geben kann, wo eine geringere Action sich mehr geltend zu machen versteht als eine stärkere; man wird ferner zugeben müssen, daſs die Scala des Electrometers nicht ohne weitere Untersuchung auch die der sämmtlichen Thätigkeiten der Säule abgeben könne. Zwar entfernt man den Einwurf von den schwächeren Wirkungen der Maschinenelectrizität dadurch, daſs man annimmt, die electrischen Phänomene der Säule gingen in einem unendlich kleinen Zeitraum vor sich, während die der Maschine in einem endlichen; aber auſserdem daſs diese Annahme durchaus willkührlich ist, und es bekannt ist, daſs man bei dem Aufbau einer Säule erst eine gewisse Zeit abwarten muſs, ehe ihre electrische Spannung sich zeigt, daſs dasselbe eintritt, wenn sie lange Zeit geschlossen war, wo man bei dem Oeffnen anfangs keine Spur von Electrizität wahrnimmt; auſserdem daſs umgekehrt, Ritter bei dem successiven Auseinandernehmen einer Säule, die Spannung der einzelnen Glieder sich lange erhalten sah, den Indifferenzpunct selbst während einer ganzen Stunde — so wäre nun hier zu untersuchen, ob zwischen der Erregung der Metalle in ihrer Berührung unter einander, und der Erregung der Metalle mit den Flüssigkeiten nicht ein ähnliches Verhältniſs statt finde, d. h. mit andern Worten, ob beide Erregungen commensurabel seyen, und ihr Maaſs im Electrometer hätten.

Also nothwendig ist jener Schluſs nicht, so einfach er auch scheine, und man müſste es, selbst wenn Herr Pohl die Untersuchung darüber nicht geschlossen hätte, für ein groſses Verdienst von seiner Seite anerkennen, sie angeregt zu haben. Es hat im Gegentheil, bei der Art wie man die Ansichten dieses Physikers hin und wieder angegriffen hat, den Anschein, als wolle man ihm nicht einmal die Möglichkeit einer andern Ansicht, als der gangbaren, zugestehen, eine Möglichkeit, die durch unzählige Erscheinungen bis zur Nothwendigkeit gesteigert wird. Man hat dieser Nothwendigkeit auch theilweise nachgegeben, und die Volta'sche Ansicht in so fern modifizirt, als man den Flüssigkeiten noch den Charakter des Leitens nahm, und sie ansah wie die isolirende Substanz zwischen den zwei Platten eines Condensators. Es betrachtet diese Theorie die Säule als ein System verbundener Condensatoren, und erhebt so die sogenannten trocknen Säulen zum Schema jeder galvanischen, denen doch gerade die eigenthümlichen galvanischen Wirkungen abgehen; auſserdem daſs so wenig diese modifizirte, als die eigentliche Volta'sche Theorie irgend einen Aufschluſs über eine Reihe von Phänomenen giebt, die ein besonderes, polares Verhalten des feuchten Zwischenmittels bedingen. Beide Theorien haben das gemein, die Contactelectrizität als das eigentlich Thätige in der Säule anzusehen, und sie bleiben beide, wenn von der Ursache nun der Uebergang zur Wirkung gemacht werden soll, die nähere Auskunft schuldig d. h. da schuldig, wo die Electrizität in den chemischen Proceſs, die ungeschlossne Säule zur geschlossenen übergeht; was von ihren Anhängern selbst nicht geläugnet wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 15.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1829.

Der Prozefs der galvanischen Kette, von G. F. Pohl.

(Fortsetzung.)

Die Versuche, die electrischen Erscheinungen der Säule dem chemischen Prozefs näher zu bringen, die von Ritter, Davy u. a. gemacht worden sind, haben eben so wenig eine genügende Theorie des Galvanismus zur Folge gehabt, noch haben können, da sie nicht unmittelbar von der Natur der Körper, die ihn hervorrufen, ausgingen. Es wäre überflüssig, sie, deren der Vollständigkeit wegen Erwähnung geschah, einzeln darzustellen. Die Ansichten, zu deren Entwicklung hier geschritten wird, sind aus ihnen nicht hervorgegangen, noch stehen sie mit ihnen in einer Gemeinschaft, die selbst diametral entgegengesetzte Ansichten nicht verläugnen. Es haben jene verschiedenen Theorien übrigens nicht verfehlt eine Polemik gegeneinander auszuüben, deren Resultat die Unzulänglichkeit aller beurkundet.

Die Aufgabe, die ich mir hier stelle, ist, aus dem Werke des Herrn Professor Pohl „der Prozefs der galvanischen Kette" die Experimente zu entlehnen, die überhaupt die Basis eines gründlichen Verständnisses der galvanischen Erscheinungen abgeben müssen. Wenn auch dieses Werk in keinem Augenblick verläugnet, von welcher Bedeutung seinem Verfasser das Experiment sey, so enthält es zugleich weitere, speculative Entwicklungen, die der folgenden Darstellung mehr fremd bleiben sollen, und diefs vornehmlich, weil bei Gelegenheit der Beurtheilung dieser Entwicklungen, die entscheidenden Experimente auf denen sie fufsen, von einigen Seiten mehr mit Stillschweigen übergangen worden sind, während sie ohne Zweifel den sicher begründeten Thatsachen beigesellt zu werden verdienen, um die es sich in den empirischen Wissenschaften handelt. —

In der Exposition der galvanischen Erscheinungen geht Herr Pohl von den Bestimmungen Volta's über die durch Contact zweier Metalle in ihnen erregte Electrizität aus, die in der That durch Beobachtungen so vieler Physiker hinlänglich bewahrheitet worden sind. Es stellen diese Bestimmungen bekanntlich die Metalle in einer Reihe dar, von der jedes Glied mit allen folgenden $\pm$E, mit allen früheren $\mp$E zeigt. An dem einen Extrem dieser Reihe stehen die edlen Metalle, Kupfer, als die negativ electrischen, an dem andern die mehr oxydablen, Blei, Zink, als die positiv electrischen. Es scheint auch ferner die weitere Volta'sche Angabe der Wahrheit gemäfs zu sein, dafs der Grad der Contactelectrizität zwischen zweien Metallen eine Constante sey, unabhängig von den Dimensionen der sich berührenden Flächen, aber abhängig von dem Rang der beiden Metalle in der Reihe, und gröfser oder kleiner werdend mit ihrer gröfseren oder kleineren Entfernung in derselben. Allein was Volta über die Electrizität durch Berührung eines Metalls mit einer Flüssigkeit bestimmt hat, ist nicht mehr richtig. Alle Metalle sollen nach ihm gegen jedwede Flüssigkeit negativ sein. Schon Herr Pfaff, der sich nach Volta mit diesem Gegenstande vorzüglich beschäftigte, hat andere Resultate erhalten, und Modificationen im Zeichen der Spannung, sowohl nach Verschiedenheit der Metalle als der Flüssigkeiten gefunden, aber auch er hat ihm die allgemeine Seite nicht abgewinnen können, die Herr Pohl in dem Verhalten der Metalle gegen Flüssigkeiten erkannte, und die ihn das höchst merkwürdige Resultat aufstellen liefs, dafs die Metalle mit allen Flüssigkeiten positiv erregt werden, wenn sie am negativen Extrem der Volta'schen Spannungsreihe stehen — also die weniger oxydablen Metalle — negativ aber wenn sie am positiven Extrem sich befinden — also die mehr oxydablen Metalle. Die electrische Spannung worin ein Metall mit einer Flüssigkeit, ihre Natur sey welche sie wolle, versetzt wird, ist also dem Zeichen nach die umgekehrte,

Digitized by Google

von der, welche das Metall in der Spannungsreihe charakterisirt, und es ist im Allgemeinen der Fall, daſs je weiter das Metall nach den Extremen hinaussteht, um so stärker auch seine Erregung mit Flüssigkeiten sey, wenn auch bei Ritter einige Facta vorkommen, wo gewisse Alliagen mit dem Zink selbst positiv werden, in der Säule jedoch, also in Berührung mit Flüssigkeiten, weniger Action geben.

Die Experimente, worauf sich dieses Resultat stützt, sind auf folgende Weise angestellt worden. Auf ein Kupferblech wurde eine Pappe mit irgend einer Flüssigkeit befeuchtet, gelegt, das Blech mit der Hand ableitend berührt, während die freie Seite der Flüssigkeit mit dem einen Knopf eines kupfernen Conductors berührt wurde, dessen anderer Knopf der Kupferplatte des Condensators die Spannung mittheilte, welche durch Anwendung eines zweiten Condensators verstärkt, das Electrometer positiv affizirte, und zwar in schwächerem Grade, denn selbst nach dem Dupliren divergirten die Goldblättchen nur um 3 bis 5 Grade. Auf ähnliche Weise wurde mit einem Zinkblech und einem Conductor aus Zink verfahren, und die Erregung des Zinks zeigte sich gegen irgend eine Flüssigkeit negativ. Herr Pohl hat diese Versuche, die kein Vorwurf irgend einer Art treffen kann, für einen groſsen Theil der Metalle durchgeführt, und den angegebnen Satz in vielen Versuchen immer als einen bei Weitem überwiegenden gefunden. Mehr darf man auch von solchen Untersuchungen nicht erwarten, ja wenn man von der einen Seite die groſse Empfindlichkeit des Condensators bedenkt, die eben so wohl anderen Einflüssen bloſsgestellt ist, als denen, die ihm das Experiment ertheilt, wenn man von der andern Seite erwägt, daſs so viele äuſsere Umstände auf eine schwache galvanische Erregung einwirken können, daſs oft selbst kräftige Säulen eine augenblickliche, anomale Thätigkeit zeigen, und daſs in den hier beschriebenen Experimenten, und in anderen dieser Art, nur ein Augenblick der Thätigkeit fixirt wird, so hätte man sich vielmehr zu verwundern, wenn irgend ein Gesetz durch jede Beobachtung sich als unabänderlich erwiese, und man wird zu dem hier einzig sicheren Weg geführt, das Anomale in den Beobachtungen durch eine hinlängliche Anzahl derselben gleichsam zu neutralisiren.

Wenn man statt der Combination *k f k* oder *z f z*, wo *f* der feuchte Leiter ist, die Combination *z f k* bildet und die Erregung des Zinks und Kupfers daran prüft, indem man eine der Platten ableitend berührt, so wird das Electrometer nun schon durch den einfachen Condensator zu merklichen Divergenzen gebracht werden, die im Zeichen den obigen entsprechen. Dieser Umstand scheint vor andern die Art und Weise der Erregung der Flüssigkeiten darthun zu können. Er ist schlechthin unverträglich mit der Ansicht daſs die Flüssigkeiten nur Leiter der galvanischen Erregung seyen, und sich dabei nur passiv verhielten, er hätte so grade umgekehrt ausfallen sollen, da + und — E sich aufheben. Nun ist es allgemein anerkannt, daſs wenn von zweien Körpern *A* und *B*, durch Reibung, Berühren, *A* positiv, *B* negativ electrisch wird, *A* um so positiver werden wird, je negativer *B* ist. Wird also eine Flüssigkeit an einer Seite durch den Contact mit einem Metalle electrisch erregt, so wird die abgewandte Seite die entgegengesetzte Electrizität zeigen, sonst kann die gröſsere Divergenz des Electrometers im zweiten Fall nicht begriffen werden. Durch eine Condensation kann man diese gröſsere Divergenz nicht erklären wollen, da sich in der Berührung der Metalle und der Flüssigkeit hier erst die Electrizität bildet, und die Voraussetzung die man beim Condensator macht, daſs die intermediäre Schicht nur eine nicht leitende, somit ganz passive sey, hier nicht statt finden kann. Die Erregung der Flüssigkeiten ist also eine polare, vermöge deren sie zu entgegengesetzten Seiten ungleichnahmige electrische Spannungen zeigt, und an einer Seite im Contact mit einem Metalle positiv erregt, an der andern negativ erscheinen wird. Dieses zweite, wichtige Theorem in der Pohl'schen Theorie, wird durch alles Folgende bewahrheitet und giebt einen ihrer Hauptstützungspuncte ab. Schon früh hat Herr Professor Erman dieses polare Verhalten des Wassers im Gasapparat durch Experimente dargethan, dasselbe später auch Volta angeführt, und der Herausgeber der Gilbert'schen Annalen frägt bei einer Gelegenheit ob diese Polarität nicht für jede Flüssigkeit innerhalb der Säule statt fände. Etwas worüber kein Zweifel seyn kann, das man aber seit dieser Zeit weit entfernt war, anzunehmen.

Aus den bisherigen Versuchen folgt noch nichts über das eigentlich Thätige in der galvanischen Sphäre und wenn sie auch ein anderes Verhalten der Flüssigkeiten lehren, als die Volta'sche Theorie ihnen zuschreibt, so können sie direct noch dazu nicht dienen, den Satz,

Digitized by Google

daſs die Contactelectrizität der Metalle das Hauptagens sey, zu erschüttern. Ja einer der berühmtesten Verfechter der Volta'schen Prinzipien, ein Physiker, der sie am reinsten aufrecht zu erhalten gestrebt hat, Herr Pfaff, hat selbst seine früheren Bestimmungen über die Art der Erregung der Metalle durch die Flüssigkeiten bedeutend verändert und für einen groſsen Theil das Gesetz in dem Zeichen + oder — gefunden, das Herr Pohl für sie bestimmt hat, ohne darum jene Prinzipien aufzugeben. Es kann immer noch geltend gemacht werden, daſs der Grad der Contactelectrizität den in der Berührung der Metalle mit Flüssigkeiten erzeugten überwiege. Doch abgesehen von den nachfolgenden entscheidenden Experimenten, kann eine einfache Betrachtung schon hier die Unzulänglichkeit der Volta'schen Theorie darthun. Denn die Resultate der Erregung der Flüssigkeiten und Metalle mögen bei verschiedenen Physikern verschieden ausfallen, so viel geht aus allen hervor, die Erregung der Metalle unter sich, und der Metalle mit Flüssigkeiten sind dem Zeichen nach verschieden, und diese Verschiedenheit im Zeichen muſs die Wirkung der einfachen, wie der zusammengesetzten Kette hemmen. Der störende Einfluſs wird sein Maximum da haben, wo die Erregung der Metalle und Flüssigkeiten selbst bedeutender wird, also z. B. bei Anwendung von Säuren. Nun aber sind die Säuren gerade diejenigen Substanzen, die man anwendet, wenn stärkere Wirkungen beabsichtigt werden; sie sollten vielmehr die schwächeren geben. Dieser Consequenz kann sich namentlich Herr Pfaff nicht entziehen, da er zugesteht, daſs die Metalle im Contact mit gewissen Flüssigkeiten, z. B. mit Säuren die entgegengesetzte Erregung als unter sich zeigen; soll aber die Berührung der Metalle als das Hauptmoment in der Säule angesehen werden, dann hat man ein Recht zu verlangen, daſs eine mit Wasser aufgebaute Säule an Wirkung eine andere überträfe, zu der eine Säure angewendet wurde.

Die Frage nach dem Prädominiren der einen oder der andern Art von Erregung hat Herr Pohl durch das Experiment vollständig zu erledigen gewuſst, indem er das folgende Schema bildet: *z f k zı*. Man sieht, daſs die Kupferplatte *k* hier zweien entgegengesetzten Erregungen von *f* und *zı* her unterworfen ist, und es frägt sich, welche von beiden sich vor der andern geltend machen wird. Man kann hier bemerken, daſs die Zinkplatte *z* ein sicheres Criterium der Erregung von *k* abgiebt, denn nach dem Obigen zeigte sich *z* in *z f z* nur schwach erregt, stärker in *z f k*. Sollte im vorliegenden Falle *z* noch stärker und zwar negativ erregt seyn, so giebt das einen Beweis, daſs *k* ebenfalls stärker und zwar positiv erregt sey. Und das findet sich in der That in so hohem Grade, daſs *z* mit dem Condensator verbunden, während *zı* ableitend berührt wird, das Electrometer mit 15 bis 20 Graden, affizirt, während dasselbe *z* in der Combination *z f k* die Goldblättchen nur um 3 bis 5° divergiren macht. Ein Aehnliches findet statt, wenn man *k* in der Verbindung *k f z k*, untersucht. Man kann somit den äuſserst wichtigen Satz aufstellen, daſs

„bei einer Combination von Metallen und Flüssig-
„keiten, worin das Metall durch den Contact mit ei-
„nem andern und durch den Contact mit einer Flüs-
„sigkeit zu entgegengesetzter Spannung aufgefordert
„wird, die Contactelectrizität nicht im Stande sey,
„jene andere durch die Flüssigkeit bedingte, wenn
„sie auch am Electrometer sich als die schwächere
„erweise, zurückzudrängen, vielmehr nur dazu die-
„ne die letztere zu steigern und entschiedener zu
„machen."

Dieser Satz begründet das System des Herrn Pohl, alles Andere ergiebt sich aus ihm mehr oder minder direct. Hier war auch der Ort, wo man diesem System, wenn man es angreifen wollte, hätte begegnen müssen, statt daſs man einzelne und oft unwesentlichere Folgerungen, als z. B. die Umkehrung der electrischen Bezeichnung der chemischen Körper, rügend hervorhob, und zur Rüge nicht immer einen andern Grund hatte, als den herkömmlichen Gebrauch.

Diesen Satz, der die bisherigen Theorieen durchaus in ihrer Basis erschüttert, hat Herr Pohl auch noch durch die folgenden, nicht minder entscheidenden Experimente begründet. In der Combination *k f kı z* wird *kı* stark positiv erregt, die Flüssigkeit *f* also an der Seite *kı* negativ, an der Seite *k* positiv, *k* wird daher nur schwach positiv oder selbst negativ erregt werden. Und allerdings fand sich die Erregung etwa 5° negativ. Geht man von diesem letzteren Resultat aus, so folgt umgekehrt, daſs *kı* durch den Contact mit *z* nur um so positiver geworden ist. Auf ähnliche Weise findet sich *z* in der Combination *z f zı k* schwach positiv. Diese Resultate stimmen auch mit den Beobachtungen Reinhold's überein, daſs in *k* ohne alle Schlieſsung,

Digitized by Google

eine stärkere Oxydation als an *kr* statt finde, daſs eben so wenn *s* Silber bedeutet, in der Combination *s f sr z* nur *s* sich etwas oxydire, *sr* aber nicht, während auſserdem weder in *k f* noch in *s f* die Metalle Oxyd zeigen. — Beobachtungen die sich auch mir ergaben.

Es ist nun leicht einzusehen, was bei der Schlieſsung der einfachen Kette *z f k* eintreten wird. Verbindet man nämlich *z* und *k* metallisch, so ist Zink nun in Berührung mit Kupfer, und beide werden in ihrer Bewegung verstärkt werden, und zwar aus doppelten Gründen, denn das Kupfer wird stärker erregt, weil das Zink auf der andern Seite der Flüssigkeit mit Kupfer armirt ist, es wird aber auch stärker erregt, weil es selbst mit Zink in Berührung ist. In sofern entspräche die geschlossene Kette *z f k* der offenen *k z f k z*. Aber doch sind beide verschieden; denn im ersteren Falle ist Verstärken und Verstärktwerden in einem und demselben Metalle zusammen und jedes Glied ist zu gleicher Zeit ein Steigerndes und Gesteigertes. In der geschlossenen Kette sieht man nun die chemische Action bedeutend hervorgerufen, und die ganze Kette zeigt sich zugleich magnetisch.

Nach Herrn Pohl entsteht der Magnetismus mit dem Conflict in den Thätigkeitsrichtungen zwischen der Contact- und Erregungselectricität, wenn man mit diesem letzteren Namen die Spannung der Metalle, mit Flüssigkeit in Berührung, bezeichnet. Dieser Conflict ist in der Kette nachgewiesen, er tritt bei der Schlieſsung besonders hervor, und indem er zu Gunsten der Erregungselectrizität ausfällt, giebt er zugleich ihrer Wirkung eine diagonale Richtung, d. h. transversal gegen die Longitudinalaxe der Kette. Die Richtung der Polarität ist somit bezeichnet, wenn auch die bestimmte Art der Ablenkung, ob sie nach Osten oder Westen statt finde, darin nicht enthalten ist. Aber was in dieser Auffassung der magnetischen Polarität der Kette noch liegt, ist, daſs jeder Punct des magnetisch gewordenen Metalls nord und südpolar zugleich sein wird, nur nach entgegengesetzten Richtungen.

Herr Pohl hat diese Art der Polarität gleich in seinen ersten Arbeiten über die electromagnetischen Erscheinungen mit dem passenden Namen der Circularpolarität belegt, und auch die zusammengesetzteren Erscheinungen, die Rotationen u. s. w. auf eine einfache und elegante Weise darauf zu reduziren gewuſst. Die hierhin gehörigen Aufsätze des Herrn Verfassers finden sich in den verschiedenen Zeitschriften für Physik, während das vorliegende Werk nur die ersten Grundzüge enthält, mit denen wir uns auch hier begnügen müssen, da ein weiteres Detail, in seiner Ausführlichkeit die Gränzen dieses Aufsatzes überschreiten würde. Hier kann nur noch bemerkt werden, daſs die Polarität der Metalle in der Kette und die Ablenkung die sie bewirken, nicht von electrischen Strömungen herrühre, die man zur Erklärung der sämmtlichen, galvanischen Erscheinungen, also auch der magnetischen, fingirte, und die Herr Pohl schon durch den Charakter, den er für die Flüssigkeiten, als wesentlich agirende, nicht bloſs leitende Glieder, vindizirte, gänzlich abgewiesen hat.

Aus diesen durch Experimente constatirten Prämissen ergiebt sich die Construction der Säule auf eine einfache Weise. Wenn man in dem einfachen Element *z f k* das eine Metall ableitend berührt, so steigert sich die Spannung des andern Metalls auf das Maximum, und zwar bekanntlich auf das Doppelte. Nennt man *d* die Spannung von *z* und *k* im Contact mit *f*, abgesehn vom Zeichen, so findet in der Combination

$$\overset{z\ f\ k}{-2d+d}\ \overset{z\ f\ k}{-d+2d},$$

die Vertheilung statt: und da der Werth von *d* nach dem Obigen durch die Contactelectrizität um *dr* vermehrt wird, so ergiebt sich die Vertheilung, $d + dr = e$ gesetzt, folgender

$$\text{Art:}\quad \overset{z\ f\ k}{-2e+e}\ \overset{z\ f\ k}{-e+2e}$$

Setzt man auf diese Weise eine Säule aus vier Elementen *z f k* zusammen: so werden die Spannungen

$$\begin{array}{l} z\ f\ k \quad z\ f\ k \quad z\ f\ k \quad z\ f\ k \\ -4e\ \underbrace{+e\ -3e}\ \underbrace{+2e\ -2e}\ \underbrace{+3e\ -e}\ +4e \text{ seyn} \\ -4e \quad -2e \quad o \quad +2e \quad +4e \end{array}$$

Setzt man nach Volta's Prinzipien eine Säule aus den vier Elementen *k z* zusammen, so erhält man die Säule

$$k\ z\ f\ k\ z\ f\ k\ z\ f\ k\ z$$

deren Spannungen $-4e\ -2e\ -2e\ -o\ +o\ +2e\ +2e\ +4e$, sind, wenn der Unterschied der Spannung von *z* und *k* $= 2e$ gesetzt wird.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 16.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1829.

Der Prozeſs der galvanischen Kette, von G. F. Pohl.

(Schluſs.)

Ich will hier nicht untersuchen, welches Recht man habe in einem Apparat wie die Säule, wo jedes Glied auf alle wirkt, und von diesen eine Rückwirkung erleidet, die Erregungen unter der Form so einfacher Zahlenwerthe darzustellen. Das was allein durch Erfahrung gegeben ist, reduzirt sich darauf, daſs in einer an beiden Extremen isolirten Säule die Spannungen mit der Anzahl der Platten wachsen, an den Extremen ihr Maximum erreichen, und in der Mitte durch Null getrennt sind, von wo aus die positive Spannung gegen das eine Extrem, die negative gegen das andere zunimmt. Die Vertheilung nach den oben angegebenen beiden Arten entspricht diesen Bedingungen, ist aber ihrem Wesen nach in beiden durchaus verschieden. Nach der letzteren ist die positive Electrizität an das eine Extrem, die negative an das andere absolut gewiesen, in der Mitte sind sie durch ein absolutes Null getrennt, während nach der ersteren das Vorherrschen beider Electrizitäten an beiden Extremen, so wie der Nullpunct nur relativ sind. So wie beide Arten also in der Summe der Spannungen zweier anliegenden Platten übereinkommen, so sind sie in dem Werthe jeder einzelnen verschieden, und wenn Herr Pohl die erfahrungsmäſsigen Resultate der einfachen Kette dabei benutzt hat, so gründet die Volta'sche Theorie ihre Vertheilungsart auf hypothetische electrische Strömungen.

Versteht man unter Schlieſsen einer Säule das Aufheben der Construction, welche die entgegengesetzten Spannungen an den beiden Enden des Apparats mit relativem Uebergewicht auftreten macht, so hören mit der Schlieſsung die Bestimmungen der Pole, als im Raum auseinander gehalten, auf, und die Schlieſsung geschieht daher am natürlichsten, wenn die beiden Endplatten, die früheren Pole, wie jedes andere Plattenpaar mit einander verbunden werden, so daſs die Säule einem Kreise entspricht.

Verbindet man die Säule wie sie nach Herrn Pohl construirt werden muſs, in ihren Endplatten *z*, und *k*, metallisch, so hat man diesem Erforderniſs genügt, und die Ablenkung der Nadel wird nach derselben Richtung als durch die einfache Kette bewirkt werden. Nun aber ist es bekannt, daſs der Contact zweier Metalle durch jedwedes andere unterbrochen werden kann, ohne daſs der Spannungsunterschied beider geändert werde. Man kann also im vorliegenden Falle zwischen *z* und *k*, noch eine Combination *k z* einschieben, und dieſs geschieht, wenn man die gewöhnliche Säule, die an jedem Extrem in zweien Platten endet, metallisch verbindet. Eine solche Interpolation ist gleichgültig, aber sie kann nicht benutzt werden, um die durch *z* und *k*, bestimmten Pole auf *k* und *z* zu übertragen und somit umzukehren. Die Ablenkung der Nadel, welche die Säule bewirkt, wird dann nur scheinbar die umgekehrte von der seyn, die die einfache Kette giebt.

Soll die Schlieſsung der Säule so vollbracht werden, daſs zwischen ihren inneren Theilen und den Polen kein Unterschied sich finde, so muſs man bei Anwendung des Gasapparats die Säule in 2 Paaren von Platten enden lassen. Sieht man dann an *z*, den Sauerstoff, an *k*, den Wasserstoff auftreten, so bedarf es einer Untersuchung, ob der Sauerstoff an *z*, als an ein positiv oder negativ Erregtes tritt, eine Untersuchung, die aber hier weniger direct geführt werden würde, und die an der einfachen Kette angestellt werden muſs. Nun war in dem geschlossenen Element *z f k*, *z* negativ electrisch, und an ihm fand Oxydation, oder Auftreten des Sauerstoffs statt, *k* war positiv, und an ihm bildete sich der Wasserstoff. Die Zinkplatte, die also in den Gasapparat reicht, wird ebenfalls negativ erregt seyn, und der Sauerstoff an ihr sich entwickeln müs-

Digitized by Google

sen, die Kupferplatte, die dahin geht positiv erregt sein, und an ihr der Wasserstoff sich darstellen, wie es die einfache Kette gelehrt hat und die Säule bestätigt. Will man nun diese Gasarten dem Satze gemäſs bezeichnen, daſs ungleichnahmige Electrizitäten sich anziehen, so ist der Sauerstoff ein positiv electrischer, der Wasserstoff ein negativ electrischer Körper. Diese Benennungen sind zwar die umgekehrten von den in der Electrochemie geltenden, allein man darf hierbei nicht übersehen, daſs diese Disciplin, wenn sie die chemischen Körper nach electrischen Prinzipien eintheilen will, ihre Bezeichnung auf die Ergebnisse der galvanischen, einfachen oder zusammengesetzten Kette, gründen muſs, die von dem Resultat der physikalischen Bestimmung der Pole abhängt und mit ihm sich verändert. Und zur Aufrechthaltung der bisher geltenden Nomenklatur kann man sich auf die Volta'sche Theorie nicht stützen wollen, die bei der Schlieſsung der Säule ebenfalls auf die einfache Kette zurückgewiesen wird, deren genaue Kenntniſs ihr abgeht und von der sie nur den Theil *z k*, und etwa *z f* oder *k f*, aber nicht den Theil *z f k*, noch was bei Weitem nöthiger gewesen wäre, den Theil *z f k z* untersucht hat, welche vollständige, und sämmtliche Erscheinungen der Kette wie der Säule erschöpfende Erwägung man zuerst Herrn Pohl verdankt.

So wie der Sauerstoff, so sind auch die Säuren, als mit ihm an demselben Pol auftretende, positiv electrische Körper, die Alkalien und Basen negativ electrische. Aber diesen Stoffen auch auſserhalb der Kette diese Electrizitäten zuschreiben zu wollen, dazu berechtigt in der That nichts. Will man den chemischen Prozeſs aus der Analogie mit dem galvanischen entstehen lassen, dann muſs die Spannung zweier chemischen Körper, die einen Prozeſs eingehen, direct untersucht werden. Das ist auch von mehreren Seiten geschehn, ohne daſs man jedoch die erhaltenen Resultate ohne Weiteres benutzen könnte. Davy hat die Säuren und Alkalien in fester Gestalt zum Contact gebracht und ihr electrisches Verhalten bestimmt, was auch viel Interesse hat, namentlich wenn das Verhalten der Säuren und Alkalien in flüssiger Form schon ausgemittelt ist. Jene Untersuchung ist aber nicht im Stande, diese letztere überflüssig zu machen. Es wäre ein ähnlicher Miſsgriff, wenn man etwa die depolarisirenden Eigenschaften des Eises auf das Wasser übertragen wollte, oder wenn man, um bei dem galvanischen Verhalten zu bleiben, die absolute Unzulänglichkeit des Eises eine Säule zu schlieſsen, auch für das Wasser gelten lassen würde. Aus anderen Resultaten kann man nicht immer mit Sicherheit das eigentliche Verhalten der angewandten Substanzen erkennen. Hierhin gehören viele Angaben von Becquerel, bei denen es heiſst, der Strom sey in der geschlossenen Kette von der Substanz zu jener gegangen, was immer nach zweien Richtungen möglich ist, und uns über die Erregung der einen oder der andern Substanz eben so zweifelhaft läſst, als wenn es von der gewöhnlichen einfachen Kette heiſst, der positive Strom gehe vom Zink zum Kupfer. Es wäre hier am einfachsten gewesen, bei Anwendung der Magnetnadel, die Substanz anzugeben, die sich als das Aequivalent des Zinks oder des Kupfers in der einfachen Kette gezeigt hat, abgesehen von allen Strömungen.

Herrn Pohl gebührt auch hier das Verdienst, den Gegenstand auf eine naturgemäſse Weise untersucht zu haben. Er bringt die Säuren mit den Alkalien mittelst Pappscheiben in Contact, indem er das polare Verhalten der Flüssigkeiten zum Grunde legt, das alle früheren Experimente bestätigt haben, und aus welchem folgt, daſs eine Flüssigkeit an ihrem einen Ende $\pm$ erregt, an dem andern $\mp$ werde. Aus vielen Beobachtungen hat sich ihm ergeben, daſs in dem Contact einer Säure und eines Alkali, die Berührungsfläche der Säure positiv, die des Alkali negativ electrisch werde, und zwar sowohl mittelst des Condensators als des Multiplicators. Herr Pohl hat ferner aus dem Contact einer sauren und alkalischen Flüssigkeit eine zweigliedrige, geschlossene Kette gebildet, indem er die beiden abgekehrten Seiten durch eine Pappe, die mit einer der angewandten Flüssigkeiten befeuchtet war, verband. Die Säure wird an ihrer ursprünglichen Berührungsebene mit dem Alkali positiv, an ihrem abgewandten Ende aber negativ. Wird nun dieses letztere, wie es bei der Schlieſsung geschieht, mit dem Alkali in Conjunction gebracht, so wird es positiv determinirt. In die Flüssigkeiten ist somit der Conflict zweier Tendenzen und die Bedingungen zum Magnetismus gesetzt, und Herr Pohl hat versucht denselben zur Anschauung zu bringen. Indem er eine Kette aus einer Säure und einem Alkali, mittelst eines in Säure getränkten Pappstreifens schloſs, brachte er in die Mitte dieses letzteren eine Magnetna-

Digitized by Google

del; sie wurde zwar so noch nicht abgelenkt, als aber die Stellen, wo der Pappstreifen beide Flüssigkeiten berührte, mit vergoldeten Messingblechen armirt worden waren, geschah eine unzweideutige Ablenkung, die durch ein wiederhohltes Schlieſsen sehr vergröſsert werden konnte. Die Ablenkung der Nadel entsprach der Regel, und daſs sie nicht etwa die Wirkung der metallischen Armaturen war, ergab sich daraus, daſs diese Armaturen, durch einen Bogen verbunden, der die Nadel nicht in seiner Mitte hatte, sie dann auch nicht zur Abweichung brachten. Eben so bewegungslos blieb die Nadel, wenn sie nicht innerhalb des feuchten Pappstreifens sich befand. Es war also hier gewiſs, daſs eine Kette nur aus flüssigen Substanzen bestehend, auf die Magnetnadel eingewirkt hatte, und die Bedeutung der metallischen Armaturen reduzirte sich darauf, dem Erregungsprozesse unter den Flüssigkeiten, der immer vielen Schwankungen unterworfen ist, eine gröſsere Constanz zu geben, daher die Armirung mit Gold gewählt war.

Mittelst dieser zweigliedrigen Ketten hat nun der Herr Verfasser in dem vorliegenden Werke den chemischen Prozeſs nach seiner synthetischen Seite auf eine sehr sinnreiche Weise construirt, und die chemische Synthesis angesehen als unter dem Typus einer geschlossenen zweigliedrigen, aber, wie er sie nennt, natürlichen Kette vollzogen. Die natürliche zweigliedrige Kette und die künstliche hier betrachtete unterscheiden sich in Nichts als in der Anzahl der Focalstellen, oder eigentlichen Erregungsstellen, die in der natürlichen Kette in unbestimmter Menge vorhanden sind, und die Lebhaftigkeit des Prozesses entscheiden, während sie in den künstlichen nur durch zwei Berührungsflächen bestimmt sind.

Was den analytisch chemischen Prozeſs der Säule, oder das Auftreten der einzelnen Stoffe an den beiden Polen betrifft, so hat Herr Pfaff sehr richtig bemerkt, daſs die vorliegende Ansicht, da sie keine Strömungen electrischer Materie gelten läſst, auch die Wanderungen der Stoffe von dem einen Pol zu dem andern nicht erklären könne. Herr Pohl hat dieses Auftreten aber auch nicht durch ein Wandern der Substanzen erklärt, vielmehr bekennt er sich zu der Ansicht, die Ritter gleich anfangs, obwohl noch unter einer einseitigen und schematischen Beschränkung, über die Wasserzersetzung aussprach, und dehnt sie weiter, namentlich auf die übrigen Zersetzungen aus, und wie es nothwendig ist, auch auf die chemische Synthesis. Es wird nach derselben bekanntlich das Wasser durch die galvanische Action nicht in zwei Bestandtheile geschieden, die in ihm schon gebildet und nur an einander gebunden waren, vielmehr tritt das unzersetzte Wasser an dem einen Pol als Sauerstoff, dasselbe an dem andern als Wasserstoff auf. Findet sich daher ein Alkali und eine Säure an den entgegengesetzten Polen, ehe die Kette geschlossen ist, so gehen beide durch einen Indifferenzzustand hierdurch in einander über, und man findet sie nachgehends, ohne daſs sie eine Dislocation eingegangen wären, an den Polen, die ihrer Natur entsprechen.

Den Wanderungen der Stoffe steht allerdings das Experiment entgegen, wonach eine Säure bei der Durchführung durch ein zwischenstehendes Gefäſs mit Lackmusflüssigkeit, in demselben keine Färbung hervorbringt. Man muſs hier zugeben, daſs durch die galvanische Action Bedingungen eintreten können, wonach eine Säure aufhört, als solche zu wirken, und dieses Zugeständniſs ist von der Ansicht des Nichtzersetztwerdens der Stoffe nicht mehr allzu entfernt. Man kann sich jedoch nicht verhehlen, daſs wenn das angeführte Factum einen Fall enthält, wo eine Säure ihre reagirenden Eigenschaften verloren hat, und indifferent geworden ist, man auch Erfahrungen geltend machen kann, wo diese Indifferenz nicht statt findet. Es ist bekannt, daſs gewisse Säuren sich mit gewissen Basen, durch die sie nach der gewöhnlichen Vorstellung geführt werden, verbinden, so daſs die Existenz der Base oder der Säure im intermediären Gefäſs durch den chemischen Prozeſs, den sie eingeht, beurkundet wird. In solchem Verhalten stehen zu einander die Schwefelsäure und Salzsäure beziehlich gegen Baryt und Silber.

Bei der mitgetheilten Ansicht über den Zersetzungsprozeſs der Säule ist indeſs zu bemerken, daſs sie die chemische Analyse nicht gefährdet. Nur daſs, wo es sonst heiſst, ein Körper bestehe aus diesen und jenen Stoffen, man darunter eben so viele Formen zu verstehen hat, unter welchen der Körper auftritt, und die beim Wasser auf Oxygen und Hydrogen bestimmt sind.

Um die Phänomene der geschlossenen Säule zu erschöpfen, kann hier noch die interessante Erklärung ihren Platz finden, die Herr Pohl für den Erschütterungsschlag gegeben hat, den der Organismus in dem Kreise

Digitized by Google

der Säule erhält. Es ist bekannt dafs um die Art und Weise des Hergangs dabei mit der gewöhnlichen Ansicht zu vereinen, nach welcher die Commotion durch ein Ableiten und Ausgleichen der entgegengesetzten Electrizitäten der Pole im Körper entsteht, man sich genöthigt gesehn hat, dem Organismus, dem man doch aufserdem eine vollständige Leitbarkeit auch für die geringsten Grade electrischer Spannung zuschreibt, hier eine geringere Fähigkeit des Leitens als selbst dem Wasser zugestanden wird, beizumessen; denn unbefeuchtete Hände erhalten auch von starken Säulen nur eine schwache Erschütterung. Hiermit läfst sich nur das Factum nicht wohl vereinen, dafs durch eine Berührung mit trocknen Händen ein Pol augenblicklich entladen, und der andere auf das Doppelte seiner Intensität gesteigert wird. Nach der Ansicht unseres Verfassers tritt man mit der benetzten Oberhaut und den Metallen in der Hand als ein eigentliches Glied in die Kette, d. h. als ein solches, das am chemischen Prozefs derselben Antheil nehmen, die Kette somit schliefsen kann, und als Glied in der Kette erhält man die Erschütterung, deren Bedeutung Herr Pohl an einem anderen Orte näher bestimmt hat. Je differenter die zur Benetzung angewandte Flüssigkeit war, um so vollendeter wird die Schliefsung sein, um so stärker der Schlag, um so früher wird aber auch das Maximum eintreten, auf das eine vermehrte Anzahl von Platten in der Säule ihn zu steigern vermag, während umgekehrt sowohl das Maximum der Commotion als der Gasentwicklung weiter hinausfällt, je indifferenter die Flüssigkeit ist, deren man sich in beiden Fällen bedient.

Ludw. Moser, Dr.

VIII.

Histoire de la Louisiane et de la cession de cette colonie par la France aux états-unis de l'Amérique septentrionale; précédée d'un discours sur la constitution et le gouvernement des États-Unis. Par M. Barbé-Marbois, avec une carte relative à l'étendue des pays cédés. Paris, Imprimerie de Firmin Didot. 1829. *p.* 485.

Die ersten hundert Seiten obigen Werkes füllt eine wohl recht gut gemeinte Einleitung über die nordamerikanische Staatenbildung im Allgemeinen, deren Oberflächlichkeit jedoch nur durch die Oberflächlichkeit selbst erträglich ist, denn wären die auf allen Seiten fast sich findenden Schlagworte einer gewissen politischen Ansicht, wie: *usurpations du pouvoir, anciennes lois oppressives, l'état social fondé sur ses véritables bases, le droit du peuple de s'assembler ou de présenter des pétitions etc. etc.* mit ganz scharfen Vorstellungen verknüpft, und diese unter sich in einem Zusammenhang, den man etwas einem politischen System Aehnliches nennen könnte, so würde man die Ansicht des Verfassers durchaus atomistisch nennen müssen. Diefs würde auch allerdings mit einer Darstellungsweise, welche als den vollkommensten gesellschaftlichen Zustand denjenigen auszugeben scheint, wo *les défrichemens, l'industrie, la navigation* in gutem Zuge sind, wohl correspondiren. Indessen blickt zwischen Lobpreisungen von freilich nothwendigen und, wo sie blühen, erfreulichen, aber immer doch untergeordneten Lebensrichtungen, zwischen Sätzen, welche das Glück der Völker vorzugsweise in dem Wohlbefinden der platten Menge und in der Duldung, welche deren ebenso anmafsendes als der Sache nach niedriges Räsonnement und Streben erfährt, zu suchen scheinen — zwischen allen diesen Aeufserungen bornirt-liberaler Dogmatik, eine ganz gesunde und einfache Betrachtungsweise im Einzelnen durch, so dafs also am Ende der Einleitung doch anerkannt wird, dafs die ganze Möglichkeit Nordamerikanischen Staatslebens auf der Möglichkeit fortdauernder Colonisation nach Westen hin beruht, und dafs dies Staatsleben, eben weil es nicht schlechthin zu verwirklichen ist, auch nicht in der Art Normalzustand sein kann, als welcher es an anderen Stellen beinahe geradezu angegeben wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 17.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1829.

Histoire de la Louisiane et de la cession de cette colonie par la France aux états-unis de l'Amérique septentrionale; précédée d'un discours sur la constitution et le gouvernement des Etats-Unis. Par M. Barbé-Marbois, avec une carte relative à l'étendue des pays cédés.

(Fortsetzung.)

Die Stelle ist merkwürdig genug um sie noch besonders hervorzuheben: „*En écrivant ce discours, il m'est venu plusieurs fois à la pensée, qu'on pourrait n'y voir que ces allegories imaginées par des moralistes timides, pour tempérer la sévérité de leurs conseils. Telle n'a pas été mon intention. Comment assimiler l'état de l'Amérique à celui de l'Europe? Comment prétendre traiter de la même manière un pays où de vastes et fertiles territoires s'offriront pendant plus de mille ans à l'activité et aux besoins de l'homme, et notre Europe, où cinq familles sur six sont sans propriété? J'ai désiré cependant, je le dis franchement, j'ai désiré qu'on pût reconnaître qu'il n'y a pas de grandes differences entre les principes des monarchies et ceux des republiques. Le prince, soit qu'on l'apelle roi, magistrat ou peuple, ne pourra gouverner désormais qu'à l'aide du respect pour les libertés politiques. Il ne peut y avoir de méchants magistrats dans les Etats-Unis, et il me semble qu'il ne peut plus y avoir de méchants rois en Europe.*"

Bei diesen Aeufserungen kömmt alles darauf an, was man unter den Worten versteht; überall aber geht aus solcher Art zu reflectiren hervor, dafs der Verfasser an jener furchtbaren Kränklichkeit unserer Zeit leidet, an jener Scheu die letzten Gründe des politischen und religiösen Bestehens mit geistiger Klarheit und Schärfe zu fassen, an jener Sucht sich mit vagen Vorstellungen zu behelfen in Dingen, wo die Vagheit Wortverbindungen in Umlauf setzen läfst, deren Geltenlassen das Auf den Thronheben des gemeinen, hausbackenen Verstandes zur Folge hat. Man kann Monarchie und Religion nicht härter mit Füfsen treten als wenn man jene dadurch zu loben meint, dafs man zu zeigen sucht, sie sey im Grunde eben das, was ihr Gegentheil ist; und wenn man das Bestehen einer bestimmten Religion dadurch gewissermafsen entschuldigt, dafs man sagt: „*Jefferson et Franklin ont trouvé la religion chrétienne établie aux Etats-Unis. De toutes celles qui ont été proposées à l'intelligence humaine, aucune n'est plus conforme aux règles de la saine morale* (welche dem Verfasser also noch etwas höheres zu seyn scheinen), *aucune n'est plus propre à rendre l'homme heureux, et les sages de l'Amérique lui rendent ce beau témoignage.*" Dafs von dem höchsten, eigentlich speculativen Inhalte des Glaubens hier gar nicht die Rede ist, wollen wir nicht weiter hervorheben, aber dafs Jeffersons und Franklins Zeugnifs (denn sie stehen doch auf jeden Fall an der Spitze der *sages de l'Amérique*) der Offenbarung aufhelfen mufs, ist etwas stark.

Die Gesinnung der Einleitung ist durch obiges hinlänglich charakterisirt; die darin vorkommenden historischen Beziehungen sind nicht immer treu, sondern so viel als möglich zum Vortheil der Erscheinung der vereinigten Staaten vor der Welt gehandhabt. Neues hat Referent darunter nicht gefunden, aufser dafs vor zwanzig Jahren in New-York nur dreihundert Katholiken waren, und dafs jetzt deren zwanzigtausend sind, dafs die Oberen der römischen Kirche einsichtsvoll genug gewesen sind, zu bemerken, dafs die herrschende deistische Richtung, und der kirchlich-atomistische Zustand in den vereinigten Staaten ihnen nothwendig vorarbeite, dafs sie also Sorge tragen die junge Republik mit den nöthigen Lehrern und Instituten zu versehen,

Digitized by Google

und in der That kann man einigermaſsen in Versuchung gerathen zu zweifeln, wenn zwischen der subjectiven Losgerissenheit und Anmaſsung von Menschen, deren Streben und Thätigkeit gröſstentheils von Gewerbs- und Handelsinteresse, von dem *défrichement*, von der *industrie* und von der *navigation* in Anspruch genommen wird, und zwischen dem strengen kirchlichen Zusammenhang, dem strengen Einüben des Volkes im demüthigen Glauben, wie wir es bei der römischen Kirche finden, die Wahl ist; wer wahrhaft frei seyn will, muſs gedient haben, dieſs gilt, wie überall, so auch bei dem religiösen Verhalten der Völker. Die Jesuiten breiten sich in Nordamerika sicheren Schrittes und mit genau berechneten Mitteln aus. „*Les progrés que fit bientôt cette société auroient été jugés dangereux dans tout autre pays, et le congrès n'ignorait pas combien son ambition et ses intrigues l'ont rendue redoutable en Europe; mais il ne croit pas que jamais elle le devienne dans un pays où le fanatisme ne peut plus étouffer la liberté de conscience, et il n'a pas trouvé de danger à constituer à Georgetown un collège de jésuites en université, avec pouvoir de conférer les degrés dans toutes les facultés. Une timidité, dont la cause est connue, a empêché cette compagnie si entreprenante, de reprendre son veritable nom; mais le congrès n'y aurait point mis d'obstacle. Il ne voit dans ces religieux que les propagateurs d'une morale utile à la société et à l'instruction de la jeunesse. On sait que, soumis en secret à une autorité étrangère, ils lui obéissent aveuglément. On n'en conçoit point d'alarmes, et on s'en fie à la bontè des constitutions. On n'aura jamais à s'en repentir puisque la presse est libre, et ils ne parviendront pas à l'asservir.*" Wenden wir uns nun von der Einleitung zu dem Buche selbst.

Es giebt uns einen Abriſs der Geschichte Louisiana's von dessen erster Colonisation bis auf die neueste Zeit, und Ref. fügt mit groſsem Vergnügen einen Auszug davon den Bemerkungen hinzu, welche er in einem anderen Artikel dieser Zeitschrift über die früheren Schicksale der von den Engländern zuerst colonisirten Landschaften der vereinigten Staaten von Nordamerika mitgetheilt hat.

Im Jahre 1672 erfuhren die in Canada angesiedelten Franzosen von den Eingebornen Nordamerikas, daſs aus der Nähe der groſsen Seen ein mächtiger Fluſs nach Süden hin durch prachtvolle Wälder ströme; sie nannten ihn: Namesi-si-pou oder Fischfluſs. Von 1673 an wurden nun zu wiederholten Malen Expeditionen unternommen, um den Lauf des Stromes und die Natur der umgebenden Länder kennen zu lernen; lange glaubte man jener münde zwischen Californien und Mexico.

Im Jahre 1679 drang der Gouverneur Casalle bis zum Illinois vor, dessen oberen Lauf er recognosciren lieſs, und eine noch ansehnlichere Expedition führte er im Jahre 1682, in welchem er mit 60 Begleitern bis zur Mündung vordrang. Ludwig dem Vierzehnten zu Ehren erhielten die neu entdeckten Landschaften von ihm den Namen Louisiana, und nach seiner Rückehr nach Europa machte er dem französischen Hofe den Vorschlag diese wichtigen und reichen Länder für Frankreich in Beschlag zu nehmen; Ludwig XIV. ging darauf ein, und man berechnete bald anfangs die Vortheile, welche St. Domingue von einer neuen Colonie in Louisiana ziehen könne. Casalle selbst führte im J. 1684 zwei hundert und achtzig Personen, die mit allem zur Gründung einer Colonie nöthigen versehen waren, von la Rochelle aus; doch erkannte er die Mündung des Mississipi von der Seeseite nicht wieder, und landete am 18. Febr. 1685 in der Bay St. Bernard, wo er die Niederlassung von St. Louis gründete. Er selbst ward bald darauf ermordet, und während des Krieges Frankreichs mit Spanien 1689—1698 ging fast alles zu Grunde, was er begonnen hatte; doch betrachtete man fortan alles Land zwischen la Mobile und der Bay St. Bernard als französisches Territorium. Im Jahre 1699 ward d'Yberville ausgesandt, neue Colonien in den Mississipi-Gegenden zu gründen; mit der weiteren Bevölkerung neuer Anlagen in diesen Landschaften wurden vorzüglich die Pariser Polizeiagenten beauftragt, welche Schelme aller Art und Huren dahin beförderten. Den ausschlieſsenden Handel mit diesen wichtigen Niederlassungen überlieſs Ludwig XIV. durch eine Urkunde vom 14. September 1712 auf zwölf Jahre einem reichen Financier, Crozat. „*On ignorait encore que les pays traversés par ces fleuves* (Mississippi, Illinois, Wabasch, Missouri) *sont plusieurs fois aussi étendus que la France, et on n'avait qu'une connaissance très vague de ce que l'on concédait. C'était un présent fait à Crozat, ou plutôt on se debarrassait d'un fardeau.*" Crozat sorgte dafür, daſs armen, arbeitsamen Familien die Mittel zur Ansiedlung gewährt wurden, und wäh-

Digitized by Google

rend die früher nach Louisiana deportirten fast alle ohne Nachkommen zu Grunde gingen, bildeten Crozats Colonisten den ersten festen Stock der Bevölkerung. Bald wurden Crozat der Ausgaben zu viel, er gab 1717 sein Monopol auf, und der Regent übertrug es im August dieses Jahres auf die *compagnie d'occident*. In den folgenden Jahren erhielt nun Louisiana wegen der vorgeblich in der Nähe des Mississippi befindlichen Gold- und Silberminen durch Law's Operationen in Europa eine allgemeine politische Bedeutung, ohne dafs sich dadurch das Schicksal und der Anbau des Landes im Wesentlichen irgend wie geändert hätten. Denn die 2000 Franzosen und Pfälzer, welche Law zusammen brachte, um den ihm vom Regenten persönlich geschenkten, und zum Herzogthum erhobenen District zu bevölkern, wurden erst 1721 übergeschifft, als Law schon gestürzt war; die Compagnie, welche Law's Concessionen an sich brachte, vertheilte diese Colonisten; die meisten unterlagen dem ungewohnten Clima, und ein Jesuit, Charlevoix, welcher im folgenden Jahre diese Gegenden bereiste, sah in Nouvelle-Orleans, wohin jene Colonisten bestimmt gewesen waren, nur einen elenden Flecken, wo ein Zelt zur Kirche diente. Vagabunden und Huren waren wieder lange Zeit der vorzüglichste Zuwachs der Bevölkerung.

Haupthandelszweig war der Pelzhandel. Anfangs hatten sich die Eingebornen und die Colonisten gut mit einander verständigt, als aber die französischen Jäger die Biberbaue, welche die Wilden immer mit einer gewissen Schonung behandelt hatten, zerstört, sonst mannichfach die Jagd verdorben hatten, und dennoch die Eingebornen zu denselben Preisen mit Gewalt nöthigen wollten, welche die früher geltenden gewesen waren, entstanden die feindseligsten Verhältnisse. Der friedlichste Stamm waren noch die Natchez gewesen, endlich wurden auch die zur Wuth gereitzt, und als Repressalie gegen ihre Grausamkeiten beschlofs der französische Gouverneur die Vertilgung des ganzen Stammes, der nur wenige Familien desselben entgingen. Im Jahre 1731 fand auch die Compagnie das Monopole, wegen der damit verbundenen Sorge für die Handelsangelegenheiten der Colonie, zu lästig, und gab es auf. Der König gab nun den Handel nach Louisiana frei, mufste aber fortwährend bedeutende Summen zuschiefsen um die Ansiedlung zu heben. In den Illinois-Landschaften hatte man Bergwerke gesucht; als man sich getäuscht sah, entstanden aus den Unternehmern landwirthschaftliche Ansiedlungen; es war einige Hoffnung, da eine Reihe französischer Ortschaften zwischen Canada und Louisiana entstehen zu sehen. „*Des cultivateurs honnêtes et laborieux, des commerçans aisés s'établirent, et telle est la puissance du travail et de la propriété, que la colonie commença, entre* 1732 *et* 1740, *à prendre un peu plus d'importance.*" Besonders seit dem Frieden von 1748 belebte sich die Colonisation, da aber die Verwaltung von vorn herein ohne Ordnung war, und in der Regel zu Gouverneuren Leute ernannt wurden, denen der Hof diese Stelle zur Herstellung ihrer Finanzen überliefs, mufsten Kosten aufgewendet werden, die mit dem Fortschreiten der Colonie in gar keinem Verhältnifs standen. Der siebenjährige Krieg hatte wegen der im Frieden folgenden Grenzbestimmungen auch auf Louisiana einigen Einflufs. „*L'angleterre garda ses conquêtes et régla ensuite, comme elle voulut les frontières de la Nouvelle-Ecosse. Tournont à son avantage, dans la negociation, tout ce que la France avait allégué pour établir les limites du Canada au Midi, elle se fit céder toutes les terres qui en avaient dépendu à la rive gauche du Mississipi. — On excepta la Nouvelle-Orleans, et il fut stipulé qu'une ligne tirée au milieu du fleuve séparerait la partie de la Louisiane laissée à la France des possessions de l'Angleterre.*"

Ein geheimer Vertrag zwischen Frankreich und Spanien übergab den nicht englisch gewordenen Theil der Länder am Mississipi, übergab also Louisiana an Spanien, um dieses Reich für die Cession Floridas an England *) zu entschädigen, welche gefordert wurde, wenn die Engländer die Havannah, welche sie während des Krieges besetzt hatten, wieder freigeben sollten. Herr D'Abodie, Gouverneur von Louisiana, ward im Frühjahr 1764 von dem getroffenen Arrangement unterrichtet; doch blieb dem Vertrage gemäfs Louisiana noch bis 1768 unter französicher Verwaltung.

Die Einwohner Louisianas waren der spanischen Herrschaft sehr entgegen; aber alle Schritte, welche

*) Während des amerikanischen Befreiungskrieges setzten sich die Spanier wieder in Besitz Floridas, was für die Engländer seit dem Abfall seiner Colonieen keinen hohen Werth mehr hatte, und was sie deshalb im Frieden 1783 den Spaniern wieder cedirten.

Digitized by Google

sie thaten, um bei Frankreich zu bleiben, waren umsonst. 1768 übernahm der spanische Generalcapitain D. Antonio d'Ulloa die Colonie; die Unzufriedenheit mehrte sich; der Zustand des Landes hing ganz von der Persönlichkeit des Gouverneurs ab. Ulloa's Nachfolger, Oreilly, schlug allen Widerstand mit Gewalt nieder. *„Le barbare se permit des actes de violence et de férocité qu'il confondait avec ceux d'une sage fermeté."* Aber was sollte man anders anfangen in diesem Lande, bei dieser Bevölkerung, wenn man nicht für immer verzichten wollte, eine strengere Autorität der Behörden einzuführen. Don Carondelet, welcher folgte, suchte die französische Bevölkerung durch Colonisten anderer Abkunft zu schwächen; Gayoso de Lemos, Carondelets Nachfolger, ordnete die Verhältnisse des Grundbesitzes strenger, suchte aber die Ketzer, welche Carondelet in's Land gezogen, durch Ueberredung, durch Bedrückung und in aller Weise zu Proselyten zu machen. Nach und nach milderte sich doch etwas der Widerwille gegen die spanische Administration in dem Herzen der französischen Colonisten. Man gewöhnte sich. So kam das Jahr 1795 heran. Der französische Bevollmächtigte bei den vereinigten Staaten, Genet, hatte schon seit 1793 Versuche gemacht, Louisiana für Frankreich durch eine kriegerische Invasion wieder zu gewinnen, und hatte eben Vorbereitungen getroffen, als er abberufen ward, weil er in den vereinigten Staaten die democratische Faction für seine Zwecke in eine Bewegung brachte, welche Washington's persönlichste und seiner Anhänger Interessen und Ansichten verletzte. Bei den Verhandlungen nun in Basel erhielt Barthelemy Auftrag: *„demander la restitution de la Louisiane ou la cession de la partie espagnole de St. Domingue, ou la conservation de la province de Guipuscoa et nommément de Fontarabie et de St. Sébastien, conquêtes des armées françaises."* Die Spanier wollten lieber St. Domingo, ihre älteste Besitzung in Westindien, als Louisiana aufgeben.

Bald darauf ward ein Plan entdeckt, welchen Blount (früher Gouverneur von Tenessee, später Senator) entworfen hatte, um seine zerrütteten Familienverhältnisse durch einen den Engländern zu leistenden wichtigen Dienst wieder zu ordnen. Im Herbst 1797 sollte ein englisches Detachement auf den grofsen Seen eingeschifft, und an dem südlichen Ufer des Michigan ans Land gesetzt werden. Zwischen diesem Ort und dem Illinois sollten durch Blount alle Anstalten zur Förderung des Unternehmens getroffen seyn, und in wenigen Tagen sollten die Truppen Englands, was damals mit Spanien im Kriege war, durch seine Hülfe vor Nouvelle Orleans erscheinen, um die schwache spanische Garnison zu überrumpeln. Das Ganze scheiterte durch zu frühzeitige Entdeckung, hatte aber den Erfolg den Spaniern zu zeigen, wie unsicher der Besitz von Louisiana, auf welchen sie in der letzten Zeit so viel Werth gelegt hatten, für sie sey; inzwischen gewann Louisiana während der später erfolgenden Feindseligkeiten zwischen Frankreich und den vereinigten Staaten durch seine Lage aufserordentlich.

Eine der ersten Sorgen Napoleons, als er das Ruder in Frankreich ergriffen hatte, war bei den Unterhandlungen mit Spanien auf die Rückgabe Louisiana's an Frankreich zu dringen. Er wünschte eine Verbindung aller Seemächte gegen Englands Uebergewicht, und für Frankreich eine geräumige Basis in Amerika seine Macht zu entwickeln; für beide Pläne schien ihm der Besitz Louisianas förderlich. Den Spaniern wufste er einleuchtend vorzustellen, wie Louisiana in französischen Händen ein Bollwerk für Mexiko, gegen die ver. Staaten und gegen England sey, und durch den am 1. October des Jahres 1800 abgeschlossenen Tractat von St. Ildephonse ward die Rückgabe Louisiana's an Frankreich versprochen; das Versprechen durch den Madrider Tractat vom 21. März 1801 wiederholt. Es behielt sich Spanien jedoch das Vorzugsrecht vor, im Falle Frankreich Louisiana je wieder von dem Bestand seiner Landschaften trennen wolle.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 18.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1829.

Histoire de la Louisiane et de la cession de cette colonie par la France aux états-unis de l'Amérique septentrionale; précédée d'un discours sur la constitution et le gouvernement des États-Unis. Par M. Barbé-Marbois, avec une carte relative à l'étendue des pays cédés.

(Schluſs.)

Inzwischen hatte während Adams' Präsidium die s. g. federalistische Faction in den vereinigten Staaten alle Demokraten aus den öffentlichen Aemtern zu entfernen gesucht, und hatte dadurch so sehr die öffentliche Meinung gegen sich eingenommen, daſs die Wiedererwählung Adams' von ihr nicht durchzusetzen war, ja! dieser muſste noch während seines Präsidiums im Sept. des J. 1800 trotz seiner Anhänglichkeit an England, dem gemeinen Interesse nachgeben und eine Convention mit Napoleon abschlieſsen. Dennoch ward die Besitznahme Louisianas durch die Franzosen aus Gründen der Politik verschoben, und die Abtretung von Seiten Spaniens wurde längere Zeit verheimlicht; als sie bekannt ward, war der kurze Friede zwischen Napoleon und England schon wieder seinem Ende nahe.

Napoleon hatte Louisiana auch noch in der anderen Hinsicht wieder zu besitzen gewünscht, daſs es der Pflanzer-Colonie von St. Domingo, die er von neuem gewissermaſsen zu gründen beabsichtigte, als landwirthschaftliches Hülfsgut dienen sollte. Nun verfehlte aber gegen Ende des Jahres 1802 die Expedition nach St. Domingo gänzlich das ihr aufgegebene Resultat. Zu gleicher Zeit zeigte sich, daſs sich Napoleon ganz in der Stimmung der Einwohner Louisianas getäuscht hatte, indem diese durch die Verbindung mit Frankreich in ihrem Handelsinteresse zu leiden, in ihrer Sicherheit gestört zu werden fürchteten. In Colonieen, wo Negersclaven und Mischracen hauptsächlich die Bevölkerung bilden, schienen Grundsätze, wie sie damals die Franzosen überall, und auch in St. Domingo ausgesprochen hatten, höchst beunruhigend, wenn sie dieselben auch in der letzten Zeit sehr modificirt gezeigt hatten.

Zur Besitznahme Louisianas für Frankreich ward endlich im Herbst des Jahres 1802 der General Victor bestimmt; Laussat sollte ihn als Präfect begleiten. Der letztere ging am 12. Jan. 1803 unter Segel; aber Victor, welcher dann ganz zurück blieb, hatte allein Vollmacht zu Uebernahme der Landschaft aus den Händen der spanischen Behörden, und so blieben D. Manuel de Salvedo und der Marquis von Casa Calvo noch an der Spitze der Colonie auch nach Laussat's Ankunft.

Der Congreſs der ver. Staaten hatte gegen Ende des Jahres 1802 die Nachricht von der Abtretung Louisianas an Frankreich erhalten, und theilte die Besorgnisse der Bewohner der westlichen Staaten. Man fürchtete im Handel nach N. Orleans und auf dem Mississippi beschränkt zu werden. Eine Menge widerwärtiger Umstände wirkten auf diese Weise zusammen, um die Vortheile, welche der Besitz von Louisiana sonst haben konnte, aufzuheben, und Napoleon geneigter zu machen, auf die Propositionen einzugehen, welche der Präsident Jefferson durch Monroe machen lassen wollte. (Monroe sollte für die Abtretung alles dessen, was auf dem linken Mississippi-Ufer noch zu dem spanischen Louisiana gehört hatte, zwei Millionen Dollars oder 10,333,000 Franken bieten, auf der andern Seite aber fürchten lassen, daſs die ver. Staaten, welche in Folge des Tractates vom Sept. des J. 1800 noch sehr bedeutende Indemnitäten zu fordern hatten, sich im Fall sie nicht befriedigt würden, an Frankreichs Feinde namentlich an England anschlieſsen dürften).

Der Ausbruch des Krieges mit England war nahe; die französische Kriegsmarine ohne alle Bedeutung. „*Napoléon conclut de cet état de choses qu'il fallait se hâter de changer de politique relativement à St.*

Digitized by Google

Domingue, à la Louisiane et aux Etats-Unis. Les irrésolutions lui étaient insupportables, et avant que la rupture fût declarée, il prit le parti d'agir comme si elle eût été certaine."

Die Unterhandlung wurde im Frühjahr 1803 zwischen Herrn Monroe und Herrn Barbé-Marbois geführt, welchen letzteren Napoleon damit beauftragt hatte; auch der nordamerikanische Gesandte in Paris, Livingston, war dabei thätig. Napoleon bot nicht blos Nouvelle-Orleans und das linke Mississippi Ufer, sondern ganz Louisiana. Der erste Artikel des französischer Seits vorgelegten Entwurfs der Cessionsurkunde lautete: „*La colonie ou province de la Louisiane est cédée par la France aux Etats-Unis avec tous ses droits et appartenances, ainsi et de la manière qu'elle a été acquise par la République française en vertu de l'article III. du traité conclu avec S. Maj. Catholique à Saint-Ildephonse le* 1. *Octobre* 1800." Er ward von den amerikanischen Bevollmächtigten angenommen; der dritte Artikel enthielt, dafs Louisiana nicht als unterthäniges Land von den vereinigten Staaten behandelt, sondern der Union einverleibt werden sollte; spätere Artikel versicherten den französischen Handel besonderer Begünstigungen. Als Preis des abgetretenen Landes wurde verlangt und zugestanden die Summe von 80 Millionen Franken." „*Les Americains consentirent à payer quatre-vingts millions de francs, à condition que vingt millions, pris sur ce fonds, seraient destinés à payer ce qui était dû par la France aux citoyens des États-Unis.*"

Unmittelbar fast nach Unterzeichnung (30. April 1803) der diesen Vertrag enthaltenden Urkunden brach der Krieg mit England aus. Die Spanier widersetzten sich der Cession Louisianas an die ver. Staaten, weil sich Spanien bei der Abtretung ein Vorzugsrecht vorbehalten hatte, wenn Frankreich jemals Louisiana wieder veräufsern sollte. Jefferson liefs sich in den, in den ver. Staaten zu Ausführung des Tractates nöthigen Schritten durch nichts stören. Der wirklichen Uebergabe Louisianas an Laussat, der unterdefs von Frankreich Vollmachten erhalten hatte, setzte die spanische Regierung auch nichts in den Weg; sie war vertragsmäfsig und hatte am 30. November 1803 statt, und am 20. December bereits übergab Laussat die Colonie den nordamerikanischen Behörden.

Die Schicksale und Verhältnisse Louisianas seit dieser Zeit sind in der letzten Abtheilung des vorliegenden Werkes dargestellt, welche an interessanten statistischen und historischen Notizen reich ist. Ein Anhang enthält die Abtretungsurkunde Louisianas von Frankreich an die ver. Staaten und andere sich auf diese Cession und andere gleichzeitige Begebenheiten beziehende Staatsschriften. Die dem Buche beigefügte Karte ist von unbedeutendem Werth.

H. Leo.

IX.

Frider. Münteri, Episcopi Selandiae et Ordinum Regiorum Equestrium, Primordia Ecclesiae Africanae. Hafniae MDCCCXXIX. Prostant in libraria Schubothiana. 272. *in* 4.

Das Land, in welchem einst Tertullianus und Cyprianus für die christliche Religion so erfolgreich nach aufsen wirkten und Augustinus nachher den Schauplatz seiner tiefsinnigen, speculativen Geistesmacht fand, jetzt der Wohnsitz der tiefsten Unwissenheit und Barbarei, bleibt für immer ein Gegenstand christlicher Beachtung und Nachforschung. Der verehrte Herr Verfasser hat diesem Gegenstande längst seine Aufmerksamkeit zugewendet und es ist ihm nicht leicht eine Seite daran, soweit sie überhaupt erkennbar war, verborgen geblieben. Er hat nicht nur das Allgemeine und Bekannte der kirchlichen Historie zu diesem Zwecke verwendet, und das Ganze in der lichtvollsten Ordnung aufgestellt, sondern auch das Einzelne mit grofser Sorgfalt behandelt und was als besonders schätzbar mit Dank erkannt werden mufs, er hat, da ihm die ganze philologische Literatur zugleich zu Gebote stand, seinen Gegenstand auch von dieser Seite und besonders aus Inschriften trefflich erläutert.

Die nächste Veranlassung dieser Schrift giebt der Herr Verf. in der Vorrede selber an. Die theologische Facultät zu Copenhagen hatte im J. 1817 eine Preisfrage aufgestellt des Inhalts, dafs der Ursprung der christlichen Kirche in Africa und ihr Wachsthum bis zum Ende des zweiten Jahrhunderts untersucht und dargestellt würde. Da sich nun niemand unter den Studirenden zur Lösung der Aufgabe eingefunden, so begab sich der Herr Bischof selber daran, diese dunkle Partie der älteren Kirchengeschichte aufzuhellen, die zerstreuten

Digitized by Google

Notizen darüber zu vereinigen und die mangelnde Gewifsheit durch Conjectur zu ergänzen. Schon früher hatte der Herr Verf. durch seine deutsche Schrift über die Religion der Karthager (1822) sich ein grofses Verdienst erworben und die Berührungen des Heidenthums und Christenthums darin dargestellt. Hierdurch war er denn auch zu dieser Aufgabe besser als irgend einer vorbereitet und er erweiterte die Gränzen derselben noch dazu bis auf die Zeit Cyprians, der im J. 252 das Bisthum von Carthago übernahm. Er verwebte zu diesem Zwecke mit seinen eigenen alle älteren und neueren Untersuchungen darüber mit einer Belesenheit, welche billig in Erstaunen setzt.

Nach einigen kurzen geographischen Bestimmungen beschreibt der Herr Verf. die Herrschaft des Heidenthums in der vorchristlichen Zeit von Africa, die verschiedenen Götter, welche daselbst verehrt wurden, den grofsen Aberglauben in den Städten und auf dem Lande, die herrschende Unsittlichkeit, die Opfer, worunter auch Menschenopfer, die obscönen Gesänge und den lasciven Vestadienst. Noch zu Augustinus Zeit hatte das Land seine heiligen Bäume und Haine, heidnische Priester und Feste, divinatorische Künste, Orakel u. dergl. Nach der gewöhnlichen Meinung und Unkritik älterer Schriftsteller ist das Christenthum in Africa durch einen Apostel, bald durch Petrus, bald durch einen andern angepflanzt worden. Hr. M. verweiset diese Angaben mit Recht unter die Fabeln und zeigt aus Tertullianus, Eusebius und Augustinus, dafs zu dieser Zeit keine bestimmte Notiz darüber vorhanden war. Auch nicht von der Kirche zu Alexandria ist das Christenthum nach Africa gekommen. Hr. M. beweiset dagegen, dafs es von Italien dahin ausgegangen, Rom die Mutter der africanischen Kirche sey und zwar so, dafs unter der Neronischen Verfolgung Christen dahin sich flüchteten, obgleich Augustinus zu verstehen giebt, dafs früher schon einzelne Boten des Evangeliums vielleicht aus dem Orient nach Karthago gekommen seyen. Zu Tertullians Zeit ist dann die Zahl der Christen in Africa schon ansehnlich. Es sind die Römischen, Punischen, Numidischen und Mauretanischen Bewohner des Landes, welche jetzt zum Christenthum übergingen; die nomadischen kamen später dazu, so wie dagegen Griechen und Juden früh dazu gelangten. Der Hr. Verf. beweiset auch aus der weiten Verbreitung der Schriften Tertullians sowohl, als gnostischer Philosopheme in Africa, dafs es nicht wenige Christen von Bildung schon damals daselbst gegeben und zumal unter den Lehrern der Kirchen. Doch gehörte die bei weitem gröfsere Zahl der Christen dem Sclavenstande an. Zur Zeit des Agrippinus, Bischofs von Karthago und des Tertullianus gab es schon siebzig Gemeinden, von denen der Hr. Vf. die vorzüglichsten und nahmhaftesten mit ihren Bischöfen und Klerikern aufführt. In der Metropole Karthago müssen Christen schon zu Ende des ersten oder doch zu Anfang des zweiten Jahrhunderts gewesen seyn; denn zu Agrippinus Zeit war der Zustand der africanischen Kirche schon blühend und dieser Zeitpunct wäre etwa hundert oder achtzig Jahre nach jenem zu bestimmen. Zu welcher Zeit die einzelnen Bisthümer errichtet wurden, ist ungewifs. Zur Zeit des Agrippinus noch siebzig an der Zahl, waren sie schon zu Augustinus Zeit auf vierhundert und sechs und vierzig angewachsen. Die verschiedenen Episcopate zu Cyprianus Zeit führt der Herr Vf. aus den Acten eines Conziliums zu Karthago vom J. 256. namentlich auf, und das waren sie doch noch nicht alle. Oeffentliche Tempel hatten die Christen in Africa zu Cyprianus Zeit noch nicht; ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte hielten sie in Privathäusern, unter den Verfolgungen in den Cömeterien. In der Beschreibung der ursprünglichen Verfassung und Hierarchie der Africanischen Kirche fängt der Herr Verf. mit Recht bei der Freiheit dieser Christen an; man kann diesen Zustand des kirchlich noch ungeregelten, gesetzlosen Daseyns wohl so nennen, wenn man ihn nur nicht in dieser seiner Unmittelbarkeit und Negativität als etwas Grofses und Herrliches, ja als das Höchste und Erhabenste und als das Ziel für alle folgende Zeiten darstellt, so, dafs diese dagegen gleichsam als Zustände des Verlustes der Unschuld und der primitiven Gerechtigkeit erscheinen. Diese Freiheit der ersten Christen ist vielmehr zunächst nur die Freiheit von kirchlicher Ordnung und Sitte, Gesetz und Verfassung, wie jede sich bildende Gemeinschaft mit solchem Mangel anfängt, der jedoch bei den ersten Christen durch die noch unmittelbar wirkende Macht christlicher Begeisterung ergänzt und vergütet ward. Aber die in der ersten Zeit noch mangelnde Ordnung, Verfassung und Sitte mufste sich mit gleichem Recht auch aus jener ursprünglichen Begeisterung und Freiheit herausbilden, und dieses war somit eben so nothwendig, als

Digitized by Google

jenes, eine unumgängliche Entwickelung aus jenem unbestimmten Anfang, ja ein wesentlicher Fortschritt selbst, nicht nur durch den Geist der christlichen Religion zugelassen und durch die Zeit und Umstände geboten, sondern wesentlich selber schon in jener anfänglichen Unmittelbarkeit, als ihrem Keim, enthalten. Wie sehr daher sonst auch Cyprianus mit Tertullianus übereinstimmte, hierin konnte er es nicht mehr mit ihm halten; er mufste über ihn hinausgehen und welche neue Beschränkungen er auch seinerseits mit dem neuen, formirteren Zustande verknüpfte, dafs er die Episcopalverfassung vertheidigte, als die dem Christenthum entsprechendste Kirchenverfassung, daran ist an und für sich nichts auszusetzen und das ist nicht, wie es oft seiner Uebertreibungen wegen vorgestellt worden, für eine Depravation der christlichen Kirche anzusehen. Das hierarchische Streben des Cyprianus und das montanistische Halten des Tertullianus an dem geistlichen Priesterthum sind zwei Extreme, deren Wahrheit und Mitte ein Drittes ist, welches in dem Geiste des Christenthums beides vereinigt. Die evangelische Kirche hat dieses in dem durchaus christlichen Satz: Geistliche (Priester) sollen alle Christen seyn; aber die Geistlichen (Lehrer) sind es noch dazu von Amts wegen. Der Herr Vf. hat sehr richtig bemerkt, Tertullianus Dringen auf geistliches Priesterthum sey sehr wohl vereinbar mit den Grundsätzen der Katholiker jener Zeit; überdem redet er nur von einem Falle der Noth, wo nämlich *rite* berufene und ordinirte Geistliche fehlen. Es wäre vielleicht noch dazu zu bemerken, dafs Tertullianus nicht allein als Montanist, sondern auch als Presbyter eher die Opposition gegen die hierarchische Seite, als Parthei dafür nehmen konnte, was besonders durch die Stelle *de Pudic. c.* 1. bestätiget wird, in welcher Viele, wiewohl mit Unrecht, eine Beziehung auf den römischen Bischof finden; der Herr Verf. da er p. 45. darauf zu sprechen kommt, versteht sie richtiger von einer Beziehung auf irgend einen africanischen Bischof. Uebrigens den Unterschied zwischen *ordo* und *plebs* erkannte doch auch Tertullianus an und er erklärte ihn auch für göttlicher Abkunft; p. 40. Dafs Laien als *seniores civiles* mit zur Verwaltung der äufserlichen Kirchenordnung zugezogen würden, beruht gleicherweise auf Tertullianus Zeugnissen und ist auch mit jeder nicht hierarchischen Episcopalverfassung vereinbar. Die Einrichtung hielt sich in Africa länger, als anderswo; aber zu predigen in der Gemeinde wurde den Laien doch auch bald nicht mehr gestattet und das war eine nothwendige und wesentliche Verbesserung des Zustandes der Kirche. Man kann die Theilnahme der Laien an den äufserlichen Geschäften der Kirche in der Gemeinschaft mit dem Bischof, Presbyter und Diaconus nicht wohl democratische Form der Kirchen-Verfassung und Regierung nennen. Denn mochte vielleicht noch unmittelbar nach der Apostel Zeit und nachher unter den häufigen Verfolgungen der Zustand der Kirche noch wenig bestimmt und geregelt seyn, so mufste sich doch in der ersten Ruhe auch eine bessere Ordnung bilden, mit dem Unterschiede zwischen Klerus und Laien die Theilnahme der Letztern an den äufserlichen Kirchengeschäften wohl vereinbar, aber mit der von Anfang an vorhandenen Episcopalverfassung Democratie unvereinbar erscheinen; vielmehr war eben die bischöfliche Verfassung durch die bis auf Cyprianus fortdauernde Theilnahme der Laien eine höchst zweckmäfsig temperirte und gleichsam constitutionelle Verfassung, welche erst durch das gänzliche Verdrängen der Laien zur hierarchischen wurde. — Bis auf Agrippinus war nur Ein Primas von Africa; ein halbes Jahrhundert später werden schon drei bekannt, der Primas von Karthago, der von Numidien und der von Mauretanien, unter denen jedoch der erstere jederzeit die bestimmtesten Vorrechte behauptete, indefs die letzteren beiden nicht einmal feste Sitze hatten. Im Verhältnifs zum römischen Bischof behauptete sich die africanische Kirche dazumal noch in wirklicher Freiheit und Unabhängigkeit; wie sehr sie den *suprematus ordinis et honoris* anerkannte, so wufste sie doch gewifs dazumal noch nichts von einem *suprematus inspectionis* und vielweniger *jurisdictionis*.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 19.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1829.

Friderici Münteri, Episcopi Selandiae et Ordinum Regiorum Equestrium, Primordia Ecclesiae Africanae.

(Schluſs.)

Die allgemeinen Verfassungsformen, welche die africanischen mit allen übrigen Kirchen gemein hatten, als auch, was ihr eigenthümlich war, z. B. in Ansehung des mangelnden Schulwesens, ferner die Einkünfte des Klerus u. dergl. beschreibt der Herr Verf. sehr genau. Ebenso hernach die äuſserliche Sitte und Lebensweise der Männer, der Weiber, der Kleriker, meist alles aus einzelnen Aeuſserungen von Tertullianus und Cyprianus. Er weiset hierauf auch nach, wie der Kanon der heiligen Schrift in Africa beschaffen war. Tertullianus führet das Alte Testament oft so an, daſs er auch apokryphische Bücher als göttliche zu verehren scheint, auſserdem das Buch Enoch, von welchem er sagt: *a nonnullis admitti.* Von Versionen der Bibel hatte man in Africa nur die Lateinische. Auf dem Lande verstand man meist nur punisch und so muſste wohl auch die heilige Schrift in den geistlichen Reden und Vorlesungen von den Bischöfen und Presbytern, den Diaconen und Lectoren punisch tractirt werden. Der Herr Verf. sagt sehr richtig: *ex orali igitur doctrina apud Christianos ex Punica stirpe oriundos omnia pendebant. Hi catechesi instituebantur atque sermonibus: propriae lectioni nullae fere fuerunt partes p.* 84. Augustinus klagt in einer von dem Herrn Verf. nicht angeführten Stelle, daſs noch zu seiner Zeit der Codex des N. T. gar selten sey, wodurch denn das p. 89. 90. gesagte: *exemplaria totius codicis aut singulorum librorum non tantum apud Episcopos vel Lectores ecclesiarum adservata, sed in manibus quoque Christianorum fuisse, qui Latina intelligerent, literasque didicissent,* auch wenn man das Letztere nicht sowohl nur vom Lesen gelernt haben, als von Bildung überhaupt versteht, sehr eingeschränkt werden muſs. Der Herr Verf. hat Stellen angeführt, worin Augustinus über die Menge der Versionen klagt, womit er aber nur ihre Varietät beklagt. Denn groſs war diese innere Abweichung der einzelnen lateinischen Uebersetzungen von einander, wovon der Herr Verf. mehrere Beispiele beibringt. So zeigt er auch, wie neben dem christlichen Glauben, in der *regula fidei* enthalten, sich lange Zeit noch der heidnische Aberglauben erhalten und hier verweiset er auf frühere, sehr gelehrte Aufschlüsse. Er verbreitet sich sodann über den öffentlichen Gottesdienst, die Taufe zunächst. Die Wahrheit und Macht der christlichen Idee wollte schon gleich nach der Apostel und vor Tertullianus Zeit die neugeborenen Kinder nicht ausgeschlossen wissen von der Taufe; so findet man denn trotz seines Widerspruches dagegen aus beschränkten Vorstellungen, an denen er überhaupt sehr reich ist, schon kleine Kinder getauft. Origenes sah viel tiefer und selbst schon Cyprianus. Der Herr Verf. handelt sodann von den *ritus* bei der Taufe, vom Abendmahl, von der ehelichen Einsegnung, von Ehescheidungen, welche letztere gar nicht selten waren in Africa, obwohl nur wegen Ehebruchs und so, daſs die Getrennten nicht wieder heirathen durften. Die geistlichen Vorträge an das Volk hielt der Bischof, bis auf Augustinus Zeit, der zuerst schon als Presbyter auftrat; so waren die Bischöfe auch die Katechisten. Gesänge und Hymnen, Psalmen und Doxologien, wie auch Gebete ohne vorgeschriebene Formeln, auſser dem Gebete des Herrn, kamen bei dem öffentlichen Gottesdienste vor. An eine eigentliche, fest bestimmte Liturgie war zu Tertullianus Zeit in der Africanischen Kirche noch nicht zu denken. Was von der äuſsern Kirchenverfassung vorhin gesagt worden, daſs sie den Stempel der Unvollkommenheit noch an sich trug, gilt auch von dieser innern Seite; man muſste sich darin nach dem Drang der Umstände richten, diese Gestalt der Liturgie sollte

Digitized by Google

aber nicht eine Norm seyn für alle Zeiten; am wenigsten ist, dafs diese Einfachheit und Unbestimmtheit mit der Zeit verschwand, zu beklagen, so wenig, als es zu loben ist, dafs man mit der Zeit in das andre Extrem verfiel. So war es gewifs auch nur eine durch die Zeit und Rücksicht auf das Heidenthum gerechtfertigte Beschränktheit Tertullians, dafs er ein Verächter der Kunst (wie der Philosophie) war. Der Hr. Verf. handelt in diesem Kapitel noch vom Friedenskufs, von den Fasten, Agapen, dem Exorcismus, der Leichenbegleitung u. s. f. Hierauf entwickelt er die Kirchenzucht der africanischen Christen und die unter ihnen herrschenden Ketzereien der Gnostiker, eines Marcion, einer Quintilla, des Carpocrates, der Ophiten, Valentinianer, des Praxeas u. a. Unter der Aufschrift: Tertullianus findet man ferner hier das Wichtigste, was das Leben und die Schriften dieses Mannes betrifft, in gedrängter Kürze und Uebersicht zusammengestellt. Der Hr. Verf. handelt sodann von den Montanisten insonderheit und stellet hier die an eine Aeufserung Tertullians geknüpfte Hypothese auf, dafs er selbst Bischof der Montanisten gewesen seyn möchte, wofür nur alle sonstige Zeugnisse fehlen, welche doch wohl nicht hätten in der nächsten Folgezeit wenigstens ausbleiben können. Er vergleicht das Verhältnifs der Montanisten zu den Katholikern jener Zeit mit dem der Böhmischen und Mährischen Brüder-Unität zu der evangelischen Kirche unserer Zeit. Bei Gelegenheit Tertullianischer Relationen über eine montanistische Schwester und Hellseherin erklärt sich der Herr Verf. auch gegen den Magnetismus unserer Zeit. Es werden hierauf die Bewegungen erzählt, welche der Streit über die Ketzertaufe in Africa erregte und sodann überhaupt die Conzilien genannt, welche daselbst gehalten wurden. Der Hr. Verf. bemühet sich hier, aus den späteren Sammlungen diejenigen Canones herauszufinden, welche der ältesten africanischen Kirche angehören, welches denn allerdings ein schwieriges Unternehmen ist. Hierauf werden die Verfolgungen der Christen in Africa beschrieben, welche, wie überall, von den Juden ausgingen, denen dann aber die Heiden sehr bald sich anschlossen, welche von ihren Priestern zunächst gegen die Christen aufgeregt wurden. Von Nerva an bis auf Severus war der Zustand der Christen in Africa ruhig, die Ruhe ungetrübt. Die einzelnen Spuren der Verfolgungen von da an sind mit grofser Genauigkeit aufgesucht, die öffentlichen und häuslichen Calamitäten der Christen treu geschildert, die Proconsulen, unter denen Verfolgungen geschahen, so wie die vorzüglichsten Märtyrer genannt, welche Opfer derselben wurden. Hier ragt denn das Martyrium der Perpetua und Felicitas besonders hervor. Hierauf handelt der Hr. Verf. noch von den apologetischen Schriften Tertullians und Cyprians und beschliefst das Buch, nachdem er die Zeit des Kaisers Decius erreicht hat; von da an fliefsen die Quellen reichlicher und sind der Dunkelheiten viel weniger. Als Anhang sind abgedruckt die Proconsularischen Arten über das Martyrium der Scillitaner, die Passion der Perpetua und Felicitas, die man nicht ohne Rührung lesen kann, und die gewifs zu den glaubhaftesten der alten Martyrologien gehört, hier mit kritischen Text und Inhalt betreffenden Anmerkungen, endlich das älteste Kalendarium von Carthago, nach Mubillon. — Diefs ist der wesentlichste Inhalt dieser gehaltreichen Schrift, durch welche der verehrte Hr. Verf. sich ein neues Verdienst um die älteste Kirchengeschichte erworben hat.

Dr. Marheineke.

X.

Organographie végétale ou Description raisonnée des organes des Plantes. Par Mr. A. P. De Candolle. Paris* 1827. *T.* 1 *et* 2. 8. 558 *u.* 304 *S.* 60 *Kpfr.

Ein vorzügliches Lehrbuch der theoretischen Botanik für alles das, was in Frankreich bekannt geworden ist. Der Verfasser sah selbst unter seinen Augen und mit seiner Mitwirkung die Botanik in Frankreich sich ausbilden. Jussieu gab durch sein klassisches Werk über die natürlichen Ordnungen die Veranlassung, indem er den Gegenstand darbot, worauf man die Untersuchungen richten konnte. Die Frage über die Bildung des Embryo, welche auf die Haupteintheilung der Gewächse nach Jussieu in Monokotyledonen und Dikotyledonen den meisten Einflufs hatte, weckte den eben so genauen und scharfsichtigen als unzufriedenen und tadelnden Richard zur Forschung auf, indem einer nach dem andern, auch unser Verfasser, gegen ihn in die Schranken trat. Richard hatte immer Unrecht, aber man möchte mehr wünschen mit ihm Unrecht zu haben,

Digitized by Google

als Recht mit seinen Gegnern, denn welcher Scharfsinn, welche Genauigkeit, welche Entwickelung des Gegenstandes, in Allem was er untersucht! Nur Sonderbarkeit läfst ihn das Ziel verfehlen, wenn er es scheint erreicht zu haben. Die Untersuchung erstreckte sich bald auf andere Gegenstände, die Jussien in seinem System zur Forschung gebracht hatte. Es kam auf die gegenseitige Stellung und Verknüpfung der Theile an, auf die Insertionen, mehr als auf den innern Bau und die Anatomie derselben, wobei jedoch die Zahl, auf welche man früher viel hielt, ganz und mit Recht in Vergessenheit kam. Ein Engländer, Rob. Brown ging ganz in Untersuchungen dieser Art ein; er wandte sie auf das Praktische der Pflanzenkunde an, er vermehrte, erweiterte, bestimmte sie genauer mit unübertrefflichem Scharfsinn, indem seine Landsleute steife Linnéaner blieben. Alles was von diesen beiden Nationen geleistet ist, findet man in diesem Werke vollständig, umständlich und mit Urtheil vorgetragen. Wir Deutschen standen entfernter. Ungeachtet Gärtners Werk über die Früchte und Samen der Pflanzen unsere Kenntnisse aufserordentlich erweiterte, ungeachtet es mit Jussieu's berühmtem Buche zugleich erschien, so fehlte ihm doch der Stempel der Genialität um das Aufsehn zu erregen, was jenes erregte, und es hat seinen Werth vorzüglich nur in seiner Anwendung auf Jussieu's System gehabt. Es kam eine Zeit in Deutschland, wo man alles ergründen wollte und nichts ergründete; nur einige Polaritäten sind uns davon übrig geblieben. Aber von einer andern Seite her geschah viel in Deutschland. Hedwig hatte über das Geschlecht der Moose grofse Entdeckungen gemacht, und dadurch veranlafst einige Blätter über die Pflanzenanatomie geschrieben. Sprengel ermunterte in seinen Briefen über die Botanik daran zu zweifeln, was Hedwig behauptet hatte, und so ward wiederum der Zweifel der Weisheit Anfang. Es entstand ein Wetteifer für Anatomie der Pflanzen in Deutschland, woran die Ausländer keinen Theil nahmen, denn was Mirbel leistete, war flüchtig gearbeitet. Von Allem diesem weifs aber Herr Candolle fast nichts, so wichtig es auch für die Pflanzenkenntnifs war, denn er kennt nur Kiesers Werk über Anatomie der Pflanzen, eines Schriftstellers welcher sich gerade am wenigsten mit diesem Gegenstande beschäftigt hat, von dem Uebrigen hat er nur in der Ferne gehört, und oft genug schreibt er dem Einen zu, was dem Andern gehört. Ueber die Anatomie mag man nur zwei Urtheile des Verfassers hören. Die Veränderungen der Gefäfse, nämlich der Spiralgefäfse, wie sie von vielen Schriftstellern angegeben sind hält der Verfasser für wahrscheinlich, aber er glaubt, man habe mehr geschlossen, als gesehen, denn recht habe er es selbst nicht gesehen. Allerdings sind diese eben so wenig zu sehen, als das Wachsen selbst, aber so wie man dieses erkennt, wenn man das Junge mit dem Alten vergleicht, so erkennt man auch die Veränderungen der Gefäfse ganz deutlich, wenn man junge Zweige mit ältern vergleicht. Noch auffallender ist sein Endurtheil über die Function der Gefäfse. Ich denke also mit Herrn Kieser sagt er, dafs die Gefäfse Luftkanäle sind, aber ich will doch nicht läugnen, dafs in einigen besonderen Fällen der Vegetation sie nicht auch den Nahrungssaft führen könnten, gemeinschaftlich mit den Intercellulargängen. Auf diese Weise kommt man allerdings am leichtesten aus der Sache. Man kümmert sich dann nicht um die grofse Unwahrscheinlichkeit, dafs Luftgefäfse zugleich Saftgefäfse seyn sollen, auch nicht um die geringere Unwahrscheinlichkeit, dafs Gefäfse zu einer Function bestimmt, dann und wann, gleichsam zur Abwechselung eine andere Function übernehmen sollen. Was die Intercellulargänge betrifft, so widerspricht er sich selbst, gewifs darum, weil er nie Untersuchungen darüber angestellt hat. Er behauptet an mehrern Stellen, dafs die Rinde zur Verarbeitung des Saftes und nicht zur Fortleitung desselben diene und doch sind gerade in der Rinde die meisten Intercellulargänge, und zwischen den verlängerten Zellen sind gar keine, aber vermuthlich hat der Verf. höchst ungeübt in solchen Untersuchungen, die verlängerten Zellen für Intercellulargänge angesehen. Was die merkwürdigen Organe in der Oberhaut der Pflanzen betrifft, welche man Poren nach Hedwig oder Spaltöffnungen nach Sprengel nennt, so erzeigt der Verf. dem Ref. die Ehre, sie nach dessen Vorschlag *stomatia* (*stomaten*) zu nennen, aber das ist auch Alles. Er meint dafs sie beim Sonnenscheine geöffnet, im Dunkeln geschlossen sind, Unrichtigkeiten, welche Ref. längst angegeben hat. Er glaubt eben deswegen dafs sie zur Ausdünstung dienen, und setzt hierzu: Diese Theorie hat Hedwig im Jahre 1793 zuerst angezeigt, ich habe sie im Jahre 1801 entwickelt, Sprengel hat sie im Jahre 1802 bestätigt, endlich haben

Digitized by Google

Link und Rudolphi dasselbe im Jahre 1807 gethan. So viel Worte, so viel Unrichtigkeiten. Hedwig hat nicht bloſs angezeigt, sondern hat entwickelt, mehr und besser als der Verf. Sprengel hat gerade das Gegentheil darzuthun gesucht, daſs diese Spaltöffnungen nämlich zum Einsaugen dienen, und Rudolphi und ich haben wenigstens damals Sprengels Meinung vertheidigt. Aber so ist es beinahe mit Allem, was der Verf. aus Deutschland anführt. Er setzt hinzu: es ist nicht unmöglich, daſs sie auch zur Absorbtion und endlich drittens ist es auch möglich, daſs sie zur Absorbtion der Luft in der Nacht dienen. Wer weiſs, wozu! mögen wir im Geiste des Verf. hinzufügen. Die Lehren von den Stämmen, den Blättern und dem Blüthenstande, welche den gröſsten Theil des ersten Theils einnehmen, sind bei weitem schlechter ausgearbeitet, als was von den Blüthen, der Frucht und vorzüglich dem Samen gesagt wird. Die französischen Botaniker fingen von dem Embryo im Samen an und waren noch nicht zu den Blättern und Stamme vorgedrungen; des wichtigen Unterschiedes zwischen Wurzel und Stamm, welcher darin liegt, daſs in dem Stamme das Mark einen Hauptantheil an der Bildung des Ganzen hat, in den Wurzeln hingegen fehlt, oder doch wenigstens sich gegen die Spitzen und jungen Aeste bald verliert, ein Unterschied, den schon Medicus sehr richtig aufgefaſst hat, wird gar nicht gedacht. Statt dessen, meint der Verf. die Wurzeln hätten keine Gefäſse, denn er habe nie beobachtet, daſs sie sich abrollen lassen. Aber diese höchst zufällige Eigenschaft, welche bloſs in der starken Verwachsung der Windungen der Spinalgefäſse ihren Grund hat, wird auch an den Gefäſsen im Stamme der Gräser angetroffen, der doch keine Aehnlichkeit mit den Wurzeln hat. Was den innern Bau des Stammes betrifft, so hat allerdings die vortreffliche Beobachtung von Des Fontaines über den Unterschied des Stammes der Monokotyledonen und Dikotyledonen den Grund zu den folgenden Untersuchungen gelegt, aber es ist doch widerwärtig zu sehen, wie man die genaueren Bestimmungen und Beschränkungen entweder übersehen oder vergessen oder gar nicht gekannt hat. Es ist eine gar leichte Untersuchung, wovon man sich bald überzeugen kann, daſs die Cucurbitaceen, was die Organisation der Holzbündel im Stamme betrifft, gebauet sind, wie die Monokotyledonen, da sie doch unbezweifelt zu den Dikotyledonen gehören. Ueberall herrscht bei der Untersuchung über den Bau des Stammes der Monokotyledonen, besonders über das Anwachsen desselben, die Verwechselung zwischen *caudex* und *caulis*. Jener verästelt sich nie, jener kommt in derselben Dicke aus der Erde hervor, in welcher er immer erscheint, in jenem ist die Zahl der Holzbündel eine unbestimmte, jener entsteht erst lange nach der Entwickelung der Pflanzen und hebt die Blätter langsam in die Höhe, dieser zeigt von diesem Allen das Gegentheil. Die Farrenkräuter, die Palmen, die Pandaneen, die Baumartigen Aloearten haben einen *caudex*, keinen Stamm, viele Liliaceen hingegen, die Gräser und andere haben einen Stamm, *caulis*. Es ist sehr auffallend, wie viel Mühe sich Dutrochet und auch der Verf. gegeben haben, die Lehre von dem Anwachsen des Stammes in die Dicke zu verwirren, die höchst einfach ist. Ueber die Zertheilung der Blätter redet der Verf. sehr viel; die Gefäſsbündel des Blattstieles zertheilen sich weil die Blätter sich zertheilen, und die Blätter zertheilen sich, weil die Blattstiele sich zertheilen; das ist die Theorie des Verf. Er hat aber ganz unrecht, wenn er sagt, die Gefäſsbündel bleiben in einer Ebene, und so entstehen die flachen Blätter oder sie gehen nach allen Richtungen, und so entstehen die röhrenförmigen und runden Blätter. Es ist die Natur des Blattes, flach zu seyn und das röhrenförmige Blatt entsteht nur, weil das Blatt sich biegt, und die Ränder zusammen wachsen, so wie das walzenrunde Blatt dadurch sich bildet, daſs Zellgewebe die Nerven umgiebt, die daher auch in dem saftigen Blatte nicht sichtbar sind, welches man als ein Kennzeichen des saftigen Blattes ansehn kann.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 20.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1829.

Organographie végétale ou Description raisonnée des organes des Plantes. Par. Mr. A. P. De Candolle.

(Schluſs.)

Die Kunstausdrücke, womit der Verf. die Botanik bereichert hat, gehören zu den schlechtesten; *folium palmatisectum*, *pinnatisectum* u. dergl. und vor allen andern das eben so überflüssige Wort *sepalum* für Kelchblätter gebraucht und gar die Zusammensetzung *bisepalum*, *trisepalum*, wofür Linné sehr richtig *calyx diphyllus*, *triphyllus* u. s. w. sagte, und woraus sich dann sogleich das Wort *phyllum* statt *sepalum* ableiten lieſs. Richard hat eine Menge treffender Kunstwörter, obgleich sehr ungriechisch und einige überflüssige gebildet; Cassini hat viele überflüssige, aber doch einige sehr zweckmäſsige; unser Verf. ist aber darin immer sehr unglücklich gewesen. Ueberhaupt ist die Terminologie der Pflanzen gerade von Männern behandelt worden, welche das Einzelne sehr gut, aber das Allgemeine sehr wenig kannten, daher fehlt allen systematische Anordnung. Es ist hier von Gestalten die Rede, also wenn die Blätter betrachtet werden, meistens von flachen Gestalten, also Figuren. Die natürliche Frage ist nun, welches ist die Figur der Blätter, woraus sich alle andern leicht ableiten lassen. Offenbar die elliptische. Aber es giebt noch viele Botaniker, der Verf. gehört selbst dazu, welche lanzettförmige, eiförmige von den elliptischen unterschieden, als ob es nicht verschiedene Ellipsen gäbe. Genau genommen ist aber die Figur des Blattes nicht vollständig elliptisch, sondern sie wird von zwei elliptischen Bogen erzeugt, welche sich einander schneiden; die Stellen, wo sie sich schneiden, bestimmen die beiden Enden des Blattes, daraus gehen nun die Abweichungen der Gestalt hervor. Alle Zertheilungen des Blattes sind Bestrebungen ein zusammengesetztes, gefiedertes Blatt zu bilden, und die Sägezähne der Blätter an einigen Monokotyledonen, in welche kleine Blattnerven sich verlaufen, sind hervorstehende Randpapillen, also von einer ganz andern Natur. Den Blütenstand hat der Verf. sehr genau abgehandelt; er hat dabei ein Mspt. vom Herrn Roeper benutzt welches seitdem gedruckt ist, und worin allerdings sehr treffend darauf Rücksicht genommen wird, daſs mit der Blüte der Stamm oder Zweig sich endet, der sonst ins Unendliche fortwachsen würde: eine Ansicht, die schon Jungius im siebzehnten Jahrhundert hatte, wie an einem andern Orte gezeigt worden ist. Aber auf die geistvolle in das Innere der Pflanze dringende Ansicht welche in der meisterhaften Abhandlung von Linné, *Prolepsis plantarum*, sich zeigt, ist hier gar nicht geachtet worden. Sie ist überdieſs auch von praktischer Folge; jede Blüte ist eine *Prolepsis*, eine Anticipation, eine zu frühe Entwickelung der Knospen, welche nicht anders als auf Kosten der regelmäſsigen fortschreitenden Vegetation, welche nur Blätter für dieses Jahr treibt, geschehen kann. Man muſs diese Vegetation hemmen, um die Erzeugnisse der künftigen Jahre hervorzulocken, man muſs den Blätterwuchs schwächen, um Blüten zu erzeugen. Es geht die Vegetation in viele der folgenden Jahre über, und man erkennt dieses daran, daſs die Blüten nicht von unten aus blühen, denn solche gehören zu einem Jahre, wie die Blätter von unten auf sich entwickeln, sondern daſs die mittlere Blüte eher blüht als die Seitenblüten, die Centralblüte eher als die Axillarblüte. Es ist zu verwundern, daſs Herr Roeper, der im Ganzen das Wesen des Blütenstandes richtig auffaſste, nicht diesen Schritt weiter zum Wesen der Pflanze that. Linné irrte nur darin, daſs er die Theile der Blüte ansah, als zu vielen Jahren gehörig, da sie doch nur Blätter eines und desselben Jahres sind. Die Blüte bezeichnet der Verf. ganz richtig als eine Häufung von mehreren Blattkreisen oder Blattwinkeln *(verticilles)* und zwar gewöhnlich von Vier. Das ist nun sehr selten der Fall; in der Regel bilden die Blumenblätter, so wie die Staubfäden mehrere Kreise, sogar sind gar oft bei fünfblättrigen Blumen und Kelchen zwei Kreise, und noch seltener bilden die Staubfäden nur einen Kreis. Referent hat in einer kleinen Schrift von 1797: *Prodromus philosophiae botanicae*, welche nur durch Rob. Brown bekannt geworden ist, dem ich für die Theilnahme, welche er daran genommen, sehr verpflichtet bin, grade zu gesagt: *In trunco aut ramis verus foliorum situs verticillatus est.* Dieser *situs verticillatus* wird dann sogleich auf die Kreise der Blütentheile angewandt und die Gestalt der Blütentheile daraus erklärt. Wenn daher der Verf. in dem zweiten Theile in den Betrachtungen über die vegetabilische Symmetrie sagt, er sey der erste oder einer der ersten gewesen, welcher es allgemein ausgesprochen habe, daſs die organischen Wesen in ihrem *typus* eine symmetrische oder regelmäſsige Bildung haben, so muſs man vor allen Dingen fragen, was er unter symmetrisch

Digitized by Google

oder regelmäfsig verstehe. Denn regelmäfsig in der Bedeutung der Mathematik ist kein organischer Körper, nur einige wenige Kristalle sind in gleiche Ebenen eingeschlossen und symmetrisch sind alle Pflanzen wenn sie sich auch sehr von ihrem *typus* entfernen, z. B. die gefüllten Blüten, welchen man die Symmetrie keinesweges absprechen kann. Der Vf. will sagen, der *typus* ist jener kreisförmige Stand der Theile, der in den Blättern zuerst sich zeigt, und in allen Theilen der Blüte sich wiederhohlt, ohne üppige Vermehrung oder kränkliche Verminderung, ohne entstellende Verwachsung und Zertheilung. Dafs der Vf. dieses meint, ist aus seinem ganzen ersten Theile klar, den er auch bei dieser Gelegenheit selbst anführt, es ist ebenfalls klar aus seiner Anordnung des Systemes, welches mit den Ranunculaceen anfängt, als Gewächsen, in welchen alle Theile jene reinen, unveränderten Kreise beobachten. Wenn er aber dieses meint, dann ist der Grundsatz vor ihm, wie oben gesagt, weit bestimmter und auch allgemeiner — für das Pflanzenreich nämlich — ausgedrückt, denn die Anwendung auf die Thiere hat auch der Vf. nirgends gegeben. Die Pflanze ist ein steter Wechsel von Entwickelung und Zeugung, oder wie ein höchst geistreicher Mann in Deutschland sich ausgedrückt hat, von Expansion und Contraction. In jeder Pflanze stecken mehrere solcher Generationen in einander, wie im Kugelthier, oder in den Blattläusen und werden alle mit einem Mal befruchtet. Der äufserste Kreis entwickelt sich in den Blättern, meistens verschoben, seltener nicht verschoben, und in den Blattwinkeln befindet sich die folgende Generation in Knospen. Dieses geht so fort, bis die Blüte die Reihe schliefst, und wie bei den Blattläusen eine neue Zeugung nothwendig macht. Dafs die Knospen sich in den Blattwinkeln befinden, ist ein höchst merkwürdiger und wichtiger, aber von wenigen als solcher anerkannter Umstand. Es ist in der Regel, dafs überall und auch hier Ausnahmen vorhanden sind, alle Ausnahmen zerstören so wenig die Regel, als ein Auge welches nicht zum Sehen dient, wie das Auge des Maulwurfs die Regel zerstören kann, dafs man mit den Augen sieht. In der Blüte ist der Kelch der Anfang der neuen Entwickelung, welcher in der Blume einen höhern Grad derselben erreicht, in den Staubfäden einen halb gelingenden Versuch zur Erzeugung macht, welcher mitten in dem Fruchtknoten zur vollkommenen Entwickelung wird. Dafs der Fruchtknoten wiederum aus verwachsenen Blättern zusammengesetzt ist, nimmt man allgemein an, aber man setzt hinzu, dafs die Knospen oder die Samen an den Rändern hervorkommen, welches aber ganz gegen die Entstehung der Knospen aus Blattwinkeln streitet. Es ist vielmehr der Hauptnerve, aus dem die Samen hervortreiben und das Blatt ist mit seinen Rändern zusammengewachsen. So stellt sich der Urtypus der Pflanzen sehr leicht dar. Es ist ein Fehler der Methode, dafs der Vf. von den Knospen ganz zuletzt redet, nach der Frucht und dem Samen, wodurch Alles entstellt und verschoben wird. Manche Gegenstände der Physiologie sind nicht berührt, und man kann den Verf. nicht defswegen tadeln, da das ganze Werk nur eine Organographie seyn soll. Der Vortrag ist etwas rednerisch, und der Verf. hat wohl gethan, am Ende in kurzen Sätzen den Inhalt seines Buches anzugeben; die Kupfer sind vorzüglich gut gearbeitet.

Link.

XI.

1. *Vorfragen über Homeros, seine Zeit und Gesänge, von J. Kreuser. Erster Theil. Frankfurt a. M., in der Andreäischen Buchhandlung.* 1828. 326 S. *gr.* 8.
2. *Versuch, die poetische Einheit der Iliade zu bestimmen. Ein Sendschreiben an Göthe von G. Lange. Darmstadt, in Comm. bei Heyer.* 1826. 108 S. 8.

Es hat sich ohne Zweifel kein Dichter des Alterthumes in unseren Tagen einer so allgemeinen Beachtung zu erfreuen, als Homer, und es ist eine Folge dieser Erscheinung, dafs auch über Keinen solch hartnäckiger und vielseitiger Streit geführt wird. Bald erheben sich Zweifler an seiner Persönlichkeit und Einheit, bald an seiner ionischen Abkunft, bald an seiner Kenntnifs der Buchstabenschrift, und Keinem bleiben die Gegner eine Antwort schuldig. Mehrere Schriften dieser Art hoffen wir in der Folge anzeigen zu können; für dieses Mal beschränken wir uns auf eine gedrängte Darlegung der Ergebnisse, zu welchen die beiden oben genannten Arbeiten zweier jungen Gelehrten führen.

Der Verf. von Nr. 1. fühlte, dafs es überflüssig und thöricht scheinen könnte, Gegenstände von Neuem zur Sprache zu bringen, welche durch die Arbeiten eines F. A. Wolf, Heyne u. A. bis ins Einzelne erforscht worden; allein er hat sich mit Recht durch diese Betrachtung nicht zurückschrecken lassen, da zwar allerdings zahlreiche Acten über diese Gegenstände erwachsen sind, sie aber, der berühmten Namen der Abstimmenden ungeachtet, noch keineswegs für spruchreif können erachtet werden. Um sie diesem Ziele näher zu bringen, will Hr. K. vor Allem in seinen Vorfragen einzelne Puncte erörtern, welche bisher noch nicht gründlich genug beleuchtet wurden, obschon ohne ihre völlige Aufhellung ein sicheres Urtheil unmöglich ist. So beschäftigt sich denn seine erste Vorfrage mit Untersuchungen über das Alter und die Geschichte der Buchstabenschrift, vorzüglich in Bezug auf Homer.

Ueber die Erfindung und Verbreitung der Buchstabenschrift finden sich im Alterthume mannichfaltige Sagen, indem sie bald den Aegyptiern, bald den Hebräern, Phöniciern, Syriern, Chaldäern zugeschrieben wird. Den Aegyptiern kann aber wenigstens ihre Verbreitung um defswillen nicht wohl vindicirt werden,

Digitized by Google

weil sie, ein abgeschlossenes, in unveränderlichen, starren Formen hinbrütendes Kastenvolk, fast immer unter dem Drucke der Knechtschaft seufzend, von der Natur selbst, durch ihr namentlich im Alterthume schwer zugängliches Land, fast nur auf sich beschränkt und hingewiesen, schwerlich als die Bildner anderer Nationen anerkannt werden dürfen; da überdiefs bekannt ist, dafs die Priester, die allein gebildete Kaste, ihre Kenntnisse nicht nur vor dem eignen Volke, sondern auch vor Fremden mit dem Schleier des Geheimnisses eifersüchtig verhüllten; da uns endlich Aegyptens geschichtliche Zeit das Volk als entartet und kraftlos, fremdem Einflusse gehorsam darstellt, seine Sagenzeit aber und der in ihrem Umfange angeblich statt gefundene lebhafte Verkehr mit dem Auslande, sehr dunkel, märchenhaft und unwahrscheinlich ist. Diese Ansicht, welche Rec. nach eigenen Forschungen hegte, hat Hr. K. weitläuftig ausgeführt und begründet; nur scheint er uns die Bildung der ägyptischen Priester auf eine zu niedrige Stufe zu stellen, und die sonst von ihm mit gebührender Würdigung ihres wahren Gehaltes beachteten griechischen Schriftsteller zu schnell mit der Bemerkung abzufertigen, dafs es Sitte bei den Hellenen gewesen sey, das Fremdwesen höher zu halten, als das Vaterländische *). Doch wir folgen des Verfs. weiteren Betrachtungen. — Statt der Aegypter nennen Andere die Hebräer als Erfinder und Verbreiter der Buchstabenschrift, denn von ihnen, denen sie Moses gab, soll sie zu den Phöniciern, und von diesen zu den Hellenen übergegangen sein **). Auch hier führen uns Geographie und Geschichte auf den wichtigsten Weg, indem sie uns Hebräer und Phönicier, nach der Einwanderung der Ersteren, als innig und vielfach verbundene und vermischte Völker zeigt, die schon wegen der Beschaffenheit des Landes in unablässige, die frühere Abgeschlossenheit des hebräischen Kastenvolkes vernichtende Berührung mit einander kommen mufsten. Freilich bliebe hier immer noch Raum für die Vermuthung, dafs die Schrift damals von den Hebräern zu den Phöniciern übergegangen sey; da aber auch die Hebräer ein Priesterstaat waren: so fällt dadurch diese Behauptung. Also bleiben die Phönicier (vielleicht = Pelasger ?? vgl. Kr. S. 87 etc.) oder Syrier (was uns als gleichbedeutend gilt) noch übrig. Ob sie die Schrift erfunden, ist eigentlich für homerische Untersuchungen von geringerem Belange; wir stellen also die Frage: ob sie die Schrift den Hellenen zugeführt? und wir glauben, diefs mit Grund bejahen zu dürfen. Vor Anderem spricht dafür die unbestrittene Volkssage, die, — selbst wenn den Aegyptiern oder Hebräern die Erfindung der Buchstabenschrift zugestanden werden sollte — doch die Verpflanzung derselben nach Hellas den Phöniziern zuschreibt, was Herodot V, 58 etc. so klar ausspricht. Dafs diese Sage kein eitler Traum sey, kann u. a. schon durch die phönicische Benennung der hellenischen Buchstaben, hellenischer Gegenden und Plätze, durch so manche Spur phönicischer Anwesenheit in Hellas, so wie durch das einstimmige Urtheil der alten Schriftsteller, die mit Fug urtheilen konnten, wenigstens bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit, welche uns hier genügen mufs, gebracht werden. Nun fragt es sich aber weiter; Wann wurde die Buchstabenschrift aus Phönicien nach Hellas verpflanzt? Ist diefs wirklich in so alter Zeit geschehen, wie in den Sagen angegeben wird? Auch in Beantwortung dieses Punctes treten wir Hrn. K. bei, wenn er die Ueberlieferung der Buchstabenschrift jener alten Zeit zuschreibt. Wäre nämlich das Ereignifs jünger: so würden wir nicht in Ungewifsheit darüber seyn, denn in jüngerer Zeit ist uns die Geschichte klar. Ueberdiefs weichen später die hellenischen Schriftzüge schon sehr von den phönicischen ab; auch ist die Sache keineswegs unwahrscheinlich, da die Phönicier, als Handel treibendes Volk, schon frühe eine Schrift haben mufsten, und da ihr Einflufs nothwendig dem hohen Alterthume zuzuweisen ist, indem sie in der geschichtlichen Zeit kein freies und kräftiges Volk mehr sind, sondern ihre Volksthümlichkeit verloren haben. In Bezug auf unsere Streitfrage dürfen wir uns aber hierbei noch nicht beruhigen. Es könnte ja möglich seyn, dafs auch bei den Hellenen nur die Priester die Schrift handhabten, Andre ängstlich vor ihrem Gebrauche hütend, und man darf diese Thatsache vernünftiger Weise nicht in Abrede stellen. Wann aber von ihnen die Schrift in das Leben überging, läfst sich schwerlich ermitteln; nur soviel scheint gewifs, dafs es *nicht* erst zu Solon's Zeiten geschah, denn zu nah nach seiner Zeit ist schon die Schrift in zu allgemeinem Gebrauche im bürgerlichen Leben; unter ihm bestanden schon Schulen, worin doch sicher auch die Schreibekunst gelehrt ward, und die vermuthen lassen, dafs auch vor seiner Zeit schon solche Anstalten existirten; vor seiner Zeit gab es schon Gesetze und Verfassungen, die nur schriftlich abgefafst als dauernd und in Kraft gedacht werden können; Simonides, fast sein Zeitgenosse, gab schon die jüngste griechische Schrift, und Solon sollte erst die älteste bekannt gemacht und seine Zeitgenossen so daran gewöhnt haben, dafs sie nur ungern von ihr liefsen? Ja, Pisistratus sollte schon eine Bibliothek haben sammeln, vor Solon sollte schon geprägtes Geld haben da seyn, Malerei und Gesang blühen können — Alles ohne allgemeine Kenntnifs der Schrift oder doch kurz erst nach ihrer Verbreitung in Hellas? Da man endlich aus den Schriftstellern des Alterthums, die doch, was sie über diesen Gegenstand berichten, meistens mit eignen Augen sahen, nichts Anderes schliefsen kann, als dafs sie den Gebrauch der Schrift in sehr entfernter Zeit voraussetzen, und da, wenn der Gebrauch der Schrift vor Solon's Zeit geläugnet wird, dadurch alle Geschichte vor Solon zur eitlen Sage würde: so läfst sich aus allen diesen Gründen die Wahrscheinlichkeit des allgemeinen Schriftgebrauches vor dem berühmten Gesetzgeber nicht wohl

*) Hier hat er jedoch allerdings Pausanias für sich (IX, 36, §. 3).

*) *Euseb. praep. ev. IX, c.* 26.

Digitized by Google

abläugnen. Da jedoch der Zeitpunct nicht zu ermitteln ist, wann die Buchstabenschrift vor Solon allgemeiner bekannt wurde: so dürfte auch nichts Erhebliches gegen die Annahme vorgebracht werden können, dafs selbst Homer dieser Kunst mächtig gewesen sei. Diefs das Resultat, welches Hr. K. in dem vorliegenden, mit vieler Sachkenntnifs, Belesenheit und Consequenz ausgearbeiteten Buche, mit noch vielen Gründen belegt und zu Tage gefördert hat. Bemerkt sey nur, dafs mancher Beleg aus trüber Sagenzeit zum Frommen des Ganzen hätte wegbleiben sollen.

Nr. 2. sucht „aus der inneren, lieblichen, so ganz eigentlich organischen Harmonie der einzelnen Theile unter sich und zum Ganzen, aus der sicheren Consequenz und Haltung in der Charakteristik in allen ihren Nüancen, aus der graduellen Entwickelung der einzelnen Charaktere, aus der echt genialen Erfindung, der reizenden Aordnung des mannichfaltigsten Stoffes" (S. 13.) zu beweisen, dafs „so gewifs nur ein Phidias den olympischen Zeus, auch nur ein Homer die Ilias schuf", dafs die Ilias, wie Göthe sagt, überall nur ein Stamm sey, Aeste, Zweige, Blätter, Knospen, Blüthen und Früchte. Freilich verhehlte sich der Vf. selbst nicht, dafs die Deutschen, nach desselben edlen Dichters Ausspruch, wenig Gefühl haben für ein ästhetisches Ganze, indem sie stellenweise loben und tadeln, stellenweise sich entzücken, und er sah es voraus, dafs nur ein Kritiker, welchem die Natur den sympathetischen Sinn für ein ästhetisches Ganze verlieh, diese Einheit in der gröfsten Mannichfaltigkeit, diesen feinen, bewundernswürdigen Organismus in der Motivirung richtig zu erfassen vermöge. Ihn selbst begeisterte dieser Gedanke, und darum hielt er sich für berufen, an einigen ausgezeichneten Beispielen zu zeigen, wie man die poëtische Einheit der Ilias zu erweisen habe. — Das Buch zerfällt in 2 Abschnitte; der erste weist durch eine Inhaltsangabe der Iliade den inneren Zusammenhang der Hauptpartieen, der zweite die Nothwendigkeit und den dichterischen Gehalt einiger bezweifelter Nebenpartieen oder Episoden nach. Rec., der sich grade mit einer Uebersetzung der homerischen Dichtungen beschäftigt, ist, was die Hauptpartieen anbelangt, mit Hrn. C. einverstanden; dafs aber alle längere oder kürzere Episoden echt seyen, mufs er auch nach der Lectüre von Hrn. C.'s Schrift noch in Zweifel ziehen. Mit philologischen und kritischen Waffen kann er dem Vf. auf diesem Felde nicht entgegen treten, denn dieser hat sich nur mit der ästhetischen Analyse begnügt; aber selbst hier sind seine Gründe zu schwach. Wenn er S. 67. die Episode von Hephästos für nothwendig hält, weil sich sonst nicht erklären lasse, warum Here kurz nachher so handle, als ob kein Zwist zwischen Zeus und ihr vorgefallen: so mufs Rec. diefs im Gegentheil ganz in dem von Homer festgehaltenen Charakter der Here, keineswegs aber in dem nicht ganz würdigen Auftreten des Hephästos gegründet finden, wie er denn auch nicht glaubt, dafs man den Schiffscatalog durch ästhetische Gründe (S. 74. etc.) halten könne. Im Irrthume ist endlich Hr. C., wenn er S. 89. sagt, „Hektor eilte seiner eignen Wohnung zu, doch wie konnte er hoffen, seine Gattin daselbst anzutreffen u. s. w." Es dürfte wenigstens scheinen, als ob der Verf. damit sagen wolle, Hektor selbst habe gar nicht gehofft, Andromachen im Palaste zu finden, wiewohl diese seine Hoffnung aus der homerischen Stelle sattsam hervorgeht. Rec. schliefst daher mit den Worten des gelehrten und scharfsinnigen Dissen (Gött. gel. Anzz. Nr. 3 ff. vom Jahr 1827.), welche seine eigne Ueberzeugung vollkommen ausdrükken: „den imposanten echt hellenischen Zusammenhang der Ilias mufs nothwendig ein Dichter zuerst aufgestellt haben. Indem wir so mit voller Ueberzeugung einen ursprünglichen, inneren Zusammenhang behaupten, sagen wir nicht, dafs Alles darin von einem Sänger herrühre, sondern die Grundlage der ursprünglichen Dichtung war wohl kleiner, und es leuchtet ein, dafs, nachdem diese gegeben, sich gar viele Gelegenheit darbot zu fernerer Erweiterung, Detaillirung, Entwickelung u. s. w., und eben dieses weitere Auseinandersingen scheint uns die Hauptoperation zu seyn, welche mit der ursprünglichen Richtung vorgegangen seyn mufs in den Sängerschulen u. s. w."

Was den Styl beider Schriften angeht: so ist allerdings die Lange'sche gefälliger geschrieben, als die Kreuser'sche, deren Sätze sich oft etwas schwerfällig fortbewegen. Gemein haben beide häufige Ausfälle gegen Andersdenkende; doch sind auch diese in Nr. 1. herber und anzüglicher, als in Nr. 2. Rec. ist überzeugt, dafs solche Declamationen auf doppelte Weise schaden. Zuerst läfst sich das gebildete Publicum durch eine solche leidenschaftliche und oft mehr als derbe Sprache leicht gegen die Vf. selbst und die Gültigkeit ihrer Beweise einnehmen, denn, so schliefst man, wo Gründe reden, was bedarf es da verletzender Worte? Aber zweitens schaden solche Ausfälle auch bei der Gegenpartei, welche natürlich dadurch von leidenschaftsloser Prüfung der Sache abgezogen wird. — Auch Hrn. K.'s Rechtschreibung war uns hier und da auffallend. Er scheint zwar über diesen Gegenstand schon nicht gut zu sprechen (S. 116.), allein wir glaubten ihn doch darauf aufmerksam machen zu müssen, dafs er nicht durchaus consequent verfahren ist.

E. Schaumann.

Digitized by Google

Inhalt des Julius-Heftes.

Seite

Homeyer: Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Uckert. Erster Band. Geschichte der Deutschen von J. C. Pfister. Erster Band. 1

Pohl: Gehler's Physikalisches Wörterbuch, neu bearbeitet von Brandes, Gmelin, Horner, Muncke, Pfaff. Dritter Band. (Erster Artikel.) 18

Hirt: Fr. Thiersch, über die Epochen der bildenden Künste unter den Griechen. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 44

Schultz: C. G. Carus, von den Urtheilen des Knochen- und Schädelgerüstes. 63

Hegel: Ueber die Hegel'sche Lehre oder: absolutes Wissen und moderner Pantheismus. . . . . 77 u. 97

Seite

Zumpt: K. L. Blum, Einleitung in Roms alte Geschichte. 89

Moser: G. F. Pohl, der Prozefs der galvanischen Kette. 103

Leo: Barbé-Marbois, histoire de la Louisiane et de la cession de cette colonie aux états-unis de l'amerique septentrionale. 127

Marheinecke: Friderici Münteri, Primordia Ecclesiae Africana 140

Link: De Candolle, Organographie végétale. . 148

Schaumann: 1) Kreuser, Vorfragen über Homeros. 2) Lange, über die poetische Einheit der Iliade. 156

Gedruckt bei *J. F. Starcke.*

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

August 1829.

Stuttgart und Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Albrecht, in Königsberg in Pr.
v. Baer, in Königsberg in Pr.
*Bartels.
Baum.
v. Berger, in Kiel.
Bernhardy, in Halle.
Bessel, in Könisberg in Pr.
Blume, in Halle.
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
*Bopp.
Carové, in Frankfurt a. M.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
v. Cotta, in Stuttgart.
Daub, in Heidelberg.
*Dieffenbach.
Diez, in Bonn.
Dirichlet, in Breslau.
*Dirksen.
Dove, in Königsberg in Pr.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellend, in Königsberg in Pr.
Ewald, in Göttingen.
Falk, in Kiel.
Fr. Förster.
Frankenheim, in Breslau.
Gabler, in Baireuth.
*Gans.
Gans, in Celle.
Gerhard, in Rom.
Gesenius, in Halle.
v. Goethe, in Weimar.
Goldfuſs, in Bonn.
Göttling, in Jena.
Graff, in Königsberg in Pr.
v. Griesheim, in Berlin.
Groſsheim.
Grunert, in Brandenburg.
*Hegel.
*v. Henning.
Hermbstädt.
Heyse.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Hohnbaum, in Hildburghausen.
*Homeyer.
Hornschuch, in Greifswalde.
*Hotho.
Hube, in Warschau.
Wilhelm von Humboldt.
*Fr. Hufeland.
Jacob, in Posen.
Jacobi, in Königsberg in Pr.
Jäger, in Stuttgart.
Ideler.
Immermann, in Düsseldorf.
Klein.
Klöden.
Klug.
Koberstein, in Schulpforta.
Kosegarten, in Greifswalde.
Krüger, in Quedlinburg.
Lange, in Schulpforta.
Lappenberg, in Hamburg.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Leo, in Halle.
v. Leonhard, in Heidelberg.
Leupold, in Erlangen.
Levezow.
*Link.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
Lüders, in Kiel.
Mackeldey, in Bonn.
v. Malchus, in Heidelberg.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Michelsen, in Kopenhagen.
Mohnike, in Stralsund.
v. Müffling.
Mühlenbruch, in Halle.
Johannes Müller, in Bonn.
Müller, in Halle.
Müller, in Neubrandenburg.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Neue, in Schulpforta.
Wilhelm Neumann.
Niethammer, in München.
Nöggerath, in Bonn.
Oltmanns.
Ortloff, in Jena.
Otto, in Breslau.
Panofka, in Rom.
Passow, in Breslau.
Pelt, in Greifswalde.
v. Pfuel, in Magdeburg.
*Pohl.
Phillips.
Purkinje, in Breslau.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
L. Robert.
Roesel.
Rosen, in London.
Rosenkranz, in Halle.
Rosenthal, in Greifswalde.
Rötscher.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle von Lilienstern.
v. Rumohr, in Florenz.
Runge, in Breslau.
Rust, in Erlangen.
Saalschütz.
Schefer, in Muskau.
A. W. v. Schlegel, in Bonn.
Schmidt, in Erfurt.
Schnitzler, in Strasburg.
Schömann, in Greifswalde.
v. Schröter, in Jena.
Schubert, in Königsberg in Pr.
*C. H. Schultz.
*Joh. Schulze.
Spangenberg, in Celle.
Spehr, in Braunschweig.
Spiker.
v. Stägemann.
Streckfuſs.
Trendelenburg, in Frankf. am Main.
Trinius, in St. Petersburg.
Uckert, in Gotha.
Ullrich, in Hamburg.
*Varnhagen von Ense.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Waagen.
Ad. Wagner, in Leipzig.
v. Walther, in Bonn.
Weber, in Frankfurt a. M.
Weber, in Halle.
Weber, in Neubrandenburg.
Wendt, in Göttingen.
*Wilken.
v. Willisen.
Witte, in Breslau.
Zimmern, in Jena.
*Zumpt.

Die Redaction bilden die mit einem Sternchen bezeichneten Namen. In den monatlichen Berichten werden die Namen der neu aufgenommenen Mitglieder aufgeführt werden.

Digitized by Google

Nro. 21.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1829.

XII.

Histoire de l'Astronomie du dix-huitième siècle, par M. Delambre, publiée par M. Mathieu. Paris 1827. *LII. et* 796 *S. in* 4.

Der Geschichtschreiber mufs die Ereignisse, welche er darstellen will, völlig kennen, nicht oberflächlich und wie die Zeitfolge sie dargeboten hat, sondern in dem Zusammenhange, der von einem später erreichten, höheren Standpunkte sichtbar geworden ist. Was ohne Folge oder Zusammenhang geblieben ist und also in den allgemeinen Gang der Ereignisse nicht eingegriffen hat, mag er kurz andeuten, wenn es überall der Erwähnung werth ist; wollte er sein Buch mit einzeln stehenden Ereignissen anfüllen, so würde es keine Geschichte, sondern nur eine Sammlung für die Geschichte werden. Wenn er aber eine klare und vollständige Uebersicht über die Ereignisse und ihre Folgen sich erwerben kann, so besitzt er darin, unseres Erachtens, eine Gewährleistung für das Gelingen seiner Darstellung. In der That kann etwas klar vor Augen stehendes ohne Zwang nicht unklar dargestellt werden; selbst der Ton der Darstellung wird, wenn wiederum kein Zwang angewandt wird, aus dem Bedürfnisse, Anderen die eigene Uebersicht zu eröffnen, so hervorgehen, wie er dem darzustellenden Gegenstande und der Eigenthümlichkeit des Schriftstellers angemessen ist. — Dieser Ansicht nach ist das Geschichtschreiben keine eigene Kunst, allein es ist schwierig und nur Denen ausführbar, welche die Einsicht in die Ereignisse und die Uebersicht über dieselben erlangen können, welche wir als einzige Bedingung des Gelingens anzusehen geneigt sind.

Die Darstellung des Steigens und Fallens eines Staats geht von der Kenntnifs der ihn betreffenden Ereignisse und von der dadurch erworbenen Einsicht in die Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft aus, die Darstellung des Steigens und Fallens einer Wissenschaft von gleicher Kenntnifs und Einsicht in die Wissenschaft. Daher kann nur Der, dessen Studium die Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft betrifft die Staatengeschichte, der Astronom die Geschichte der Astronomie schreiben, Jeder nur die Geschichte des ihm genau bekannten. Allein das Verhältnifs des Geschichtschreibers der menschlichen Gesellschaft und des Geschichtschreibers einer Wissenschaft zu beiden Gegenständen ist verschieden: der erste kann in die Ereignisse nicht selbst eingreifen, der andere mufs es, weil er ohne dieses nicht völlige Einsicht erwerben kann; der erste kann daher sein Interesse dem Vergangenen allein zuwenden, der andere mufs es zwischen dem Vergangenen und Gegenwärtigen theilen. Dieses ist vielleicht die Ursache, weshalb wir weniger gelungene geschichtliche Bearbeitungen der Wissenschaften besitzen.

Dafs in der Geschichte der mathematischen Wissenschaften, wie in jeder anderen Geschichte, sich eine Vollendung erreichen läfst, ist sowohl für sich klar, als auch dafür bereits Beispiele vorhanden sind: wir erinnern an die unübertrefflichen Einleitungen in die verschiedenen Abtheilungen der *Mécanique Analytique*, obgleich sie nur die Skizze zu einer Geschichte sind und seyn sollen. Auch mehrere Theile des Montuclaschen Werkes sind so bearbeitet, dafs der Leser in das innere Wesen der Mathematiker der Zeit, welche diese Theile darstellen, eingeführt wird; aber die grofsartige Uebersicht, zu welcher Lagrange sich erheben konnte, finden wir nur in der *Mécanique Analytique*.

Das Bedürfnifs einer Geschichte einer Wissenschaft wird desto fühlbarer, je mehr die Ansichten und die Form sich ändern. Die Astronomie hat, vor andern Wissenschaften, den Vortheil voraus gehabt, stets langsamer oder schneller fortschreitend, durch die grofsen Entdeckungen von Copernicus, Kepler und Newton dreimal einen neuen Schwung zu erhalten. Aber

Digitized by Google

es ist nicht zu verwundern, dafs dergleichen, das Innere des Weltgebäudes betreffende Entdeckungen, den Forschungen der Astronomen ein anderes Ziel gesteckt haben, als das vor ihnen vorhandene war. Daher ist, nachdem auch das achtzehnte Jahrhundert verflossen ist, in welchem die Saat Newton's sich entwickelte, das Treiben der Astronomen von dem früheren so sehr verschieden, dafs hier das Bedürfnifs einer Geschichte höchst fühlbar wird: die Form der Untersuchungen hat kaum eine Aehnlichkeit mit der früheren behalten und ältere Werke haben das Interesse, welches sie zu ihrer Zeit hatten, oft gänzlich verloren. Dennoch ist die vergangene Zeit von grofser Wichtigkeit für die Astronomen, und verdient dafs man sie genauer kenne als bei der wachsenden Verschiedenheit des Aeufseren derselben gewöhnlich seyn mag. Das 18te Jahrhundert namentlich, bietet in der Art, wie der Schwung, welcher an seinem Anfange gegeben wurde, sich nach und nach allen Theilen der Wissenschaft mittheilte, und wie der eine auf den andern zurückwirkte, ein zu belebtes Bild dar, als dafs man nicht erwarten sollte, dasselbe mit sehr grofsem Erfolge entworfen zu sehen. Es müfste unendlich interessant seyn, ein solches Jahrhundert, in welchem Alles sich aus dem Rohen herausarbeitete, klar und vollständig vor Augen zu haben; eine solche Darstellung würde ein herrliches Bildungsmittel künftiger Astronomen seyn.

Delambre hat, in den letzten Jahren seines Lebens, sieben grofse Quartbände über die Geschichte der Astronomie geschrieben: 2 Bde. *Astr. ancienne* 1817; 1 Bd. *Astr. du moyen age* 1819; 2 Bde. *Astr. moderne* 1821; und den vorliegenden Band über das achtzehnte Jahrhundert, welcher nach des Verfassers Tode von Herrn Mathieu herausgegeben ist. Ueber die Geschichte der Erdmessung ist ein siebenter, besonderer Band vorhanden, welchen Mathieu auch herauszugeben verspricht. — Diese ungeheure Masse von Geschichte hätten wir nicht von Einem Astronomen und nicht in so wenigen Jahren erwartet, selbst wenn wir auch damit nicht annehmen, dafs sie in den wenigen Jahren zusammengetragen sey, in deren Laufe sie vor dem Publico erschienen ist. Wir zeigen den letzten erschienenen Band an, indem das Ganze, wenigstens für den unterzeichneten Ref., viel zu viel ist, und derselbe auch über die ältere Astronomie nicht hinreichende Uebersicht besitzt, um eine Anzeige übernehmen zu können.

Der Band ist in acht Bücher getheilt, deren jedes nicht über einen abgesonderten Gegenstand, sondern über einige Astronomen handelt, meistens eine Schrift derselben, oder einige recensirt. Das erste Buch enthält Newton und seine Commentatoren; das zweite Flamsteed, Halley, Horrebow, Wurzelbaur; das dritte Keill, Lemonnier, Graham, Sisson, Bird; das vierte die Schule von Dominicus Cassini: drei Macaldis, vier Cassinis und Saron; das fünfte Louville, Delisle, Godin, Condamine, Bougner, Maupertuis und einige andere; das sechste Bradley, Mayer, Cotes, La Caille; das siebente Wargentin, Lalande, Chappe d'Auteroche, Maskelyne, Mason; das achte Pingré, Boscovich, du Sejour, Méchain, Massier und einige andere. Diese Eintheilung des Werkes läfst schon erwarten, dafs hier nicht von einer eigentlichen Geschichte der Astronomie im 18. Jahrhundert die Rede sein wird; es sind dagegen eine Menge von Notizen zusammengetragen und auch mit Delambres Urtheilen untermischt. Vollständig sind sie keinesweges, wie schon das eben mitgetheilte Namenverzeichnifs vermuthen läfst; man trauet kaum seinen Augen, wenn man im Register die Namen Clairaut, Dalembert, Euler, Lambut vermischt und dennoch Newton, mit mehreren seiner, oft nicht des Erwähnens werthen Commentatoren findet. Auch Herschel fehlt, und wird, so wie die vorigen, nur beiläufig erwähnt. Dieses letzte kann vielleicht dadurch entschuldigt werden, dafs Delambre sein Buch vor Herschels Tode zusammen trug; allein wenn er von Lebenden nicht reden wollte, so hätte das Buch noch nicht geschrieben werden, oder wenigstens einen anderen Titel erhalten sollen; doch Referent würde kein Bedenken gehabt haben, mit Herschel eine Ausnahme zu machen, indem die grofsen Entdeckungen desselben, im J. 1822, als der Druck des Buches anfing, schon als abgeschlossen betrachtet werden konnten. Es scheint zuweilen als ob Delambre nur über die beobachtende und sphärische Astronomie, und auch über die Taselen hätte schreiben wollen, so wie es gewifs ist, dafs dieses seine stärkste Seite war; allein wie kommt denn Newton in das Buch? — Was für eine Geschichte der Astronomie des 18. Jahrhunderts mufs es sein, welche die angeführten Namen kaum berührt! — Es ist überflüssig, noch besonders zu erinnern, dafs Delambre sich, bei Ab-

Digitized by Google

fassung seines Buches, auf einen Standpunct gestellt haben mufs, welcher keinesweges der ist, den wir nach dem oben Gesagten für den rechten halten. Wir haben uns bemüht, seinen Standpunct zu entdecken, allein das Buch hat gar keinen Totaleindruck zurückgelassen, und ist uns nur als ein Haufen von Nachrichten erschienen, welcher von Einem, der eine völlige Uebersicht über die Wissenschaft besitzt, nicht auf diese Art zusammengerafft werden könnte.

In einer Geschichte der Astronomie des 18. Jahrhunderts sollte man doch erwarten dargestellt zu finden, wie die Beobachtungskunst, von der Rohheit von welcher Flamsteed sie befreiete, durch die Bemühungen der mechanischen Künstler des Jahrhunderts und durch die Forderungen einiger Astronomen, nach und nach zu einer früher nicht geahndeten Vollendung gelangt ist; wie die Theorie der Bewegungen der Himmelskörper, durch Entwickelung ihrer gegenseitigen Störungen, vervollkommnet wurde; wie Bradleys Entdeckungen es möglich machten, aus guten Beobachtungen genügende Resultate zu ziehen; wie das Zusammenhalten der feineren Beobachtungen und des feineren Theorie, die Form der astronomischen Untersuchungen änderte; wie durch die Einführung der Methode der Bedingungsgleichungen ein grofser Fortschritt gemacht wurde; wie die allgemeiner werdende Anwendung der mathematischen Analyse die astronomischen Aufgaben auf ihre einfachste Gestalt zurückführte; wie man endlich dahin gekommen ist, statt der rohen Uebereinstimmung der Theorie und Beobachtung, mit welcher man früher zufrieden seyn mufste, die Möglichkeit einer völligen Uebereinstimmung anzunehmen und auf deren Erreichung hinzuarbeiten. Dieses alles aber hat Delambre nicht ausgeführt, so wie überhaupt gar keinen leitenden Faden festgehalten. Wer ein Bild der Astronomie im 18. Jahrhundert aus seinem Buche erwerben wollte, müfste ein höchst unähnliches erhalten, ein hinter der Wahrheit weit zurückbleibendes, etwa ein solches Bild, wie der Theil des Publicums, der von der Astronomie nicht viel mehr weifs als dafs sie sich mit Sternen beschäftigt, es sich zu entwerfen pflegt.

Wir müssen dagegen jetzt zeigen, was das Buch enthält. Schritt für Schritt folgen, können wir nicht, indem es nicht die Absicht sein kann, alle einzelnen Bemerkungen zu wiederholen. Unter diesen haben wir gute gefunden, wie sie von einem Astronomen zu erwarten sind, der lange und eifrig in der Wissenschaft gearbeitet hat; andere, die uns zu zeigen scheinen, dafs er dadurch noch nicht die Allgemeinheit der Einsicht erlangt hat, welche ein Geschichtschreiber haben mufs.

Die Darstellung der Newtonschen Entdeckungen, wobei Clairaut oft angeführt wird, scheint uns im Ganzen richtig, aber nicht so ausgearbeitet zu seyn, als die Wichtigkeit des Gegenstandes erheischt; Aeufserungen wie S. 25: „*l'Attraction ne dépend donc que de la masse du corps attirant*" können Mifsverständnifs erzeugen. Die *Arithmetica Universalis* hätte der Verfasser in dieser Geschichte der Astronomie ganz unangeführt lassen können, wodurch er dem gerechten Tadel entgangen seyn würde, welcher die ungehörige Digression über des LV. Problem trifft: Newtons Aufgabe ist keineswegs mehr als bestimmt, es kommen darin 5 Höhen der Sonne und 5 Agimuthe in Betracht, welche durch 7 unbekannte Gröfsen, nämlich die Polhöhe und Declination und fünf Stundenwinkel der Sonne ausgedrückt werden; dagegen sind 5 Beobachtungen vorhanden, und die Entfernungen der 3 Stäbe sind durch 2 Gleichungen miteinander verbunden, so dafs das Problem gerade bestimmt ist; Delambre giebt dagegen eine ganz verschiedene Aufgabe, welche keine der Schwierigkeiten darbietet, deren Ueberwindung Newton an einem Beispiele zeigen wollte. Was in seiner Aufgabe nicht vorkömmt, nennt er unnütz, obgleich es in der Newtonschen nothwendig ist. Dafs man keine klare Einsicht in das Wesen der *Arithmetica Universalis* erhält, ist nach dergleichen Mifsgriffen zu erwarten.

Von Flamsteed wird gesagt, dafs er die Distanzmessungen aufgegeben habe, um die Beobachtungsart von Picard anzunehmen, nämlich die Art der Meridianbeobachtungen. Es ist wahr dafs Picard einen Mauerquadranten aufstellen wollte, allein daran verhindert wurde; es ist auch anzunehmen, dafs dieser fähige Astronom wirklichen Nutzen daraus gezogen haben würde; allein dennoch kann diese Beobachtungsart wohl nicht nach ihm genannt werden. Ueberhaupt ist es nicht die Beobachtungsart, welche das Verdienst der Astronomen begründet, sondern ihre Anwendung. Flamsteed gab den Instrumenten mehr Genauigkeit, allein wir würden wenig Anlafs haben, ihm zu danken, wenn er mit seinen besseren Hülfsmitteln nicht eine

Digitized by Google

überaus vollständige und herrliche Reihe von Beobachtungen gesammelt, und dadurch die practische Astronomie auf einen festeren Grund gesetzt hätte. Von den Beobachtungen Flamsteeds wird gesagt: „dafs sie weniger genau erscheinen als die von La Hire und die in Römers *Triduum* verzeichneten" — Referent hat sie immer für sehr genau gehalten, und wenn sie ihrer Natur gemäfs reducirt wurden, oft entscheidende Resultate daraus gezogen; allein bei dem jetzigen Stande der Sachen ist es eine Forderung, welche man an Jeden, der über die Güte vorhandner, ausgedehnter Beobachtungsreihen urtheilen will, machen kann, dafs er den wahrscheinlichen Fehler jeder Beobachtungsart methodisch untersuche und die daraus hervorgehende Zahlenbestimmung seinem Urtheile zum Grunde lege. Dergleichen Untersuchungen der älteren und neueren Beobachtungsreihen sind nothwendig, wenn man aus der Verbindung mehrerer ein Resultat ziehen will; von einer Geschichte der Beobachtungen sollten sie die Grundlage sein. Für die Flamsteedschen Beobachtungen hat Argelander, in einer Königsberger Doctor-Disputation, diese Untersuchung gemacht und den wahrscheinlichen Fehler einer beobachteten Durchgangszeit = $\pm$ 0″, 3263, den einer Zenithdistanz = $\pm$ 5″, 2 gefunden, wovon ein Theil der Beobachtung und ihrer Ablesung, ein Theil der Unvollkommenheit der Eintheilungen des Instruments zuzuschreiben ist. Es ist auffallend, dafs, nachdem man die Theorie der Fehler besser kennen gelernt hat, die verschiedenen Beobachter noch nicht vollständig mit einander verglichen worden sind. — Eins der grofsen Verdienste von Flamsteed besteht in der überlegten Anordnung seiner Beobachtungen, welche es nie an den zur Erkenntnifs des Zustandes der Instrumente, oder zur Elimination ihrer Fehler nöthigen Angaben fehlen läfst; hierher gehört seine bekannte, der Eigenthümlichkeit seiner Hülfsmittel genau angepafste Methode, die Rectascensionen der Sonne und eines Fixsterns zugleich zu bestimmen, eine Methode, auf welche Delambre auch Picard einen Anspruch zu geben sucht. Wir glauben in der That von Picard alles Gute, und zweifeln nicht, dafs er, in vorkommenden Fällen sich zu helfen gewufst haben würde; allein wir würden nicht so günstig von ihm urtheilen können, wenn unser Urtheil keinen anderen Grund hätte als das was er vielleicht hätte thun können. Delambre hätte, wenn er auch in Beziehung auf Picard und La-Caille als Lobredner, nicht als Geschichtschreiber, aufzutreten pflegt, sich begnügen sollen, zu ihrem Lobe anzuführen, was sie wirklich der Astronomie hinzugefügt haben. — Das Endurtheil über Flamsteed ist bei alle dem unerwartet „war Flamsteed ein so genauer und unermüdlicher Beobachter als Hevel? ich glaube es nicht; aber er ist in glücklichere Umstände gekommen, man hatte eben die Fernröhre zur Winkelmessung angewandt u. s. w." Wir wollen unser Urtheil über Flamsteed nicht hierneben stellen, sondern dieses dem Leser überlassen, der im Stande ist zu beurtheilen, wie es mit der Astronomie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ausgesehen haben würde, wenn man Flamsteed wegdenkt. Nach unserer Ansicht ist es eine Ungerechtigkeit, wenn man den Ruhm eines Mannes wie Flamsteed, von einer, übrigens nicht unerheblichen, Zufälligkeit abhängig macht, dergleieichen die Anwendung der Fernröhre bei den Instrumenten war. Die Idee welche ihn leitete und welche er eine lange Reihe von Jahren hindurch mit allen Kräften verfolgte, war, die Astronomie fester zu begründen: man mufs annehmen, dafs diese Idee jede Schwierigkeit überwältigt haben würde; man mufs nie vergessen, dafs die Kraft zu einem grofsen Unternehmen, während der dauernden Beschäftigung mit demselben, vielleicht langsam, aber so lange wächst, bis alle sichtbare Schwierigkeiten über den Haufen geworfen sind. Umgekehrt könnte man vielleicht fragen, warum Die, die die Fernröhre an den Instrumenten anzubringen lehrten, nicht Flamsteeds Thaten damit vollbrachten? Delambre setzt sich dergleichen Fragen aus, und wir müssen bekennen, dafs wir mit der gewöhnlichen Antwort, welche zufällige Hindernisse und oeconomische Schwierigkeiten geltend zu machen sucht, nicht zufrieden seyn würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 21.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1829.

XII.

Histoire de l'Astronomie du dix-huitième siècle, par M. Delambre, publiée par M. Mathieu. Paris 1827. LII. et 796 S. in 4.

Der Geschichtschreiber muſs die Ereignisse, welche er darstellen will, völlig kennen, nicht oberflächlich und wie die Zeitfolge sie dargeboten hat, sondern in dem Zusammenhange, der von einem später erreichten, höheren Standpunkte sichtbar geworden ist. Was ohne Folge oder Zusammenhang geblieben ist und also in den allgemeinen Gang der Ereignisse nicht eingegriffen hat, mag er kurz andeuten, wenn es überall der Erwähnung werth ist; wollte er sein Buch mit einzeln stehenden Ereignissen anfüllen, so würde es keine Geschichte, sondern nur eine Sammlung für die Geschichte werden. Wenn er aber eine klare und vollständige Uebersicht über die Ereignisse und ihre Folgen sich erwerben kann, so besitzt er darin, unseres Erachtens, eine Gewährleistung für das Gelingen seiner Darstellung. In der That kann etwas klar vor Augen stehendes ohne Zwang nicht unklar dargestellt werden; selbst der Ton der Darstellung wird, wenn wiederum kein Zwang angewandt wird, aus dem Bedürfnisse, Anderen die eigene Uebersicht zu eröffnen, so hervorgehen, wie er dem darzustellenden Gegenstande und der Eigenthümlichkeit des Schriftstellers angemessen ist. — Dieser Ansicht nach ist das Geschichtschreiben keine eigene Kunst, allein es ist schwierig und nur Denen ausführbar, welche die Einsicht in die Ereignisse und die Uebersicht über dieselben erlangen können, welche wir als einzige Bedingung des Gelingens anzusehen geneigt sind.

Die Darstellung des Steigens und Fallens eines Staats geht von der Kenntniſs der ihn betreffenden Ereignisse und von der dadurch erworbenen Einsicht in die Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft aus, die Darstellung des Steigens und Fallens einer Wissenschaft von gleicher Kenntniſs und Einsicht in die Wissenschaft. Daher kann nur Der, dessen Studium die Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft betrifft die Staatengeschichte, der Astronom die Geschichte der Astronomie schreiben, Jeder nur die Geschichte des ihm genau bekannten. Allein das Verhältniſs des Geschichtschreibers der menschlichen Gesellschaft und des Geschichtschreibers einer Wissenschaft zu beiden Gegenständen ist verschieden: der erste kann in die Ereignisse nicht selbst eingreifen, der andere muſs es, weil er ohne dieses nicht völlige Einsicht erwerben kann; der erste kann daher sein Interesse dem Vergangenen allein zuwenden, der andere muſs es zwischen dem Vergangenen und Gegenwärtigen theilen. Dieses ist vielleicht die Ursache, weshalb wir weniger gelungene geschichtliche Bearbeitungen der Wissenschaften besitzen.

Daſs in der Geschichte der mathematischen Wissenschaften, wie in jeder anderen Geschichte, sich eine Vollendung erreichen läſst, ist sowohl für sich klar, als auch dafür bereits Beispiele vorhanden sind: wir erinnern an die unübertrefflichen Einleitungen in die verschiedenen Abtheilungen der *Mécanique Analytique*, obgleich sie nur die Skizze zu einer Geschichte sind und seyn sollen. Auch mehrere Theile des Montuclaschen Werkes sind so bearbeitet, daſs der Leser in das innere Wesen der Mathematiker der Zeit, welche diese Theile darstellen, eingeführt wird; aber die groſsartige Uebersicht, zu welcher Lagrange sich erheben konnte, finden wir nur in der *Mécanique Analytique*.

Das Bedürfniſs einer Geschichte einer Wissenschaft wird desto fühlbarer, je mehr die Ansichten und die Form sich ändern. Die Astronomie hat, vor andern Wissenschaften, den Vortheil voraus gehabt, stets langsamer oder schneller fortschreitend, durch die groſsen Entdeckungen von Copernicus, Kepler und Newton dreimal einen neuen Schwung zu erhalten. Aber

Digitized by Google

es ist nicht zu verwundern, dafs dergleichen, das Innere des Weltgebäudes betreffende Entdeckungen, den Forschungen der Astronomen ein anderes Ziel gesteckt haben, als das vor ihnen vorhandene war. Daher ist, nachdem auch das achtzehnte Jahrhundert verflossen ist, in welchem die Saat Newton's sich entwickelte, das Treiben der Astronomen von dem früheren so sehr verschieden, dafs hier das Bedürfnifs einer Geschichte höchst fühlbar wird: die Form der Untersuchungen hat kaum eine Aehnlichkeit mit der früheren behalten und ältere Werke haben das Interesse, welches sie zu ihrer Zeit hatten, oft gänzlich verloren. Dennoch ist die vergangene Zeit von grofser Wichtigkeit für die Astronomen, und verdient dafs man sie genauer kenne als bei der wachsenden Verschiedenheit des Aeufseren derselben gewöhnlich seyn mag. Das 18te Jahrhundert namentlich, bietet in der Art, wie der Schwung, welcher an seinem Anfange gegeben wurde, sich nach und nach allen Theilen der Wissenschaft mittheilte, und wie der eine auf den andern zurückwirkte, ein zu belebtes Bild dar, als dafs man nicht erwarten sollte, dasselbe mit sehr grofsem Erfolge entworfen zu sehen. Es müfste unendlich interessant seyn, ein solches Jahrhundert, in welchem Alles sich aus dem Rohen herausarbeitete, klar und vollständig vor Augen zu haben; eine solche Darstellung würde ein herrliches Bildungsmittel künftiger Astronomen seyn.

Delambre hat, in den letzten Jahren seines Lebens, sieben grofse Quartbände über die Geschichte der Astronomie geschrieben: 2 Bde. *Astr. ancienne* 1817; 1 Bd. *Astr. du moyen age* 1819; 2 Bde. *Astr. moderne* 1821; und den vorliegenden Band über das achtzehnte Jahrhundert, welcher nach des Verfassers Tode von Herrn Mathieu herausgegeben ist. Ueber die Geschichte der Erdmessung ist ein siebenter, besonderer Band vorhanden, welchen Mathieu auch herauszugeben verspricht. — Diese ungeheure Masse von Geschichte hätten wir nicht von Einem Astronomen und nicht in so wenigen Jahren erwartet, selbst wenn wir auch damit nicht annehmen, dafs sie in den wenigen Jahren zusammengetragen sey, in deren Laufe sie vor dem Publico erschienen ist. Wir zeigen den letzten erschienenen Band an, indem das Ganze, wenigstens für den unterzeichneten Ref., viel zu viel ist, und derselbe auch über die ältere Astronomie nicht hinreichende Uebersicht besitzt, um eine Anzeige übernehmen zu können.

Der Band ist in acht Bücher getheilt, deren jedes nicht über einen abgesonderten Gegenstand, sondern über einige Astronomen handelt, meistens eine Schrift derselben, oder einige recensirt. Das erste Buch enthält Newton und seine Commentatoren; das zweite Flamsteed, Halley, Horrebow, Wurzelbaur; das dritte Keill, Lemonnier, Graham, Sisson, Bird; das vierte die Schule von Dominicus Cassini: drei Macaldis, vier Cassinis und Saron; das fünfte Louville, Delisle, Godin, Condamine, Bougner, Maupertuis und einige andere; das sechste Bradley, Mayer, Cotes, La Caille; das siebente Wargentin, Lalande, Chappe d'Auteroche, Maskelyne, Mason; das achte Pingré, Boscovich, du Sejour, Méchain, Massier und einige andere. Diese Eintheilung des Werkes läfst schon erwarten, dafs hier nicht von einer eigentlichen Geschichte der Astronomie im 18. Jahrhundert die Rede sein wird; es sind dagegen eine Menge von Notizen zusammengetragen und auch mit Delambres Urtheilen untermischt. Vollständig sind sie keinesweges, wie schon das eben mitgetheilte Namenverzeichnifs vermuthen läfst; man trauet kaum seinen Augen, wenn man im Register die Namen Clairaut, Dalembert, Euler, Lambut vermischt und dennoch Newton, mit mehreren seiner, oft nicht des Erwähnens werthen Commentatoren findet. Auch Herschel fehlt, und wird, so wie die vorigen, nur beiläufig erwähnt. Dieses letzte kann vielleicht dadurch entschuldigt werden, dafs Delambre sein Buch vor Herschels Tode zusammen trug; allein wenn er von Lebenden nicht reden wollte, so hätte das Buch noch nicht geschrieben werden, oder wenigstens einen anderen Titel erhalten sollen; doch Referent würde kein Bedenken gehabt haben, mit Herschel eine Ausnahme zu machen, indem die grofsen Entdeckungen desselben, im J. 1822, als der Druck des Buches anfing, schon als abgeschlossen betrachtet werden konnten. Es scheint zuweilen als ob Delambre nur über die beobachtende und sphärische Astronomie, und auch über die Taselen hätte schreiben wollen, so wie es gewifs ist, dafs dieses seine stärkste Seite war; allein wie kommt denn Newton in das Buch? — Was für eine Geschichte der Astronomie des 18. Jahrhunderts mufs es sein, welche die angeführten Namen kaum berührt! — Es ist überflüssig, noch besonders zu erinnern, dafs Delambre sich, bei Ab-

Digitized by Google

fassung seines Buches, auf einen Standpunct gestellt haben muſs, welcher keineswegs der ist, den wir nach dem oben Gesagten für den rechten halten. Wir haben uns bemüht, seinen Standpunct zu entdecken, allein das Buch hat gar keinen Totaleindruck zurückgelassen, und ist uns nur als ein Haufen von Nachrichten erschienen, welcher von Einem, der eine völlige Uebersicht über die Wissenschaft besitzt, nicht auf diese Art zusammengerafft werden könnte.

In einer Geschichte der Astronomie des 18. Jahrhunderts sollte man doch erwarten dargestellt zu finden, wie die Beobachtungskunst, von der Rohheit von welcher Flamsteed sie befreiete, durch die Bemühungen der mechanischen Künstler des Jahrhunderts und durch die Forderungen einiger Astronomen, nach und nach zu einer früher nicht geahndeten Vollendung gelangt ist; wie die Theorie der Bewegungen der Himmelskörper, durch Entwickelung ihrer gegenseitigen Störungen, vervollkommnet wurde; wie Bradleys Entdeckungen es möglich machten, aus guten Beobachtungen genügende Resultate zu ziehen; wie das Zusammenhalten der feineren Beobachtungen und des feineren Theorie, die Form der astronomischen Untersuchungen änderte; wie durch die Einführung der Methode der Bedingungsgleichungen ein groſser Fortschritt gemacht wurde; wie die allgemeiner werdende Anwendung der mathematischen Analyse die astronomischen Aufgaben auf ihre einfachste Gestalt zurückführte; wie man endlich dahin gekommen ist, statt der rohen Uebereinstimmung der Theorie und Beobachtung, mit welcher man früher zufrieden seyn muſste, die Möglichkeit einer völligen Uebereinstimmung anzunehmen und auf deren Erreichung hinzuarbeiten. Dieses alles aber hat Delambre nicht ausgeführt, so wie überhaupt gar keinen leitenden Faden festgehalten. Wer ein Bild der Astronomie im 18. Jahrhundert aus seinem Buche erwerben wollte, müſste ein höchst unähnliches erhalten, ein hinter der Wahrheit weit zurückbleibendes, etwa ein solches Bild, wie der Theil des Publicums, der von der Astronomie nicht viel mehr weiſs als daſs sie sich mit Sternen beschäftigt, es sich zu entwerfen pflegt.

Wir müssen dagegen jetzt zeigen, was das Buch enthält. Schritt für Schritt folgen, können wir nicht, indem es nicht die Absicht sein kann, alle einzelnen Bemerkungen zu wiederholen. Unter diesen haben wir gute gefunden, wie sie von einem Astronomen zu erwarten sind, der lange und eifrig in der Wissenschaft gearbeitet hat; andere, die uns zu zeigen scheinen, daſs er dadurch noch nicht die Allgemeinheit der Einsicht erlangt hat, welche ein Geschichtschreiber haben muſs.

Die Darstellung der Newtonschen Entdeckungen, wobei Clairaut oft angeführt wird, scheint uns im Ganzen richtig, aber nicht so ausgearbeitet zu seyn, als die Wichtigkeit des Gegenstandes erheischt; Aeuſserungen wie S. 25: „*l'Attraction ne dépend donc que de la masse du corps attirant*" können Miſsverständniſs erzeugen. Die *Arithmetica Universalis* hätte der Verfasser in dieser Geschichte der Astronomie ganz unangeführt lassen können, wodurch er dem gerechten Tadel entgangen seyn würde, welcher die ungehörige Digression über des LV. Problem trifft: Newtons Aufgabe ist keineswegs mehr als bestimmt, es kommen darin 5 Höhen der Sonne und 5 Agimuthe in Betracht, welche durch 7 unbekannte Gröſsen, nämlich die Polhöhe und Declination und fünf Stundenwinkel der Sonne ausgedrückt werden; dagegen sind 5 Beobachtungen vorhanden, und die Entfernungen der 3 Stäbe sind durch 2 Gleichungen miteinander verbunden, so daſs das Problem gerade bestimmt ist; Delambre giebt dagegen eine ganz verschiedene Aufgabe, welche keine der Schwierigkeiten darbietet, deren Ueberwindung Newton an einem Beispiele zeigen wollte. Was in seiner Aufgabe nicht vorkömmt, nennt er unnütz, obgleich es in der Newtonschen nothwendig ist. Daſs man keine klare Einsicht in das Wesen der *Arithmetica Universalis* erhält, ist nach dergleichen Miſsgriffen zu erwarten.

Von Flamsteed wird gesagt, daſs er die Distanzmessungen aufgegeben habe, um die Beobachtungsart von Picard anzunehmen, nämlich die Art der Meridianbeobachtungen. Es ist wahr daſs Picard einen Mauerquadranten aufstellen wollte, allein daran verhindert wurde; es ist auch anzunehmen, daſs dieser fähige Astronom wirklichen Nutzen daraus gezogen haben würde; allein dennoch kann diese Beobachtungsart wohl nicht nach ihm genannt werden. Ueberhaupt ist es nicht die Beobachtungsart, welche das Verdienst der Astronomen begründet, sondern ihre Anwendung. Flamsteed gab den Instrumenten mehr Genauigkeit, allein wir würden wenig Anlaſs haben, ihm zu danken, wenn er mit seinen besseren Hülfsmitteln nicht eine

Digitized by Google

mufste sie nicht den geistreich gewandten, leichtbeweglichen Franzosen ansprechen, dem man bei seiner auch in den letzten Zeiten genommenen Richtung auf die romantische Poesie nur eine minder starre, rhythmisch bildsamere Sprache wünschen möchte! War es aber nicht ebenso volkthümlich und artgemäfs, dafs, indem er die Schlichtheit und Eintönigkeit des Mädchens erkannte, sie ihm bald Spiel und Gegenstand scherzhafter Nachahmung ward, die er jedoch wieder durch etwas Bizarres in Erfindung und Pathos zu würzen nicht unterlassen konnte? Man vgl. diesfalls nur die von Gerhard II, 108, 119, 126, 143 mitgetheilten Gedichte!

Dieselbe Eintönigkeit scheint denn nun auch, irre ich nicht, die spätere Entstehung des gröfsten Theils dieser Lieder zu verrathen, dergestalt, dafs zwar der Stoff alt und wesentlich, die rhythmische Form und Gedrittstellung der Gegenstände und Begriffe gleichsam canonisch, manches Einzelne vielleicht auch altes Bruchstück an sich, oder auch eingefügt seyn mag, das Uebrige aber, wie manche schon von der Talvj angeführte Züge offenbar erweisen, doch schon einen durch erweiterten Verkehr mit andern, wenn auch verwandten Dichtungen genährten, von moderner, freilich der Lyrik zumal nicht absagender und fremder Sentimentalität und Reflexion angewehten Sinn verräth. Dieser Anflug und Anhauch wird namentlich an den milutinowitschischen ernste Reflexion und Gefühl athmenden mit frühern verglichenen Liedern unverkennbar. Ist und bleibt es doch überhaupt immer etwas Mifsliches um diese angeblich nur von Mund zu Mund fortgepflanzte, selbst lyrische, Dichtung, wenn die etwanige Form, in welcher sie uns dermalen geboten wird, als gleichzeitig mit ihrem Inhalte geboren und unabtrennlich verwachsen gelten soll. Die Sagenpoesie, als eine göttliche, als eine unbewufst einhällig zum anschaulich Gegenwärtigen gewordene Volksitte, dies Aufblitzen und Aufleuchten des Ewigen in einer Volksgemeinde, ist doch wol eben dadurch losgesprochen von den Bedingungen der Kunstpoesie, dem künstlerischen Bewufstseyn, der Abfassung in Schrift und gebundener Rede. Sie und ihr Wesen und Gegenstand, oder Inhalt in verschmolzener Einheit sind Quell der Begeisterung auch des Kunstpoeten, dessen Flug und Schwung sie trägt, sind Eingebung und Offenbarung. Darum sind wol auch die Aoiden, welche schon durch diese Bezeichnung dem sinnigen Sprachforscher den Begriff eines feurigen Wehens und Athmens anregen können, von den Poeten, den Machern und Verfertigern, welche schon auf eine Scheidung des Inhalts und der Form hindeuten, ursprünglich verschieden; und Sangflicker oder Flicksänger und Bänkelsänger als herabgekommene heilige Stab- und Ruthensänger, möchten wol eben so wenig Homere seyn, als ihre noch so aufmerksam lauschenden Gedächtnifswunder von Zuhörern und Sammlern in Hoffnung zu Einem Homer werden. Das Wildwachsen und pilzähnliche Aufschiefsen von allerlei endlichen Gefühlen, Gedanken und Bildern allein ist darum noch keine Volkspoesie, so wenig als schlichte und ungekünstelte, in mehr oder minder unbeholfener Form mitgetheilte flache und inhaltleichte Empfindungen zu Sagenpoesie gestempelt werden können, wenn gleich eine spätere überbildete oder verbildete Zeit sich auf Augenblicke an ihnen ergetzt und wie mit süfswehmüthiger Erinnerung an ein verlorenes Paradiesplätzchen von ihren Bildungsmühen und Drangsalen auf ihnen ausruht. Mit diesem gelegentlichen Seitenblicke nun soll keinesweges dem Gehalt und Wesen dieser serbischen Volkslieder irgend etwas entzogen, oder ihr Genufs scheelsüchtig und krittelnd irgendwie auch nur im mindesten verleidet werden, so wenig als Ossians Werth innerhalb seines Kreises durch etwa entdeckte Spuren künstelnder Ueberarbeitung, oder minder sinniger Ergänzung, Nachbesserung und Zurichtung geschmälert wird. Vielmehr soll nur daran erinnert werden, ob nicht durch tieferes Eingehen aus dem Bildungsmomente des Volks und seiner Sprache, die ja ohnehin eine andere, als die altslavische kirchliche ist, etwan ein *volgar illustre*, vielleicht die Entstehungszeit dieser Lieder näher bestimmbar würde, wozu denn Männer wie Wuk, Grimm und Dobrowsky wol am meisten geeignet seyn möchten. Auf alle Fälle würden damit manche Entdeckungen über Sprachbezüge zur Poesie, über klimatische Verwandtschaft der Poesie u. s. w. hervortreten, welche die Einsicht in das Wesen einer allgemeinen Welt- und Sagenpoesie fördern würden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 23.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1829.

Volkslieder der Serben, metrisch übersetzt und historisch eingeleitet von Talvj (Therese v. Jacob).

(Schluſs.)

Aber auch wie die Sachen jetzt stehen, verdienet obiges Uebersetzerpaar der serbischen Volkslieder, das uns eine fremde ureigene Weltansicht näher heranrückt, in alle Wege unsern Dank. Denn, wie Göthe ganz richtig bemerkt, was man auch von der Unzulänglichkeit des Uebersetzens sagen mag, so ist und bleibt es doch eins der wichtigsten und würdigsten Geschäfte im allgemeinen Weltverkehr und jeder Uebersetzer ist ein Prophet in seinem Volke. Dabei aber werde bezüglich auf unsere nicht übersehen, daſs Gerhard allerdings sprach-, metrisch- und formgewandter als die Talvj sich bewegt, wenn gleich auch ihm manche Unebenheiten entschlüpfen, wie denn B. 1. S. 245. Z. 6. Epirus richtig als Amphibrachys, gleich darauf aber Z. 19. als Kretiker; Brautführer S. 283. Z. 145, wie bei der Talvj 1, 191. 254. 284. als Kretiker gebraucht ist; S. 260. Z. 155. auf ihn halten für ihn aufhalten, doppelsinnig wird, indem Jäger und Schütz wieder in einem andern Sinne, als Freund und Liebender auf ihre Gegenstände halten. So gereichen auch die allzu häufigen Verkleinerungswörter und andere, wie quäkeln, nicht zu Zier und Lieblichkeit oder Reinheit der Form. Minder häufig sind jedoch bei ihm diese Verstöſse gegen Prosodie, wie bei der Talvj Elenden als Kretiker oder auch Daktylus, Noch wüſst als Trochäus, Unteranzüge als Antiperiodikus, diese häufigen Gähnlaute, diese Sprachwidrigkeiten wie füllt' und ladeten 1, 91. für füllten und ladeten; 188. während ihre weiſsen Hände Marko, nämlich küſste; II, 36. ihn tragen hangend um dem Halse; II, 25. flechtete st. flocht. Man deute diese Ausstellungen nicht arg. Wir wissen recht wohl, daſs es Kleinigkeiten sind; aber wir wissen auch zugleich, daſs die in unserer geniesiechen Zeit hierin eingerissene Lüderlichkeit und Lotterhaftigkeit, die wol gar als Geniebrauch und Zeichen gepriesen wird, gegen einen aus der Natur unserer Kernsprache sich ergebenden Grundsatz verstöſst, kraft dessen unsere Prosodie den Accent allerdings als ihr Hauptmoment anerkennt, die Quantität aber als untergeordnetes nicht etwa geradeweg verneint, wie umgekehrt aus einer gründlichern Untersuchung über die Bedeutung der griechischen Accente, wie wir sie Liskovius verdanken, wohl hervorgehen dürfte, daſs bei den Griechen Quantität das Haupt-, Accent das untergeordnete Moment war, wovon nun leicht der Uebergang durch das μέλος λογῶδες und den politischen Vers in die Assonanz und den Reim des accentuirenden geschah. Hat nun aber die Uebersetzerin durch den vorausgeschickten kurzen Abriſs einer Geschichte des untergegangenen serbischen Reichs, wie durch die angehängten Anmerkungen das Verständniſs dieser Lieder erleichtert und überhaupt ein feines Urtheil bewährt, so hat Gerhard durch sein angehängtes Glossarium für seine noch reichhaltigere Sammlung das Wünschenswertheste fleiſsigst geleistet. Wie viel oder wenig aber bei solchem dankeswerthen Verdienste für oder wider die übrigens verzeihliche Virtuosenlaune der freien Nachbildung, um die Lieder den Lesern, welche die reimlosen Trochäen und Daktylen nicht ansprechen sollten, mund- und kehlgerecht zu machen, und so sie zu nationalisiren, sagen lieſse, dieſs lassen wir billig dahin gestellt, und wünschen nur noch zuletzt, daſs der empfängliche vermittelnde deutsche Sinn auch diese Gaben als einen Beitrag zur Kenntniſs der mannichfaltigen Weisen und Harmonien des Weltgeistes und seiner Glieder freundlich hinnehmen möge.

Adolf Wagner.

Digitized by Google

Histoire de l'Astronomie du dix-huitième siècle, par M. Delambre, publiée par M. Mathieu.

(Fortsetzung.)

Es sind oft alle Mittel vorhanden, auch Einsicht, so dafs man auf das Gelingen eines erheblichen Werkes rechnen sollte; allein wenn der Entschlufs dasselbe zu unternehmen, oder die Kraft es durchzuführen, nicht vorhanden sind, so geschieht, trotz aller Erfordernisse nichts. Dieses ist gewöhnlicher als dafs eine grofse Idee vor einer Schwierigkeit stehen bleibt; so dafs man wo etwas geschieht, es dankbar anerkennen mufs, ohne zu glauben dafs ein Anderer, unter ähnlichen Verhältnissen, dasselbe geleistet oder die verspätete Erfindung eines Hülfsmittels es verhindert haben würde. Es ist hier übrigens nicht der Ort auf die Vergleichung zwischen Hevel und Flamsteed einzugehen.

Der herrliche Halley, dessen grofse Arbeiten sich durch ein Bestreben nach Reife und Vollständigkeit auszeichnen, wird günstiger beurtheilt als sein Vorgänger. Wir hätten gewünscht, die von diesem Astronomen benannte Periode der Widerkehr der Fehler der Mondstafeln, näher untersucht zu sehen, was nun, da wir die wahre Theorie des Mondes kennen, nicht schwierig gewesen wäre. Den Kenntnissen der Störungen zu Halleys Zeit, war die Idee einer solchen Periode, wie es uns scheint, äufserst angemessen, zumahl da die Ausführung der 18jährigen Beobachtungen, oder eigentlich die doppelte Ausführung derselben, die Grenzen ihrer Zuverläfsigkeit selbst angeben mufste. — Bei diesem Namen können wir nicht unerwähnt lassen, dafs wir eine genauere Nachricht von den Beobachtungen der beiden Venus-Durchgänge durch die Sonnenscheibe, welche Halley veranlafste, in dem vorliegenden Buche, ungern vermissen; es wäre dieses der Ort gewesen, einige zweifelhafte Puncte gehörig zu untersuchen, wie es, etwa gleichzeitig durch die beiden schönen Abhandlungen von Encke geschehen ist. Ueber den Streit, der sich, wegen des Durchganges von 1769 zwischen Lalande und Hell entspann, urtheilt Delambre übereinstimmend mit Encke.

Der Artikel über Lemonnier giebt ein Bild von diesem Astronomen, welches wir für getroffen halten: er war nicht ohne Werth, aber ohne Reife, immer hinter seiner Zeit zurück. Es ist bekannt, dafs Lemonnier eine sehr lange Reihe von Beobachtungen mit schönen Instrumenten gemacht hat, welche gröfstentheils noch ungenutzt liegt, aber aus welcher Bouvard eine grofse Zahl Uranus-Beobachtungen herausgefunden hat; diese Beobachtungen sollen sich in grofser Unordnung befinden, was freilich ein grofser Fehler ist, und sie vielleicht zur Bekanntmachung untauglich macht. Eine genaue Nachricht über diese Manuscripte wäre jedoch zu wünschen, damit man beurtheilen könnte, in welchen zweifelhaften Fällen sie Aufschlufs versprechen. Aus allem was man darüber gehört hat und was Delambre hier darüber sagt, scheint hervorzugehen, dafs Lemonnier kein guter Beobachter war; allein das Fernrohr einstellen, Zählen und Ablesen — dieses wird er doch so gut gekonnt haben wie jeder Andere, und in diesem Falle müssen die Beobachtungen, aus welchen man die Fehler der Instrumente eliminiren kann, doch brauchbar seyn; in Beziehung auf den Uranus haben sie einen Schatz enthalten. Wenn die Beobachtungen Lemonniers auch nicht so angeordnet sind, dafs sie für sich selbst bestehen könnten, so werden sie doch, verglichen mit einigen Hundert anderweit bestimmter Sterne, manches nützliche Resultat geben können: es wäre vermuthlich eine gute Anwendung der Zeit eines jungen, muthigen Astronomen, wenn er sie der Reduction und möglichst vollständigen Benutzung dieser langen Beobachtungsreihe widmete, welche früher anfängt als die Bradleysche. Sollten die angehenden Astronomen einmahl die löbliche Gewohnheit annehmen, sich durch Hebung eines verborgenen Schatzes aus früherer Zeit, in die Wissenschaft einzuführen, wodurch sie ihren Eifer sicherer zeigen könnten, als dadurch dafs sie sogleich anfangen mit Kreisen und Mittagsfernröhren zu arbeiten, so hoffen wir, dafs auch Lemonnier noch zu gröfseren Ehren gelangen werde. — Bei Gelegenheit einer längeren Stelle, welche durch Lemonniers Rechnungen über Kometen veranlafst wird, bemerken wir, dafs wir eine gründliche Recension der, fast ganz dem 18. Jahrhundert gehörigen Auflösungen des Kometenproblems vermissen, obgleich dieselben eine bedeutende Rolle in der Wissenschaft spielen. Auch hier zeigt sich die Unzweckmäfsigkeit der Eintheilung des Buchs nach Personen. Von Lacaille wird gesagt, dafs er die Rechnung der Kometen zuerst verständlich gemacht habe; von Olbers Methode erfahren wir dagegen nichts, was wir eben so wenig entschuldigen können als das Verschwei-

Digitized by Google

gen der Herschelschen Entdeckungen, obleich der Grund den wir oben zu Hülfe nahmen, um dieses mit der Regel, von lebenden Männern nicht zu reden, zu vereinigen, glücklicherweise nicht vorhanden ist: man kann auch hier die Sache von der Person trennen, freilich mit Schwierigkeit wenn man eine Geschichte aus einer Art von Biographien zusammensetzt. — Dafs man die Kometen elliptisch berechne, erklärt Delambre für „*assez inutil*" wenigstens wenn die Revolution nicht in einer kleinen Anzahl von Jahren vollendet werde. Wir erfahren aber nicht, was, nach seiner Meinung, nützlich und was unnütz ist; nach der unsrigen ist die möglichst vollständige Erkenntnifs des Resultats einer Beobachtungsreihe nützlich, unbekümmert darum, ob man dasselbe hier oder dort anwenden kann. In sofern gezeigt werden kann, dafs die Beobachtungen eines Kometen nicht mit einer parabolischen Bahn vereinigt werden können, und dafs sie die Ellipse zu bestimmen hinreichend sind, ist die Aufsuchung derselben gewifs nützlich, d. i. für die Kenntnifs des Kometen, welche selbst als Zweck anzunehmen ist; sie ist selbst dann nützlich wenn auch die Parabel zur Wiedererkennung hinreichen würde. Der Himmel bewahre die Wissenschaften davor, dafs sie sich dem sogenannten Nützlichen, d. i. von irgend einem willkürlichen, aufser der Wissenschaft liegenden Gesichtspuncte so erscheinenden, fügen! Alles was wirklich wissenschaftlich ist, ist auch wissenschaftlich nützlich; sehr bald pflegt sich sogar eine Einwirkung davon auf andere Gegenstände der Wissenschaft zu zeigen. Wir würden keine Worte hierüber verlieren, wenn uns nicht eine Gelegenheit erwünscht käme, auszusprechen, dafs eine der sogenannten nützlichen Arbeiten, (z. B. neue Tafeln für einen Planeten), wenn sie nicht in sich vollendet ist, die Wissenschaft weit weniger zu fördern scheint, als eine vollendete Arbeit über einen Gegenstand, der nur an andere wissenschaftliche Gebiete, nicht unmittelbar an die Erde grenzt. Einem Geschichtschreiber der Astronomie müfste es nicht schwer fallen, diese Wahrheit aus der Erfahrung herzuleiten. — Die von Lemonnier vorgeschlagene Methode, die horizontale Strahlenbrechung zu beobachten, mögte den scharfen Tadel (P. 228) doch wohl nicht verdienen; sie soll den Beobachter offenbar von der Zeitangabe unabhängig machen, indem sie dafür die Angabe des Azimuths, in welchem der Stern im scheinbaren Horizonte, oder allgemeiner in einer gewissen Höhe ist, substituirt. Wenn Lemonnier bei dem von *α Lyrae* hergenommenen Beispiele einen Rechnungsfehler gemacht hat, so kann man doch leicht sehen, dafs für einen dem Pole näheren Stern der Einflufs eines Fehlers des Azimuths noch kleiner werden kann als in dem Beispiele; die gerügte Inconvenienz, dafs man nicht eine, sondern das Mittel aus zwei Strahlenbrechungen erhält, wenn man den Unterschied der Azimuthe beim Untergange und Aufgange beobachtet, findet nicht statt wenn man jedes Azimuth besonders nimmt.

Von Graham, Sisson und Bird, welche wir als hochverdient um die Fortschritte der Beobachtungskunst betrachten, wird auf anderthalb Seiten gehandelt. Dagegen sind der Schule von *Dominicus Cassini* 75 Seiten eingeräumt. Von dem Stifter dieser Schule ist nicht hier, sondern in der *Astronomie moderne* die Rede. Man kann bemerken, dafs die Astronomen welche Delambre zu dieser Schule rechnet, der Wissenschaft äufserst wenig dauernde Früchte geliefert haben, obgleich sie zum Theil nicht ohne Fleifs arbeiteten; sie haben aber das Verdienst der grofsen Vermessungen Frankreichs. Aus der vorliegenden Darstellung ihrer Arbeiten scheint hervorzugehen, dafs dieselben weniger durch das Streben nach der zu jeder Zeit erreichbaren Vollendung geleitet worden sind, als durch den Nutzen; oft hat es auch so sehr an mathematischer Einsicht gefehlt, dafs man den Vorzug der von Newton entwickelten Wahrheit vor älteren Irrthümern nicht zu erkennen wufste.

Von Louville ist gleichfalls wenig übrig geblieben. Delisle hat den Halleyschen Kometen in Frankreich zuerst wiedergesehen; Delambre sagt „wahrscheinlich weil die anderen Astronomen ihm die Sorge, denselben zu suchen überlassen hatten. Sie wufsten dafs er selbst Messier diese Sorge übertragen hatte, welcher nichts anderes zu thun hatte und wirklich, länger als ein Jahr, alle seine Nächte dabei verlor. Man war sicher, dafs La-Caille das Vergnügen, den Kometen seinen Genossen zuerst anzuzeigen, nicht für diesen Preis erkaufen wollte." Das Factum, einfach ausgesprochen, ist, dafs die Anderen den Kometen nicht gefunden haben, und dafs die Ehre davon nicht ihnen, sondern Messier — Delisle gebührt. In dem Artikel über Bouguer und an vielen anderen Stellen des Buchs, ist von der Strahlenbrechung die Rede: die Ta-

Digitized by Google

feln der verschiedenen Astronomen, oder Auszüge daraus, werden immer angeführt, allein sie haben, nach den später erlangten Kenntnissen, kaum ein Interesse, wenn sich die Temperatur der Luft und der Barometerstand, für welche sie gelten sollen, nicht ausmitteln lassen. Von der wahren mathematischen Theorie der Refraction, welche Kramp und Laplace fanden, ist nur in einer von Mathieu angehängten Note die Rede. Ueber den, mit der Zenithdistanz veränderlichen Einfluſs der Temperatur, finden wir nichts angeführt, obgleich er durch die Theorie sowohl erwiesen, als durch die geringen wahrscheinlichen Fehler, welche die Königsberger, nach dieser Theorie construirte Tafel, bei den ihr zum Grunde liegenden Beobachtungen übrig läſst, bestätigt worden ist; im Gegentheil bleibt Delambre bei seiner früheren Aeuſserung über Tobias Mayers, diesen Einfluſs zum Theil berücksichtigende, Formel. Statt der Tafeln der verschiedenen Astronomen, oder neben denselben, hätte untersucht werden sollen, in wiefern die angewandten Beobachtungsmittel, und die Anordnung und Consequenz der Untersuchungen, ein sicheres Resultat erwarten lieſsen, denn es ist bei dieser Gelegenheit, und überhaupt im Laufe der Zeit, augenfällig genug geworden, daſs diese Erfordernisse vorhanden seyn müssen, wenn die Resultate Zutrauen verdienen sollen. Dieses ist immer deutlicher hervorgetreten und wirklich eins der hauptsächlichsten Ergebnisse der Erfahrungen, welche im letzten Jahrhundert gesammelt worden sind. Eine Geschichte der Wissenschaft sollte, vor Allem, solche Hauptsachen in helles Licht zu setzen suchen; wir müssen aber aus vielen Gründen urtheilen, daſs Delambre keinen Sinn dafür hatte. — Die Art wie der, unter den Französischen Astronomen vielfach verhandelte Streit darüber, ob die Schiefe der Ecliptik beständig oder veränderlich sey, aufgefaſst wird, hat auch nicht unseren Beifall: es ist wirklich gleichgültig, ob einer das Wahre errieth oder das Falsche, wenn er nicht hinreichende Gründe für seine und gegen die andere Meinung geltend machen konnte. Der Streit wäre übrigens erheblicher gewesen, wenn er früh veranlaſst hätte, eine Entscheidung darüber zu suchen, ob eine Bewegung der Ecliptik, oder eine des Aequators, die Ursache des Phänomens sey; allein solche gründlichere Auffassung der Aufgaben scheint noch nicht an der Zeit gewesen zu seyn. — Von Marinoni, der sich mit neuen Einrichtungen an Instrumenten viel beschäftigte, allein der Astronomie keine Zusätze lieferte, wird treffend gesagt. „Er scheint fast alle seine Muſse verwandt zu haben, um seine Instrumente verfertigen zu lassen und zu berichtigen. Die Zeit, einen nützlichen Gebrauch davon zu machen, hat ihm gefehlt."

Das VI. Buch ist mit glänzenden Namen: Bradley, Mayer, Cotes, La Caille überschrieben und soll also von groſsen Verdiensten um die Astronomie Bericht erstatten. Delambre hat diese schöne Aufgabe nicht so aufgelöset, wie es einem Geschichtschreiber geziemt: er geht darauf aus, La Caille in keinem Punkte unter Bradley erscheinen zu lassen, und sucht, wo sein Landsmann etwas von Bradley gethanes nicht, oder weniger vollständig gethan hat, das Verdienst davon zu verkleinern; wenn dieſs nicht angeht, so sucht er einen anderen, früheren oder gleichzeitigen Astronomen, so nahe als möglich mit Bradley auf dasselbe *Niveau* zu bringen, damit dieser weniger hervorrage. Eitele Mühe! — kein Leser kann dadurch überzeugt werden. Das sichtbare Bestreben den Einen zu erniedrigen und den Anderen zu erhöhen, würde selbst den entgegengesetzten Eindruck hervorbringen, wenn nicht die herrliche Eigenschaft La Cailles, fleiſsige und möglichst reife Arbeiten beizusteuern, ihn vor ungeschicktem Lobe, wie vor ungerechtem Tadel sicherte. — An mehreren Stellen dieses Buches sucht Delambre seinem Landsmanne Picard einen Theil der Ehre der Entdeckung der Aberration des Lichtes zuzueignen, welche bisher Bradley allein gehört hat. Die Stelle worauf er diesen Anspruch gründet, kömmt in der *Voyage d'Uranibourg* vor, und Picard sagt dort, daſs er Veränderungen der Meridianhöhen des Polarsterns beobachte, welche eine jährliche Periode haben und nicht durch eine Parallaxe erklärt werden können: gegen den April sey die Höhe in der unteren Culmination einige Secunden kleiner als im Wintersolstitio, während sie, der Präcession zufolge, 5″ gröſser seyn solle; im August und September sey die Höhe in der oberen Culmination, wie im vorangegangenen Winter, und selbst zuweilen etwas gröſser, obgleich sie 10 bis 15″ kleiner seyn solle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 24.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1829.

Histoire de l'Astronomie du dix-huitième siècle, par M. Delambre, publiée par M. Mathieu.

(Fortsetzung.)

Um zu sehen, in wiefern Picard hierdurch die Wirkung der Aberration getroffen hat, muſs man die Rechnung zu Rathe ziehen, welche zeigt, daſs die Declination sowohl Ende März als Ende August, (welche Zeiten die von Picard nicht ganz bestimmt angegebenen zu seyn scheinen), 15 bis 16″ kleiner ist, als zur Zeit des vorangegangenen Wintersolstitiums. Die untere Culmination muſs also, zu der ersten Zeit, eine um 15 bis 16″ kleinere Höhe, die obere zu der zweiten Zeit eine um eben so viel gröſsere ergeben, als zur Zeit des Solstitiums. Dieses stimmt aber nicht mit Picards Beobachtung überein, von welcher also angenommen werden muſs, daſs sie nicht bis auf so wenige Secunden sicher gewesen ist, als in dieser Frage entscheidend sind. Es wäre, bei den Mitteln der damaligen Zeit, ein bloſser Zufall gewesen, wenn Picard die Wahrheit näher getroffen hätte; daſs er sie so nahe getroffen hat, ist ein Beweis seiner Aufmerksamkeit und Genauigkeit, welcher an sich rühmlich ist, allein ihn eben so wenig zu einem Anspruche auf Theilnahme an der Entdeckung der Aberration berechtigt, als die erste Bemerkung der Unregelmäſsigkeiten des Planetenlaufs Anspruch auf Theilnahme an der Erfindung des Copernicanischen Systems giebt. Ueberdieſs redet Picard nur von dem Polarsterne, und seine Hülfsmittel würden ihn, auch wenn er darauf ausgegangen wäre, nicht in den Stand gesetzt haben, zu entscheiden, ob der Unterschied der Höhen einer Veränderung der Declination des Sterns, oder der Polhöhe zuzuschreiben sey. Und wenn Picard auch weiter gegangen wäre, aber das Phänomen nicht erklärt hätte, so wäre und bliebe Bradley doch der wahre Entdecker desselben. Delambre führt bei einer anderen Gelegenheit die Stelle von La Caille an: „*Si quis vero nonnullas inter observata sua dissensiones pro novis in coelo inaequalitatibus gestiat propalare, eum, nisi simul causis hisce physicis consentaneas ostenderit, Detectoris nomen infeliciter ambire, puta, Astronomiaeque perturbatorem potius quam promotorem, agere.*" — Diese Stelle hätte einem unbedingten Bewunderer von La Caille wohl im Gedächtnisse bleiben können, auch wenn er die undeutlichen, von einem Anderen bemerkten, gar nicht zum Ziele führenden Spuren, hervorheben wollte. — Vergleicht man vollends die Aeuſserung Picards, mit den Maſsregeln welche Bradley ergriff, um das Phänomen vollständig zu erkennen und um die Möglichkeit jeder Täuschung zu entfernen, mit Maſsregeln, welche ein vielleicht nie übertroffenes Beispiel vollendeter Experimentirkunst geben, so wird man den Theil der Ehre der Entdeckung, welcher Picard zukömmt, für ganz unmerklich halten müssen. — Nachdem Delambre die merkwürdige Geschichte der groſsen Sammlung von Beobachtungen, welche erst so lange nach Bradley's Tode gedruckt wurde, angeführt hat, macht er an mehreren Stellen Bemerkungen darüber, wovon wir einige anführen wollen. Er tadelt die Bezeichnungsart der Brüche der Secunden, welche Bradley in Drittel und Achtel zu theilen pflegte und zieht die bequemeren, jetzt üblichen Zehntel vor; allein er fügt hinzu „nichts von alle dem ist von groſser Genauigkeit, und Maskelyne that sehr wohl, die ganze so schlecht erfundene Bezeichnungsart zu ändern." Gegen die Aenderung ist nichts einzuwenden, allein daſs Bradleys Eintheilung der Secunden von geringerer Genauigkeit gewesen seyn solle, davon sehen wir keinen Grund; auf jeden Fall ist dieses ein sehr unerheblicher Gegenstand, es hängt von ganz anderen Dingen ab, ob Beobachtungen gut sind oder nicht. Einige ähnliche Bemerkungen übergehen wir mit Stillschweigen, allein daſs die Anzahl der Beobachtungen Bradley's zu gering seyn sol-

Digitized by Google

le, hätten wir nicht zu lesen erwartet: „die Beobachtungen von Blifs sind noch weniger zahlreich, als die von Br."; ferner „die von Maskelyne sind noch weit weniger zahlreich als die von Br."; endlich S. 628. „Br. hat nicht alles gethan was man Recht hatte von einem so geschickten Astronomen zu erwarten, der so vortheilhaft gestellt war, dafs er seinen Catalog hätte vergröfsern können." Dennoch enthalten die Beobachtungen Bradley's über 3000 Sterne, bei weitem die meisten sehr häufig wiederholt, sie enthalten die vollständigsten Reihen von Sonnen-, Mond- und Planeten-Observationen, alles was zur Untersuchung der Reductionselemente nöthig ist; ihre Anzahl wird etwa fünfundsechzig Tausend betragen.— Aus allen seinen Anführungen über diese Beobachtungen zieht Delambre das Resultat: „dafs diese, so lange erwartete Sammlung nicht vollständig den Erwartungen entspreche, welche man sich davon, nach dem grofsen Rufe ihres Autors, gemacht habe. Die Beobachtungen Maskelynes haben sie in den Schatten gestellt, obgleich sie noch weit weniger zahlreich seyen; diese scheinen mit mehr Sorgfalt gemacht, indem von den fünf Fäden des Mittagsfernrohrs eine fortwährende Anwendung gemacht werde. Wenn man übrigens die Beobachtungen von Bradley oder von Maskelyne, und aller Sternwartenvorsteher, welche Assistenten haben, allen anderen vorziehe, so wisse man nicht, ob man nicht die Beobachtungen von Gael Morris, oder von Charles Mason, oder von einem noch unbekannteren Assistenten vorziehe; in der That werde der Vorzug oft mehr dem Instrumente, als dem Astronomen gegeben." — Was den zuletzt erwähnten Gegenstand betrifft, so müssen wir bekennen, dafs es uns wirklich ziemlich gleichgültig erscheint, ob der Assistent oder der Astronom selbst, eine Beobachtung gemacht hat, vorausgesetzt dafs kein beständiger Unterschied zwischen den Zeitangaben beider Beobachter ist, oder dafs die Einwirkung desselben, durch Absonderung der Beobachtungen beider, vermieden ist: Zählen, Ablesen und Anschreiben kann Jeder, und sollte der Assistent keine Uebung darin erlangt haben, oder nachläfsig seyn, so würde dieses sich in der Vergröfserung der zufälligen Beobachtungsfehler zeigen, also leicht entdeckt, und dann durch eine Aenderung der Person des Assistenten beseitigt werden können; indem man die zufälligen Beobachtungsfehler aus den vorhandenen Reihen selbst untersucht, erhält man den Inbegriff der Fehler dieser Art, sie mögen vermeidlich oder unvermeidlich seyen. Ist der so herausgebrachte wahrscheinliche Fehler klein genug, um den Beobachtungen Zutrauen zu erwerben, so verdienen sie dieses, sie mögen von dem Einen oder von dem Anderen gemacht seyen. Aber aufser dem zufälligen Fehler, über den man sich leicht beruhigen kann weil man die Mittel dazu in der Uebereinstimmung der Beobachtungen selbst findet, können noch andere Fehler vorkommen, welche gefährlicher sind indem sie sich nicht sogleich zeigen; dieses sind die unerkannten Fehler der Instrumente, welche man durch zweckmäfsige Prüfungen derselben und durch umsichtige Anordnung der Beobachtungsreihe, erkennen oder unschädlich machen mufs. Dazu ist mehr erforderlich als Zählen, Ablesen und Anschreiben; es gehört dazu ein tieferes Eindringen in die Natur der Hülfsmittel und der Beobachtungen selbst. Die Vermeidung dieser Art der Fehler macht den Beobachter, der, wenn er gehörig dafür sorgt, sich nach Willkühr mit Gehülfen umgeben kann. Hier zeigte sich Bradley als Meister. — Den wahrscheinlichen Fehler einer Rectascension hat übrigens Referent, in seiner Arbeit über diese Beobachtungen = 0″,1426 in Zeit, den einer Declination = 0″,98 gefunden; statt einen Verdacht auf Bradley's Beobachtungen zu werfen, hätte Delambre diese Zahlen angreifen und überdies noch zeigen sollen, wie noch genügendere Prüfungen der Instrumente und noch zweckmäfsigere Anordnung der Beobachtungen, zu machen gewesen wären. Was die Vergleichung mit Maskelyne anlangt, so müssen wir auch darin entgegengesetzter Meinung seyn, denn die fünf Fäden, (welche Bradley auch oft beobachtete), begründen den Vorzug nicht. Einerseits hätte Delambre irgend einen 10 oder 20 Mal, an einem einzelnen Faden beobachteten Stern genau berechnen sollen, um dadurch das Zutrauen kennen zu lernen, welches die Uebereinstimmung der Bradleyschen Beobachtungen einflöfst; andererseits hätte er sich an die bekannte, der Astronomie so nachtheilige Erscheinung erinnern sollen, welche einen grofsen Theil des Werthes der Beobachtungen des sorgfältigen Maskelyne vernichtet, nämlich an den durch den langen Gebrauch der Mauerquadranten entstandenen, erst in diesem Jahrhundert entdeckten Fehler dieses Instruments. Wenn beides geschehen wäre, so würde er wohl nicht so unbedingt ausgesprochen haben, dafs der

Digitized by Google

Nachfolger den Vorgänger in Schatten stelle; im Gegentheil würde er erkannt haben, dafs die nachfolgenden Beobachtungen weniger gut sind als die vorangegangenen, indem sie nur dadurch richtig reducirt werden können, dafs man ihnen die Oerter der Sterne zum Grunde legt, welche aus Bradley's und neueren Bestimmungen hervorgehen. Vergleicht man die Objecte beider Beobachter, so sieht man sogleich, dafs der eine die ganze Astronomie umfassen, der andere nur für das Sonnensystem sorgen wollte.

Delambre erzeigt dem Referenten die Ehre, seiner Bearbeitung der Bradley'schen Beobachtungen zu gedenken. Wir würden hier nichts davon erwähnen, wenn nicht auffallende, Bradley angehende Mifsverständnisse zu berichtigen wären. Er tadelt den Titel, auf welchem Bradley *vir incomparabilis* genannt ist, weil es nicht gewöhnlich sey, Adjective und Superlative auf den Titel zu setzen. Wir glauben Delambre hat Recht, entschuldigen uns aber mit damals jugendlichem Blute, dessen Aufwallung für Bradley, selbst durch die vorangegangene Berechnung von vielleicht 40000 Beobachtungen nicht gedämpft worden, vielmehr während derselben entstanden war. — Die Mifsverständnisse, welche wir zu berichtigen wünschen, bestehen in der Behauptung von Unzuverläfsigkeiten der Instrumente und ihrer Berichtigungen, da wo keine vorhanden seyn möchten. Der Fehler der Theilungen des Sectors von etwa 2″ für jeden Grad, war Bradley keinesweges unbekannt, sondern findet sich am 28. Jan. 1750. angegeben. Der alte Quadrant zeigt sich allerdings sehr veränderlich, allein die Veränderlichkeit fand ihre völlige Erklärung in einem Einflusse der Temperatur, für welchen eine Formel aus den Beobachtungen abgeleitet werden konnte, welche alles in Uebereinstimmung brachte; dieses hätte nicht verschwiegen werden sollen, wenn die Veränderlichkeit erwähnt wird; oder wenn das Instrument als unzuverläfsig erscheinen sollte, so hätte auch gesagt werden müssen, dafs keins der aus den Beobachtungen gezogenen Resultate auf diesem Instrumente, sondern alle auf dem neuen Quadranten beruhen. Sogar die Collimationsfehler der Quadranten werden — unbegreiflicherweise! — angeführt, um Bradley's Anspruch auf den Ruhm eines unvergleichlichen Beobachters zu bestreiten. Was die Abweichungen des Mittagsfernrohrs von der Ebene des Meridians oder seinen Collimationsfehler anlangt, so geben sie gleichfalls keinen Anlafs, die Güte der Beobachtungen zu bezweifeln. Um dieselben zu bestimmen, wurden die Beobachtungen des Polarsterns (welche nie fehlen), sämmtlich bezeichnet, und sobald sich dadurch eine kleine Veränderung im Instrumente zeigte, die nächstfolgende Prüfung desselben durch das Meridianzeichen, durch die Wasserwage und durch das Umlegen, benutzt, um die Qualität des Fehlers, dessen Quantität der Polarstern ergab, zu finden. Diese Abweichungen des Instruments haben sich fast immer so klein gezeigt, dafs man sie, ohne grofsen Nachtheil, hätte ganz vernachläfsigen können; sollen sie eine Unsicherheit begründen, so können sie es wenigstens nicht durch ihre Existenz, sondern nur durch eine Unrichtigkeit in ihrer Festsetzung aus den Beobachtungen; denn man kann mit einem Instrumente, welches zehnmahl unrichtiger aufgestellt ist, eben so genau beobachten, wenn man den Fehler kennt und in Rechnung bringt. Es hätte also, um einen gegründeten Zweifel aussprechen zu können, die Rechnung angefochten werden müssen, was aber ohne Nachrechnung nicht geschehen kann. Hätte sich aus den Beobachtungen ergeben, dafs die Aufstellung des Instruments sehr wandelbar gewesen wäre, dann wäre ein Zweifel gegründet, indem man dann keinen Grund gehabt hätte, auf die durch den Polarstern erkannte Abweichung so lange zu rechnen, bis eine neue Beobachtung vorkömmt; das Instrument stand aber so fest, dafs Referent bis heute noch kein fester stehendes kennt, wefshalb er auch das Urtheil Delambres, der die Abweichungen sehr veränderlich nennt, für ungegründet erklären mufs. Einige Astronomen sollen die Art gehabt haben, an ihrem Mittagsfernrohre täglich zu schrauben, um es auf das Meridianzeichen zurückzuführen oder sein Niveau zu berichtigen; wenn Bradley dieses gethan hätte, so wäre sein Instrument immer ohne angegebene Abweichungen geblieben, allein da er ein guter Beobachter war, so that er es nicht, sondern liefs die Beobachtungen stetig fortschreiten und observirte den Polarstern fleifsig, um dadurch das Maafs der anzubringenden Verbesserung zu erhalten. — Man begreift kaum, wie ein erfahrener Astronom Zweifel, wie die angeführten, geltend zu machen suchen konnte! — Die Schlüsse woraus folgen soll, dafs die Bestimmungen von Bradley Fehler besitzen, verstehen wir zum Theil nicht, obgleich wir sicher überzeugt sind, dafs kein einziges aus Beobachtungen gezogenes

Digitized by Google

Resultat frei davon ist; die Differenzen der von Bradley selbst und von Hornsby berechneten Cataloge, mit dem neueren (S. 429.), sind Rechnungsdifferenzen, die den Beobachtungen nicht zur Last fallen, sondern entweder den Rechnungselementen oder den Rechnern. Mit der Praxis des Mittels aus mehreren Bestimmungen (S. 429.) verfährt man übrigens oft zu leichtsinnig; es müssen ganz gleichartige Bestimmungen seyn, aus welchen man geradezu ein Mittel nimmt, von gleichem eigenthümlichen Gewichte! — aus zwei Rechnungsresultaten, welche auf denselben Beobachtungen beruhen, kann nie ein Mittel genommen werden, denn wenn sie nicht übereinstimmen, so ist wenigstens eins von beiden falsch. Man muſs dann darauf ausgehen zu erkennen, welches den Vorzug verdient, und wenn beide unrichtig sind, muſs man neu rechnen.

Alle diese Bemerkungen scheinen dem Verfasser noch nicht hinreichenden Schatten auf die Resultate der Bradley'schen Beobachtungen zu werfen, denn er kömmt bei jeder Gelegenheit auf diese Materie zurück. Sie werfen in der That keinen Schatten darauf, allein das Folgende ist eben so wenig dazu geeignet. In dem Artikel über La Caille finden wir eine Vergleichung von 148 Sternörtern, von diesem Astronomen und von Bradley bestimmt; dabei kommen beträchtliche Unterschiede vor, zwischen den Angaben von La Caille und sowohl der Hornsbyschen Ausgabe des Bradleyschen Verzeichnisses von 389 Sternen, als des Referenten neuer Berechnung der Beobachtungen, welche beide letztere oft mehrere Secunden von einander abweichen. Dabei frägt Delambre „warum hat Bradley diese Verbesserungen nicht angezeigt (er meint die durch die spätere Rechnung angegebenen) wenn sie nöthig waren?" — man kann nichts anderes darauf antworten, als daſs er sie wohl angezeigt haben würde, wenn er sie gekannt hätte. Wir haben dagegen geglaubt, daſs die ziemliche Uebereinstimmung (einige Schreib- oder Rechnungsfehler ausgenommen) der von Bradley und seinen Gehülfen gezogenen Resultate mit den neueren, alles ist, was man bei den Rechnungshülfsmitteln einer früheren Zeit, vor der Beendigung der ganzen Beobachtungsreihe, erwarten kann. Das Hauptresultat, welches aus der Vergleichung der 148 Sterne gezogen wird, ist daſs La Caille die Rectascensionen im Mittel $0^{\prime\prime},42$ (Zeit) kleiner angiebt als Bradleys Beobachtungen. Dieses, meint Delambre, könne man dem von Pond bemerkten Umstande zuschreiben, daſs dasselbe Mittagsfernrohr, welches Bradley gebraucht hat, sich nicht im Verticalkreise drehet, wenn seine Axe horizontal ist, sondern nahe in einem Stundenkreise. Beiläufig bemerken wir hierbei, daſs Ponds Prüfung nach Maskelynes Tode vorgenommen wurde, und das Instrument damals nicht mehr unverändert war, indem es ein achromatisches Objectiv erhalten hatte, welches vielleicht schwerer ist als das frühere einfache und dadurch eine vielleicht früher nicht vorhandene Biegung erzeugt; allein zur Sache gehörig ist, daſs wenn das Instrument einen Stundenkreis oder allgemeiner einen gröſsten Kreis beschrieb, und dann, nach Bradleys Beispiele, durch den Polarstern in Beziehung auf den Pol berichtigt wurde, die Lage dieses gröſsten Kreises gegen den Horizont oder Meridian ganz gleichgültig bleibt, indem die Reduction der Rectascensionsunterschiede nur von der Entfernung derselben vom Pole abhängt. Sollte Delambre dieses nicht eingesehen haben? — Doch Bradley beobachtete in beiden Lagen der Axe, wodurch auch eine Ausweichung der Absehenslinie aus dem gröſsten Kreise so unschädlich wird als geschehen kann. Endlich hätte Delambre bedenken können, daſs wenn die Bradleyschen Rectascensionen beträchtliche, von der Declination abhängige Fehler hätten, dieselben bei der Vergleichung mit neueren Beobachtungen, z. B. dem Piazzischen Verzeichnisse, sichtbar geworden seyn müſsten. — Wir führen noch eine Stelle an S. 524.: „Man hat sich vielleicht etwas zu leicht überredet, daſs Bradley, mit weit gröſseren Instrumenten, weit besser beobachtet haben müsse (als La Caille); bis zu einem gewissen Puncte ist das wahrscheinlich. Man hat sich erinnert, daſs Bradley die Aberration und Nutation entdeckt hatte, und man hat gedacht daſs er ein besserer Beobachter seyn müsse. Die Folgerung war gewagt. Veränderungen von Zenithdistanzen, die nicht 6° überschreiten, zu beobachten, ist unter allen Beobachtungen das einfachste und leichteste." —

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 25.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1829.

Histoire de l'Astronomie du dix-huitième siècle, par M. Delambre, publiée par M. Mathieu.

(Schluſs.)

„Die Strahlenbrechungen haben wenig Einfluſs, die Uhr keinen. Aber kennen wir diese Zenithdistanzen? es scheint, der Autor hat sie unterdrückt; und wenn wir nach dem was er selbst sagt urtheilen, so haben sie keine bessere Uebereinstimmung, als alle andere Astronomen, welche mit Zenithsectoren, selbst von weit kleineren Radien beobachteten, erhalten haben." — Ferner „wir bedauern, daſs er etwas zu sehr vernachläſsigt hat, uns die Verificationen seiner Instrumente mitzutheilen, und daſs er nicht La Caille nachgeahmt hat, in der Sorgfalt, alle Prüfungen dessen, was er gesehen und berechnet hat, bekannt zu machen. Man könnte denken, daſs, um sich eine etwas übertriebene Reputation beizulegen, es gut seyn kann sich nicht zu offen zu zeigen." — Hier kann Referent nicht vermeiden, wieder an sein Buch zu erinnern: es enthält die offenbarsten Beweise, daſs nicht nur die kleinen Zenithdistanzen, sondern alle Arten von Beobachtungen, ganz vortrefflich gelungen sind, selbst Geradeaufsteigungsunterschiede von 12 Stunden (S. 112 etc.); ferner davon, daſs gerade Bradleys Beobachtungen sich durch das Vorhandenseyn aller Prüfungsmittel, so vortheilhaft auszeichnen, daſs wir wenigstens hierin ihren wahren Werth zu sehen geglaubt haben.

Delambre geht sogar so weit, daſs er eine genaue Berechnung der Bradleyschen Beobachtungen für ziemlich überflüssig erklärt. Wir haben schon oben gesagt, daſs wir nicht wissen, was ihm nützlich, was unnütz erscheint; allein wenn eine genaue Berechnung von Beobachtungen überflüssig ist, so sind auch genaue Beobachtungen selbst überflüssig; auch möglichst genaues Anschlieſsen der Theorien an die Beobachtungen ist dann überflüssig, kurz jede Bemühung es in der Astronomie der Wahrheit näher zu bringen, ist überflüssig. Das ist eine Lehre die Keiner predigen kann, der die Astronomie und ihre wahren Bedürfnisse kennt! wir müssen annehmen, und glauben auch nicht darin zu irren, daſs er, derselbe Delambre, der so viel und seiner Zeit angemessen, also verdienstlich, für die Wissenschaft gearbeitet hat, die von ihm selbst, in jener früheren, nicht die Vorarbeiten der gegenwärtigen besitzenden Zeit, gemachten Bestimmungen und Untersuchungen, noch in einer späteren als die Grenze der Astronomie darstellen will. Allein dieses ist eine Sache von Wichtigkeit: wir haben kein Bedenken unsere Ueberzeugung zu erklären, daſs nur ganz gründliche und consequente Benutzung der vorhandenen Beobachtungen uns dem Ziele nähern kann, welches so oft als schon erreicht dargestellt ist. Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir dieses näher erläutern wollten; allein Jeder sieht, wenn er nur sehen will, daſs z. B. unsere Kenntniſs des Sonnensystems, so lange rohe, d. i. unter der Kraft der vorhandenen Beobachtungen bleibende, Annäherung seyn wird, bis wir aufhören werden, auf zweifelhafte Folgerungen aus diesen Beobachtungen zu bauen. — Wenn die Grundlage unserer Untersuchungen aber fest gelegt werden soll, so wird man, trotz aller Demonstrationen gegen Bradleys Beobachtungen, immer zu diesen zurückkehren. Sie sind dermaſsen überwiegend, in jedem Betrachte, daſs die gleichzeitigen von La Caille und Mayer fast dagegen verschwinden, obgleich es gar nicht nach unserem Sinne seyn würde, wenn man nicht auch aus diesen den Nutzen zöge, den sie gewähren können. Alles dieses muſs, unserer Ueberzeugung zufolge, verarbeitet werden, und wir zweifeln nicht, daſs Mancher dadurch der Sache weit mehr Nutzen bringen würde, als durch jetzt gebräuchlichere, leichtere Arbeiten am Himmel selbst.

Tobias Mayer wird weit richtiger beurtheilt als

Digitized by Google

Bradley. Man sieht wie die grofse Idee, die unordentlich erscheinende Mondsbewegung vollständig kennen zu lernen, dieses grofsen Astronomen Schritte leitete; wie sie in seine Bemühungen um die Theorie und um die Praxis einen Zusammenhang brachte. Es ist wahrscheinlich ein Glück für die Wissenschaft gewesen, dafs Mayer nicht die Bestimmung hatte, einer Sternwarte vorzustehen, welche so reich ausgerüstet gewesen wäre als die Greenwicher. Zwei Aufgaben von solchem Umfange, wie die, welche zu derselben Zeit von Bradley und von Mayer aufgelöset wurden, müfsten sich gegenseitig gestört haben, wenn Ein Mann sie hätte vereinigen wollen. Der Nutzen, welchen die Wissenschaft aus einer Theilung der Beschäftigungen Verschiedener ziehen könnte, sollte ernstlicher erwogen werden, zumahl von Denen, welchen Fähigkeit und Neigung verstattet, eine von der gewöhnlichen abweichende Bahn zu betreten.

Von La Caille spricht Delambre mit Vorliebe, wie wir schon angedeutet haben. Dieses ist dem Werthe des Mannes angemessen. Wahre Liebe und feuriger Eifer für die Astronomie beseelen alle seine Schritte; er wird nie müde Opfer zu bringen; er rechnet auf eigene Kraft, er macht Niemanden den Hof, sondern dient nur treu seiner Königin, der Astronomie. Dergleichen Eigenschaften mufsten Erfolge hervorbringen, deren ungeschmückte Darstellung dem Lobredner genügen könnte, geschweige denn dem Geschichtschreiber. Man sieht keinen Grund, weshalb dieser unrichtige Vergleichungen anstellt und auch Schwächeres beschönigt. Die hauptsächlichsten Arbeiten La Cailles sind seine Untersuchungen über die Sonnenbewegung, welche er auf eine eigene Arbeit über alte Beobachtungen von Walter und auf neue von ihm selbst, mit einem Fleifse und einer Genauigkeitsliebe gründete, welche man ehrenvoll nennen kann, und welche durch ausgezeichnetes Gelingen der meisten Bestimmungen belohnt wurde; — seine Beobachtungen und der darauf gegründete Catalog von 397 Sternen; — seine Bestimmung von 10000 südlichen Sternen, auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung; — seine Gradmessung und seine Beobachtungen zur Erfindung der Mondsparallaxe daselbst; seine Verification der Gradmessung längst des Pariser Meridians; endlich seine Untersuchung über die Strahlenbrechung. Alle diese Arbeiten sind mit Liebe zur Sache, mit Umsicht und Scharfsinn gemacht, oft mit so geringen Hülfsmitteln, dafs sie den Zweck mangelhafter erfüllt haben würden, wenn La Caille nicht in jeder Verlegenheit eine Aushülfe zu finden gewufst hätte.

Bekanntlich fand La Caille die astronomische Strahlenbrechung weit gröfser als sie wirklich ist; die wahrscheinliche Ursache davon war ein Theilungsfehler in dem ganzen Bogen des Instruments, den man aber nicht direct bestimmt, sondern aus der Abweichung der Refraction gefolgert hat. Delambre untersucht dieses hier etwas näher und findet, dafs man die Refractionen von La Caille mit den jetzt bekannten in ziemliche Uebereinstimmung bringen kann, wenn man den Theilungsfehler so bestimmt, dafs diese Uebereinstimmung möglichst nahe stattfindet. Vollständig kann die Uebereinstimmung aber nicht seyn, weil der Fehler des Instruments der Zenithdistanz, die Refraction aber beinahe der Tangente derselben proportional ist. Er sucht La Caille zu entschuldigen, dafs er diesen Fehler übersehen. Allein die Sicherheit, mit welcher La Caille auf sein Resultat rechnet, ohne entscheidende Mittel angewandt zu haben, sich von der hier so nothwendigen Richtigkeit seines Instruments zu versichern; der Mangel anderweiter Prüfungen der Refraction, etwa durch obere und untere Culminationen von Sternen; die Nichtberücksichtung der Opposition mit den Resultaten anderer Beobachter, gegen welche doch keinesweges Gründe der Nichtigkeit geltend gemacht werden konnten; die Unterlassung der Anwendung der Theorie, welche, auch in ihrem damaligen Zustande (Simpsons Formel ist von 1743.) zeigte, dafs die La Cailleschen Refractionen für gröfsere und kleinere Zenithdistanzen nicht nebeneinander bestehen konnten; — dieses alles hätte La Caille vermeiden können, und es hätte einen Geschichtschreiber desselben, wohl veranlassen sollen, diesen Gegenstand anders aufzufassen als Delambre gethan hat, womit eine Darstellung des eigentlich Verdienstlichen in dieser Untersuchung gut vereinbar geblieben wäre. So wie die Sache hier genommen ist, erscheint es, als ob die Resultate von La Caille ganz frei von dem Fehler der Refraction wären; dieses ist aber keinesweges der Fall, sondern es ist eine neue Reduction derselben nothwendig, wenn man ihre Genauigkeit sonst gegen die durch Bradley's Beobachtungen erlangte stellen will. Delambres Aeufserung, dafs ein Fehler von einer Secunde im Bogen des ganzen Quadranten, einen Fehler von einer halben Secunde in der Strah-

Digitized by Google

lenbrechung für 45° hervorbringen müsse, ist die Folge einer unrichtigen Ansicht, oder, wenn man lieber will, es würde dieses nur bei einer unrichtig angeordneten Untersuchung stattfinden; das darauf beruhende Raisonnement gegen Bradley's Strahlenbrechung, welches gar keinen Grund hat, indem Bradley ja seine Quadranten in Beziehung auf den Theilungsfehler prüfte, bedeutet also auch von jener Seite nichts. — Eine auffallende Erscheinung bietet die, schon oben erwähnte Vergleichung von 148 Stern-Oertern dar: die Rectascensionen von La Caille werden im Ganzen, vergleichungsweise mit denen von Bradley, desto kleiner, je nördlicher die Sterne sind, und zwar ist der Unterschied zwischen südlichen und nördlichen Sternen nicht unbeträchtlich, sondern steigt, im Mittel, über eine Zeitsecunde hinan. Hiervon sollte man den Grund auszumitteln suchen. Referent hat die Fundamente von La Caille nie erhalten können, so sehr er sich darum bemüht hat; er kennt daher die Beobachtungen nur aus den, an verschiedenen Orten darüber vorkommenden Nachrichten; bei diesem Mangel eigener Kenntnifs mufs er es Anderen überlassen zu untersuchen, ob etwa der Fehler darin liegen könne, dafs die correspondirenden Höhen, welche die Rectascensionen ergeben haben, ohne Rücksicht auf die Veränderungen der Refraction berechnet seyen. Wenn dieses der Fall ist (weder Delambre, noch ein Anderer gedenkt dieser Rücksicht) so mufs ein Fehler in demselben Sinne, in welchem er wirklich stattfindet, entstehen; denn die östlichen Höhen müssen meistentheils bei dem Anfange der Nacht, die westlichen später, wenn es kälter geworden ist, beobachtet seyn, woraus eine subtractive Verbesserung für die Culminations-Momente, und zwar eine gröfsere für südliche Sterne als für nördliche, entstehen mufs. — Es wäre gewifs weit interessanter, diesen Gegenstand gründlich und unparteiisch zu untersuchen, als die Beobachtungen La Cailles, welche in jeder Hinsicht nicht so durch Hülfsmittel unterstützt wurden, als die Bradleyschen, geradezu neben diese zu setzen, und das Mittel aus beiden, als das Sicherste, zu empfehlen. — „Wenn man" sagt Delambre „zwei Secunden bei einer Rectascension von La Caille bezweifeln kann, so wird man eine bei Bradley bezweifeln können; der Unterschied ist nicht sehr erheblich". Wäre es so, so würde der Unterschied wirklich sehr erheblich seyn und zu einem Mittel aus beiden Resultaten, müfsten dieselben im Verhältnisse von 4 zu 1 stimmen; allein ob es so, oder schlechter oder besser ist, mufs, ehe man urtheilt, für die La Cailleschen Beobachtungen, eben so methodisch untersucht werden, als es für die anderen untersucht worden ist.

In der Nachricht von Cotes sagt Delambre, dafs derselbe der Erste sey, welcher die Methode der kleinsten Quadrate vorgeschlagen habe. Herr Mathieu zeigt aber in einer Note, dafs dieses ein Mifsverständnifs und Cotes Regel eine andere ist. Wenn eine unbekannte Gröfse x, aus den durch Beobachtungen gegebenen Gleichungen $x = a$, $x = a'$, $x = a''$, etc. zu bestimmen ist, so hat man, dieser Regel zufolge,

$$x = \frac{\frac{ea}{a-x} + \frac{e'a'}{a'-x} + \frac{e''a''}{a''-x} + \text{etc.}}{\frac{e}{a-x} + \frac{e'}{a'-x} + \frac{e}{a''-x} + \text{etc.}}$$

wo e, e'. e''... die Zeichen (+ oder —) von $a - x$, $a' - x$, $a'' - x$, etc. bedeuten. Zieht man auf beiden Seiten x ab, so erhält man

$$o = e + e' + e'' + \text{etc.}$$

woraus folgt, dafs die Regel die unbekannte Gröfse nicht eigentlich bestimmt, sondern nur fordert, dafs diese, im Falle einer geraden Anzahl von Beobachtungen, irgendwo zwischen den beiden, ihrer Gröfse nach mittleren, beobachteten Werthen liege. Wenn eine ungerade Anzahl von Beobachtungen vorhanden ist, so fällt sie mit der mittleren derselben zusammen. — Von dem Cotesischen Lehrsatze wird gesagt, dafs er eine „*propriété curieuse*" des Kreises ausdrücke.

Obgleich das siebente Buch auch ehrenwerthe Namen, Wargentin, Lalande, Chappe, Maskelyne, Mason enthält, so haben wir doch weniger darüber zu sagen. Bei Wargentin hat uns immer angesprochen, dafs er alle seine Bemühungen auf Einen Gegenstand richtete und diesen so weit vorwärts brachte, als er konnte. Lalande hatte diese Eigenschaft nicht, allein andere sehr gute Eigenschaften und ist überdiefs der Verfasser eines Werkes über die Astronomie im allgemeinen, welches wir, trotz seiner Unvollkommenheiten und seiner Veraltung, noch immer für das brauchbarste seiner Art halten, und auch wegen der häufigen geschichtlichen Nachrichten, welche es über die abgehandelten Gegenstände giebt, weit häufiger zu Rathe zu ziehen Veranlassung haben, als spätere Werke derselben Art. Dieses Werk ist ehrenvoll

Digitized by Google

für seinen Verfasser, weil es den Beweis enthält, dafs er ein Kenner des Ganzen der Astronomie war. — Gründliches Durcharbeiten einzelner Gegenstände war Lalandes Sache nicht; er hat viele derselben vorgenommen, aber vielleicht keinen so erschöpft, wie es möglich gewesen wäre. Doch hat er der Astronomie des Jahrhunderts einen der schönsten Beiträge geliefert, durch seine *Histoire Céleste Française*, durch welche wir den gestirnten Himmel zuerst mit weit gröfserer Vollständigkeit kennen gelernt haben, als vielleicht früher für möglich gehalten wurde. Die Beobachtungen, welche in diesem Werke aufbewahrt sind, hat er nicht selbst gemacht, allein die grofse und schöne Idee dazu, und die Mittel zu ihrer Ausführung, gehören ihm allein und werden ihn unsterblich machen. — Von Maskelyne urtheilt Delambre vielleicht etwas zu oberflächlich. Seit seinem Aufenthalte auf der Greenwicher Sternwarte war die Fortsetzung der Beobachtungen sein Hauptaugenmerk; in der That ein Geschäft von Wichtigkeit, zumahl da, zu derselben Zeit, alle andere Sternwarten Europas nichts Erhebliches beitrugen. Diese lange Reihe von Beobachtungen spielt, weil sie allein steht, eine wesentliche Rolle in der Geschichte des Jahrhunderts, weshalb der Geschichtschreiber alle Mühe hätte anwenden sollen, genau zu zeigen, in welcher Art sie ihre Zeit genügend ausfüllt, oder noch etwas zu wünschen übrig läfst; er hätte darlegen sollen, ob immer genügende Untersuchungen über die Collimation und die sonstigen Berichtigungen der Quadranten vorkommen, er hätte die eigentliche Beschaffenheit des spät bemerkten Fehlers dieses Instruments würdigen sollen. — Wir fühlen wohl, dafs wir hier etwas viel von dem Geschichtschreiber fordern, allein wir betrachten sein Geschäft wirklich, wenn es seinen Zweck erreichen soll, als sehr schwierig und es ist keinesweges unsere Meinung, dafs man es übernehmen soll, ohne bereit zu seyn, allenthalben in gründliche Untersuchungen einzugehen. Diese Forderung aber ist so schwierig zu erfüllen, dafs wir die Hoffnung noch sehr entfernt glauben, eine wahre nnd wirklich genügende Geschichte der Astronomie im letzten Jahrhundert, zu erhalten.

Im letzten Buche verdient der Artikel über Méchain, als vorzüglich gelungen herausgehoben zu werden: die ganze Eigenthümlichkeit dieses Astronomen, mit ihren guten und schlechten Seiten, tritt klar hervor, auch zeigt Délambre, in den vielfachen Verhältnissen, in welche ihn die Vermessungen in Frankreich mit Méchain brachten, eine Feinheit, welche ihm zu grofser Ehre gereicht. —

F. W. Bessel.

XIV.

Philipp Jacob Spener und seine Zeit, eine kirchenhistorische Darstellung von Wilhelm Hofsbach, evangelischem Prediger an der Jerusalems- und Neuen-Kirche zu Berlin. Berlin bei Ferd. Dümmler. 2 Theile. (X. u. 358—390 S.)

Bei Lebensbeschreibungen kann man vorzüglich einen doppelten wissenschaftlichen Zweck haben, entweder die Leistungen und das Wirken eines Mannes psychologisch zu erklären und ein möglichst vollständiges und individualisirtes Bild davon zu geben, welches eigentlich der Standpunct der Biographie für sich gefafst ist; oder es kann bei ihrer Abfassung Absicht seyn durch das Leben eines einzelnen, in seine Zeit mächtig eingreifenden Mannes diese verständlicher zu machen und zwar in einem lebendigen Bilde, um zu zeigen, was für Kräfte und warum gerade diese so einwirken und solche Einwirkung erfahren mufsten. Den letzten Standpunct nimmt der Verfasser der vorliegenden verdienstlichen Lebensbeschreibung Speners ein, indem er dieselbe eine kirchenhistorische Darstellung nennt. Doch versteht es sich, dafs man keinen dieser beiden Standpuncte einseitig behaupten darf, wenn man seinen Zweck erreichen will, indem nur eine psychologisch motivirte Darstellung zeigt, warum gerade diese bestimmte Erscheinung so einwirkte und auf der andern Seite Thätigkeit und Leben des Einzelnen aber wieder nur verständlich werden, wenn die Zeit, in der sie hervortreten, richtig gewürdigt wird. Wie weit der Verfasser diefs erreicht hat, das zu untersuchen wird Hauptgegenstand dieser beurtheilenden Anzeige seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1829.

Philipp Jacob Spener und seine Zeit, eine kirchenhistorische Darstellung von Wilhelm Hofsbach, evangelischem Prediger an der Jerusalems- und Neuen-Kirche zu Berlin.

(Fortsetzung.)

Doch ist dabei noch ein Drittes nicht aufser Acht zu lassen: Es kann die Geschichte nämlich auch zu allerlei praktischen Zwecken geschrieben werden und einen solchen finden wir in der Vorrede des vorliegenden Werkes ausgesprochen, indem dasselbe unsrer Zeit einen Spiegel vorhalten will, in welchem sie sich selbst beschauen könne. Daher schliefst der Hr. Verf. sein Vorwort auch mit den Worten: „Das günstigste Geschick aber, welches ich diesem Buch wünschen könnte, wäre dieses, wenn es Geistlichen und Weltlichen, Hohen und Niederen, denen die Theil haben an dem Regiment der Kirche und denen welche in ihr nur geleitet werden, zu einem recht klaren Bewufstseyn brächte, was mit vereinten Kräften betrieben werden mufs, damit der Bau des Gottesreichs sich unter uns herrlich erhebe, und wenn sich an ihm nicht auch die fast allgemeine Erfahrung bewährte, dafs die Menschen von der Geschichte, der ewigen Zeugin der Wahrheit, für ihre praktische Wirksamkeit nur wenig lernen." — Unwürdig wäre es nun allerdings, wenn die Geschichte in ihrer wissenschaftlichen Form irgend einem anderen Zwecke dienen sollte; davon ist der besonnene Hr. Verf. aber auch in der That weit entfernt; er hat vielmehr seine Darstellung auf musterhafte Weise objektiv gehalten. So viel Gelegenheit sich auch in jener der unsrigen in vielfacher Hinsicht ähnlichen Zeit des siebzehnten Jahrhunderts darbieten mochte, hat er sich dennoch nicht nur vor absichtlicher Andeutung dieser Aehnlichkeit, sondern auch vor versteckten Seitenblicken gehütet. Seine Ansichten über die Anwendung der einen auf die andre hat er vielmehr in einer eignen Beurtheilung der pietistischen Streitigkeiten gegeben, die am Ende beigefügt ist. Den allgemeinen praktischen Zweck aber, den Bau des Gottesreichs auf Erden immer mehr zu fördern, soll jeder theologische Schriftsteller und überhaupt jeder haben, der auf dem Gebiet des Geistes arbeitet, und diefs kann nur geschehen, wenn er in dessen Idee und dadurch über dessen einzelnen wandelbaren Erscheinungen steht. Nur dann, wenn man diesen Standpunct einnimmt, kann man mit dem Verf. sagen: „Ich kenne nächst dem göttlichen Worte nichts, was unter den stark hervorgetretenen Gegensätzen der verschiedenen theologischen Parteien unsrer Zeit und bei der unerfreulichen Gestalt unsrer kirchlichen Verhältnisse dem evangelischen Geistlichen die feste und würdevolle Haltung besser bewahren kann, als der stets in die Geschichte der Kirche gerichtete Blick."

Daher ist hier dreierlei im Allgemeinen zu fragen: 1) Sind alle Quellen benutzt, um ein möglichst neues und individualisirtes Bild Speners zu geben? 2) Ist er aus seiner Zeit begriffen, als aus derselben gebildet und sie fördernd? 3) Ist die Darstellung den Forderungen, die unsre Zeit an eine solche machen darf, entsprechend, bringt sie uns weiter in Wissenschaft und Leben?

Was nun das erste betrifft, so mufs Referent gestehen, dafs er damit nicht ganz zufrieden ist; denn allerdings sind die in der Vorrede angegebenen allgemeinen Quellen sowohl für Speners Leben, als die pietistischen Streitigkeiten so treu und sorgfältig studirt, dafs der gelehrte Hr. Verf. nicht nur öfter ihre Ausdrücke auch selbst im Flusse der lebendigen Darstellung braucht, sondern auch gewissermafsen eine Färbung von denselben angenommen hat, so dafs man oft glauben sollte, einen der würdigsten Zeitgenossen, etwa einen Franz Buddeus, reden zu hören. Aber dennoch scheint es, als wenn der biographische Gesichtspunct mitunter etwas allzusehr zurückträte. — Namentlich ver-

Digitized by Google

mifst Ref. bisweilen speciellere Züge aus Speners Leben, wie deren selbst Cansteins Biographie und dann die Bedenken allerdings noch manche an die Hand gegeben hätten; aber zu leugnen ist auch nicht, dafs hier viel weniger Stoff vorliegt, als wohl sonst bei ähnlichen Fällen, was freilich in der Vorrede wohl mit hätte bemerkt werden können. Es erklärt sich aber diese Erscheinung zum Theil aus dem bescheidenen Charakter des persönlich überall zurücktretenden Mannes und aus dem ruhigen gleichförmigen Gange, den seine grofse Gemüthsruhe auch seinem äufsern Leben mittheilte; zum Theil aus der Zeit, die, in Verstandesbestimmungen allzusehr verstrickt, für Auffassung von Individualitäten wenig Sinn hatte, womit denn auch nahe zusammenhängt, dafs Speners älteste Biographien mehr fromme Lobpreisungen und allgemeine Schilderungen, als einzelne Züge zur Bestätigung derselben enthalten. Ungern vermifst man fast alle Nachrichten über sein Familienleben, sein Verhältnifs zu seinen Kindern, und eine Schilderung seines Aeufsern, die sicher denen, welche ihn durch diese Darstellung lieb gewonnen, sehr erwünscht seyn würde. — Auch wäre eine Abbildung desselben als Titelkupfer eine angenehme Zugabe gewesen; Ref. hat öfter sein Bild gesehen *) und nach II. S. 150. hat er sich ja auch einmal malen lassen, um einem armen Maler aus der Noth zu helfen). — Oft vermifst man bei Schriftstellerbiographien gehörige Rücksicht auf die Stimmungen und besonderen Einflüsse, die sich aus ihren Werken vornehmlich in ihren Briefen verrathen und nirgends sollte man in dieser Hinsicht eine reichere Ausbeute erwarten, als bei Spener, dessen deutsche und lateinische Bedenken einen Hauptheil seiner Schriften ausmachen und allein neun Quartanten betragen. Obgleich diese aber mehr oder minder die Briefform haben, kann Ref. nach genauerer Bekanntschaft mit ihnen nicht anders als dem Verf. beistimmen, wenn er darin neben einem richtigen und unbestechlichen Urtheil eine vollkommene Gleichheit der Gemüthsverfassung bemerkt; er war gemäfsigt in Allem, grofsentheils eine Folge der musterhaften, fast zu regelmäfsigen Ordnung, mit welcher er alle seine Geschäfte betrieb, und selbst seine Gebete, insbesondere seine Fürbitten regelte. Daraus erklärt es sich denn auch, wenn sein Leben für den Betrachter nicht sowohl viele einzelne beachtenswerthe Züge, als vielmehr ein schönes Gesammtbild einer ächten Frömmigkeit und harmonischen Thätigkeit gewährt. Wie die Gewohnheiten, auf denen Speners Lebensweise ruhte, allmählich entstanden sind, hätte man jedoch gerne in das Ganze verwebt gelesen. Bisweilen machte ihn wohl die Aufforderung über Manches Bedenken abzugeben, eben darauf aufmerksam, dafs er in seinem eignen Leben noch Diefs oder Jenes ändern könne. In dieser Hinsicht müfsten freilich, was keine leichte Arbeit war, die in seinen Bedenken zerstreuten Andeutungen chronologisch geordnet und in dem Zusammenhang von Speners Leben, als einem sich fortentwickelnden, eingefügt werden. Schliefslich scheint es, als wenn die Briefsammlungen der Zeit und in ihnen die Urtheile über Spener, wie sie hie und da zerstreut vorkommen, nicht genug berücksichtigt seyen. In den aufgefangenen und geheimen Briefen, dem neu bestellten Agenten von Haus aus, Dähnerts Pommerscher Bibliothek, von Elswichs Sammlung u. s. w. (Refer. kann nicht in den Sammlungen nachsehen, die sich nur auf gröfseren Bibliotheken finden, oder sehr selten sind) hätte sich noch mancher charakteristische Beitrag finden lassen. So hätte in der letzten Sammlung (*ab Elsw. Epist. Fam. p.* 209. 10.) die Scharfsichtigkeit Thomas Stegners, der in einem Brief an Bebel schon vom 23. April 1671, also sehr bald nach Einrichtung der *collegia pietatis* die Folgen voraussah, welche sie leicht haben könnten, das Urtheil mancher Zeitgenossen erklärt. —

Der so sehr allgemeine Charakter in Speners Thätigkeit führt zu der zweiten Frage: Ob derselbe begriffen sey als hervorgegangen aus seiner Zeit und dieselbe fördernd? — Hier kann Ref. nicht umhin gern zu bekennen, dafs gerade in dieser Hinsicht der Verf. scheine allen Forderungen genügt zu haben, welche die strengste Kritik nur an ihn machen könnte. Seine frühere Arbeit, das Leben Johann Valentin Andreäs, war ihm dafür eine treffliche Vorbereitung und wie tief der Hr. Verf. dabei in jene Zeit eingedrungen

*) Es findet sich dasselbe aufser auf einer Medaille, die auf Spener geschlagen worden (cf. Aufgefangene Briefe. Wahrenburg 1699. 1. Bd. 3. Packet. S. 1. Köhlers Münzbelustigungen XVIII, S. 265.) in Rochlitz Mittheilungen und vor den kleinen geistlichen Schriften von Spener, die Steinmetz 1741 herausgegeben hat, wahrscheinlich auch an andern Stellen. Diese Nachweisung scheint Pflicht eines Biographen zu seyn, wenn er auch selbst keine Abbildung mitgeben kann.

Digitized by Google

ist, davon giebt der erste Abschnitt dieses Buchs ein rühmliches Zeugnifs. Nie offenbart es sich klarer, als in Zeiten grofser Bewegung, wo eine jede auf die Spitze getriebene Richtung sogleich ihren Gegensatz hervorruft, dafs die Wahrheit nicht sowohl Eigenthum des Einzelnen sey, als vielmehr der sittlichen Gemeinschaft der Menschen angehöre und sich unabhängig von den Richtungen und Bestrebungen Einzelner nach ihrem eignen innern Gesetze entwickle. Nur insofern Jemand in die Wahrheit, wie sie in der Welt offenbar worden, eingeht und sich ihr zu eigen giebt, kann er auch bildend und entwickelnd auf sie einwirken, wofür die ganze christliche Dogmengeschichte einen in die Erscheinung getretenen Beweis abgibt. Darin lag eben das gewaltig ergreifende von Luthers Erscheinung. — Doch es ist hier nicht der Ort, diefs weiter im Allgemeinen zu entwickeln; es genügt, wenn hier nur bemerkt wird, dafs Spener, welcher einer solchen Zeit grofser Bewegung angehörte und sie zum Theil mit hervorbrachte, sich hauptsächlich im Gegensatz gegen seine Zeit zu dem bildete, was er geworden ist. Diefs hat der Verf. vortrefflich nachgewiesen; dagegen ist er über Speners Jugendbildung sehr kurz und Ref. mufs gestehen, dafs auch ihm darüber keine weiteren Nachrichten, die hätten benutzt werden können, bekannt geworden sind; höchstens möchte er etwas mehr Entwicklung der einzelne Züge, welche sich vorfinden, gewünscht haben. Wie die Entstehung von Speners Geistes- und Gemüthsrichtung aus seiner Zeit gut erklärt wird, so sind auch die Wirkungen, welche er im Zustande der lutherischen Theologie und Kirche hervorbrachte, treffend entwickelt, wie sich bei Betrachtung des Einzelnen ergeben wird. Wenn diefs nicht bis ins Einzelne verfolgt wird, so müssen wir dem Verf. beistimmen, wenn er am Schlufs sagt, „dafs diefs vielleicht über den Gesichtskreis des sterblichen Auges hinausgeht;" und wenn er es nicht wagen will, seinen Einflufs bis auf die neueste Zeit zu schildern, so erkennen wir darin eine lobenswerthe Bescheidenheit.

Die dritte Frage endlich, deren Beantwortung, um ein sichreres Urtheil über diese Schrift im Ganzen herbeizuführen, aufgeworfen wurde, zerfällt eigentlich in die drei Untersuchungen, wie weit die Auffassung des Gegenstandes, wie weit die Darstellung den Forderungen entspricht, welche unsre Zeit an ein Werk der Art zu machen berechtigt ist und ob und wiefern dieselbe als ein Fortschritt in der Wissenschaft kann angesehen werden, ob sie daher fähig und würdig ist, Einflufs auf das Leben zu gewinnen. Was die Auffassung dieses Lebens in geistiger Hinsicht anlangt, so ist schon bemerkt worden, dafs sie nicht aus irgend einem subjektiven Zwecke, sondern aus der Erscheinung selbst in ihrer inneren Wahrheit hervorgeht; sie fafst daher Spener mit Recht als ein Mitglied der evangelischen Kirche, indem darauf aufmerksam gemacht wird, wie in der Reformation ein neues unmittelbares religiöses Leben (eine neue Ausgiefsung des heiligen Geistes) wirksam war, wie dasselbe durch die Leidenschaften, welche jene Zeit gewaltig bewegten, ergriffen, zu einer Streit- und daher Verstandesangelegenheit ward und wie aus dieser Polemik eine neue spitzfindige Sophistik hervorging, die nur eine etwas anders gestaltete Scholastik an die Stelle der alten des Mittelalters setzte. Es wäre vielleicht zu wünschen, dafs in dem einleitenden Abschnitte nicht nur die Zeit, in welcher Spener auftrat, sondern auch dieser Uebergang etwas bestimmter gezeichnet wäre. Auch in Beziehnng auf den einzelnen Mann, mit welchem sich diese kirchenhistorische Darstellung beschäftigt, ist es gewifs sehr lobenswerth, dafs nie weder der Theologe über den frommen Christen in den Hintergrund getreten ist, noch umgekehrt. Auch findet sich nicht das Alles verflüchtigende Streben zu idealisiren darin; vielmehr tritt überall ein wirklicher Mensch, nicht ein Abstraktum irgend einer Vollkommenheit hervor. Wenn der Mensch Spener fast ganz ohne persönliche Fehler nur mit einer gewissen, aber fortwährend von ihm besiegten Schüchternheit behaftet erscheint, so sind hingegen die, welche seinen Schriften anhangen und die sich aus dem Beschränkten nicht erheben, was die Frömmigkeit seiner Tage hie und da charakterisirt, nicht verschwiegen, oder auch nur absichtlich bedeckt, wenn sie gleich der Natur der Sache nach in einer Lebensbeschreibung, die zeigen will, wie der Mann ward, war und wirkte, nicht was er unter andern Umständen hätte seyn können, mehr in den Hintergrund treten. Dem ganzen Bilde kann man die Unterschrift nicht versagen: ein wahrer Theolog! — Und so möchte denn wohl die Auffassung in dieser Hinsicht den Forderungen unserer Zeit entsprechen.

Es frägt sich aber, wiefern die Darstellung dieser Auffassung genügt; immer mehr haben sich in dieser

Digitized by Google

Hinsicht in den neuesten Zeiten sehr strenge Forderungen geltend gemacht, die sich in dem einfachen Satze fassen lassen: Die Wahrheit soll dabei in Form eines Kunstwerks erscheinen. Wenn strenge Wahrheit bei allem Geschichtlichen Hauptbedingung ist, so muſs auch zugleich geurtheilt werden, daſs diese nur an einer dem Stoffe ganz entsprechenden Form gegeben werden kann, indem zu der geschichtlichen Wahrheit nicht nur gehört, daſs etwas Wahres, sondern auch, daſs es in seiner wahren Bedeutung und eben deſswegen im Zusammenhang mit der ganzen Weltentwicklung dargestellt werde, wie es nur so wahr aufgefaſst werden konnte. Da aber eine ganz entsprechende Form nur bei den allgemeinen Denkformen sich finden läſst, so frägt sich bei Darstellung des Allgemeinen in einem Besondern nur, wie weit das Leben, welches allein die adäquate Darstellung seiner selbst ist, darin erreicht worden. So ist also zuerst zu fragen, wie weit sie dem Gegenstande entspreche. Hier begegnen wir nur einer sehr einfachen Anordnung, die innere Rücksichten mit der Chronologie in gutem Einklang verbindet; dabei ist die Sprache klar, bestimmt und männlich, wenn auch nicht immer sehr lebhaft. Jedes Wort erscheint an seiner Stelle als überdacht und zweckmäſsig, und eben deſswegen erregt das Buch beim Lesen ein immer erneutes Interesse. Doch will Referent nicht in Abrede seyn, daſs die einzelnen Glieder der Rede bisweilen nicht eng genug verbunden sind und etwas zu abgerissen neben einander stehen. Dadurch bekommt die Darstellung hie und da etwas Mühsames und bewegt sich nicht leicht genug — eine Forderung, die bei bedeutungslosem Inhalt freilich viel leichter zu erreichen ist — daher man nicht leicht berechtigt seyn dürfte, ihr den Charakter einer künstlerischen im höchsten Sinne des Worts beizulegen. Doch wird dieſs Werk gewiſs manche mit glänzenden Farben der Phantasie aufgetragene Erscheinungen hinter sich in die Vergessenheit sinken sehen. Denn freilich kann ein sorgfältiger Sammler, dem viele Materialien zu Gebote stehen, im Stoffe seine Vorgänger übertreffen; aber so kann auch Jemand, der die augenblickliche Stimmung zu ergreifen weiſs, eine Zeitlang gefallen: aber nur die Form, die rechte Behandlung überdauert die Schranken, in welche subjektive Behandlungsweisen ihrer Natur nach eingeschlossen bleiben.

Die Untersuchung endlich, wie weit diese Schrift als ein Fortschritt in der Wissenschaft betrachtet werden könne, wird am füglichsten erst nach Betrachtung des Einzelnen angestellt. Nur soviel bemerken wir im Voraus, daſs die neuere Zeit, die Forderung zu einer unerläſslichen gemacht hat, daſs die Darstellung einer jeden historischen Erscheinung aus einer genetischen Entwicklung derselben hervorgehen müsse. Darin liegt nicht nur sie aus und in ihrer Zeit zu erkennen, sondern auch ihr innerstes Wesen begriffen zu haben und daraus alles Einzelne abzuleiten. Also bei einem christlichen Manne das Christenthum und zwar in der Weise, wie er es als beseelende Kraft in sich aufgenommen, entweder in seiner innern Entfaltung, oder im Kampfe gegen das Widerstrebende, mit Bewuſstseyn als das in allen einzelnen Richtungen und Handlungen zum Grunde liegende zu fassen, und zwar nicht als ein Starres, sondern als ein Lebendiges, und eben daher aus innerem Gesetze sich Entwickelndes.

Wir müssen für das Einzelne, über das nicht ebenviel zu bemerken ist, indem von Thatsachen, die neu ausgemittellt wären, nichts Erhebliches vorkommt, auf die Schrift selbst verweisen, und können hier nur den Ueberblick des Inhalts angeben. Der Hr. Verf. theilt Speners Leben, wie es in der Sache liegt, in vier Abschnitte, denen eine allgemeine Schilderung des Zustandes der lutherischen Kirche und Theologie in Deutschland während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts vorausgeht (S. 1 — 85.) und denen in einem fünften Abschnitte eine Schilderung der Zeit folgt, die durch Speners Wirken hervorgerufen ward.

Im ersten Abschnitte (— S. 98.) ist auſser jener allgemeinen Schilderung noch die Geschichte von Speners Jugend, seiner (allgemein) wissenschaftlichen und theologischen Bildung und Anstellung zu Straſsburg gegeben, welche die Jahre 1635 — 66 umfaſst.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 27.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1829.

Philipp Jacob Spener und seine Zeit, eine kirchenhistorische Darstellung von Wilhelm Hofsbach, evangelischem Prediger an der Jerusalems- und Neuen-Kirche zu Berlin.

(Schlufs.)

Im zweiten Abschnitt (S. 99—220.) wird seine Amtsthätigkeit in Frankfurt geschildert, wo er zwanzig Jahre hindurch sehr einflufsreich wirkte. Der Aufsatz: Regeln, die ich mir in meinem Amte gemacht habe (Bedenk. Th. III. S. 654 ff.) zeigt, wie reif schon damals sein Urtheil, wie festgegründet sein christlicher Sinn war.

Der dritte Abschnitt (S. 221—358) zeigt Sp.'s Wirken in Sachsen (1686—91.) und seinen immer ausgebreiteteren Einflufs auf die lutherische Kirche in dieser Zeit (welcher sich besonders in den oft freilich an sich sehr ärgerlichen pietistischen Streitigkeiten offenbarte).

Wie Spener vom J. 1691 an in Berlin als Consistorialrath und Probst an der Nikolai-Kirche bis an sein Ende, das 1705 erfolgte, segensreich wirkte, erzählt der vierte Abschnitt. (2. Th. S. 1—156.)

Im fünften und letzten Abschnitt (S. 157—390.) wird zuerst die Geschichte der pietistischen Streitigkeiten nach Speners Tode zu Ende geführt bis zu der Periode, da die Wolfsche Philosophie durch ihr Eindringen in die Theologie das polemische Interesse nach einer andern Seite hinlenkte.

Wir machen hierzu nur die Bemerkung, dafs durch den Umschwung der Dinge Speners Anhänger, sonst die Gegner der Orthodoxie, ein Zeitlang für ihre treuesten Bewahrer gegolten haben, aber noch auffallender scheint es Ref., dafs gerade diese Richtung dem eindringenden Rationalismus und Naturalismus neuerer Zeiten so sehr den Weg bahnte. Diefs möchte wohl dadurch zu erklären seyn, dafs durch die geringere Achtung der Lehre die recht scharfe Kenntnifs und das klare Bewufstseyn derselben bei Vielen verloren ging, die dann von jedem Winde neuer Theorien bewegt werden konnten, wie man gerade in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts manche sogenannte Pietisten zu den Fahnen ihrer rationalistischen Gegner hat übergehen sehen.

Nun kann auch die Frage noch aufgeworfen werden, was der Verf. durch diefs schätzbare Werk für Wissenschaft und Leben geleistet. Abgesehen davon, dafs er Speners Bild, wie es schon früher von geübter Hand gemalt worden, geschickt weiter ausgeführt und gleichsam retouchirt, wie auch den Mann und seine Zeit im rechten Augenblick in Erinnerung gebracht, worauf schon oben hingedeutet worden, frägt sich hier insbesondre: 1) Ist eine wesentlich neue Ansicht über Spener, seine Wirksamkeit und die Verhältnisse, in denen er wirkte, gewonnen? — Diefs möchte wohl nicht anzunehmen seyn, da schon Knapp in seinen neulich wieder abgedruckten beiden Schriften: das Leben Speners und: Speners und Franke's Klagen über die Mängel der Religionslehre und Lehrinstitute in der lutherischen Kirche (in Leben und Charakter einiger gelehrten und frommen Männer des vorigen Jahrhunderts. Halle 1829.) so sehr das Richtige getroffen, und so viele treffliche Winke hie und da ausgestreut hat, dafs ihm der Hr. Verf. oft nur folgen durfte. Dafs im Uebrigen die Auffassung, wenn gleich nicht durch den (oft falschen) Schimmer einer besondern Originalität beleuchtet, den Anforderungen unsrer Zeit sehr entspricht, wird sich hoffentlich aus dem ganzen Bericht über diese Schrift ergeben haben. — Frägt man aber 2) insbesondere darnach, wiefern durch dieselbe ein Bedürfnifs unsrer Zeit befriedigt werden, so ist nicht zu leugnen, dafs wir ganz besondre Ursache haben tüchtige, besonnene und erschöpfende historische Monographien mit Dank aufzunch-

Digitized by Google

men, da der Stoff sich immer mehr häuft und durch die willkürlichen Behandlungen einer unlängst vergangenen Zeit grofse Verwirrung auf dem geschichtlichen Felde eingerissen ist. Diefs ist besonders der Fall mit der Religionsgeschichte der vorigen beiden Jahrhunderte, die meist *sine studio*, aber nicht *sine ira* ist erzählt worden. Keine Zeit scheint aber mehr Beruf zu haben, die Bausteine für den grofsen Tempel der Weltgeschichte zu sammeln, zu sichten und zuzubereiten als die unsrige: nicht als wollte ihr Referent damit den Ber zur Geschichtschreibung absprechen; aber wohl braucht diese als fortwährende Vorbereitung eine unabläfsig neben ihr hergehende und sie bewachende Kritik. —

Da diese Schrift sich durch ihre ganze äufsre und innre Beschaffenheit als eine nur für wissenschaftlich Gebildete bestimmt erweist, so wäre eigentlich nach ihrem Nutzen fürs Leben nicht weiter zu fragen, wenn sie nicht selbst in der Vorrede auf einen solchen hinwiese. In dieser Beziehung ist gewifs zu erkennen, dafs junge Theologen, die lernen wollen, was der Kirche noth thut, hier vortreffliche Andeutungen und vorzüglich das Bild eines Mannes gezeichnet finden, der, was so selten ist, ganz das war, was er sein sollte und zu sein durch höheren Willen bestimmt war. Ref. scheidet von dem würdigen Herrn Verf. mit dem Wunsche, dafs es ihm gefallen möge, auch Georg Calixtus äufserlich viel bewegteres Leben und die synkretischen Streitigkeiten nach denselben bewährten Grundsätzen, aber, wo möglich, in einer etwas gedrängteren Darstellung zu beschreiben.

L. Pelt.

XV.

A. L. Cauchy's Lehrbuch der algebraischen Analysis. Aus dem Französischen übersetzt von C. L. B. Huzler, Conrector an der Lobenicht'schen höheren Stadtschule in Königsberg. Königsberg bei den Gebrüdern Bornträger. 1828.

Indem wir hier von einem, in einer der neuern Sprachen geschriebenen, Werke die Uebersetzung als Gegenstand unserer Berichterstattung aufgeführt, wünschen wir dadurch zugleich die nähere Veranlassung zu den Erörterungen bezeichnet zu haben, auf welche wir hier rücksichtlich des Originals selbst einzugehen beabsichtigen, obgleich dasselbe bereits 1821 zu Paris erschienen ist. Der Verfasser desselben ist Professor der Analysis an der polytechnischen Schule in Paris. Von einigen Männern, denen er die Leitung seiner ersten Schritte auf der Bahn der Wissenschaften zu verdanken hat, und unter denen Laplace und Poisson vorzugsweise mit Verehrung nahmhaft gemacht werden, dazu angeregt, hat derselbe sich entschlossen, seinen analytischen Lehr-Cursus für die polytechnische Schule nach und nach bekannt zu machen, und den ersten Theil desselben, unter dem Namen der algebraischen Analysis bekannt, in dem in Rede stehenden Werke zu liefern. Der ursprüngliche Titel dieser Schrift ist daher auch: *Cours d'Analyse de l'école polytechnique. 1. Partie. Analyse algébrique.*

Diesem nach haben wir es hier offenbar nicht so sehr mit einem Lehrbuch der sogenannten algebraischen Analysis, der Wissenschaft gegenüber, als vielmehr mit dem ersten Theile des analytischen Lehr-Cursus zu thun, der an der polytechnischen Schule in Paris, unter dem Nahmen der algebraischen Analysis, vorgetragen wird. Hieraus dürfte nun folgen, dafs diese Schrift, wenn ihr gleich, bei der Uebersetzung, der einfachere Titel „Lehrbuch der algebraischen Analysis" ertheilt worden ist, dennoch stets dem Zwecke jener Anstalt gegenüber aufzufassen bleibt, und von einer Erörterung ihres wissenschaftlichen Verhältnisses hier nur in sofern die Rede seyn darf, als dabei die Regel beobachtet wird, nicht über dasjenige hinaus zu gehen, was der Verfasser selbst zur Darstellung zu bringen für dienlich gefunden hat.

Mit Bezug auf den Inhalt des vorliegenden Werkes bemerkt der Verfasser in der Vorrede folgendes: „Es erscheint hier der, unter dem Nahmen der algebraischen Analysis bekannte, erste Theil, in welchem ich mich, nach und nach, mit den verschiedenen Arten von reellen und imaginären Functionen, mit den convergirenden und divergirenden Reihen, mit der Auflösung der Gleichungen und mit der Zerlegung der rationalen Brüche beschäftige." „Da, wo von der Stetigkeit der Functionen die Rede ist, habe ich nicht umhin gekonnt, die Haupteigenschaften des Unendlichkleinen, die der Infinitesimal-Rechnung zur Grundlage dienen, zur Darstellung zu bringen." „Endlich habe ich in den

Digitized by Google

Vorerinnerungen *(Préliminaires)*, und in einigen, dem Werke angehängten Noten, noch Entwickelungen zur Erörterung gebracht, die sowohl für Professoren und Zöglinge der Königl. Collegien, als auch für diejenigen, welche die Analysis zu ihrem besondern Studium machen, nützlich seyn können."

Mit Bezug auf die Methode der Darstellung bemerkt der Verfasser folgendes:

„Was die Methode anbelangt, so habe ich ihr dieselbe Strenge zu verschaffen gesucht, welche in der Geometrie gefordert wird, so, dafs ich niemals zu Beweisgründen meine Zuflucht genommen, die von der Allgemeinheit der Algebra entlehnt sind." „Beweisgründe dieser Art, obgleich man sie gewöhnlich, und besonders beim Uebergange von den convergirenden zu den divergirenden Reihen, und von den reellen Gröfsen zu den imaginären Ausdrücken, zuläfst, dürfen, meiner Meinung nach, nur als Inductionen angesehen werden, welche zuweilen die Wahrheit errathen lassen, sich jedoch mit der so gerühmten Strenge der mathematischen Wissenschaften wenig vertragen." „Es mufs sogar bemerkt werden, dafs dergleichen Inductionen dahin streben, den algebraischen Formeln eine unbegrenzte Ausdehnung zu geben, während der gröfste Theil derselben, genauer betrachtet, nur unter gewissen Bedingungen und für gewisse Werthe der in ihnen enthaltenen Gröfsen, statt findet." „Indem ich diese Bedingungen und Werthe, sowie auch die Bedeutung der Zeichen, deren ich mich bediene, genau bestimme. hebe ich alle Ungewifsheit auf; und die verschiedenen Formeln bieten alsdann nur noch Relationen zwischen den reellen Gröfsen dar; Relationen, welche man stets, durch Substitution von Zahlen für die Gröfsen selbst, mit Leichtigkeit zu prüfen vermag."

Fafst man diese Bemerkungen zusammen, so dürfte es einleuchten, dafs der Verfasser mit diesem Werke, was die rein wissenschaftliche Seite desselben, anbelangt, hauptsächlich nur die Zusammenstellung einer Reihe von Lehrsätzen beabsichtigte, welche, sowohl wegen der wissenschaftlichen Beziehung ihres Inhalts, als wegen der Strenge und Evidenz in der Darstellung, einer besondern Beachtung nicht unwerth seyn möchte. Eine gedrängte Zergliederung der Schrift selbst, zu der wir nunmehr fortschreiten wollen, wird zeigen, mit welcher Meisterschaft, allgemein zu reden, der Verfasser dieser Absicht zu entsprechen gewufst hat.

Das Werk eröffnet sich mit Vorerinnerungen *(Préliminaires)*, und zwar mit einer Revision *(revue)* der verschiedenen Arten reeller Gröfsen, welche sowohl in der Algebra, als in der Trigonometrie betrachtet, und der Zeichen, mittelst welcher sie dargestellt werden.

Zunächst werden die Bedeutungen festgestellt, in denen die Wörter Zahl und Gröfse genommen werden sollen. Die Benennung Zahl wird zur Bezeichnung desjenigen Begriffs gebraucht, der, im Gebiete der Arithmetik, aus dem absoluten Maafse der Gröfsen entspringt, während das Wort Gröfse zur Bezeichnung des Begriffs von einer, mit dem + oder — Zeichen behafteten, Zahl dient, dergestalt, dafs nur von reellen Gröfsen die Rede seyn kann. Ueberdiefs sollen die Gröfsen als bestimmt angesehen werden, Vermehrungen oder Verminderungen mit Bezug auf eine andere Gröfse von derselben Gattung auszudrücken; dergestalt, dafs eine gegebene Gröfse durch eine Zahl schlechthin angedeutet wird, wenn man sie nur mit einer, als Einheit angenommenen, Gröfse verglichen haben will; durch eben diese Zahl aber in Verbindung mit dem + oder — Zeichen, wenn man sich die Gröfse als zur Vermehrung oder Verminderung von jener festen dienend vorstellt. — Mit Vergnügen sehen wir hier die Begriffe vom Positiven und Negativen auf dieselbe Weise festgestellt, wie solche schon, vor vielen Jahren, unter andern von Tralles, in dessen Rechenbuch, sind gegeben worden.

Hierauf schreitet der Verfasser zur Erklärung der Begriffe „veränderliche Gröfse," „constante Gröfse," „Grenze"; dann zur Erklärung der Begriffe des Unendlichkleinen und Unendlichgrofsen; ferner zur Feststellung der Zeichen, durch welche völlig bestimmte Werthe solcher Ausdrücke dargestellt werden sollen, welche mehr als Einen Werth gestatten; indem er endlich die Vorerinnerungen mit drei, für das Folgende höchst wichtigen Lehrsätzen, die mittlern Werthe zwischen mehreren Gröfsen betreffend, beschliefst.

Das erste Kapitel handelt von den reellen Functionen, und eröffnet sich mit allgemeinen Betrachtungen über dieselben, welche die Erklärungen der Begriffe „unabhängige Veränderliche," „abhängige Veränderliche oder Function," „explicite Function," „implicite Function", betreffen. Die Erörterung der einfachen und zusammengesetzten Functionen bildet den Beschlufs dieses Kapitels. Vielleicht, wäre es, dem Zwecke des

Digitized by Google

Werkes nach, nicht undienlich gewesen, wenn der Verfasser hier auf den Unterschied zwischen dem Begriff einer Function überhaupt und dem einer analytischen Function ins besondere, etwas ausdrücklicher aufmerksam hätte machen wollen.

Das zweite Kapitel beschäftigt sich zunächst mit den unendlich kleinen und unendlich grofsen Gröfsen. Die betreffenden Erklärungen dürften einer besondern Beachtung zu empfehlen seyn. Man sagt „eine Gröfse wird unendlich klein, wenn ihr numerischer Werth ins Unbestimmte abnimmt." Man sagt „eine Gröfse wird unendlich grofs, wenn ihr numerischer Werth ins Unbestimmte wächst." Hierauf folgen sehr wichtige Betrachtungen über die Continuität und Discontinuität der Functionen, so wie über die singulären Werthe der Functionen in einigen besondern Fällen. Der Verfasser hat es vorgezogen, den Begriff der Stetigkeit einer Function mittelst des Begriffs des Unendlichkleinen zu fixiren. Offenbar hätte auch von einem näher liegenden Gesichtspuncte der Auslauf genommen, und daraus alsdann der als Erklärung aufgestellte Satz, als Lehrsatz, abgeleitet werden können. Der Ausdruck „singulärer Werth einer Function ist nur mit Bezug auf eine solche Function zu verstehen, welche für irgend einen besondern Werth der unabhängigen veränderlichen Gröfse, der allgemeinen analytischen Definition nach, unbestimmt wird. Der Werth nun, welchem sich der Werth der Function ins Unbestimmte nähert, während sich der Werth der unabhängigen Veränderlichen jenem besondern Werthe ins Unbestimmte nähert, wird singulärer Werth der Function für diesen besondern Fall genannt. Sehr richtig bemerkt der Verfasser: „Die Bestimmung der singulären Werthe von Functionen gehört zu den wichtigsten und feinsten Untersuchungen der Analysis, und ist mit gröfsern oder geringern Schwierigkeiten verbunden, sowohl nach der Beschaffenheit der Functionen, als nach der Anzahl der in ihnen enthaltenen Veränderlichen." Höchst lehrreich sind auch die Betrachtungen, welche der Verfasser über diesen Gegenstand ferner zur Sprache bringt.

Das dritte Kapitel handelt von den symmetrischen, alternirten und homogenen Functionen. Eine Beachtung vorzugsweise dürfte die Art der Anwendung verdienen, welche von den beiden ersten Gattungen dieser Functionen auf die Auflösung eines System von n linearen Gleichungen zwischen n Unbekannten, sowohl für den allgemeinsten, als einen mehr besondern Fall gemacht wird.

Das vierte Kapitel beschäftigt sich mit der Bestimmung von ganzen Functionen nach einer gewissen Anzahl als bekannt vorausgesetzter, besonderer Werthe und zwar mit Bezug auf Functionen von Einer und von mehrern veränderlichen Gröfsen: indefs das fünfte Kapitel die Bestimmung continuirlicher Functionen von einer einzigen Veränderlichen, gewissen allgemeinen Bedingungen genügend, zum Gegenstande hat.

Von einer allgemeineren wissenschaftlichen Beziehung, als die drei unmittelbar vorhergehenden, ist wiederum das sechste Kapitel, welches die, für die Analysis so wichtige Theorie der Reihen, und zwar auf eine, in Vergleich mit der gewöhnlichen Darstellungsweise, besonders ausgezeichnete Weise behandelt. Dasselbe zerfällt in 4 §§. Der erste §. enthält allgemeine Betrachtungen über die Reihen. „Eine unbestimmte Reihenfolge von Gröfsen

$$u_0,\ u_1,\ u_2,\ u_3\ etc.,$$

welche nach einem bestimmten Gesetze auseinander entspringen, heifst eine Reihe, und diese Gröfsen selbst werden die verschiedenen Glieder der Reihe genannt." Bezeichnet S_n die Summe der n ersten Glieder, so wird die Reihe eine convergirende oder divergirende genannt, je nachdem $\underset{n=\infty}{Gr.}\ (S_n)$ endlich oder unendlich ist. Im ersten Falle heifst $\underset{n=\infty}{Gr.}\ (S_n)$ die Summe der Reihe, indefs im letzten Falle gesagt wird, dafs die Reihe keine Summe hat." In der Vorrede äufsert sich der Verfasser mit einer gewissen Art von Besorgnifs, dafs der Ausdruck, eine divergirende Reihe habe keine Summe vielleicht etwas hart klingen dürfte. Allein dies möchte wohl um so weniger zu befürchten seyn, als wir schon von Hrn. Ganfs *(Disquisitiones generales circa seriem infinitam etc* §. 3.) folgendes ausgesprochen finden: *„series si non statim, tamen post certum intervallum necessarie divergens erit, ita ut de ipsius Summa sermo esse nequeat."*

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1829.

A. L. Cauchy's Lehrbuch der algebraischen Analysis. Aus dem Französischen übersetzt von C. L. B. Huzler, Conrector an der Lobenicht-schen höheren Stadtschule in Königsberg.

(Schluſs.)

Den Beschluſs dieses §. macht folgender Lehrsatz: „Wenn die Glieder der Reihe Functionen von einer und derselben Veränderlichen x sind, und zwar stetige Functionen in Beziehung auf diese Veränderliche in der Nähe eines besondern Werthes, für welchen die Reihe convergirt, so ist in der Nähe dieses besondern Werthes auch die Summe der Reihe, S, eine continuirliche Function von x."

Ref. muſs aufrichtig gestehen, daſs ihm der, für diesen Lehrsatz angedeutete Beweis nicht genügt, und daſs ihm, bei einer nähern Betrachtung, die Richtigkeit dieses Satzes selbst zweifelhaft erscheint. Denn, da die sämmtlichen Glieder der Reihe als Functionen von x vorausgesetzt werden, so hat man, in sofern Sn die Summe der n ersten Glieder bezeichnet,

$$Sn = f(x, n).$$

Bezeichnet man nun den besondern Werth für x, von welchem in dem Lehrsatze die Rede ist, mit a, und die entsprechende Summe der Reihe mit S, so hat man, der Definition für die Summe einer Reihe gemäſs,

$$S = \overset{n=\infty}{Gr.}\, f(a, n) = f(a, \infty).$$

Damit nun diese Gröſse in der Nähe des Werthes $x=a$ continuirlich sey, hat man, dem Begriffe der Continuität gemäſs,

$$S = \overset{\Delta a=o}{Gr.}\, f(a + \Delta a, \infty);$$

folglich, indem man diese Gleichung mit der vorigen verbindet,

$$\overset{\Delta a=o}{Gr.}\, f(a + \Delta a, \infty) = \overset{n=\infty}{Gr.}\, f(a, n).$$

d. h. Repräsentirt $f(x, n)$ der Summe der n ersten Glieder einer Reihe, so muſs, damit die Summe der Reihe, in der Nachbarschaft des Werthes von $x = a$, continuirlich sey,

$$\overset{\Delta a=o}{Gr.}\, f(a + \Delta a, \infty) = \overset{n=\infty}{Gr.}\, f(a, n)$$

seyn. Da nun, $f(x, n)$ und a als gegeben gedacht, diese Gleichung, nach den Ergebnissen des zweiten Kapitels, nicht mit strenger Allgemeinheit festgehalten werden, sondern, nach Maaſsgabe der Umstände, Ausnahmen unterworfen seyn kann; so muſs sich, im Fall der Lehrsatz richtig ist, nachweisen lassen, daſs $f(x, n)$, in so fern sie die Summen der n ersten Glieder einer convergirenden Reihe darstellt, die insgesammt in der Nähe von $x = a$ continuirlich sind, gegen eine solche Ausnahme gesichert sey. Dies scheint nun um so schwieriger, als jede Function von x und n, $f(x, n)$, so beschaffen, daſs

$$\overset{n=\infty}{Gr.}\, f(a, n) \text{ endlich und}$$
$$f(x, n+1) - f(x, n), \text{ für } x = a,$$

continuirlich, als die Summe der n ersten Glieder einer Reihe angesehen werden kann, den in dem Lehrsatze aufgestellten Voraussetzungen entsprechend.

Es sey z. B. das n^{te} Glied einer Reihe,

$$\frac{a-x}{\left\{(n-1)(a-x)+1\right\}\left\{n(a-x)+1\right\}},$$

wo a eine positive Gröſse bezeichnet, welche Function für $x = a$ continuirlich ist. Man sieht leicht, daſs alsdann seyn wird, von $n = 1$ an,

$$Sn = f(x, n) = \frac{a-x}{a-x+\frac{1}{n}}$$

und daher

$$\overset{n=\infty}{Gr.}\, f(a, n) = 0;$$
$$\overset{\Delta a=o}{Gr.}\, f(a + \Delta a, \infty) = 1,$$

Digitized by Google

welche Resultate also der, für die Richtigkeit des Satzes nothwendigen Bedingung widerstreiten.

Der Hauptpunkt, der bei diesem Gegenstande übersehen worden, scheint demnach darin zu bestehen, dafs der Begriff der Summe einer Reihe für $x=a$, scharf gesprochen, x vor n als bestimmt gedacht voraussetzt, während die Beurtheilung der Continuität der Summe das Umgekehrte fordert und dafs beide Resultate, ohne unendlich zu werden, von einander verschieden seyn können.

Uebrigens darf hier nicht unbemerkt bleiben, dafs Hr. Abel schon vor mehrerer Zeit Zweifel gegen die Richtigkeit des in Rede stehenden Lehrsatzes erhoben, und auch in dem Crelleschen Journal für reine und angewandte Mathematik, zur Sprache gebracht hat, jedoch nur in so fern, als er sich damit begnügt, demselben eine bekannte Reihe entgegen zu stellen, ohne auf eine nähere Untersuchung über den wahren Grund des sich ergebenden Widerstreits einzugehen. Mit den Gefühlen des innigsten Schmerzes mufs Ref. hinzufügen, dafs dieser talentvolle Jüngling, dessen Bestrebungen eine so glänzende Zukunft zu verheifsen schienen, vor einigen Wochen, als ein Opfer wissenschaftlicher Anstrengungen und harter Entbehrungen, denen er sich leider zu fügen hatte, gefallen ist. Wer vermag die Hoffnungen für die Erweiterung der Wissenschaft zu schätzen, die mit den Gebeinen dieses ausgezeichneten jungen Mannes in Norwegen zu Grabe getragen wurden! Wir wünschen, dafs die Zukunft erkennen möge, was die Gegenwart auf eine so beklagenswerthe Weise verkannte.

Der zweite §. des in Rede stehenden Kapitels handelt von den Reihen, deren Glieder alle positiv sind, und enthält höchst wichtige, zum Theil eigenthümliche Criterien für die Convergenz einer Reihe, die auch in §. 3. auf Reihen, welche sowohl negative, als positive Glieder enthalten, angewendet werden. Der vierte §. hat die nach steigenden und ganzen Potenzen von x geordneten Reihen zum Gegenstande, und wird mit der Entwickelung von Functionen in eben solche Reihen, so fern dieselbe möglich sey, beschlossen. Das 7. 8. 9. Kapitel handeln, der Reihe nach, von den imaginären Ausdrücken, den imaginären Functionen und den imaginären Reihen, und zwar auf eine Weise, die eine höchst klare Anschauung von dem wahren Wesen der mathematischen Erkenntnifs bekundet. Auch dieser Theil, obgleich, seiner rein algorithmischen Beziehung wegen, von weniger wesentlichem Interesse, ist nicht ohne beachtenswerthe Ergebnisse zur Erörterung gebracht worden.

Das zehnte Kapitel beschäftigt sich mit den reellen oder imaginären Wurzeln algebraischer Gleichungen, und mit der Auflösung einiger Gleichungen dieser Art, sey es durch die Algebra, oder die Trigonometrie. Der Beweis jenes Fundamentalsatzes, nach welchem einer algebraischen Gleichung stets durch reelle oder imaginäre Wurzeln zu genügen, um welchen Hr. Gaufs sich bekanntlich so grofse Verdienste erworben hat, scheint hier besondere Aufmerksamkeit zu verdienen.

Das 11. Kapitel behandelt die Zerlegung rationaler gebrochener Functionen in einfache Brüche; indefs das 12. die recurirenden Reihen zum Gegenstande hat.

Wie schon bemerkt, sind dem Werke Noten angehängt, und zwar neun an der Zahl. Die erste Note handelt mit grofser Ausführlichkeit von der Theorie der positiven und negativen Gröfsen; die zweite von den Formeln, die aus der Anwendung des Zeichens $>$ oder $<$ entstehen, und von den mittlern Werthen zwischen mehrern Gröfsen, in Bezug auf welchen letzten Punkt dem Verfasser mehrere neue Lehrsätze zu verdanken sind.

Die dritte Note beschäftigt sich mit der numerischen Auflösung der Gleichungen, und scheint insonderheit wegen der Bemerkungen über Neuton's Näherungsmethode und der Ausdehnung von Cartesius Regel, die Bestimmung der Anzahl der positiven und negativen Wurzeln einer algebraischen Gleichung betreffend, Beachtung zu verdienen.

Die vierte Note hat die Entwickelung alternirter Functionen zum Gegenstande; indefs die fünfte sich mit der Lagrangeschen Interpolations-Formel beschäftigt, bei der von der Zerlegung eines zusammengesetzten rationalen Bruches in einfache Brüche vielleicht ein sehr vortheilhafter Gebrauch zu machen gewesen wäre.

Die sechste Note handelt von den figurirten Zahlen; während die siebente die doppelten Reihen betrachtet, was gleichfalls eine besondere Aufmerksamkeit verdienen möchte. Die 8. und 9. Note endlich, welche, der Reihe nach, von den Formeln, die zur Verwandelung des Sinus und Cosinus vielfacher Bogen u. s. w. dienen, und von den Producten

Digitized by Google

aus einer unendlichen Anzahl von Factoren bestehend, handeln, enthalten gleichfalls mehrere neue Resultate. — Höchst ungern vermissen wir hier die Theorie der continuirlichen Brüche.

Indem Ref. hiermit die Erörterung des Originals beschliefst, bleibt ihm noch der vorliegenden Uebersetzung desselben näher zu erwähnen übrig. Dafs die Bestrebungen des Uebersetzers, eine solche, in Bezug auf Form und Materie gleichmäfsig ausgezeichnete, Schrift einem gröfseren Theile des deutschen Publikums zugänglich zu machen, mit dem verbindlichsten Danke anzuerkennen sind, wird wohl keiner in Abrede stellen wollen. Auch dem Fleifse, der auf die Uebersetzung verwendet worden, wird man die Anerkennung nicht versagen dürfen, indem dieselbe in einem so fliefsenden Style abgefafst ist, wie man solchen, wofern man die Schriften des Hrn. Hofr. Thibaut in Göttingen, ausnimmt, selbst in deutschen Originalwerken dieser Art selten vorfindet. In Bezug auf die Genauigkeit aber dürften allerdings hin und wieder Ausstellungen zu machen seyn, denjenigen analog, die man gegen Uebersetzungen von mathematischen Schriften in der Regel aufgeführt findet. Die nähere Bezeichnung einiger besonderer Fälle mag zur Rechtfertigung dieser Aeufserung dienen.

Seite 1 findet man das Wort „*revue*" durch „Uebersicht," wie auch „*quantité*" durch „Zahlengröfse" übersetzt, welche letztere Form sowohl, als die einfachere „Gröfse" vom Uebersetzer für „*quantité*" gebraucht wird.

In der Erklärung des Begriffs vom Unendlichkleinen findet man das Wort „*indéfiniment*," Seite 3, wie allenthalben, durch „bis ins Unendliche" gegeben, was hier um so weniger gestattet seyn dürfte, als gerade von der Erklärung des Unendlichen die Rede ist.

Die Erklärung

„*Les notations*

$$l\,(B),\ L\,(B),\ L'\,(B),\ etc.$$

indiqueront les logarithmes réels du nombre B dans differens Systèmes; tandis que chacune des suivantes

$$l\,((b)),\ L\,((b)),\ L'\,((b)),\ etc.$$

pourra servir à designer, outre le logarithme réel de la quantité b, lorsqu'il existe, un quelconque des logarithmes imaginaires de cette même quantité,"

findet man, Seite 8, folgendermafsen übersetzt:

„Die Bezeichnungen

$$l\,(B),\ L\,(B),\ L'\,(B),$$

werden die reellen Logarithmen der Zahl B in verschiedenen System andeuten, während jede der folgenden

$$l\,((B)),\ L\,((B)),\ L'\,((B)),$$

dazu dienen kann, aufser dem reellen Logarithmus der Zahl B, wenn es einen solchen giebt, irgend einen der imaginären Logarithmen derselben Gröfse zu bezeichnen." Offenbar ist in dem letzten Theil der Sinn des Originals dadurch gänzlich verfehlt, dafs nicht scharf genug beachtet worden, dafs B eine Zahl, b hingegen eine Gröfse *(quantité)* repräsentiren soll. Seite 22 findet sich in der Erklärung des Begriffes vom Unendlichkleinen der zweiten Ordnung eine, den Sinn störende, Weglassung. Eben daselbst ist der Ausdruck „*qui decroisse indéfiniment*" durch „welche abnimmt" übersetzt, und also ein sehr wesentliches Moment unbezeichnet gelassen worden.

Seite 23, Lehrs. 1, ist der Satz: „*celui qui est de l'ordre le plus élevé finira par obtenir constamment la plus petite valeur numerique*," übersetzt worden durch „so wird die der höchsten Ordnung fortwährend den kleinsten Werth haben," was nicht nur von dem Original abweichend, sondern auch an sich unrichtig ist. Seite 24, Lehrs. 4, findet sich der Ausdruck, „*formant une suite croissante*" übersetzt durch „eine divergirende Reihe bilden," für welchen letztern Ausdruck späterhin eine besondere Erklärung gegeben wird: auch ist hier wiederum das bedeutungsvolle Wörtchen „*finira* übersehen worden. Seite 28, oben, ist der Ausdruck „*attendu que*" durch „wenn" gegeben und dadurch der Sinn des Textes verfehlt. Seite 30, Lehrs. 1, findet man den Ausdruck „*dans le voisinage du système des valeurs particulieres*" übersetzt durch „in der Nähe des besondern Systems von Werthen" u. s. w. Wiewohl Ref. diese Bemerkungen zunächst nur zur Rechtfertigung seiner obigen Aeufserung angeführt zu haben wünscht, so würde es ihm doch angenehm seyn, durch dieselben zugleich die Aufmerksamkeit des Hrn. Uebesetzers, für eine zweite Auflage, die, wie billigerweise zu erwarten, einem so zeitgemäfsen Werke nicht entstehen wird, auf diese Seite der Arbeit hingelenkt zu sehen.

Dirksen.

Digitized by Google

XVI.

Geschichte der Philosophie von Wilhelm Gottlieb Tennemann, mit berichtigenden, beurtheilenden und ergänzenden Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von Amadeus Wendt. Erster Bd. Die Geschichte der griechischen Philosophie bis auf Socrates, nebst einer allgemeinen Einleitung in die Geschichte der Philosophie enthaltend. Leipzig 1829. *Verlag von Johann Ambrosius Barth.*

Herr Professor Wendt hat, durch den Verleger aufgefordert, es übernommen, das grofse Tennemannische Werk, die Geschichte der Philosophie in einer neuen Bearbeitung dem gelehrten Publikum zu übergeben. Von dieser Arbeit liegt bereits der erste Band vor uns. Insofern das Tennemannische Werk bis jetzt die ausführlichste Darstellung der Geschichte der Philosophie ist, verdient die Absicht, es durch eine neue Bearbeitung noch gründlicher und umfassender zu machen, Anerkennung und Dank. Zugleich verkennt es der verehrte Herausgeber nicht, wie viel Nachhülfe die einzelnen Untersuchungen besonders im Gebiete der alten Philosophie bedurften, da Tennemann in solchen Arbeiten ziemlich schwerfällig war, auch durch neuere Forschungen manche dem Verstorbenen noch unbekannte Quellen eröffnet worden, worauf eine neue Bearbeitung vor Allem Rücksicht zu nehmen hat. Auf diese Ergänzung der Materialien und der durch den rastlosen Fortschritt gewonnenen Resultate, wie auf die Beurtheilung und Berichtigung des Einzelnen hat sich daher auch die Hauptthätigkeit des Hrn. Herausgebers gerichtet. Demgemäfs ist der Text, um dem ursprünglichen Werke seinen Ruhm und Tadel nicht zu schmälern, der Sache nach unverändert geblieben, die Erweiterungen und Berichtigungen aber sind in die Anmerkungen gewiesen worden. Schon daraus ergiebt sich die Verbesserung und Umgestaltung der Einzelnheiten als das Hauptaugenmerk des verehrten Herausgebers. Auch war dies, wie das Werk einmal da war, gewifs der richtige Weg. Eine durchgängige Umgestaltung des Princips hätte eine von Grund aus neue Arbeit bedingt, und es wäre dann unnütz gewesen dem Werke selbst noch den Namen seines alten Verfassers zu leihen, da wohl wenige Steine des Gebäudes in ihrer ursprünglichen Lage geblieben wären, und die reinen Materialien, dieses Gemeingut für Alle, sich wohl als die einzige Ausbeute ergeben möchten. Daher hat Hr. Prof. Wendt den alten Verfasser ziemlich ungehindert fortreden lassen, und nur bisweilen, wo sich das Princip zu sehr zum Nachtheil der einzelnen Gegenstände geltend macht, Einspruch dagegen gethan. So hat sich denn freilich das Schauspiel dargestellt, dafs die in den Anmerkungen zusammengedrängten Hülfsvölker, welche den Text, als den Kern des Heeres, durch ihre Stärke unangreifbar und unerschütterlich machen sollen, oft sich gegen das Hauptheer kehren, und ihm den Gehorsam verweigern. Freilich, mufs man bekennen, hat sich auch nie ein schwächerer Heerführer an die Spitze gestellt, als das Princip, wodurch Tennemann diese Geisterschaar zu bannen versuchte. Während es vor Allem darauf ankommt die eigenthümliche Stärke eines Jeden zu ermitteln, und ihn dem Kreise, dem er seiner Natur nach zugehört, einzuordnen, überall das Wesentliche jeder Taktik und Thätigkeit, wodurch sie zur Erringung des Sieges der Wahrheit ihrer Seits beigetragen und nothwendig geworden, herauszuerkennen, und das Ganze des grofsen Zweckes aller dieser Kämpfe und Mühen in frischer Gegenwärtigkeit zu haben, hat dagegen der verstorbene Tennemann nur ein sehr beschränktes Princip an die Spitze des Ganzen gestellt, und mit der stumpfen Waffe der Unerkennbarkeit des Unendlichen und Absoluten alle Vertiefung des Geistes zur flachen Einerleiheit geebnet. Aber das Ding an sich ist keine Boussole, wodurch man sich auf dem grofsen Meere der Geschichte der Philosophie orientiren und feste Puncte gewinnen könnte, denn, indem es schützen soll vor einem leeren Umhertreiben, weist es selber beständig nur in eine nebelgraue Ferne, worin sich keine Gestalten unterscheiden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 29.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1829.

Geschichte der Philosophie von Wilhelm Gottlieb Tennemann, mit berichtigenden, beurtheilenden und ergänzenden Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von Amadeus Wendt. Erster Bd. Die Geschichte der griechischen Philosophie bis auf Socrates, nebst einer allgemeinen Einleitung in die Geschichte der Philosophie enthaltend.

(Fortsetzung.)

Diesem abstrakten Principe gemäfs ergab sich demnach auch das fast possierliche Resultat, welches sich bei jeder Untersuchung immer wieder hervordrängte, dafs alles Denken und Ringen früherer Zeiten ein ziemlich vergebliches gewesen, weil die Gränzen des Erkennens noch nicht gehörig abgesteckt gewesen, und man sich des Organs der denkenden Vernunft gradezu bedient, ohne erst ihre Gültigkeit und ihr Recht erwiesen zu haben. Bei allem gründlichen Fleifse, den man den Untersuchungen Tennemanns nicht absprechen kann, tritt das Resultat der theoretischen Philosophie Kants immer wie ein Dämon wieder hervor, um das so eben Gewonnene wieder zu vernichten, und uns die Freude über das Gefundene zu verbittern. Es liegt eine unbewufste Ironie darin, die ganze harte Arbeit aller einzelnen Forschungen zu übernehmen, um am Ende stets eine taube Blüthe zu empfangen, ja selbst immer auf diesen kahlen Gewinn gefafst zu seyn, und dennoch unermüdet sich stets zu demselben Resultate hinzudrängen.

Für kein Feld zeigt sich das Princip der Kantischen Philosophie ungeschickter, als für die Geschichte der Philosophie, weil hier der ganze Reichthum des concreten Denkens der Boden ist, auf welchem man sich bewegt, und worauf jede solche Abstraction ausgleitet. Ein solch negatives Princip kann nimmermehr der Maafsstab für die Entwickelung des denkenden Geistes seyn, das Aufgeben der übersinnlichen und göttlichen Erkenntnifs sich nie anmafsen, die wirklich erkannten Bestimmungen der Wahrheit und das energische Vertrauen auf die denkende Vernunft, zu richten. Auch war die Geschichte der Philosophie gewifs eine der schwächsten Seiten des sonst hoch verdienten Mannes, und seine Urtheile über Plato, mehr aber noch über Aristoteles, welche fest stereotyp geworden, liefern dazu genugsame Beweise.

Dieser an der Hand eines ganz abstrakten und inhaltlosen Princips sich fortbewegenden Richtung in der Geschichte der Philosophie hat sich in neuerer Zeit eine andere Auffassungsweise gegenüber gestellt. Der Mangel ein einseitiges Princip zum Maafsstab aller Systeme zu machen, war in Werken wie das Tennemannische und ähnlichen fühlbar geworden, man sah ein, dafs die ganze Darstellung dadurch einen subjectiven Charakter annehmen mufste, und alles frühere Ringen nur eben dazu diente, die Kritik der reinen Vernunft zu verherrlichen. Diesen Contrast eines nur verständigen Princips mit dem Reichthum des concreten Denkens anerkennend, suchte man alles subjective Räsonnement, so wie Alles, was einem Principe ähnlich war, verbannend, durch Ermittelung der reinen Thatsachen auf historischem Wege die Geschichte der Philosophie zu gewinnen, und solche nur auf Erforschung der historisch aufgetretenen Gedankenbestimmungen abzweckende Geschichte der Philosophie vindicirte sich und vindicirt sich noch den Namen der objectiven und unpartheiischen.

Das einzige Interesse macht hier der geschichtliche Gedanke aus, das Princip als ein einmal dagewesenes mit Hülfe aller exegetischen und kritischen Kunst, als eine wirkliche Thatsache über allen Zweifel zu erheben. Aber wie wir von dem gebildeten Staatsmanne und politischen Schriftsteller verlangen, dafs er die Natur des Staats und seinen vernünftigen Organismus

Digitized by Google

kenne, dafs er überall wisse, worauf es ankomme, diesen sichern Tackt in Beurtheilung von Staatsprinzipien beweise und uns ein Verharren bei der reingeschichtlichen Gestalt ohne Bewufstseyn des Wechsels und des Staatszwecks gar wunderbar und nüchtern erscheinen würde: so fordern wir wenigstens mit demselben Rechte von dem Geschichtschreiber der Philosophie, dafs er nicht bei der reinen Thatsache des Gedankens stehn bleibe, sondern das Erforschte auf die Wahrheit beziehe und, das Wesentliche von dem Zufälligen sondernd, das vergangene Princip, durch die Erkenntnifs seines Verhältnisses zur absoluten Idee, in ein gegenwärtiges verwandle. Diese gerühmte Unpartheilichkeit erscheint daher in der Verfolgung solcher nur auf die Erforschung der reinen Thatsache sich beschränkenden Methode vielmehr als eine Interesselosigkeit an der einen und ewigen Wahrheit, und die Verehrung, oder auch wohl gar Begeisterung, mit der dieses sogenannte objective Forschen für die grofsen Individuen erfüllt ist, kündigt sich entweder als durchaus hohl an, indem doch nur der erkannte wahrhafte Inhalt Begeisterung erwecken kann, oder das Subject straft sein eigenes Princip Lügen, und erhebt sich in der Anerkennung eines substanziellen Gehaltes über seine dürre Reflexion von objectiver Forschung. In der That widerlegt auch das Individuum, so viel es auch von rein historischem Verhalten spricht, durch eine nicht abzuweisende Reflexion über die einzelnen philosophischen Thatsachen, sein Princip. Aber gerade darin offenbart sich auch recht der Mangel eines nicht durch die Erkenntnifs der Idee gewonnenen philosophischen Maafsstabes; denn was das Subject nun von Urtheilen beibringt, ist nur eine zufällige der Sache selbst äufserliche Reflexion, welche sich nur durch den unabweisbaren Drang nach objectiver Erkenntnifs eingeschwärzt hat. Weil dieselbe aber nicht auf dem selbstbewufsten Gedanken, sondern mehr auf dem unmittelbaren Gefühle, wodurch das Subject gleichsam überrascht worden, beruht, so trifft ein solches Urtheil auch nie den Mittelpunct der Sache, sondern trübt vielmehr den Blick für die wahrhafte Auffassung des Princips. Beide Methoden, sowohl diejenige, welche ein abstraktes Princip an die Spitze stellt und alle Philosophien, so zu sagen, an das Kreuz dieses dürren Gedankens schlägt, als auch die in das Extrem der Darstellung nackter Thatsachen ausartende sogenannte unpartheiische Behandlung der Geschichte der Philosophie kranken an gleicher Einseitigkeit, und haben allein in einer beide Seiten vermittelnden Einheit ihre Wahrheit. Aus mehreren Bemerkungen des geehrten Herausgebers ergiebt sich, dafs derselbe von der Verfolgung so einseitiger Methoden seinen Sinn entfernt gehalten hat, und ihren Mangel in der versöhnenden Mitte aufzulösen bemüht ist. In diesem Sinn sagt er p. 44. der allgemeinen Einleitung bei Gelegenheit der Bemerkung Tennemanns über den Nachtheil, den ein ungenügendes Studium der Geschichte der Philosophie bringen kann. „Diesen Schaden stiftet auch eine schlechte Behandlung der Geschichte der Philosophie, welche in den Systemen der Philosophie nur Verirrungen und verfehlte Versuche findet, auf die der Mensch nur zufällig gekommen sey, und von dem einer immer den anderen widerlege, — nicht Stufen in der Entwickelung einer Idee" womit man die Anmerk. zu p. 55. der Einleitung vergleiche. Sehr bestimmt erkennt auch Hr. Prof. Wendt die grofse Einseitigkeit des Kantianers, welche den Blick für die Auffassung philosophischer Principien so sehr getrübt, und spricht dies p. 526. Anmerk. treffend aus „Wer einen berechenbaren Ertrag von sogenannten philosophischen Wahrheiten sieht, denen er seine unbedingte Beistimmung geben möchte, und die Voraussetzung macht, die Philosophie könne uns in einem einzelnen Systeme gegeben werden, so wie der, welcher voraussetzt, das Wahre sey unerkennbar, der wird leicht, wie unser Verfasser, geneigt seyn, alle früheren philosophischen Systeme, besonders die, welche uns die Geschichte der älteren Philosophie kennen lehrt, als unwahre Ansichten zu verwerfen, oder etwa meinen, dafs sie die kritische Philosophie vernichtet habe, während die freier gewordene philosophische Ansicht der gegenwärtigen Zeit sie als wesentliche Standpuncte des sich entwickelnden Denkens erkennt, welche der philosophirende Geist in seiner gründlichen Entwickelung in der Geschichte durchlaufen mufste."

Eine so gründliche Einsicht verbunden mit einer sich über das Einzelne ausdehnenden Fülle von Gelehrsamkeit, welche uns fast überall in den Anmerkungen und Zusätzen begegnet, erwecken unsere ganze Achtung und beweisen den Ernst und die Redlichkeit der Gesinnung des verehrten Herausgebers. Die mehr allgemeine Gesichtspuncte entwickelnden Abschnitte des Werkes scheinen uns indessen doch nicht genügend von

Digitized by Google

der Einsicht des Herausgebers unterstützt, wenn wir gleich gern einräumen, dafs es hier schwer seyn mochte, zwischen zu weiten und anschwellenden Ausführungen und zu kurzen Andeutungen die rechte Mitte zu halten. Ungern haben wir in der sehr dürftigen Charakteristik der drei Hauptperioden der Philosophie (Allgemeine Einleitung p. 60 §. 28) und besonders in der das Wesen der alten Philosophie berührenden Stelle, welche mit dem Streben der Vernunft nach Erkenntnifs der letzten Gründe und Gesetze der Natur und Freiheit, ohne deutliches Bewufstseyn leitender Grundsätze abgefertigt wird, einige erläuternde Bemerkungen vermifst, welche mit philosophischer Tiefe und Kürze uns diese grofsen Momente in ihrer wahrhaften Bedeutung hinzeichneten. Hier war wohl der Ort zu einer Digression, welche uns die Dürftigkeit des Tennemannischen Standpunctes durch eine überraschende Darstellung in das rechte Licht gestellt, und uns zugleich eine Probe einer tieferen den Bedürfnissen der gegenwärtigen Zeit entsprechenden Anschauung gegeben hätte. Denn grade in der Zeichnung grofser umfassender Perioden zeigt sich die rechte Weihe des philosophischen Geistes, und giebt der mühseligen Verfolgung der Einzelnheiten neuen Reiz, ohne dafs es dazu eines grofsen Anlaufes bedürfte.

Einen gleichen Wunsch hatten wir bei dem Abschnitt, welcher die Quellen der griechischen Philosophie behandelt. Hier schien es besonders an der Zeit die magere Charakteristik des grofsen Kenners alter Philosophie, des Aristoteles, durch eine bestimmte Würdigung und Hervorhebung seiner Bedeutung zurückzulassen. Denn nicht etwa nur wegen der Fülle gelehrter historischer Notizen und Thatsachen ist uns dieser Denker eine solche Fundgrube für die Geschichte alter Philosophie, sondern vielmehr durch den philosophischen Geist, mit welchem er dieselbe befruchtet, und das Princip jeder Philosophie ihrer wesentlichen Bedeutung und Stellung nach uns aufbewahrt hat. In diesem Sinne gehört wahrlich Aristoteles nicht zu den sogenannten unpartheiischen Geschichtschreibern, welchen es nur um die kritische Ausmittelung des Factums ohne beurtheilende und abwägende Bestimmungen seines wahrhaften Inhalts zu thun ist. Vielmehr giebt sein philosophischer Gedanke und seine tiefe Einsicht in die Natur der Idee ihm dem Maafsstab zur Beurtheilung jedes einzelnen Systems, der für nicht ganz blöde Augen überall hindurch scheint und die ganze Auffassung bedingt. Entweder wissen diese unpartheiischen Geschichtschreiber nicht was sie thun, indem sie den Aristoteles als diese reiche Fundgrube schildern, der überall uns die Sache selbst, von Trug und Täuschung fern, überliefere, während er doch Alles nur durch das Medium des philosophischen Gedankens anschaut, oder die Natur seiner Darstellung ist ihnen gänzlich verborgen geblieben. Die Consequenz solcher Individuen müfste ihn eigentlich denen beizählen, deren Auffassung durchaus ungeschickt ist sogenannte objective Gültigkeit zu haben da das historische Factum sich niemals nackt in seiner sogenannten Objectivität, sondern stets von dem philosophischen Gedanken begleitet zeigt. Gewifs hätte eine kurze Darstellung aristotelischer Auffassung, verbunden mit einer Abweisung vielfach verbreiteter Vorurtheile hier sehr wohlthätig gewirkt.

Lehrreich hat dagegen der verehrte Herausgeber die Abschnitte über die einzelnen Philosophien durch seine gelehrten Bemerkungen ausgestattet, worin er eine sowohl auf die Quellen selbst, als auch auf neuere Forschungen sich erstreckende Gelehrsamkeit entwickelt hat, welche von dem angestrengtesten Fleifse zeigt, und wodurch auch das ganze Werk eine wirkliche Bereicherung erfahren hat.

Ueber Einiges können wir es uns nicht versagen unsere Bemerkungen dem gelehrten Hrn. Verf. mitzutheilen. Die Anmerkung des Herausgebers p. 56. (des ersten Hauptstückes zweiter Abschnitt) bei Gelegenheit der Darstellung des Thaletischen Principes scheint uns etwas Schiefes zu enthalten. Tennemann behauptet dort, „dafs die späteren Schriftsteller sich erlaubten die Philosopheme des Thales in einem Zusammenhange vollständiger Schlüsse darzustellen, welchen der Milesische Weise nicht geahndet hatte. Indem sie voraussetzen, dafs Thales ein System gehabt habe, verbinden sie mit den Philosophemen, welche man ihm wirklich zuschreiben kann, Folgerungen und Entwickelungen späterer Zeiten, ohne sich zu fragen, ob sich Thales mit Ausbildung dieser Kosmogonie zu einem vollständigen Systeme so angelegentlich beschäftigt haben könne." Diesem ganz richtigen Urtheil fügt unser Verfasser entgegnend hinzu „Ein innerer Zusammenhang der Ansichten ist bei einem selbstdenkenden Geiste immer anzunehmen, wenn gleich kein ausgearbeitetes System in formellem Sinne." Hr. Prof. Wendt unterscheidet hier zwischen

Digitized by Google

einem innern Zusammenhange des Gedankens und einem Systeme. Ist dieser innere Zusammenhang wahrhafter Art, so stellt er sich als eine Reihe von Folgerungen aus einem Principe dar, und fällt so mit dem Begriffe des Systems in formellem Sinne zusammen. Aber weder das Eine noch das Andere sind wir berechtigt beim Thales, wie überhaupt in den Anfängen griechischer Philosophie, anzunehmen. Die Schwierigkeiten, welche es macht, die bei diesen ältesten Denkern vorkommenden heterogensten und dem Principe selbst widersprechenden Behauptungen zu einem Ganzen zu vereinigen, ist allein in der Dürftigkeit des Princips gegründet, welches, in sich noch arm und abstrakt, sich zu einem weiteren Fortgange und nothwendigen Vermittlungen noch nicht zu entfalten vermag, und daher mannigfaltige Bestimmungen aufserhalb und ohne Beziehung auf das Princip stehn läfst. Je reicher und fähiger das Princip ist sich zu weiterem Fortschritt zu bestimmen, desto mehr offenbart sich der innere Zusammenhang, desto mehr schliefsen sich die anderen Bestimmungen als Folgerungen und Schlüsse zu einem Ganzen zusammen, welches nicht mehr dem Principe äufserlich und gleichgültig gegenüber steht. Daher können wir auch hier nicht von einem innern Zusammenhange des Denkers reden, der aber niemals herausgetreten. Freilich ist er sehr stumm und still und gehört nur der subjectiven Vorstellung an. Auch von solchen Behauptungen heilt gründliches Studium aristotelischer Auffassung, der sich nicht in solchen Vorspiegelungen gefällt, sondern das tiefste Bewufstseyn über die Natur des Principes offenbart, und einzig danach den Fortschritt der Vertiefung des Geistes mifst, in wie weit das Princip sich zum Geistigen reinigt, und das Materielle in sich zu zehren und aufzuheben vermag. In der That beginnt erst mit Plato die Erhebung der Philosophie zu einem Systeme d. h. zur Entfaltung einer intellectuellen Welt, während in früheren Philosophien, selbst in denjenigen, welche ein Geistiges an die Spitze stellen der Zusammenhang desselben mit dem Materiellen sehr lose und äufserlich ist. Auch nach dieser Seite hin mufs Aristoteles immer mehr zum Gewährsmann werden, wie dann eine bestimmte Einsicht in diesen Punct den vielen oft sehr subjectiven Vermuthungen und Constructionen in der älteren Philosophie heilsame Schranken setzen würde.

In dem Abschnitt über Anaximander stimmen wir gern der Bemerkung des Herausgebers bei, welcher p. 66. Anmerk. den Fortschritt des Anaximander darin setzt, dafs er keinen bestimmten und damit beschränkten Stoff als Princip angesehn, nehmen aber das ἄπειρον desselben, durch die Zeugnisse der Alten geleitet, als die abstrakte Materie, denn was von diesem Unendlichen ausgesagt wird, fällt mit dem Begriffe der abstrakten Materie zusammen, welche, in sich formlos und unbestimmt, aber aller Bestimmungen fähig, so als das Princip der Erzeugung und der Quell des Lebens vorgestellt wird.

In dem der Pythagoräischen Philosophie gewidmeten Abschnitte haben wir uns gewundert in einer Anmerk. die Schrift des Timäus von Locri betreffend, welche auch unser Herausgeber mit andern Gelehrten nur für einen spätern Auszug des Platonischen Timäus hält, die Worte des neuen Bearbeiters zu lesen, dafs auch jetzt noch gegen die Aechtheit des Platonischen Timäus nicht alle Zweifel gehoben seyen, (p. 76. Anmerk.) eine Behauptung, welche überhaupt nur einer jugendlich stürmischen und extravaganten Kritik angehört. Ja, wenn auch Aristoteles selbst nicht ausdrücklich den Platonischen Timäus anführte, wie er es doch häufig thut, (Phys. 4, 2. wobei Simplicius die platonischen Worte aus dem Timäus hinzufügt *de Coelo* 1, 10. 2, 13. 3, 1. 3, 2. 3, 8. mit den dahingehörigen Stellen des Timäus, womit man noch die von Trendelenburg in seiner Schrift *Platonis de ideis et numeris doctrina* sorgfältig gesammelten Stellen vergleichen kann) eine gute und auch für kecke Hyperkritiker einschüchternde Autorität, so trägt dieses Werk durch die Grofsartigkeit der Anschauung, wie durch die Entwickelung der der ganzen Platonischen Philosophie so wesentlichen Momente, den Stempel der Aechtheit so in sich, dafs wir wenigstens nicht anstehn würden, dann jenen Pseudo-Plato für den ächten zu halten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 30.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1829.

Geschichte der Philosophie von Wilhelm Gottlieb Tennemann, mit berichtigenden, beurtheilenden und ergänzenden Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von Amadeus Wendt. Erster Bd. Die Geschichte der griechischen Philosophie bis auf Socrates, nebst einer allgemeinen Einleitung in die Geschichte der Philosophie enthaltend.

(Fortsetzung.)

Gewiſs wird der verehrte Verf. gern einst diesen Zweifel aufgeben, und dem Beispiele eines Koryphäen deutscher Philosophie folgen, welcher den in einer früheren Periode keck hingestellten Zweifel an unserm Timäus später in besonnener Stunde willig zurückgenommen hat.

Dagegen hat dieser ganze Abschnitt über die Lehren der Pythagoräer durch die Bemerkungen des verehrten Herausgebers sehr gewonnen. Mit Recht rügt derselbe die aus Kantischen Voraussetzungen stammende Auffassung der Pythagoräischen Zahlen, wonach dieselben, ehe man sie anwendete, mit den Dingen schlechthin identificirt worden seyen, während Aristoteles sie wesentlich als die Substanz der Dinge und als Wesenheit, deren Elemente auch die Elemente alles Seyenden, darstellt. Auch wissen wir es Hrn. Prof. Wendt Dank, daſs er in einer längeren Note zu p. 104 u. 105. auf die Verschiedenheit in den Pythagoräern selbst bestimmter aufmerksam gemacht, welche Aristoteles auch durch den Ausdruck ἔνιοι andeutet (*de Coelo* 3, 1. ἔνιοι γὰρ τὴν φύσιν ἐξ ἀριθμῶν συνιστᾶσιν, ὥσπερ καὶ τῶν Πυθαγορείων τινές). Es werden daher besonders zwei Auffassungen der Pythagoräer unterschieden, zuerst die, daſs die Zahlen Substanz der Dinge sind, die Elemente der Zahl aber das Grade und Ungrade, unter welchen das eine begränzt, das andere unbegränzt, das Eins aber aus Beiden, mithin zugleich grade und ungrade ist; dann die Meinung derer, welche zehn Principien in fortlaufender Reihe einander gegenüberstellen, worunter sich Grades und Ungrades, Gränze und Unendliches u. s. f. befindet. Gewiſs ist dies nicht die ursprüngliche, sondern eine spätere Auffassung; auch ist bei den Aelteren durchaus die erste Darstellung herrschend, was uns die Bruchstücke des Philolaus beweisen. Vor Allem kommt es darauf an, die Zahl als das Element der Dinge festzuhalten, in demselben Sinne wie bei Thales das Wasser und beim Anaximander das ἄπειρον als das Absolute erscheint, und aus der Natur der Zahl selbst, welche zwischen dem Sinnlichen und Uebersinnlichen mitten inne liegt, den Fortschritt als eine Erhebung zur abstrakten Form aufzufassen, welche aber sich selbst äuſserlich, aus sich keinen Inhalt entwickeln kann, sondern nur eine symbolische Deutung, und diese auch nur in den ersteren Zahlen, gestattet; was auch Hr. Prof. Wendt einsichtig in der Anmerkung zu p. 107. bemerkt hat.

Zugleich hätten wir hier eine bestimmte Andeutung über das Verhältniſs der Pythagoräischen Zahlenlehre zum Plato gewünscht, da sich doch derselbe, wie der Herausgeber selbst p. 82. Anmerk. bemerkt, sehr an dieselbe anschloſs. Herr Prof. W. begnügt sich aber damit nur auf den Unterschied des Unendlichen bei den Pythagoräern, und der unbestimmten Zweiheit, welche Plato an die Stelle desselben setzte, aufmerksam zu machen. Wichtiger aber und durchgreifender ist die Stellung, welche die Pythagoräische Zahl in der Platonischen Philosophie einnimmt. Allerdings sagt Aristoteles *Metaph.* 1, 6. schloſs sich Plato diesen Lehren an, gestaltete sie aber zugleich auch um, und dadurch erst erhält das Pythagoräische Element der Zahl seine bestimmte Bedeutung. Wie nämlich bei den Pythagoräern die Dinge durch Nachahmungen der Zahlen sind, so sind sie beim Plato durch Theilnahme an den Ideen. Daſs übrigens der Ausdruck: die Dinge

Digitized by Google

sind durch die Nachahmung der Zahlen, nicht der Substanzialität der Zahlen widerspricht, ergiebt sich aus *Metaph.* 1, 5., worin der Weg, auf welchem sie zu diesem Principe gekommen sind, angedeutet wird. In den Zahlen sahen sie die Bestimmungen und Verhältnisse der Harmonie und da ihnen alles Andere in der ganzen Natur ähnlich gemacht schien, die Zahlen aber das Erste in der Natur sind, so hielten sie die Elemente der Zahl, für Elemente alles Seyenden. Was ist, hat bei den Pythagoräern nur seine Wahrheit, durch Theilnahme an der Zahl, indem sich nämlich ein Zahlenverhältnifs darin verwirklicht. Sie ist der Grund aller Bestimmtheit, und je tiefer unsere Erkenntnifs der Zahlenverhältnisse, desto mehr ist uns die Natur der Dinge aufgeschlossen. Das Verhältnifs der Dinge zu den Zahlen bei den Pythagoräern, wird daher mit dem Verhältnifs der Dinge zu den Ideen bei Plato identificirt (*Metaph.* 1, 6.). In Beiden ist die Unwahrheit und Zufälligkeit der einzelnen Dinge und die Substanzialität der Zahlen und Ideen anerkannt. Aber das Pythagoräische Element ist beim Plato zu einem Momente herabgesunken, indem das Mathematische, welches sie zum Principe des Seyenden machten, und worin die Zahlen das Erste sind, von seiner Stellung, das Absolute zu seyn, bei ihm herabsank, und die Mitte zwischen dem sinnlich Wahrnehmbaren und der Idee einnahm, und so erst seine wahre Stellung erhielt. *Metaph.* 1, 6. *ἔτι δὲ παρὰ τὰ αἰσθητὰ καὶ τὰ εἴδη τὰ μαθηματικὰ τῶν πραγμάτων εἶναί φησι μεταξύ, διαφέροντα τῶν μὲν αἰσθητῶν τῷ ἀΐδια καὶ ἀκίνητα εἶναι, τῶν δ' εἰδῶν τῷ τὰ μὲν πόλλ' ἄττα ὅμοια εἶναι, τὸ δ' εἶδος ἕκαστον μόνον.* Hierin ist das Mathematische und die Zahlen als Vermittelung zwischen der sinnlichen Wahrnehmung und Mannigfaltigkeit, und der Einfachheit und Sichselbstgleichheit der Idee ausgesprochen. Es darf uns nicht irre machen, und etwa gar zur Annahme einer Identität der Platonischen und Pythagoräischen Elemente der Zahl veranlassen, dafs Aristoteles auch von der Zurückführung der Platonischen Ideen auf Zahlen spricht, und sie als Zahlen setzt. (*Metaph.* 1, 6. p. 20. u. 28. 13, 9. p. 286. 14, 3. p. 297. 14, 4. p. 302. *ed. Brand.*). Diese Zahlen sind aber von den mathematischen Zahlen der Pythagoräer unterschieden, und sogenannte Idealzahlen, welche im Gegensatz der *ἀριθμοὶ μαθηματικοὶ* als *ἀριθμοὶ εἰδητικοὶ* oder *νοητοὶ* bezeichnet werden. Die mathematischen Zahlen nämlich werden aus gleichartigen Einheiten zusammengesetzt und sind darum mischbar (*συμβλητοὶ*) und allen arithmetischen Operationen unterworfen (*Aristoteles Metaph.* 13, 6. p. 270. u. 7. p. 272. *Brand.*) Die Idealzahlen dagegen sind, wie die Ideen, für sich unmischbar (*ἀσύμβλητοι*) *Metaph.* 13, 8. p. 278. *Brand.* Bei diesen findet auch in Bezug auf Entstehn und Vergehn keine Priorität statt. Sie sind wie die Ideen für sich seyende und ausschliefsende Wesenheiten, und niemals auf das Veränderliche gerichtet. Die mathematischen Zahlen dagegen sind unendlich an Menge, *Metaph.* 1, 6. p. 20. *Brand.* Die Hauptstelle, welche uns diesen Unterschied der mathematischen und Idealzahlen offenbart, finden wir bei *Aristoteles Metaph.* 14, 3. u. 13, 6. Erst Spätere haben diesen Gegensatz verwischt, und Beide auf ein Zahlengeschlecht, das mathematische, zurückgeführt. Andere dagegen nur Idealzahlen anerkannt, *Metaph.* 13, 9. Dagegen Plato als Derjenige genannt wird, welcher die mathematische Zahl zwischen das *αἰσθητὸν* und die Idealzahl oder die Idee gestellt hat. *Metaph.* 13, 6. u. 13, 9. und dazu *Syrianus* und *Brandis* in der Schrift *de perditis Aristotelis libris de ideis et de bono p.* 45.

Auf diesen Gegensatz der Zahlengeschlechter, den wir hier angedeutet, hätten wir auch des verehrten Herausgebers Forschungen wohl hingelenkt gewünscht. Das Abstruse dieses ganzen Gebietes hat aber nicht sowohl in dem Mangel der Ueberlieferung, als vielmehr in diesem in sich unklaren und der Willkühr offenen Principe seinen Grund, das, alles concreten Inhalts ermangelnd, dennoch darauf angewendet werden soll. Auch haben alle von Aristoteles in dieser Untersuchung mit seiner energischen Kürze vorgetragenen, vielgewendeten adversativen Fragen und Zweifel den Zweck auf das Abstrakte und Unanwendbare des Princips selbst aufmerksam zu machen und die sich daraus ergebenden Widersprüche recht schlagend herauszukehren.

In dem abstrakten Princip der Zahl ist auch einzig und allein die Dürftigkeit ihrer ethischen Bestimmungen zu suchen, welche mit dem ganz auf politische und ethische Bildung hinarbeitenden Institute im Contrast stehn. Man darf sich durch ihre mannigfachen auf besondere Lebensverhältnisse bezügliche und ascetische Vorschriften nicht irre machen lassen. Sie sind durchaus praktischer Art. Ein Anderes aber ist die Ethik als Wissenschaft. Hier tritt die Unangemessenheit des Princips, welches sich überall bethätigen soll, mit dem

Digitized by Google

concreten Objecte besonders hervor. Ihre ethischen Forschungen sind daher kaum als Anfänge dieser Wissenschaft anzusehn, weil sie allein darauf hingehn, einige Begriffe auf Zahlen zurückzuführen, z. B. was Zeit, Recht oder Ehe ist; (*Aristoteles Metaph.* 13, 4. p. 266. *Brand.*) daher auch wegen dieses dürftigen Anfangs in derselben Stelle Socrates als der Gründer der Ethik bezeichnet wird. Auch die *magna Moralia* deuten diese Dürftigkeit der ethischen Bestimmungen an: *πρῶτος μὲν οὖν ἐνεχείρησε Πυθαγόρας περὶ ἀρετῶν εἰπεῖν· οὐκ ὀρθῶς δέ· τὰς γὰρ ἀρετὰς εἰς τοὺς ἀριθμοὺς ἀνάγων, οὐκ οἰκείαν τῶν ἀρετῶν θεωρίαν ἐποιήσατο,* wo in dem Zurückführen der Tugenden auf die Zahl der Grund des *οὐκ ὀρθῶς εἰπεῖν* angegeben ist. Diese Andeutung des durch das Princip bedingten Grundes ihrer dürftigen ethischen Bestimmungen, haben wir bei dem Herrn Herausgeber vermifst, welches hier grade am meisten hervorgehoben zu werden verdiente, da dieser Abschnitt bei Tennemann besonders schwach ist, und derselbe sich über ihre dürftigen ethischen Bestimmungen mit der schiefen Versicherung begnügt, dafs sie das Bedürfnifs dieser besonderen Wissenschaft nicht gefühlt zu haben scheinen. Dagegen müssen wir in der Auffassung des Pythagoräischen Begriffs der Gerechtigkeit, Tennemann gegen den Herausgeber in Schutz nehmen. Ersterer fafst ihn ganz richtig als abstrakte Wiedervergeltung, wozu uns die Aristotelischen Stellen durchaus berechtigen, (*Eth. ad Nicom.* 5, 1. *Δοκεῖ δέ τισι καὶ τὸ ἀντιπεπονθὸς εἶναι ἁπλῶς δίκαιον, ὥσπερ οἱ Πυθαγόρειοι ἔφασαν· ὡρίζοντο γὰρ ἁπλῶς τὸ δίκαιον τὸ ἀντιπεπονθὸς ἄλλῳ,* vgl. *Eth. ad Eudemum* 4, 3. und *Magna Moralia* 1, 34.) während die von Herrn Prof. W. gebilligte Erklärung des Jamblichus viel unbestimmter ist, und nicht mehr den ursprünglichen pythagoräischen Gedanken bewahrt. Ueberhaupt gehört diese Definition der Gerechtigkeit als abstrakter Wiedervergeltung einer jugendlichen Gestalt des Rechts an, wie uns *Gellius N. A.* 20, 1. aus den zwölf Tafelgesetzen: *Si membrum rupit meum e pacto talio esto*, bezeugt. Auch bei den Lokrern ist länger diese durch Zaleukus gegebene Bestimmung ausgeführt worden. *Demosthenes advers. Timocrat. Vol.* 1. *p.* 744. *ed. Reisk.* (*p.* 441. *Bekk.*)

Den Uebergang zu den Eleaten begleitet der Herausgeber mit einer den Fortschritt sehr gut charakterisirenden Bemerkung. Es heifst dort p. 158. Anmerk. „Nach Principien hatten schon frühere Philosophen geforscht, aber sie hatten ausgehend von der empirischen Mannigfaltigkeit der Dinge, das Princip in einem sie verbindenden und erklärenden Urstoffe gesucht, wie die ionischen Physiker, welche verschiedene Urstoffe setzten, oder in der allgemeinen Form der Anschauung, wie Pythagoras. Dieser hatte sich zu einer nicht sinnlichen Einheit aufgeschwungen; aber er fafste das Wirken des Princips noch in der unangemessenen Form der Zahl, und den Gedanken in symbolischer Hülle. Die Eleaten aber gingen einen Schritt weiter, und fafsten das Princip, als die von allem Sinnlichen unabhängige Einheit in der Form des reinen Gedankens auf. Hiemit standen sie auf dem Gebiete der reinen Vernunftwissenschaft, und es entwickelte sich damit auch die dialectische Kunst." Diese Worte bezeugen, dafs der verehrte Herausgeber in der Geschichte der Philosophie Vernunft sucht, und von der in unserer Zeit gäng und gäbe gewordenen Vorstellung, als seyen alle Philosophien nur Aeufserungen des individuellen Denkens, oder als stelle die Geschichte der Philosophie nur eine Gallerie der Verirrungen des menschlichen Geistes dar, weit entfernt ist.

Auch diesen Abschnitt hat der Verf. mit sehr einsichtigen Bemerkungen erweitert, welche sich sowohl über das Einzelne aus dem Leben der Philosophen und ihrer Schriften als auch über ihr philosophisches Princip ausbreiten. Sehr gut unterscheidet der verehrte Herausgeber die schwächeren Anfänge dieser Schule in Xenophanes und Melissus, welche auch Aristoteles *Metaph.* 1, 5 als zu wenig scharfsichtig (*ὡς μικρὸν ἀγροικότεροι*) von der Untersuchung über dieses Princip ausschliefst. *Metaph. l. c.* In dieser Rücksicht stimmen wir dem Bearbeiter durchaus bei, wenn er es aus der Unbestimmtheit des Princips, welches dem Xenophanes nach Aristoteles zugeschrieben wird, (*Metaph.* 1, 5 *Ξενοφάνης δὲ πρῶτον τούτων ἑνίσας, οὐθέν διεσαφήνισεν, οὐδὲ τῆς φύσεως τούτων ἔοικεν οὐδετέρας θιγεῖν ἀλλ' εἰς τὸν ὅλον οὐρανὸν ἀποβλέψας τὸ ἓν εἶναί φησι τὸν θεὸν*) erklärt, dafs Xenophanes, nach anderen Zeugnissen der Alten, die Gottheit kugelförmig gebildet habe. Offenbar sucht das Ringen, welches sich von allen endlichen Bestimmungen loszumachen, und zur reinen Anschauung des Einen zu erheben trachtet, nach einem Ausdrucke, der einer solchen Einheit, welche der Geist fordert, etwa entspricht (vgl. p. 170. und die beiden Anmerk.) Aus den Zeugnissen des Aristoteles ergiebt sich übrigens

Digitized by Google

ziemlich bestimmt, dafs, der Entwickelung des Princips nach, Parmenides den Xenophanes und Melissus voraussetzt, und Letzterer den eigentlichen Anfang macht, indem er das Eins noch nicht nach dem Begriffe, sondern nach der Materie auffafst, (*Metaph.* 1, 3. *Παγμενίδης μὲν γὰρ ἔοικε τοῦ κατὰ τὸν λόγον ἑνὸς ἅπτεσθαι Μέλισσος δὲ τοῦ κατὰ τὴν ὕλην*) und es daher auch als unendlich setzt, was allein auf die abstrakte und formlose Materie zu beziehen ist, wie es denn auch unser Herausgeber p. 201. Anmerk. darstellt. Xenophanes aber hält offenbar die Mitte zwischen Melissus und Parmenides, und stellt uns überhaupt das Moment des Ringens zur Anschauung des Einen im Denken dar. Indem er selbst das Eins nicht mehr als abstracte Materie bestimmt, und sich davon loszumachen sucht, es aber anderer Seits auch nicht *κατὰ λόγον* anschaut, ist er unbestimmt in sich und hält das Eins weder für begränzt und endlich, noch für unbegränzt und unendlich. Aus dieser Unbestimmtheit desPrincips kann man es daher auch ableiten, dafs er aufserdem noch zu den Grundstoffen, wie Erde und Wasser, seine Zuflucht nimmt und sie als eine absolute Grundlage gelten läfst. (vgl. p. 175 und dort die Anmerkungen) Parmenides aber hat zuerst das Princip in seiner ganzen Reinheit aufgefafst. Auf diesen Fortschritt in den Vorgängen des Parmenides hat weder Tennemann noch auch der verehrte Herausgeber genugsam hingewiesen. Dies kann auch nur der alleinige Faden in einer Darstellung dieser Philosophie seyn, wie es uns denn auch sehr unstatthaft scheint, dafs Tennemann den Melissus nach dem Xenophanes und Parmenides folgen läfst, was auch Hr. Pr. W. nicht gerügt. In einer Geschichte der Philosophie müssen alle anderen Bestimmungen und Kriterien dem Fortschritt des Gedankens weichen; dieser allein ist der Leitstern; alle andern dagegen untergeordnet, und dieser ist uns hier genugsam vorgezeichnet. Ueberhaupt ist die gänzlich äufserliche und durchaus willkührliche Aneinanderreihung der philosophischen Systeme im Tennemannischen Werke, welche meist mit einem kahlen: „In dieser Olympiade lebte noch dieser Denker," oder „von diesem Philosophen wissen wir nur wenig," geschieht, ein grofser und den gegenwärtigen Bedürfnissen sehr widerstrebender Mangel. Auch Hr. Prof. W. hat dem zu wenig abgeholfen. Kurze jedem Abschnitte vorausgehende Bemerkungen, welche sowohl die zufällige Anknüpfung nachgewiesen, als auch zugleich stets auf den objectiven Fortschritt des Gedankens aufmerksam gemacht hätten würden von grofsem Vortheil für das Ganze gewesen seyn. Auch gehört die ganz zufällige Vorliebe für den einen oder den andern Denker, und das damit verbundene ungerechte Urtheil mit zu den aus dem dürftigen Principe stammenden Nachtheilen des Werkes. Als Beleg dafür mag Tennemanns Urtheil über Heraclit gelten, (p. 229) „welcher es zwar nicht zu gleicher Höhe der Speculation wie die Elnaten gebracht, aber doch durch manche scharfsinnige Forschungen sich eine Stelle unter den ältesten Philosophen erworben hat, und der unerachtet der Unerweislichkeit des Princips nicht nur wegen des Scharfsinns, sondern auch deswegen Aufmerksamkeit verdient, weil spätere Philosophen nach Socrates auf den Hauptsätzen desselben zum Theil ihre philosophischen Systeme erbauten;" eine Armuth und Schiefheit des Urtheils, worauf der Herausgeber zwar p. 229 und p. 272 Anmerk. aber viel zu leise und versteckt aufmerksam gemacht hat. Ueberhaupt scheint in der Geschichte der Philosophie mehr als irgendwo das subjective und zufällige Interesse an dem Einzelnen unstatthaft, die Nothwendigkeit des philosophischen Momentes, welches durch ein bestimmtes Individuum repräsentirt wird, ist das absolute Kriterium seines Werthes und seiner Würde. Nur danach bestimmt sich die Frage nach dem Wichtigeren und Unwichtigern. Zur Entwicklung der denkenden Vernunft sind die Eleaten so nothwendig als Heraclit, und dieser wieder so wesentlich als Anaxagoras, weil durch Jeden derselben eine nothwendige Denkbestimmung zum Bewufstseyn gekommen ist. Nach dieser Seite hin kommt diesen Denkern daher gleiche Würde zu. Diejenigen allein, welche in einer von tieferen Interessen bewegten und zu einem tieferen Bewufstseyn erwachten Zeit mit bornirter Hartnäckigkeit an einem vergangenen und durch den Fortschritt des Geistes bereits überwundenen Principe festhalten, und dasselbe wieder zu einem gegenwärtigen zurückrufen wollen, wird die vernünftige Mitwelt und die richtende Nachwelt zu den Todten werfen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 31.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1829.

Geschichte der Philosophie von Wilhelm Gottlieb Tennemann, mit berichtigenden, beurtheilenden und ergänzenden Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von Amadeus Wendt. Erster Bd. Die Geschichte der griechischen Philosophie bis auf Socrates, nebst einer allgemeinen Einleitung in die Geschichte der Philosophie enthaltend.

(Schluſs.)

Dieselbe Sorgfalt und Nachhülfe im Einzelnen, welche der verehrte Herausgeber den ersten Abschnitten hat angedeihen lassen, hat er auch auf die folgenden verwendet, und ist überall mit besonnenem Forschungssinn zu Werke gegangen. Wir müssen es uns, um die Beurtheilung nicht über die Gränzen hinauszuführen, versagen, eine Prüfung aller Einzelnheiten hier vorzulegen, müssen ihm aber überall das Zeugniſs einer scharfsinnigen und von allem Leichtsinn entfernten Kritik geben.

In dem Abschnitte, welcher den Anaxagoras, diesen durch sein Princip so interessanten Denker, mit welchem zugleich die Philosophie sich nach Athen kehrt, behandelt, haben wir uns über die treffliche das innere Verhältniſs des Anaxagoras zum Atheniensischen Staate erläuternde Anmerk. p. 377. sehr gefreut, worin wir den verehrten Herausgeber mit unserer im „Aristophanes und sein Zeitalter" p. 239. gegebenen Darstellung des mit Anaxagoras beginnenden Gegensatzes zu unserer Freude ganz übereinstimmend finden. Mit Recht weist Hr. Prof. Wendt die ganz äuſserlichen nur psychologischen Gründe Tennemanns zurück, wonach derselbe die Anfeindungen, welche Anaxagoras erlitten, aus dem reizbaren Charakter der Athenienser, ihrer Deisidämonie, und aus den in Republiken fast einheimischen Kabalen ableitet. Der Herausgeber erkennt dagegen die Berechtigung beider Seiten an. Das Princip des νοῦς hatte sich über die Natur erhoben, der Glanz des Wunderbaren verschwand, indem die Erscheinungen auf Gesetze zurückgeführt wurden. Damit verstieſs Anaxagoras gegen das allgemeine Bewuſstseyn des Staats, indem er so die Volksgötter zu bloſsen Vorstellungen von Naturerscheinungen herabsetzte, an deren Stelle die physischen Ursachen traten, wie ihm ja auch die concreten Göttergestalten Homers zu Allegorien wurden. Die poetische Anschauung der griechischen Götterwelt war damit verletzt. Treffend heiſst es daher „Gegen die Mittheilung dieser das Princip des griechischen Volkslebens verletzenden, die Natur entgötternden Lehre macht der Staat sein begründetes Recht geltend, allem entgegen zu treten, was die Grundlage des sittlichen Gemeinwesens zu zerstören droht. In diesem Sinne seines Volks wird er ἄθεος genannt" In demselben Sinne heiſst es weiter unten „Welche einzelne Behauptungen bei jener Anklage des Mannes vorgebracht worden sind, ist minder wichtig zu wissen; das Wesentliche ist, daſs Anaxagoras wegen seiner natürlichen Erklärung für göttlich gehaltener Gegenstände angeklagt wurde." Nur den Schluſs der Anmerkung können wir nicht ganz klar finden. „Merkwürdig aber, ist dabei, heiſst es, daſs auch Socrates, an dem sich jene Tragödie bis zum Schlusse wiederhohlte, beim Plato, wo er sich selbst vertheidigt, die Sätze des Anaxagoras von sich ablehnt, woraus erhellt, wieviel anstöſsiger sie dem atheniensischen Publikum damals sein muſsten, als Anaxagoras angeklagt wurde." Diese Verwunderung über das Ablehnen Anaxagoräischer Sätze verschwindet, so wie man bedenkt, daſs Socrates, indem er selbst ein höheres Princip aussprach, in den Anaxagoräischen Naturspeculationen, denen er allerdings früher hingegeben, keine Befriedigung gefunden und daher dieselben verlassen hat. Auf seinem Standpuncte war er daher in der That über diese Anaxagoräischen Sätze hinaus,

Digitized by Google

welche er, wenn er sie als die Seinigen anerkannt, eben so freimüthig bekannt hätte, als er jetzt sein gegen die athenische Welt viel härter verstofsendes Princip mit der ganzen Energie des Geistes und des Bewufstseyns seiner Wahrheit vertrat, und dafür den Tod litt.

Die Anmerkung p. 384. u. s. f. und besonders p. 390. über die Natur der Anaxagoräischen Homoiomerien haben unsere volle Zustimmung. „Man braucht, sagt der Herausgeber sehr richtig, gar nicht an ein eigentliches Enthaltenseyn aller materiellen Dinge in jedem Einzelnen zu denken, um jenen Ausspruch des Anaxagoras, dafs Jedes in dem Andern sey, zu erklären. Anaxagoras konnte die wahrnehmbaren Dinge vielmehr sich vorstellen, insofern sie aus allen Homoiomerien, oder relativ einfachen Stoffen gemischt seyen, als das Wesen aller Dinge in diesen Saamen oder Lebenskeimen der Dinge enthaltend. Die unterscheidende Form erhielten dann die Dinge durch den νοῦς, der diese Grundstoffe in den einzelnen Dingen auf verschiedene Weise verband." Sehr gut erinnert noch Herr Prof. W. p. 398. Anmerk., dafs man sich bei dem Anaxagoräischen νοῦς des Namens: Gott, womit sich sogleich christliche Vorstellungen verbinden, enthalten möchte, eine Bemerkung, welche sich auf jede philosophische Darstellung ausdehnen läfst, indem entweder der Name: Gott, ohne Entwickelung seines Inhalts ein ganz leerer Schall ist, oder sogleich an die concretesten geistigen Bestimmungen erinnert, welche einer frühern Stufe noch fremd sind, in jedem Falle daher verwirrt, und dem noch ungeübten Denker schiefe Vorstellungen einschwärzt, welche er nur mit grofser Mühe von sich wirft.

Auch in den Bemerkungen über den Anaxagoräischen νοῦς, worüber noch immer viel Verwirrung herrscht, hat der verehrte Herausgeber die wesentlichsten Puncte bestimmt angegeben. (Vgl. die Anmerk. zu p. 396. p. 400. p. 416.). Dieser νοῦς nämlich, wenn auch das Bewegende und Thätige genannt, steht dennoch der Materie äufserlich gegenüber, er ist nur abstrakt, in sich selber der Entwickelung zu einer Welt nicht fähig. Daher werden ihm auch nur abstrakte Prädicate geliehen, welche alle auf die Bestimmung der Identität mit sich hinauslaufen, dem aber der gesammte concrete Stoff gegenüber beharrt, ohne dafs ihn dieser νοῦς überwältigen kann. Daher heifst er zwar wohl ewig und wird als absolute Thätigkeit vorgestellt, aber indem er die Materie nicht zu einem wirklich gesetzten macht, wird auch sie wieder Princip und behält den Charakter des Seyenden. Hierauf reduciren sich alle tadelnden Einreden des Plato und Aristoteles. Plato in der berühmten Stelle des Phädon p. 97. (p. 86. Bekk.) sagt daher, dafs Anaxagoras von dem νοῦς keinen Gebrauch mache, während er erwartet hatte, derselbe werde aus diesem νοῦς eine ideelle Welt erzeugen, worin sich die Nothwendigkeit des Verhaltens eines jeglichen Dinges offenbarte. Aber er hat sich getäuscht gesehn, indem Anaxagoras doch wieder Alles aus materiellen Ursachen, dem Aether, der Luft u. s. w. entstehn läfst. Ganz richtig deutet auch Hr. Pr. W. den Sinn dieses Tadels dahin, dafs Anaxagoras die Zweckmäfsigkeit in den Dingen nicht wirklich aufzeige und keinen objectiven Gebrauch seines Princips mache. In den Stellen der *Metaph.* 1, 4. aber, worin ihm Aristoteles vorwirft, dafs er sich des νοῦς ὡς μηχάνῃ bediene, können wir nur denselben Sinn anders gewendet finden. Nur in sofern der νοῦς des Anaxagoras nicht in sich concret ist und eine Welt aus sich zu entwickeln vermag, ist er nicht wahrhaft Princip und seine Anwendung eine äufserliche, nicht durch ihn selbst bedingte. Seine Anwendung liegt nicht in seiner Natur, welche die Entfaltung nothwendig machte, und daher ist seine Thätigkeit keine geistig organische, sondern eine mechanische d. h. eine von aufsen her und zufällig einwirkende. Nur in dem Abstrakten des Princips liegt es, dafs er wieder seine Zuflucht zum Materiellen nimmt und dahin zurücksinkt, worüber er sich durch den Begriff des νοῦς schon erhoben hatte, und in diesem Dualismus beharrt. Den Ausdruck des verehrten Herausgebers p. 421 Anmerk., dafs er im Einzelnen empirisch zu Werke ging und einzelne gegebene Erscheinungen aus Anderen erklärt, wo diese aber nicht ausreichen unmittelbar auf den νοῦς zurückgeht, sprechen zwar die Thatsache aus, führen sie aber nicht selbst auf die Natur des Princips zurück, worin sie doch erst ihre wahrhafte Bedeutung gewinnt.

Am wenigsten war wohl von dem Tennemannischen Standpuncte aus eine richtige und gründliche Würdigung der Sophisten zu erwarten, welche uns ihre positive und grofse Seite schilderte, und sie als ein wesentliches Moment in der Entwickelung des Geistes darstellte. Hier kann ein verständiges, Alles nur nach festen Sätzen messendes Princip nicht mehr ausreichen,

Digitized by Google

weil es hier auf die Einsicht und das Festhalten des Positiven im Negativen ankommt. Daher wird denn auch das ganze Auftreten dieser Männer nur als eine Entartung der Philosophie bezeichnet, indem all ihr Streben einzig und allein dem Geiste der Selbstsucht unterworfen, und es ihnen nicht um das Finden der Wahrheit zu thun gewesen ist; daher sie auch für die Philosophie gar nichts geleistet. (Vgl. p. 454—459.). Eine tiefere Einsicht dagegen beurkundet der verehrte Herausgeber und sucht in einer ausführlicheren Anmerkung p. 459. u. 460. diese im Texte niedergelegte Ansicht zu entkräften. Entfernt, sie nur als eine Ausartung zu betrachten, sucht er in ihnen vielmehr den Standpunct der reinen Verstandesbildung, welche der Autorität den Rücken kehrend, nach den nächsten Gründen und Zwecken fragt und entscheidet. „Das Festhalten an der Autorität der Religion und Sitte des Volks, mit welcher schon vorhergehende Denker in Collision gekommen waren, hörte auf, statt dessen wurde das formelle Denken herrschend, das noch eines festen Bodens entbehrend in der Wahl der Gründe zunächst nach Empfindung, Meinung und Neigung, kurz nach subjectiven Voraussetzungen entscheidet. Hierdurch zeigen sich die Sophisten von der einen Seite der positiven Autorität gegenüber als Aufklärer in jener verneinenden Weise, die auch in unserer neueren Culturgeschichte vorkommt u. s. w." Hiermit wie in dem Folgenden, ist der Angelpunct dieser Periode treffend angedeutet. Es muſs in der That, selbst bei einer geringen Einsicht in die Natur dieses Gegensatzes und in die Nothwendigkeit eines Standpuncts, der den Trieb des Geistes sich nach Gründen zu bestimmen, zu rechtfertigen und der Autorität der Sitte zu entziehn darstellt, sehr auffallen, wenn diesem glänzenden Auftreten, diesem weitgreifenden Einflusse auf die ganze ethische und politische Bildung, der allgemeinen Bewunderung, welche die Sophisten erregten, nur ein nichtswürdiges und hohles Haschen nach Schein, ohne alle tiefere Bedeutung, zum Grunde liegen sollte. Wir wenigstens bekennen, daſs uns selbst Plato, ihr wahrhafter Gegner, (denn er erst zeigte die Negativität dieses Standpuncts durch die dialektische Macht aus ihnen selbst auf) die groſsen Sophisten Gorgias und Protagoras, durchaus nicht unwürdig und verächtlich, sondern selbst geistvoll und edel darzustellen scheint; wenigstens hat der Protagoras Platos diesen Eindruck stets auf uns gemacht. Wie das groſse Bedürfniſs des Geistes sich aus Gründen zu entscheiden und sie an die Stelle der allgemein geltenden Sitte zu stellen, ihr Auftreten zu einem welthistorischen macht, so bedingt dieser Standpunct auch ihr Streben nach Rhetorik, als deren Schöpfer sie erscheinen. Der Eindruck ihrer Darstellungsart war auch nach den Zeugnissen der Alten ein sehr mächtiger, wozu eine durch ihre Anwendung überraschende Gelehrsamkeit, eine glänzende Periodologie, schlagende Gegensätze, und eine groſse Bilderpracht gemeinsam hinarbeiteten. Schwerlich hätten je die entzückten Athener, welche den Gorgias hörten, mit einem begeisterten Ausdrucke, die Tage, an welchen er lehrte, Feste, und seine Reden Fackeln genannt, wie uns die Grammatiker berichten, (*Schol. Hermog. p.* 6. *(Reisk. orator. Gr. VIII. p.* 198.) *τὰς ἡμέρας ἐκείνας ἐν αἷς ἀπεδείξατο ἑορτὰς ἐκάλουν, τοὺς δὲ λόγους αὐτοῦ λαμπάδας*) wenn Gorgias, wie Tennemann p. 471. will, seinen Schülern nur gewisse sophistische Gemeinplätze zum Auswendiglernen, eine wahrlich sehr magere Kost, geboten hätte. Eine umfassende Geschichte und Darstellung der Sophisten, welche gleichmäſsig den philosophischen und rhetorischen Standpunct und ihre Verdienste würdigte, fehlt uns leider noch ganz. Die Grundlage, worauf sich das ganze Gebäude consequent fortführen läſst, wird immer seyn, daſs sie den empirischen Menschen zum Mittelpunct des Denkens und zum Maaſs der Dinge gemacht, und von ihm aus Beweise und Folgerungen gezogen haben, welche nothwendig ein negatives Resultat mit sich führen muſsten, ein Princip, das zuerst durch Socrates Gegensatz, vollständig aber erst durch die Platonische Dialektik, welche dieses ganze Gerüste empirischer Beweise und blendender Rhetorik in der Wurzel untergrub, zum speculativen Gedanken gereinigt worden ist.

Mit der Eintheilung der Sophisten, welche Hr. Pr. W. in einer Anmerk. p. 467. in Redner und Lehrer scheidet, deren Häupter Gorgias und Protagoras, stimmen wir zwar im Ganzen überein, erinnern aber, daſs diese hier sehr ineinandergreifende Elemente des Rhetorischen und des Philosophischen vor jeder zu scharfen Sonderung warnen.

Für die übrigen Einzelnheiten können wir nur das Urtheil über die früheren Abschnitte wiederhohlen, bemerkend, daſs der verehrte Herausgeber uns nirgends Spuren der Ermattung in dieser mühsamen Nachlese und diesen vielfachen Berichtigungen und Erweiterun-

Digitized by Google

gen des Einzelnen gezeigt hat. Die Gränzen einer Beurtheilung aber versagen es uns, jede bemerkenswerthe Notiz, und jede scharfsinnige Berichtigung einzeln hervorzuheben; daher wir hier von dem verehrten Herausgeber mit dem Wunsche Abschied nehmen, dieselbe Sorgfalt auch den anderen Theilen angedeihen zu lassen, worin besonders die nächsten Abschnitte über Plato und Aristoteles eine den Bedürfnissen des gegenwärtigen Geistes entsprechende Umgestaltung fordern, deren Erfüllung uns die gegenwärtige Arbeit sicher verbürgt.

Dr. Rötscher.

XVII.

Der Prozeſs der galvanischen Kette, von G. F. Pohl. Leipzig 1826.

Zweiter Artikel.

Es giebt zwei Gruppen von Erscheinungen, worin die eigenthümliche Thätigkeit der feuchten Erreger besonders hervortritt, und welche, was mit einer nähern Kenntniſs der Feuchtigkeiten in dem galvanischen Prozeſs immer gegeben ist, zu einer Polemik gegen die bisherigen Lehren namentlich geeignet sind. Die eine von ihnen bilden die sogenannten zweielementigen Ketten mit ungleichen Berührungsflächen des Zamboni, denen das vorliegende Werk einen eigenen Abschnitt gewidmet hat; die anderen das Verhalten von Metallen wenn sie in different armirten Flüssigkeiten sich befinden, eine Erörterung, die sich durch das ganze Werk hindurchzieht, und womit Hr. Pohl die Discussion über die Bedeutung der Flüssigkeit eröffnet. Ich werde diese letzteren Erscheinungen hier an einem Phänomen concentriren, das die übrigen in sich enthält, und schon deſshalb hervorgehoben werden muſs, weil es in der neuesten Zeit die Veranlassung zu einem Angriffe gegen den Verfasser gegeben hat, von einer Seite, die man nicht unberücksichtigt lassen kann. Wenn man zwischen ein Erregerpaar *z k* drei feuchte Pappen und zwischen diese zwei Kupferplatten bringt, und *z* mit *k*, und eben so die beiden interpolirten Kupferbleche mit einander metallisch verbindet, so werden beide Verbindungen die Magnetnadel in entgegengesetzter Richtung ablenken. Nach dem, was oben bei Gelegenheit des Schlieſsens der Säule durch zwei einzelne Endplatten bemerkt worden, bedarf dieser Fall keiner weiteren Auseinandersetzung. Die entgegengesetzte Ablenkung beider Paare läſst sich aber eben so leicht noch nach der Volta'schen Theorie einsehen, denn da nach ihr ein Strom vom Zink zum Kupfer durch die Flüssigkeit geht, so fällt es in die Augen, daſs er in dem Verbindungsdrath eine entgegengesetzte Richtung haben wird. Herr Pohl aber hat dieses Experiment auf eine Art erweitert, deren Ergebniſs nach dem Ausspruch des Herrn Pfaff mit jener Theorie nicht mehr vereinbar ist. Man bringe zwischen das Plattenpaar *z k* etwa sieben befeuchtete Pappen, und zwischen diese sechs Kupferbleche, schlieſse hierauf das Haupterregerpaar und je zwei der interpolirten Kupferbleche, indem man von der Mitte ausgeht, und also die beiden innersten, die beiden äuſsersten und die zwei zwischen ihnen sich befindenden metallisch verbindet. Man öffne *z k* und lege an die beiden Platten die zwei Enden des Multiplicators; steht der Apparat im Süden der Nadel, und geht der Multiplicatordrath vom Kupfer über die Nadel und unter ihr zum Zink, so wird die Ablenkung der Regel gemäſs westlich seyn. Man verbinde hierauf *z* und *k* einfach metallisch, und bringe die Multiplicatorenden an beide ihnen zunächst liegende Kupferplatten, so wird die Ablenkung, wie vorher bemerkt, nun östlich seyn. Legt man hierauf die Multiplicatorenden an die folgenden Kupferplatten, also an die zweite und fünfte der eingeschobnen, während man die vorhergehenden immer wieder einfach metallisch verbindet, so wird die Ablenkung wiederum westlich, und an den innersten Blechen wieder östlich seyn. Es ist leicht einzusehen, weshalb die durch den Multiplicator nicht verbundenen Platten, einfach metallisch geschlossen werden müssen; die Zonentheilung jedes einfachen Kupferblechs wird dadurch an zwei Metallplatten gewiesen. Dieses Alterniren der Ablenkungsrichtung ist mit der Annahme von Strömen nicht verträglich, und Herr Pfaff will bei der Wiederholung des Versuchs dieses Alterniren so wenig gefunden haben, daſs wie er angiebt, von dieser Seite für ihn kein Einwand gegen die Volta'schen Ansichten gilt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nrd. 32.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1829.

Der Prozeſs der galvanischen Kette, von G. F. Pohl.

(Fortsetzung.)

Was in dem angeführten Versuch sich allein ihm ergeben habe, sey die entgegengesetzte Ablenkung, die jedes Kupferpaar in Vergleich mit den Erregern *kz* bewirkte.

Zu der Wiederholung des Versuchs nahm ich Platten von beiläufig 5 Zoll Seite; die etwas kleineren Pappen waren mit verdünnter Schwefelsäure stark getränkt, von aller adhärirenden Feuchtigkeit aber zwischen Flieſspapier befreit; die Schlieſsung der vier Paare geschah um Berührungen zu verhüten zu den vier Seiten des Apparats. Der Erfolg war durchaus, wie ihn Herr Pohl bezeichnet hatte, die Ablenkung durch die Platten alternirte in der Richtung, und war bei den innersten in verschiedenen Beobachtungen 5 bis 10°. Als die richtende Kraft der Nadel, nach der Art von Biot, durch einen ihr entgegengestellten gleichnahmigen Pol bedeutend vermindert war, geschah die erste Deviation der Nadel durch die beiden innersten Kupferplatten um 20°, und als der Multiplicator die zweite und fünfte der eingeschalteten Kupferplatten schloſs, ein Fall, auf den es hier besonders ankam, bewegte sich die Nadel um 30° nach derselben Richtung, wohin sie durch das ursprüngliche Erregerpaar abgelenkt und zu mehrmaligem Rotiren gebracht worden war. Die stehenden Ablenkungen sind nicht beobachtet worden, da es sich hier nur um ihre Richtung handelt. Mit demselben Erfolg habe ich auch nur vier Kupferbleche interpolirt, und dabei die innersten der Nadel dieselbe Ablenkung, der Richtung nach, geben sehen als die Platten *k* und *z*. Enthielten die Pappen zu viel Feuchtigkeit, so waren die Resultate nur anfangs constant, und wurde hierauf ein stärkerer Druck angewandt, so war der Erfolg vielmehr, wie ihn Herr Pfaff gefunden hat, so daſs je zwei verbundener Kupferbleche eine und dieselbe Ablenkung bewirkten. Man hat dieses dem Befeuchtetwerden der Ränder und Bleche zuzuschreiben, das den Versuch in einen ganz anderen verwandelt, den Herr Pohl ebenfalls angestellt hat, indem er sämmtliche Platten in ein Gefäſs mit Flüssigkeit taucht, und in welchem kein Alterniren in der Ablenkung statt findet. Den Grund davon sieht man ohne Schwierigkeit ein, da im letzten Falle die Flüssigkeit ein Continuum bildet, während das eigentliche Phänomen, um das es sich hier handelt, deren völliges Geschiedenseyn postulirt.

Bei dem Auseinandernehmen des Apparats kann man die Richtigkeit des Versuchs immer noch einmal an den Oxydationen der Kupferbleche, und zwar, wenn die Schlieſsungen nicht verändert worden sind, aufs Bestimmteste bewährt sehen. Diese Oxydationen entsprechen dem Zeichen — welches den Platten nach dem Gesetz der Polarität der Flüssigkeiten zukömmt.

Die Existenz der zweigliedrigen Ketten, d. h. der Ketten aus einer Flüssigkeit und einem Metall, aber mit verschiedentlich groſsen Berührungsflächen — eine Construction die Zamboni zuerst angab, erklärt sich ganz ungezwungen aus dem Bisherigen der Pohl'schen Ansicht, während sich ihre Erklärung der früheren Theorie durchaus entzieht; eine Behauptung die durch Zamboni's Erklärung dieser Ketten, mittelst der Annahme einer fadenförmigen Zertheilung des electrischen Stromes in dem Wasser, und des, wegen der verschiedenen Gröſse der metallischen Berührung bewirkten partiellen Aufhebens dieser fadenförmigen Büschel, nicht erschüttert werden kann. In der That ist die zweigliedrige Kette lediglich eine Folge der Erregung der Metalle mit den Flüssigkeiten, und sie findet darin eine vollständige Erklärung. Wenn man eine Flüssigkeit zu beiden Seiten mit demselben Metall armirt, so werden die gleichen Erregungen sich gegenseitig beschränken und beinahe aufheben. Berührt aber das eine Metall

Digitized by Google

die Flüssigkeit in mehr Puncten als das andre, so wird die Erregung, die es bedingt, vorherrschen und die am andern Extrem zurückdrängen, ja in die entgegengesetzte verwandeln, wenn der Unterschied hinreichend groſs ist, so wie es bekannt ist, daſs wenn *z* und *p* zwei Metalle sind, die mit den Flüssigkeiten negativ erregt werden (z. B. Zink und Blei) aber in verschiedenem Grade, das schwächer von ihnen erregte in der Kette *zfp* die seiner Natnr nach entgegengesetzte Spannung annehmen wird, während das stärker erregte seine eigenthümliche Erregung auch in dieser Verbindung behauptet. Von den zwei ungleich groſsen Flächen eines Metalls, die eine Flüssigkeit berühren, wird also die gröſsere die Spannung haben, die dem Metall überhaupt zukömmt, die kleinere die entgegengesetzte, wie es für Zamboni's Ketten durch seine eigenen und anderer Physiker Beobachtung gewiſs ist.

Hieran schlieſst sich eine feine Bemerkung von Zamboni, daſs man die Wirkung seiner Säule erhöhen könne, wenn man zuerst die gröſseren Metallflächen, nach einigen Minuten dann die kleineren in die Flüssigkeit taucht. Es ist klar, daſs in diesem Falle die Erregung der gröſseren Flächen durch die Priorität an Entschiedenheit gewinnt, und daſs durch eine umgekehrte Verfahrungsart die Thätigkeit dieser Säule mindestens für eine gewisse Zeit, gänzlich gehemmt werden könne.

Der Verfasser hat in seinem Werke der Maschinenelectrizität eine Behandlung zu Theil werden lassen, die man ihm um so weniger erlassen kann, als von den chemischen Wirkungen, die sie hervorbringt, eine Instanz gegen alles bisher Entwickelte genommen werden dürfte. Es ist bekannt, welche Anstrengungen gemacht sind, die gemeine Electrizität mit der an den Polen der Säule, wie sie nach Volta aus dem Contact der Metalle, nach Herrn Pohl aus der Berührung der Metalle und Flüssigkeiten hervorgeht, mit einander zu vergleichen. Ritter hat über beide nicht das Schlechteste bemerkt, wenn er bei einer Gelegenheit sich äuſsert „beim Galvanismus geht alles so rasch und dabei so ruhig vor sich, während die Electrizität weit mehr Geräusch um weit weniger macht." Die Uebersetzung in eine physicalische Sprache ist nicht schwer. Volta aber hat vom Anfang an sich bemüht, beide Kräfte als identisch aufzuzeigen und was neben ihnen erfolgt, als ihre Wirkung angesehn. Was diesem Bestreben Volta's zu Grunde liegt, darüber hat sich niemand bestimmter ausgedrückt als Herr Pfaff, indem er sich äuſsert, daſs eine ächt physicalische Theorie nur solche Ursachen zur Erklärung von Erscheinungen braucht, die sich mit anderen durch Erfahrung erwiesenen Ursachen vergleichen und verdeutlichen lassen. Da diese Aeuſserung zunächst gegen unsern Verfasser gerichtet ist, so kann man dazu bemerken, daſs wenn etwa das Licht zuerst physicalisch behandelt worden wäre, man somit von einer physicalischen Theorie des Magnetismus verlangen könnte, daſs sie diesen letzteren aus denselben Ursachen entstehen lasse als das Licht, und daſs sie in den magnetischen Erscheinungen nichts Eigenthümliches annehme, was sich nicht auf bekannte Lichtphänomene reduciren lasse. So wie es jedoch gewiſs ist, daſs man für jede Erscheinung nicht sogleich neue Kräfte zu creiren habe, so darf man auch zwischen Phänomenen, die nebeneinander auftreten, nicht sogleich ein ursächliches Verhältniſs annehmen. Das aber thut Volta, indem er an die Säule nur das Electrometer oder die Leydner Flasche bringt, und von diesen aus den chemischen Prozeſs als Wirkung, die Zersetzungen als eben so viele Zerreiſsungen der Substanzen, verursacht durch eine groſse Menge angehäufter Electrizität in schlecht leitenden Medien, ansieht, wobei nur auffallend ist, daſs der chemische Prozeſs um so stärker ist, je besser diese Medien leiten, und daſs die Zersetzungen oder Zerreiſsungen nicht schon durch einen in Wasser geführten Pol bewirkt werden, wenn man das Wasser ableitend berührt, ein Einwurf, den Herr Pfaff eigentlich gegen unsern Verfasser richtet, der diesen aber gar nicht trifft, und der der Volta'schen Ansicht vielmehr zur Beseitigung gegeben werden kann.

Nach Herrn Pohl ist die Electrizität allgemein die Tendenz zum chemischen Prozeſs, also weder Ursache desselben, noch wie die Oxydationstheorieen annehmen, seine Folge. Der Charakter der Maschinenelectrizität ist ein den Körpern aufgedrungener Zustand, worin die Tendenz zur chemischen Thätigkeit über die Thätigkeit selbst bei Weitem vorwaltet, und mit diesem übermäſsig gesteigerten, aufgedrungenen Zustand ist zugleich das Streben gesetzt, das ursprüngliche Gleichgewicht wiederum herzustellen, daher die chemischen Processe der gemeinen Electrizität nur unter zweckmäſsigen Vorrichtungen gelingen. Sonst aber sieht Hr. Pohl beide Arten von Spannung, wie die Säule und wie sie

Digitized by Google

die Electrisirmaschine kund giebt, als identisch an. So wenig man diese Ansicht des Aufgedrungenseyns der gemeinen Electrizität in den Körpern und namentlich in den Metallen in Abrede stellen kann, so ist es doch gewiſs, daſs man den Charakter dieser letztern noch bestimmter wird fassen können, wenn man den chemischen Prozeſs genauer faſst und ihn in seine Stadien zerlegt. —

In dem Anziehn und Abstoſsen der gemeinen Electrizität sieht Hr. Pohl das Bestreben einer ungeschlossenen Kette sich zu schlieſsen, und eine solche Kette weist er in der Electrisirmaschine auf folgende Art nach. Der idioelectrische Körper (das Glas) vertritt in derselben die Stelle der erregenden Flüssigkeit, deren beide Armaturen, von der einen Seite der erste Conductor, von der andern das Reibzeug mit seinem Leiter bildet, während, was in der galvanischen Kette nur durch einfachen Contact hervorgerufen wird, hier die durch Reibung vervielfältigte Berührung bewirkt. Setzt man die Maschine in Action und führt von beiden Conductoren Dräthe in das Wasser des Gasapparats, so werden der Vorstellung des Verf. gemäſs, diese an den Enden die im Wasser sind, entgegengesetzt erregt, wie bei der Schlieſsung der zwei Endplatten der Säule, und insofern der Sauerstoff an dem Drathe sichtbar wird, der aus dem positiven Conductor geführt ist, tritt er nach dieser Ansicht nicht als ein negativer Körper an einen positiven, sondern als ein positiver an den negativen, eben so der Wasserstoff als ein negativer Körper an das positive Ende des von dem Reibzeug ausgehenden Drathes. Die Wasserzersetzung durch Maschinenelectrizität gäbe also hiernach keinen Grund, dem Sauerstoff einen negativ, dem Wasserstoff einen positiv electrischen Charakter zuzuschreiben.

Auch den electrischen Funken erklärt Herr Pohl für einen chemischen Prozeſs, der in der Luft vorgeht. Durch eine Schlieſsung mittelst einer Luftschicht, dünn genug, um den chemischen Prozeſs zu gestatten, tritt ihr positiver Bestandtheil, der Sauerstoff, gegen den am äuſsersten Ende negativ electrischen Drath des ersten Conductors, der Stickstoff als negativer Bestandtheil gegen das positiv electrische Ende des Reibzeugs.

Die Wirkung der Spitzen an den Conductoren wird in dem Werke auf eine interessante Weise als Erfolg einer zweigliedrigen Kette mit ungleich groſsen Berührungsflächen dargestellt. Der Conductor behält z. B. positive Spannung, während die Spitze in Wechselwirkung mit der Luft, eine negative annimmt, und so den Ausgleichungsprozeſs herbeiführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

XVIII.

Vergleichendes Wörterbuch der alten, mittleren und neuen Geographie. Von Fr. H. Th. Bischoff und J. H. Möller. Gotha 1829. 1. *Bd. in* 8.

Unter diesem Titel hatte sich schon seit einiger Zeit ein Werk angekündigt, welches unserer Litteratur noch gänzlich fehlte und deshalb die Aufmerksamkeit aller Freunde geographischer Wissenschaften mit Recht im Voraus auf sich zog. In wie fern nun die beiden Verff. nach unserer Ansicht den Erwartungen der gelehrten Welt entsprochen haben, wollen wir mit wenigen Worten darlegen. Da ein vergleichendes Wörterbuch, wie das vorliegende, bei weitem mehr als manches andere litterarische Werk von den Arbeiten, die ihm vorausgegangen sind, abhängig ist, so muſste sich auch die Beschaffenheit dieses Werkes groſsentheils nach dem Werth oder Unwerth derjenigen Schriften richten, welche eine der hier verglichenen drei Hauptepochen der Geographie zu ihrem besondern Gegenstande gewählt hatten. Die drei historischen Abtheilungen der Geographie sind aber, wie jedermann weiſs, sehr verschieden angebaut worden; mit Fleiſs und Gründlichkeit die alte Geographie, mit Umsicht und Sorgfalt von Vielen die neuere, während das Feld der mittleren bis heute wüst und beinahe unberührt daliegt, seinen Bebauer erwartend. Aus dieser Lage der Dinge geht fast von selbst hervor, daſs die mittlere Geographie auch in vorliegendem Wörterbuche als der schwächste Theil erscheinen muſste. Doch wollen wir den Verff. damit keinesweges einen Vorwurf machen, da auch in dieser Beziehung alles geleistet ist, was nach dem Stande der Wissenschaft erwartet werden durfte, und die Forschungen eines Mannert, Wersebe, Wilhelm u. a. mit Umsicht benutzt sind.

Wenn wir vorher sagten, daſs ein Werk, wie dieses, unserer Litteratur bis jetzt noch gefehlt habe, so zogen wir dabei natürlich diejenigen Werke nicht in Betracht, welche nur alte und neue Geographie mit einander in Parallele stellen, denn an solchen hat auch die deutsche Litteratur Schätzbares aufzuweisen, wie z. B. das Wörterbuch von Nitsch und neuerlich den *Thesaurus topographiae antiquae* von Richard, nicht zu gedenken der gelehrten und gründlichen Arbeiten von Mannert, Ukert, Schirlitz, Sickler u. a. bei welchen auf neuere Geographie auch stets Rücksicht genommen ist. Auf der andern Seite vergaſsen wir auch nicht, daſs die Franzosen, denen wir in der Geographie so viel verdanken, uns auch hier vorangegangen sind. Den ersten Versuch zu einer vergleichenden Geographie, wobei die mittlere mit aufgenommen ist, machte, so viel uns bekannt ist, Mentelle in seiner *Géographie comparée*, Paris 1781—

Digitized by Google

84. Seitdem aber verflofs eine lange Reihe von Jahren, ohne dafs jemand sich auf's Neue an eine Arbeit dieser Art gewagt hätte. Erst im J. 1820 erschien ein *Dictionnaire universel abrégé de Géographie ancienne comparée* von Dufau und Guadet, Paris, 2 Vol. 8., das neben der alten und neueren auch die mittlere Geographie nicht unberücksichtigt liefs, und vielleicht deshalb, so wie seiner sonstigen Brauchbarkeit wegen, schon das Jahr darauf in's Deutsche übertragen wurde. Hatte nun zwar unsere Literatur damals noch nichts besseres aufzuweisen, so war durch diese Arbeit dem vorhandenen Bedürfnifs doch nicht abgeholfen, da das Buch wegen des Mangels aller Citate dem Gelehrten nicht genügen konnte. Endlich kam ganz neuerlich ein *Dictionnaire universel des géographies* von Masselin, Paris 1827. II. Vol. 8. heraus, das sich förmlich einmal wieder die Aufgabe stellte, die alte, mittlere und neue Geographie vergleichend zu behandeln. Die neuere Geographie war hier und zwar in ihrem ganze Umfange aufgenommen, die alte und mittlere aber meist sehr kurz abgefertigt, so dafs, da aufserdem die gehörige Ordnung und wiederum alle Citate fehlten, durch dieses Buch das allgemeine Verlangen nach einem gründlichen, gediegenen Werke fast noch weniger befriedigt wurde, als durch seinen Vorgänger. Ohne, wie es scheint, mit diesem letztern Werke bekannt zu seyn, haben unsere Verff. nicht allein dieses, sondern auch das von Dufau und Guadet durch ihre Arbeit bei Weitem übertroffen. Solche Gelehrsamkeit und Gründlichkeit und einen solchen Grad der Vollständigkeit, namentlich in Bezug auf alte und mittlere Geographie, haben jene französischen Werke nicht aufzuweisen. Zum Belege unseres Urtheils greifen wir, ohne lange zu wählen, die ersten besten Artikel aus dem vor uns liegenden Buche heraus, und da uns gerade der Artikel *Alpes* in die Augen fällt, so durchlaufen wir, die einzelnen Züge jenes Gebirges verfolgend, die hierher gehörigen Artikel, wie *Alpes Carnicae, Cottiae, Euganeae, Grajae etc. etc.* und finden überall den Gegenstand erschöpft und die Angabe der Quellen vollständig hinzugefügt. Wir wenden uns weiter zu den Flüssen, welche auf den Alpen ihren Ursprung haben und stofsen dabei zunächst auf den Artikel *Danubius*. Fast möchte man hier die Masse der gelehrten Ausstattung zu grofs finden. Minder gehäuft ist dieselbe bei den Artikeln *Rhenus* und *Rhodanus*, welche aus der Feder des Hrn. Möller herrühren, der überhaupt in der Beibringung der Citate sparsamer zu Werke gegangen ist, als sein Vorgänger, doch vermissen wir nichts von Bedeutung. Die übrigen hierher gehörenden Artikel, als *Bodineus* und *Padus, Dravus, Savus, Colapis etc.* sind nur eben so viele Belege für unser obiges Urtheil. Wir gehen endlich nach Strabo's Anleitung die Alpenvölker durch, wir prüfen die Artikel *Ligures, Salluvii, Albioeci, Vocontii, Taurini, Salassi etc. etc.*, wir sehen uns nach den Ortschaften um, welche Strabo u. a. in die einzelnen Gebiete dieser Völkerschaften setzen, und finden überall dieselbe sorgsame Benutzung der Klassiker nicht blos, sondern auch aller spätern Schriftsteller, die irgend etwas Brauchbares liefern konnten. Da unbedingte Vollständigkeit für ein Werk dieser Art, selbst bei einer zweiten Auflage nicht möglich ist, so sind wir weit entfernt, unseren Verff., denen gewifs alle Freunde der Erdkunde für diese Arbeit grofsen Dank wissen werden, wegen irgend eines kleinen Mangels einen Vorwurf zu machen; doch halten wir es für unsere Pflicht, einiges Fehlende zu nennen. Wir vermissen z. B. unter den Alpenvölkern die *Siconii* (*Strab. IV*, 6.) und *Catoriges* (*Strab. ibid.*), finden auch den Artikel *Medulli*, welche Strabo a. a. O. *Μιδουλοι* nennt, nicht ganz genügend; Strabo, der dieselben auf die Cottischen Alpen setzt, ist hier gar nicht angeführt, ungeachtet unsere Verff. mit seiner Angabe nicht übereinstimmen. Unter den Städten haben wir *Monettium*, Stadt der Japoden (*Strab. IV*, 6. und *VII*, 5.) nicht aufgefunden. Doch, um nicht immer bei demselben Puncte stehen zu bleiben, versetzen wir uns schnell nach Afrika's Nordküste, und finden, indem wir das Einzele durchgehen, auch hier unsere Erwartungen überall erfüllt, wo nicht übertroffen. Unter den einzelnen Lokalitäten vermissen wir blos das *Promontorium Triaerorum* (*Ptolem. IV*, 3.) und wünschten im Allgemeinen, dafs, bei einer neuen Ausgabe dieses Werkes, die Reisen Pacho's nach Marmarica und Cyrenaica benutzt und namentlich die von ihm nachgewiesenen Identitäten alter und heutiger Ortschaften aufgenommen würden.

Ein Leichtes wäre es, an einer Menge anderer Artikel die Gediegenheit und Brauchbarkeit dieses schätzbaren Werkes nachzuweisen, bedächten wir nicht, dafs wir die Gränzen einer einfachen Anzeige, was diese Zeilen ursprünglich seyn sollten, längst überschritten hätten. Dürften wir im Vorbeigehen noch ein paar Wünsche in Bezug auf unsern Gegenstand äufsern, so wäre es einmal der, dafs es dem geehrten Hrn. Verf. in Zukunft gefallen möchte, Niebuhr's Forschungen, die wir z. B. bei dem Art. *Etrusci* ungern vermifst haben, nicht unbeachtet zu lassen; dann aber der, dafs hier und da gewisse Notizen verbannt werden möchten, die mit der Tendenz eines solchen Wörterbuches nichts gemein haben, und den Umfang desselben nur unnöthig vergröfsern müssen. Eine solche überflüssige Notiz findet sich z. B. unter dem Artikel *Dantiscum*, Danzig, wo es heifst: „das berühmte jüngste Gericht kam zu Ende des *XV. Sec.* hierher", was alsdann mit mehreren Citaten belegt wird; desgl. unter dem Art. *Cattus*, Katzbach, wo die Worte „Schlacht am 26. Aug. 1813." hinzugesetzt sind, und an anderen Stellen. Wir können, wie gesagt, die Aufnahme oder Weglassung solcher Data nicht für gleichgültig ansehen, da ein Werk, wie das vorliegende, der Präcision vor Allem bedarf und die Geographie nicht nöthig hat, von zufälligen historischen Ereignissen, die mit der jedesmaligen Lokalität in keinem nothwendigen Zusammenhange stehen, ihre Reize zu borgen.

Walter.

Digitized by Google

Nro. 33.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1829.

Der Prozeſs der galvanischen Kette, von G. F. Pohl.

(Fortsetzung.)

Die Spitzen und überhaupt Hervorragungen haben also die entgegengesetzten Electrizitäten als die Körper, an denen sie sich befinden, und sind daher besonders geeignet, den electrischen Zustand derselben nach und nach aufzuheben. Aus diesem Gesichtspuncte, daſs die Luft bei der gemeinen Electrizität die Stelle der Flüssigkeit in den galvanischen Ketten vertrete, hat Herr Pohl die in der Electrizitätslehre geltenden Begriffe von Leitung und Vertheilung bestimmt. Leitung ist ihm ein Fortschritt der electrischen Erregung in der Gleichartigkeit der Masse, Vertheilung aber die Action einer durch die Luft vermittelten, und nur unvollkommen geschlossenen Kette. Die Luftschicht, welche, um ein Beispiel der Vertheilung zu geben, zwischen einem electrischen Körper *A* und einem ihm genäherten *B* enthalten ist, wird polar an ihren beiden Enden erregt, und ruft dadurch in dem genäherten *B* die entgegengesetzte Spannung hervor, während an den abgewandten Seiten die Luft eine unvollkommene Schlieſsung bewirkt, und beide Körper in umgekehrte, wenn auch schwächere Spannung daselbst versetzt. Diese partielle Schlieſsung erhöht nun die Thätigkeit in beiden, und *B* zeigt, nachdem es auſser dem Bereich der Thätigkeit von *A* gekommen ist, nach Herrn Pohl's Untersuchungen, eine oft nicht unbeträchtliche Erregung, der von *A* im Zeichen entgegengesetzt, und nach der gewöhnlichen Ansicht der Vertheilung nicht erklärbar.

Der Herr Verf. hat ferner die vornehmsten electrischen Instrumente, den Electrophor und Condensator, nach diesen Ansichten behandelt und mit dem polaren Erregtwerden der sogenannten Isolatoren oder idiolectrischen Körper in Einklang gebracht, was auf dem angedeuteten Wege auch keine Schwierigkeit hat. Weniger einfach scheint die Art zu seyn, wie der Hergang bei der Ladung gewöhnlicher Flaschen angegeben. Dieser nämlich wird als ein Phänomen der Reaction angesehn und das vollkommene Verständniſs desselben nur aus einer Betrachtung der Ritter'schen Ladungssäule hergeleitet.

Unter dieser Rubrik nämlich hat Herr Pohl einige Erscheinungen, die sonst nur vereinzelt vorkommen, in ein System verbunden und im Gegensatz zu der gewöhnlichen Action der Flüssigkeiten und Metalle ihre Reaction genannt. Ritter scheint zuerst eine solche Reaction an den physiologischen Erscheinungen seines eigenen Körpers wahrgenommen zu haben, als er aus dem Kreise einer Säule trat, in welcher er eine Zeit lang gewesen war. Aehnliche, wenn auch verwickelter dargestellte Erfahrungen hat Gautherot bekannt gemacht. Ritter wurde durch diese Beobachtungen zu der Untersuchung aufgefordert, ob auch die Metalle eine Umkehrung in ihrer Action zeigen würden, wenn sie eine Zeit lang in der Säule gewesen waren. Er fand, und zu gleicher Zeit auch Davy, daſs Dräthe, die während einer Zeit im Gasapparat gebraucht worden waren, nachgehends im Wassér die Gasarten an entgegengesetzten Stellen entwickelten. Endlich hat Ritter auf diese isolirte Erfahrungen sich stützend, eine Säule gebaut, die unter dem Namen der Ladungssäule bekannt ist, und worin durch eine Combination mehrerer Metallplatten die reagirende Wirkung der einzelnen Dräthe gleichsam summirt ist, wenn er auch bei der weitern Behandlung dieser Säule den Gesichtspunkt verliert, der sie ihn hatte aufbauen lassen, und sich über ihre Bedeutung gänzlich täuscht. Es scheint fast, als habe man eingesehen, daſs auf diesem Gebiet für die herrschenden Lehren nicht viel Bestätigung zu erwarten sey, denn wir finden nach Ritter's Bemühungen, bis auf die Bearbeitung des Gegenstandes durch Herrn Pohl, keinen Physiker, der sich ernstlicher mit ihm beschäfftigt

Digitized by Google

hätte, und Marianini, von dem man in neuerer Zeit eine Untersuchung über die Ladungssäule erhalten hat, verläſst seinen Stoff in der Vollendung nicht, die Herr Pohl ihm zu geben gewuſst hat. Es ist unläugbar, daſs die hierhin gehörigen Phänomene über den Charakter sowohl der Metalle als der Flüssigkeiten ein besonderes Licht zu verbreiten ankündigen, so daſs Herr Pohl den Unterschied, den man in der Metallreihe bisher in der geringeren oder gröſseren Oxydationsfähigkeit ihrer Glieder gefunden hat, von diesem Standpunct aus in einen der gröſseren oder geringeren Reactionsfähigkeit verwandelt hat, der nicht minder wesentlich ist. Die reagirende Thätigkeit einiger Glieder scheint selbst in der normalen Wirkung einer Säule eine groſse Rolle zu spielen, und in der Sphäre der Reaction kann die Ursache von vielen sich widersprechenden Resultaten gesucht werden, die im Gebiete des Galvanismus in einer Anzahl vorhanden sind, wie sie keine andere Klasse von Phänomenen aufzuzeigen hat, und die oft ein bestimmtes Urtheil so sehr erschweren.

Wenn eine Ladungssäule d. h. ein System von Kupferplatten durch feuchte Pappen von einander getrennt, an ihren beiden Extremen mit einer gewöhnlichen Säule verbunden ist, so tritt derselbe Fall ein, als wenn einzelne Metallstücke in den Gasapparat gebracht werden; die einzelnen Metalle und hier die einzelnen Kupferplatten nehmen an ihren Seiten entgegengesetzte Polarität an, der gemäſs die Gasentwicklung vor sich geht. Wichtig ist hier das Verhalten des Electrometers bei der Berührung der Zinkkupfersäule *G* mit der Ladungssäule *L*. Sind sie beide während dieser Berührung isolirt, so werden die Blättchen des Electrometers an *G* nur wenig divergiren, sie werden das Maximum der Spannung zeigen wenn *G* ableitend berührt wird, und augenblicklich zusammenfallen, sobald *L* mit der Erde in Verbindung gesetzt ist. Dieser letztere Umstand, der auch durch anderweitige Erfahrungen bewährt ist, ist insofern von Wichtigkeit, als nun alles, was in beiden Säulen geschieht, von einem Mangel an Leitungsfähigkeit in *L* nicht herrühren kann, und sich somit der nach den bisherigen theoretischen Vorstellungen üblichen Annahme von retardirten Strömungen gänzlich entzieht.

So lange *G* und *L* in Verbindung stehen, zeigt sich bereits ein quantitativer Unterschied in der Thätigkeit beider. *L* nämlich nimmt an der Action von *G* Antheil, als wäre sie von *G* nur eine Fortsetzung, zugleich aber übt sie eine Opposition aus, die man während des Verbundenseyns nicht sowohl an ihr selbst als an der Säule *G* wahrnimmt. Werden aber beide getrennt, so richtet sich die Reaction der Säule *L* gegen ihre eigene Thätigkeit und gewinnt für die Erscheinung die Oberhand, so daſs in der Ladungssäule *L* nun die chemischen und electrischen Phänomene die entgegengesetzten von denen sind, welche sie in ihrer Verbindung mit *G* offenbarte. Die ganze Richtung der jetzt Statt findenden Thätigkeit geht darauf hin, die vorher bewirkten chemischen Anregungen zu vernichten und durch einen nach völlig entgegengesetzten Seiten umschlagenden Chemismus auszugleichen, so daſs z. B. der Sauerstoff an einer Stelle erscheint, wo man früher den Wasserstoff auftreten sah. Sie ist also jetzt im Sinne der metallischen Contactelectrizität, während die Action in *G* der Wirksamkeit des Flüssigen entspricht, ohne daſs man jedoch behaupten könne, die Thätigkeit die, *G* in *L* hervorrief, sey ganz verschwunden. Sie äuſsert sich vielmehr darin ganz unzweideutig, daſs, wenn durch Berühren der Pole die Wirksamkeit von *L* erloschen scheint, ein Augenblick Ruhe hinreicht, um die reagirende Action wieder hervortreten zu sehen — ein Spiel, das sich oft wiederholen kann. Eine absolute Wirkungslosigkeit kann also diesem Zustande nicht zugeschrieben werden, da aus einem Null der Thätigkeit in der Ladungssäule gar nichts hervorgeht.

Diesen Ansichten der Sache schlieſsen sich nun die Thatsachen vollständig an, die Ritter für seine Säule ausgemittelt hat. Je indifferenter bis auf einen gewissen Punct die in *L* angewandte Flüssigkeit war, um so stärker wird die Reaction von *L* gegen *G* seyn, um so höher daher auch ihre Wirksamkeit für sich, nachdem sie aus der Verbindung mit *G* getreten ist. Die nachherige Wirkung in *L* wird ebenfalls bedeutender seyn, je chemisch differenter die Flüssigkeit in *G* war, und dieſs giebt, wenn die Ritter'sche Behauptung gegründet ist, daſs in solchem Falle die electrische Spannung in *G*, vor aller Verbindung mit einer Ladungssäule, geringer ist, einen neuen Beweis, daſs von einer Ladung der Säule *L* durch *G* in dem gewöhnlichen Sinn nicht die Rede seyn kann.

Schon nach Ritter sind es in *L* die Metalle, welche sich laden, und er setzt hinzu, daſs in seiner Säule somit Leiter thun, was man früher nur Isolatoren zugeschrieben habe. Später hat man umgekehrt in der

Digitized by Google

schlechten Leitung der Flüssigkeit das Bedingende der Thätigkeit von L finden wollen. Da jedoch hier von Ladung mit electrischer Materie abstrahirt werden muſs, und die Wirksamkeit von L als in einer Reaction bestehend nachgewiesen ist, so ist die Frage, welche von beiden, Metall oder Flüssigkeit, die Reaction bewirke. Herr Pohl hat die Untersuchung hierüber auf eine sehr vollständige Weise geführt, die nichts Ungewisses zurückläſst. Er bildet unter andern zwei Combinationen aus Kupferblechen und feuchter Pappe, und bringt das eine in den Kreis der Batterie. Nachdem es hieraus entfernt worden, vertauscht er in beiden die feuchten Pappen, so daſs das eine Element nun die erregten Kupferbleche, das andere die erregte Flüssigkeit hat. Die Ablenkung beim ersteren Element, wenn es für sich durch den Multiplicator geschlossen wird, findet sich aber ungleich lebhafter als die, welche das letztere bewirkt, und die Reaction ist somit in den Metallen als zugleich stärker und entschiedener nachgewiesen. Dieses wichtige Resultat hat Herr Pohl noch auf folgende Weise näher begründet. Er brachte in eine Flüssigkeit ein Zinkblech und drei Kupferplatten, von denen eine mit dem Zink zur Kette geschlossen und die Ablenkung, die sie bewirkte, beobachtet wurde. Diese beiden Erreger wurden hierauf entfernt, und an ihre Stellen die beiden übrigen Kupferplatten gesetzt, welche die Magnetnadel, nachdem sie verbunden waren, zwar auch ablenkten, aber schwach, und diese schwache Thätigkeit kömmt auf Rechnung der geringen Reaction der Flüssigkeit. Entfernt man jedoch nur die Zinkplatte, und setzt an ihre Stelle ein Kupferblech, während die eigentliche Kupferplatte mit dem Multiplicatorende verbunden bleibt, so wird dieses Element die Nadel nun viel lebhafter, und zwar in entgegengesetzter Richtung ablenken, die beiden Kupferplatten mögen in der Flüssigkeit sich befinden, wo sie wollen — ein Beweis, daſs die Wirksamkeit des Elements der Wirkung der Kupferscheibe zuzuschreiben ist, die mit dem Zink vorher verbunden war. In diesem Experiment kann die Kupferplatte umgewendet werden, ohne daſs dadurch eine Veränderung bewirkt wurde, weil sie hier gleich anfangs von jeder Seite mit Flüssigkeit umgeben und daher gleichmäſsig erregt war. Ein Abtrocknen u. s. w. hemmt eben so wenig den Erfolg des Versuches. Der Herr Verfasser hat ferner gewuſst, die Action und Reacton an einer Kette unmittelbar in Verbindung darzustellen, durch eine Combination, die für das Verständniſs einiger folgenden Phänomene wichtig ist. Er bildet nämlich die Kette $zfk_1\ fk_2\ fk$.

Man weiſs, daſs wenn z mit k, k_1 mit k_2 verbunden ist, die Nadel durch beide entgegengesetzt abgelenkt wird. Oeffnet man nun aber $z\ k$ und verbindet k_1 und k_2 durch den Multiplicator, so wird er die Nadel nach derselben Richtung zur Deviation bringen als $z\ k$, eine Richtung, die somit der früher, während auch z und k verbunden waren, bewirkten Ablenkung entgegengesetzt ist, und welche von der Reaction herrührt, die k_1 und k_2 ausüben, wenn die Determination die $z\ k$ in sie setzt, durch das Oeffnen von zk geschwächt wird.

Endlich hat Herr Pohl auch in der zusammengesetzten Säule diese gegen die normale Thätigkeit gerichtete reagirende nachgewiesen. Er findet sie einmal in dem Umstand, daſs die anfangs lebhafte Wirkung, welche eine solche Säule auf die Magnetnadel ausübt, schnell bis zu einer geringen herabsinkt, und er hat sie hierin zu finden ein Recht, selbst wenn in diesem Falle die Reaction so weit nicht geht, die umgekehrte Ablenkung hervorzubringen, weil im Ganzen in der Säule zwischen Action und Reaction sich ein Gleichgewicht einstellt, das durch die eintretende, länger oder kürzer dauernde stabile Ablenkung der Nadel angezeigt wird, worin aber die progressive Thätigkeit über die reagirende die Oberhand behält. War die Säule inzwischen hinreichend lange geschlossen, so fand Herr Pohl stets in ihr einzelne Parthien, die sowohl auf die Magnetnadel entgegengesetzt influirten, als auch im Gasapparat ein umgekehrtes Verhalten zeigten, und Wasserstoff und Sauerstoff an Stellen entwickelten, wo die normale Thätigkeit beziehlich Sauerstoff und Wasserstoff gebildet hätte. Durch das Bisherige ist man zugleich in den Stand gesetzt, die Bedeutung des Jäger'schen Experiments zu übersehen, worin einzelne Metallplatten zwischen die Flüssigkeiten der Säule eingeschaltet werden. Während hierbei die electrische Spannung an den Polen nicht verändert wird, so hört bei der Interpolation von Gold oder Platin die chemische Action der Säule vollständig auf, sie wird durch interpolirte Kupferplatten bedeutend, durch Zinkplatten gar nicht oder nur wenig vermindert. Diese Thatsachen sind mit den früheren Theorien durchaus unvereinbar, wenn man nicht etwa ein Reflectirtwerden der electrischen Materie von den zwischengeschobenen Platten mit Marianini annehmen

Digitized by Google

will, wobei nur das befremdet, dafs die chemische Action der Säule nun in ihrem Innern nicht desto stärker ist, während feinere Reagentien, als gefärbte Flüssigkeiten, sie gänzlich aufgehoben zeigen. Findet die Reaction schon in der gewöhnlichen Säule statt, und hemmt sie deren Functionen, so begreift man leicht, dafs sie, bei eingeschobnen Platten von den reagirenden Metallen, die Thätigkeit auf Null deprimiren kann, während die electrische Spannung als nur die Tendenz zu dieser Thätigkeit, selbst verstärkt in ihrer Intensität erscheinen wird. Man hat hier abermals einen Beweis, dafs Electrizität und chemischer Prozefs nicht in dem Verhältnifs von Ursache und Wirkung stehen, eben so wenig als die Ansicht hier Stich hält, welche chemische Zersetzungen u. s. w. von electrischen Strömungen herrühren läfst, dessen Schnelligkeit und Wirksamkeit durch interpolirte Metalle, als welche bessere Leiter seyn sollen, vielmehr hätte vermehrt seyn müssen.

Ehe Herr Pohl aus diesen Untersuchungen die Folgerungen über die Natur der Metalle und Flüssigkeiten zieht, die in ihnen ausgesprochen sind, begegnet er einem Einwurf, der von der besseren Schliefsung einer Säule durch ein Metall, als durch eine Flüssigkeit gegen das Aetiologische der Ladungsphänomene gebildet werden könnte. Es ist bekannt, dafs bei der metallischen Schliefsung der Säule durch einen noch so langen Drath, die Electrometer an ihren Polen augenblicklich zusammenfallen und die chemische Thätigkeit in ihr sehr erhöht wird, während bei der Schliefsung durch eine Flüssigkeit von einer gewissen Ausdehnung die Electrometer beinahe ihre volle Spannung behalten, und die Action in der Säule wenig verändert wird. Es scheint jedoch, dafs der Gegenstand von dieser Seite aufgefafst, und gleichsam zwischen die Pole verlegt, etwas Uneigentliches an sich habe, und dafs man ihn am natürlichsten in der Säule selbst betrachtet, und die Frage so stellt, warum bei der Berührung von Metallen und Flüssigkeiten die eine Dimension der ersteren, welche von der Flüssigkeit nicht berührt wird, in ihrer Ausdehnung gleichgültig ist, während die gröfsere oder geringere Ausdehnung derselben Dimension in der Flüssigkeit im umgekehrten Verhältnifs zur Totalaction steht, warum ferner bei dem Contact zweier Metalle die Gröfse der sich berührenden Flächen indifferent ist, während diese Gröfse bei der Berührung eines Metalls und einer Flüssigkeit die Intensität der Erregung entscheidet.

Diese Fragen sind aber schon durch die ersten Sätze der entwickelten Theorie zu erledigen. Es ist in ihnen ausgesprochen, dafs die Contactelectrizität eine nur oberflächliche Spannung ist — man kann sagen nur zwei Dimensionen affizire — und gegen das Eindringliche der Erregungselectrizität, als der in der Berührung von Metallen und Flüssigkeiten hervorgebrachten Spannung verschwindet. Ein Schliefsungsdrath, der zwischen den Endplatten fungirte, zeigt daher nach seiner Entfernung keine Spur der Erregung, die er vermittelte, während die Flüssigkeit zwischen den Polen in jedem Punkte erregt wird, und es nach ihrem Getrenntseyn von der Säule kund giebt. War der metallische Schliefsungsdrath in Flüssigkeit getaucht worden, so wird auch er nachgehends Polarität zeigen, aber nur an den beiden Enden. Die Erregung einer Flüssigkeit wurzelt also in der ganzen Masse, während bei den Metallen nur ihre Oberfläche in Betracht kömmt, die zwischen liegende Masse gleichgültig dagegen ist. Jeder Punct einer von einer Seite erregten Flüssigkeit nimmt den Eindruck auf, fixirt ihn gleichsam, und an ihm erregen sich die naheliegenden Puncte, während der Impuls in der Masse des Metalls spurlos vorübergeht.

Man kann dem Gesagten noch hinzufügen, dafs innerhalb der galvanischen Sphäre es auch einen Prozefs gebe, der im Innern des Metalls hervorgerufen werde, der der Wärme, und bei diesem Prozefs ist die Masse des Metalls nicht mehr gleichgültig, eben so wenig als die Masse der Flüssigkeit es gegen den chemischen Prozefs ist, der in ihr vorzugsweise liegt und daher auch im Gasapparate bei der Anwendung von Gold oder Platindräthen, die an dem Prozefs keinen directen Antheil nehmen, statt findet.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 34.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1829.

Der Prozeſs der galvanischen Kette, von F. G. Pohl.

(Schluſs.)

Gestützt auf alles Vorhergehende, faſst nun Herr Pohl die Natur des Metalls und der Flüssigkeit, wie der galvanische Prozeſs sie ausdrückt, in dem folgenden Satz zusammen:

„das Prinzip der Reaction gegen die galvanische Thätigkeit, ist im Allgemeinen im Metall vorherrschend, es ist daher ein schlechter Leiter der eigentlich chemischen Thätigkeit der Kette, und ein guter Leiter der Electrizität, als des bloſsen Reflexes dieser Thätigkeit. Umgekehrt die Flüssigkeit."

Man hat hierin sogleich einen befriedigenden Aufschluſs über eine Erfahrung, die Ritter bei Gelegenheit der Ladungssäule in Bezug auf die verschiedene Art der Vertheilung einer und derselben Menge von Kupferblechen und feuchten Pappen gemacht hat. Bringt man nämlich die letzteren zwischen die Pole einer Batterie, deren Thätigkeit man an einem in ihrer Mitte angebrachten Gasapparat prüft, so wird die Spannung der chemischen Wirksamkeit durch die unvollkommene Schlieſsung ein Minimum seyn, wenn die Metalle und Pappen nur in zwei Gruppen vertheilt und mit einander verbunden sind, sie wird zunehmen, je öfter Metall und Pappen zwischen den Polen alterniren, und ihr Maximum erreichen, wenn die Anzahl von Kupferblechen und feuchten Pappen nach Art der Ladungssäule vertheilt und zwischen die Pole gebracht worden. Dieses für andere Theorien völlig räthselhafte Verhalten, hat darin seinen Grund, daſs mehrere sich berührende Metallplatten nur das Aequivalent einer einzigen sind, somit die Reaction, die sie ausüben, ebenfalls nur einfach ist, welches bei der ersten Art der Vertheilung Statt findet, während die Reaction so oft vervielfacht wird, als man Gruppen von Metallen und dazwischentretenden feuchten Pappen bildet, welches in den anderen Weisen der Vertheilung bis hinauf zur Ladungssäule der Fall ist.

Am Schlusse des Abschnitts über die Ladungssäule hat der Verfasser noch eine merkwürdige physicalische Thatsache, die man Herrn Erman verdankt — die sogenannte unipolare Leitung einiger Substanzen unter die Phänomene der Reaction gereiht, und ihr somit einen würdigeren Standpunct angewiesen, als mehrere Physiker ihr zu ertheilen gestrebt haben. Es ist bekannt, daſs die unipolaren Leiter die Electrizität jedes Pols gleichmäſsig leiten, so, daſs man ihr eigenthümliches Verhalten, wenn sie in den Kreis der Batterie treten und also beiden Polen zugleich ausgesetzt sind, nicht auf Rechnung eines Mangels an Leitungsfähigkeit für die eine oder die andere Art der Electrizität bringen kann. Wenn Schlieſsen einer Säule so viel heiſst, die electrischen Strömungen im Kreise vor sich gehen zu lassen, so ist das Phänomen der unipolaren Leiter schon vorweg als ein unerklärliches bezeichnet. Wenn es aber nach des Verfassers Ansicht heiſst, Schlieſsung sey die Verbindung der Pole durch eine Substanz, die an dem chemischen Prozeſs Theil nimmt, so wird man vor der Hand so viel einsehen, daſs in der Art, wie an dem chemischen Prozeſs Theil genommen wird, bei verschiedenen Substanzen Verschiedenheiten eintreten können, die dem Studium anheim fallen, und die, indem sie von der Leitbarkeit der Substanzen ganz unabhängig sind, dazu dienen, die oben angeführte Distinction zwischen Leiter der Electrizität und der chemischen Thätigkeit zu unterstützen, und noch mehr in das gehörige Licht zu setzen. Wenn eine Substanz die Kette gar nicht oder nur unvollkommen schlieſst, so kann dieſs darin seinen Grund haben, daſs sie gegen die chemische Thätigkeit, zu der sie aufgefordert wird, reagirt, und zwar weil sie jedem chemischen Prozeſs fremder steht, oder weil sie selbst schon in einen chemischen

Digitized by Google

Prozeſs verwickelt ist, aus der der Prozeſs der Säule sie nicht zu entreiſsen vermag, wie dieſs bei den Flammen verschiedener brennbarer Stoffe der Fall zu seyn scheint, die unter den unipolaren Leitern die Hauptrolle spielen, während ein anderer Theil dieser Leiter Substanzen begreift, die organischen Ursprungs, gegen den gewöhnlichen Chemismus in vieler Hinsicht sich eigenthümlich verhalten.

Herr Pohl geht in der Construction dieser Erscheinungen unipolarer Leitung von dem Satze aus, daſs je differenter eine Substanz, je mehr spezifische Eigenthümlichkeiten an ihr vorhanden sind, um so geringer werde zwar ihre Reaction in der Kette seyn, aber auch um so differenter, und sie wird je nach ihrem Verhalten zur Totalität und nach der Bestimmtheit, mit der eine Richtung irgend einer Art bereits in ihr vorherrscht, der einen oder der anderen Thätigkeit (Oxydation, Hydrogenisation) in der Kette bestimmter entgegentreten. Es ist hier die ableitende Berührung der Substanz, wodurch sie mit der Umgebung in Berührung kömmt, oder bestimmter, wodurch sie zum Theil der Gewalt der Batterie entzogen wird, die die eigenthümliche Differenz an ihr wieder hervortreten macht. Auf der Seite, wo die Thätigkeit des galvanischen Apparats mit derjenigen gleichartig ist, wozu ihre eigenthümliche Determination sie auffordert, geht die Tendenz zum Chemismus in ihn selbst über, und das Electrometer fällt zusammen, während dessen Divergenz an der anderen Seite vielmehr zunimmt, und eine rückgängige Bewegung des chemischen Prozesses an dieser Seite beurkundet. —

Die Erwähnung der Art und Weise, wie unser Verfasser die Erscheinungen aus dem Gebiet des Thermomagnetismus mit seinen Ansichten vereint hat, mag deren Skizze hier beschlieſsen. So wie die eigentliche physicalische Kenntniſs der Electrizität, des Magnetismus und für einen groſsen Theil auch des Lichts, der neueren Zeit angehört, so ist auch die Kenntniſs der Wärme, von der bis dahin nur die wärmende oder ausdehnende Kraft bekannt war, auf eine Art erweitert worden, die, noch nicht als abgeschlossen anzusehen, eine Fülle von Thatsachen geliefert hat, deren die Construction nur in allgemeinen Umrissen Herr werden kann. Diese Thatsachen, die wir ganz den Arbeiten des Herrn Seebeck verdanken, sind uns mit seinen Entdeckungen der entoptischen Farben und des Thermomagnetismus zu Theil geworden. Welche Forderungen man vor der Hand an ein Verständniſs dieser Sphäre zu machen berechtigt ist, möchte aus einem raschen und gleichzeitigen Ueberblick beider Klassen von Erscheinungen leicht am deutlichsten hervorgehen. Bringt man auf einem Metallblech einen Glaswürfel in den polarisirenden Spiegelapparat, und darunter eine Lichtflamme, so sieht man fast augenblicklich im Würfel die entoptischen Farben, und zwar sowohl an dem unteren erwärmten Theil als an dem oberen, dessen Temperatur kaum erhöht ist. Ja dieser letztere Umstand und überhaupt eine Temperaturdifferenz wird nöthig seyn, um die Farben wahrzunehmen, die in einer gleichmäſsig erhöhten Wärme gänzlich verschwinden, so wie sie aus diesem Grunde Herrn Seebeck unbekannt blieben, der nur die Farben, nach dem Erkalten sichtbar werdend, beschrieben hat. Diese letzteren bleiben in dem Würfel constant, und in welchem Zustand dieser sich dabei befinde, mag man daraus erkennen, daſs ein Durchschneiden desselben keine Durchschneidung seiner Figur ist, die vielmehr in jedem abgelösten Theil sich so bildet, wie es seine Gestalt verlangt; daſs ferner eine nachmalige Erwärmung die Figur nicht verwirrt, sie vielmehr noch deutlicher werden läſst, und erst die eigentliche Figur zeigt, die mit der gewöhnlich abgebildeten nicht übereinkömmt. Diesen Thatsachen, die unserm eigentlichen Gegenstande nicht allzuentfernt liegen, schlieſst sich nun die so sehr interessante Bemerkung von Brewster an, daſs in dem Verhalten der entoptischen Farben, wie sie durch Erwärmung und Erkältung hervorgebracht werden, gegen depolarisirende Crystallblättchen, beide Arten von Farben sich als die entgegengesetzten zeigen.

Der Einfluſs, den die Temperatur auf die electrische Erregung ausübt, reduzirt sich nach den bisherigen Erfahrungen darauf, daſs von zweien Stücken eines und desselben Metalls das wärmere im Contact mit dem anderen negativ wird. Nach Herrn Seebecks Forschungen hat sich dieſs Verhalten jedoch in dem Grade erweitert, daſs jedes Metall bis zu einer gewissen Temperatur erhitzt, gegen irgend ein anderes, dessen Stelle in der Spannungsreihe sey welche sie wolle, negativ wird, und daſs die Erregungen von Kupfer und Zink in einer gewissen Temperatur sich gegeneinander völlig umkehren — welche merkwürdige Thatsache, die gewiſs nicht isolirt bleiben wird, Herrn Pohl bei der Ausarbeitung des Werkes noch nicht bekannt gewesen ist,

Digitized by Google

während sie offenbar zeigt, daſs man die Wärme im Allgemeinen als ein Aequivalent des chemischen Prozesses ansehen könne, sollte auch im Einzelnen die nähere Art und Weise, wie beide verbunden sind, nicht immer nachzuweisen seyn.

Herr Seebeck bezeichnet den Zustand eines an einer Seite erwärmten Metalls mit $\pm x$, während von der entgegengesetzten Seite aus, von wo die Erkältung anhebt, dieser Zustand $\mp x$ sey. Herr Pohl bestimmt dieses x näher als electrische Spannung, und construirt die Erscheinungen einer thermomagnetischen Kette aus Zink und Kupfer, die einen Ring bilden, auf folgende Weise. z wird im Contact mit k an beiden Berührungsstellen positiv erregt; tritt nun an der einen eine Temperaturerhöhung ein, so wird dadurch z, dessen Richtung ohnediefs auf Oxydation geht, in dieser Richtung verstärkt, seiner innern Natur nach also um so mehr negativ, und, indem diese Negativität sich im Contacte mit einem Gliede der reagirenden Seite, als Kupfer, umgekehrt durch eine positive Spannung kund giebt, so wird nun eines von beiden geschehen: entweder tritt z gegen k positiver, oder weniger positiv (negativ) auf. Dasselbe gilt für k; auch dieses wird durch die Wärme einen Zuwachs an Negativität erhalten, nur wird der Zuwachs durch die reagirende Natur des Metalls verringert werden. Das Gleichgewicht in der Spannung an beiden Berührungsstellen von z und k wird somit durch die Wärme aufgehoben, und einer geringen Differenz bedarf es auch nur für eine geschlossene Kette, um thätig zu seyn und die Magnetnadel abzulenken.

Ueber die thermomagnetische Spannungsreihe der Metalle, an deren zwei äufsersten Enden sich Wifsmuth und Antimon befinden, während Zink und Silber in der electrischen Spannungsreihe die äufsersten sind, hat Herr Pohl sehr richtig bemerkt, dafs, wenn die Metalle in reagirende und progessive getheilt werden, man an ihren innersten Extremen, da wo sie beide in einander greifen, gerade Wifsmuth und Antimon findet, und dafs diese beiden in der thermomagnetischen Reihe äufserste Glieder bilden, weil für die Wirkung der Wärme auf beide, weniger an sich und weniger gegen einander determinirte, ein gröfserer Spielraum ist. Man kann hierzu bemerken, dafs auch die depolarisirenden Wirkungen der Wärme bedeutend sind in uncrystallinischen Substanzen, die sie selbst über die crystallinischen hinaussteigert, auf welche sie hingegen, ihrer Determination wegen, weniger Einflufs ausübt.

Der Hr. Verfasser hat auf diese Weise den allgemeinen Zusammenhang der thermomagnetischen Erscheinungen mit seiner Ansicht über die electromagnetischen nachgewiesen. Mehr konnte er selbst zu einer Zeit nicht bezwecken, wo er den Gegenstand eigenen experimentellen Untersuchungen noch nicht unterworfen hatte, und wo, wie er zugiebt, die bestimmte Art des Erfolgs in den meisten einzelnen Fällen nur durch die Erfahrung entschieden werden konnte. —

Das Angeführte wird mehr als hinreichend seyn zu zeigen, dafs für jetzt an das Verständnifs der beiden eben erwähnten Erscheinungsgebiete noch nicht solche Forderungen zu machen seyen, zu denen man sich etwa nach dem Maafsstabe der ins Detail gehenden, erschöpfenden Bearbeitung berechtigt halten möchte, welche den galvanischen Phänomenen durch Herrn Pohl zu Theil geworden ist — eine Bearbeitung, die an Umfang und Charakter als eine solche bezeichnet werden kann, wie sie bis jetzt nicht viele Theile der Physik aufzuweisen haben.

Ludw. Moser. Dr.

XIX.

ΣΥΝΑΓΩΓΗ ΤΕΧΝΩΝ, sive artium scriptores ab initiis usque ad editos Aristotelis de Rhetorica libros. Composuit Leonhardus Spengel Monacensis. Stuttgart, Cotta 1828. 8. *XXIV. und* 230 *S.*

Die Rhetorik der Griechen, man mag sie nun von Seiten ihrer geschichtlichen Ausbildung oder ihrer Technik betrachten, gewährt ein ebenso weitläuftiges als unbearbeitetes Feld im Gebiete der Alterthumswissenschaft. Und gleichwohl läfst sich die Wichtigkeit derselben nicht verkennen, sobald sie im engeren Zusammenhange mit der inneren Entwickelung Griechischer Geschichtschreibung, öffentlicher Beredsamkeit und der späteren Darstellungsweise aufgefafst wird, indem diese Formen der antiken Produktion einen grofsen Theil ihrer Grundsätze von den Redekünstlern entlehnten. Indessen hat man bisher nicht sowohl die Momente einer allgemeinen Uebersicht und den Umrifs eines durch-

Digitized by Google

drungenen Ganzen von alterthümlicher Rhetorik erforscht, als vielmehr mit einiger Vorliebe das Einzelne und Aeufserliche behandelt, worin das Biographische der Rhetoren und die flüchtige Erscheinung und Wirksamkeit alter oder jüngerer Sophisten einen vorzüglichen Stoff bildet: wie die Beispiele des Cresolli und mehrerer Französischer Gelehrten zeigen.

Allein wenn diese Bemerkung vielleicht eine Rüge der ehemaligen philologischen Methode auszusprechen scheint, so dürfen wir wiederum auch die Bedenken nicht verschweigen, welche sich bei der Betrachtung eines solchen Unternehmens nothwendig aufdrängen. Denn hier ist kein Mangel an Schwierigkeiten und Hindernissen, welche geeignet sind, selbst den beharrlichsten Sinn eines wissenschaftlichen Forschers abzuschrecken. Man erwäge, dafs von den Alten die bedeutendsten Quellen und Monumente der rhetorischen Kunstlehre verloren gegangen, dafs die Hülfsmittel, welche einen dürftigen Ersatz bereiten, entweder keine genügende Anschauung darbieten, wie Dionysius von Halikarnafs, oder eine nüchterne und geschmacklose Empirie üben, wie Hermogenes mit seinen frostigen Kommentatoren in der seltenen Aldinischen Sammlung; um der Entschuldigung Raum zu vergönnen, wenn Männer von gesundem Verstand es vorziehen, ihre Zeit auf lebendigere und vielleicht mehr nutzbare Studien zu verwenden. Wie grofs mufs uns nicht, wenn wir diese ärmliche Ueberlieferung bedenken, der Verlust erscheinen, den wir an der *συναγωγὴ τεχνῶν* vom Aristoteles, dem Meister in litterarischer Untersuchung, erlitten haben: da jener mit gewohntem Geist und Scharfblick seine Vorgänger in der Rhetorik zugleich mit ihren Theorieen so klar und vollständig beurtheilte, dafs Cicero lieber von ihm als den Schriftstellern selbst die früheren Ansichten vernehmen wollte. Hierzu tritt endlich die trostlose doch unzweifelhafte Ueberzeugung, dafs auch der sorgsamste Fleifs nicht viel mehr als eine fragmentarische und lockere Reihe von rhetorischen Beobachtungen aus den Trümmern einer halb verschollenen Gelehrsamkeit hervorziehen werde.

Unter so mifslichen Umständen gebührt Hrn. Spengel, der sich neulich durch seine Ausgabe des *Varro* rühmlichst bekannt gemacht, eine besondere Anerkennung und Aufmerksamkeit, da er sich der dornigen und unerfreulichen Arbeit unterzog, die etwanigen Angaben von den künstlerischen Leistungen sämmtlicher Rhetoren vor Aristoteles zusammenzustellen und zu sichten: wovon die Resultate mit nicht gewöhnlicher Kenntnifs der Sache und zum Gewinn der Wissenschaft in gegenwärtiger Schrift mitgetheilt sind. In dieser Bemühung leisteten ihm auch handschriftliche Nachrichten einen erheblichen Nutzen, insofern er die obigen Kommentatoren des Hermogenes in berichtigten Abschriften nebst anderen nicht herausgegebenen Büchlein über Rhetorik auf der Königlichen Bibliothek zu München vorfand. Hiervon sind nicht nur die fruchtbareren Ergebnisse allenthalben durch die Abhandlung hin verstreut, sondern auch als Proben dem Schlufs zwei griechische *Inedita* angehängt, die sich auf rhetorische Systematik beziehen, doch von mittelmäfsigem Werth und mäfsigem Umfange. Deren erstes führt den Titel *Συριανοῦ εἰς τὸ περὶ ἰδεῶν* (S. 195 — 206.), eine trockene Deklamation über rednerische Darstellung und ihre verschiedenen Formen; das andere, das ebenfalls den Hermogenes angeht, ist überschrieben *Προλεγόμενα τῶν Στάσεων* (S. 207 — 228.), wovon eine Fortsetzung *Προλεγόμενα τῆς Ῥητορικῆς*, allgemeinere Theoremen über Beredsamkeit mit einzelnen Angaben für ihre Geschichte enthaltend; obgleich manches sich schon anderwärts antreffen läfst, wie die S. 209. sq. gegebene Klassifikation der Sätze in Bekk. Anecd. p. 1178 sq. steht.

Ueber die Anlage und Komposition unseres Werkes glauben wir eine kurze Anzeige voranschicken zu müssen. Es wurde veranlafst durch eine Preisaufgabe der philosophischen Fakultät zu Berlin, welche die Geschichte der rhetorischen Studien bei den Griechen bis auf Aristoteles, aus den Quellen gezogen und in der Anwendung auf die gleichzeitige Kultur der Nation verfolgt, begehrte, und von der Hr. Sp. durch vorliegende Untersuchung sich den Preis erwarb. In ihrer ehemaligen Gestalt ist sie nun nach der Aeufserung des Verfassers (p. VII.) fast unverändert abgedruckt worden, zumal da zerstreuende Beschäftigungen ihm keine fernere Ueberarbeitung derselben verstatteten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 35.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1829.

ΣΥΝΑΓΩΓΗ ΤΕΧΝΩΝ, sive artium scriptores ab initiis usque ad editos Aristotelis de Rhetorica libros. Composuit Leonhardus Spengel Monacensis.

(Fortsetzung.)

Allerdings wird also ein billiger Beurtheiler diesen jugendlichen Versuch des beginnenden Schriftstellers mit Nachsicht aufnehmen, wenn gleich man sich nicht verhehlen kann, dafs mancherlei Mängel der Schätzung und dem Nutzen des Buches wesentlichen Eintrag thun. Sichtbar ist nur der Gründlichkeit und materiellen Ermittelung des Stoffes eine höhere Sorgfalt zugewandt, und in dem Mafse als sich die unzweideutigen Beweise reifer Gelehrsamkeit hierin offenbaren, tritt mit Unrecht die Rücksicht auf Angemessenheit der Form und correkten Vortrag zurück. Wir hoffen, auch der Verfasser werde sich der Wahrnehmung nicht entziehen, wieweit sein Styl entfernt geblieben sey von der Klarheit anziehender Rede, die bei der Behandlung eines so trockenen und zum Theil ungeniefsbaren Objektes, für welches eben wegen seiner Dornen und Dunkelheit ein lebhafteres Interesse anzuregen war, höchst erwünscht und fast als nothwendige Bedingung erscheint; während hier die Kälte einer harten und schroffen Komposition vorwaltet, in der nicht einmal die Uebergänge zu den ungleichartigsten Momenten in innigen Zusammenhang versetzt, und durch die Wärme einer scharfen summarischen Charakteristik zur gewisseren Anschauung geführt werden. Ein merklicher Zug in solcher Ausdruckweise, den man gern bereit seyn wird eher der augenblicklichen Stimmung als der Zuversicht eines hochfahrenden Sinnes beizumessen, ist die herbe und schneidende Bestimmtheit, die sich Hr. Sp. in seinen Urtheilen und Machtsprüchen mehrmals erlaubt. Schweigen wir von einem übereilten Ausfall auf Ruhnkenius (S. 66.): die Bitterkeit in Aeufserungen der Art mögen schon folgende Beispiele andeuten. Bei Gelegenheit des Critias heifst es (S. 120): *Cicero de scribendi genere quae tradit Brut. 7. falsissima sunt, nec ipsum ejus unquam legisse orationes inde apparet.* Weiterhin S. 152. *Sed illa neque Ciceronem neque Hieronymum Isocratis legentes orationes accurate attendisse caecosque fuisse talpas ostendunt.* Dem ähnlich S. 183. *Buhlius homo in paucis ineptus.* Vollends klingen Worte inhuman (wenn sie nicht einen gelehrten aber unzeitigen Witz enthalten), welche die Frage über das *Lysias Eroticus* abschliefsen sollen (S. 128.): *Quae si cui non persuadeant, mittamus eum, meliora qui doceat,* εἰς Ἕκτορ βασιλῆα, βροτῶν δηλήμορα πάντων, ὃς ἀπὸ ῥῖνα τάμῃσι καὶ οὔατα νηλέϊ χαλκῷ. Doch indem wir die Ueberzeugung aussprechen, dafs der Verfasser sich in Zukunft bemühen werde, dergleichen widerwärtige Flecken von seiner Darstellung fern zu halten, müssen wir hiermit eine verwandte Erinnerung verknüpfen, zu der die Latinität des Werkes Veranlassung giebt. Man wird nicht eben irren, wenn man die geringe Anmuth dieser Abhandlung zum grofsen Theile vom Anstofs der fremdartigen Lateinischen Diktion ableitet, welche in vielen Hinsichten an Härten, Barbarismen und sonstigen Mängeln leidet. Tiefere Studien der Römischen Autoren und regere Achtsamkeit auf die Gesetze der künstlerischen geschmackvollen Komposition, wie sie der heutige Standpunct der Philologie erfordert, werden hoffentlich auf die stilistische Form des Verf. einen immer günstigeren Einflufs ausüben.

Der Ref. geht hiernächst zum Inhalte der rhetorischen Forschungen selbst über, um ihn nach dem Mafse dieser Anzeige in den gedrängtesten Grundzügen nachzuweisen. Den Anfang macht die Aufzählung von neueren Hülfsmitteln, unter denen die nützliche Schrift von Geel in den *Nova Acta Societatis Rheno-Traiectinae* übergangen ist. Daran reiht sich eine flüchtige Bezeichnung der Alten, welche uns gegenwärtig für histo-

Digitized by Google

rische Untersuchungen über die Griechische Rhetorik übrig sind, zugleich mit dem tadelnden Bedauern, dafs Dionysius von Halikarnafs den hellen Verstand und eine reiche Litteratur besafs, die geringeren Autoren zu Gunsten der vorzüglicheren zurücksetzte, um nicht seine Beurtheilungen, wie er sagt, mit leerem und unbrauchbarem Vorrath bis zur unförmlichen Breite zu erfüllen. Aber ein solcher Vorwurf (*judicium — valde perversum* heifst es S. 3.) darf, wenn man auch nicht bedenken will, wie sehr des Dionysius Verfahren sowohl mit den Zwecken seiner Kritik als mit der gesunden Beurtheilung der Griechen übereinstimme, welche von ängstlicher Alterthumskrämerei ziemlich entfernt waren, doch schon deshalb keinen Eingang finden, weil die Technik und die Uebungsstücke der frühesten Rhetoren, auch nach Erwägung von den Resultaten des Verfassers, sich in einem nur zu dürftigen und oberflächlichen Lichte zeigen. Sodann eröffnet derselbe seine beginnende Geschichtserzählung mit der nicht so ganz hierher gehörigen Frage, bis zu welchem Alter die Griechische Beredsamkeit hinaufreiche, und äufsert sein Befremden darüber, dafs jüngere Grammatiker sie in das Troische Zeitalter aufsteigen liefsen und sogar in einzelnen Spuren der Homerischen Gesänge wahrzunehmen meinten; zu welchen Autoritäten der sonderbaren Lehre noch als ein neuer Gewährsmann Telephus der Pergamener (s. S. 6 fg.) hinzukömmt. Bei näherer Betrachtung fällt jedoch alle Ursache zur Verwunderung fort, wenn man in jenen Demonstrationen der alten Sprachkünstler die weitverbreitete Ansicht als eigentliche Grundlage wieder erkannt hat, welche die gesammte ästhetische Weisheit mit den drei Redeformen und den besonderen Anwendungen derselben auf den grofsen Dichter zurückzuführen gewohnt war, wofür die zahlreichen Belege aus den alten Erklärern Homers, aus Quintilian (X, 1, 47 sqq. XII, 10, 64.) und mehreren anderen (unter denen die sogenannte *Vita Homeri* in *Gales Opusc. mythol.* zu erwähnen hinreicht) zur Genüge hervorgehen. Da wir es indessen keineswegs mit der natürlichen und unbewufsten Vortragsweise zu thun haben, so wendet sich der Verfasser mit Recht zur kunstmäfsigen Anordnung der Rede, bei welcher es vorzugsweise auf die dreifachen Rücksichten der Erfindung, der Vertheilung und des Ausdrucks ankam, da die Vermittlung des Gedächtnisses und die Einwirkung der lebendigen Aktion in der früheren Zeit niemals der rhetorischen Auffassung unterworfen war. Gleichwohl wird auch diese Klassifikation sogleich wegen Mangels an bestimmten Angaben eingezogen und auf die praktischen Fachwerke der gerichtlichen und öffentlichen Rede beschränkt; woneben die irrige Behauptung (S. 13.) auf einer Folgerung aus Aristoteles *Rhetor. III.* 13. beruhend, vorgebracht ist, dafs die rhetorische Kunst einst sogar die frühere Gattung (τὸ δικανικὸν γένος) allein umfafst habe. Diese vorläufige Entwicklung mufs in ihrem Zusammenhange betrachtet nicht wenig überraschen, da sie vor den Anfängen der Rhetorik offenbar nicht am gehörigen Platze steht, anstatt sich mit den übrigen Ergebnissen der ausgebildeten Technik zu verbinden; wie denn dieselbe Unklarheit auch in den nächst folgenden Vermuthungen merklich wird, worin sich Hr. Sp. über den Inhalt der alten Lehren erschöpft, die für den rednerischen Ausdruck (dem sonderbar genug die entschuldigenden Proömien der Fremden zu Athen aus vermeinten Anspielungen S. 15. zum Beweise dienen) und die Art der Erfindung bestanden hätten; von welcher letztern er keine deutliche Anschauung verräth, wenn er eine ethische Topik und den Schwarm rhetorischer Figuren S. 16. fg. namhaft macht. Am wenigsten aber möchte es gelingen die Zweckmäfsigkeit einer anderen Verhandlung (S. 20.) zu rechtfertigen, welche die unnütze Frage betrifft, ob sich die Redner häufigen Gebrauch von Dichterversen erlaubten; und auch dies, wie es scheint, nur um dem seltsamen Versuche Raum zu bereiten, der aus der erträglichen Prosa, ἐπιδέδωκεν ἐν τῇ πόλει τὸ ὁμολογεῖν πονηροὺς εἶναι die vermuthlichen Trümmer eines jambischen Fragmentes erprefst, nemlich ἐπιδέδωκεν ὁμολογεῖν ἐν τῇ πόλει | εἶναι πονηρούς. Diese und ähnliche Kollektaneen, die jetzt tumultuarisch beisammen stehen, mufsten, um förderlich zu seyn, auf die historische Uebersicht folgen, und als ein schlichtes Summarium und Ergänzungsmittel die Resultate der rhetorischen Richtungen und Studien aus klassischer Zeit zusammenfassen und vergegenwärtigen.

Nunmehr tritt die passendere Erörterung über das Entstehen der Griechischen Beredsamkeit ein, und ihre Entwicklung wird hier zwar richtig von der regen demokratischen Verfassung Athens hergeleitet, aber diese im unwahren Gegensatze zur Aristokratie gedacht, welche das Aufkommen einer so beweglichen Fertigkeit gehemmt habe; wofür mindestens eine triftigere Begründung zu erwarten war als das Gebot des Tyrannen

Digitized by Google

Critias (S. 22.), λόγων τέχνην μὴ διδάσκειν. Die Geschichte der Redekunst weist uns jedoch nach Sicilien, und namentlich nach Syrakus als ihrem ursprünglichen Sitze: und der Verf. geht demgemäfs von den Sicilischen Rhetoren aus. Empedocles hatte nach Aristoteles den ersten Anstofs dargereicht; aber den unmittelbaren Beginn der neuen Kunst setzte der Stagirit mit den Prozessen in Zusammenhang, welche sich nach dem Sturz der Syrakusanischen Tyrannen wegen des ehemaligen Güterbesitzes erhoben; und bei dieser Gelegenheit sollte Corax unternommen haben, die gerichtliche Rede unter förmliche Regeln zu bringen. Von diesem nun berichten die *Prolegomena in Hermogenem*, dafs er das Volk in seinen Versammlungen planmäfsig bearbeitete, und eine künstliche Vertheilung der Redemittel vom Preömium bis zum Epilog einführte; woran sich eine fast märchenhafte Erzählung knüpft, den Streit betreffend, der sich der Sage nach zwischen Corax und seinem Schüler Tisias entspann, als der letzte seinem Meister den bedungenen Lohn entziehen wollte. Das Geschichtchen verdient wegen seiner naiven Anmuth erwähnt zu werden. Als beide vor Gericht erschienen, fragte (wie es heifst) Tisias mit der Festigkeit eines geübten Sophisten den Corax: was hast du zu lehren verheifsen; darauf jener: zu überreden wen du willst; wonach der Jünger mit einem Dilemma fortfuhr: wenn du mich also belehrt hast zu überreden, so überrede ich dich nichts zu empfangen; hast du mich aber hierin nicht belehrt, so gebe ich dir nichts, weil ich von dir nicht belehrt wurde zu überreden. Hiegegen wandte Corax in gleicher Methode ein: wenn du, der du zu überreden belehrt wardst, mich überredest nichts zu nehmen, so bist du, weil du die Ueberredung erlernt hast, schuldig mir den Lohn zu geben, wenn du wiederum mich nicht überreden kannst, dafs ich nichts annehme, so bist du ebenfalls gehalten mir den Lohn zu entrichten, weil du mich dann nicht überreden konntest, dafs ich keinen Lohn annehmen sollte. Nach diesen Worten brachen die Richter in die Aeufserung aus: das sind eines bösen Raben böse Eier. So weit der Kommentator, und zwar von Seiten des zuletzt genannten Ausspruchs in einiger Uebereinstimmung mit Cicero: wozu noch die verfänglichen Syllogismen von ganz ähnlichem Klange, die Plato und Aristoteles (s. S. 32. fg.) aus den Lehrbüchern des Corax und Tisias anführen, eine nicht geringe Bestätigung hinzufügen. Doch ruht das einleuchtendste Gewicht in der inneren Wahrscheinlichkeit solcher Dialogen selbst, welche das klare Gepräge der Sicilischen Spitzfündigkeit (*acumen Siculum*) und redseligen Gewandheit, die noch jetzt nicht erloschen ist, in der obigen Erzählung an sich tragen; und hierauf sind wir eher gesonnen einzugehen als etwa auf die bedenkliche Ansicht (S. 28.), dafs das Wort προοίμιον aus der Ferne nach Athen gelangt sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

XX.

De Areopago non privato per Ephialten homicidii judiciis contra Boeckhium disputatio. Scripsit Pet. Guil. Forchhammer, Phil. Dr. Kiliae. Venditur [venit] in libraria universitatis. 1828.

Zu den politischen Maafsregeln, durch welche Perikles das aristokratische Element in der Athenischen Verfassung zu unterdrücken strebte, gehörte bekanntlich auf die Beschränkung der Macht des Areopag. Dafs diesem durch ein von Ephialtes, einem Staatsmanne der Perikleïschen Partei, ausgegangenes Gesetz der gröfste und wichtigste Theil seiner früheren Gerichtsbarkeit entzogen worden sey, bezeugen viele Stellen der Alten; ob aber hierzu auch die Blutgerichtsbarkeit gehört habe oder nicht, wird nirgends ausdrücklich angegeben, und die Ansichten neuerer Forscher über diesen Gegenstand sind getheilt. Herr Forchhammer entscheidet sich in der vorliegenden Abhandlung gegen Böckh und den Rec. für Platners Ansicht, dafs die Blutgerichtsbarkeit dem Areopag nicht entzogen worden sey, und zwar unsers Bedünkens mit vollem Rechte. Das Zeugnifs des Demosthenes freilich, R. g. Aristokrates S. 641: τοῦτο μόνον τὸ δικαστήριον (τὸ ἐν Ἀ. π.) οὐχὶ τύραννος, οὐκ ὀλιγαρχία, οὐ δημοκρατία τὰς φονικὰς δίκας ἀφελέσθαι τετόλμηκεν — worauf Herr F. gar grofses Gewicht legt, können wir durchaus nicht als vollgültigen Beweis anerkennen, da wir wissen, wie wenig genau es oft die Redner, ihren Zwecken dienend, mit der historischen Wahrheit zu nehmen pflegen; allein die Sache selbst spricht für jene Ansicht. Ging nämlich, wie es ausgemacht ist, die Absicht des Ephialtes oder Perikles nur darauf, die aristokratische Macht des Areopag zu vernichten, so mufs vor allen Dingen gefragt werden, worin denn diese bestanden habe. In der Blutgerichtsbarkeit wohl schwerlich; vielmehr darin, dafs dem Areopag eine allgemeine Oberaufsicht über den Staat und die Gesetze und in Folge derselben das Recht zustand, bei Verbrechen gegen den Staat und Verletzungen der Gesetze, wenn er es nöthig fand, einzuschreiten und ihre Untersuchung und Bestrafung zu übernehmen, ja selbst das Privatleben der Bürger seiner Beurtheilung zu unterwerfen und Vergehen gegen die guten Sitten zu ahnden. Diese Macht des Areopag war es, welche Perikles seiner Ansicht gemäfs vernichten, diese Gerichts-

Digitized by Google

barkeit, welche er ihm entziehen mufste; wogegen die Entziehung der Blutgerichtsbarkeit unseres Erachtens nicht nur zwecklos, sondern selbst bedenklich gewesen seyn würde, indem dieselbe mit uralten und ehrwürdigen Religiónsinstituten zusammenhing, welche anzutasten bei der Mehrzahl des Volkes gewifs grofsen Anstofs gegeben haben würde. Wir werden deswegen jene Entziehung so lange bezweifeln müssen, bis entscheidende Beweise dafür vorgebracht seyn werden. Nun hat man freilich solche in einigen Stellen des Antiphon und Lysias zu finden gemeint; aber gewifs mit Unrecht. Bei Antiphon nämlich, in der Rede über die Ermordung des Herodes äufsert der Sprecher, der als vorsätzlicher Mörder durch eine *ἀπαγωγὴ* vor ein heliastisches Gericht gezogen war, dafs er nach den Gesetzen vielmehr durch eine *δίκη φόνου* hätte belangt werden müssen, und versichert dabei, dafs, wenn er jetzt losgesprochen werde, seine Gegner auch nicht unterlassen werden, eine solche gegen ihn anzustellen. Nun würde diese *δίκη φόνου* nach alter Verfassung vor den Areopag gehört haben; der Sprecher sagt aber zu seinen Richtern: *ὑμεῖς ἔσεσθε οἱ κἀκεῖ* (d. h. *ἐν τῇ τοῦ φόνου δίκῃ*) *περὶ ἐμοῦ διαψηφιζόμενοι* —, und da es nun Heliasten sind, die er anredet, so hat man aus diesen Worten gefolgert, dafs zu der Zeit, wo diese Rede gehalten worden, zwischen *Ol.* 88, 1 und 92, 2 die Heliasten und nicht der Areopag über vorsätzlichen Mord gerichtet hätten. Allein *ὑμεῖς* braucht nicht gerade zu bedeuten: ihr Heliasten —; es kann auch heifsen: ihr Athener —, und zwar um so mehr, da der Sprechende selbst kein Athener, sondern ein Mitylenäer ist. Diese Stelle darf also nicht als beweisend angesehen werden. Ebensowenig aber beweist die Antiphontische Rede über den Choreuten. Diese Rede ist ohne Zweifel in Folge einer *γραφὴ βουλεύσεως*, doch offenbar nicht vor dem Areopag gehalten. Nun gehörte, wie Harpokration angiebt, die *γρ. βουλεύσεως* nach Isäus und Aristoteles vor die Epheten im Palladium, nach Dinarch aber vor den Areopag, welchen Widerspruch Hr. Böckh dadurch zu heben sucht, dafs er annimmt, der Areopag sey nach der alten Verfassung dann die Behörde gewesen, wenn die *βούλευσις* der Tod zur Folge gehabt hätte; im entgegengesetzten Falle sey die Sache vor den Epheten verhandelt. Demnach würde also freilich der Fall in der Antiphontischen Rede vor den Areopag gehört haben, wenn demselben damals (etwa einige Jahre vor *Ol.* 92, 2.) die frühere Blutgerichtsbarkeit nicht entzogen gewesen wäre; aber mit Recht erinnert dagegen Hr. F., dafs jene Annahme durchaus unsicher sey, und dafs Harpokrations Aussage über Dinarch auch wol auf irgend einem Mifsverständnisse beruhen könne. — Bedenklicher aber ist eine dritte Stelle, bei Lysias über die Erm. des Eratosthenes S. 32: *τῷ δικαστηρίῳ τῷ ἐξ Ἀρείου πάγου, ᾧ καὶ πάτριόν ἐστι καὶ ἐφ' ὑμῶν ἀποδέδοται τοῦ φόνου τὰς δίκας δικάζειν* —. Ist dem Areopag die Blutgerichtsbarkeit erst zur Zeit des Lysias wiedergegeben, so mufs sie ihm vorher entzogen gewesen seyn; und dabei liegt es sehr nahe, eben an das Gesetz des Ephialtes zu denken. Zwar bekämpft Hr. F. diese Deutung der Stelle aber mit so schwachen Waffen, dafs, wenn es nur darauf ankäme ihn zu widerlegen, die Ansicht seiner Gegner offenbar siegreich seyn müfste. Er nimmt nämlich zuerst die Lesart *ἐφ' ὑμῖν* gegen die von Taylor aufgenommene und seitdem von allen Herausgebern, auch dem letzten, Hr. Dr. Foertsch in Halle beibehaltene *ἐφ' ὑμῶν* in Schutz, verbindet ferner *ἀποδέδοται* nicht mit dem Dativ *ᾧ*, sondern mit diesem *ἐφ' ὑμῖν*, indem er behauptet: *ἀποδιδόναι τι ἐπί τινι* heifse etwas auf jemand übertragen, z. B. ein Amt oder Geschäft, und übersetzt nun die Stelle so: *Areopago, cui et patrium est, et vobis traditum (ad vos translatum) de caede judicare.* Damit wolle der Redner sagen, dafs nicht blofs dem Areopag sondern auch denen, die er jetzt anredet, den Epheten, die Gerichtsbarkeit in den *δίκαις φονικαῖς* zukommen. Wir gestehn, dafs es uns Mühe gemacht hat, selbst nur die Möglichkeit zu begreifen, wie Hr. F. diesen Sinn aus den Worten herausgebracht habe, und nur spät ist es uns wahrscheinlich geworden, dafs er *τῷ ἐξ Α. π. δικαστηρίῳ καὶ ἐφ' ὑμῖν ἀποδέδοται* verbunden, in dem Satze *ᾧ καὶ πάτριόν ἐστιν* aber das *καί* für auch genommen habe. Aber um nicht von dem unerwiesenen *ἀποδιδόναι ἐπί τινι* zu reden, die Stellung der Worte selbst und das verbindende *καί — καί* beweisen ja doch deutlich genug, dafs beides, sowohl *πάτριόν ἐστι* als *ἀποδέδοται*, zu dem einen Dativ *ᾧ* gehöre, und dafs an die Verbindung von *ἀποδέδοται* mit *ἐφ' ὑμῖν*, was unbedenklich in *ἐφ' ὑμῶν* zu ändern ist, ebensowenig zu denken sei, als an die von *ἀποδεδ.* mit *τῷ — δικαστηρίῳ*, indem dies letztere von dem weiter unten folgenden *διαῤῥήδην εἴρηται* abhängt. Es ist also nicht zu leugnen, dafs der Redner hier die Blutgerichtsbarkeit des Areopag als eine nicht nur altherkömmliche, sondern auch zu seiner Zeit demselben aufs neue zugesicherte bezeichne; deswegen aber berechtigt uns doch nichts, an eine Entziehung derselben durch Ephialtes zu denken. War doch unter den dreifsig Tyrannen die ganze bisherige Verfassung aufser Kraft gesetzt und eine neue beabsichtigt, bis zu deren Vollendung die dreifsig mit höchster Gewalt bekleidet an der Spitze des Staates stehen sollten; und ward doch nach der Befreiung Athens die Gültigkeit der früheren Gesetze, so viel man deren beizubehalten zweckmäfsig achtete, ausdrücklich erneuert und wiederhergestellt; und so geht denn, unserer Meinung nach, jene Aeufserung des Redners auf nichts anders, als auf die nach jener gänzlichen Umkehrung aller alten Verhältnisse ebenfalls ausdrücklich wiederhergestellte Blutgerichtsbarkeit des Areopag.

Den übrigen Inhalt der kleinen Schrift können wir, als unwesentlich für die Beantwortung der eigentlichen Streitfrage, mit Stillschweigen übergehen; doch glauben wir dem Verfasser noch die rühmende Anerkennung, nicht nur des Fleifses und der Sorgfalt, womit er seinen Gegenstand behandelt, sondern auch der ungeheuchelten Bescheidenheit, mit der er seine Ansichten vorträgt, schuldig zu seyn.

Schömann.

Digitized by Google

Nro. 36.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1829.

ΣΥΝΑΓΩΓΗ ΤΕΧΝΩΝ, sive artium scriptores ab initiis usque ad editos Aristotelis de Rhetorica libros. Composuit Leonhardus Spengel Monacensis.

(Fortsetzung.)

Denn wer dieses irgend erwiesen hätte, würde uns wol in der alten Tradition (s. S. 25.), die wenig glaublich ist, dafs nämlich Corax Proömien gebrauchte, nicht sonderlich bestärken; während eine andere Nachricht (*Syrianus in Hermog.*, s. S. 36. wo zu schreiben, τὰ προοίμια τοῦ λόγου τὴν κατάστασιν καλῶν), dafs Corax die künstlich beginnende Erzählung κατάστασις hiefs, zum richtigeren Verständnisse führt, wonach jener Volksredner sich der diagematischen Form in der gemüthlichen und anspruchslosen Art des Lysias bedient haben müsse. Im allgemeinen aber waren diese Anfänge noch dürftig, und selbst die Definition (S. 34.) welche beide Rhetoren ihrer Kunst zutheilen, eine Urheberin der Ueberredung zu seyn, verleugnet eine solche Beschaffenheit nicht; obgleich es denkbar ist (vgl. S. 37. fg.) dafs Tisias eine ausgedehntere Methodik betrieb.

Von hier wendet sich die Darstellung des Verfassers zu den drei Sophisten Protagoras, Prodicus, Hippias, welche in das Gebiet der Rhetorik grammatische Studien hinüberzogen. Und zwar hatte den Protagoras seine ὀρθοέπεια berühmt gemacht, welche mit gutem Grunde nach den Andeutungen des Aristoteles (S. 42.) als ein streng grammatisches Lehrgebäude angesehen wird; wobei der Verf. nicht ohne Wahrscheinlichkeit (S. 43.) Anlafs nimmt, die wunderbare Unterweisung, bei der Sokrates in Aristophanes Wolken (v. 655. τῶν τετραπόδων ἅττ' ἐστὶν ὀρθῶς ἄῤῥενα) die wirklichen *subst. masculina* durchzumustern hat, als einen Spott auf eben jene Spekulationen des Sophisten zu beziehen. Nicht so leicht wird die nächst folgende Erklärung (S. 45.), wenn Protagoras die menschliche Rede in vier Hauptabschnitte zerfällt haben soll, in dieser ihrer buchstäblichen Deutung sich Eingang gewinnen; wenn gleich die etwas flüchtige Erwähnung, womit Quintilian jenes Theorem berührt, auf den ersten Anblick günstig zu sein scheint. Wenn aber der bezeichnete Satz folgendermafsen ausgedrückt ist, διεῖλέ τε τὸν λόγον πρῶτος εἰς τέσσαρα, εὐχωλήν, ἐρώτησιν, ἀπόκρισιν, ἐντολήν, und man die klare Stelle *Aristot. Poet.* 21. hiemit verbindet: so hatte der Rhetoriker sicher nicht eine beliebige Klassifikation jeder möglichen Redeform im Sinne, sondern allein die einfache Abgrenzung des Modi eines logischen Satzes, durch den Optativ, den bezweifelnden Subjunktiv, den Indikativ und Imperativ. Noch weiter ging nun Prodicus, welchen ein ängstliches Studium der Etymologie und Synonymik, das namentlich durch Platos scherzhafte Kombinationen anschaulich genug charakterisirt ist, in einigen Verruf gebracht hat; wozu freilich auch die gewinnsüchtige Art des Mannes, der seine Weisheit für verschiedene Preise und nach ungleichem Maafsstabe seinen Zuhörern vortrug, ein erhebliches Moment abgab. Doch würde man Unrecht thun ihm die Einfalt beizulegen, die ihm der Verfasser (S. 47.) beimifst, dafs er die Zuhörer, wann sie etwa zu nicken begannen, aus ihrem Schlummer durch das Versprechen erweckte, ihnen etwas von der theuren Lektion zum Besten geben zu wollen. Denn es ist kaum möglich den Aristoteles, der hiervon berichtet, in Mifsverstand zu ziehen, da der Philosoph, nachdem er von den Phrasen des Sophisten Beispiele angeführt, wie „gebt mir wohl Acht, denn es ist eben so sehr mein Vortheil als eurer," und „ich will euch was erzählen, desgleichen ihr wunderbares nie vernommen habt", unmittelbar die Bemerkung folgen läfst „das ist es gerade, was Prodicus nannte, sobald die Zuhörer nickten, παρεμβάλλειν τῆς πεντήκοντα δράχμου αὐτοῖς," unstreitig also, sie gelegentlich an die funfzig Drachmen, die von ihnen bezahlt worden, erinnern. Dieselbe Erklärung hatte schon

Digitized by Google

Hemsterhuis gebilligt, dessen Geel in der oben erwähnten Schrift S. 163. gedenkt. Im folgenden verdient nicht so sehr die Aufzählung von Distinktionen des Prodicus (S. 48. fgg.), die gröfstentheils bekannt und vielleicht vom Verfasser (wie S. 51.) überschätzt sind, eine ausführliche Nachweisung, als die gute Bemerkung, die in fernerer Beachtung sich als fruchtbar bewähren wird, dafs Thucydides, der im Vortrage viel vom genannten Sophisten entlehnt haben soll, mit einer gewissen Vorliebe in der Weise dieses Mannes Begriffe und Wörter nach ihrem wesentlichen oder vermeinten Inhalte zerlegt und erläutert. Beispiele von einer solchen Analyse giebt S. 54 fgg., von denen das erste hinreiche: I, 69. *καὶ μηδεὶς ὑμῶν ἐπ' ἐχθρᾳ τὸ πλέον ἢ αἰτίᾳ νομίσῃ τάδε λέγεσθαι· αἰτία μὲν γὰρ φίλων ἀνδρῶν ἐστιν ἁμαρτανόντων, κατηγορία δὲ ἐχθρῶν ἀδικησάντων.* Man wird aber in einer so auffallend witzigen und treffenden Manier feste Grenzen anerkennen müssen, um sich nicht vom täuschenden Glanz leicht gefärbter Sentenzen hinreifsen zu lassen, wie dies etwa hier geschehen bei I, 71. *λύουσι γὰρ σπονδὰς οὐχ οἱ δι' ἐρημίαν ἄλλοις προσιόντες, ἀλλ' οἱ μὴ βοηθοῦντες*—, worin die dialektische Schärfe mangelt. Nicht minder schätzbar ist die nächste sinnreiche Beobachtung (S. 57. fg.), dafs auch in Xenophons berühmter Erzählung *Memorab. II*, 1. die sorgsame Auswahl und Verknüpfung verwandter Begriffe, worin Prodicus sich auszeichnete, sichtbar hervortrete. Weniges liefs sich von den grammatischen Studien des Hippias (S. 60.) nachweisen, obschon etwas mehr, als der Platonische Dialog uns lehrt, zu erwarten war.

Von den drei grammatischen Sophisten sollte sich die Rede zur blühenden Schule des Gorgias und zu den verwandten politischen Rhetoren derselben Zeit wenden. Allein wider Erwarten werden die beabsichtigten *Artium Scriptores* unterbrochen durch einen Seitenblick auf die Staatsredner Pericles und Alcibiades (S. 61 fgg.). Hr. Sp. hatte nämlich durch Ruhnkenius die Ueberzeugung nicht erlangt, dafs beide Staatsmänner kein schriftliches Denkmal (d. h., keine Rede) hinterliefsen, und er äufsert daher seine Bedenken, wiewohl am ungehörigen Orte. Doch darf schon darum dieser viel versprechende Absprung einige Verwunderung erregen, weil die Ergebnisse gleich sehr als unklare wie als unhaltbare sich darthun. Denn er selbst hält es für rathsam in Ansehung des Alcibiades die Sache auf sich beruhen zu lassen; und wenn er anfänglich für Pericles aus den Anführungen seiner Leichenrede eine Entscheidung ableiten wollte, wie aus dem dort gesprochenen Gleichnisse (in wohlbekannten Citaten, s. *intpp. Herod. VII*, 162.) „die Jugend sei der Stadt entrissen, wie wenn man den Frühling dem Jahre entzöge", so war es doch dem Verf. selber einleuchtend, dafs der Spruch wie manche sonstige Aeufserung des Pericles aus irgend einem rhetorischen Werke herrühren könne, zumal wegen einer Stelle in Platos Phädrus, die den Politikern bis auf Volksbeschlüsse jede geschriebene Rede abspricht. Und doch bedarf es nicht einmal dieser Auskunft, da wir einen Schwarm von Apophthegmen vorzüglicher Männer nicht durch ihre Schriften, sondern durch eine alte und höchst schwankende Tradition kennen. Besser gehen wir von dieser überflüssigen Digression zur folgenden Darstellung vom Gorgias über. Indem hier sogleich die gewöhnliche Erzählung von dessen Ankunft zu Athen berührt wird, bietet sich auch die Sage dar, dafs Pericles in Jahren vorgerückt diesen berühmtesten Sophisten gehört habe. Aber unserem Verfasser (der Wesselings Annahme, dafs Gorgias mehrmals Athen besuchte, bei Seite legt) schien sie der Glaubwürdigkeit zu ermangeln, weshalb er sich (S. 66.) auf *Plat. Phaedr. p.* 269. als ein entscheidendes Argument beruft. Nun sagt dort Socrates soviel: wenn Pericles wieder aufstände, so würde ihn vielleicht die Menge der rhetorischen Kunstmittel befremden, die gewöhnlich für Rhetorik ausgegeben würden. Der Verf. mufs sich also bei seiner Folgerung entweder auf die Voraussetzung gestützt haben, dafs in Pericles Zeit die sophistische Technik auf einer geringen Höhe ausgebildet war, oder er dachte sich die Schülerschaft der klassischen Periode nach modernem Maafsstab, als ob ein freisinniger Zuhörer mehr den praktischen Zweck der Nachahmung und Anwendung von den vernommenen Maximen als den theoretischen des geistigen Theilnehmens und Erkennens beabsichtigt hätte; niemand aber wird gesonnen seyn, sich einem so gebrechlichen Beweise hinzugeben. Was sodann die Eigenthümlichkeit betrifft, die des Gorgias Stil charakterisirte, insofern er durch Metaphern und eine halb-poetische, fast jünglingshafte Farbe bezeichnet war: so gewähren darüber nicht blofs Bemerkungen der Alten (s. S. 67 fgg.) genügende Aufschlüsse, sondern es ist uns, was noch schätzbarer sein mufs, auch eine klare Einsicht vergönnt, da ein Scholiast des Hermogenes ein langes

Digitized by Google

Bruchstück aus Leichenreden des Rhetors (S. 78—80.) fast unverändert erhalten hat; worin denn langgeschichtete Perioden und witzelnde Antitheta bis zur Ermüdung, wie sie nur die alten Beschreibungen ahnen liefsen, enthalten und aufgereihet sind. Denn von den Deklamationen, die unter dem Namen des Gorgias vorhanden sind, wird niemand dafür einen Beweis entlehnen wollen, und namentlich von der Lobrede auf Helena nicht, die zur verschiedenartigsten Weise sich hinneigt, und (wie der Verf. S. 73—75. gut dargethan) in einer Andeutung bei Isocrates offenbar als die Schrift eines anderen behandelt ist; daher Polycrates der Sophist weit eher für ihren Urheber gelten kann. Im übrigen zeigt aber das Urtheil des Dionysius von Halikarnafs (s. S. 80.), dafs Gorgias nichts erhebliches für die Theorie des Vortrags leistete; und erwägt man noch, dafs keine bestimmtere Beziehung auf rhetorische Bücher desselben (vergl. S. 81. fgg.) vorliegt, so darf man dem Aristoteles Glauben beimessen, der seinen Unterricht in nichts anderes als in Mittheilung seiner eigenen Deklamationen setzt. Auf ihn folgt sein Schüler Polus, der in strenger Abhängigkeit vom Meister dieselbe Methode verfolgte. Wir finden mithin nur in einer neuen Ansicht, welche der Verf. S. 85. über einen dunklen Ausdruck bei *Plat. Phaedr. p.* 267. *c.* aufstellt, Veranlassung einen Augenblick bei Polus zu verweilen. Wenn es dort nämlich heifst: *τὰ δὲ Πώλου πῶς φράσομεν αὖ μουσεῖα λόγων; ὃς διπλασιολογίαν καὶ γνωμολογίαν καὶ εἰκονολογίαν ὀνομάτων τε Λικυμνίων ἃ ἐκείνῳ ἐδωρήσατο πρὸς ποίησιν εὐπειθίας*; so ist ohne Zweifel die Bemerkung richtig, dafs jenes *μουσεῖα λόγων* eine spöttische Wendung Platos (Tummelplätze von Redefiguren) um die Manier der Sophisten zu charakterisiren enthalte; aber nicht so einleuchtend, obwohl nach Anleitung von Handschriften gemacht ist der Besserungsversuch, *ὡς διπλασιολογίαν... Λικυμνείων* (doch wol *Λικυμνιείων*), so dafs *ὀνομάτων τε Λικ.* vom entfernten *μουσεῖα* abhängen und, was gleich schwierig, *Λικύμνιος* aus der Adjektivform ergänzt werden soll, wobei eine nothwendige aber unerweisliche Voraussetzung sein mufs, dafs *ὡς* im Plato Beispiele einführen könne. Also hat selbst diese Bemühung fernere Anstrengungen, um die verdorbenen Worte herzustellen, nicht überflüssig gemacht. Vielleicht führt folgender Vorschlag zu etwas besserem: — *μουσεῖα λόγων, διπλασιολογίαν... Λικυμνιείων, ἃ ἐκεῖ νῷ ἐδωρήσατο, προςποίησιν εὐπειθίας*. Von Polus gehen wir über zu Licymnius, der wol gröfsere Neuerungen als jener in die Rhetorik einführte; wohin die sonderbaren Benennungen bei *Aristot. Rhet. III*, 13. gehören, von dessen Worten Ref. einen Theil herzusetzen für dienlich achtet: *δεῖ δὲ εἶδός τι λέγοντα καὶ διαφορὰν ὄνομα τίθεσθαι· εἰ δὲ μή, γίγνεται κενὸν καὶ ληρῶδες, οἷον Λικύμνιος ποιεῖ ἐν τῇ τέχνῃ ἐπούρεσιν ὀνομάζων καὶ ἀποπλάνησιν καὶ ὄζους*. Der Verfasser (S. 88—90.) hat hier das eigenthümliche Mifsgeschick gehabt, das Verständnifs dieser Sentenz gänzlich zu verfehlen und ihren wahren Sinn durch untaugliche Aenderungen zu vernichten, wenn er schreiben will, *εἰ δὴ μὴ... ληρῶδες — ὀνομάζων [τὴν] ἐπανάληψιν καὶ ἀποπλάνησιν ὄζους*, damit Aristoteles soviel andeute: wenn man einen neuen Theil in der Rede hervorheben wolle, so müsse man ihn durch ein Wort benennen, wofern man es nur nicht so schwatzhaft als Licymnius treibe. Und doch mufs es befremden, dafs die schlichte Erläuterung des Griechischen Kommentators *τὰς ἐπαναλήψεις ἔλεγεν ἐκεῖνος ἐπορούσεις*, woraus zugleich die ächte Lesart *ἐπόρουσιν* hervorgeht, eine solche Verirrung begründen konnte. Denn Aristoteles meint dieses: im Ausdruck des Besonderen gebrauche man auch geschiedene Wörter (Begriffe der Differenz), sonst faselt man zwecklos, wie jener Sophist, der die rhetorische Digression in drei Namen tautolog angab. Licymnius beging darin eine Ungeschicklichkeit, dafs er die ziemlich kostbaren Klänge, Absprung, Abschweifung, Abzweigung, in gehäufter Menge auf dieselbe Redeform anwandte. Auch können wir die späterhin (S. 91.) vorgetragene Behauptung, dafs der Sophist Licymnius mit dem Dithyrambiker als eine Person zu betrachten sey, nicht als statthaft erkennen, am wenigsten in der Zusammenstellung mit Agathon, Euenus oder gar Empedocles. Vollends abenteuerlich erscheint eine Ansicht (S. 92.), die dieser Kombination sich anschliefst, wonach der Verf. gesonnen ist, nach Analogie der stümperhaften Regeln, welche die grammatischen Genera für die neuere Triniallehre metrisch befafsten, auch dem Dichter Euenus eine Versifikation von rhetorischen Kunstgriffen zuzumuthen: ein Gedanke, der tiefere Kenntnifs des Eigenthümlichen in Griechischer Poesie vermissen läfst.

Eine neue Richtung begann in der Rhetorik mit gröfserer Besonnenheit Thrasymachus, der in seinen *Ἔλεοι* (s. S. 94—98.) zahlreiche Mittel nachwies, um die Gemüther der Richter zu bearbeiten. Minder wich-

Digitized by Google

tig war Theodorus (S. 98. fgg.), der ohne selbständiger Darsteller zu seyn, mancherlei Benennungen und Unterscheidungen einführte; worunter eine πίστωσις sammt ἐπιπίστωσις gehört, die letzte wol nicht (wie hier S. 99. geurtheilt wird) ein Ding, das nahe an den Erweis grenzte, denn aufser der Unbrauchbarkeit des Sinnes dürften schon die ähnlich gebildeten Kunstausdrücke ἔλεγχος und ἐπεξέλεγχος, διήγησις und ἐπιδιήγησις davon abhalten, sondern es war eine Abstufung und Zugabe gemeint, um den Hauptbeweis voll zu machen. Dieser Techniker hatte nämlich, was auch seine Definition der Rhetorik (S. 101.) zeigt, nur mit Auffindung des Glaublichen unter dem Gewande stattlicher Wortmassen zu thun. Nach ihm ist Cephalus (S. 105.) erwähnt, den die Sage zum Erfinder von rednerischen Proömien und Epilogen erhob. Unser Verf. nun, besorgt dafs diese Angabe mit einer anderen von ihm anerkannten Erzählung, dafs schon Corax (wovon oben) unter dem Namen κατάστασις Proömien gebrauchte, zu streiten scheine, hilft sich mit der Entscheidung, dafs bei Suidas die ehemalige Lesart γέγονε δὲ πρὸ τῆς ἀναρχίας οέ hergestellt werde. Ob es irgend denkbar sey, dafs ein Rhetor der Art habe um die 75. Olympiade existiren können, mögen andere beurtheilen, dafs aber eine Bezeichnung πρὸ τῆς ἀναρχίας dicht neben οέ sinnlos sey, dieses mag keinem Zweifel unterliegen; zumal da Küsters Verbesserung ἐπὶ τῆς ἀναρχίας durchaus von *Dinarchus c. Demosth. p.* 95. bestätigt wird. Auch ist noch keine Ursache vorhanden, blofs darum jene Nachricht vom Cephalus für unrichtig zu erklären, weil Antiphon (s. S. 105. fg.) weit früher προοίμια καὶ ἐπιλόγους geschrieben hatte: denn während Antiphons Produktion nichts anders als eine Topik in oratorischen Gemeinsprüchen war, verwebte Cephalus, dessen Leben nichts von rhetorischem Gewerbe verräth, Vorreden und summarische Schlufsreden allem Anschein nach in seine eigenen Vorträge, wofür eine deutliche Spur in der vorhergehenden Sophistik fehlte. Eben in dieser Hinsicht konnte Cephalus für denkwürdig gehalten werden, da vorzüglich der Epilog, betrachtet als ein kunstreicher Abschlufs des Ganzen in syllogistischer Peroration, nicht als ein fremdartiges Gemisch von Mitteln der Rührung (worin die Attischen Redner trotz aller Verbote, deren Quintilian mehrfach gedenkt, wohl bewandert waren, vergl. *Tayl. Lectt. Lysiac. p.* 311. *ed. Reisk.*), eine geraume Zeit roh und unbedeutend vorkam. Hierbei verdient aber eine Thatsache erwogen zu werden, auf die der Verfasser S. 106. fgg. unsere Aufmerksamkeit hinlenkt: dafs nämlich Proömien und Epilogen in einigen Rednern fast bis in einzelne Phrasen hinein genau mit einander übereinstimmen. Doch wollten wir nicht die Vorstellung theilen, die hier nach manchen Umschweifen gebilligt wird, dafs solche Redner aus gemeinsamen *loci communes* schöpften; was mindestens für den Andocides unwahrscheinlich ist; sondern es wäre eher dem Dionysius Gehör zu geben, der jene Uebereinstimmung aus der Sorgfalt herleitet, womit die Redner ihre Gemeinplätze behandelten. Den Beschlufs der älteren Technik macht Antiphon (S. 112. fgg.) über den sich indessen der Verf. nur soweit verbreitet, als ihm gewisse Meinungen, die Ruhnkenius der vorgebliche Schriftsteller der *dissertat. de Antiphonte*, geäufsert hatte, eine Berichtigung zu fordern schienen; es dürfte daher nur die neue Vermuthung (S. 117.), wofür jedoch ein genügender Grund wünschenswerth wäre, auszuheben seyn, dafs Antiphon ursprünglich in seine Anweisung zur Redekunst Tetralogieen von Deklamationen als Proben aufgenommen habe. Minder rathsam war die Erwähnung des Critias und Theramenes (S. 120—122.) in der fremdartigen Gesellschaft von Rhetoren.

Am glücklichsten ist die nächste Forschung über des *Lysias Amatorius* ausgefallen, welche sich durch Klarheit und Sicherheit des Urtheils auszeichnet. Wir glauben aber, dafs sich der Verf. selber Unrecht thue, wenn er denkt (S. 123.) dafs die jetzt verlorene Schrift des Kunstrichters Caecilius über Lysias uns aller ferneren Mühe überhoben hätte; mag er immerhin die Schwäche seines Lieblingsautors, besser zu erfinden als feste Ordnungen zu entwickeln (eine Bemerkung, die dort und S. 130 keinen Anstofs erregen durfte), richtig durchschaut haben, so ging er doch zu wenig in die Tiefen der Kritik ein.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 37.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1829.

ΣΥΝΑΓΩΓΗ ΤΕΧΝΩΝ, sive artium scriptores ab initiis usque ad editos Aristotelis de Rhetorica libros. Composuit **Leonhardus Spengel** *Monacensis.*

(Schluſs.)

Es ist nun bekannt genug, daſs die harte Beurtheilung, mit welcher Plato gegen die genannte Deklamation des Lysias verfahren ist, nicht bloſs Widerspruch bei einigen Neueren gefunden, sondern auch die gewagte Hypothese veranlaſst hat, daſs die getadelte Schrift einem anderen Lysias angehöre. Diese letzte Meinung wird hier (S. 131. fgg.) sogleich mit erheblichen Gründen beseitigt, obgleich im einzelnen nicht alles frei von Bedenken ist. Aber sodann zeigt der Verf. daſs es keiner solchen Ausflucht bedürfe; denn da Lysias sich in früheren Jahren als Rhetor versuchte, und erst später durch Reden Ruhm erwarb, welche sämmtlich nach der Herrschaft der Dreiſsig geschrieben sind, so sey nichts glaublicher, als daſs Plato im jugendlichen Dialog Phädrus eine rhetorische μελέτη des Redekünstlers kritisirt habe; zumal da ein Kommentator des Hermogenes (S. 136.) wirklich Vorübungen der Art unter dem Titel παρασκευαί demselben zuschreibe, wohin denn vermuthlich noch einige Themen (s. S. 139. 141.), wie die Vertheidigung des Nicias und des Socrates zu ziehen wären; nur daſs mehrere der Alten einen Theil davon mit etwas übereiltem Verfahren für unächt erklärten. Unser thätiger Verfasser ist noch einen Schritt weiter gegangen, doch zweifeln wir ob mit gleicher Beistimmung der Unbefangenen. Ihm dünkte nämlich das Recht das sich Plato genommen, den *Amatorius* zu richten, ziemlich problematisch; sein Phädrus sey nur ein jugendlicher und mangelhafter Erguſs von frischen Ansichten, die weiterhin selbst vom Komiker **Alexis** (im Φαῖδρος, wie Hr. Sp. S. 135. mit Zuversicht behauptet) parodirt wurden; das beweise auch der unbillige Gebrauch, den er sich von Lysias Liebesrede wie von einem vollendeten Meisterwerk erlaube; gleichwohl gelte sie für einen Brief und müsse nach ganz anderen Regeln betrachtet werden, wie dies besonders die Form des Schriftchens erheische; nun habe er sich doch im Verlauf seines Vortrages eigentlich derselben Gedanken bedient, die er bei Lysias vorfand; welche Leidenschaft endlich Platos Aeuſserungen offenbarten, dieses müsse wol mindestens seine Ahnung lehren, die er über die künftige Gröſse des Isocrates im Gegensatz mit Lysias ausgesprochen, ohne daſs der Erfolg sie bestätigte (die vielmehr Plato selbst, wie wir hinzufügen, im Euthydemus gleichsam förmlich zurücknimmt). Von dieser beredten Anklage wird Platos Schatten nicht berührt. Sollte nicht der Verf. schon von Bentleys *Phalaridea* her sich an die Beschaffenheit der altgriechischen Briefe erinnert haben, welche nur eine der mannichfaltigen Formen rhetorischer Deklamation darstellten? auch darf er sich nicht verhelen, daſs Plato die Entwicklung des Lysias, nachdem er sie getadelt, zwar berichtigt im ähnlichen Gedankengange von neuem verfolge, dann aber wegen der niedrigen Betrachtungsweise völlig umgestoſsen habe. Was hierauf (S. 143. fgg.) über Platos Ansicht von der Rhetorik folgt, kann um der Kürze willen schon deshalb übergangen werden, weil sich dort weniger Thatsachen als Meinungen finden; so das wenige, das sich von den dunklen Rhetoren **Pamphilus** und **Callippus** (S. 148. fg.) sagen lieſs.

Von hier wendet sich die Untersuchung zur eigenthümlichen Technik des **Isocrates**. Ohne Bedenken darf man von einem Autor, der unermüdlich wie dieser sein langes Leben der gleichförmigsten Periodologie und Ausbildung eines tonreichen Numerus gewidmet hatte, die Beharrlichkeit erwarten, daſs er die einmal festgestellte Manier auch in den letzten seiner Schriften bewahrt haben werde. Allein Dionysius bemerkt, daſs die Erzeugnisse seines Greisenalters minder blühend seyen,

Digitized by Google

und zwar in Uebereinstimmung mit den eigenen Geständnissen des Isocrates, welcher die Nüchternheit seines Philippus, Panathenaicus und der Apologie *de Antidosi* mit der Unfähigkeit und Kälte von etwa neunzig Lebensjahren entschuldigt. Unser Verf. dagegen erklärt dies für eine blofse rhetorische Täuschung (S. 151.), da derselbe Aufwand von rednerischem Schmuck sogar in jenen späten Deklamationen sich vorfinde. Eine solche Behauptung scheint in der That nirgend anders ihren Grund zu haben, als im Zauber, der über die gleichmäfsige Farbe der Isocratischen Rede ergossen ist; denn schwerlich kann unbefangenen Beobachtern die Trockenheit und Vernachläfsigung entgehen, woran die Ermahnung an Philippus und vollends die Rechtfertigung *de Antidosi* leiden. Auffallender klingt ein Paradoxon, die Verse betreffend, die zuweilen jenem eifrigen Pfleger der rhythmischen Prosa entschlüpften. Unser Verf. widerspricht nemlich dem Peripatetiker Hieronymus, der aus mehreren Büchern des Isocrates ungefähr 30 Verse, meistentheils Trimeter mit besonderem Fleifse nachwies, und vielleicht aufmerksamer auf den Gang seines Autors versichert er (S. 153.) wol 600 Trimeter erjagen zu wollen, ja er glaubt überreich zu werden, wenn er ein Goldstück für jeden Vers empfinge. Obgleich wir ihm nun dieses Glück vollkommen gönnen, so wünschten wir doch, dafs er folgende Hinkverse (unter vielen, die hier in Menge hervorkommen müssen) nicht als jambische Senare ausgeboten hätte:

τριάκοντα μνᾶς ἐπράξατ' οὐ χρέος ἐγκαλῶν:
ἄλλ' εὐθὺς εἵλοντο περιῴδεῖν ἀνάστατον.

Erheblicher sind die Bemerkungen über die *τέχνη* des Isocrates (S. 154. fgg.) deren Aechtheit Quintilian bezweifelte, ungewifs ob aus eigener Ansicht des Lehrbuches; denn die etwanigen Proben gewähren kein klares Verständnifs des Ganzen, und auf keinen Fall wagte Cicero, wenn er nicht einer alten Kritik folgte, so entschieden in einer Jugendschrift zu äufsern, dafs der griechische Rhetor keine anerkannte Technik hinterlassen habe. Indessen sind aus jenem System angeführt eine Definition der Redekunst, die Eintheilung des gerichtlichen Vortrages in Vorrede, Erzählung mit Beweisen, und in Epilog, neben anderem aber eine merkwürdige Vorschrift, dafs man das Zusammentreffen gleich sehr von Vokalen als von denselben Sylben im Anfang und Ende der Wörter (*εἰποῦσα σαφῆ, ἡλίκα καλά*) zu vermeiden, die Konjunktionen in gehörige Relation zu versetzen, und den Ausdruck zum Mittelding zwischen Vers und Prose zu bilden habe. Diesen letzten Gegenstand, der das Zusammenstofsen von Vokalen und gleichlautenden Sylben angeht, hat noch des Verf. Vorrede S. VIII. fg. nach genaueren Beobachtungen weitläuftig erörtert; woraus sich im allgemeinen ergiebt, dafs dergleichen Uebelstände von Isocrates (nach den gangbaren Texten zu schliefsen) beim Artikel am wenigsten entfernt sind, also *ταύτης τῆς δωρεᾶς, τοῦτον τὸν τρόπον, τούτου τοῦ λόγου*, und so fort. Nun bieten sich allerdings mancherlei Mittel zur Abhülfe des Uebels dar, wie ein *τ paragogicum* oder Umstellungen: aber die beträchtliche Menge der widerstrebenden Beispiele auf solche Weise, blofs der vermeinten Konsequenz zu Gefallen, ins Geleise zu bringen, scheint um so mehr gewaltthätig, als die meisten Fälle der Art einen ungetheilten Begriff darstellen, und Phrasen wie *ἑκάστης τῆς πόλεως* hinlängliche Gewähr besitzen. Hievon abgesehen, erkennt man leicht, dafs dieser Rhetor nicht sowohl die praktische als panegyrische Beredsamkeit vor Augen hatte, dafs folglich eine umfassende Rücksicht auf gerichtliche Beweise mangelte, und in den Grundsätzen eine rein empirische Betrachtung vorherrschte, Mängel eben, die Aristoteles von polemischem Wetteifer mit Isocrates geleitet wahrnahm, um reichhaltige Theorieen von gröfserer Gründlichkeit (s. S. 165. fgg.) einzuführen.

Berührt ist sodann (S. 172. fgg.) die Kunst des Alcidamas, dem als beschränkterem Anhänger des Gorgias ein früherer Platz gebührte. Man weifs nur weniges von der Rhetorik dieses Mannes, so wie von seinen Deklamationen; eigenthümlich ist aber des Verf. Ansicht, dafs ihm allerdings die beiden vorhandenen Uebungsreden angehörten, und zwar weil gewisse Angriffe auf Isocrates, von denen die Sage berichtet, darin wahrgenommen würden; wenn freilich die Beispiele seiner Diktion auf die genannten Produktionen nicht zuträfen, so sey doch zu bedenken, dafs dergleichen Blumen sophistischer Eleganz in Schaureden vorkommen mochten, während hier der vermeinte A. gerade diese Redeform bekämpfe: s. S. 174. 179. Ohne Zweifel ist eine solche Vertheidigung wenig scheinbar, und man müfste viel Glauben mitbringen, um in späten *μελέται* das ächte Erzeugnifs eines namhaften Schulhauptes zu finden. Im folgenden (von S. 180 an) ist eine Anzahl von minder berühmten Technikern erwähnt, unter de-

Digitized by Google

nen Anaximenes vorzüglich berücksichtigt worden, als der muthmaſsliche Urheber der *Rhetorica ad Alexandrum* bei Aristoteles. Die Untersuchung hierüber gründet sich am meisten auf eine Stelle *Quintil. III*, 4, 9. wonach Anaximenes nur zwei Arten von Beredsamkeit annahm; und obgleich im jetzigen Texte des griechischen Werkes drei genannt sind, so hat doch der Verf. hinlänglich erwiesen, daſs Quintilian der ursprünglichen, nicht interpolirten Lesart gefolgt sey. Nicht so überzeugend ist die Beweisführung ausgefallen, daſs jene Rhetorik zwischen 340 und 330 oder vor der Rhetorik des Aristoteles geschrieben sey. Wofern nemlich der vorgesetzte Brief an Alexander ächt sey, so gehe die Anrede an einen im Vortrag ungeübten Jüngling; im entgegengesetzten Falle (und unser Verf. entscheidet sich dahin, daſs die Dedikation von demjenigen herrühre, der das Büchlein öfter interpolirte) müsse man auf eine gleiche Meinung zurückkommen, da der Schriftsteller beständig auf die Demokratie eingehe. Wohl kann niemand verkennen, daſs der Ton dieser Epistel vom Lehrbuch, einem rein empirischen Kompendium, gewaltig absteche; doch muſs auch das bei vorurtheilsloser Betrachtung einleuchten, daſs die Epistel gar nichts mit Alexander dem Groſsen zu thun habe, daſs in dieser Hinsicht die Tradition der nöthigen Zuverläſsigkeit entbehre und mit ihr der obige Beweis zerfalle. Weit natürlicher dünkt uns mit Beachtung von Ciceros Citation eines Aristotelischen *συμβουλευτικὸς πρὸς Ἀλέξανδρον* zu vermuthen, daſs irgend ein Schüler Anlaſs nahm in einer ähnlichen Darstellungsweise, um den Grundriſs zu empfehlen, jenen täuschenden Namen anzuwenden. Noch vermissen wir eine Beurtheilung von Garnier's Hypothese, die wenigstens der Anführung nicht unwerth war, daſs dieses Kompendium ein Werk des Corax sey. Den Schluſs bildet eine Analyse der rhetorischen Schrift.

Bernhardy.

XXI.

1. *Ueber die Hegel'sche Lehre, oder: absolutes Wissen und moderner Pantheismus. Leipzig 1829 bei Chr. E. Kollmann.* S. 236.
2. *Ueber Philosophie überhaupt und Hegels Encyklopädie u. s. f.*

Zweiter Artikel.

Aber indem Refer. sich sehnt und bestrebt, aus diesem unergründlichen Pfuhle einen Ausgang zu gewinnen, erinnert er sich daran, daſs noch erst vom Anfange zu reden wäre. Denn der Verf. beginnt von der Untersuchung des abstracten logischen Anfangs, und kommt hierauf oft zurück; er läſst sich auch auf weitere logische Materien, nach Willkühr und Zufall, und die Methode insbesondere, übergehen. Nachdem seine Verfahrungsweise an concretern Gegenständen geschildert worden ist, an welchen die Anwendung der Verdrehung, faktischen Unrichtigkeit und Verunglimpfung bei den Unkundigen das schreiendste Aussehen hervorbringt, so kann das Ergehen des Verfs. über abstracte Materien kürzer behandelt werden. Ohnehin ist es unmöglich, demselben durch die Art oder vielmehr Unart des Gewirres von Räsonnement zu folgen; der Vortrag zerfährt allenthalben in eine kunterbunte Vermischung abstracter Formeln, trivialer psychologischer Popularitäten, unterbrochen durch salbungsreiche Tiraden vortrefflicher Gesinnungen, mit derselben Paralysis des Auffassens und zusammenhängenden Denkens, die aufgezeigt worden. Um zuerst von dem etwas zu erwähnen, was der Verf. über die Methode der Philosophie, die er bestreitet, vorbringt, — und hiemit macht er sich viel zu thun, — so verkehrt die richtige Vorstellung, die er angibt, daſs diese Philosophie ganz auf ihrer Methode beruhe, sich ihm in die, daſs die Methode in ihr ein nur Vorausgesetztes sey, und derselben zu lieb die Resultate wie die Ausgangspuncte angenommen werden. Auf die Versicherungen, die Methode setze voraus „daſs die Wahrheit einen negativen Charakter habe," (S. 39.) sie beruhe „auf dem verneinenden Princip," auf der Abstraction, die ihrerseits voraussetze (S. 53 und öfters) daſs „man durch Weglassen desjenigen, was bloſs Bestimmung der Sache sey, die Wahrheit erkenne," werden wir zurückkommen. Es ist dabei nicht gegen das Voraussetzen selbst, daſs sich der Verf. erklärt; er dringt nicht darauf, daſs in der Philosophie eine Voraussetzung bloſs für eine Autorität gilt, und nicht ihr, sondern nur der Kirche es erlaubt ist, die Wahrheit auf Autorität zu gründen. Woher der Verf. aber seinerseits die Voraussetzungen genommen, die er selbst macht, wird sich im Verfolge zeigen.

Um es zu unterstützen, daſs die Methode vorausgesetzt sey, sagt er (S. 121), „von der Methode ist in der Logik, in der Vorrede und Einleitung, end-

Digitized by Google

lich am Schlusse derselben, in der Lehre von der absoluten Idee, die Rede, und in der letztgedachten Lehre wird sie als das Allgemeine der Form des Inhalts betrachtet. Durch diese Stelle beurkundet sich denn ganz klar, dafs sie das Mittel gewesen ist, die ganze Lehre herauszubringen; ferner beurkundet sich dadurch, dafs sie früher fertig war als die Wissenschaft, endlich aber möchte hieraus erhellen, dafs man nicht so sehr den Inhalt zu durchdringen, sondern vermittelst der Methode einen einmal vorhandenen Inhalt aneinander zu reihen suchte." Wenn jene Angaben ganz klar beurkundet sind, so möchte es nur ein aufwachendes Gewissen seyn, welches den Ton der Versicherung wieder in ein: möchte herabdrückt. In der Logik, die der Verf. citirt, wie in der Encyklopädie, ist es wiederhohlt gesagt, dafs in Vorreden und Einleitungen d. i. vor der Wissenschaft nicht wissenschaftlich, sondern geschichtlich und etwa nur räsonnirend gesprochen werde; es ist wohl noch Niemand eingefallen, in die Vorrede und Einleitung die wissenschaftlichen Grundlagen einer Philosophie zu verlegen, eben so wenig als sie darin zu suchen. Der Schlufs aber enthält das Resultat; die Prämissen, welche die Grundlage dazu sind, sind im Vorhergehenden, und im vorliegenden Fall, im ganzen Verlauf der Wissenschaft enthalten. Wenn es aber in dem angef. Schlusse heifst, die Methode sey das Allgemeine der Form des Inhalts, und wenn sich etwas dadurch beurkunden liefse, so müfste es nicht seyn, dafs die Methode das Mittel zum Inhalte, sondern vielmehr der Inhalt (um in des Verfs. Ausdrücken zu sprechen) das Mittel zur Methode gewesen sey. Jener angeschuldigten Methode stellt der Verf. seinerseits einen Begriff derselben entgegen; „das Erkennen selbst, sagt er (S. 136), mufs die Wahrheit gewinnen; die Methode sucht die Wahrheit in ihrem in ihr selbst enthaltenen, durch sich selbst gegebenen Zusammenhange, in ihrer solchergestalt durch sie selbst gesetzten lebendigen Entwicklung darzustellen. So ist denn ihre höchste Stufe die Dialektik, eine Bewegung im Erkennen wie das Werden; ist die dialektische Thätigkeit des Erkennens vollendet, so ist die Wissenschaft da." Refer. kann diesen solchen Voraussetzungen nicht anders als Beifall geben, denn es sind dessen eigenste Ausdrücke, wie sie sich zur Genüge in dessen Logik und Encyklopädie finden; sogar das Werden als Bewegung taucht hier wieder auf; wie sehr der Verf. sich früher (S. 29.) damit gemartert, werden wir nachher anführen; auch die Dialektik, dieses negative Princip, hat hier bei ihm einen Ehrenplatz erhalten. Der Verf. hat sich diese angeführten Gedanken so sehr zu eigen gemacht, dafs er damit unbefangen als mit dem Seinigen und zwar mit der Miene grofs thut, als ob damit gegen die Philosophie, die er bestreitet, etwas gesagt worden sey. Wenn diese die Methode darein setzt, dafs der Inhalt durch sich selbst sich entwickle, und der Verf. diefs wörtlich nachspricht, so hätte er vorab und inetwa (wie derselbe zu sprechen pflegt) bei dieser Philosophie, die Methode als Form bei den Sätzen, über die er sich ausläfst, zunächst vergessen und sich in den Inhalt vertiefen müssen; so wäre er in dessen Fortbestimmung eingegangen, und hätte dann das Bewufstseyn über diesen Gang des Inhalts, über die Methode, erlangen können. Dieses sich Fortbestimmen des Inhalts aber, und ob es so ist, dafs derselbe sich so bestimmt, diefs kümmert den Verf. nicht. Durchweg fafst er vielmehr das, was ihm vorzunehmen beliebt, als ein Aufgestelltes, erzählungsweise führt er Sätze und Reihen von Sätzen an, die aufgestellt seyen, ohne sich darauf einzulassen, ob der Inhalt an ihm selbst die Sätze herbei geführt habe. Aber ein ehern Band (wäre es auch nur als einen Schnitt der Haare) hat ihm der Gott (der Hypochondrie? — oder die Gewalt, welche ihm die Schilderung der Degradation dieser Gewalt zu einer Degradation des Himmels (s. vorherg. Artikel) graduirte?) um die Stirn geschmiedet," um das nicht zu sehen, was vorhanden ist.

Die eigene Methode des Verfs. aber in den unzählbaren factischen Unrichtigkeiten seiner Expositionen des Logischen, in den weitern Verkehrungen durch Schliessen und Räsonniren darüber, zu schildern, wird hier vollends unthunlich. Einiges, um die Charakterisirung zu vervollständigen, ist auszuheben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 38.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1829.

Ueber die Hegel'sche Lehre, oder absolutes Wissen und moderner Pantheismus etc. etc.

(Fortsetzung.)

Eine einfache Weise, die oft wiederkommt, ist die Versicherung, dafs von Sätzen, die er vornimmt, gar kein Beweis gegeben sey. Der Verf. gebraucht diese seine beliebige Angabe als Grund, dafs er für seine Behauptungen keinen Beweis zu geben nöthig habe. Die Versichrung, dafs kein Beweis gegeben sey, macht er selbst, indem er diejenige Exposition, welche den Beweis ausmacht, hererzählt; wie solche Auszüge beschaffen sind, ist ihnen freilich nicht anzusehen, dafs sie ein Beweis sind. — So heifst es, S. 114. „Von dem Wesen wird nicht die mindeste Erklärung gegeben." Die Erklärung, was das Wesen ist, macht, wie dem Verf. bekannt ist, einen eigenen Band der Logik aus, die er kritisirt. Gleich einfach ist es, wie z. B. S. 169. nachdem die Exposition der Momente des Begriffs, Einzelnheit, Besonderheit und Allgemeinheit, allerdings fahrlässig genug, erzählt worden, zu versichern: „es liegt aber klar vor Augen, dafs diese Momente nicht ihrem wesentlichen Begriffe nach aufgefafst worden sind." Es wäre für ein Glück zu achten, wenn diefs klar vor Augen läge, denn der Verf. zeigt sich nicht im Stande, es darthun zu können. Eine verbrauchte rhetorische Wendung fehlt auch nicht, nachdem irgend etwas gegen einen Gegenstand vorgebracht worden, bald auszubrechen in ein: da sich nun ergeben hat, (S. 216.) es wird sich so ziemlich klar ergeben haben, dafs jene Lehre gar keinen vernünftigen Sinn hat. Zu einem solchen gar keinen, gehört eigentlich mehr als nur ein: so ziemlich. Am meisten Befriedigung giebt dem Verf. die Entdeckung, mit der er gleich anfängt, dafs die Philosophie, die er kritisirt, sich abstrahirend verhalte, verneinend zu Werke gehe, und in ihr die Wahrheit einen negativen Charakter habe. Viel beschäftigen ihn die Sätze, die in der Logik vom Seyn und Nichts aufgestellt seyen, besonders läfst er sich das Nichts sehr angelegen seyn, und spricht dazu sehr ernsthaft von „der Pflicht aufs innerste zu prüfen," „dem Zwecke seiner Schrift, das vernünftige speculative Denken zu befördern." Ueber die Verwirrung, in der der Verf. sich hier über jene allereinfachsten Kategorien herumtreibt, wollen wir daher etwas Näheres angeben. S. 26. heifst es: Werden sey vorgestellt als die Bewegung eines unmittelbaren Verschwindens des einen in dem andern (des Seyns und Nichts); der Verf. macht hierüber die Kritik, es werde schon bei der Erörterung des ersten Begriffs des Seyns, ehe vom Werden die Rede sey, behauptet, das Seyn sey in der That Nichts," — in allen Theilen der Logik konnte er dasselbe finden, dafs zuerst von derjenigen Bestimmung, aus der eine andere hervorgeht, die Rede ist, und nachher von der, die daraus hervorgeht. Eben so bemerkt er (S. 27. 29) dafs das Seyn schon an sich Nichts sey, ehe das Nichts an sich erörtert worden — und ehe die im Werden behauptete Bewegung gesetzt sey; — etwas Besonnenheit auf sein Denken hätte ihm sagen können, dafs selbst, das, was er anführt, die Gedankenreihe, Seyn (welches schlechthin in der Vorstellung vom Nichts verschieden seyn soll) ist schon an sich Nichts, eben diese Bewegung selbst ist, die also nicht vor ihr selbst schon gesetzt seyn kann, sie „diese dialektische Thätigkeit des Erkennens," die vom Verfasser selbst erwähnt worden, — und wenn S. 29. „der Unbefangene sagen soll: das Seyn sey also schon zu nichte geworden, ehe man zum Nichts gekommen," so möchte der Verf. doch den unbefangenen Wundermenschen herbeibringen, dem etwas zu nichte hätte werden können, ehe und also noch ohne dafs er bei dem Nichts desselben wäre. S. 204. spricht der Verf. im Unterschiede gegen eine elementarische und concrete Natur

Digitized by Google

von einer ätherischen Natur, und macht der Philosophie, die er bestreitet, den Vorwurf, dafs „in derselben von der „ätherischen Natur" nicht die Rede sey," (— „was leicht erklärlich sey" — vielleicht wohl aber aus dem entgegengesetzten Grunde als der Verf. etwa *in petto* hat); — was diese „ätherische Natur" sey, hat er übrigens nicht näher angegeben. Aber die dünnen Regionen des abstrakten Denkens sind wohl noch ätherischer als des Verfs. ätherische Natur; die leiseste Nuance macht sich schon als Unterschied bemerkbar, und ein noch sehr inhaltsloser Satz ist schon eine Handlung, über welche und deren *tempi* in diesem Felde ein Bewufstseyn zu haben nöthig ist. Jedoch haben wir so eben gesehen, dafs auch der Verf. so dünne Unterschiede zu machen weifs, dafs nichts an ihnen bleibt; so macht er ferner S. 30. den feinen Unterschied, dafs „das Verschwinden des Nichts und des Seyns an sich selbst, etwas anderes sey, als das Verschwinden des einen in dem andern;" — es hätte ohne Zweifel interessant werden können, wenn er aufgezeigt hätte, wie z. B. das Verschwinden d. h. das zu Nichts werden des Seyns an sich, zu denken sey, ohne an sein Anderes, das Nichts, dabei zu denken, — wie das Seyn an sich verschwinde, und diefs sein Anderes dabei wegbleibe.

Was er nun ebendaselbst vorbringt, dafs das Verschwinden des einen in dem andern eben der Beweis sey, dafs weder das Seyn noch das Nichts wäre, so sieht er nicht, dafs er hiemit eine der Bestimmungen, dafs weder Seyn noch Nichts sey (τὸ ὄν οὐδὲν μᾶλλον τοῦ μὴ ὄντος) selbst aussagt, welche in der Logik aufgestellt sind; — wenn er hinzufügt, dafs umgekehrt beide Seyn und Nichts der Beweis seyen, dafs das Verschwinden nicht wäre, so setzt er umgekehrt die Festigkeit des Seyns und des Nichts voraus, wie er vorhin das Verschwinden voraussetzt, und zu demselben sogar weder ein Seyn noch ein Nichts bedarf. Wenn er fortfährt, dafs das Werden selbst ein Verschwinden sey, sich verneine, so ist diefs wieder eine der Bestimmungen jener Logik selbst, aber immer auch nur die eine, — und damit für einseitig erklärte. Vornehmlich aber hat er viel mit dem Nichts zu thun, das er sich vorhin als selbstständig vorstellte und es so als Beweis gebrauchte, dafs kein Verschwinden sey. — Das Nichts ist Nichts, Nichts ist gar nicht; (und dann *ex nihilo nihil fit*), ist der Satz der Eleaten und jedes metaphysischen Pantheismus. Das Nichts, sagt der Verf. S.59. hat noch Niemand gesehen," (wahrscheinlich nicht; — auch nicht das Nichts, woraus Gott die Welt erschaffen; schwerlich auch jemand das Stück ägyptischer Finsternifs, welches in einer Flasche als Reliquie soll aufbewahrt werden); „kein Mensch hat es je gedacht." ebend. Wie kommt der Verf. dazu, dafs ihm diefs auf die blofse Autorität seines Versicherns oder wenn er lieber will, dieses seines Aufstellens geglaubt werden soll? Wenn es aufs Versichern nur ankäme, so wäre das Philosophiren freilich eine leichte Arbeit. Wie kommt er dazu, von keinem Menschen je zu sprechen? weifs er von allen menschlichen Individuen, die je gelebt haben? Möge er angeben, wo die Geschichte von diesen Allen und dann von Allem, was jedem je durch den Kopf gegangen, aufgezeichnet ist? — Wenn es gleichfalls erlaubt wäre, so ins Gelag hinein von allen Menschen, die je gelebt haben, zu versichern, so wäre die Geschichte eine leichte Arbeit. Nur wenn es um leere Tiraden zu thun ist, läfst man sich es zu, von keinem Menschen je Versicherungen machen. Eher liefse sich es, wenigstens auf räsonnirende, nicht aber geschichtliche Art, plausibel machen, dafs Alle Menschen, z. B. auch der Verf. das Nichts gedacht haben; sehen läfst es sich nicht; wenn wir diefs aus der Erfahrung zugeben, so könnte man schliefsen, dafs es ein Gedanke sey. Der Verf. führt Nichts oft genug im Munde. Wenn er, wie früher angeführt, einmal sagt „die Beispiele (in der Logik) beweisen auch nichts," war diefs nur gedankenlos so gesagt? Ohne Zweifel hat der Verf. auch gelernt, glaubt, hat vielleicht auch gelehrt, dafs Gott die Welt aus Nichts geschaffen? ist diefs auch nur gedankenlos gesprochen? Bei solchem Satze, dafs Gott die Welt aus Nichts geschaffen, kommt man mit dem Nichts nicht so leicht weg, um nur zu sagen zu brauchen: Niemand hat das Nichts gesehen, kein Mensch hat es je gedacht. Der Verf. kommt (S. 59.) in seinem Eifer so weit, dafs beide, auch das Seyn, wie das Nichts, weder Begriffe (dafs sie keine Begriffe, sondern nur Gedanken sind, ist ein Satz der Logik —) noch Vorstellungen, sondern, wie sie dahingestellt sind, blofse Worte seyen. Doch schreibt er diesen Mangel nicht etwa dem Hinstellen der Logik zu, sondern sagt aus sich (ebend. oben), dafs „das Nichts stets nur eine Bezeichnung bleiben mufs und nie eine

Digitized by Google

absolute Bedeutung haben kann." Das Wort: absolut ist wohl hier nur des Wohlklangs oder auch Tiefklangs wegen da; eine relative Bedeutung, die dem Nichts bleiben könnte, wäre schon genug, um das Gegentheil dessen zu seyn, was der Verf. sagen will. Bleibt es aber, worauf der Verf. das Mufs seiner Autorität legt, eine Bezeichnung, ein Wort, so wird man doch sich dabei etwas vorstellen und mit gutem Glücke auch etwas denken, wenn diefs Etwas auch blofs das Nichts wäre; auch der Verf. wird das Nichts von anderem sinnlosen Laute oder bedeutenden Worte zu unterscheiden wissen, und ohne Zweifel nur durch die Bedeutung. Der Verf. macht S. 96. wo er ganz richtig angiebt, dafs die Vernunft das Nichts nicht anerkenne, sich den Einwurf, dafs doch das Werden als aus dem Seyn und Nichts kommend, zugleich das Seyn und Nichts enthielte. Er giebt darauf als „die eine Antwort" (die andere soll nachher angeführt werden), das was oben schon erwähnt ist, „das Heg. Seyn und Nichts sey schon verschwunden, ehe an ein Werden gedacht wurde." Der Verf. hätte vergessen können, was in jener Logik davon vorkommt, um nur mit gewöhnlicher Analyse an das zu denken, was in seiner Vorstellung des Werdens enthalten sey. Darüber findet sich S. 141. doch so viel, dafs es heifst: „So kann man freilich sagen, Werden sey ein Anderes als das blofse Seyn, indem man beim Werden mehr denkt als bei Seyn." So haben wir hier wenigstens zunächst das Seyn, dem er früher auch das Seyn absprach; — dann ein Anderes, darin ist doch wohl eine Negation; — und somit mehr im Werden als im Seyn. Was wäre dieses: — Mehr, anders als das Nichts? — Es versteht sich von sich selbst, dafs in des Verfs., wie erinnert, so sehr als in jedes anderen Vorstellungen die Kategorien von Seyn und Nichts unterlaufen; es würde lächerlich seyn aus seinem Vortrage hievon weitere Beispiele beibringen zu wollen. Der Verf. wie jeder andere, der an dem Nichts, als allgemeinem Elemente einen Anstofs nimmt, wolle die Anfoderung an sich machen, irgend etwas aufzufinden, in welchem nicht die Bestimmung des Nichts, die eines Negativen, einer Beschränkung, sich fände. Von dem Endlichen giebt man solches etwa leicht zu, aber hat mehr Schwierigkeit in Ansehung des Unendlichen in seinem affirmativen Sinne. An die Selbstentäufserung Gottes, vermöge deren er Knechtsgestalt angenommen, mögen die erinnert werden welchen die höhern Wahrheiten noch etwas gelten; dafs aber, überhaupt in Geist, Thätigkeit u. s. f. die Bestimmung des Negativen, — der intensivsten Affirmation unerachtet — liege, darüber ist auf die Logik zu verweisen, wo auch jenes Abstractum Gottes, an das sich die theistische Vorstellungsweise hält, das höchste Wesen in seiner — in ihm unaufgelösten Negation, beleuchtet ist. — Das worauf es angekommen wäre, würde seyn, gezeigt zu haben, das bekannte Seyn und Nichts, müssen, und zwar noch vor aller dialektischen Betrachtung nur so wie sie für sich ausgesprochen werden, logisch anders bestimmt werden, als sie in der bestrittenen Logik aufgestellt werden. Darauf hätte man neugierig seyn können, was etwa der Verf. für eine Definition nur des Seyns, da er vom Nichts nichts wissen will, gegeben hätte; dessen aber hat er sich wohl enthalten. Diejenigen, welche Schwierigkeit in dem Anfange der Wissenschaft, wie ihn jene Logik machte, finden, mögen sich Versuchsweise diese Aufgabe machen, das Seyn, zu definiren, nur das Seyn in seiner vollkommenen Abstraction; die Schwierigkeit, die sie in der Erfüllung dieser wissenschaftlichen Forderung finden werden, möchte sie vielleicht mit jener Schwierigkeit aussöhnen.

Die andere originelle Antwort darauf, dafs das Seyn und Nichts im Werden enthalten sey, ist (ebendas. S. 95.), dafs absolut aufgefafst (was soll hier das absolute Auffassen heifsen?) im Werden kein Nichts, sondern ein Wechsel enthalten sey. Wie aber ein Wechsel von dem Uebergehen des einen in ein Anderes verschieden, wie ein Wechsel, unter anderem die Wechsel, welche Entstehen und Vergehen genannt werden, ohne Negatives in sich zu enthalten, sey, hat der Verf. zu sagen sich gleichfalls erspart; nur diefs ist seine Leistung, an die Stelle des Werdens das Wort Wechsel, und damit einen ganz leeren Wortwechsel gesetzt zu haben. Er fügt pathetisch hinzu: „mag dieser Wechsel oft von uns nicht wahrgenommen (!) werden können, mag es uns entgehen, wie sich Alles stets neu und immer neu wieder bildet — ein Nichts treffen wir nirgends, es ist nirgends. Der Verf. spricht hier den Heraklitischen Satz aus: Alles ist ein Werden; (S. Log. 1 Bd. 1 B. S. 24). — Es fehlt niemals, dafs nicht das, was der Verf. mit Salbung als seine Weisheit vorbringt und mit Prätension docirt, in der Philosophie vorhanden

Digitized by Google

ist, die er aufs heftigste anfeindet, und wogegen er es vorbringt. Die Verweisung auf die Logik, die so eben gemacht worden, ist daher nicht an den Verf. gerichtet, denn er mufste wissen, dafs das, was er vorbringt, darin steht. Doch mufs auch hier die Billigkeit eintreten, zu erwähnen, dafs der Verf. so billig, auf seine Art gewesen, hie und da zu sagen, dafs einiges dieser Art bei H. selbst zu finden sey. So sagt er S. 89: „Auch H. hat zugestanden, dafs Abstrahiren nicht alles vermöge, dafs sie (statt es) an sich unvollkommen ist." Nur ist über solche Anführung zu bemerken, dafs es sich dabei weder um ein blofses Zugestehen H.'s noch um ein: Auch handelt, noch auch um ein Alles oder Nicht-Alles-Vermögen der Abstraction, noch blofs um eine Unvollkommenheit derselben, noch dafs sie nur an sich unvollkommen sey. Auch da, wo der Verf. thut, als ob er etwas zugestände, macht sich diefs so flach und unrichtig, dafs man es so, wie er es zugesteht, nicht annehmen kann, sondern vielfach corrigiren müfste. An demselben Orte S. 94 f. sagt er gleichfalls: „Auch kann sich die Natur (!) hier nie ganz (!) verleugnen, wie die Heg. Lehre selbst zeigt; der absolute Anfang und mehrere (vielmehr alle) „Anfänge specieller Lehren werden durch die nächstfolgenden Momente verneint, weil sie nichts sind."— Das Nichts, weifs der Verf., kommt nur im allerersten Anfange vor; dort ist es ein für allemal abgethan, und kommt nie wieder zum Vorschein. Es ist die Natur des Verfs., die sich nicht verleugnet, an den Fortgängen und den Resultaten die Hauptsache, die Affirmation, zu übersehen und blofs natürlich und geistlos nur das Verneinen aufzufassen. Weitläufig läfst er sich eben über diefs Abstracte und das Abstrahiren aus: „Wenn ich, sagt er, (S. 48. 53. 65 und sogar noch öfters wiederhohlt er diese Weisheit), Bestimmungen weglasse, die Dinge aber diese Bestimmungen haben, so erkenne ich offenbar diese Dinge nicht, denn ich nehme ihnen Bestimmungen, welche sie wirklich haben." Wer hat hieran je gezweifelt? Der Verf. hätte sich dieser Wahrheit am meisten selbst bei seinen historischen Relationen über die Philosophie erinnern sollen, mit der er seine Leser bekannt machen will. Wie er das Verneinen im dialektischen Fortgange darstellt, in diese Verworrenheiten sich einzulassen, ist nicht möglich. Die Bewufstlosigkeit über die Negation in einem Fortgange geht ins Weite; S. 53. versichert er z. B. mit seiner gewöhnlichen Emphase: „der Uebergang vom gewöhnlichen Denken zum spekulativen ist kein verneinender, sondern ein Erheben zu höherer Einsicht." Getroffen! Geschieht denn nun aber ein Erheben ohne Weggehen, ist ein höheres ohne ein Nicht? Ist also nicht ein Weglassen, Verneinen, Abstrahiren darin enthalten? Aber mehr als Bewufstlosigkeit ist es, wenn er seinem unausgesetzten Ereifern immer die Stellung eines Eifers gegen die Philosophie gibt, deren Sätze und Worte sein Eifer aus ihr nimmt, und der er auch S. 95. (nach der grofsartigen Rede: das vernünftige Denken lebt aber im Reiche wirklicher lebendiger Gedanken) das Zeugnifs giebt, dafs „sie nicht an der abstracten Seite, sondern an derjenigen Seite, welche die concrete Totalität (dieses Wort hat er sich daraus zum Lieblingswort — aber auch, nur als Wort genommen) enthält, fortgeht;" (das konnte also doch der Verf. nicht übergehen zu erwähnen, dafs die von ihm bekämpfte Logik durchweg die Nichtigkeit der Abstractionen darthut, und diefs eine der wichtigsten Seiten derselben ausmacht; dem Verf. wird aber diefs daraus, dafs die Form der Abstraction, das Allgemeine überhaupt ein Nichtiges sey,) — „daraus zeige sie, dafs sie ihre eigenen Erzeugnisse verwirft;" (dazu nur wird dem Verf. das Fortgehen) „vor ihnen" (— vielmehr immer nach und aus ihnen —) „ins Reich wirklicher Gedanken zu entfliehen sucht." Solches Entfliehen wäre schon darum überflüssig, als Erzeugnisse „des Fortgangs an der concreten Totalität" welchen er jener Logik zuschreibt, doch wohl bereits wirkliche Gedanken sind; — aber so stark ist die Incohärenz der Gedanken des Verfs. — Ein Meisterstück von Exposition ist sein Versuch (S. 51 ff.) das abstrahirende Princip näher zu erklären und diefs so fafslich zu geben, dafs beim Leser keine Bekanntschaft mit den Aussprüchen bestimmter Philosophieen vorausgesetzt wird."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 39.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1829.

Ueber die Hegel'sche Lehre, oder absolutes Wissen und moderner Pantheismus etc. etc.

(Fortsetzung.)

Die Philosophie ist kein Geheimnifs, sie ist eine rege Thätigkeit der menschlichen Vernunft. Sie strebt dahin Licht in unsre Erkenntnisse zu bringen u. s. f." Was diese Emphase für Wahrheiten erzeugt, mag man daselbst nachsehen; nur eins mag daraus entnommen werden. S. 54. stellt der Verf. einen Unterschied des Abstrahirens, als eines subjectiven Thuns vom wirklichen Verneinen auf; diesen läfst er darin bestehen, dafs jenes „etwas willkührliches, unwahres ist, das wirkliche Verneinen aber nicht unwahr ist." Das hinzugefügte Beispiel wird wohl „Licht in diese Erkenntnifs bringen:" „Sage ich" (die Bangigkeit, die man etwa vor dem wirklichen Verneinen hätte fassen können, mildert sich dadurch; es ist doch nur ein Sagen) „z. B. die Erde ist nicht viereckigt, so ist dieses nicht unwahr; lasse ich aus der Vorstellung der Erde die Vorstellung des Runden weg, so bleibt sie rund, meine Vorstellung der Erde ist also eigentlich unwahr, und ich weifs durch mein Weglassen weniger als vorher." — Von einem Unterschiede eines wirklichen Verneinens und eines Abstrahirens weifs man auf des Verfs. Erklärung wohl so wenig als vorher, höchstens diefs: wenn ich das Unrichtige verneine, so bin ich richtig daran, wenn ich aber das Richtige verneine, so bin ich unrichtig daran; es mufs aber dem Verf. zugestanden werden, dafs er sein Wort gehalten, so fafslich zu seyn, dafs keine Bekanntschaft mit den Aussprüchen bestimmter Philosophieen beim Leser vorausgesetzt werde, um solche Wahrheiten zu fassen; man mufs, zugeben dafs „dergleichen Philosophie kein Geheimnifs" ist; nur daran kann gezweifelt werden, ob dergleichen Weisheit ein Product „der Thätigkeit der menschlichen Vernunft" ist! — Der aufgestellte Kanon: „dafs das wirkliche Verneinen nicht unwahr ist," ist aber auch gefährlich; denn wenn Jemand von des Verfs. Schrift wirklich verneinte, d. i. sagte, dafs in des Verfs. Schrift irgend ein intellectueller und moralischer Werth sey, so würde diefs nach dem kanonischen Rechte des Verfs. nicht unwahr seyn. Jedoch wenn es in des Verf. Beispiel heifst: „wenn ich sage," hätte er etwa damit das wirkliche Verneinen nur sich selbst vorbehalten wollen?

Sonst hält man dafür, dafs das Denken, das Erzeugen des Allgemeinen nicht ohne Abstraction vor sich gehe, dafs alle Allgemeine, Gattungen, Mensch, Thier u. s. f. auch die concrete Totalität, die der Verf. aufgenommen u. s. f. das Ingrediens der Abstraction an ihr enthalten. Aber der Verf. sieht durch das Abstrahiren Alles nur zu Nichts werden; er sagt demselben überall das Uebelste nach; dafs S. 83. man schon oft bemerkt habe, „dafs die tiefsten Ideen sich nicht abstract auffassen lassen, dafs bei dem Bestreben, sie rein aufzufassen, sich in der Seele begleitende Vorstellungen" (die *Allotria*, die dem Verf. überall einfallen, sind Belege dazu) „zeigen." S. 90. „dafs die Abstraction, wenn sie das Allgemeine erzeugen soll, nur Undinge erzeugt." Seines Unwillens gegen das Abstrahiren unerachtet oder vielmehr um desselben willen, läfst er sich in eine Erklärung des Abstrahirens ein: „Da aber" (sagt er S. 54.) „nun einmal abstrahirt worden, da sogar (?) auf absolute Weise abstrahirt worden, so mufs die Abstraction, da sie sich als menschliche Thätigkeit dargestellt hat, auch aus der menschlichen Thätigkeit erklärt werden." Man sieht, der Verf. ist so billig das Abstrahiren doch auch gelten zu lassen und sich mit dessen Erklärung zu befassen, und zwar darum, weil nun einmal abstrahirt worden ist; die Erklärung selbst ist allzufafslich, um einer Beleuchtung zu bedürfen. Aber ein Weite-

Digitized by Google

res, worauf der Verf. kömmt und worauf er sich viel zu gute thut, ist noch näher zu erwähnen, nämlich seine Exposition der Momente des Begriffs, der Einzelnheit, Besonderheit und Allgemeinheit. S. 106. ff. macht er die Darstellung, die davon „in der Heg. Logik gegeben sey," wie schon angeführt worden, herunter, „dafs klar vor Augen liege, dafs sie nicht ihrem wesentlichen Begriffe nach aufgefafst worden seyen, nämlich die behauptete Identität jener Momente sage weiter nichts aus, als dafs diese Momente zusammengehören, und bleibe eine blofse Behauptung, welche nie darüber wegkommen würde, dafs Einzelnes einzelnes, Besonderes besonderes, Allgemeines allgemein bleibe." Selbst die ganz entstellende Erzählung, die der Verf. von jener Exposition giebt, zeigt, dafs die Identität mehr ausdrückt, als blofs das Flache eines Zusammengehörens; die Identität (und zwar wie immer nicht die abstracte, sondern die concrete, die den Unterschied der Momente an ihr hat) ist als Untrennbarkeit dieser Momente und zwar an jedem selbst seine Untrennbarkeit von den andern, was die Dialektik derselben ausmacht, aufgezeigt, so dafs das Einzelne nicht einzelnes, das Besondere nicht besonderes, das Allgemeine nicht allgemeines bleibt. Der Verf. der hier versichert, die Behauptung werde nie darüber, dafs Einzelnes einzelnes u. s. f. sey, hinauskommen, hat seinerseits über diese Bestimmungen S. 66 ff. ein Kunststück seiner Art geliefert. In demselben legt er das „nothwendige Ineinanderseyn des Einzelnen, Besondern und Allgemeinen zu Grunde," und macht in seiner Weise klar: „das Einzelne an und für sich könnte weder seyn noch gedacht werden, wenn es keine Besonderheit hätte u. s. f." so dafs er nach seinem Klarmachen, S. 67. dazu kommt zu sagen: „das Besondere kommt daher aus dem Einzelnen, das Besondere wird allgemein, indem es das Princip der Einzelnheit sich im Besondern als solchem setzt." Wo bleibt hier das Bleiben des Einzelnen als einzelnen u. s. f. über welches Bleiben man nicht hinauskommen könne? Wie mochte der Verf. mit diesem nothwendigen Ineinanderseyn der besagten Momente doch jener Untrennbarkeit widersprechen? Er macht sich hier, wie immer, mit dem Gelernten als dem Seinigen breit, und ebendasselbe, insofern er davon spricht, dafs es sich in der Logik eines Andern befinde, verunglimpft er. Der Verf. geht von da aus weiter, er läfst sich verführen, acht Formen der Beziehung des Einzelnen, Besondern und Allgemeinen zu deduciren — auf seine Weise d. h. soviel sich einestheils herausfinden läfst, dafs er Verhältnisse, die er dialektisch erwiesen vorgefunden, geradezu voraussetzt, anderntheils dafs der Verf. den Verstand dieser Formen sich selbst vorbehalten hat, in den wenigstens Refer. nicht näher einzudringen vermochte.

(Der Schlufs folgt.)

XXII.

Handbuch zur Erkennung der nutzbarsten und am häufigsten vorkommenden Gewächse. Von Dr. H. F. Link, Geheimen Medizinalrathe, ordentlichem Professor der Arzneikunde und Direktor des botanischen Gartens, Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu Berlin u. s. w. Erster Theil, auch unter dem Titel: Grundrifs der Kräuterkunde, zu Vorlesungen entworfen von Dr. C. L. Willdenow. Nach dessen Tode neu herausgegeben mit Zusätzen von Dr. H. F. Link. Zweiter (praktischer) Theil. Berlin 1829.

Es enthält dieses Werk eine systematische Beschreibung der meisten europäischen Gewächsarten, ferner derjenigen fremden, welche in den meisten Gärten cultivirt werden und welche auf irgend eine Art nützlich werden können. Es bildet gleichsam einen Auszug aus dem ganzen Pflanzensystem, welcher für angehende Botaniker bestimmt ist, für welche die Floren einzelner Gegenden zu beschränkt, die, alle bekannten Gewächse umfassenden, neueren Ausgaben des *Systema vegetabileum* aber zu unbequem sind. Der ausgewählte Inhalt dieses Werkes macht es also nützlich und bequem besonders auf Reisen sowohl in die Schweitz und die übrigen europäischen Gebirge als auch durch die Floren anderer Gegenden und beim Besuch vieler Gärten. Die Beschreibungen sind kurz, charakteristisch und fast überall neu gemacht und mit der Natur verglichen, indem der Verf. bei Bestimmung der Kennzeichen der meisten Arten Exemplare der Pflanzen gegenwärtig hatte, und nach Befinden die Diagnosen verbesserte. Die Anordnung des Ganzen ist nach dem natürlichen System gemacht und es ist dieses vielleicht das erste Werk in Deutschland, worin die Pflanzen-Arten, nach natürlichen Familien geordnet, beschrieben erscheinen; denn alle bekannten Floren einzelner Gegenden von Deutschland folgen nach dem künstlichen, Linneischen System, wenn es gleich an Hindeutungen auf natürliche Verwandtschaft in mehreren derselben nicht fehlt.

Die Abneigung gegen das natürliche Pflanzensystem in Deutschland hatte, wie es scheint, darin ihren Grund, weil man glaubte, dafs das Auffinden der Gattungen und Arten in dem

Digitized by Google

Linneischen System viel leichter als in dem natürlichen sei. Da der Verf. hier in einem für Anfänger bestimmten Werke die Arten nach dem natürlichen System beschreibt, so scheint er vom Gegentheil überzeugt zu seyn, und die Frage über das Verhältnifs beider Systeme zum Studium der beschreibenden Botanik scheint einer näheren Betrachtung werth.

Der grofse Beifall, den das Linneische System fand und der sich in Deutschland bis auf die neueste Zeit, gegen das natürliche System erhalten hat, beruht offenbar allein auf der Leichtigkeit, mit welcher sich der Mechanismus der Zahlenverhältnisse auffassen läfst und auf dem Anschein mathematischer Bestimmtheit und Entwickelung gleichsam nach dem nothwendigen Gesetz der Zahlenproportionen, in der Blume und deren einzelnen Theilen. Obgleich es nun leicht in die Augen fällt, dafs die mathematischen Bestimmungen vorzugsweise nur in den mechanischen und physikalischen Processen des allgemeinen Naturlebens ihr Bereich haben, so dafs das Wesen derselben sich in Form mathematischer Gesetze auffassen und entwickeln läfst, wogegen in der organischen Welt die mathematischen Bestimmungen um so mehr abnehmen und untergeordnet erscheinen als die Organismen sich zu höherer Stufe entwickeln, so dafs sie im Thierreich schon fast gänzlich verschwinden; — so mufs doch anerkannt werden, dafs bei der Blumenentwickelung im Pflanzenreich im Allgemeinen noch bestimmte Zahlenverhältnisse hervortreten, welche mit den Graden und der Form der vegetativen Entwickelung überhaupt übereinstimmen, jedoch ohne ein so nothwendiges Verhältnifs zu einander, dafs die Entwickelung nur durch die Zahl bedingt wäre. So zeigt sich fast überall in der Abtheilung der Jessienschen Monocotyledonen die Grundzahl drei, dergestalt dafs sich die verschiedenen Blumentheile und Früchte dieser Pflanzen in bestimmten Proportionen aus dieser Zahl entwickeln, so dafs z. E. drei Narben, eine dreifächrige Frucht, sechs Staubfäden u. s. w. wie bei der Tulpe, oder 3 Staubfäden, 6 Blumenblätter u. s. w. wie bei der Iris vorkommen. Diese Zahlenverhältnisse zeigen sich sogar noch bei den unvollkommeneren der Jessienschen Dikotyledonen, so dafs bei den Polygoneen, z. E. ganz ähnliche Zahlenproportionen gefunden werden. Die Rhabarberpflanze hat drei Narben, eine dreikantige Frucht, 9 Staubfäden, 6 Abtheilungen der Blumenhülle u. s. w. Dagegen ist bei den höheren dikotydenen fünf die Grundzahl aus welcher sich in bestimmten Proportionen die verschiedenen Blumentheile entwickeln.

Da nun Linnée viele seiner Classen nach der Zahl der Staubfäden, die Ordnungen aber nach der Zahl der Griffel und Narben machte, so fügte es sich zufällig, dafs durch das bestimmte Verhältnifs in der Griffel und Staubfadenzahl die Pflanzengruppen, welche zu einer natürlichen Abtheilung gehören, auch durch dieses künstliche Merkmal zusammentrafen, und man hat hier also die grofse Bequemlichkeit und Leichtigkeit durch blofses Zählen einzelner Blumentheile die Stelle der Pflanze im System auffinden zu können, und findet sich durch die Aehnlichkeit der zusammenstehenden Formen überrascht, ohne ein tieferes Studium der einzelnen Pflanzentheile nach ihren sonstigen Eigenthümlichkeiten aufser der Zahl zu bedürfen.

Diese Leichtigkeit und Bequemlichkeit des Auffindens der Pflanzen im Linneischen System hat nun aber ihre natürlichen Gränzen darin, dafs durchaus keine nothwendige allgemeine Beziehung zwischen den Zahlenverhältnissen und der organischen Formenentwickelung der Pflanze Statt findet, im Gegentheil die mannichfaltigsten Abänderungen im Einzelnen hierbei vorkommen; theils durch Veränderung der Grundzahl bei gleichbleibenden Proportionen, so dafs, wie z. E. beim Hauslauch entweder 10 Staubfäden und 5 Kapseln, oder 12 Staubfäden und 6 Kapseln gefunden werden, oder wie bei der Raute: entweder 4 Blumenblätter und 8 Staubfäden oder 5 Blumenblätter und 10 Staubfäden; theils aber auch durch Veränderung der Proportionen bei gleicher Grundzahl, wie in der Familie der Rosaceen wo entweder 5 Griffel und 15—20 Staubfäden, oder 3, 2 oder 1 Griffel bei ebensoviel Staubfäden sich finden, so dafs sich Linnée veranlafst sah, die Arten derselben (wie von Pyrus) in ganz verschiedene Ordnungen zu bringen.

Bei diesen und vielen anderen Pflanzen, wo die Abänderungen der Zahlenverhältnisse noch mannichfaltiger sind, ist man daher gänzlich aufser Stande, durch den Zahlenmechanismus sie im System aufzufinden, wenn man nicht aus dem Habitus wie bei den Polygoneen ohnehin, sehr leicht die Stelle findet, indem man in den Pflanzen nach Analogie anderer eine Zahl vermuthet, welche in der Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist.

In diesen wenigen Beispielen liegt schon der genugsame Beweis, dafs die Leichtigkeit, die Pflanzennamen nach dem Linneischen System herauszufinden, zwar bei vielen, aber bei weitem nicht bei allen Pflanzen vorhanden ist, so dafs man sich in einer kleinen Flor, wo überhaupt nicht viel Pflanzen wachsen, wohl zur Noth die Ausnahmen merken, und mit dem künstlichen System behelfen kann; aber um mehrere Pflanzen kennen zu lernen, es durchaus höchst schwierig erscheint.

Der bei weitem fühlbarste Mangel des Linneischen Zahlensystems ist aber der, dafs es nur eine höchst einseitige und unvollkommene Kenntnifs der Pflanzen verschafft, weil das Studium aller sonstigen Eigenthümlichkeiten der meisten Organe der Pflanzen mit Ausnahme der Zahl und höchstens der Form einzelner Blumentheile, gleichsam überflüssig gemacht und vernachläfsigt ist, wie denn besonders das Studium der Früchte höchst oberflächlich im Linneischen System früherer Ausgaben erscheint. Hierin scheint vorzugsweise das Lob der Leichtigkeit und Bequemlichkeit des Linneischen Systems seinen Sitz zu haben. Aber es liegt darin vielmehr der grofse Tadel, dafs es zur Oberflächlichkeit führt, dafs man bei der Leichtigkeit es zu erlernen, wenig oder gar nichts von dem lernt, was eigentlich das wahre Interesse beim Studium der Botanik begründet, und sich mit den Zahlen und blofsen Namen der Pflanzen begnügen mufs. Auffallend genug, dafs dieser Tadel das Linneische System in viel höherem Grade als die übrigen, z. E. das Pournafortsche, trifft.

Dagegen wird der ganze Reichthum vegetativer Bildung und Entwickelung nach allen Verhältnissen der Organe und deren Eigenthümlichkeiten durch das Studium des natürlichen Pflanzensystems ans Licht gebracht, und das Studium des Sy-

Digitized by Google

stems ist von der Kenntniſs der Entwickelungsverhältnisse aller Theile unzertrennlich. Hierin liegt freilich gröſsere Schwierigkeit, Mühe und Arbeit; aber die Früchte solcher Bemühungen sind auch der Mühe werth. Man übersieht, anstatt im Linneischen System die Pflanzen der verschiedensten Entwickelungsstufen durcheinander zu finden, zunächst das ganze Reich in der stufenweisen Entwickelung von niederen zu höheren Formen und dann die vielfachen Verwandtschaften der einzelnen Gruppen und Familien unter einander, sowohl in auf und absteigender Richtung, als auch nach allen Seiten hin, durch den verschiedenen Grad der vollkommeneren oder unvollkommeneren Entwickelung der verschiedenen Organe einer und derselben Pflanze. Durch das vergleichende Studium aller Organe der Pflanze und deren Formen und Eigenschaften gewinnt man ein reiches und inhaltvolles Bild derselben, anstatt man bloſs die Zahlen und Formen einzelner Theile ohne Zusammenhang mit dem Ganzen nach dem künstlichen System kennen lernt.

Wir glauben hinreichenden Grund zu haben, mit dem Verf. das Studium des natürlichen Systems, dem des künstlichen weit vorzuziehen, nicht wegen gröſserer Leichtigkeit, sondern wegen der gröſseren Vollkommenheit. Man kann die Zahlenverhältnisse des Linneischen Systems sehr wohl in das natürliche System mit einschlieſsen, ja sogar machen sie ein integrirendes Moment, in Beziehung der Merkmale an der Blume und Frucht, bei den Familien und Gattungsbestimmungen aus, und hieraus geht hervor, daſs wir die Principien Linneischer Classification nicht für falsch, sondern vielmehr nur für unvollkommen und einseitig halten, indem das Zusammentreffen der Zahlenproportionen mit der natürlichen Verwandschaft nur durch ganz allgemeine im Einzelnen höchst veränderliche Beziehungen bedingt ist und im Ganzen durchaus zufällig für die Verwandtschaften im Einzelnen ist.

Die Versuche, welche neuerdings gemacht sind, bei einzelnen Abtheilungen des Linneischen Systems auf die natürlichen Familien hinzudeuten und beide zu verbinden, bilden eine Zwittergestalt, wobei der Zweck weder des einen noch des andern vollkommen erreicht wiel. Viel förderlicher erscheint der umgekehrte Weg, den auch der Verf. eingeschlagen, nämlich bei dem natürlichen in Ordnungen und Familien neben den übrigen Merkmalen auch die Zahlenproportionen in den Blumen hinzuzufügen, welche hier als ein Theil der ganzen Diagnose, diese ergänzen, während die Nennung der natürlichen Familie in einer künstlichen Gattung oder Ordnung als äuſserlicher Zusatz ganz unvollkommen erscheint.

Der gegenwärtige Band enthält die Abtheilung der Jessienschen Monocotyledonen, welche der Verf., mit de Candolle: *Endogeneae* nennt: dann die Jessienschen apetalen und monopetalen Dicotyledonen oder *Exogeneae* nach Decand.

Die Endogeneae sind in ähnlicher Reihe wie sie Jessien aufgestellt, abgehandelt.

Bei den Dicotyledonen oder Exogeneen weicht der Verf., aber von der gewöhnlichen Eintheilung in Apetale, Monopetale und Polypetale durchaus ab. Wir geben bloſs die Anzeige der in diesem Bande vorkommenden Abweichungen, da der Verf. wahrscheinlich im folgenden Bande eine tabellarische Uebersicht und Entwickelung der ganzen Eintheilung, wodurch sich die Abweichungen noch weiter rechtfertigen, geben wird. Jedenfalls wird man auch schon jetzt zugeben müssen, daſs die Abtheilungen mit groſser Umsicht und vielseitiger Vergleichung gemacht sind.

Cass. II. Exogeneae.

Subclass. I. Vaginales. Mit angewachsenen Blattstielscheiden und ringförmigem Stamm. Hierher gehören die pfefferartigen Feigengewächse, Polygoneen.

Subclass. II. Vaginantes. Die Blätter, wenigstens die unteren, haben eine vom Stamm gelöste Scheide oder es ist eine Wurzelscheide vorhanden. Hierzu rechnet der Verf. die Doldenpflanzen.

Subclass. III. Perigoniatae. Eine Blumenhülle statt Kelch und Krone und keine scheidenartige Blätter. *Asarineae, Aristolochinae, Laurineae, Thymeleae.* Jessienschen Apetale.

Subclass. IV. Xeranthae. Die Blätter, wenn sie Wurzelblätter, etwas scheidenartig. Ein Kelch bis zur Basis getheilt. Blumen unter dem Fruchtknoten, einblättrig wie vertrocknet, weil die Papillen fehlen. *Plantagineae.*

Subclass. V. Hypanthae. Blätter nicht scheidenartig. Keine Kopfblüte, Kelch einblättrig oder bis zur Basis gespalten. Blume einblättrig unter dem Fruchtknoten. Dieſs sind ohngefähr die Jessienschen Monopetalen mit oberer Frucht: *Nyctagineae, Primelaceae, Apocyneae, Labiatae, Jasmineae, Boragineae, Polaneae, Convolvalaceae etc.*

Subclass. VI. Epanthae. Blätter nicht scheidenartig. Blüten nicht zusammengesetzt, Kelch einblättrig oder bis zur Basis getheilt. Blume einblättrig auf dem Fruchtknoten. *Campanulaceae, Pnebiaceae, Caprifoliaceae.*

Subclass. VII. Anthodiatae. Blüten zusammengesetzt, Blumen einblättrig. Dies sind die Aggregaten und Syngenesisten.

Zur Erleichterung der Unterscheidung der Arten groſser Gattungen hat der Verf. an mehreren Stellen die Gattungen in mehrere zertheilt. Die Arten der Gattung *Lithospermum* mit runzligen Saamen bilden die Gattung *Rhytispermum.*

Die Gattung *Ornithogalum* ist in die Gattungen: *Ornithoxanthum, Ornithogalum* und *Myogalum* zerfällt. *Sinapis Eruca* (*Brassica* Linn.) ist unter dem Namen *Euromum sativum* abgesondert u. s. w. Die Diagnosen sind in der Regel lateinisch und deutsch zugleich und zwar die deutschen zuweilen in einer sehr glücklich und bezeichnend gewählten Terminologie.

Schon diese angezeigten Veränderungen beweisen hinreichend, daſs im vorliegenden Werke das natürliche Pflanzensystem auf selbstständige und eigenthümliche Weise bearbeitet worden. Wir wünschen, daſs das Interesse an dem Studium der natürlichen Verwandtschaften im Pflanzenreich durch dieses Werk in Deutschland mehr als es bisher der Fall war, befördert und somit die Aufmerksamkeit auf eine umfassendere und vielseitigere Betrachtungsweise des Pflanzenreichs gerichtet werde.

Dr. C. H. Schultz.

Digitized by Google

Nro. 40.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1829.

Ueber die Hegel'sche Lehre oder absolutes Wissen und moderner Pantheismus etc. etc.

(Schluſs.)

Nur dieſs war einzusehen, daſs der Verf. alte logische Formen dadurch hat beleben wollen; die eine seiner Formen, sagt er, entspreche dem *dictum de exemplo*, eine andere dem *dictum de diverso* u. s. f. Er führt weiterhin das „Verschen" an: *S vult simpliciter verti, P verte per accidens* u. s. f. Dieſs ist die einzige Spur in der ganzen Schrift, daſs der Verf. sich früher je mit irgend etwas Wissenschaftlichem beschäftigt hat; schwerlich ist seit 50 Jahren in diesen verlebten Ausdrücken alter Schullogik auf einer protestantischen Schule oder Universität Unterricht ertheilt worden. Und dennoch hat der Verf. sich verführen lassen gegen jene alte Logik vornehm zu thun; S. 96. sagt er, bei einer seiner Ergehungen gegen Seyn und Nichts: auf das Heg. Seyn konnte logisch oder um nicht in den Verdacht zu gerathen, daſs hier der Ausdruck logisch nur auf die gewöhnliche Schullogik hindeuten solle, *speculativ-dialektisch* gar nichts folgen, u. s. f." Also nicht weniger als speculativ-dialektisch spricht der Verf.! In einer der noch unzahmen Xenien ist irgend einem gesagt, daſs ihm gern die moralische Delicatesse erlassen würde, wenn er nur so nothdürftig die zehn Gebote erfüllte; auch beim Verf. könnte man wünschen, daſs er sich mehr in den Verdacht gesetzt hätte, die gewöhnliche Schullogik zu befolgen. Wie treu aber der Verf. auch den Unterricht in der Schullogik behalten, geht aus dem weitern hervor, daſs er S. 75. aufsagt, „die gewöhnlichen *modi* der zweiten Figur werden particulär, die der dritten verneinend ausgedrückt; (durch diese Verwechslung der zweiten und dritten Figur zeigt der Verf. entweder Unwissenheit in der Schullogik, oder was gar noch schlimmer wäre, daſs er die Stellung der Figuren in der Heg. Logik aufgenommen hat; in dieser allein ist als zweite Figur gestellt, was in der sogenannten Schullogik (auch in der aristotelischen) die dritte Figur ist und umgekehrt. Ebenso giebt das Folgende von der Reduction auf die vierte Figur ein Zeugniſs von den Schulstudien des Verfs.) — und dieſs stimme, wenn man der Sache tiefer auf den Grund gehe, ganz mit seiner Darstellung; in den *modis* an sich seyen solche Resultate der syllogistischen Thätigkeit ausgedrückt, welche sich nach dem obigen „Verschen" auf die vierte Figur reduciren lassen. — Woher ist dem Verf. der Gedanke einer Belebung der abgelegten syllogistischen Formen gekommen? In der Logik, die er kritisirt, hat er eine Belebung und Vernünftigung derselben vorgefunden. Er kommt ferner sogar davon zu reden, S. 75. daſs alle Schlüsse sich als ein Trieb zeigen, daſs die Syllogistik der Trieb des Begriffes sey, sich in sich vollständig zu realisiren: ferner S. 79. der absolute Begriff setzt sich als Princip und dieses ist der speculative Begriff des Urtheils; S. 80. sobald der Begriff überhaupt da ist, ist das Urtheil seine nächste Thätigkeit; beim Einzelnen spricht er ohnehin immer davon, daſs es sich durch die Besonderheiten manifestire. So S. 81 f. spricht er vom Verhältniſs der Form und des Inhalts, so, daſs jene der Begriff, und der Inhalt dieser Form wieder dasjenige sey, was durch den Begriff als daseyend gesetzt, und das Wesen der Sache sey, daſs ihr so durch die Form gesetzter Inhalt vollkommen der Form entspreche. Zu dem letztern entblödet er sich nicht hinzuzufügen, daſs F. und Inh. daher nicht, wie H. meine, eine Reflexionsbestimmung des Grundes seyn möchten. Auch hier, wie sonst, trägt er solche Bestimmungen, die ganz nur aus jener Philosophie entnommen sind, so vor, als ob er damit etwas sagte, was er ihr entgegenstellte. *La verité en la repoussant, on l'embrasse*, — wenn der Vf. noch ein halb Dutzend polemische Schriften gegen

Digitized by Google

dieselbe Philosophie schreiben möchte, so möchte er Gefahr laufen, noch sechsmal mehr von derselben sich angeeignet zu haben, vielleicht auch bis so weit angesteckt zu werden, um zur Aufrichtigkeit des Bekenntnisses dieses Umstands getrieben zu seyn. Wenn wir nicht die obige Hypothese übler Hypochondrie gelten lassen, die bekanntlich alles Aeufserliche falsch und ihr zuwider sieht, und was sie davon empfangen hat, sich selbst zuzuschreiben und dieses gegen jenes, wovon sie es empfangen, widerwärtig hinauszukehren pflegt, so würde es noch widerwärtiger seyn, sich eine andere Hypothese zur Erklärung der Bewufstlosigkeit, als sich über das Verhältnifs der thetischen Sätze und Vorstellungen dieser Schrift zu der Philosophie, gegen welche sie polemisirt, zeigt, zu machen. Manches ist beim Verf. so geläufig, (— freilich leidet er überhaupt an dem Fehler schlechter Schriftsteller, in ihrer Verworrenheit das Dürftige, was sie inne bekommen haben, unzähligemahl zu wiederhohlen), dafs man auf die Vermuthung verfällt, es sey ihm noch durch andere Art der Belehrung, als das Lesen so geläufig geworden; dann gilt um so mehr ein *Dictum* der Xenien auch hier:

Hat man Schmarotzer doch nie dankbar dem Wirthe gesehen!

Wie weit es mit der Ansteckung des Verfs. bereits gekommen, möge noch folgende Stelle S. 129. zeigen: „Durch die Methode überhaupt entwickelt sich das vernünftige Erkennen zur Wissenschaft. Nur die Gewifsheit, dafs das wahrhaft Vernünftige auch das Princip der Dinge überhaupt sey, (und sonst S. 130, 136 wiederhohlt) kann die menschliche Vernunft berechtigen, die Dinge an sich betrachten zu wollen, und das vernünftige Erkennen erfafst das Vernünftige in allen Dingen." *Macte virtute puer*! möchte man hiebei dem Verfasser zurufen und sich nur wundern, wie viel Anderes in solchem Kopfe noch daneben Platz hat. Ref., nicht der Verf., citirt zu jenen Sätzen, Phänomen. S. 174. wo es heifst: „die Vernunft geht darauf die Wahrheit zu wissen; — sie hat — ein allgemeines Interesse an der Welt, weil sie die Gewifsheit ist, Gegenwart in ihr zu haben, oder dafs die Gegenwart vernünftig ist." Doch um blofse Stellen über die Ansicht jener Philosophie von der Vernunft, kann es nicht zu thun seyn.

Wir verlassen aber endlich auch die philosophische Polemik und philosophischen Exertionen des Verfs.; die Charakterisirung zu vervollständigen, wären die vielen *Allotria*, die er einmischt, und zuletzt die schon erwähnten paränetischen Vortrefflichkeiten näher anzugeben. Der Vortrag der Schrift gleicht dem eines Predigers, der bei gänzlichem Mangel geistiger Bildung die Absicht hat, gründlich, tief, und herrlich seyn zu wollen. Der Mangel an Bildung läfst keine Uebersicht und Ordnung aufkommen; sind die Schleussen einmal aufgethan, so geht es in hitziger Verworrenheit fort, die rechts und links nach allem greift, was ihr einfällt, dasselbe in der Verlegenheit wiederhohlt, in der Mitte nicht über den Anfang hinausgekommen, im Fortgang vergessen hat, was früher gesagt war, und sich von der sauren Anstrengung und dem Umhergeworfenwerden von der erhitzten Unruhe in dem süfsen Flusse honigvoller, edler Tiraden erhohlt.

Von den *Allotriis* könnte die vom Verf. aufgestellte Beziehung der Heg. Philosophie auf diese Jahrbücher für wissensch. Kritik angeführt werden. Der Verf. hat sich die Mühe nicht verdriefsen lassen, bei anderthalb tausend Seiten dieser Jahrbücher zu durchlaufen, bis er eine Stelle findet, die ihm Aufschlufs giebt; S. 1480 findet er eine solche, die gegen gewisse Theologen (— der Verf. sagt 199 — „einen Stand, dem das Heiligste anvertraut ist," in der protestantischen Kirche ist dasselbe gleicherweise den Layen anvertraut — „der so viele würdige Mitglieder zählt; — (in derselben Kirche würdig nicht durch den Stand, sondern nur durch Wissenschaft und Wandel) gerichtet ist; — auf diese Stelle deckt er die Hand und zieht in seiner Weise Schlüsse daraus; — Schlüsse, über welche sich die Jahrbücher selbst ausweisen; (— „dem Institute selbst heifst es S. 10. wünschen wir (der Verf.) ein wahrhaftes Gedeihen, die Publicität und Theilnahme ausgezeichneter Gelehrten zeichnen es aus;" Saloperie der Schreibart braucht an einer solchen Schrift nicht besonders gerügt zu werden). — Andere *Allotria* (z. B. die geschichtliche Notiz, dafs Friederich von Schlegel ein Lehrer Heg's. gewesen, wodurch wenigstens der Ursprung der Heg. Philosophie etwa sogar einer gewissen Kirche sollte vindicirt werden) übergehen wir; die Unrichtigkeit des Vfs. im Geschichtlichen ist genug documentirt worden. Nur ein *Allotrium* mag noch angeführt werden, in welchem der Humor des Verfs. sich zur Possierlichkeit steigert; er kommt S. 197. auf — die von ihm als Vertheidigung des Pantheismus qualificirten

Digitized by Google

— Anführungen aus morgenländischen Schriftstellern, welche sich am Schlusse der 2. Ausg. der Encyklop. befinden;" „sehr charakteristisch" (!?) sagt er S. 198. „ist es, dafs H. dort auf crasse mohamedanische Dichtungen Rezug genommen hat, — zu einer Zeit, wo die Christen mit den Ungläubigen kämpfen." Der Verf. hätte die Chronologie zu Rathe ziehen müssen, so hätte er gefunden, dafs jene 2. Ausg. noch vor dem Ausbruch wenigstens des Krieges der Russen gegen die Türken erschienen ist; dafs die theils vortrefflichen theils verdienstlichen Sammlungen von Blüthen morgenländischer Poesie, aus deren einer jene Stellen entlehnt sind, zur Zeit des bereits begonnenen Freiheitskampfes der Christen Griechenlands mit den Ungläubigen bekannt worden sind, dafs solche Mittheilungen nicht aufhören bekannt gemacht zu werden; — oder ist der Verf. mit dem Stande der Litteratur ganz unbekannt? Vor allem hätte er bedenken müssen, wie sehr vielmehr eine Schrift voll Verworrenheit, Unphilosophie und böses Eifers dem Türkenthum die Hand bietet und Vorschub thut.

Wir schliefsen endlich mit dem verdienten Lobe der edelsten Gesinnungen, mit deren Ausbrüchen nicht nur die ganze Schrift durchwebt ist, sondern natürlich auch mit dem glänzendsten Epiphonem schliefst. Von der geschilderten gewaltigen Exasperation und von dem Strome factischer Unrichtigkeit, allgemeiner Schiefheit und Verdrehung geht sie *quasi re bene gesta* in einen salbungsvollen Flufs der trefflichsten Lehren und Aufmunterungen aus; nur einige Tropfen aus diesem mehrere Seiten fort sich ergiefsenden Endstrome: S. 230. heifst es: der Beruf unserer Zeit ist, das Verhältnifs der speculativen Vernunft zur reinen Idee in der Logik, Physik und Ethik, (gleich von Anfang tadelt er die Encyklopädie, dafs daselbst statt Ethik der dritte Theil die Philosophie des Geistes sey), zu Leben, Natur und Kunst und zur Religion zu begreifen. — Möchten alle diejenigen, die sich mit kräftigem Sinne, treuer (jawohl!) Liebe zum Wahren, Guten und Schönen und andächtiger Verehrung für das Höchste und Ewige der Wissenschaft widmen, sich brüderlich die Hand reichen (s. des Verfs. Schrift) Belehrung empfangen (diefs hat der Verf. geleistet), Belehrung ertheilen; *sanft* walte die Eintracht, allein — sie sey lebendig und kräftig." — S. 234. „Die Philosophie versöhnt nicht Partheyen, sie versöhnt nicht den Irrthum und die Einseitigkeit, sie versöhnt nicht Irdisches und Himmlisches (— warum nicht? —) sie bedarf keiner Versöhnung. (?!) Das Tiefste erfafst sie in seiner Tiefe — sie erfafst den tiefen Gedanken, seine unendliche Offenbahrung u. s. f. S. 233. Der Geist der Philosophie ist der Geist des Friedens: — der Frieden ist das wahre Leben der Persönlichkeit. Wo wahre Persönlichkeit ist, da erzeugt sie die Ordnung (s. des Verfs. Schrift). Durch Ordnung schaft sie Einigkeit, und so gebiert sie die Freiheit. Wahre Freiheit ist thätig durch die Liebe, die Liebe ist u. s. f. S. 235. Es wache der prüfende Geist, er schaue ernst in die Tiefen, er blicke forschend umher u. s. f. Liebend umfasse der Mensch die herrlichsten Früchte des Lebens, er fördere die Erkenntnifs der Wahrheit auf Erden, mit Demuth verehre er andächtig das Heiligste u. s. f." Wen solche Lehren nicht erfreun, verdienet nicht ein Mensch zu seyn! Aber was verdienet der, der „in etwa" von solchen Lehren, die er giebt, so wenig, so gut als nichts befolgt hat? — Diese Schrift ist hin und wieder für sehr bedeutend unter der Hand ausgegeben worden; es ist dem Refer. sauer angekommen, es zu documentiren, wie sie beschaffen ist; wenn es erlaubt wäre *parva componere magnis*, so hätte er sich mit dem Schicksal eines grofsen Königs getröstet, der einen Haufen von Halbbarbaren (schlimmere als die ganzen) einem Begleiter mit den Worten zeigte: „Sieht er, mit solchem Gesindel mufs ich mich herumschlagen."

Hegel.

XXIII.

Taki-eddini Makrizii historia Coptorum Christianorum in Aegypto, arabice edita et in linguam latinam translata ab Henrico Josepho Wetzer, S. Theolog. ac Jur. Can. Doctore. LL. OO. Docente in Academia Alberto-Ludoviciana Brisgoica et Societ. Asiat. Paris. Sodale. Sulzbach bei Seidel 1828. *XXIV. u.* 215. *S in* 8.

Unter den vielseitigsten Schriftstellern der Araber behauptet unstreitig Makrizi einen der ersten Plätze, von dessen mannigfachen Werken des verschiedensten Inhalts uns zwar schon früher manches bekannt geworden, deren interessanteste Auszüge wir jedoch erst

Digitized by Google

dem Nestor der arab. Litteratur, Silv. de Sacy, verdanken. Aus dem Leben Makr., beschrieben von seinem Schüler dem berühmten Litterarhistoriker Dschemal eddin abu 'lMahasen, welches de Sacy seinen vielen schätzbaren Bemerkungen vorangeschickt (*Chrest. arabe tome* I. pag. 112 u. fgg.) ersieht man die hohe Wichtigkeit der Makrizischen Schriften, so wie die weite Verbreitung derselben über Theologie, Geschichte, Geographie und andre Gebiete der Wissenschaften. Wenn aber dieser Biograph die überschwengliche Verehrung M.'s und seines schriftstellerischen Werths, mit den andern Arabern theilt, so dürfte grade in Betreff dieses Punctes M.'s Lebensbeschreibung von Abdu 'rRahman as Sakhavi, die Hamaker (*Specimen catal. codd. mscpp. orientt. bibl. acad. Lugd. Bat. pag.* 207. u. fgg.) mitgetheilt, nicht unwichtig erscheinen. Indem asSakavi nämlich der litterarischen Thätigkeit Mak.'s seinem Fleifse, Kenntnifs der Geschichte u. s. w. alle Gerechtigkeit widerfahren läfst, so spricht er ihm doch im Allgemeinen von Mangel an Kritik, einiger Leichtfertigkeit im Betreff der Aussagen unzuverlässiger Schriftsteller nicht frei, ja, was noch wichtiger ist, in dem Hauptwerke desselben, der historisch-topographischen Beschreibung Aegyptens, in welcher Mkr.'s Ansehn um so gröfser ist als er über die Geschichte Denkmäler und Denkwürdigkeiten seines eignen Vaterlandes handelt, streitet er ihm das Verdienst eines Verfassers gänzlich ab, gradezu erklärend, dafs Makrizi nach dem Tod (شهاب الدين احمد بن الحسن الاوحدي) Avhadi's (+ 811. *Heds.*) dessen Papiere in Händen bekommen, und solche mit unbedeutenden Zusätzen für sein eignes Werk ausgegeben *). Glaubwürdigkeit verdient dieser Geschichtschreiber unbedingt, da er im übrigen so sehr mit Dschmal eddin übereinstimmt und noch besonders den liebenswürdigen Charakter Makrizi's auszeichnet; auch fällt der sonst nicht selten das Urtheil leitende Sektenhafs hier weg, indem beide den Schafeiten angehörten (Mak. ging von den Hanefiten zu dieser Sekte über). Hierzu kommt dafs Makrizi in einer andern Schrift (عقود), der Benutzung der Avhadischen Werke nach as Sakhavi, selbst geständig (vgl. Ham. a. a. O. Note 665.), endlich aber auch es überhaupt bei den Gelehrten des Orientes nicht selten ist, dafs im Besitz eines Werkes sie sich nicht nur als dessen Eigenthümer sondern auch als seinen Vf. geltend machen. Wie nun Mak. in dieser Beschreibung Aegyptens, mindestens als Compilator zu betrachten seyn mag, so ist er es gröfsentheis auch im vorliegenden Werke (s. unten), der Geschichte der Kopten Christen, welche den Schlufs der genannten Beschreibung ausmacht (vgl. *Hamaker specim. cat. pag.* 200). Seinen Stoff hat Makr. nicht ungeziemend in 2 Hauptabschnitte getheilt:

1) Verbreitung des Christenthums unter den Kopten bis zur Eroberung Aegyptens durch die Moslem überschrieben ذكر دخول قبط مصر في دين النصرانية Erzählung des Uebertritts der Copten zum Christenthum (— unpassend hat der Hr. Herausgeber diesen Abtheilungstitel zur arab. Hauptüberschrift gemacht —) pag. 2—83. Dieser Abschnitt zerfällt nach ihm wiederum in 2 Unterabtheilungen (vgl. Nr. 312 u. folg.)

a) Unterdrückungen und Verfolgungen der Copten-Christen unter den römischen Kaisern.

b) Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion und dessen Verbreitung unter dem Schutz der christlichen Kaiser, bis zur Invasion und Eroberung Aegyptens durch Amru. b. As.

2) die Copten-Christen unter arab. Druck und Botmäfsigkeit bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts p. 87—159. ذكر دخول النصاري من قبط مصر في طاعة المسلمين واداءهم الجزية واتخاذهم ذمّة لهم وما كان في ذلك من الحوادث والانبا

*) Die Worte lauten وصارت له فيه جملة تصانيف كالخطط القاهرة وهو مفيد بمسوّدة الاوحدي كما سبق في ترجمته فاخذها وزادها زوايد غير طايلة Hamak. p. 216. u. folg., und wie dort in der Note (665.) aus einer andern Stelle noch angeführt wird ونسبها (المقريزي) لنفسه مع زيادات

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Inhalt des August-Heftes.

	Seite
Bessel: Histoire de l'Astronomie du dix-huitième siècle, par M. Delambre.	161
Wagner: Volkslieder der Serben, von Talvj. — Wila, Serbische Volkslieder, von W. Gerhard. — Die Serbische Revolution, von L. Ranke.	169
Pelt: Spener und seine Zeit, von Hofsbach.	200
Dirksen: Cauchy, Lehrbuch der algebraischen Analysis.	211
Rötscher: Tennemann's Geschichte der Philosophie, herausgegeben von Wendt, 1. Band.	223
Moser: Der Prozefs der galvanischen Kette, von J. F. Pohl. (Zweiter Artikel.)	247
Walter: Bischoff und Möller, vergleichendes Wörterbuch der Geographie.	254
Bernhardy: Spengel, *ΣΥΝΑΓΩΓΗ ΤΕΧΝΩΝ* sive artium scriptores.	270
Schömann: Forchhammer, de Areopago contra Böckhium disputatio.	278
Hegel: Ueber die Hegel'sche Lehre oder: absolutes Wissen und moderner Pantheismus. (Zweiter Artikel.)	293
Schultz: Link, Handbuch zur Erkennung der Gewächse.	308
Benary: Makrizii historia Coptor. Christ. in Aegypto, edit. ab H. J. Wetzer.	318

Gedruckt bei *J. F. Starcke.*

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

September 1829.

Stuttgart und Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Albrecht, in Königsberg in Pr.
v. Baer, in Königsberg in Pr.
*Bartels.
Baum.
v. Berger, in Kiel.
Bernhardy, in Halle.
Bessel, in Könisberg in Pr.
Blume, in Halle.
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
*Bopp.
Carové, in Frankfurt a. M.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
v. Cotta, in Stuttgart.
Daub, in Heidelberg.
*Dieffenbach.
Diez, in Bonn.
Dirichlet, in Breslau.
*Dirksen.
Dove, in Königsberg in Pr.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellend, in Königsberg in Pr.
Ewald, in Göttingen.
Falk, in Kiel.
Fr. Förster.
Frankenheim, in Breslau.
Gabler, in Baireuth.
*Gans.
Gans, in Celle.
Gerhard, in Rom.
Gesenius, in Halle.
v. Goethe, in Weimar.
Goldfuſs, in Bonn.
Göttling, in Jena.
Graff, in Königsberg in Pr.
v. Griesheim, in Berlin.
Groſsheim.
Grunert, in Brandenburg.
*Hegel.
*v. Henning.
Hermbstädt.
Heyse.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Hohnbaum, in Hildburghausen.
*Homeyer.
Hornschuch, in Greifswalde.
*Hotho.
Hube, in Warschau.
Wilhelm von Humboldt.
*Fr. Hufeland.
Jacob, in Posen.
Jacobi, in Königsberg in Pr.
Jäger, in Stuttgart.
Ideler.
Immermann, in Düsseldorf.
Klein.
Klöden.
Klug.
Koberstein, in Schulpforta.
Kosegarten, in Greifswalde.
Krüger, in Quedlinburg.
Lange, in Schulpforta.
Lappenberg, in Hamburg.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Leo, in Halle.
v. Leonhard, in Heidelberg.
Leupold, in Erlangen.
Levezow.
*Link.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
Lüders, in Kiel.
Mackeldey, in Bonn.
v. Malchus, in Heidelberg.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Michelsen, in Kopenhagen.
Mohnike, in Stralsund.
v. Müffling.
Mühlenbruch, in Halle.
Johannes Müller, in Bonn.
Müller, in Halle.
Müller, in Neubrandenburg.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Neue, in Schulpforta.
Wilhelm Neumann.
Niethammer, in München.
Nöggerath, in Bonn.
Oltmanns.
Ortloff, in Jena.
Otto, in Breslau.
Panofka, in Rom.
Passow, in Breslau.
Pelt, in Greifswalde.
v. Pfuel, in Magdeburg.
*Pohl.
Phillips.
Purkinje, in Breslau.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
L. Robert.
Roesel.
Rosen, in London.
Rosenkranz, in Halle.
Rosenthal, in Greifswalde.
Rötscher.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle von Lilienstern.
v. Rumohr, in Florenz.
Runge, in Breslau.
Rust, in Erlangen.
Saalschütz.
Schefer, in Muskau.
A. W. v. Schlegel, in Bonn.
Schmidt, in Erfurt.
Schnitzler, in Strasburg.
Schömann, in Greifswalde.
v. Schröter, in Jena.
Schubert, in Königsberg in Pr.
*C. H. Schultz.
*Joh. Schulze.
Spangenberg, in Celle.
Spehr, in Braunschweig.
Spiker.
v. Stägemann.
Streckfuſs.
Trendelenburg, in Frankf. am Main.
Trinius, in St. Petersburg.
Uckert, in Gotha.
Ullrich, in Hamburg.
*Varnhagen von Ense.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Waagen.
Ad. Wagner, in Leipzig.
v. Walther, in Bonn.
Weber, in Frankfurt a. M.
Weber, in Halle.
Weber, in Neubrandenburg.
Wendt, in Göttingen.
*Wilken.
v. Willisen.
Witte, in Breslau.
Zimmern, in Jena.
*Zumpt.

Die Redaction bilden die mit einem Sternchen bezeichneten Namen. In den monatlichen Berichten werden die Namen der neu aufgenommenen Mitglieder aufgeführt werden.

Digitized by Google

Nro. 41.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1829.

Taki-eddini Makrizii historia Coptorum Christianorum in Aegypto, arabice edita et in linguam latinam translata ab Henrico Josepho Wetzer, S. Theolog. ac Jur. Can. Doctore LL. OO. Docente in Academia Alberto-Ludoviciana Brisgoica et Societ. Asiat. Paris. Sodale.

(Fortsetzung.)

Aufserdem hat Hr. W. noch 2 andre Abschnitte wieder abdrucken lassen *), in deren erstem Makr. die verschiedenen Meinungen der häretischen Sekten über die Person und Göttlichkeit Christi höchst unvollkommen anführt, (Nr. 583 — 606.), im 2. die Gebräuche, Gebete, Fasten, Feste, Heirathsgesetze u. s. w. der Christen kürzlich berührt Nr. 606 — 627. Den Schlufs bildet die schätzenswerthe Zugabe eines andren Schriftchen Makrizi's: Die Kirche Zahri und Erzählung der im Jahr 721 (d. Heds.) erfolgten Zerstörung vieler christlichen Kirchen und Klöster in Aegypten (Nr. 682—788) ذكر كنيسة الذهري والخبر عن هدم كنايس ارض مصر وديارات النصاري في وقت واحد, die wir unten im Auszuge mittheilen werden. Hrn. Wetzers Leistungen in diesem Werk, welches er auf de Sacy's Antrieb herauszugeben unternahm, (vgl. Praef.), beschränken sich nur auf eine im Ganzen treue lateinische Uebersetzung, die er dem Texte gegenübergestellt (zur bequemeren Uebersicht sind die mit dem Text correspondirenden Sätze der lateinischen Uebersetzung mit gleichen fortlaufenden Nummern versehn), In der Vorrede (III — XII) spricht der Herausgeber kurz über die Wichtigkeit der Herausgabe von Originaltexten, erzählt gedrängt das Leben Makrizi's, und erwähnt endlich die ihm zu Gebote gewesenen Hülfsmittel, bestehend aus einer Handschrift de Sacy's und 5 andren der reichen Pariser Bibliothek (Nr. 55 (?) 673. 680. 681. 801.), von welchen eine nähere Beschreibung gewifs recht wünschenswerth gewesen wäre. Von S. XIII — XXIV folgt eine sehr ausführliche Inhaltsanzeige des ganzen Werkes, welches die Reihenfolge sämmtlicher alexandrinischen Patriarchen beschliefst. Darüber, dafs Hr. W. sich gänzlich aller Bemerkungen enthalten, — zu welchen im Buche selbst reichlicher Stoff vorhanden, und die wir nach einem früheren Versprechen desselben (vergl. *praemonitio* zur *restit. verae chronol. pag. IX.)* erwarten durften, — wollen wir mit ihm nicht rechten, sondern dankbar das aufnehmen, was er uns gegeben; wiewohl wir anderer Seits nicht in Abrede stellen können, dafs uns zuweilen wenn auch nur kurze Bemerkungen, nicht allein wünschenswerth, sondern selbst nothwendig geschienen. Die sparsam hie und da unter den Text gestellten Varianten sind von keinem Belang. Den arab. Text kann man im Allgemeinen correkt nennen; denn wenn auch Druckfehler, die in arab. Werken kaum zu vermeiden, sich ziemlich häufig vorfinden, so sind sie doch selten sinnstöhrend. Z. B. Nr. 45. بالعبراني für بالعبرابي Nr. 64. ولما قام مرقص حنانيا ولما l. اقام (die IV. Coniug. ist nothwendig) 128. الطاهرة für الظاهرة 120. وصفت für وضفت 191. لبطراكة für البطاكة 151. الذبايح für الذباح 166. واخرج für واجرخ 171. المنبثق für النثق 344. حنظلة für خنطلة u. s. w. 71. u. 51. sollte man اسقفا für اسقف (واقاموا عليها سمعون) erwarten, (die Lexica haben nur أُسقُف) wenn nicht Makr. diefs Wort auch nach der 2. Decl. gebraucht.

*) Zuerst bekannt gemacht hatte sie Hr. W. als Anhang zu seiner *Restitutio veras chronologiae rerum ex controversiis Arianis inde ab anno 325 usque ad annum 350 exortarum contra Chronologiam hodie receptam exhibita. Francof. ad Moen.* 1827.

Digitized by Google

Ueber die Quellen Makrizi's hat der Hr. Herausg. nichts erwähnt. Es ist aber in Betreff der Christen, Hauptquelle, die Geschichte des Jacobiten *Elmacin* aus Aegypten (+ 672 Heds.) die nicht nur durchgehends zu Grunde gelegt, sondern sehr häufig wörtlich ausgeschrieben ist, wie wir freilich nur aus Vergleichung des unvollendeten 2. Theiles (Geschichte der Moslem von Mohamed bis zur Herrschaft der Atabeken تاريخ المسلمين من محمد الي الدولة الاتبكية von *Thom. Erpen, Leid.* 1625) ersehen konnten, da der erste Theil (Geschichte von der Schöpfung bis zum Islam) dieses Werkes noch auf den Pariser und Lond. Bibliotheken sich befindet; aber *Renaudot* der (in der *historia patriarcharum Alexand.*) diese Handsch. fleifsig zu Rathe gezogen und auch vorliegendes Werk Makrizi's benutzt hat, bemerkt übereinstimmend, dafs letzterer den Elmacin durchgehends ausgeschrieben (vgl. pag. 348). Elmacin hat aber wiederum, in Kirchenhistorischer Rücksicht, die Annalen des melchitischen Patriarchen *Eutychius* (نظم جوهر herausgeg. v. *Pococke, Oxoniae* 1658) compilirt, den er auch häufig namentlich anführt (قال سعيد ابن بطريق) und von ihm, als Melchiten, nur in den Punkten abweicht, wie Renaudot praef. angiebt, die mit der jacobitischen Sekte in näherer Berührung stehen, wie z. B. in den Verhandlungen und Streitigkeiten des chalcedonischen Concils, wo er dann gewöhnlich der allgemeinen Tradition seiner (der jacobitischen) Kirche folgt. — Makrizi aber mochte sich wohl um so eher an Elmacin angeschlossen haben, als dieser, obgleich Christ, doch im Allgemeinen die Parthei der Moslem nimmt, (vgl. *Golii praef. ad Elm.* und *Nicoll catalog. bibl. bodl. pag.* 126.) sey es nun aus Furcht und Zwang der Verhältnisse, (er bekleidete das öffentliche Amt eines كاتب), oder aus wahrhafter Liebe zum Islam und dessen Bekennern. Wie fruchtbar und erspriefslich demnach eine Vergleichung dieser beiden Quellen, Eutych's und Elmacin's, besonders des 1. handschriftl. Theils, für Kritik eines reinen Textes Makr. überhaupt, und für Constituirung desselben in schwierigen Fällen sey, und wie umgekehrt wieder, eine Vergleichung Makr., für den aufserordentlich fehlerhaften Text des Eutych. und Elmacin, (vgl. in Betreff der schlechten Hdschrift des ersteren, *Pocockes* eignes Geständnifs in der *praef.*) leuchtet von selbst ein. Dafs der Hr. Herausgeb. aber sich dieser Arbeit nicht unterzogen, wird aus Folgendem sich vielfach bewähren. Aufserdem hat jedoch Makr. Manches, was sich in diesen Quellen nicht vorfindet, wo also andre arab. Schriftsteller zum Grunde liegen müssen, Manches auch, in ganz veränderter Form vorgetragen, wie er denn besonders die vielfach wunderbaren Legenden des Orients vereinfacht, so wie er sie aber auch wieder ausschmückt wenn sie grade beim Islam selbst Eingang gefunden. Darf man daher auch in unsrer Geschichte Makrizi nicht zu den Quellen rechnen, so mufs man ihn doch als fleifsigen und umsichtigen Compilator gelten lassen, und wenn ihn Sakhavi in Betreff seiner Kenntnisse und Sammlung der jüdischen und christlichen Geschichte sehr auszeichnet (*Ham. catal. pag.* 219.) so kann man von seinem Standpunkt und arabischer Denkweise aus, dem unbedingt beistimmen, wiewohl uns Makr. in der arab. Geschichte, Topographie u. s. w., wo ihn Sakhavi nicht anerkennt, bei weitem wichtiger ist. Der Inhalt dieser Geschichte, bietet in kirchlich-historischer Beziehung wenig Neues dar, dieses ist aber, wie bereits gesagt, von Renaudot (in seiner *historia patriarcharum*) schon benutzt und gröfstentheils beigebracht. Die Form des Vortrags aber kommt im Ganzen der der Chroniken gleich; Erzählung und Fakten wickeln sich meist leblos von einem dünnen Faden dürrer Namen- und Jahreszahlen-Register ab.

Mit der Entstehung des Christenthums beginnend, bringt Makrizi nachdem er die Erklärung des Namens Nazarener (نصاري) angeführt (eine hat der Herausg. weggelassen, weil er sie in allen Codd. nicht lesen gekonnt vgl. *praef.*) seine Meinung über das Wesen Christi (Nr. 8.) bei, aber ganz nach dem Coran'schen Dogma (*Sur. IV.* 169, روح الله وكلمته القاها الي مريم هو عيسي) Jesus ist der Geist Gottes und sein in die Maria gesandtes Wort. Die verschiednen abgeschmackten Erklärungen des Wortes مسيح drehen sich alle um schlechte arabisch. Etymologien von مسح z. B. لانه يمسح الارض بسياحته لا يستوطن مكانا weil er das Land mit seinen Pilgerschaften durchpilgert, sich an keinem festen Ort gehalten. (Hr. W. ohne Grund *quia benedixisset terrae*, vielleicht ist für بسياحته der Etymologie wegen بمساحته zu lesen).

Als Tag der Kreuzigung Christi finden sich Nr. 31.

Digitized by Google

4 Angaben, der 17 Dsul-kadet, 15. Nisan, 29. Barmahat 25. Adar. Ohne der Richtigkeit oder Unrichtigkeit zu gedenken, so ist auffallend in diesen Angaben, dafs ein arabischer Schriftsteller 2 auf einander folgende Monate wie Adar und Nisan (نيسان und اذار) neben einander stellen konnte; die richtige Angabe (15. Nisan) scheint daher Verbesserung eines Spätren zu sein, und durch irgend einen Zufall in den Text gekommen; Eutych (I. p. 317.) hat nur die beiden letztern Angaben mit einer Differenz 2er Tage (27 B. u. 23. Ad.)

Als Geschenke der Magier für das das Jesuskind werden (23) erwähnt ذهب ومن ولبان statt من ist مر zu ändern vgl. Math. II, 11. χρυσὸν καὶ λίβανον καὶ σμύρναν und ebenso Eutych. (I. pag. 313).

Die Erzählung von der Abfassung der Evangelien hat Makr. im Allgemeinen übereinstimmend mit Eutych. Mathaeus (Nr. 45) schreibt hebräisch, Johannes übersetzt es ins griechische (Eutych. I. pag. 328), Markus verfafst, in Vereinigung mit Petrus, sein Evangel. lateinisch وكتب عنده الانجيل بالفرنجية vergl. die Peschito. Eutych. p. 334. (natürlich aber بالرومية). Als den Stifter der ägyptischen Kirche nennt der Orient allgemein Marcus, der (Nr. 64.) Hananias als ersten Bischoff einsetzte, und ihm zugleich ein Collegium von 12 Presbyteren zur Seite gab, die den Patriarchen zu wählen hatten, nach Eutych. I, pag. 330. (vgl. Renaudot hist. pag. 7. und da selbst die Widerlegung Selden's in den *Origg. p.* 29). Nach Hananias folgt Abilius oder Milius, (Milianus,) in unsrem Text heifst er noch anders Minius مينيوا, ebenso in der Patriarchenreihe p. 214; allein Renaudot indem er die Verschiedenheit der Namen zu erklären sucht, bemerkt ausdrücklich, dafs Makrizi Miloum habe (*ut Coptitae scribunt, et ut hoc nomen scribit Mácrizius, nempe quia in antiqua scriptura littera B. accedit ad eam formam quam habet M. in script. copt.) p.* 14. Eutychius giebt hier keinen Aufschlufs, dort ist selbst eine Corruption Philetius فيليطيوس (wohl ميليانوس) I. p. 344. Ref. kann nicht bergen, dafs ihn diefs gegen Hr. W. Genauigkeit überhaupt ein wenig argwöhnisch gemacht. S. ist z. B. Nr. 160. der Name des Hilarion (Stifters der Mönchsgesellschaft in der Wüste bei Gaza und Verbreiters derselben über Syrien und Palästina) انارون nur falsch oder verschrieben für الاريون oder ايلاريون wie richtig Eutych. I. p. 485. Noch mifslicher aber sind die Namensverunstaltungen im Text Nr. 73 und 76. In ersterer Stelle heifst es وفي ايام انرپانوس قيصر اصاب النصري منه بلا كثيرا unter Anrians Regierung mufsten die Christen viel von ihm erdulden und in letzterer واشتدّ الامر علي النصاري في ايام الملك اريدريانوس viele Leiden trafen etc. unter Aridrian, wer ist hier Anrian und Aridrian? der Herausgeb. nennt den ersten Adrianus den letztern Hadrianus, warum er diesen Unterschied macht und nicht, wenn er einmal verändert, gleich das Richtige hinsetzt, wissen wir nicht. Letzterer Name ist offenbar verschrieben; für den ersten sollte man انرپانوس vermuthen (denn die Kaiser sind Trajan und Hadrian), allein eine ähnliche Namensverwirrung findet sich bei Eutych. I. p. 349 und 350., so dafs man offenbar sieht, der Patriarch oder mindestens dessen Abschreiber haben sich in die Kaisernamen nicht finden gekonnt, und solche Verwirrungen sind dann durch Pococke's Nachlässigkeit noch vergröfsert worden. (z. B. identificirt (I. p. 360), Marcus Aurelius mit Verus, für انطنيوس سورس l. aber ورس p. 358 für كلاريوس lies كلاديوس, und so unzählig). Merkwürdig ist es, dafs. Makr. Nr. 91. den auf Demetrius folgenden Patriarchen Theocles (تاوكلا) nennt, da er ihn doch (65.) richtig als Heracles (هرقل) aufgeführt hat (wohl nach verschiednen Quellen). In allen diesen und ähnlichen Fällen hätte der Hr. Herausgeb., weil er einmal der Bemerkungen sich enthalten wollte, mindestens in der Uebersetzung in Klammern den richtigen Namen beifügen sollen, da jetzt ohne viele Beschwerde der Leser sich schwerlich herausfindet, und aufserdem auch kein Grund abzusehn ist, verstümmelte oder verfälschte griechische und römische Namen in einer Uebersetzung wiederzugeben. Die Anordnung der Osterberechnung und Fasten, deren, die occidentalischen Schriftsteller gar nicht, in dunklen Worten aber das *Synaxarion Aethiop.* erwähnt, schreibt Mak. (Nr. 84) dem Agrippinus zu, Eutych. (I. p. 362. und folg.) richtiger dem Demetrius, der bei den oriental. Kirchenhistorikern überhaupt in bedeutendem Ruf der Heiligkeit steht, und um seiner vielfachen Wunderthaten gefeiert ist, (vgl. Eutych. a. a. O.)

Digitized by Google

die Makr. jedoch übergeht. Weitläufig aber erzählt er (Nr. 97.) die oriental. Legende von den 7 schlafenden Jünglingen, während der Christenverfolgung unter Decius, welche unter mannigfachen Ausschmückungen von den oriental. Christen selbst zu den Mohamedanern, Arabern und Persern, überging, und von der eigends eine Sure im Koran den Namen führt (الكهف), mit deren Worten (XVIII, 101.) Makr. hier erzählt. Andre Legenden hat M. mit einiger Verändrung, wie (138.) z. B. die Erzählung von der Einführung des bei den Kopten gefeierten St. Michaels Fests, vgl. Eutych. I. p. 434 (daselbst die Unwahrscheinlichkeit in Betreff des Namen des Bildes). Das Auffinden des Kreuzes zu Jerusalem durch Helena erzählt er nach Eutych. (I. p. 454.) so wie den durch sie bewerkstelligten Bau der Auferstehungskirche (كنيسة القيامة, bei den Mohammed. beschimpfend كـ القمامة) und den Brand derselben Kirche (Nr. 408.) im Jahre 300 (*d. Heds.*) nach Elmacin pag. 196. Zwischen den Patriarchen Petrus und Timotheus schiebt Makr. einen Arius Samosatenus ein (Nr. 165.), dessen aber weder die oriental. noch occidentalischen Schriftsteller gedenken (viell. Elmacin handschriftl.?)

Von den verschiednen Concilien erwähnt Makr. die 5 ersten. Das 1) Nicäische 2) Constantinopol. I. 3) Ephes. 4) Chalcedon. 5) Constantinopol. II, und beiläufig gedenkt er ohne namentliche Erwähnung der Kirchenversammlung zu Tyrus. Allein in allen ihren Bestimmungen folgt er, wie schon Renaudot bemerkt, dem Elmacin (1sten handschr. Theil) und wie sich auch aus Eutych. ersehen läfst, der nur mit einigen Abänderungen jenem zum Grunde liegt. Vgl. über die Kirchenstreitigkeiten zu Nicäa Eutych. I. 436. Die wunderbar übertriebene Zahl der zu jenem Concil zusammengekommnen Bischöffe (vgl. Eutych. I. p. 440) ist noch vergröfsert bei Makr. Nr. 122 (2340, Eutychius 2048) wenn nicht in unserm Text die Differenz durch einen Fehler entstanden und für ثلثماية nur ثمانية zu lesen ist, wenigstens erwähnt Renaudot p. 77., Eutych. Angabe verwerfend, ihrer nicht. Merkwürdig genau führt Makr. bei den Constantinopol. Concil. die Bestimmung zu dem Nicäischen, in Betreff des ἅγιον πνεῦμα, mit den Worten an ونومن بالروح* القدس الرب المحيي المنبثق من الآب *et credimus in spiritum sanctum, dominum vivificantem, profectum e patre* vgl. πιστεύομαν,... καὶ εἰς ἅγιον πνεῦμα, τὸ κύριον, τὸ ἐκ τοῦ πατρὸς πορευόμενον, allein sie ist wörtlich entnommen aus Eutych. I. p. 513. oder Elmacin. Ebenso gröfstentheils in den andern Bestimmungen.

Der Polemik enthält sich Makr. gänzlich, nur hier und da, von seinem abstracten Einen (*Sur. II*, 158. *edit Hink.*) ausgehend, poltert er mit einem bewahre der Himmel und ähnlichen Exclamationen in die Symbole hinein z. B. قلت تعالي الله عن ما يقولون *dico Deus excelsior est eo quod dicunt.*

Nr. 181. hat der Hr. Herausgeb. die Worte وهو اول من اقام القومة *fuit primus qui statuebat imagines*, in der Uebersetzung mit (?) bezeichnet, allein Text und Uebersetzung sind richtig, denn wiewohl die Nachricht, dafs Cyrillus zuerst in den Aegyptischen Kirchen Bilder aufgestellt, unbegründet ist, so findet sie sich doch beim (handschriftl.) Elmacin, wie Renaudot p. 114. bemerkt, und aus diesem hat sie Makr. entlehnt.

Selbstständiger und unabhängiger von jenen christlichen Quellen ist der 2. Theil, in welchem aber auch von dem Wesen der ägyptischen Kirche, ihrer Bewegung und Entwicklung gar nicht die Rede ist, sondern vielmehr das Verhältnifs der Christen zu den Moslemen auseinandergesetzt wird, indem verschiedene Dekrete über Schutz und Tribut, die über die Christen ergingen, schwere Bedrükkungen, die sie betrafen, viele Versuche zur Bwerkstelligung ihres Uebertritts zum Islam, harte Demüthigungen und selbst grausame Verfolgungen bei Weigerung seiner Annahme mit vieler Genauigkeit und selbst mit Erörterung der einzelnen Veranlassungen erwähnt werden.

---

*) Eutych. hat den Artikel nicht, allein er findet seine Rechtfertigung und ist namentl. bei diesem Begriff in den theolog. Schriften sehr häufig, vgl. *Nicoll catat. bibl. bodl. pag.* 27. 33. 36. *Ewald hebr. Gram. p.* 582 n. 9. Hierhin gehört auch der Artikel (Nr. 60.) in الاسقف القدس

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 42.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1829.

Taki-eddini Makrizii historia Coptorum Christianorum in Aegypto, arabice edita et in linguam latinam translata ab Henrico Josepho Wetzer, S. Theolog. ac Jur. Can. Doctore. LL. OO. Docente in Academia Alberto-Ludoviciana Brisgoica et Societ. Asiat. Paris. Sodale.

(Fortsetzung.)

Gleich beim Eingang dieses Theiles überrascht eine sehr interessante uns anderweitig nicht bekannte Notiz, über das Verhältnifs der damaligen Bewohner Aegyptens und wie vermöge dieses Amru ben As die Eroberung des Landes so leicht zu bewerkstelligen vermochte. Ganz Aegypten, heifst es, zerfiel damals, (vor der Invasion der Araber) seinen Bewohnern nach, in 2 durch Stamm und Glauben verschiedene Partheien. Die eine, welche die höchste Würde bekleidete (اهل الدولة) war, ihrer Abkunft nach, von Constantinopel verpflanzte griechische Soldaten, die in Betreff ihres Glaubens und Gebräuche der Melchitischen Sekte angehörten; ihre Zahl belief sich über 300,000. Die andre, alle übrigen Bewohner Aegyptens umfassend, bezeichnet der gemeinschaftliche Name, Copten*), in welchem Gemisch man aber den Habessischen, Nubischen und Israelitischen Stamm nicht leicht unterscheidet. Sie hielten an der Jakobitischen Lehre (Nr. 214), und bestanden aus öffentlichen Schreibern, Acker- und Handels-Leuten, Dienern und Sclaven, Bischöfen und Presbytern. Stete Reibungen und Feindseligkeiten zwischen ihnen und den die Herrschaft führenden Melchiten, hoben die gemeinschaftlichen Ehen gänzlich auf, und führten nicht selten ein gegenseitiges Morden herbei. Ihre Zahl überstieg bei weitem die der Melechiten, denn sie waren die eigentlichen Bewohner der Höhen und der Niederungen Aegyptens. Als Amru ben As Aegypten mit einem Heere überzog, und eine Schlacht über die heftigen Widerstand leistenden Melchiten gewann, bewilligte er klüglich den Copten gegen einen Tribut Sicherung des Lebens und des Eigenthums. Er bildete mit ihnen eine Parthei gegen die Melchiten, verjagte diese aus Aegypten, und so gelangten die Jacobiten zum alleinigen Besitz sämmtlicher Klöster und Kirchen des Landes, in welchem sie auch 97 Jahre lang verblieben, (vgl. Nr. 356.) bis Leo der Isaurier den Melchiten Cosmas auf den Patriarchen-Stuhl erhob, der es durch Geschenke bei Hescham dahin zu bringen wufste, dafs die den Melchiten abgenommenen Kirchen und Klöster wieder herausgegeben werden mufsten, nachdem die Melchiten 97 Jahr ohne Patriarchen gewesen; nämlich vom 3. Jahr Omar's b. Chetab (13 Hedsch.) bis zum 7. Hescham's (111 Hedsch.) nach Eutych. II. p. 385. Elmacin p. 83. Makrizi nach anderer Bestimmung von Omar b. Ch. (10 Hed.) bis 107 (3 Hesch.) ebenfalls 97 Jahre; die im Texte (359) befindliche Zahl سبع وسبعين mufs demnach nothwendig in سبع وتسعين verändert werden. — Ausdrücklich beruft sich Makr. auf die Erzählung christlicher Historiker (علما الاخبار من النصاري) im Folgenden: (Nr. 323.) wie Omar b. Chetab nämlich, sich bei der Eroberung Jerusalems gütig und mild gegen die Christen bewiesen, ihnen Leben und Eigenthum gesichert, und als er in der Auferstehungskirche sich befand, beim Herannahen der Gebetszeit aus der Mitte derselben an die Thürstufen getreten (علي الدرجة التي بابها nach التي ist die Präposition علي einzuschieben, wie richtig bei Eutych. und Elmac.) und daselbst gebetet habe, dem fragenden Patriarchen als Grund anführend, dafs, wenn er innerhalb derselben gebetet, die Moslemim ihm nachgehends die Kirche

*) (Von dem Ursprung des Namens erwähnt Makr nichts).

Digitized by Google

weggenommen haben würden, sprechend: hier hat Omar gebetet. (So die Worte لو صليت داخل الكنيسة لاخذها المسلمون من بعدي die der Herausgeber falsch übersetzt: *si intra ecclesiam precatus fuissem Moslemini sine dubio post me idem fecissent*, noch deutlicher setzt Eutych. hinzu تتلف عليك وتخرج عن يديك, statt من بعدي hat derselbe منك من بعدي). Zur Sicherung erliefs Omar ein Schreiben, dafs die Moslemin nur einzelen an jenem Ort ihr Gebet verrichten, sich nicht dazu versammlen, dafs auch nicht durch einen Herold zum Gebet in der Kirche aufgerufen werden solle, (so die Worte ولا يؤذنوا عليها die der Herausgeb. Nr. 324. falsch *neque aditum prohiberent* übersetzt, dasselbe Versehn findet sich Nr. 327. zu Ende) vgl. Eutych. tom. II. p. 286. und nach ihm Elmacin hist. p. 28. — Der auf den Patriarchen Agatho folgende Johannes Semnudäus fehlt bei Makr. gänzlich; alles was Elmacin (p. 50.) ihm zuschreibt, wie z. B. den Bau der Alexandrinischen Marcus Kirche, die nochmals unter Abu Bekr. Ajjub zerstört ward, legt Makr. (Nr. 328) seinem Vorgänger bei. Es scheint aber, dafs aus Versehen beim Abschreiben (vor den Worten وهو الذي) dieser Joh. von Makr. ausgelassen ist. Zwar wird Nr. 350. ein Johannes Semnud als Urheber eines Koptenaufstands erwähnt, allein dieser hat schon der Zeit nach mit dem Patriarchen nichts gemein, denn seine Empörung fällt 132. Hed.; auch ist wohl der Name in unsrem Texte corrumpirt, denn in einem andern Werke, in welchem Makr. gleichfalls die Aufstände der Copten und Baschruditen erzählt, als Quelle Amru Mohamed b Iusuf Alkendi angebend heifst er nicht Johannes, (يحنس in unserm Text) sondern Badschisch (بجيش) vgl. *Quatremère recherches crit. et histor. sur la langue etc. de l'Egypte. Paris* 1808. *p.* 197. Daher auch hier wohl بجيش سنودي für يحنس سنود zu lesen ist. Von Nr. 334. und folg. schildert Makr. eine Reihe der grausamsten Bedrückungen der Kopten-Christen und der daraus erfolgten Aufstände. Unter dem Patriarchen Alexander (bis 106 oder 108. Hed.) liefs Abd al Aziz zuerst die Mönche zählen und von einem jeden eine Steuer von 1 Denar zahlen. Abd allah b. Abd al Melik und Corrath ben Schoraik, (شريك) nicht Scherik (شريك) wie der Herausgeb. und Erpen) übertrafen ihre Vorgänger noch an Härte. Der Steuereinnehmer Abd allah b. Hidschab (so zu lesen الحيجاب für الجيحاب wie im Text und Uebersetzung, vergl. auch *Quatremère* a. a. O.) erhöhte die Steuer um einen Kirat, so dafs zum ersten Mal (107 Hed.) die Copten im östlichen Hauf *) sich empörten und nur durch eine grofse Niederlage zur Ruhe gebracht werden konnten. Noch grausamer verfuhr sein Nachfolger Isameth b. Zeid, er plünderte die Christen, liefs den Mönchen einen eisernen Ring in die Hand brennen, mit dem eignen und des Klosters Namen sammt der Jahreszahl, und dem welcher ohne einen solchen Ring betroffen ward, die Hand abhauen. Aufserdem mufsten Reisebriefe **) gelöfst, im andren Falle hohe Geldstrafe erlegt werden. Plötzlich überfiel er die Klöster, die dort nicht gezeichneten Mönche wurden auf der Stelle hingerichtet oder zu Tode gegeisselt, die Kirchen niedergerissen Kreuze und Bilder zertrümmert. Mit ihm wetteiferte, unter dem milden Hescham, sein Nachfolger der Statthalter Handalath b. Zifwan, der nicht nur die Christensteuer erhöhte sondern selbst Vieh und Menschen zählen und allen Christen das Zeichen eines Löwen in die Hand brennen liefs (vgl. Elmacin pag. 68. u. folg. mit Namensdifferenz, so wie die nicht ohne einige Verwirrung fortgesetzte Erzählung p. 79.). Die Bedrückungen dauerten unter dem Patriarchen Michael fort, so dafs die Kopten von Neuem, unter Badschisch's (hier Johann s. oben) Anführung, sich empörten, aber (132 Hed.) eine

*) Ueber die andre (besonders bei ägypt. Schriftstellern übliche) Schreibung الجوف so wie die Begränzung dieses Theiles Aegyptens, und seine Eintheilung in das الغربي und الشرقي (östlich und westlich) vgl. de Sacy *Relation de l'Egypte p.* 398. 572. 706 und *Quatremère.*

**) Die Worte lauten وكتب الي الاعمال بان من وجد من النصاري وليس معه منشوم ان يوخذ مئة عشرة دنانير hier ist aber das Wort منشوم zu allgemein, und kann an sich noch nicht Reisebrief, Pafs, bedeuten, bei Elmacin (pag. 69.) dem Makr. hier wörtlich gefolgt ist, stehen vor وجد noch die Worte طالعا او نازلا (*ascendens aut descendens*), die auch in unsrem Text nicht gut fehlen können.

Digitized by Google

völlige Niederlage erlitten. Michael selbst ward von Abd alMelik eingekerkert, und nur gegen eine Summe Geldes, die der Patriarch erbetteln mufste, in Freiheit gesetzt. Auch unter Mervan traf neues Trübsal die Christen; nachdem er einen Theil des Getreides verbrannt, warf er sich auf ein Kloster und machte sämmtliche Nonnen zu Gefangenen (vgl. *Quatremère* a. a. O. Elmacin pag. 99. u. folgg. von ihm ist entlehnt der heldenmüthige Tod einer Nonne Nr. 353.). Im Jahre 216 (Hed.) endlich erfolgte der letzte Aufstand der Kopten (Nr. 377). Afschin der sie bekämpfte zwang sie, sich dem Mamun auf Gnade zu ergeben. Dieser liefs die Männer niederhauen, Weiber und Kinder verkaufen, der gröfste Theil ward in die Gefangenschaft geführt. Seitdem waren die Copten so geschwächt, dafs sie hinfort keinen Aufstand mehr wagen konnten. Von Empörungen, fährt Makr. fort, nahmen sie zu List und Ränken ihre Zuflucht; durch ungeheure Reichthümer die sie sich erworben, waren sie, so wie die Juden, den Moslemim furchtbar, ja ihre Bedrücker geworden, und in den Divan des Sultans und der Emire sich einschleichend, hatten sie Macht und Einflufs ähnlich den Veziren erlangt; diefs führte für beide, Juden und Christen (أهل الذّمة), unter Hakem biamr Allah und seinen Nachfolgern, harte Bedrückungen und erniedrigende Beschränkungen herbei, sowohl in Betreff ihres öffentlichen Gottesdienstes, ihrer Kirchen, als auch der eignen Person, so dafs viele Christen aus Verlangen nach Ruhe und Sicherheit zum Islam übergingen, (Nr. 431—453 (unvollständiger Elmacin p. 461. und 502 und folgg.) worauf von einem Unbekannten ein artiges Epigramm (im Versmaafs Elchafif) angeführt wird (Nr. 534)

أَسْلَمَ الْكَافِرُونَ بِالسَّيْفِ قَهْرًا وَإِذَا مَا خَلَوْا فَهُمْ مُجْرِمُونَا

أَسْلَمُوا مِنْ رَوَاجِ مَالٍ وَرُوحٍ فَهُمْ سَالِمُونَ لَا مُسْلِمُونَا

Es bekehrt Schwerdts Gewalt Ungläubige jetzo,
Ledig zwar sind sie wohl doch Sünden belastet;
Sie bekehrt Drang nach Ruh und Güter-Genüssen,
Sie nun sind zwar die Freien doch nie die Treuen.

Das Wortspiel zwischen مسلمون und سالمون, welches die Uebersetzung nur durch einen Anklang wieder zu geben vermochte, erinnert unwillkührlich an das ganz Gleiche Jes. VII, 9. אם לא תאמינו כי לא תאמנו (Luther: Gläubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht). Auf die besondere Kleidertracht der Christen, so wie ihre beschimpfende Behandlung von Seiten der Moslem führt Makr. (Nr. 556. und folg.) 2 Epigramme von minderm Werth an, die schon anderweitig (bei de Sacy *Chrest. arabe I. p.* 145.) aus Soyuti mitgetheilt sind. Wie der moslemitische Pöbel endlich völlig die Oberhand über die Christen erhielt, und diese ihm ganz Preis gegeben wurden, erzählt Makr. zu Ende dieses Abschnits (569). Gewalt, List und Trug führte sie schaarenweise dem Islam zu — in Kaliub 450 an einem Tage — und das Ganze beschliefst der Verf. indem er noch zuletzt seinen vollen Ingrimm über die Christen ausgiefst. — Zu 468 — 71 vgl. man noch, Elmacin p. 298. woselbst die von Macarius abgeschafften Kirchengebräuche namhaft gemacht werden, so wie Makr. wiederum den Argwohn Elmacins wegen Einsturz der Elmoktar Kirche, (bei Elm. ein andrer aber wohl corrumpirter Name) auf Veranstaltung Afdal b. Emir Aldschiusch (l. الجيوش für الجيوس) zu entfernen sucht. In Nr. 561. zu Ende hat der Hr. Herausgeb. einige Worte nicht verstanden, und äufsert in der darunter befindlichen Note die Vermuthung einer Corruption, allein diefs ist nicht der Fall, man übersetze (وخلفه عدة عبيد بثياب سرية علي اكابيش فارهة) „es folgte ihm eine Anzahl Diener in prächtigen Gewändern auf jungen muthigen Rossen." سرية kann nicht (nomen) turba, sondern mufs nothwendig *adiect.* zu ثياب (edel, prächtig) sein, اكابيش aber ist der *plur. fract.* des aus dem persischen Entlehnten اكدش (junges Bastard-Pferd), welches zwar in den arab. Wörterbüchern fehlt, aber sich bei Meninski findet. (s. v. 2. *pullus equi ex arabico et alio equo procreatus*). — Je mehr wir uns bisher Einzelnes zu berühren genöthigt sahen, um so angenehmer wird es uns seyn, den Schlufs des ganzen Werkes, die Zerstörung der Kirche Zahri, in einem gedrängten Auszug mitzutheilen. (Nr. 628 und folgg.)

Dicht an den Löwenbrücken, westlich von Luk stand die von Alters hoch gefeierte Kirche Zahri. Als im Ausgang des Jahres 721 d. H. der Sultan Melik al-Naser Mohammed b. Kelaun einen Kanal graben liefs, von dem aus ein Teich (nachmals der Christen-Teich) neben jener Kirche gebildet werden sollte, gruben die Arbei-

Digitized by Google

ter über die angewiesene Stelle hinaus und interminirten die Kirche, so dafs sie wankte. Sie und andere des niedren Volkes hatten bisher vergebens bei den Emiren um Erlaubnifs zur Zerstörung der Kirche nachgesucht. Da geschah es endlich an einem Freitage — den 9. Rebie II. — dafs während des Gebets der Ruf „Gott ist grofs" erscholl und sogleich stürzte ein Haufen gemeinen Volks zu jener Kirche, plünderte sie aus, steckte sie in Brand, und rifs sie nieder. Dasselbe Schicksal hatte die Kirche Abu Mina in Hamra, mit welcher ein Mönchskloster verbunden und die von Alters hoch von den Christen verehrt ward, so wie zwei andre Kirchen, deren eine, die Töchterkirche, (كَبْنَات) viele Mönche und Nonnen enthielt. Die Nonnen wurden weggeführt, die leeren Gebäude niedergerissen, und in Flammen gesetzt. Als darauf das übrige Volk aus der Moschee trat, überraschte es ein grausiger Anblick: allgemeiner Tumult, eine in Staub und Feuer wogende Menge, rauchende Trümmer!

Es war, erzählt Makr., als ob der jüngste Tag herangebrochen! Der bestürzte Sultan, schuldlos an diesem Vorfall, schickte den Emir Idjamesch mit einer Truppenabtheilung aus, um den Aufruhr zu dämpfen. Während dieser sich noch rüstete, gingen Nachrichten von ähnlichen Kirchenzerstörungen aus Misr und Kahira ein. Auch hier hatte kurz zuvor, zu derselben Gebetszeit in der Moschee eine Stimme zur Kirchenverwüstung aufgerufen; dasselbe geschah durch die Aufforderung eines Fakirs in der Moschee Alazhar, und die ausgesandten Emire konnten die tumultarische Menge nur von weiteren Schritten abhalten. Der nächste Sonntag brachte neue, aber gleiche Schreckensbotschaft. Der Präfekt von Alexandrien meldete, dafs an jenem verhängnifsvollen Freitage, unter gleichen Umständen, vier Kirchen in Alexandrien, und zwei in Demenhur in Trümmer gelegt worden. Am folgenden Freitage berichtete man aus Kus, dafs auf dieselbe Weise, an dem selben Tage, 6 Kirchen in und aufserhalb der Stadt zertrümmert worden. Gleiche Meldungen langten von Süd und Nord Aegypten an. Den Zorn und die Wuth des Sultans suchten die ängstlichen Emire durch das wunderbare des Vorfalls zu besänftigen; das Strafgericht Gottes, sagten sie, sei über das schuldige Haupt der Christen ausgebrochen. Nur der Privatschatzmeister des Sultan, Kerim-eddin *), trieb ihn zu strengen Untersuchungen und harten Bestrafungen an und viele Moslem fürchtend des Sultans Zorn entflohen heimlich. Noch war kein völliger Monat seit jenen schrecklichen Verwüstungen verstrichen, da brachen an verschiedenen Orten Kahira's und Misr's furchtbare Feuersbrünste aus. Am Sonnabend (den 10. Dschumadi) loderte in der Kochstrafse Feuer auf, welches bald die Nachbarhäuser ergriff, und erst den folgenden Tag bewältigt wurde. Kurz darauf (den 25. Dsch.) brach in einem andern Theil Kahira's Feuer aus, das sich rasch über die ganze Nachbarschaft verbreitete und bis zu Kerim Eddins Haus, wo des Sultan's Privatschatz sich befand, vordrang. Der besorgte Sultan liefs durch einige Emire Anstalt zum Löschen treffen; doch der Flammen Gewalt hatte vom Montag zum Dienstag sich noch verstärkt, da zum Feuer sich ein heftiger Wind gesellte, der die höchsten Palmen zerschmetterte, die Schiffe in Grund und Boden trieb; — alle Anstrengungen blieben fruchtlos. Nun zweifelte das Volk nicht länger, dafs ganz Kahira ein Raub der Flammen würde; man bestieg zum Gebet die Thürme, Fakire und fromme Haufen zogen betend umher und schrieen laut das Akber. Ein dumpfes Geheul bildete der Menschen Schreien und Weinen. Der Sultan bestieg die Zinnen der Burg, doch des Windes Gewalt liefs ihn dort nicht bleiben. Alle Emire und Wasserträger wurden von der Burg hinabgeschickt, die Thore besetzt, dafs kein Wasserträger hinauskonnte; aus den Schulen und Bädern, von allen Orten, ward Wasser herbei geschafft. In der Hauptstrafse, vom Thore Zovilath bis zum Platz Dilem, erschien die Wasser tragende Menge von Menschen und Lastthieren gleich einem wogenden Meere. Selbst Emire, hohe und niedere, legten Hand zum Löschen an. Die Bau- und Zimmerleute rissen die Häuser nieder, 16 Gebäude wurden zertrümmert, um nur des Sultans Schätze aus Kerim eddins Haus in die Bleihändlerstrafse zu schaffen.

*) Den streng rechtlichen Charakter Kerim-eddin's beurkundet die Folge der Erzählung. Makr. nimmt Parthei, wenn er ihm hier niedrige, habsüchtige Zwecke unterlegt. (Nr. 675.)

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 43.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1829.

Taki-eddini Makrizii historia Coptorum Christianorum in Aegypto, arabice edita et in linguam latinam translata ab Henrico Josepho Wetzer, S. Theolog. ac Jur. Can. Doctore LL. OO. Docente in Academia Alberto-Ludoviciana Brisgoica et Societ. Asiat. Paris. Sodale.

(Schluſs.)

Als die Wuth dieses Feuers endlich gedämpft ward, legte ein andres vor dem Zovilath Thor 120 Häuser in Asche, und 2 Tage darauf brach ein neues im Hause des Emir Selar aus. Jetzt kam der Befehl, daſs überall auf den Plätzen, Straſsenecken und vor den Werkstätten Gefäſse mit Wasser bereit sein sollten. Doch kein Tag verging ohne Feuersbrunst. Man muthmaſste über die Ursache und die Thäter, und verfiel endlich auf die Christen, weil man unter den Kanzeln der Moscheen, in ihren Wänden und in den Schulen, Nafta eingewickelt in öl- und pechgetränkten Zeugen gefunden hatte. Endlich wurden 2 Mönche, beim Heraustreten aus der Schule Keharieth ertappt, als das Feuer im Innern schon brannte. Der Sultan lieſs sie bestrafen. Kurz darauf ward ein Christ eingebracht, der in moslemitischer Tracht, mit mehreren solchen gefüllten Zundern, die Brodten glichen, in der groſsen Moschee Addaher getroffen worden: vor der Kanzel war schon der Rauch aufgestiegen. Auf die Folter geschleppt, bekannte er, daſs er in Gemeinschaft mit andern Nafta bereite, und daſs ihm der Befehl geworden, die Kirche anzuzünden. Zwei andre aus dem Kloster Albagel torquirte Mönche gestanden, daſs die Christen aus Rachsucht ob jener Kirchenzerstörungen das Feuer angelegt. Als der Sultan Kerim-eddin mit dem Vorfall bekannt machte, sprach dieser: „die Christen haben einen Patriarchen, der kennt ihr Treiben." Der Patriarch ward vor Kerim-eddin zum Verhör beschieden, aus Furcht vor dem Volke kam er des Nachts in Begleitung des Stadtpräfecten. Als ihm das Geständniſs der Christen angezeigt worden, sprach er mit Thränen: „es sind wahnsinnige Christen, die Rache an den wahnsinnigen kirchenzerstörenden Moslem nehmen." Kerim-eddin entsandte ihn mit Ehren, und lieſs ihn auf einem für ihn bereiteten Maulthier unter denselben Schutz nach Hause geleiten; doch als der Schatzmeister des Morgens nach der Burg ritt, rief ihm das Volk entgegen: „du hast kein Recht, Kadi, die Brandstifter der Moslem zu schützen, kein Recht, ihnen Maulthiere zu geben." Kerim eddin aber eilte zum Sultan, um dessen Milde für die eingekerkerten Christen zu erflehen, die nur im Wahnsinn gehandelt; allein vergebens. Zum 2. Mal auf die Folter gebracht gestanden sie, daſs 14 Mönche aus dem Kloster Albagel sich eidlich verbündet, alle Häuser der Moslem anzuzünden, und Kahira und Misr unter sich getheilt hätten. Das Kloster ward zertrümmert und 4 der Verbrecher an einem Freitage ins Feuer geworfen. Jetzt aber kannte die Wuth der Moslem gegen die Christen keine weitere Gränze. Der erzürnte Sultan faſste den Entschluſs ihr ernstlichen Einhalt zu thun. Doch als er dem Sonnabend von der Burg in die Reitbahn ritt, schallte ihm aus den menschenvollen Straſsen das Geschrei entgegen: „Hilf Gott dem Islam, beschütze den Glauben Mohammeds, Sohns Abdallah." Der Sultan ward bestürzt und 2 eingefangene feuerstiftende Christen lieſs er vor seinen Augen sogleich verbrennen. Einen vorbeireitenden Christen hatte die Menge schon zum Feuer geschleppt als er rasch das islamitische Glaubensbekenntniſs ausrief, und als neuer Moslem entlassen ward. Zu derselben Zeit ritt Kerim-eddin in seinem Staatsgewand, aus der Reitbahn; das Volk warf mit Steinen nach ihm, schmähte und rief: „wie lange wirst du die Christen beschützen, wie lange ihnen Gewalt einräumen?" Kerim-eddin sah sich genöthigt nach der Reitbahn zu dem Sultan zurückzukehren. Als die-

Digitized by Google

ser den Vorfall vernahm, und den Tumult und das Geschrei der tobenden Menge, ergrimmte er heftig. Vergebens suchte Kerim-eddin ihn zur Mäfsigung und zum bedächtigen Untersuchen zu bewegen. Seine Vorschläge so wie die der andren Emire wurden zurückgewiesen. Er befahl dem Emir Elmas, dem Hadscheb: „Geh mit 4 Emiren und haue das Volk von dem Eingang der Reitbahn bis zum Thore Zovilath nieder, und von da bis zum Thore Nasr, verschone keinen," und zum Präfecten Kahira's sprach er: „reite ans Thor Luk und von da an das Ufer des Flusses, nimm wen du triffst gefangen, und bringest du die Beschimpfer meines Dieners nicht ein, so lafs ich dich statt ihrer hängen." Eine Anzahl Mamlucken gab er ihm zur Begleitung. Die Emire gingen zaudernd, damit zuvor der Mordbefehl bekannt würde, alle Märkte waren geschlossen, Todesstille lag auf den Strafsen, viele flüchteten sich aus Furcht nach Dschiseth. Vom Thore Luk bis Bulack und am Flusse fing der Stadtpräfect Schiffer und mehrere vom gemeinen Volk auf. Der Sultan liefs aus der Burg dem Präfecten bedeuten, dafs die Sonne bald untergehe; dieser brachte 200 gefangene Moslem, die jener theils aufzuhängen, theils zu durchschneiden befahl. „Das darfst du nicht o Herr," riefen die Unglücklichen „wir sind nicht die, die deinen Diener geworfen." Durch vieles Bitten bewegt liefs der Sultan sich dahin erweichen, nur einen Theil von ihnen vom Thore Zovilath bis zum Rofsmarkt an den Händen aufzupfahlen. Diefs geschah am folgenden Morgen. Trauer war über Kahira und Misr; kein Laden war geöffnet; die vornehmsten Emire traten weinend zu den Unglücklichen. Selbst Kerim eddin vermochte es nicht seinen gewöhnlichen Weg durch diese Strafse zu nehmen. Der Sultan liefs die andern Gefangenen vorführen, und drei von ihnen sogleich verstümmlen. Seinen Ingrimm fürchtend, wagte keiner mit ihm zu reden. Da trat Kerim eddin hervor, entblöfste sein Haupt, küfste die Erde und bat um Milde. Des Sultan liefs sich bewegen und schickte sie in die Schachten Dschiseths. Gleich darauf brach von neuem Feuer aus, und Christen wurden abermals als die Stifter betroffen. Als der Sultan wie gewöhnlich nach der Reitbahn ritt, stürzte ihm eine Menge von 20,000 Menschen, tragend einen Brander mit einem weifsen Kreuz bezeichnet, mit dem Ruf entgegen: „Es ist kein Glaube als der Islam, Gott beschütze den Glauben Mohammeds, Sohns Abdallah; o Melik alNasr, Herr des Islams, hilf uns gegen die Ungläubigen, steh den Christen nicht bei." Es erbebte die Erde von ihrem Geschrei; in tiefem Nachdenken versenkt ritt der Sultan weiter, und als das Schreien nicht aufhörte, erliefs er den Befehl „dafs jeder Christ, der getroffen würde, gemordet und sein Vermögen genommen werden dürfe. Das Volk den Sultan segnend rief laut: „Gott helfe dir!" — Die Christen pflegten damals weifse Turbane zu tragen. Darauf erging zu Misr und Kahira ein Edikt: Kein Christ solle sich in einem weifsen Turban blicken lassen, widrigenfalls er niedergemacht und sein Vermögen genommen werden dürfe; bei derselben Androhung solle keiner Pferde oder Maulthiere reiten; blaue Turbane sollten sie tragen, auf Eseln reiten, und wenn sie ins Bad gingen, Schellen an den Hals hängen; überhaupt aber keine moslemitische Tracht anlegen und von dem Dienst der Emiren und dem Divan des Sultans gänzlich entfernt werden. Auch in den Provinzen sollte kein Christ ein öffentliches Amt bekleiden. Vielfach gemifshandelt und beschimpft liefs sich endlich kein Christ auf den Strafsen sehn, viele gingen zum Islam über. —

In Betreff der Juden aber war in dieser Zeit alles ruhig. Wollte ein Christ über die Strafse gehn, so liefs er sich von einem Juden den gelben Turban leihen, um sicher vor dem Volk zu seyn. Als einstmals ein Christ sich des Nachts in das Haus eines Juden begab, um die ihm geliehenen 4000 Dirhem zurückzufordern, hielt dieser den Christen fest und rief „ich bin mit Gott und den Moslem". Sogleich stürzte ein Haufen Menschen hinzu, mit Noth entkam der Christ, mufste aber zuvor bescheinigen, dafs ihm der Jude nichts schulde. Im Kloster Alchandek wurden abermals Christen die Nafta bereiteten eingezogen und aufgenagelt. Als die Bedrückungen und Christenverfolgungen endlich alles Maafs überschritten, ward der alte Schutz den Christen wieder zugesichert. Sie gingen nach der Reitbahn, beteten für den Sultan laut rufend: „beschütze dich Gott, o Herrscher der Welt, wir sind versöhnt!" Diefs freute den Sultan und er lachte über ihr Rufen. Das letzte furchtbare Feuer brach in der folgenden Nacht in des Emir Elmas des Hadscheb Wohnung auf der Burg aus; ein heftiger Wind trieb die Flammen bis zum Hause des Emir Itmesch. Man fürchtete, die ganze Burg würde in Feuer aufgehn. — Grofs waren die Verwüstungen sämmtlicher durch die Christen angestifteten Feuerbrän-

Digitized by Google

de, zahlreich die Trümmer der durch die Moslem zerstörten Klöster und Kirchen; die Klöster Albagel und Aschschahran blieben lange menschenleer. Diefs sind die schrecklichen Ereignisse einer kurzen Zeit, denen die Geschichte lange nichts ähnliches aufzuweisen haben wird. Die Zahl der umgekommenen Menschen, und der zu Grunde gegangenen Dinge ist unbeschreibbar. —

F. Benary.

XXIV.

Mélanges historiques et littéraires, par M. Villemain, membre de l'académie française. Paris. Ladvocat 1827. 3 *Voll. Tom. I.* 458 *S. T. II. XII. u.* 451 *S. T. III.* 490 *S.* 8.

Der Verfasser, der als Historiker und geschmackvoller Literator durch mannigfache Arbeiten, namentlich durch eine Geschichte Oliver Cromwells, in Frankreich schon seit längerer Zeit in hohem und begründetem Ansehen steht, hat in dieser Sammlung eine Reihe von Darstellungen aus der Geschichte und Literatur, gleichsam die Ausbeute seiner zahlreichen Reisen in die Gebiete dieser Wissenschaften vereinigt. Unter diesem Bilde eines Reisenden glauben wir seinen schriftstellerischen Werth und Charakter am besten auffassen zu können, denn indem natürlicher Trieb und innere Anlage ihn eigentlich zum Sprachkünstler im edleren Sinne des Worts bestimmen, erscheint er in diesen Regionen weniger als ein Bürger, der ein eigen erworbenes Grundstück mit wirthlichem Fleifse bearbeitet und verbessert, wie vielmehr als ein einsichtsvoller und geistreicher Wanderer, der für den Zweck eloquenter Darstellung anziehende Stoffe sammelt und zu anmuthigen und geschmackvollen Bildern verarbeitet. Wie wir nun in den Umrissen eines solchen Reisenden selbst einheimische Gegenstände, die uns im einzelnen genau bekannt sind, nicht ohne Belehrung und Vergnügen, wie im Spiegel eines fremden Auges zusammengefafst betrachten und besser kennen lernen als vorher, so wird auch der Leser, was in dieser Sammlung ihm vor Augen gestellt wird, nicht ohne mannigfachen Nutzen und Genufs an sich vorübergehen lassen, und wo nicht an tieferer Kenntnifs, doch an Ueberblick und Urtheil gewinnen. Villemain ist ein Mann von einem höchst empfänglichen Sinn für das Rechte und Schöne, der mit Einsicht und Geschmack in den Schatzkammern der Literatur und Geschichte geforscht hat, um Nahrung für diesen Sinn zu finden, und der sich gefällt das Gewonnene in ein glänzendes Gewand zu kleiden. So gränzt seine Forschung an Gelehrsamkeit, seine Einsicht an Philosophie, seine Darstellung an Poesie, und dennoch ist er weder gelehrter Historiker, noch Philosoph, noch Dichter, denn seiner historischen Gelehrsamkeit fehlt es an tieferer Kenntnifs des Einzelnen, seiner Philosophie an systematischer Einheit, und seiner Poesie an schaffender Kraft. Wieviel, auch bei solchen Mängeln, eine edle Natur durch vorurtheilfreien Fleifs, unverkünstelten Geschmack und redliche Freimüthigkeit zu leisten vermöge, beweist die hier vorliegende Sammlung. Mehr als der Schriftsteller jeder anderen Nation steht der Französische unter dem Einflusse seiner Zeit und seiner Nationalität. Viel von seiner Freiheit mufs er den herkömmlichen Formen, dem festbegränzten Kreise der herrschenden Ideen aufopfern. Man weifs, dafs der Franzose vor allem für das lebt, was er den Ruhm nennt, und so sucht er alles, was er lernt, ergreift und bildet, nur für diesen Zweck zu gewinnen und ergiebig zu machen, weshalb es denn natürlich ist, dafs ihm bei allem, was er treibt, der Stoff gegen die Form, und auch bei dieser wieder die Dauer der Wirkung gegen ihre augenblickliche Kraft zurückstehen mufs. Auch bei unserem Verfasser tritt dieser Einflufs deutlich hervor, sichtbar huldigt er dem herrschenden Geiste seiner Zeit und seines Volks und schliefst sich in seinen Studien, wie in seiner Darstellungsweise den Gegenständen und Partheimeinungen an, die eben den höchsten Cours haben, hütet sich jedoch, der entgegengesetzten Meinung der Minorität mit verletzender Polemik entgegen zu treten. Zu gefallen ist sein erster Zweck, wobei wir ihm denn willig zugestehen, dafs er, der den Charakter seines Volks erkennt und ihm unterliegt, nicht anders glauben kann, als dafs dem Recht und der Wahrheit nur unter dieser Bedingung Eingang zu verschaffen sey. Bei dieser seiner Richtung kommt ihm denn freilich der gegenwärtige politische und literarische Zustand Frankreichs seit 1815, mit welchem Zeitraum seine eigene literarische Wirksamkeit zusammenfällt, ungemein zu statten, indem dieser der freiesten Entwickelung jeder Thätigkeit im Felde der Wissenschaft und Kunst so günstig geworden ist, dafs ein neuer Aufschwung, ja der sichtbare Anfang einer ent-

Digitized by Google

schiedenen Umbildung und Erhöhung des litterarischen Lebens der Nation daraus hervorgehen zu wollen scheint, so dafs ein Schriftsteller für seine Eigenthümlichkeit jetzt schon bei weitem freieren Spielraum findet, ohne die früherhin so engen Schranken des Erlaubten überschreiten zu dürfen. Ja wie weit sich dieser zwanglosere Zustand der Literatur in Frankreich jetzt schon ausgebildet, und wie sich in demselben Bestrebungen, Ideen und Urtheile abweichend von der früheren Zeit freier und grofsartiger gestalten, darüber eröffnet sich beim Lesen dieser Schriften mancher interessante Gesichtspunkt.

Der erste Theil der Sammlung enthält zwei (gekrönte) Lobschriften auf Montaigne und Montesquieu, eine Abhandlung über die Kritik, eine Gedächtnifsrede auf de Fontanes, seinen Vorgänger in der französischen Akademie, einen Versuch über die Leichenrede, über Milton, über Pascal, über Symmachus und S. Ambrosius, und eine Vorlesung über den Zustand Europa's im funfzehnten Jahrhundert. Den zweiten ganz dem neueren Griechenthume gewidmeten Theil füllt unter dem Titel „Lascaris" eine Darstellung der Griechen im funfzehnten Jahrhundert, ein historischer Versuch über den Zustand Griechenland's seit seiner Eroberung durch die Türken, und ein Versuch über den griechischen Roman. Im dritten Bande endlich finden wir das Leben des Kanzlers L'Hôpital, einen Versuch über Shakspeare, eine Abhandlung über Lucretius, eine über den Polytheismus zur Zeit des entstehenden Christenthums, und eine andere über die kirchliche Beredsamkeit in den ersten Jahrhunderten desselben.

Man sieht, dafs der Verf. den Parnafs fast in seiner ganzen Ausdehnung durchstreift hat, und wird sich daher im Voraus darauf gefafst machen, dafs seine Produktionen nicht eben aus dem tiefsten Schacht gegraben sind. Was aber sein gesundes Auge obenauf gefunden, hat er verständig gewählt und gar glänzend polirt. Wie er nun für seine Leser ein buntes Mancherlei aus nahen und fernen Reichen zusammengereiht, so werden auch wir aus seinem Schrein für unseren Leser auslegen, was sich uns bei der Durchsicht hin und wieder als lockend und bemerkenswerth gezeigt hat.

In der Lobschrift auf Montaigne sagt Villemain, er erkenne in ihm, der in einer Zeit abergläubiger und pedantischer Geistesknechtschaft einer noch völlig rohen, ungeläuterten Sprache sich als Material bedienend, ein Jahrhunderte überdauerndes Werk aufzustellen vermochte, die Macht der Natur und Wahrheit, die nichts will, als frei sich mittheilen, und so, durch kein Hindernifs der Scholastik gehemmt, den Weg der gesunden Vernunft zu finden weifs. Schon neben seiner Amme hatte Montaigne einen Lehrer, und die ersten Worte, die er stammeln lernte, waren lateinisch. Die hierdurch so leicht gewonnene Fertigkeit führte ihn natürlich schon im Knabenalter zum Lesen der Classiker, die er schwelgend im Genusse verschlang. In der reichen Welt, die sich dadurch ihm öffnet, ist es vorzüglich der Mensch in seinen Sitten, Gewohnheiten und Gesetzen, der ihn anzieht und beschäftigt. Aber weit entfernt, seine Kenntnisse in ein Lehrgebäude zu fassen, sammelt er vielmehr gleichsam einen Anekdotenschatz historischer Edelsteine, der ihm bei allen Erscheinungen des Lebens und der Gegenwart zu steter Vergleichung dient. Bei allem, worüber er spricht, führt er zuförderst das an, was er davon weifs, dann seine eigene Meinung, nicht als die beste, aber eben nur als die seinige. Ein solches Wirken ist weniger Arbeit als Genufs, und unter diesem Bilde stellt sein zur eigenen Erholung, nicht für die Oeffentlichkeit spielend geschaffenes Werk sich dar, wie sein Leben. Er ergreift, was ihn eben anzieht, und stellt es hin, wie er es eben auffafste, selten entscheidend, oft sich selbst widersprechend, mehrentheils zweifelnd und dennoch immer sorglos und offen, nicht als Lehre, sondern als vertrauliche Ergiefsung. Seine Moral neigt sich zum Epicuräismus: auch die Tugend soll Genufs seyn, er nennt sie „eine anmuthige heitere Eigenschaft", deren Grundlage das Wohlwollen sey. Sein Erkennen erscheint durchaus als Skepticismus: weniges steht ihm als ausgemachte Wahrheit da, mehreres als wahrscheinlich, manches als achtbar zum Wohl des Ganzen. Den Aberglauben aber bekämpft er mit aller Macht, und wenn der spätere Schriftsteller de Thou die absurdesten Wunder noch als Wahrheit erzählt, beklagt Montaigne die Schlachtopfer, die ihr eigner und ihrer Richter Glaube an ihre Zaubermacht zum Scheiterhaufen führte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 44.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1829.

Mélanges historiques et littéraires par M. Villemain, membre de l'académie française.

(Fortsetzung.)

In Rousseau's Gedanken, dafs der Zustand der Natur überall das einzig Rechte, alle Menschenbildung nichts als Entartung sey, findet Villemain nichts als den durch Uebertreibung entstellten Ausspruch Montaigne's, dafs wir in der Erziehung die sichere Führerin Natur zu oft als unmündige Schülerin meistern und mifshandeln. Montaigne aber verachtet darum nicht die Wissenschaft, in der er „einen grofsen Schmuck und ein Werkzeug von wunderbarem Nutzen" anerkennt. Dafs Montaigne bei dem steten Hindernifs einer noch ganz ungebildeten, zur Darstellung geistiger Kunstwerke völlig unbereiteten Sprache dennoch den blühendsten, gewandtesten und zugleich kräftigen von Geist erfüllten Styl schreibt, erklärt Villem. aus seinem fortgesetzten Studium aller römischen Classiker. Sein Charakter, sagt er, der in seinen Schriften getreu sich abspiegelt, ist eine Nachsicht gegen sich und andere, die in Hinsicht seiner selbst oft sogar zur Schwäche wird. Er verräth vielleicht zuviel Selbstliebe, ohne jedoch Egoist zu seyn, was man freilich dem treuen Freunde La Boutie's nicht vorwerfen kann, der nach seines Freundes Tode „langsam hinschmachtet" und an keiner Freude mehr Geschmack findet. „Wir theilten Alles, sagt er, und mir kommt es vor, als entzöge ich ihm seinen Antheil".

In der Abhandlung über die Kritik ist es nicht des Verfs. Absicht, das Wesen derselben als die Erkenntnifs und Darstellung des Verhältnisses einzelner literarischer Produkte zu dem Ganzen der Wissenschaft oder Kunst scientifisch zu begründen; er betrachtet sie vielmehr nur in ihrem äufseren Zusammenhange mit der Literatur, wie sie durch richtige unpartheiische Anwendung befördernd, durch Mifsbrauch hemmend auf sie einwirkt, vorzüglich aber ist es dieser Mifsbrauch, dessen vielfache Nachtheile und freilich seltene Vortheile er beleuchten will. Er thut dies durch einen kurzen, aber interessanten Ueberblick des Einflusses, den die Kritik auf die französische Literatur bis auf unsere Tage gehabt hat, wobei es an geistreichen Bemerkungen, lehrreichen Beispielen und aufhellenden Blicken zwar nicht, wohl aber an einer richtigen wissenschaftlichen Grundlage, an einer methodisch klaren Anordnung und eben deshalb auch an bestimmten Resultaten über das Verhältnifs des Autors zum Kritiker mangelt, wie es denn bei dem niedrigen Standpuncte, auf den sich der Verf. von vorn herein gestellt hat, nicht anders seyn konnte. Zuförderst bemerkt derselbe, wie schon im Alterthum Neid und Mittelmäfsigkeit das Bedürfnifs, die Werke der Kunst herabzusetzen, wahre wissenschaftliche Gröfse aber das Bedürfnifs, sie zu beurtheilen, gefühlt habe, und führt Aristoteles, Cicero, Quintilian und Longin als Beispiele der besseren Kritik an. Die Erfindung der Buchdruckerkunst erleichterte hierauf wie die Mittheilung der Gedanken überhaupt, so die Verbreitung der Kritik insbesondere, und erhöhte das Bedürfnifs der Letzteren mit dem Wachsthum der entstehenden Büchermasse, deren Gebrauch schon eine vernünftig zu leitende Wahl erforderte. Sofort trat denn auch der Mifsbrauch der Kritik um so nachtheiliger hervor. Zwanzig Jahre arbeitete sie in Italien bei Tasso's Lebzeiten, um zu beweisen, dafs sein befreites Jerusalem ein schlechtes Gedicht sey; nach seinem Tode wurde nur noch die Frage erörtert, ob er über oder unter Ariost zu setzen sey. Gleiches Schicksal erfuhr Cervantes in Spanien. Im Allgemeinen habe die Kritik zwei verschiedene Charaktere angenommen, je nachdem sie auf lebende oder verstorbene Schriftsteller angewandt wurde. Jene mit geistreicher Ungerechtigkeit herabzusetzen, diese mit Geschick zu loben, habe für ihren Triumph gegolten, und in der

Digitized by Google

That sey es dem Menschen natürlich, an früheren Gegenständen seiner Neigung auch mit ungerechter Ausschliefsung späterer Ansprüche, nicht ohne Einmischung der Eigenliebe festzuhalten. Demnächst sey man aber auch dem wahren Talent gleichsam als eine Huldigung schuldig, es nicht allzuleicht gelten zu lassen, vielmehr seinen ersten Verheifsungen zu mifstrauen. Solchem Mifstrauen müsse dann aber die Gerechtigkeit nachfolgen, welche jedoch freilich zu Zeiten gar nicht in der Macht der Kritik stehe, wenn nämlich im Anfang einer neuen literarischen Epoche das Genie mit einem Werk auftrete, das über ihr Beurtheilungsvermögen hinausgehe. Eine erleuchtete Kritik könne erst lange Zeit nach dem Entstehen dichterischer Meisterwerke sich bilden, und schöpfe aus diesem die Mittel zur Beurtheilung späterer Kunsterscheinungen. Der Verf. erinnert hier an den langen Widerstand, der Voltaire's Ruf entgegengesetzt worden, wobei wir unwillkührlich an einige merkwürdige Urtheile über Göthe erinnert werden. Boileau, der vermöge des durch seine Sarkasmen erregten Rachegefühls eine Schaar schlechter Dichter in eben so viele schlechte Kritiker umschuf, und Bayle werden hier flüchtig erwähnt, und bemerkt, wie im Jahrhundert Ludwig's XIV. mit der allgemeinen Entwickelung der literarischen Produktion auch die Kritik entstanden sey. Mit Recht verlangt der Verf. von dem Kritiker Gewissenhaftigkeit und ein reines Gefühl; wenn er aber, diesem Faden folgend, das Element der Kritik nur in dem Geschmack, als in einem lebhaften und zum Bewufstseyn erhöhten Vermögen, das Schöne zu empfinden, sucht, und von dem Kritiker nichts fordert, als die Ausbildung dieses Vermögens durch Studium und Vergleichung der Kunstwerke aller Zeiten und Völker, so stellt er seine Forderung an die Kritik jedenfalls zu gering, und giebt uns mehr das Ideal eines Lesers, wie jeder gute Schriftsteller sich ihn wünschen wird, als das des ächten Kritikers, der die Welt, die der Dichter mittelst der Phantasie zur Anschauung bringt, in gleichem Umfange in der Erkenntnifs in sich tragen mufs, und diesem zwar in anderer Form, aber doch in gleicher Gröfse gegenüber steht. Als Beispiele von Vortheilen, welche die mifsbrauchte Kritik erzeugt habe, führt Villem. Montesquieu an, der in seiner den Angriffen einer kirchlichen Zeitung entgegengesetzten Apologie sein letztes Meisterstück lieferte, und Voltaire, von dessen Werken ein grofser Theil in geistreichen Antikritiken bestehe. Dagegen beklagt er den Nachtheil ungerechter Kritik in dem frühzeitigen Stillschweigen Racine's, erzeugt aus seiner selbst durch Boileau's Zuspruch nicht zu hebenden Empfindlichkeit gegen böswillige Angriffe. Indem der Verf. die Fehler und Sünden der Kritik und ihren nicht geringen Einflufs auf die öffentliche Meinung historisch verfolgt, bemerkt er, wie auch die Jesuiten die Macht dieses Einflusses sehr wohl erkannt, und zu ihren Zwecken zu benutzen gesucht, indem sie die an dem Journal de Trevoux arbeitenden Kritiker aus ihrer Mitte hierzu angestellt hätten: eine Erscheinung, die in ähnlichen Formen wiederkehrend auch unseren Tagen nicht fremd ist. Er beachtet ferner, wie gegen das Ende der literarischen Laufbahn Voltaire's der Geschmack immer tiefer gesunken sey, in gleichem Maafse aber die Kritik an Strenge und Bitterkeit zugenommen habe, so dafs zuletzt die Literatur fast ganz in die Zeitschriften übergegangen sey. Auch die besseren Köpfe hätten endlich, theils um den Angriffen der Kritik zu entgehen, theils um sie zu bekämpfen, sich selbst mit ihrer Ausübung beschäftigt. Wenn nun seit etwa zehn Jahren (der Verf. schrieb dies im Jahre 1814) der Geschmack sich zu reinigen und gesunde wissenschaftliche Grundsätze in Sachen der Literatur erkannt zu werden anfingen, so sey die Kritik dieser Ideenreform gewifs nicht fremd geblieben, denn sie popularisire die Erkenntnifs und beschäftige den Geist mit den Wissenschaften, selbst dann, wenn sie ihr Geschäft fehlerhaft behandle. Nachdem Villemain endlich den Kritikern noch einige wohl zu beherzigende Lehren gegeben, sucht er auch die Schriftsteller gegen die Angriffe der ersteren zu waffnen, indem er ihnen Delille als Muster aufstellt, der über die zahllosen Angriffe ungerechter Kunstrichter durch Aufstellung immer neuer Meisterwerke gesiegt und sich am Ende seiner Laufbahn der vollsten Anerkennung erfreut habe. Er zeigt, dafs gerade das Talent den heftigsten Angriff kritischer Wuth zu ertragen habe, während die Mittelmäfsigkeit verschont bleibe, und räth zuletzt den jungen Autoren ihr Talent lieber auf die Ausarbeitung eigener Werke, als auf die Kritik zu verwenden. Wir haben dieser Abhandlung des Verf. absichtlich eine ausführlichere Betrachtung gewidmet, da sie mit einer fühlbaren Krankheit unserer Zeit und Literatur interessante Vergleichspuncte darbietet: denn auch dieser fehlt es nicht an

Digitized by Google

einem Heere sogenannter Kritiker, von denen selbst die geschmackvolleren oft nichts sind, als schreibende Leser. Wiewohl nun Villem. das Fehlerhafte in den äusseren Erscheinungen der Kritik richtig aufgefaßt und geistreich dargestellt, so hat er die eigentliche Grundlage derselben, da er sie in das Gefühlt setzt, dennoch nicht erkannt, da solche vielmehr in der Erkenntniss zu suchen ist, und von diesem Standpunkt aus eine gründliche Ausführung wohl verdient hätte.

In seiner im Jahre 1816 von der französischen Akademie gekrönten Lobschrift auf Montesquieu unterscheidet Villemain in diesem einerseits den Schriftsteller, soweit er den Einflüssen seines Zeitgeistes unterliegt und diesem gleichsam huldigt, und andererseits den Autor, der für alle Zeiten und Völker schreibt, und theilt nach diesem Unterschiede seine Werke ein. Zu den Produktionen der ersteren Gattung rechnet er die persischen Briefe, dann die beiden politischen Romane, die Troglodyten und Arsaces und Ismenia; zu denen der letzteren Gattung hingegen sein Werk über die Grösse und den Verfall der Römer und den Geist der Gesetze. Wenn Montesq. in den Troglodyten ein Volk, das durch seine Tugend allein bei einer republicanischen Verfassung glücklich ist, zugleich aber den baldigen Untergang eines solchen Zustands als nothwendig, wenn er ferner in dem Roman Arsaces und Ismenia den durch Jugend geheiligten mit allem Glanz der Liebe und des Ruhms geschmückten und mit dem Glück des Volkes eng verknüpften Despotismus darstellt, so geräth sein Lobredner, der über diese Gegenstände ganz anderer Meinung ist, in die Verlegenheit, seinem unmöglich zu verhehlenden Tadel die Gestalt einer Apologie geben zu müssen, was in geschickter rednerischer Wendung geschieht. Er entschuldigt seinen Helden mit Platon, der zurückgekommen von dem unausführbaren Plan einer vollkommenen Republik, seine guten Wünsche für das politische Wohl der Menschheit endlich auf einen „gutartigen Tyrannen, dem ein geschickter Gesetzgeber zur Seite stände" beschränkt habe, und behauptet, dass in Frankreich, das im 18. Jahrhundert die glücklichste Epoche moderner Civilisation erlebt, eine absolute Herrschaft, die in dem Glück des Volks ihre Rechtfertigung fand, den Tadel des Weisen nicht habe erregen können. Das politische System Ludwigs XIV. fügt Villem. hinzu, sey ein Wunderwerk edler Täuschungen gewesen, das keine Dauer hatte, und um so sicherer dann endlich fallen musste, als Sittenlosigkeit die höchste Macht erniedrigte. Wenn die berühmten Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts die absolute Gewalt des Thrones mit einem ungebundenen Geiste und kühner Forschung angegriffen hätten, so habe ein Grund davon auch in der Vortrefflichkeit der in dem Zeitalter Ludwigs XIV. lebenden Schriftsteller gelegen, die ihren Nachfolgern keinen anderen Weg zu litterarischen Erfolgen übrig gelassen hätten, als den der Paradoxie, der Zügellosigkeit, und selbst des Skandals. (!) Wer aber den Fall jener alten Grundsätze des Absolutismus beklage, solle darum doch nicht allein den dreisten Meinungen dieser Schriftsteller die Schuld davon beimessen. Denn diese Meinungen hätten eben so sehr im Geist der Zeit, als in ihrer eigenen Wahl gelegen. Es sey der Charakter des achtzehnten Jahrhunderts, dass es an die Stelle der Glaubenssätze Ideen gestellt habe; so wie aber jene ihrer Natur nach unveränderlich und unbeweglich seyen, wie es zu ihrer Aufrechthaltung steter Tugend und steter Aufopferung bedürfe, so seyen diese der Entstellung und Verfälschung durch Sophismen zugänglich, und wichen der Gewalt, die ihnen durch solche angethan werde, so schimpflich und so schnell, dass man sich vor der sittlichen Schwäche eines Volks entsetzen müsse, dessen Leben auf Ideen, statt auf der Tugend beruhe. Die politische Ordnung sey, ebensowohl als das System der Religion auf Glaubenssätze gegründet, d. h. auf Meinungen, die in der Zeit und in der Gewohnheit wurzeln. Clerus und Adel seyen solche politische Glaubenssätze, die Montesquieu in seiner Jugend verspottend angegriffen, in reiferem Alter aber durch wissenschaftliche Erörterung vertheidigt habe. Wiewohl nun Montesquieu das alte Regierungssystem gelobt und beschützt, so habe er doch auch darin die gesetzliche Freiheit als heilig darzustellen gesucht, und schon in jener von ihm erfundenen berühmten Unterscheidung der absoluten Gewalt von der Monarchie, und indem er die Ehre als das Prinzip der Letzteren aufgestellt, Frankreich seinen Platz angewiesen, und darum sey dennoch alles, was aus der Veränderung jenes alten Systems Gerechtes und Heilsames hervorgegangen, nichts desto weniger sein Werk, denn indem er jene beiden Stände als Stützen der Monarchie geschildert, habe er nicht Privilegien vertheidigen, sondern Schutzwehren gegen den Missbrauch der Gewalt aufstellen wollen, die

Digitized by Google

ihm so unentbehrlich geschienen, dafs sie ihm selbst unter den gehäfsigsten Formen nicht unwillkommen gewesen, ja dafs sogar die Inquisition für ihren Widerstand gegen den Despotismus seinen Dank verdient habe. Der Geist seines Werkes aber rufe für die Zukunft rechtsgültigere Sicherstellungen weifssagend hervor, indem er Ideen der Menschlichkeit, der Duldung und Mäfsigung verbreitet, und so die Völker für die Annahme durch Gesetze und durch öffentliches Interesse beschränkter Regierungen empfänglich gemacht habe. In dieser Weise nun sucht der Verf. in Montesquieu eine Stütze für die politische Parthei, der er angehört, indem er ihn gleichsam zum prophetischen Verkündiger der Charte und der französischen Volksvertretung macht. Es dürfte hier weder nothwendig, noch der Ort seyn, die Schwäche der Villemainschen Erörterung, soweit sie in das Gebiet der Philosophie streift, darzuthun. Wäre auch die Wunderlichkeit, mit der hier Glaubenssätze und Tugend auf einer, Ideen und Sittenmangel auf der anderen Seite sich gegenüber gestellt werden, nicht an sich klar, so würde ein Blick auf Spanien bald zeigen, dafs neben der zähesten Anhänglichkeit an Glaubenssätzen die tiefste Sittenverderbnifs in einem Volke herrschen, die bodenloseste Zerrüttung es umwühlen kann, während ein Blick auf unser Vaterland darthäte, dafs ein mit aller Freiheit ins Unendliche fortwirkendes Bilden im Reich der Ideen der Volkssittlichkeit zur sichersten Förderung gereicht. Und dafs nur jene naïve, von der übergrofsen Vortrefflichkeit der Vorgänger hergenommene Entschuldigung des literarischen Skandals nicht unseren modernen Skandalisten zu Ohren komme, damit nicht Göthe und Schiller verantwortlich werden, für Alles, womit jene sich und andere bewerfen! Wir haben den Faden, woran der Verf. die einzelnen Sätze der ihm zur Aufgabe gestellten Lobrede aufreiht, hier verfolgt, um dem Leser ein Bild seiner Behandlungsweise zu geben: denn hier tritt es deutlich hervor, wie er mit gröfserer Redegewandtheit als innerer Tiefe, dem Geiste seiner Zeit und der Eitelkeit des Volkscharakters schmeichelnd, seinem Gegenstande für alle stimmführende Partheien eine angenehme Seite abzugewinnen weifs.

Weniger schwierig war seine Stellung bei der Gedächtnifsrede auf de Fontanes, dessen Nachfolger er in der Akademie wurde. In dieser herscht eine freie edle Beredsamkeit; sie ist erwärmt von dem Geiste dankbarer Pietät gegen den Verstorbenen, der sein Beschützer und Wohlthäter war. Wir theilen folgende Züge daraus mit. De Fontanes schlofs sich beim Ausbruch der Revolution der Parthei an, die eine beschränkte Monarchie wollte. Er blieb der unterdrückten Regierung treu in einer Zeit, wo Eigennutz und Furcht es für sicherer hielten, sie zu bekämpfen, als ihr beizustehen, und widmete in einer Zeitschrift sein Talent der Vertheidigung der von der Freiheit unzertrennlichen Gerechtigkeit und des legitimen Thrones, der beide sicher stellen sollte. Erst dann verliefs er Paris, als er Zeuge jener Verbrechen wurde, die dem Muthe des rechtlichen Bürgers die Stütze der Hoffnung und seiner Aufopferung jeden Nutzen raubten. Allein die Wahl seines Asyls traf Lyon, einen Ort, der bald selbst der schrecklichste Schauplatz des Bürgerkrieges und der Verfolgung wurde, und an welchem die revolutionnaire Tyrannei ihren Grimm erschöpfte. Als nach dem Siege des Convents auf die Schrecken der Belagerung die Rache des Friedens folgte, und die unglückliche Stadt, die selbst ihren Namen verlor, nur noch dastand, um blutige Opfer zu liefern, erhob sich eine kühne Stimme aus der Mitte der Ruinen. Drei Männer von höchst einfachem, ja ungebildetem Ansehen, erschienen als Abgeordnete der geächteten Stadt an den Schranken des Nationalconvents. In dem Munde solcher Männer schien die Sprache des Unglücks und der Menschlichkeit weniger gefährlich: man wagte sie anzuhören. Einer von ihnen nahm das Wort, und in einer mit rauhem Ausdruck gesprochenen Rede, in der Schmerzgefühl und Stolz, Gewandheit und Erhabenheit sich wunderbar verschmolzen, liefs er vor den Augen der Versammlung das ganze Schauspiel ihrer eigenen Gewaltthaten ungestraft vorübergehen, so dafs unwillkührliche Verwirrung sie ergriff, und sie selbst erschrak vor den Unthaten, die von ihr ausgingen. Seine Klage ward angenommen, Untersuchung verfügt, und ein Geräusch der Unruhe dauerte bis zum Schlufs der Sitzung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 45.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1829.

Mélanges historiques et littéraires, par M. Villemain, membre de l'academie française.

(Fortsetzung.)

Man erinnerte sich jenes Landmannes vom Ufer der Donau, der dem römischen Senat die Barbarei seiner Prätoren vorwarf. Andere forschten schon nach dem gefährlichen Schriftsteller, der durch geheime Umtriebe ihr Mitleid zu erschleichen gewufst, und sich dazu des unverdächtigen Organs dieser Abgeordneten aus der niederen Volksklasse bedient hatte. Dieser gefährliche Schriftsteller, dieser Umtriebsstifter war Fontanes, der fliehen und sich verbergen mufste, als dies entdeckt ward, und erst bei der Rückkehr einer ruhigeren Zeit wieder erscheinen durfte. Noch einmal als Vertheidiger der legitimen Monarchie zur Zeit des Direktoriums proscribirt, kehrte er nach Einführung des Consulats zurück und wurde Präsident des Corps législatif. Als Buonaparte dieser Versammlung unter anderen politischen Mittheilungen auch die Hinrichtung des Herzogs von Enghien verkündigte, beobachtete Fontanes statt der erwarteten Antwort ein strenges Stillschweigen. Bald nachher wurde bei dem öffentlichen Abdruck einer von ihm gehaltenen Rede auf Veranlassung der Regierung ein Ausdruck in der Art geändert, dafs er für eine feige Entschuldigung jener That hätte genommen werden können, und Fontanes drang so fest und anhaltend auf öffentliche Berichtigung, dafs die Macht, vor der Europa sich damals beugte, dem beschämenden Eingeständnifs eines solchen Druckfehlers sich nicht entziehen konnte. Ich begehre nicht, sagt Villem., Fontanes um dieses Zuges willen zu loben, er lag in der Pflicht des redlichen Mannes, allein er spricht ihn los von der Schuld der Schmeichelei, deren man ihn zeihen wollte, wegen vieler Lobsprüche, die er zu anderer Zeit dem Glanz des Sieges, den begonnenen Werken des inneren Friedens und der erweckten Hoffnung des Staatswohls spendete, und die er jederzeit durch edle Rathschläge zu mäfsigen wufste. Er war es auch, der den Muth hatte, der Verläumdung laut zu widersprechen, womit ein übermüthiger Sieger Preufsens Königin im Angesicht des darob empörten Frankreichs zu verunglimpfen suchte.

In dem Versuch über Milton führt der Verf. die bekannten Lebensumstände des Dichters, dessen schwärmerische Gluth für religiöse und politische Freiheit bis an das späte Ziel eines hartbedrängten Lebens ungeschwächt fortloderte, in anziehender Darstellung an uns vorüber. Sein Gedicht, dessen Grundstoff mit diesem Leben eins war, wird von hier aus zergliedert. Er wird mit Homer verglichen, in so fern als diesem die Fülle der gesammten Natur- und Geschichtskenntnifs seiner Zeit, dem Britten hingegen die Masse der gesammten Buchgelehrsamkeit der seinigen beiwohnte und aus diesen beiden verschiedenen Quellen ihre Gedichte hervorgingen. Aus dieser Auffassung entwickeln sich denn alle Vorzüge und Fehler des brittischen Dichters leicht und treffend. Der Gegenstand seines Gedichts, wiewohl tausendmal besprochen und in allen Formen behandelt, bleibt immer der höchste, den die Phantasie zu ergreifen vermag, und ging aus seiner Hand in einer neuen und erhabenen Gestalt hervor. Aber alle Einzelnheiten der Ausführung tragen die Spuren jenes Ursprungs aus einer überreichen, aber nur zu oft geschmacklos verschwendeten Belesenheit. Daraus entspringt jene bizarre Ueberladung mit weitläuftig und oft höchst unpoetisch ausgeführten geographischen und mythologischen Einzelnheiten, subtilen Controversen und technischen Ausdrücken. Seine Erfindung verfällt durch ein verfehltes Streben nach dem Neuen und Eigenthümlichen in's Abentheuerliche oft bis zur Lächerlichkeit. Dahin rechnet Villemain den Gedanken, die Teufel in verkleinerte Gestalten einschrumpfen zu lassen, um sie in einer unterirdischen Rathsversammlung zu vereinigen.

Digitized by Google

Dafs der Tod sein Haupt erhebt, um sich an dem Geruch der zukünftigen Leichname zu laben, wird eine mit italienischem Ungeschmack überladene englische Rohheit genannt. Wenn die rebellischen Engel mit Kanonen in den Himmel hineinschiefsen; wenn Gott einen Cirkel nimmt, um das Weltall in eine Kreislinie einzuschliefsen; wenn die Teufel sich in Schlangen verwandeln, um ihr Oberhaupt auszuzischen, so erscheinen diese Bilder dem französischen Kritiker mehr grillenhaft als grofsartig. So findet er auch, dafs Milton dem Schöpfer die dogmatische Sprache des Theologen in den Mund lege, und in dem, was er ihn sagen lasse, wenig Begeisterung offenbare; dafs ferner die ganze bis dahin allerdings genialische Dichtung nach dem eingetretenen Ungehorsam des ersten Menschenpaars, also mit dem zehnten Gesange, sichtlich herabsinke, und von da an nichts weiter sey, als eine ermüdende wiewohl mit bewundernswürdigen Zügen durchwebte Deklamation. Dagegen bewundert er höchlich die Schilderung der Gefühle Adam's und Eva's und deren Ausdruck, die Entstehung ihrer Liebe, den Schmerz Eva's um ihre Schuld und die gegenseitige Verzeihung der beiden Gatten, in welcher letzteren Scene der Dichter eine Begebenheit seines eigenen Lebens vor Augen gehabt haben soll. Hierin stellt Villem. den Dichter noch über Virgil und Homer. Seinen Satan nennt er das Meisterstück poetischer Schöpfungskraft, und die Portraits der Dämonen als Typen von Leidenschaften und Lastern sind ihm bewundernswerthe Allegorieen. Die Genialität in der Schilderung der Hölle gehöre zu den staunenswürdigsten Aeufserungen der schaffenden Einbildungskraft und Milton habe, nach dem Ausdrucke eines Engländers, seine starke Seite wohl gekannt, indem er diesen Gegenstand gewählt, wo alles zu wagen erlaubt, und Uebertreibung unmöglich sey. Käme das Ganze den fünf ersten Gesängen gleich, so würde es keine gröfsere Dichterschöpfung geben, als das verlorne Paradies. Aber auch in den übrigen Gesängen bleibe immer eine Gattung des Poetischen, die mit allen Fehlern der Dichtung versöhne, nämlich das Erhabene, welches überhaupt der Grundcharakter dieses Dichters sey. Sein Styl endlich sey ein getreues Abbild seines Gemüths: kühn, neu, majestätisch, höchst poetisch, oft sehr einfach, dann wieder bizarr, gezwungen und prosaisch. Letzteres sey besonders der Fall gegen das Ende des Werks und nicht mit Unrecht beklage sich der Dichter, dafs er, gebeugt durch Unglück und Blindheit, erstarre in der Kälte des Klima's und des Greisenalters. Er hatte sein Werk zu spät begonnen und übereilte dessen Vollendung. Die Begeisterung entflog ihm, und er liefs die Verse fallen, die sein Zeitalter keiner Betrachtung würdigte. Bei der kurzen Berührung dessen, was in der französischen Literatur über Milton erschienen, erwähnt Villem. noch, dafs eine im Jahre 1791 herausgekommene Schrift über denselben, die nichts sey, als eine demagogische zur Apologie des Königsmordes entworfene Flugschrift, mit Unrecht Mirabeau zugeschrieben worden sey.

Das was Villemain, ein auf der Höhe der französischen Bildung stehender Kriker, hier über Milton sagt, können wir füglich als Maafsstab anlegen, um die Fähigkeit des französischen literarischen Publikums zur Auffassung, zum Genufs und zur Beurtheilung fremder Poesie daraus zu erkennen, und wir finden, dafs ein so unbefangenes Insichaufnehmen, eine so wohlwollende und unpartheiische Würdigung einer so heterogenen Schöpfung schon einen bedeutenden Vorschritt zur höheren allgemeinen Bildung, eine Erhebung aus dem früheren Druck der Einseitigkeit und des Vorurtheils bekundet. Zur Vergleichung fügen wir hier sogleich einiges aus seinem Versuch über Shakspeare hinzu, wodurch wir in dieser Ansicht bestärkt und zu den besten Hoffnungen für Frankreichs literarische und poetische Zukunft angeregt werden, wiewohl freilich bei der dem französischen Nationalcharakter noch bei weitem stärker widerstrebenden Eigenthümlichkeit Shakspeare's die noch immer nicht ganz besiegte Beschränktheit des französischen Kunstgefühls und Kunsturtheils deutlicher hervortritt. Der Kritiker möchte den einmal angenommenen Regeln, den drei Einheiten, den für classisch geltenden Formen des französischen Drama nichts vergeben, und sieht sich dennoch durch die unwiderstehliche Macht Shakspeare's über sein natürlich richtiges Gefühl zu dem Geständnisse gezwungen, dafs die Behandlungsweise des brittischen Dichters ihre unverkennbaren Vortheile hat. Wenn solche Empfänglichkeit bei einem Manne von so grofser Autorität sich zu erkennen giebt, läfst sich die schönste Folge erwarten, und wirklich scheinen einige der neuesten Erscheinungen der französischen Bühnendichtung mit einzelnen der hier folgenden Aeufserungen in unmittelbarer Verbindung zu stehen.

Digitized by Google

Shakspeare's Ruhm, sagt Villemain, einst in Frankreich ein Gegenstand der Paradoxie und des Skandals, bedroht jetzt den alten Ruhm unseres Theaters, was eine grofse Veränderung in Meinungen und Sitten voraussetzt. Diese Revolution giebt Veranlassung zu mancher Frage, nicht blos im Gebiete der Literatur und des Geschmacks, sondern auch in dem der Geschichte des geselligen Lebens. Voltaire, in seiner Jugend ein Enthusiast für Shakspeare, anathematisirte und verfolgte ihn vierzig Jahre später mit tausend Witzworten. Doch all dieser Witz beweist nichts gegen einen Enthusiasmus, den er selbst einst theilte. — In dem Leben, dem Zeitalter und dem Genius Shakspeare's suche man die Quelle seiner bizarren Fehler und seiner mächtigen Originalität. Er entwickelt zuförderst, was äufserlich zur Ausbildung von Shakspeare's poetischem Talent mitgewirkt: die allgemein verbreitete Uebersetzung der Bibel: der Königin Elisabeth Geschmack und Sinn für Gelehrsamkeit, die Mode allegorischer und mythologischer Darstellungen bei allen Festlichkeiten, vielfache Uebersetzungen der Alten, so wie der italienischen Dichter. Hierdurch gewann vornehmlich sein poetischer Ausdruck, der ihm früh den Beinamen des Dichters mit der Honigsprache erwarb. Nach Villem.'s Meinung wäre aber diese Genialität des Ausdrucks dasjenige, was zuerst sein Zeitalter ergriffen, und auch jetzt dem grofsen Charakter, dem fortdauernden Leben Sh.'s zum Grunde liege. Dies habe ihn vorzüglich ausgezeichnet vor seinen Mitbewerbern, Marlow und anderen, die noch an einer widrigen Härte, Rohheit und Unregelmäfsigkeit des Ausdrucks gelitten. Seine Stücke, wiewohl eilfertig geschrieben, tragen doch nicht, wie die Spanischen, den Charakter sprachfertiger Improvisation und phantastischen Traumlebens, sondern jederzeit den des glücklichen Genius, des feurigen Aufschwungs und tiefer Meditation. Darum aber darf man nicht, fährt V. fort, von einem dramatischen System Sh.'s sprechen und dieses dem antiken Theater zur Seite stellen oder gar vorziehen. Ein solches System ist selbst bei der aufmerksamsten Bewunderung in seinen Stücken nicht zu erkennen. Als Sh. auftrat, war die Tragödie nichts als eine Darstellung wunderbarer oder schrecklicher Begebenheiten, die ohne die Einheiten der Zeit und des Orts auf einander folgten. Das Komische ward damit vermischt, wie es auch im Leben geschah, wo bei den ernstesten Festlichkeiten der Hofnarr nicht fehlte. Diesem bequemen Wege folgten auch seine Zeitgenossen, und selbst der gelehrte, der Griechen und Römer kundige Ben Johnson begeht dieselben Unregelmäfsigkeiten, verlegt die Scene von einem Weltende zum anderen, läfst sie dann wieder leer, mischt das Erhabene mit dem Possenhaften, das Pathetische mit dem Trivialen, Verse mit Prosa. Er hat Sh.'s System, oder vielmehr beide haben keines, sondern erfüllen, dem Geschmack der Zeit folgend, ihren schon vorhandenen Rahmen. Sh. aber thut dies mit aller Naturkraft der Phantasie, mit Originalität und Beredsamkeit, mit den überraschendsten, erhabensten und feinsten Zügen, „wie etwa Molière in seinem Festin de Pierre". So ist Shakspeare, sein Genie ist sein System. Er dient der Neigung des Zuschauers, erzählt ihm nichts, sondern bringt Alles in scenische Handlung. Diese freie Weise aber, die bei Ben Johnson, Marlow, Fletcher und Beaumont nur gewöhnliche Combinationen hervorbringt, führt Sh. zu den frappantesten eindringlichsten Scenen.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXV.

Hadendir Arragk Wartanai Wartabiedi: Choix de Fables de Vartan, en arménien et en français. Ouvrage publié par la société asiatique de Paris. Paris 1825.

Der Name Wartan ist sehr gewöhnlich bei der armenischen Nation; es finden sich in den Jahrbüchern dieses Volkes über zwanzig Männer desselben Namens, die sich alle, als Krieger oder Staatsmänner, als Priester oder Gelehrte ausgezeichnet haben. Von allen übrigen ragte aber einer hervor und wird deshalb von seinen Landsleuten Wartan, der Grofse (*mieds*) genannt. Wartan, geboren am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts zu Pardsierpiert, einer kleinen Stadt Klein-Armeniens war der Schüler und Freund des berühmten Historikers Wanagan; auf seinen Reisen erwarb er sich Kenntnisse in den verschiedensten Sprachen; er wufste Griechisch, Persisch, Hebräisch und Syrisch, höchst wahrscheinlich auch Mongolisch, und benutzte hernach alle die mannigfachen, ihm zugänglichen Quellen zu seiner ausführlichen Geschichte Armeniens, von den ältesten Zeiten bis zum Jahr unserer Zeitrechnung 1267. Wartan ist keineswegs ein trockener Chronograph des Mittelalters, der sich auf die ihm naheliegenden Begebenheiten beschränkt; er berichtet im Gegentheile, wenn immer fremde Nationen mit den Armeniern in Berührung kommen, alles dasjenige von ihren Geschichten und Sitten, was er erfahren konnte. Dieses wichtige historische Werk ward niemals gedruckt, und selbst die Hand

Digitized by Google

schriften davon sind äufserst selten. Die Mechitaristen auf St. Lazaro bei Venedig besitzen in ihrer reichen Handschriftensammlung auch von unserem Wartan eine Copie, und es war dem Unterzeichneten vergönnt, hier einen Theil dieses wichtigen Werkes zu lesen. Wartan's Werk, so wie das seines Zeitgenossen Kyriakos (geht bis 1260), ist vorzüglich wichtig für die Geschichte der Mongolen (armenisch Mochol oder Mouchol genannt) und ich will hier vorläufig eine Stelle daraus mittheilen, die den Geschichtsforscher in mannigfacher Beziehung interessiren wird. „Die Mongolen", schreibt Wartan, „haben die Sitte wegen des Neujahrsanfangs im Monat July ein grofses Fest anzuordnen, das den ganzen Monat über dauert; sie nennen diese Tage Kurulta, d. h. soviel als Berathschlagungsfest (*Chorhurtadon*), denn zu dieser Zeit versammeln sich alle Fürsten und Aeltesten bei dem Grofschan und berathen sich über die Führung der Herrschaft, — alle strahlen von Majestät und alle die mit ihnen in diesen Tagen gerüstet ausziehen, diese und jene Horden". Es wird dann das berühmte Kurultay beschrieben vom Jahre 1264, wo sich an dem Hofe Hulagu's (armenisch Hulaw genannt) die Könige Armeniens und Georgiens, die lateinischen Fürsten von Antiochien und die Emire Persiens eingefunden hatten; auch Wartan kam auf das ausdrückliche Verlangen des Mongolenfürsten an dessen Hof und hatte merkwürdige Unterredungen mit dem klugen und vielgewandten Hulagu (Tschamtschean Geschichte von Armenien III. 260. armenisch). Wartan starb im Jahre 1271 uns. Zeitrechnung (Tschamtschean a. a. O. 271.) und hinterliefs eine grofse Anzahl von Schriften; er schrieb Commentare über viele Bücher der heiligen Schrift; er verfertigte geistliche Betrachtungen und Gebete in Prosa und in Versen; er hinterliefs eine Geschichte, von der wir schon gesprochen haben, und mehrere Sendschreiben. Neben diesen Werken, von denen er sicherlich der Verfasser ist, wird ihm auch eine kurze Geographie Armeniens und eine grofse Sammlung von Fabeln zugeschrieben; die Geographie, wie wir sie jetzt haben, ist sicherlich nicht von Vartan, dem Grofsen, und auch die Fabeln haben höchst wahrscheinlich einen andern Verfasser, der mit dem Pardsierpierdsy blofs eine Namensähnlichkeit haben mochte.

Der Schreiber der Pariser Handschrift No. 135., woraus die vorliegenden Fabeln entnommen sind, schrieb die ganze Sammlung unbedingt dem berühmten Doctor Vartan zu; aber Saint-Martin, der gelehrte und einsichtsvolle Herausgeber dieser Fabeln, zweifelt mit Recht an der Wahrhaftigkeit dieses Zeugnisses. Es ist unmöglich, sowohl in Betreff der Sprache als des Inhalts, dafs ein und derselbe Mann die vorliegenden Fabeln und die Geschichte Armeniens geschrieben habe; die Sprache ist gemein und rauh und der Inhalt gränzt hie und da selbst an Unverstand. Die armenische Sprache besitzt einen bei weitem vortrefflichern Fabeldichter, den Mechitar Kosch aus dem zwölften Jahrhundert uns. Zeitrechnung (gedruckt zu Venedig im Jahre 1790, 2te Auflage im Jahre 1825.); in neuern Zeiten ward auch Aesopus in's Vulgärarmenische (aschcharhapar) übertragen und von dem Doctor Mynas, aus der Congregation der Mechitaristen auf St. Lazaro, mit vielen Anmerkungen und Erläuterungen versehen (gedruckt auf St. Lazaro 1818 2te Auflage 1826). Saint-Martin hätte demnach aus der reichen armenischen Handschriftensammlung, die sich zu Paris befindet, ein bei weitem wichtigeres Werk herausgeben können z. B. Goriun's Leben des heiligen Miesrop u. s. w.; doch rechten wir nicht mit dem Manne, der in neuern Zeiten zuerst wiederum auf die grofsen Schätze der armenischen Literatur aufmerksam gemacht hat, über dasjenige, was er hätte geben können; auch diese Fabeln werden dem Anfänger des Armenischen, wegen der gegenüberstehenden Uebersetzung höchst willkommen seyn. Die Uebersetzung haben wir im Ganzen treu und richtig gefunden; die deutsche Sprache könnte sich freilich der Construction des Armenischen besser fügen. Es haben sich übrigens einige Versehen eingeschlichen, die der aufmerksame Leser leicht von selbst verbessern wird. Dazu rechnen wir z. B. *Fable II.*, wo S. M. übersetzt: *Cette fable montre que pourvu qu'un homme soit faible et pauvre, il plait toujours (!) aux peuples et aux soldats qui le nomment roi ou chef, mais peut-il gouverner son royaume s'il arrive quelque chose?* Nach dem armenischen Wortsinne heifst aber die Stelle so: „diese Fabel zeigt, dafs wenn immer Jemand kraftlos und arm ist, wenn auch das Volk und die bewaffnete Macht Gefallen an ihm haben, und ihn als König oder Fürsten einsetzen, — wird er wohl das Reich regieren können, wenn etwas dazwischen kömmt"! die armenische Partikel *ief* (und) wird zu ganz verschiedenartigen Verbindungen gebraucht; sehr häufig hat sie, wie das griechische *καὶ*, die Bedeutung von auch, sogar u. s. w. Ebenso scheint die Moral der 16ten Fabel, wo der dumme Wolf vom Fuchs betrogen wird und sich unter die Hunde mischt, nicht richtig aufgefafst. S. M. übersetzt: *Cette fable montre à beaucoup de gens ignorans, mais hardis, qu'il ne faut pas se disputer, ou se jeter au milieu de ceux qui se disputent, mais s'en éloigner au contraire avec prudence.* Nach dem armenischen Wortsinne, heifst aber die Stelle so: „diese Fabel zeigt dafs man sich nicht mischen, nicht drängen solle unter die Streitenden, unter die durchaus Unwissende und Tollkühne, sondern mit Verstand sich von ihnen entfernt halten".

Mehrere Fabeln sind nicht allein ganz richtig, sondern auch mit einem gewissen Humor übersetzt, so z. B. die vierte Fabel, das Schaf und der Wolf überschrieben, die auch wohl ihrem Inhalte nach, die beste ist der vorliegenden Sammlung.

Carl Friedr. Neumann.

Digitized by Google

Nro. 46.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1829.

Mélanges historiques et littéraires, par M. Villemain, membre de l'académie française.

(Fortsetzung.)

Die Personen, die auch bei ihm, wie durch Zufall sich auf der Bühne begegnen, sagen Dinge, die man nicht wieder vergifst, und mitten in der Unordnung seines Werks bringt der Dichter die höchste Wirkung hervor. Und doch ist Sh. nicht immer naturgemäfs und wahr. Kann man der französischen Bühne leicht den Vorwurf des Gemachten und Conventionellen machen, kann man von Corneille und Racine sagen, dafs ihre Helden eine galante, geglättete, hofmäfsige Sprache führen, die ihnen selbst so fremd sey, als dem Dichter, so kann man Sh. mit viel gröfserem Rechte unpassender Sitten und Sprache zeihen, die bei ihm noch viel störender vorkommen. Gesuchte Metaphern, dunkle leere Affektation sind ihm keinesweges fremd. Die einfachsten Dinge drückt er oft in geschraubten, zugespitzten, mühsam erkünstelten Wendungen aus. Dies ist aber bei ihm, was es bei jenen war: eine Krankheit der Zeit, von der kein Dichter sich losmachen kann, und erklärt sich leicht, wenn man die Parlamentsreden Jacobs I. liest. Uebrigens haben die englischen Kritiker in Hinsicht Sh.'s die Anbetung der Ausleger Homer's noch überboten. Nach ihnen ist Sh. ein Mann, der nichts gewufst, aber alles geschaffen hat: Metaphysik, Moral und Poesie. Seine ungeheuersten Fehler hat man vergöttert, und was aus der Barbarei seiner Zeit in ihn übergegangen ist, zu einer Erfindung seines Genies erhoben. — Bei dieser Gelegenheit kann denn auch Wilh. v. Schlegel einer strengen Abfertigung nicht entgehen. Sh. ist aber weder nach der mystischen Subtilität des deutschen Literaten, noch nach den Witzeleien Voltaire's zu beurtheilen. Zuförderst ist die Last der Barbarei und des schlechten Geschmacks, womit er überladen, gänzlich abzuwerfen. Am wenigsten aber ist aus seinen Werken ein für unsere Zeiten anwendbares System abzuleiten, und soll eine neue Form aus unserem jetzigen Leben sich entwickeln, so darf diese weder der Shakspeareschen noch der Racineschen gleichen. Hier wird nun Schiller als Nachahmer der in Romeo und Julie plötzlich entstehenden Liebe, und Göthe als Nachahmer der Hexenscenen im Macbeth getadelt. Betrachtet man aber, heifst es nun weiter, Sh. frei von Nachahmungs- und Systemsucht, als eine aufserordentliche Erscheinung, die nicht zu reproduciren ist, dann gelangt man zu dem reinen Anblick seiner Freiheit, seiner Leidenschaft, seiner Poesie und Beredsamkeit. Sein reiches Genie hat nicht alles geschaffen, sondern so vieles in älteren Dramen, Novellen und Chroniken schon vorgefunden, alles aber mit dem Stempel seiner Originalität bezeichnet. Ein Volksmährchen, eine Ballade wird zu einer unsterblichen Schöpfung. Die Zeichnung seiner Charaktere ist energisch, aber nicht immer richtig gehalten: in welchem Lande er sie auch findet, immer giebt er ihnen die englische Physiognomie. Sein römisches Volk ist der englische Pöbel. Dies gerade macht ihn den Engländern so lieb. Sh. ist der personificirte Genius Englands in seinem Stolz, seiner Freiheit und Rohheit, seiner Tiefe und Melancholie. So ist der Monolog im Hamlet eine Ausgeburt des englischen Spleens, der schwarze Ehrgeiz Macbeths gleicht ganz dem, der in den Königen der weifsen und rothen Rose lebte. Die gröfste Macht übt Sh. auf das englische Publikum, da wo er einheimische Gegenstände behandelt, und ihm seine alte Geschichte, Sitten und Vorurtheile mit den Eigennamen der Menschen, Oerter, Flüsse vorführt. Eben so grofse Wirkung müfste ein talentvoller Mann in Frankreich hervorgebracht haben, wenn er in uneingeschränkter Behandlung und in dem Feuer einer noch frischen Tradition die Rachsucht Ludwigs XI, die Verbrechen am Hofe Karls IX, die Verwegenheit der Guisen, die Wuth der Ligue dargestellt,

Digitized by Google

die Häupter, Partheien, Gegenden, nicht in der gebildeten Sprache der Zaire, nicht in Dubelloy's modernem Pomp, sondern in der rauhen einfachen Offenheit, in der vertraulichen Sprache jener Zeit, unveredelt aber belebt auf die Bühne gebracht hätte. Solche Stücke hätten allmächtigen Eindruck, unsterbliches Ansehn gewonnen, obschon den Franzosen jener Geschmack an alten Annalen, jene Ehrfurcht vor alten Sitten, hauptsächlich aber die Sprödigkeit des insularischen Patriotismus abgeht. Auch ist in England das Theater keine Hof- sondern eine Volkslust. Der Matrose selbst ergötzt sich an Othello's Erzählung seiner Seeabentheuer, denn in Coventgarden und Drurylane ist das Parterre vom Volk erfüllt, das an der Leidenschaft und Energie des tumultvollen Dramas den lebhaftesten Antheil nimmt. Aber auch die höheren Classen erfreuen sich dort an diesen rauhen schreckhaften Bildern, so zu sagen an Sh.'s tragischer Nudität, eben um des Contrastes willen, der sich mit der Behaglichkeit des gewöhnlichen Lebens darin bildet. Der heftige Eindruck erregt und zerstreut diese von der socialen Glätte ermüdeten Seelen. In den Logen sieht man die feinsten Damengesichter mit Begierde hinschauen auf die Todtengräberscene im Hamlet. Schönheit und Jugend betrachten mit unersättlicher Neugierde jene Bilder menschlicher Zerstörung. Der bizarre Scherz, der diesen Schrecknissen beigemischt ist, erleichtert dann wieder den Zuschauer von dem Druck der ihn preſste, und lautes Gelächter erschallt. Traurigkeit und Freude wechseln auf den kältesten Gesichtern und selbst der Staatsmann lächelt über die Sarkasmen des Todtengräbers, der den Schädel des Kammerherrn von dem des Hofnarren zu unterscheiden sucht. So hat denn Sh. auch in seinen geschmackwidrigsten Schöpfungen das Interesse der Nation für sich; er unterhält die Engländer von ihnen selbst, d. h. von dem, was sie fast allein nur achten und lieben. Aber auch im Auslande verliert er nicht alle seine Macht. Es ist der Charakter des Genie's, daſs auch seine Localschönheiten, seine individuellen Züge den Typus allgemeiner Wahrheit an sich tragen, und daſs es für seine Mitbürger arbeitend der ganzen Welt gefällt. Die nationalsten Werke sind die verbreitetsten und deshalb werden die Griechen noch jetzt in allen Welttheilen gelesen. Shakspeare aber, der nicht in einer so glücklichen Bildungsperiode lebte, hat bei weitem weniger von dieser allgemeinen Schönheit. Der Rost des Mittelalters bedeckt, und ein Gewicht von der Gelehrsamkeit des sechzehnten Jahrhunderts belastet ihn. Ihm fehlt jene liebenswerthe Einfalt einer neugebornen Welt, die Fénélon an Homer rühmt. Man fühlt es, wie sein Geist sich hervorarbeitet unter einer alternden, von Erinnerungen und Verwickelungen beschwerten Civilisation. — Als ächter Dichter malt er das Schrecklichste, wie das Anmuthigste mit gleicher Meisterschaft. Bei der Schilderung weiblicher Charaktere trifft dieses rauhe wilde Genie den Ton der eigensten Zartheit und kehrt zur reinsten Schicklichkeit zurück. Ophelia, Catharina von Aragon, Julia, Cordelia, Desdemona, Imogen, diese rührenden scharf unterschiedenen Bilder sind von unnachahmlicher Anmuth und reinster Naturwahrheit, die man von der Ungebundenheit einer so rauhen Zeit, von der Derbheit dieses mannkräftigen Genius nicht erwarten sollte. Sein Natursinn ersetzt den Geschmack und läſst ihn gleichsam weiſssagend vorerkennen, was der Bildung seiner Zeit noch fehlte. Selbst Lady Macbeth weiſs er durch der Natur entlauschte Züge zu mildern: sie reizt zum Morde, aber sie vermag ihm nicht zuzuschauen, und Gertrud bedeckt Opheliens Leichnam mit Blumen. Rechtfertigt nun solche Trefflichkeit die Bewunderung der englischen Kritiker, so darf man darum doch nicht mit ihnen die Vernachläſsigung aller Localfarben für gleichgültig halten, oder glauben, Sh. folge der Natur, wenn er die Sprachen aller Stände vermischt, wenn er einen Trunkenbold auf den Thron und einen Possenreiſser in Rom's Senat versetzt, wie ein Maler, der das Kostum seiner Figuren vernachläſsigt; und ebenso wenig kann man mit einem solchen System die Vermischung der Mythologie mit der Feerei, der Amazonen mit den Elfen entschuldigen; noch weniger aber den berühmten Dichter, der eine so wunderliche Verschmelzung, die bei Sh. nur die Wirkung einer zufälligen Unwissenheit ist, zu unserer Zeit mit Bedacht und Wissen nachahmt. — Wenn Sh. körperliche Folter, Bettlerlumpen, Raserei auf die Bühne bringt, so bedient er sich seiner ganzen tragischen Kraft. Wahren und verstellten Wahnsinn stellt er häufig dar, ja im Hamlet verschmilzt er beide. Oft auch zeigt er den Zusammenhang des Wahnsinns mit dem Verbrechen, und hier hat er die höchste Stufe des tragischen Schreckens erreicht, die selbst die Eumeniden des Aeschylus hinter sich läſst. Shakspeare und Aeschylus haben mannichfaltige Aehnlichkeit. Sie gleichen sich an poetischer

Digitized by Google

Kühnheit, an Lebendigkeit, selbst an Ungebundenheit der Metaphern und Bilder, an Feuer der Einbildungskraft; aber ein kaum der Barbarei entsteigendes Zeitalter läfst Sh. Rohheit mit Grofsartigkeit mischen, und bei ihm fällt man nicht selten aus den Wolken in den Schlamm: ein Mangel, der mehr noch in den Stücken seiner eigenen Erfindung, als in seinen historischen fühlbar wird. Wirft man dem französischen Theater vor, dafs es den Römern eine Emphase gebe, die ihnen fremd sey, so läfst sich dies mit gröfserem Rechte noch von Sh.'s Julius Cäsar sagen; nur in den Charakteren des Brutus, Antonius und Crassus zeigt er historische Wahrheit und scheint von Plutarch's Darstellung begeistert zu seyn. — Villemain geht nun mehrere Tragödien Shakspeare's durch, zeigt was ihn darin ergriffen habe und jeden Sinn ergreifen mufs, und gesteht endlich, dafs in den historischen Dramen der Mangel der Einheiten und die lange Dauer des Stücks Contraste von der ergreifendsten Wirkung möglich mache. So sehen wir, sagt er, Richard III, den Giftmischer, den Mörder und Tyrannen in den Schrecknissen und Gefahren, die er sich selbst bereitet, untergehen; so sehen wir Wolsey in seiner stolzen Gröfse und dann in seinem schmerzhaften Falle, und freilich, um alle Schmerzen und Begegnisse des Menschenlebens aufzunehmen, ist unsere Zeiteinheit von 24 Stunden viel zu kurz. So haben auch Sh.'s Unregelmäfsigkeiten im Styl ihren Vortheil und ihre Wirkung: seinem Wechsel von Versen und Prosa liegt immer eine Absicht zum Grunde. Wenn Romeo's und Julia's, Hamlets und seines Vaters Dialoge des Reizes und der Feierlichkeit der Verse bedürfen, so kann Macbeth ihrer in seinem Gespräch mit Duncans Mördern wohl entbehren. Nach englischen Urtheilen soll Sh. im Lustspiel gleich trefflich wie im Trauerspiele seyn, ja Johnson zieht seinen Scherz noch vor. Nicht-Britten aber können diese Meinung nicht theilen. Das Lächerliche verduftet, der Scherz verliert an Kraft und Anmuth, wenn er seine Heimath verläfst. Doch haben die Lustspiele dieses Dichters schon in ihrer Fabel einen eigenen Charakter fröhlicher Laune. Nur ermangeln sie gänzlich der Wahrheit und des realen Lebens, weshalb denn auch ein berühmter Shakspeareenthusiast nicht scheut, Molière prosaisch zu nennen, weil er zu wahr, dem wirklichen Menschenleben zu treu ist: als wäre Nachahmung der Natur ein Plagiat der Mittelmäfsigkeit. An diesem Fehler freilich leidet Sh. nicht: seine komische Wirkung entsteht aus dem Zusammenstellen wunderbarer Begebenheiten, aus steter Uebertreibung, Karikatur, und einem lebhaften witzigen Dialog, in dem jedoch der Dichter mehr als die Personen spricht. Wer diese phantastische Possenreifserei, diese eigensinnige Willkühr der Erfindung betrachtet, sollte glauben, Rabelais habe sich in ihm zum Lustspieldichter umgeformt. Zuletzt indessen gesteht unser Verf. auch Sh.'s Lustspielen zu, dafs sie den unerschöpflichen Reichthum beweisen, mit dem sein Genius begabt sey. Nach allem diesem, setzt er hinzu, kann man sich nicht wundern, dafs Sh. der Homer der Engländer ist und sich bei ihnen unwandelbar erhält. Der Eindruck seiner Vorbilder, ja vielleicht eine natürliche Verwandtschaft mit einigen Eigenschaften seines Genius ist erkennbar in den berühmtesten englischen Schriftstellern, und derjenige unter ihnen, der jetzt das Vorrecht hat, Europa zu unterhalten, mufs zu seiner Schule gerechnet werden; er ist von seinem Geiste genährt, und besitzt, sey es durch Entlehnung oder von Natur, etwas von seinem Scherze. Im Dialoge kommt er oft ihm gleich und vorzüglich hat er viel Aehnlichkeit mit Sh. in der Erfindung seiner Charaktere, in der Lebendigkeit und der selbst in den kleinsten Zügen erkennbaren Wahrheit derselben, durch die er gleichsam neue Wesen in die Welt setzt, deren Bild bei ihrem blofsen Namen in unserer Erinnerung wieder auflebt. So grofs nun Sh. auch ist, so darf er doch für unsere Zeit kein Gegenstand der Nachahmung werden. Wenn man in den Schranken eines schon vorhandenen künstlerischen Systems oder mit schüchtern verbessernder Hand ihn nachbilden will, so hat er für den Nachahmer keinen Werth. Will man ihn aber mit affektirter Unregelmäfsigkeit wiedererzeugen und seine Regellosigkeit mühsam nachzeichnen, wie jene experimentirende deutsche Literatur gethan, die sich nach und nach in jeder Gattung versucht, und zuweilen sogar mit der Barbarei, als dem letzten Resultat ihrer Berechnung, es schon gewagt hat, so entstehen unter seinem Einflusse solche kalte widerstrebende Produktionen, in welchen die angenommene Rohheit des Dichters den Ton seines Zeitalters Lügen straft. Selbst unter Ducis energischer Hand verliert er, eingezwängt in unsere classischen Proportionen und in die Hemmungen unserer Bühne mit der Freiheit seines Ganges alles, was für die Einbildungskraft Grofses und Ueberraschendes in ihm liegt, und

Digitized by Google

erscheint, wie Gulliver von tausend Fäden gefesselt, oder wie ein Riese in Windeln. Bleibe Shakspeare den Britten; seine Poesie ist nicht, wie die Griechische, anderen Völkern zum Vorbild idealer Schönheit bestimmt. Auch so ist sein Reich noch weit genug, das durch die Britten über Indien und Amerika ausgebreitet ist. Denn auch in den vereinigten Staaten ist Sh., wie in der Heimath, der Dichter des Volks, das nur durch ihn sich mit der Literatur in Verbindung erhält, von der es aufser ihm nur wenig kennt, und so wird denn Shakspeare auch in jener neuen unermefslichen Welt als Kern und Vorbild einer neuen Dichterschule dastehen.

So sehr aus diesen Aeufserungen des französischen Kritikers nun auch hervorgeht, dafs er Shakespeare's Geist nicht ganz in sich aufzunehmen vermocht hat, so viel Halbwahres und Ungerechtes auch in seinem Urtheil über den Dichter und dessen Beurtheiler, über Englands und Deutschlands Literatur darin liegt; so sind sie dennoch von nicht geringem Werthe: denn sie beweisen die mächtige Wirkung, die der grofse Britte auf ihn und seine Nation schon ausübt. Sein natürliches Gefühl zeigt sich mit angebildeten Vorurtheilen in einem Kampfe, in dem der Sieg für jenes sich entscheiden mufs, und das Element der freieren Poesie dringt auf das jetzt lebende Geschlecht mit einer Gewalt ein, gegen welche die Schranken veralteter Regeln nichts vermögen werden, wie hartnäckig ein übelverstandenes nationales Ehrgefühl sie auch vertheidigen möge. Trotz seiner Empfänglichkeit für die Schönheiten ausländischer Poesie hält sich unser Kritiker in seinen Grundsätzen streng auf der Linie dessen, was man in Frankreich Classicität nennt, und verficht diese mit allem Eifer gegen die sogenannten Romantiker. Dies ergiebt sich aus folgenden Stellen einer in dieser Sammlung abgedruckten Rede, womit er seine an der Pariser Universität gehaltenen Vorlesungen über französische Eloquenz eröffnete. — Glauben Sie, dafs diese Literatur, die heut in den Ruinen, in den Zufälligkeiten eines barbarischen Zeitalters Begeisterung sucht, naïver sey und wahrer, als jene, die sich durch das Licht der antiken Meisterwerke zu beleben suchte? Mag man nun eines oder das andere nachahmen, die Gesetze der Nachahmung bleiben immer dieselben. Mag der Dichter den Apoll von Belvedere betrachten, oder einen mifsgestalteten irdischen Gott, so empfängt er immer einen fremden Eindruck und sein Gedanke wird modificirt durch seinen Blick; er wird Nachahmer. Aber die Nachahmung der Meisterwerke hat den Vortheil, dafs sie den Sinn erhebt zu dem idealen Typus der Anmuth und Schönheit, welcher das Wahre in der Kunst ist. Die Nachahmung der höchsten Kunstwerke, oder vielmehr der Wetteifer mit ihnen, ist eine freie Arbeit des Geistes, sie vermischt sich mit dem ewigen Bilde der Schönheit und Gröfse, und erscheint nur dann als Wahrheit, wenn sie eine neue Schöpfung wird. In diesem Sinne kann man sagen, dafs sie verschwindet, je vollkommner sie wird. Die Nachahmung barbarischer Vorbilder aber ist eine rein materielle Arbeit, der schon bei ihrem Beginn die Wahrheit mangelt, und in der die Reflexion zur Lüge wird. — Weiterhin heifst es: In der That, dies einzige Hindernifs können wir dem Verfall, der unsere an Meisterwerken so reiche Literatur bedroht, entgegensetzen, dafs wir die Reinheit ihrer ursprünglichen Formen zu erhalten suchen; dafs wir eine neue Gelegenheit erfinden, um dieselben glücklich anzuwenden; dafs wir den durch Tradition uns überkommenen Geschmack in unserem Styl bewahren, und uns nur in der Wahl des Stoffs und der Hauptgedanken eine Neuerung erlauben. — Man sieht, wie tief der Grundsatz, dafs Kunstschönheit nur in den Gränzen gewisser conventioneller Formen möglich sey, bei den Franzosen wurzelt, ein Grundsatz, der ganz dazu geeignet wäre, ihre Literatur in kalter Erstarrung hinsterben zu lassen und jedes neue Kunstwerk, wie der Schuh den chinesischen Fufs, schon im Entstehen zu verkrüppeln, wenn nicht glücklicherweise das Bedürfnifs neuer geistiger Eindrücke und Bewegungen und die dadurch entstandene ernste Beschäftigung mit den Werken des Auslandes dem Uebel schon kräftig entgegenträte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 47.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1829.

Mélanges historiques et littéraires, par M. Villemain, membre de l'academie française.

(Fortsetzung.)

Wir gehen nunmehr zu den Arbeiten des Verf. über die Neugriechen über, mit denen er sich anhaltend und mit grofser Vorliebe beschäftigt, und finden hier zuerst unter dem Titel Lascaris eine Darstellung von dem Zustande und den Begebenheiten der nach der Eroberung von Konstantinopel nach Italien geflüchteten Griechen und ihrem Einflufs auf die europäische Bildung. In einer kurz nach dem Tode des Kaisers Alexander zur Zeit der heldenmüthigen Vertheidigung von Missolonghi geistreich und eindringlich geschriebenen Vorrede wirft der Verf. einen Blick auf den damaligen Zustand der Griechen, ihre Hoffnungen, den Antheil der civilisirten Welt an ihrem Schicksal, und stellt die Gründe dar, die eine Bewegung der europäischen Mächte zu ihrer Rettung veranlassen sollten. Stimmen wie diese sind würdige Organe der öffentlichen Meinung, und es thut unserem Gefühle wohl, zu glauben, dafs die seitdem erfolgte glückliche Wendung der griechischen Angelegenheit zum grofsen Theile auch dem Einflusse der von allen Seiten her in gleichem Sinne laut gewordenen Aeufserungen der öffentlichen Meinung zugeschrieben werden darf. Um seiner Darstellung Lebendigkeit und Reiz zu geben, knüpft der Verf. dieselbe in der Weise Barthelemy's und anderer an eine einfache Fiktion. Einige hochgebildete junge Edelleute aus Venedig und Florenz, unter denen ein Medici, ein Bembo, sind zur Beschauung des Aetna und anderer Merkwürdigkeiten nach Sicilien gekommen. Ein Schiff bringt mehrere dem Untergange von Byzanz entronnene Griechen an's Land. Aus den zwischen den Zusammentreffenden entstehenden Gesprächen und Verhältnissen und der Darstellung ihrer ferneren Begebenheiten weifs der Verf. geschickt zu entwickeln und zu einem anziehenden Bilde zu gestalten, was in jenem so denkwürdigen und folgenreichen Geschichtsabschnitt für den Gebildeten ein allgemeines Interesse hat. Einer der entflohenen Griechen, Lascaris, ein Fürst und Verwandter des erloschenen Kaiserhauses, läfst uns in der lebendigen Kürze gebildeter Gesprächweise die Erzählung von dem Fall Constantinopels und des letzten Constantin's vernehmen. Aufgeklärt, dem Nachdenken und mit Begeisterung den Wissenschaften ergeben, hat Lascaris vor allen anderen Gütern seine (jetzt im Escurial befindliche) Bibliothek gerettet und mitgebracht. Denn diese Schätze hat er, der den Untergang des an Despotismus und Alterschwäche krankenden Reichs schon lange vorausgesehen, von je an als die einzige der Rettung werthe Verlassenschaft der sterbenden Hellas angesehen, und nun erscheinen sie ihm als die reichste Vergeltung der gesuchten Gastfreundschaft. Einige unter seinem Schutz entkommene Klosterjungfrauen werden von Benediktinerinnen in ihr Kloster aufgenommen. Ein anderer griechischer Flüchtling ist Gemistius Pletho, dem eine leidenschaftliche Liebe zur Poesie und Philosophie des Alterthums den Verdacht versteckten Heidenthums und Verfolgungen von Seiten der Kirche und des Staates zugezogen. Sein Schüler, der Kardinal Bessarion, hatte schon früher sein Vaterland, dessen Fall er voraussah, verlassen, und war, zur römischen Kirche übertretend, in Rom zu hohem Rang und Einflufs gelangt. Wie weit jene uneingeschränkte Verehrung des Alterthums damals bei den Einzelnen noch ging, und wohin sie führen könne, wird durch Erwähnung eines gleichzeitigen Neapolitaners von alter Familie gezeigt, der förmlich in ein literarisches Heidenthum verfallend, den altrömischen Namen Pomponius Lätus annahm, heimlich dem Romulus opferte, und die von Ovidius beschriebenen Religionsgebräuche übte. Die eingegangene Nachricht, dafs Mahomed den besiegten Griechen ihren Cultus unter einem von ihm gewählten

Digitized by Google

Bischof lasse, bewegt Lascaris zu der Aeufserung, dafs nun auch von dem Christenthume nichts mehr für die Wiedergeburt des Reichs zu hoffen sey, worauf Gemistius weissagend erwidert, Hellas werde auferstehen, wenn es aus den Quellen seiner alten Weisheit neue Kraft schöpfe. Einige Verse des Dante von einem jungen Italiener gesungen, geben Veranlassung über den Grad der in Italien schon vorhandenen Bildung, ihre Fähigkeit zur Aufnahme griechischer Weisheit, und den Weg, der zu ihrer Vervollkommnung einzuschlagen sey, sich zu besprechen, welcher Anlafs benutzt wird, um über den Einflufs der vertriebenen Griechen auf die europäische Kultur überhaupt mancherlei Meinungen einander gegenüber zu stellen, wodurch endlich Lascaris wieder darauf zurückkommt, dafs auf der Erhaltung der schriftlichen Monumente die einzige Stütze Griechenlands und eine entfernte Hoffnung seiner Wiedergeburt beruhe. Angekommene Briefe von Bessarion bringen den Griechen nur schwachen Trost, indem sie ihnen zwar persönlichen Schutz und Unterstützung versprechen, und namentlich Lascaris nach Rom einladen, dennoch aber die Empfindlichkeit des Pabstes Nikolaus V. über die schismatische Hartnäckigkeit der Griechen und dessen Ausspruch, dafs sie nur durch diese ihren Untergang selbst herbeigeführt, zu erkennen geben. Eine bei dieser Gelegenheit übersandte gedruckte Bulle zu Gunsten des Königs von Cypern, (welche das älteste bekannte Monument der Typographie seyn soll) giebt Gelegenheit, die Erfindung des Bücherdrucks und dessen muthmaafsliche Folgen zur Sprache zu bringen. Die abweichenden Religionsübungen der Griechen erregen bei den Sicilianern Mifstrauen und Abneigung, ein Uebelstand, der nicht wenig vermehrt wird durch die Ankunft eines neuen Flüchtlings, des mühsam der türkischen Grausamkeit entronnenen Bischofs Markus Theodorus von Ephesus, der durch seinen unbeugsamen Eifer schon bei dem Florentinischen Concilium hauptsächlich zur Erhaltung des Schisma mitwirkte, unter dem Anathema der römischen Kirche steht, jetzt aber durch die für seinen Glauben erlittene Marter in seiner Strenge noch mehr verhärtet ist. Auf sein Anregen wird unter dem der heiligen Agathe geweihten „Kastanienbaum der hundert Reiter" öffentlicher Gottesdienst gehalten. Die sicilianischen Landleute, eine Entweihung des geheiligten Baumes hierin sehend, stürzen sich auf den schismatischen Bischof, während überall die Lärmglocke ertönt, und Signalfeuer sich entzünden. Mühsam rettet Lascaris den Bischof und führt die Griechen durch die andringenden Feinde nach Catania, wo aber das Volk ebenfalls gegen sie aufsteht. Der spanische Befehlshaber zerstreut das aufgeregte Volk und sendet die Griechen unter Bedeckung nach Syrakus und weiter nach Palermo, während die Nonnen zu ihrer Bekehrung nach Rom eingeschifft werden, nachdem Theodorus sie zur Beharrlichkeit im Glauben ermahnt hat. Der Marsch der Griechen giebt Gelegenheit zur Beschreibung des Landes nach seiner damaligen Gestaltung. In den weitläuftigen und gänzlich verlassenen Ruinen von Selinunt erkennen sie in einem Einsiedler den Bischof Nicephorus von Heraklea, der bei dem florentinischen Concilium sich dem lateinischen Glauben angeschlossen hatte, und seitdem in selbstgewählter Verbannung diesen Abfall in tiefster Reue abbüfst. Da er diesen Abfall für einen Irrthum erklärt, so versöhnt sich Theodorus mit ihm. In Palermo angekommen, werden die Griechen vor den König Alphons geführt. Dieser König, seine Beschäftigungen, seine Umgebungen und Begleiter, unter denen Poggio und Aeneas Sylvius sich befinden, werden beschrieben; sein lebhafter Antheil an dem Schicksal Griechenlands, seine Liebe zur Wissenschaft und Kunst wird geschildert. Sein Krieg mit Florenz war so eben beendigt: die Florentiner hatten den Frieden mit einem Codex des Tit. Livius erkauft. Er bot den Griechen eine Zuflucht in Neapel an, und liefs sie versprechen, dafs wenigstens einige von ihnen an diesem Orte bleiben und lehren wollten. In Neapel nun finden sie alles in Schrecken und Bestürzung über die Einnahme von Byzanz und in höchster Besorgnifs vor den Türken. Die Wanderung durch Italien belehrt die Griechen, dafs sie überall ein Asyl aber nirgend thätige Hülfe gegen die Türken finden würden. Man trennt sich, und während der Bischof von Ephesus nach Rom geht in der Hoffnung, einen Kreuzzug zu bewirken, folgt Lascaris dem jungen Medici nach Florenz, wo dessen Vater Cosmus schon mehrere griechische Familien grofsmüthig aufgenommen hat. Hier nun errichtet Cosmus die platonische Akademie, die sich in seinem Pallast versammelt. Lascaris und seine Begleiter finden unter seinem Dach eine ehrenvolle Aufnahme, und hier beginnt jene hohe Mission des griechischen Genius, jenes eifrige und fruchtbare Studium hellenischer Literatur und Kunst. Das Fest des Platon vor zwölfhundert Jah-

Digitized by Google

ren in Athen zuletzt gefeiert, wird in Florenz von neuem begangen. Mitten in den Festen und der friedlichen Ruhe von Florenz lebte Lascaris unglücklich, weil keine Aussicht zur Befreiung seines Vaterlandes sich zeigte. Mochte er auch durch das beredte Bild seines unterdrückten Vaterlandes die jungen Männer zum höchsten Zorn, zum lebhaftesten Mitleid erregt haben, so verschwanden doch solche Eindrücke bald in der beweglichen Phantasie italischer Gemüther. Auch lag es nicht in Cosmus Politik, Florenz, das seine Blüthe dem Handel und der Kunst verdankte, in Kriege zu verwickeln. Der Verf. beschreibt nun noch die fruchtlosen Versuche der Griechen in Rom, einen Kreuzzug zu Stande zu bringen, der auf dem Concilium zu Mantua zwar beschlossen wurde, doch nicht zur Ausführung kam; dann die reifsende Schnelligkeit, mit der sich durch sie das höhere Leben der Wissenschaft und Kunst durch Italien und ganz Europa verbreitete; wie aber die Gröfse der von ihnen geleisteten Dienste selbst dazu beitrug, den Glanz ihres Ruhmes zu vermindern. Denn durch ihren Einflufs ward der schaffende Genius bald in vielen grofsen Männern geweckt und in vortrefflichen Werken thätig, während ihr eigener Geist die Welt mit keinem ausgezeichneten Werke beschenkt hat. Nicephorus kehrte nach dem Tode des Pabstes Aeneas Sylvius nach dem Orient zurück, um den Glauben seiner Brüder in der Sklaverei aufrecht zu erhalten. In den Gefängnissen der Christensklaven trotzte er der Pest und dem Schwerdt, um Christenthum und Einigkeit zu predigen, bis er den Märtyrertod fand. Theodorus begab sich zu den rauhen nie unterjochten Gebirgsbewohnern von Epirus, von wo aus er oft auch die Gebirge von Thessalien und Arkadien besuchte. Hier unterhielt und stärkte er in den rauhen Kriegern den Muth und den Hafs gegen die Feinde der Christenheit und starb, als ein Heiliger verehrt, im höchsten Alter. Gemistius kehrte sehnsüchtig nach der Heimath zu den Ruinen von Athen zurück, das Leben unter türkischer Herrschaft dem Aufenthalt in der Fremde vorziehend. Auch Lascaris suchte, nachdem er lange in Florenz, in Mantua, in Rom gelehrt, sich seinem Vaterlande wenigstens zu nähern. In Sicilien waren Verbindungen mit seinen Landsleuten leichter zu unterhalten und einzelnen der Unterdrückung entkommenen Hülfe zu leisten. Auf dieser jeder Bildung sonst verschlossenen Insel gründete er durch seine blofse Gegenwart und die anziehende Kraft seines Rufes eine bald berühmte Schule, der aus allen Theilen Europa's Schüler zuströmten. Dreifsig Jahre hindurch nach Constantinopels Fall sah er so manche Hoffnung zur Rettung seines Vaterlandes sich erheben und verschwinden. Dort vernahm er (so dichtet der Verf.) als er einst seinen Schülern so eben die Platonische Stelle erklärte, wo von der altegyptischen Tradition über die Insel Atlantis die Rede ist, die Entdeckung Amerika's, das uralte Zeiten gekannt oder Platon geahndet. Begriffen in einem durch die damaligen so reifsenden Fortschritte des Wissens veranlafsten Gespräche führte er seine Schüler einst an die Stelle, wo er zuerst gelandet, und sprach zu ihnen: So wie nach Platon alles Lernen nur ein Erinnern ist, so durchdringt auch der Geist des Alterthums täglich mit neuem Feuer die Gegenwart. Wenn ihr einst dieser glücklichen Umbildung euch erfreuen, an ihrem Ruhme Theil nehmen werdet, dann erinnert euch der unglücklichen gefesselten Hellas; gedenkt des Tages, wo unser fliehendes Schiff die hellenischen Monumente zu euch herüberführte. Wird Europa nicht einst die Schuld des Dankes fühlen? Oder mufs Hülfe und Freiheit für unser Vaterland erst von dieser neuen dem Oceane kaum entstiegenen Welt erwartet werden, wenn sie gebildet seyn wird durch unsere ihr selbst dem Namen nach noch unbekannte Kunst? Soll die Bildung einen so grofsen Umweg machen, um zu dem Lande zurück zu kehren, von dem sie mehr als einmal ausging? Ja, fuhr er prophetisch fort, Europa wird sich diesen Ruhm nicht rauben lassen; die Begeisterung für die Kunst wird uns Rächer erwecken unter den Erben unseres väterlichen Genius. Bald nachher starb Lascaris, von Sicilien beweint. Zu Messina sah man lange sein Marmordenkmal, das die Nachläfsigkeit verschwinden liefs, und er, der Wohlthäter Europa's, hat keine andere Spur seines Daseyns hinterlassen, als schriftliche Erinnerungen von seiner Schüler Hand, die hier zu einem Bilde von ihm vereinigt sind.

Die Darstellung des Verfs. in seinem Lascaris ist nicht auf das Bedürfnifs gelehrter Erkenntnifs berechnet und daher auch nicht ausgezeichnet durch tiefe Forschung oder gründliche Vollständigkeit. Der gegenwärtigen allgemeinen Theilnahme für die Griechen folgend und dieselbe unterstützend wollte er für die zahlreiche Classe der Leser von allgemeiner Bildung einen zufälligen und in den Hauptzügen genauen Umrifs hin-

Digitized by Google

stellen von dem Zustande der Griechen zur Zeit ihrer Unterjochung. Diefs ist ihm dem Geschmack und dem Bedürfnifs seiner Zeit entsprechend gelungen. An dieses Werk reiht sich nun unmittelber sein historischer Versuch über den Zustand Griechenlands seit der Eroberung durch die Türken. Die Griechen, sagt er, gaben in ihrem Untergange das Bild eines Volkes, bei dem der Trieb zu denken die sittliche Thatkraft überlebt hat. Heutzutage finden wir im Gegentheil in ihnen ein Volk, das, der Vergangenheit wenig eingedenk, wie durch Instinkt in heroischen Handlungen auftritt. Woher dieser Contrast entsteht, und wie jene Epoche mit der gegenwärtigen genetisch zusammenhängt, will der Verf. entwickeln. Er schildert am Eingange den abnehmenden Zustand des Reichs seit dem Angriffe der mit dem Kreuz bezeichneten Lateiner bis zu seinem Fall durch die Türken. So zerfallen war das Reich schon in Bruchstücke, dafs kein Gemeinsinn, ja kein gemeinsamer Name es mehr vereinigte. Nur die Religion diente noch zu einiger Verbindung. Mahomeds Sieg vereinigte das Volk gewissermafsen wieder durch das Band gemeinsamer Sklaverei. Der Eroberer hafste die Griechen, die er unterdrückte, nicht. Ihre Bevölkerung blieb zahlreich, sie behielten ihren Glauben, die Hälfte ihrer Kirchen, und einen Patriarchen, wozu der Sultan einen eifrigen Gegner der lateinischen Kirche selbst erhob. Eine kirchliche Fabel will, dafs dieser in längeren Unterredungen den Sultan von der Wahrheit des Christenthums überzeugt, was dann zu der bewiesenen Nachsicht mitgewirkt habe. Der Verf. zählt nun nacheinander alle socialen, politischen und kirchlichen Verhältnisse, so wie die äufserlich einwirkenden Begebenheiten auf, die, als Erhaltungsmittel dienend, die Griechen wenigstens als einen gleichartigen durch gemeinschaftlichen Cultus, Lebensweise, und Interesse verbundenen Volksstamm bestehen liefsen, manche Keime edeler Bildung und Gesinnung erhielten, und so die Möglichkeit einer einstigen Regeneration nicht untergehen liefsen. Hierzu gehört, dafs den Griechen die kleineren Grundstücke gegen den fünften Theil des Ertrages belassen wurden, wodurch ganze Distrikte in ihren Händen blieben, welche Vorsteher ihrer Nation hatten. So begann die Macht jener Primaten, die in dem jetzt befreiten Griechenlande eine bedeutende Faktion bilden. Unter Soliman II. trat die Errichtung der Armatolen oder christlichen Milizen im nördlichen Griechenlande ein. Nachdem die türkische Herrschaft consolidirt war, trat Europa mit den Griechen in merkantilische und literarische Verbindungen. Junge Griechen studirten in Italien, wodurch Keime von Kunst und Wissenschaft erhalten wurden. Als ein gleichsam unsichtbares Band wirkte ferner der dem Patriarchen von Constantinopel unterworfene sehr zahlreiche Klerus, der eine Art von religiöser und polizeilicher Aufsicht über das Volk führte. So erschien der Patriarch gleichsam als das Haupt und der Vertreter der Griechen, der nicht nur durch kirchliche Strafen bedeutende, sondern auch civil- und criminalrechtliche Gewalt über sie ausübte, indem er Gefängnifs- oft sogar Galeerenstrafe über sie verhängen konnte. Mehrere Dokumente beweisen, dafs sich in der unterdrückten griechischen Geistlichkeit doch immer einiges Licht von Bildung und Wissenschaft erhielt. Mit der Kirche zu Constantinopel war eine Schule verbunden, in welcher Religion und alte Literatur gelehrt wurde. Die kirchliche Macht des Patriarchen erstreckte sich sogar über die Gränzen des türkischen Reichs hinaus auf andere Nationen des griechischen Glaubens: daher seine stete Verbindung mit den Moskowitern und die nie verschwundene Hoffnung auf die Hülfe derselben. Abergläubische Wohlthätigkeit und die den Geistlichen bewilligte Abgabenfreiheit so wie die ihnen verstattete Ehe vermehrten ihre Zahl in's Unendliche. Auch dies ward ein Erhaltungsmittel der Griechen, indem es einen, wenn auch nur blinden Eifer in ihnen erhielt. In gleicher Art wirkten als Wohnsitze der Freiheit die zahlreichen oft befestigten Klöster, die von Türken nicht betreten werden durften. Die durch den Handel reichen und durch das Dolmetscheramt Einflufs gewinnenden Phanarioten arbeiteten, wiewohl sich ihr Patriotismus meist auf den Religionseifer beschränkte, doch durch ihre Bemühungen um den Unterricht der Griechen und durch Stiftung von Schulen, aus welchen mehrere gelehrte Männer hervorgingen, wenigstens zu der Möglichkeit einer künftigen Befreiung der Griechen vor.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 48.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1829.

Mélanges historiques et littéraires par M. Villemain, membre de l'académie française.

(Schluſs.)

Im Ganzen war diese Wirkung jedoch nur unbedeutend, und die Masse der Griechen stand im Anfange des 17. Jahrhunderts als ein neues Volk da, das von einer rein natürlichen Basis aus alle Stufen der Bildung noch zu beschreiten hatte. Selbst ihr eigenes Alterthum war ihnen in Dunkel gehüllt, und sie glaubten, ihr Vaterland sey vor alter Zeit von heidnischen Riesen bewohnt gewesen. Im 17. Jahrhundert fanden sich die Griechen erleichtert durch die Aufhebung jenes grausamen Tributs, der in der Ablieferung des fünften Theils der männlichen Kinder zur Rekrutirung des Janitscharencorps bestand und ihnen um so schrecklicher war, als diese Kinder zum Islam erzogen wurden. Manchen Städten wurden Privilegien bewilligt. So durfte Napoli nur an drei Tagen im Jahre einen Pascha bei sich aufnehmen. Athen erlangte eine Art von Schutz dadurch, daſs es zum Unterhalt des Oberhaupts der schwarzen Eunuchen bestimmt wurde und hierdurch einen Recurs an das Serail gewann. Das Volk von Athen war unwissend wie die Türken und vernachläſsigte, wie sie, die alten Monumente; dennoch behielt es jene Subtilität des Geistes, die den alten Atheniensern eigen war und merkwürdig ist es, daſs in der Mitte des 17. Jahrhunderts die Methode des gegenseitigen Unterrichts in Athen geübt wurde. Im Ganzen war der Zustand der Griechen erträglich, da sie funfzig Jahre im Frieden mit den türkischen Familien, deren Lebensweise sie annahmen, in einer Art von Vertraulichkeit gelebt und keine Truppen gesehen hatten. Diese Ruhe ward gestört durch den Einfall der Venetianer, die Morea eroberten und durch den Frieden von Carlowitz im Besitz bestätigt wurden. Ihre Herrschaft war nicht wohlthätig für das Land; Unterdrückung und Religionsabneigung machten sie verhaſst. Man bat Gott um die Befreiung von den Lateinern und sehnte sich nach den Türken. Mit Leichtigkeit setzte sich Achmet III. nach funfzehn Jahren wieder in den Besitz des Landes, und die Knechtschaft der Griechen ward härter als vorher. Was der Verf. über die ferneren Schicksale und Zustände der Griechen von diesem Zeitpunkt an geistreich und übersichtlich zusammenstellt, ist durch die groſse Zahl der neueren bekanntesten Forscher und Reisenden schon zu sehr Gemeingut geworden, um hier noch weiter verfolgt zu werden. Er schlieſst seine Darstellung mit einem noch ausführlicheren, dringenderen, beredteren Anruf an die christlichen Mächte zur Rettung Griechenlands, als jener, der seinem Lascaris vorangeht. Das sichtbar dem Herzen entströmende Feuer seiner Ausdrücke, die Kraft seiner Argumente, die Wahrheit und Reinheit seiner Ideen, sind eben so viele schöne Zeugnisse für seine Gesinnung und sein Talent, die uns ihm befreunden und um so mehr erfreuen müssen, als wir der Erfüllung der von ihm ausgedrückten Wünsche und Hoffnungen näher gekommen sind. Folgende auch jetzt noch zeitgemäſse Schluſsworte mögen hier eine Stelle finden.

„Es giebt unvermeidliche Verwandelungen auf dieser Erde, von welchen der den Vortheil zieht, der ein Vorgefühl von ihnen hatte, und die der weise Staatsmann früh erkennen muſs, um sie zu leiten. Jener Völkerzug, der vor dreihundert Jahren ein christliches Geschlecht, geboren unter dem für den Genius günstigsten Himmel, vor den Türken niederstreckte, jene rein militairische und asiatische Volksüberschwemmung, die nie den Widerwillen der Volksthümlichkeit und Religion zu überwinden, nie dem Griechenvolke seine Sitten, seine Sprache, seinen Cultus zu entreiſsen vermochte, jener Einbruch, von dem uralten europäischen Völkerrechte verdammt und stets illegitim, sie muſsten einst früh oder spät ihr Ende finden. Die Zeit dieser

Digitized by Google

Begebenheit war unbestimmt, ihr Eintritt unfehlbar. Baco, Leibnitz, Montesquieu und andere Publicisten haben sie verkündet; die Politik einer grofsen Macht hat sie seit lange vorbereitet. Wenn sie dann endlich hereinbricht, so mögen neue Combinationen ihr widerstreben; nichts kann verhindern, dafs sie nicht gerecht, nothwendig, vom göttlichen Gesetz und menschlichen Gefühl gebilligt sey; nichts kann verhindern, dafs Europa's wachsende Bildung, die Reinigung seiner Sitten, die Vervollkommnung seiner Künste die Gegenwart der Türken auf hellenischem Boden als eine barbarische Anomalie darstelle, die verschwinden mufs. Und nun, da sie einmal gewichen sind, da es nicht darauf mehr ankommt, das angesprochene alte Recht der Unterdrückung und des Blutvergiefsens zu behaupten, sondern neu zu beginnen; nun, da die Türken nicht mehr sind, was sie einst waren, mächtig, siegreich, dem noch unwissenden rohen Europa furchtbar; jetzt, da sie im Gegentheil einer europäischen Vorhut bedürfen, um sich in dem Besitz des schönsten Theiles von Europa zu erhalten, mufs man nun nicht einräumen, dafs die Vorsicht Griechenlands Befreiung unwiderruflich ausgesprochen habe?

Auch sittliche Gründe solcher Art gehören in die Politik und Gedanken der Grofsmuth sind nicht ausgeschlossen aus den Cabinetten der Mächte. Zwar mögen sie anfangs Mifstrauen erwecken, da ihr Nutzen nicht sogleich einleuchtet, und weil sie vor allen an das Gewissen und an die Ehre ihr Wort richten; aber die Ehre der Völker ist ein Bestandtheil ihrer Kraft. Man betrachte die Regierung Ludwig's XIV. Der Kriegszug nach Kandia, die Befreiung der Christensklaven durch das Bombardement von Algier, der spanische Erbfolgekrieg waren Unternehmungen für die Ehre, und darum waren sie nicht minder im höchsten Sinn politisch, dem Handel, der Schiffahrt, dem vorwaltenden Einflusse Frankreichs günstig. Jede Verwendung zu Gunsten Griechenlands wäre nicht weniger eine Berechnung der Weisheit, als eine Handlung der Menschlichkeit u. s. w.

Wir verlassen den Verf. auf diesem Gebiet, auf dem er sich am freiesten und schönsten bewegt, weil es seinem Herzen am nächsten liegt, und schliefsen diesen, den uns gegönnten Raum vielleicht schon überschreitenden Bericht mit einer Bemerkung über seinen Charakter als Schriftsteller.

Zu den Haupteigenthümlichkeiten des französichen Nationalcharakters gehört das Gewicht, das er auf die Kunst und Wirkung der Rede legt. Wenn der Deutsche seinen Werth in der Tiefe des Gefühls und des Gedankens, in der innersten Kraft seines Gemüthes findet, so sucht ihn der Franzose mehr in dem Erfolg der äufseren Mittheilung; er will gefallen und hinreifsen; er will seine Geistesgaben geniefsen in ihrer unmittelbaren Wirkung auf andere. Im geselligen Leben zeigen sich die Wirkungen hiervon einerseits in einer unerschöpflichen Gesprächigkeit, die sich bis zum Rausche steigern kann, andererseits in jener wohlthuenden feinen Höflichkeit, die bei höchst gesteigerter Fertigkeit oft fast wieder zur unbewufsten Natur wird, endlich in dem unübersetzbaren *esprit*, der nichts anderes ist, als die Leichtigkeit und der Glanz der geistigen Mittheilung. In der Wissenschaft zeigt sich diese Wirkung in dem unumgänglichen Bedürfnifs der Rhetorik, als eines eigenen Studiums, das allen übrigen gleichsam zur Grundlage dient, wie denn die ganze Literatur Frankreichs vornehmlich auf diesem Fundament gebaut ist. Diese Wurzel ist es denn auch, aus welcher der literarische Charakter des Verf. sich entfaltet. Die Kunst des Styls ist es, der er seine Kraft und Neigung zuwendet, in der er einen hohen Grad der Meisterschaft erreicht hat. Der Gegenstand aber, an den er seine Kunst wendet, nimmt in seiner eigenen Schätzung, wie in dem Werthe seiner Produktionen immer nur den zweiten Rang ein. Ist dies nun ein fremder, ferneren Gegenden des Wissens und der Spekulation angehöriger, so bleiben Stoff und Form geschieden, und seine Leistungen bei aller künstlerischen Ausbildung unbefriedigend und kalt. Liegt hingegen der Gegenstand seinem Gefühl und seiner Neigung näher, so verschmilzt er seine Kunst mit ihm, und zeigt sich in einer Begeisterung, Anmuth und Würde, die den Leser unwillkührlich hinreifst, und seinen glänzenden Erfolg in Frankreich vollkommen erklärt. Auf diesem Gebiete haben wir den Verfasser lieb gewonnen, und wünschen, dafs dem deutschen Leser ein Gleiches widerfahren möge.

Wilhelm Neumann.

Digitized by Google

XXVI.

Aristoteles Physik. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von C. H. Weifse, Professor an der Universität zu Leipzig. Leipzig 1829. Verlag von Joh. Ambrosius Barth.

Aus der Fluth eintöniger Meinungen über Aristoteles, welche diesen Denker als einen ehrlichen Empiriker schildern, und sich mit diesem Schlagwort in behaglicher Ruhe abfinden, einmal eine ernstere Stimme hervortauchen zu sehn, mufs dem Freunde speculativer Philosophie und dem redlichen Forscher der Geschichte alter Weisheit sehr willkommen seyn. Freilich ist schon seit geraumer Zeit das Urtheil über Aristoteles so stehend geworden, dafs man es füglich auf wenige, stets wiederkehrende Redensarten zurückführen kann. Demnach erscheint er uns zwar als ein Mann von der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit, der vielseitigsten Bildung, des subtilsten Scharfsinnes und was ihm sonst noch für treffliche Eigenschaften zugeschrieben werden, aber zugleich auch als derjenige, welcher in das zarte Saitenspiel Platonischer Dialektik mit roher Hand hineingegriffen, und in jene schöne Harmonie einen üblen Mifsklang gebracht habe. Mit ihm sey daher auch die Philosophie von ihrer Höhe herabgesunken und zur Empirie geworden. Wer heut zu Tage damit nicht einig ist, läuft Gefahr für einen grofsen Ignoranten gehalten und aus dem Gebiete alter Philosophie mit Hohn hinausgewiesen zu werden, indem er in den ersten Elementen unkundig, bei einem hartnäckigen Zweifel dagegen nur Verwirrung anrichten würde. Freilich ist auch bei nicht ganz blödem Sinne der Grund zu erkennen, worauf dieses bequeme Gerüst engherziger Vorstellungen aufgerichtet worden. Während die künstlerische Vollendung, die poetische Anschauung in der Platonischen Philosophie eine allgemeine Begeisterung erweckte, und die Beschäftigung damit auch die heterogensten Interessen befriedigte, so schreckte dagegen die harte Schale Aristotelischer Darstellung und die scheinbare Kälte und Starrheit der Form, die durch Platonische Fülle und Glanz erwärmten Gemüther zurück und liefs sie aus dieser Strenge und dem Verschwinden des bei Plato so sehr einladenden scenischen Apparats, und der ganzen dramatischen Lebendigkeit auch auf eine Dürre des philosophischen Gedankens schliefsen, weil sie von seinem Glanze nicht unmittelbar geblendet wurden. Was sich aber Niemandem entziehn konnte, war die unendliche Fülle der Einzelnheiten, welche der Stagirite mit feinem Sinne und scharfen Verstande zusammengestellt und den einzelnen Feldern geschickt zugetheilt hatte. Der grofse Reichthum der mannigfaltigsten Beobachtungen aus der Natur und aus dem Gebiete des Geistes, wie die ganze von der äufseren oder inneren Wahrnehmung beginnende Methode vollendete das Urtheil, dafs Aristoteles ein Empiriker sey und zu dem Idealismus des Plato den reinen Gegensatz bilde. Diejenigen Theile seiner Werke, welche mit einem Schlage diese versumpfte Meinung hätten aufrühren und in Bewegung bringen können, waren entweder, als zu fern liegend, ganz in Vergessenheit gerathen, oder der von einem nüchternen Verstande ganz durchwebte Sinn war unfähig geworden die kalte Nothwendigkeit des speculativen Gedankens und der Idee zu begreifen und sie in ihrer Ausbreitung und Besonderung zu verfolgen. An diesem Momente der Besonderung und Auseinanderlegung der Einzelnheit hielt man daher allein hartnäckig fest, ohne die darin hausende lebendige Seele des Gedankens, wodurch einzig das philosophische Interesse für die Entwickelung des Einzelnen erweckt wird, wahrzunehmen und in das Bewufstseyn zu heben. In der That hat daher das von Aristoteles an den Alexander einst gerichtete Wort, dafs seine metaphysischen Untersuchungen zwar herausgegeben, aber auch eben so gut nicht herausgegeben seyen, wodurch er den über die Bekanntmachung derselben erzürnten Alexander beruhigte, noch immer gegenwärtige Bedeutung, und läfst sich auf fast alle Theile seiner Philosophie ausdehnen. Zu den grofsen Verdiensten, welche sich die neuste Gestalt der Philosophie um die Wissenschaft erworben, gesellt sich auch dies, dafs sie mit tiefem Ernste die lang verkannte speculative Seite des Aristoteles der Vergessenheit und dem Vorurtheile zu entreissen versucht, und unablässig auf den erhabenen Standpunkt der Aristotelischen Idee hinweist. Auch ist es der Natur der Sache angemessen, dafs die um die Concretion der Idee und ihrer Besonderung in allen Sphären so rastlos thätige Philosophie unserer Zeit vor Allem sich geeignet zeigt für die Auffassung derjenigen Gestalt alter Philosophie, welche sich die Vertiefung der Idee in die Einzelnheit und die Eroberung des Unendlichen im Reiche des Endlichen zur Aufgabe gemacht hatte, und nach dieser Seite hin, gleichzeitig mit

Digitized by Google

der ihr entsprechenden Welteroberung über den Standpunkt des Hellenenthums, welches uns die Idee in der Form der Schönheit in ihrer höchsten Spitze, der Platonischen Philosophie, offenbart, hinausgegangen war, und den Uebergang zu einer neuen viele Jahrhunderte hindurch herrschenden Gestalt der Philosophie bildete.

Während es uns nun beim Studium des Plato vor Allem darauf ankommt jene mehr abstrakte Begeisterung, welche sich oft mit dem Prädicate „der göttliche Denker" begnügt, in eine intensive und durch die Erkennung der Idee inhaltsvolle zu verwandeln, und von der Bewunderung über die prachtvollen Eingänge, das dramatische Leben, die kunstvolle Eurythmie, den süfsen Wohllaut der Sprache, die mythische und poetische Anschauung sich zu dem thätigen Werkmeister des philosophischen Gedankens zu wenden, der in seiner Geschlossenheit und kalten Fortbewegung mit der sonstigen Gemüthlichkeit und heiteren Anmuth oft seltsam contrastirt: so tritt beim Aristoteles für uns das entgegengesetzte Bedürfnifs ein, den mit Verkennung, ja mit Ableugnung des rein speculativen Elements nur auf die Fülle der Einzelnheit gerichteten Sinn wieder für die Erkenntnifs seiner Idee zu erwecken, und damit das Recht zu gewinnen, ihn wieder als einen ächt speculativen Philosophen betrachten zu können, der nicht durch das Herabsinken in das Empirische den Abfall von der Höhe platonischer Anschauung, sondern vielmehr durch die Concretion der Idee ihren nothwendigen Fortschritt darstellt.

Es ist nicht zu leugnen, dafs grade die Aristotelische Methode selbst eine grofse Schwierigkeit mit sich führt, den speculativen Gedanken herauszuerkennen, und dafs es dazu der gröfsten Geübtheit im Denken und der unablässigsten Aufmerksamkeit auf seine Darstellungsweise bedarf, um nicht beim ersten Anlauf sogleich in den allgemeinen Chorus einzustimmen. Allerdings legt Aristoteles die empirischen Vorstellungen in jeder seiner Untersuchungen zum Grunde, und macht die aus dem unmittelbaren Bewufstseyn entnommenen Meinungen und Zweifel zu dem Ausgangspunkt seiner Darstellung. Bei ihnen verweilt er, ja scheint sie fast als ein Festes hinzustellen, woran er kein Arges nimmt. Aber der in kurzen Sätzen sich bewegende Fortgang zeigt uns bald, dafs diese ersten Vorstellungen nicht ausgehalten, und gleichsam unter der Hand und kaum merkbar sich die entgegengesetzten erzeugt haben. Und wie er selbst sagt, dafs man nach dem Sprichwort, am Ende zum Gegentheil und zum Besseren gelangen mufs, (*Metaph.* I, 2. *δεῖ δή εἰς τοὐναντίον καὶ τὸ ἄμεινον, κατὰ τὴν παροιμίαν, ἀποτελευτῆσαι, καθάπερ καὶ ἐν τούτοις, ὅταν μάθωσιν·*) so verkehren sich in seiner alle Zweifel und Schwierigkeiten herüber und hinüberbewegenden Methode, die ursprünglichen und unmittelbar aufgenommenen Vorstellungen in ihr Gegentheil, und bringen durch diese prunklose Vermittelung die Einsicht in ihre wahrhafte Natur hervor. Aber grade diese Vermittelung und Fortgang fordert die ganze Wachsamkeit des Geistes. Nicht dafs er mit den empirischen Vorstellungen und abstrakten Meinungen beginnt, macht ihn zu einem Empiriker, wohl aber befreit ihn die Fortbewegung, wodurch sich die unmittelbar aufgenommenen Bestimmungen und allgemeinen Abstraktionen in philosophische und concretgewordene Denkbestimmungen verwandeln, von diesem Vorwurf und reinigt ihn durch sich selber zum speculativen Denker, der, seinen Weg überschauend, in der steten Lösung des früher Schwierigen bei dem eigentlichen *τέλος* unvermerkt angelangt ist. Wie Jemand nach dem von Aristoteles gebrauchtem Sprichwort die ganze Scheibe nicht leicht verfehlt, wohl aber den bestimmten Punkt, so macht es auch in der Wissenschaft die Schwierigkeit aus, von einem gewissen Ganzen und einem abstrakt Allgemeinen zu der Bestimmtheit und Besonderung zu gelangen. (Vgl. *Metaph. I. minor τὸ δ' ὅλον τι ἔχειν καὶ μέρος; μὴ δύνασθαι δηλοῖ τὸ χαλεπὸν αὐτῆς*). Diese Vermittelung nun von der unmittelbar sich darbietenden Vorstellung zum speculativen Begriff durch die Reihe der Zweifel hindurch, welche sich wie von selbst und absichtslos einfinden, macht den Angelpunkt seiner ganzen Methode aus. Er selbst nennt in dieser Rücksicht den später gefundenen Ausweg die Lösung des früher Schwierigen. (*Metaph.* 2. 1.) Die sich so nun im Fortgang darbietenden Schwierigkeiten sind das negative Moment, welches der unmittelbar aufgenommenen Vorstellung des gemeinen Bewufstseyns entgegentritt, und den Weg zur philosophischen Lösung zeigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

No. 49.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1829.

Aristoteles Physik. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von C. H. Weifse, Professor an der Universität zu Leipzig.

(Fortsetzung.)

Auch ist dies in den Worten *Metaph.* 2, 1. sehr schön angedeutet: *ἔστι δὲ τοῖς εὐπορῆσαι βουλομένοις προὔργου τὸ διαπορῆσαι καλῶς· ἡ γὰρ ὕστερον εὐπορία λύσις τῶν πρότερον ἀπορουμένων ἐστί, λύειν δ' οὐκ ἔστιν ἀγνοοῦντας τὸν δεσμόν.* Die *ἀπορία διανοίας* ist nun die durch die Fortbewegung in Unruhe gebrachte empirisch aufgenommene und als ein Festes erscheinende Vorstellung, woran sich aber der Gegensatz hervorgethan, und Schwierigkeiten offenbar geworden sind, welche der ersten Meinung des unmittelbaren Bewufstseyns noch durchaus fremd waren. So ergiebt sich wie von selbst das negative Moment, welches sowohl über die feste Unmittelbarkeit hinausgegangen, und diese in Flufs gebracht hat, als auch durch das Erfassen entgegengesetzter Bestimmungen zu ihrer Lösung antreibt, und die immanente Bewegung zu dem Ziele bedingt. So nun wird durch dieses stete hinüber und herüberbewegen der empirischen Bestimmungen der speculative Gedanke an das Licht gebracht, der auch zugleich den ganzen Rückweg wieder erhellt. Diese ganze Fortbewegung ist aber so sehr prunklos, ja der Begriff bricht oft scheinbar so unvermittelt hindurch, dafs nur ein sehr geübter und jede leise Wendung beachtender Blick das speculative Gewebe durchschaut. Fast alle Aristotelischen Untersuchungen zeigen uns diesen Prozefs, wodurch die dicke Luft der empirischen Vorstellung stets unvermerkt bis zum reinen Aether des Gedankens geläutert wird, in welchem wir uns, gleichsam ohne sein Zuthun, wie durch einen Zauber befinden: denn seine Darstellung selbst, und dies macht ihre Auffassung so sehr schwierig, bietet durchaus nichts Absichtliches, oder fest abgesteckte Stationen und Ruhepunkte dar, von wo aus man rückschauend seinen schon gewonnenen Weg, und das endliche Ziel erblicken könnte, sondern sie schreitet, immer an der Hand des Empirischen den Weg fortsetzend, und Alles was ihr auf demselben begegnet mit hineinziehend und in die Untersuchung verflechtend, so lange fort, bis sich die alle Schwierigkeiten lösenden Bestimmungen wie von selbst ergeben haben und bricht dann, rasch zu Anderen eilend, ab. Darum ist aber auch diese ganze Methode ein so schlüpfriger Boden, weil sich das Empirische von dem Speculativen so gar nicht bestimmt scheiden läfst, sondern Ersteres immer nur unvermerkt, wie ein allmählig verschwindender Streif, in das Letztere hinüberleitet, und auch dahin noch stets sein ursprüngliches Leben mild hinüberhaucht, und vor jeder Verknöcherung und Erstarrung des Gedankens bewahrt.

Auf diese Art und Weise des Fortgangs, und dies unvermerkte Hinüberspielen in den speculativen Begriff hat uns Hr. Prof. Weifse viel zu wenig aufmerksam gemacht, was doch bei einer Arbeit, welche einen tieferen Ernst für dieses speculative Genie wiederzuerwecken, und auf diesen verkanntesten seiner Vorzüge den Blick hinzurichten beabsichtigte, sowohl zur Einführung in seine Darstellungskunst, als auch zur Enthüllung und Abweisung des ergrauten Vorurtheils sehr wünschenswerth schien. In dem uns vorliegenden Buche der Physik geben uns vor Allen die beiden berühmten Abhandlungen über Raum und Zeit das treffendste Bild der von uns bezeichneten Methode und stellen das herüber und hinüberbewegen der anfänglich aufgenommenen empirischen Bestimmungen bis zum philosophischen Begriff auf das frapanteste dar. An ihnen, sollten wir meinen, hätte der Herausgeber besonders Gelegenheit gehabt uns ein concretes Bild des eben angedeuteten Verfahrens zu geben. An einem anderen Orte zeigt uns Aristoteles die Physik als ein wesentliches Moment der theoretischen Wissenschaften auf. Dies hat seine Stelle in der Metaphy-

Digitized by Google

sik, welche uns die Principien des Seyenden insofern es Seyendes ist entwickelt. Jede Wissenschaft sucht nach Aristotelischem Ausdruck gewisse Principien, und umgränzt ein Geschlecht, mit welchem sie sich als mit einem Seyenden beschäftigt (*Metaph.* 10, 7 ἑκάστη γὰρ τούτων περιγραψαμένη τι γένος αὐτῇ περὶ τοῦτο πραγματεύεται ὡς ὑπάρχον καὶ ὄν). Die Wissenschaft von der Natur muſs offenbar verschieden sein von den sich auf das Thun und Handeln beziehenden Wissenschaften, denn bei der ἐπιστήμη ποιητική ist das Princip der Bewegung in dem Thuenden, nicht in dem Gethanen, und dies Princip ist entweder eine Kunst oder irgend ein anderes Vermögen. Auf gleiche Weise ist auch bei der ἐπιστήμη πρακτική die Bewegung in dem Handelnden. Die Wissenschaft der Natur dagegen beschäftigt sich mit dem, was in sich selbst den Ursprung der Bewegung hat. Die Physik bezieht sich daher weder auf ein Handeln, noch auf ein Thun und ist daher wesentlich theoretisch. Der Physiker hat nun den Begriff der Wesenheit immer in Verbindung mit der Materie zu fassen (μετὰ τῆς ὕλης ἀεὶ τὸν λόγον ἀποδοτέον). Aber es fragt sich, ob die Physik als theoretische Wissenschaft mit der Wissenschaft des Seyenden als seyenden und trennbaren zusammenfällt oder verschieden davon ist? Die Physik beschäftigt sich mit dem, was in sich selbst den Ursprung der Bewegung hat, die Mathematik mit Ruhendem aber nicht mit Trennbarem (d. h. sie stellt Untersuchungen an über das Abgezogene indem sie alles sinnlich Wahrnehmbare ausscheidet und nur die wesentlichen Verhältnisse daran betrachtet, welche im Gegensatz des sinnlich Wahrnehmbaren und Beweglichen das Unbewegliche sind. z. B. *Metaph.* 5, 1 und 10, 3.) Mit dem Trennbaren und Unbeweglichen muſs sich also eine von diesen beiden unterschiedene Wissenschaft beschäftigen. Existirt eine solche Natur in dem Seyenden, so muſs in ihr wohl auch die Gottheit sich finden, und sie das erste Princip sein. Demnach giebt es drei Gattungen theoretischer Wissenschaften, die Physik, Mathematik und Theologie, von denen die letzte auch die ehrwürdigste ist. Diese Letztere ist nun als allgemeine Wissenschaft für Alle gemeinsam. Wären die physischen Wesenheiten die ersten des Seyenden, so wäre auch die Physik die erste Wissenschaft; giebt es aber eine andere getrennte und unbewegliche Wesenheit, so muſs auch die Wissenschaft derselben eine andere und zwar frühere sein, als die Physik, und insofern sie früher, auch allgemein. (vgl. *Metaph.* 10, 7 und 5, 1.) In dieser meist mit Aristoteles eigenen Ausdrücken gegebenen Gegliederung der Principien ist der Physik ihre wahrhafte Stelle im Gebiet der theoretischen Wissenschaften angewiesen. Die Wissenschaft der Physik hat den Begriff zu bestimmen, insofern er in der Materie ist und in ihr noch eingehüllt ruht, und das immanente Princip der Bewegung in den Dingen aufzusuchen. Sie ist aber wesentlich unterschieden von der Wissenschaft des reinen Gedankens, welche die von aller Verkörperung und Materiellen getrennten reinen Bestimmungen der göttlichen Natur, oder des ewigen νοῦς, erforscht, und, insofern sie die absoluten Principien des Seyenden, als seyenden untersucht, auch die wesentlich allgemeine und über die andere Gattungen übergreifende ist. Sie ist die πρώτη ἐπιστήμη, sowohl in Rücksicht auf ihre Natur, welche die herrlichste, denn ihre Substanz ist der göttliche sich selber denkende νοῦς, als auch, weil alle anderen ἐπιστήμαι sie zu ihrer Voraussetzung haben, indem sie die reinen Principien als Principien alle in sich begreift, und nicht nur, wie die auf eine besondere Natur sich richtenden Wissenschaften, ein bestimmtes γένος umfaſst, sondern den absoluten Grund alles Seyenden in sich hält und zum Bewuſstsein bringt.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXVII.

Ahnungen einer allgemeinen Naturgeschichte der Krankheiten. Von Ferdinand Jahn. Eisenach 1828. *XII. u.* 271. *S.* 8.

Die Absicht des Verf. ist, in gegenwärtigem Werke die, von vielen Aerzten im Allgemeinen ausgesprochene, Individualität des Krankheitsprocesses im Besonderen näher zu entwickeln und zu zeigen „daſs die Krankheit nicht etwas Fehlendes, sondern etwas Positives und Reales, ein eigenes Seyn, ein Leben im Leben, ein dem Organismus aufgepropfter und in ihm wurzelnder selbstständiger Lebensproceſs und Organismus, eine Afterorganisation sey". Es wird dabei des Paracelsus ehrenvoll gedacht, welcher die Krankheit mit einem Mikrokosmus, der im Menschen sich entwickele, verglich, so daſs in einem kranken Menschen zwei Leiber in einander verschlossen seyen; daſs die Krankheit im Menschen wie das Kraut in der Erde wurzele, aus Saamen entstehe, zu einem Baum mit Früchten erwachse und absterbe u. s. w.

Wenn die Krankheit nun eine organische Lebensform ist,

Digitized by Google

so muſs sie nothwendig den allgemeinen Gesetzen des Lebens gehorchen und die wesentlichen Merkmale und Eigenschaften lebender Wesen an sich tragen, so daſs ihre Erscheinung nach den Lebenserscheinungen der Organismen zu deuten ist, und die Krankheitslehre ein Theil der allgemeinen Physiologie ist, nur mit der Einschränkung, daſs die Krankheit den tiefsten Stufen organischer Bildung gleicht.

In diesem Sinne ist es nun, daſs der Verf. die Krankheiten und die organischen Schöpfungen mit einander vergleicht, indem er die Aehnlichkeiten beider nebeneinanderstellt, um dadurch das Leben der Krankheiten aufzuhellen. Zu dem Zweck stellt der Verfasser Vergleichungen an:

1) der Entstehung der Organismen mit der Entstehung der Krankheiten;
2) der Entwickelung und des Lebenslaufs der Organismen mit dem Verlauf der Krankheiten; und
3) des Todes der Organismen mit den Endigungen und Ausgängen der Krankheiten.

Der Verf. hat mit vielem Fleiſs die bekannten Erscheinungen, der Generation und Entwickelung organischer Körper besonders, zusammengestellt, wenn gleich auch nicht zu verkennen ist, daſs, vielleicht den Vergleichungen mit den Krankheitserscheinungen zu Liebe, sehr häufig mit sehr wenig Kritik dabei verfahren ist, was denn insbesondere von der Metamorphose der ganz verschiedenartigen Infusorien-Konferven und Moosbildungen in einander (p. 123. f.) um damit die Metamorphose der Krankheitsformen zu vergleichen; ferner von der *aura seminalis*, den Saamenthierchen u. s. w. bei Thieren, um damit den Ansteckungsproceſs vieler Krankheiten zu vergleichen; dann von dem Wiederaufleben eingetrockneter niederer Thier- und Pflanzenformen um die Aehnlichkeit mit den gleichen Eigenschaften gewisser Ansteckungsstoffe zu zeigen und von vielen andern Vergleichen gilt. Indessen kann man dieses bei einer Mehrzahl passender Vergleiche wohl übersehen, wodurch es dem Verf. sehr wohl gelungen ist zu zeigen, daſs sehr viele Krankheitsprocesse, insbesondere die ansteckenden Krankheiten, ein individuelles lebendiges Daseyn haben.

Es wird gezeigt, daſs bei der Entstehung der Krankheiten ohne Ansteckungsstoff ebensowie bei der Urzeugung der niederen Organismen die äuſseren Lebensbedingungen bedeutenden Einfluſs auf den Charakter der Krankheits- und Lebensformen haben; daſs die Erscheinungen nach der Conception öfters den Erscheinungen gleich nach der Ansteckung sehr ähnlich sind; daſs überhaupt die Krankheiten sich durch Erzeugung eines Ansteckungsstoffes, wie die Organismen, durch andere zeugende Stoffe fortpflanzen u. s. w. Ferner, daſs jede Krankheit sich durch einen selbstständigen Verlauf zu einer individuellen Form, wie der Organismus überhaupt entwickele; daſs beide eine periodische Entwickelung haben u. s. w., wobei es denn freilich auch nicht an unpassenden Vergleichen fehlt, wie z. E. die Absonderung der Kontagien in Pusteln, mit der Eibildung verglichen, wohl mehr Unterschiede als Aehnlichkeiten zeigt, auch die Eigenschaft der Organismen, in ihrer frühen Jugend am leichtesten zerstörbar zu seyn, auf die ausgebildetesten Krankheiten z. E. die Pocken in den ersten Stadien ihrer Entstehung wohl nicht übertragen werden kann, wie der Verf. meint.

Doch wollen wir die Ansicht des Verfassers überhaupt und was der Wissenschaft dadurch für ein Gewinn erwachsen, näher ins Auge fassen.

Es ist nicht zu verkennen, daſs eine vielseitige Betrachtung und Vergleichung der Individualität des Krankheitsprocesses zu näherer Einsicht in die Einheit der Mannigfaltigkeit von Krankheitssymptomen, durch welche die Krankheit erscheint, führen muſs, und daſs namentlich nur auf diese Weise derjenigen äuſserlichen pathologischen Betrachtung, welche jedes einzelne, aus einer Reihe mannigfaltiger, zusammengehöriger, Symptome, isolirt, und nicht in Zusammenhang mit der ungetrennten Einheit des Krankheitsprozesses, welcher alle entwickelt, betrachtet, entgegengearbeitet werden kann. Wir hätten daher wohl gewünscht, daſs der Verfasser den individuellen Gang der Krankheiten mehr für sich, ohne die Vergleichungen mit den Organismen, in selbstständiger Entwickelung herausgehoben hätte, um zu zeigen, wie z. E. eine und dieselbe Krankheit, welche die Mannigfaltigkeit ihrer Symptome, als organisch Zusammengehöriges, von innen heraus entwickelt, immer dieselbe individuelle Einheit bleibt, wie vielfach auch die einzelnen Symptome in den, nach Alter, Geschlecht, Temperament u. s. w. verschiedenen Menschen sich gestalten mögen. Dadurch hätte der Verf. der so einseitigen Richtung der homöopathischen Methode eingreifend entgegenarbeiten können, um sich zugleich ein allgemeines praktisches Verdienst zu erwerben.

Die bloſse Vergleichung des Krankheitsprocesses mit den Organismen, hat ein nur zu allgemeines Resultat. Näher hätte sich das Wesen der Krankheit in seiner besonderen Eigenthümlichkeit auffassen lassen, wenn der Verf. zugleich auf die Unterschiede zwischen Krankheits- und organischem Lebensproceſs überhaupt aufmerksam gemacht hätte, um zu zeigen, was denn nun, innerhalb der allgemeinen Aehnlichkeit, die Krankheit im Besonderen charakterisirt, worin ihr eigentliches unterscheidendes Wesen begründet ist. In der bloſsen allgemeinen Vergleichung liegt nur eine ganz abstrakte Identifizirung des kranken und des gesunden Lebensprocesses überhaupt, welche doch bei näherer Betrachtung der Verf. selbst nicht wird zugeben wollen, da ihm krankes und gesundes Leben nicht einerlei seyn kann.

Wir müssen ferner weiter bedenken, daſs es nicht der Krankheitsproceſs, sondern der gesunde Lebensproceſs des Menschen selbst ist, welcher krank, d. h. im Fluſs seiner harmonischen Wechselwirkung der Funktionen gehemmt und gestört ist, und daſs somit eine wahre Einsicht in die Bedeutung der Krankheiten erst aus dem Verhältniſs des individuellen Krankheitsprocesses zum erkrankten Organismus hervorgeht. Das wahre Verhältniſs und der innere Zustand des kranken Organismus bleibt also immer das letzte Ziel unserer pathologischen Bemühungen und der individuelle Krankheitsproceſs ist nur eine Seite, welche in diesem Betracht durch ihre Reaction gegen den Organismus den eigentlich kranken Zustand bedingt, d. h. den normalen Fluſs der Funktionen hemmt.

Es kommt also darauf an, den individuellen Krankheitspro-

Digitized by Google

cefs des Verfassers im Gegensatz und Verhältnifs zu dem gesunden Organismus zu betrachten, welcher dadurch krank wird. Nur indem man beide wesentlich unterscheidet und wieder in ihrer Wechselwirkung zusammenhält; den Einflufs des Krankheitsprocesses auf den Organismus und umgekehrt, den Einflufs des Organismus auf den Krankheitsprocefs betrachtet, läfst sich eine umfassende Einsicht und ein vollkommenes Bild der Krankheiten gewinnen, der Widerspruch des individuellen Krankheitsprocesses gegen das dadurch erkrankte Menschenleben auffassen.

Dieser Sinn scheint auch eigentlich in den Aussprüchen des Paracelsus über die Natur der Krankheiten zu liegen und wir können wohl, ohne dem Verf. zu nahe treten zu wollen, behaupten, dafs er uns auf seine Weise den wahren Sinn der Paracelsischen Sprache durchaus nicht aufgeschlossen habe.

„Also ist der Mensch selbander in solcher Krankheit und hat zwei Leiber zu gleicher Weise in einander verschlossen". Wenn diese zwei Leiber, jedes für sich und ohne Beziehung auf einander wären, so würde der Organismus immer noch nicht krank seyn, er könnte sich sicher wenigstens einer relativen Gesundheit erfreuen. Es kann materielle parasitische Produktionen, wie Balggeschwülste, Eingeweidewürmer geben, in denen sich der Krankheitsprocefs ein individuelles äufserliches Daseyn gegeben hat, welche aber in vielen Fällen mit der Gesundheit des Körpers überhaupt so lange bestehen, bis eine gegenseitige Reaktion des Körpers und der parasitischen Produktionen eintritt, wodurch die Harmonie der Funktionen gestört und nun erst wahre Krankheit erzeugt wird.

Es ist nur der Widerspruch solches individuellen Krankheitsprocesses gegen die gesunde Organisation und im Kampf mit derselben, welche ihr Krankseyn bedingt, denn jemehr der Krankheitsprozefs sich individualisirt, desto mehr sondert er sich aus dem Kreise der organischen Funktionen ab und mufs erst von neuem mit diesen in Verhältnifs treten.

In diesem Betracht ergiebt sich denn auch leicht, dafs dieser Widerspruch und die dadurch erzeugte Störung in dem gesunden Lebensprocefs ebensogut durch unmittelbare, rein äufserliche Einwirkungen, als durch die individuelle Gestaltung des Krankheitsprozesses erzeugt werden kann. Es ist daher gar nicht der Fall, dafs alle Krankheiten sich zu einem individuellen Daseyn gestalten, sondern nur einige, wozu insbesondere die ansteckenden Hautkrankheiten gehören, deren Zeugungsstoff sich durch einen individuellen Procefs entwickelt und wiedererzeugt. Vielleicht die Mehrzahl der Krankheiten gelangt aber durchaus zu keinem individuellen, weder formellen noch äufserlichen, Daseyn und bei diesen ist der typische und scheinbar individuelle Gang ihrer Entwickelung blofs in der Reaktion des Organismus gegen die äufserliche Krankheitsursache zu suchen.

Die scheinbare Individualität solcher Krankheiten ist gleichsam eine negative, denn sie ist bedingt durch die typische sich in bestimmte Form entwickelnde und abnehmende Wirkung der Organisation gegen die äufsere Krankheitsursache. Das Streben der Organisation diese zu assimiliren oder von sich auszustofsen, läuft in einem Typus ab, welchem durchaus keine parasitische Individualität zu Grunde liegt. Diefs zeigt sich z. E. bei den meisten rein entzündlichen Krankheiten, sehr vielen Fiebern u. a. m.

Es ist also viel zu weit gegangen, wenn man mit dem Verf. allen Krankheiten eine parasitische Individualität zuschreibt, oder sie als Afterbildungen betrachtet, wie der Verf. sich ausdrückt, nichts destoweniger aber kann man die Bemühungen des Verf. anerkennen, indem man ihrem Resultat die bestimmte Stelle in der Wissenschaft anweist, und es darauf beschränkt.

Sobald man sich der wahren Stellung und der Bedeutung der Ansicht des Verfassers in besonderen Fällen nicht deutlich bewufst wird, kömmt man bei der unbedingten Prüfung derselben in eine unvermeidliche Verwirrung, da die parasitische Individualität eines Krankheitsprocesses für sich nie die wahre Bedeutung des kranken Organismus erläutern kann, indem dabei die gegenseitige Beziehung beider wirksam ist. Es kommt also darauf an, einmal bei denjenigen Krankheiten, wo sich der Procefs eine individuelle parasitische Gestalt giebt, diese von ihrer Einwirkung auf die gesunden Funktionen, wodurch diese erst erkranken, zu unterscheiden, und dann zweitens zu wissen, dafs nicht alle Krankheitsprocesse diese individuelle Form annehmen.

Wir wünschten wohl, dafs der Verf. gegenwärtiger Schrift es selbst übernähme, die dargebotene Ansicht in dem angezeigten Sinne zu ergänzen und seinen Bemühungen dadurch eine mehr haltbare und praktische Richtung zu geben. Es müfste dabei zunächst der Gang genommen werden, zu zeigen, wie die Krankheitsprocesse sich stufenweise individualisiren und zu einer parasitischen Form entwickeln; wie sie sich aber hierdurch vom Organismus absondern; aus dem Kreise seiner Lebensthätigkeit heraustreten, um ihr eigenes für sich bestehendes Leben parasitisch zu führen; wie der Organismus nun der Grund und Boden ist, in dem diese Schmarotzer-Individuen aufwachsen, blühen und Früchte tragen und von dem aus sie sich ernähren; und wie nun der Organismus wieder von ihnen assimilirt wird, so dafs er zu Reaktionen aufgefordert und dadurch endlich sein wahres Erkranken begründet wird, indem er im Kampfe mit seinen parasitischen Entwickelungen begriffen ist.

So nur sieht man ein, wie die Krankheit das wirklich ist, als was sie erscheint, nämlich der Anfang des Todesprocesses. Wäre die Krankheit überhaupt ein blofser Lebensprocefs, im Sinne, wie es der Verfasser meint, so wäre das Sterben unmöglich.

Dr. C. H. Schultz.

Digitized by Google

Nro. 50.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1829.

Aristoteles Physik. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von C. H. Weiſse, Professor an der Universität zu Leipzig.

(Fortsetzung.)

Sie ist daher einerseits, wie Aristoteles sagt, früher als die Physik, da sie den reinen unverkörperten Begriff der denkenden Wesenheit behandelt; andrerseits aber setzt sie wieder, da die Natur ihres Geschlechts das göttliche Denken selber ist, die Physik und die zwischen beiden mitten innestehende Mathematik voraus, indem sie als Wissenschaft des göttlichen Denkens (θεολογία) die Auffassung des Begriffs im Materiellen und Beweglichen, welches die Aufgabe der Physik, wie auch die Erforschung der ebenfalls untrennbaren aber unbeweglichen mathematischen Verhältnisse, gleichsam zu den Vorhallen des Allerheiligsten, hat, in welchen man erst lange verweilt haben muſs, um nicht mit ungeweihtem Sinne die letzte Stätte zu betreten.

Diese Stellung der Physik und ihr Verhältniſs zur Metaphysik, welches wir hier im Aristotelischen Sinne anzudeuten versucht, hat der Herr Verf. leider ganz unberücksichtigt gelassen, obgleich dies bei Erläuterung dieser Schrift des Aristoteles, sowohl zu ihrem eigenen Verständniſs, als auch zur Erkenntniſs des Systems im Ganzen doch sehr wesentlich und fruchtbringend war.

Uebrigens ist nicht zu bergen, daſs der Hr. Verf. wohl einen tieferen Ernst, als sonst gäng und gäbe ist, zur Erforschung des Aristotelischen Gedankens mitgebracht, und überall das schätzenswerthe Streben zeigt, ihn als den speculativen Geist aufzufassen, und die Begeisterung wieder auf diesen Punct hinzulenken. Es fragt sich daher besonders, ob dies erreicht worden, und durch das Verfahren und die Darstellungsweise des Herrn Verfassers hat erreicht werden können? In der Erläuterung zum ersten Capitel giebt unser Verf. zuerst die Differenz des Platonischen und Aristotelischen Standpunkts und den Fortschritt des Letzteren im Ganzen richtig an. Wie nämlich der Begriff der Idee dem Plato eigenthümlich, so sagt er, sei auch der Begriff des Princips dem Aristoteles wesentlich. „In Letzterem erscheint die Beziehung auf das gesammte Reich aller Gegenstände der unmittelbaren Wahrnehmung, welches Reich von dem platonischen Begriffe der Idee ausgeschlossen blieb. Da nun Aristoteles, wie wir sahen, alle Wahrheit in die Erkenntniſs der Principien setzte, den Principien als solchen aber der Bezug auf dasjenige, von was sie Principien sind, wesentlich ist: so ward durch diese Begriffbestimmung der ganze Umfang des von den Principien Abhängigen, welches die Gegenstände der begrifflosen Wahrnehmung, in den Begriff der Wahrheit mit aufgenommen, von welchem dies in der Platonischen Philosophie ausgeschlossen geblieben war. Hieraus erklärt sich das Interesse, welches Aristoteles an der Durchforschung alles Besonderen und Einzelnen nahm, welches Interesse man gewöhnlich als die empirische Richtung dieses Philosophen zu bezeichnen pflegt. Weit entfernt aber, daſs diese Empirie bei ihm etwas der Speculation entgegengesetztes, oder auch nur ihr Fremdes und von ihr Unabhängiges gewesen wäre, so erscheint sie uns vielmehr als unmittelbare Folge des speculativen Standpunktes jenes Philosophen." Ganz richtig hat hier Herr Prof. Weiſse den Begriff des Princips als das nicht nur abstrakt Allgemeine, sondern durch seine Besonderung und Ausbreitung sich selbst hervorbringende gefaſst, und in dieser Vertiefung der Idee in die Besonderheit den Angelpunct der Aristotelischen Arbeit erkannt. Was hier Princip genannt worden kann auch zum Unterschied der in sich ruhenden und sich zu sich selbst verhaltenden Platonischen Idee als die Idee in ihrer Bewegung und Concretion bezeichnet werden, wenigstens macht dies auch

Digitized by Google

den Mittelpunct der Polemik des Aristoteles gegen die Platonischen Ideen aus, denen eben das Princip der Bewegung, wodurch sie sich den Dingen selbst einbilden, und ihre lebendige, ihnen immanente, nicht aufserhalb seyende Substanz sind, fehlt, während das sinnlich Wahrnehmbare und Mannigfaltige bei Plato, nach Aristoteles Ausdruck, nur *κατὰ μέθεξιν* sich zu den Ideen verhält. (*Metaph.* 1, 6. womit man die vielen darauf bezüglichen Stellen, besonders aber *Metaph.* 13, 5 p. 269 *Brand.* vergleiche, wo es von den Ideen heifst, dafs sie weder *κινήσεως οὔτε μεταβολῆς οὐδεμιᾶς αἰτία* für die Dinge sind und weiterhin: *ὥστε πῶς ἂν αἱ ἰδέαι οὐσίαι τῶν πραγμάτων οὖσαι χωρὶς εἶεν*; und in derselben Beziehung: *καίτοι τῶν εἰδῶν ὄντων ὅμως οὐ γίγνεται, ἂν μὴ ᾖ τὸ κινῆσον*). Ueberhaupt kann man, wenn man diesen Gegensatz der Platonischen und Aristotelischen Idee auf einen bestimmten Ausdruck zurückführen will, dies mit der Kategorie des Aristoteles so aussprechen, dafs ihnen das *ὅθεν ἡ ἀρχὴ τῆς κινήσεως* fehle. Leider ist dieser Gesichtspunkt, der einzige, woraus die ganze polemische Stellung des Aristoteles gegen die Platonischen *εἴδη* ihr volles Licht empfängt, noch sehr wenig beachtet worden, und eine gänzliche Verkennung der Aristotelischen Idee hat häufig genug dem Aristoteles die schmachvolle Beschränktheit eines bornirten und ungelehrigen aber doch sich lange Jahre rastlos abmühenden Schülers des Plato mit der arglosesten Miene aufgeheftet.

In einem Werke aber, welches den Aristoteles aus ihm selber aufzuhellen beabsichtigt, war es doch wohl nicht nur zweckmäfsig, sondern das Verständnifs desselben wesentlich fördernd, wenn solche Hauptpuncte, nicht sowohl durch ein weitläuftiges Räsonnement, als vielmehr aus verglichenen Stellen unsers Philosophen erläutert worden wären. Hiermit wäre einmal eine gröfsere Kürze und die Heraustellung der wesentlichen Puncte an der unterstützenden Hand des Aristoteles selbst bewerkstelligt, und das Individuum so durch ihn selbst in seine Mitte eingeführt worden, während in dieser gedehnten Manier unsers Verf. das Wesentliche sehr verschwimmt, und nach dieser Seite hin eben keine grofse Begeisterung für die Aristotelische Darstellungskunst erweckt wird. Die recht ins Licht gestellten und auf ihre Tiefe und energische Kürze zurückgeführten Ausdrücke des Aristoteles sowohl aus dieser, als auch aus andern wesentlich integrirenden Schriften hätten in grofser Gedrängtheit das erreicht, was schwerlich einem so forträsonnirenden Commentar möglich ist. Schon der äufsere Umfang des Commentars (er umfafst 450 ziemlich eng gedruckter Seiten) giebt uns eine Vorstellung seiner Weitläuftigkeit, welche um so mehr auffällt, als es nicht der Zweck des Herrn Verfassers war eine vollständige literarische Arbeit über die Physik, welche alle Commentare und die Stellen der Commentare anderer Werke vergleichend durchginge, zu geben, sondern den Aristoteles aus sich selbst, und der übrigen classischen Philosophie zu erläutern (Vorrede pag. IV. V.). Wegen dieser Absicht wird es uns auch nicht einfallen, was der Hr. Verf. zu fürchten scheint, (Vorrede p. V.) ihn zur Rechenschaft zu ziehen, wohl aber wenn wir durch die Ausführung dieser Absicht doch grade in das Gegentheil von dem, weswegen sie zum Zwecke gemacht, hineingerathen sind, und andererseits auch nicht einmal den äufserlichen Vortheil einer aus entlegenen Gebieten zusammengehäuften Gelehrsamkeit dafür gewonnen haben. Von einem wahrhaften Commentare fordern wir doch wohl, dafs er uns die theils verwischten, theils nur schwach angedeuteten Züge des Urbildes auffrische und ergänze, und uns so das concrete Bild des Ganzen vor Augen stelle, nicht das Verständnifs noch mehr hinausrücke, und uns, wie unkünstlerische Uebersetzungen, wieder an das Original zurückweise, welches dann endlich selbst den im Kreise herumgetriebenen Leser aus seinem Schwindel wieder etwas zur Ruhe bringt. Diesen Eindruck hat durchgängig der Commentar des Herrn Prof. Weifse auf uns gemacht. Nachdem wir uns lange mit dem ohne feste Halte fortredenden Commentare herumgeschlagen hatten, fanden wir uns nicht nur nicht weiter gerückt, sondern kehrten ungeduldig zu dem Texte zurück, der uns viel bestimmter und beredter den Inhalt entwickelte, welchen der Commentar durch die fortwährenden Einreden, und weitläuftigen Expositionen verflüchtiget hatte. Als Maafsstab mögen die Erläuterungen über Raum und Zeit aus dem vierten Buche der Physik dienen, welche in fast 70 Seiten aus einander gezogen worden sind, (p. 455 — 492 und von p. 515 — 538) ohne deshalb das Verständnifs weiter geführt, oder worauf es ankam, darin ein Bild der Aristotelischen Gedankenbewegung nachgezeichnet zu haben. Mehr oder weniger gleichen diesem fast alle Auseinandersetzungen der einzelnen Capitel; und wir enthalten uns daher Einzelnes herauszu-

Digitized by Google

heben, da sich dem aufmerksamen Leser dasselbe Urtheil aufdringen wird, auch die sich stets gleichbleibende Manier des Herrn Verfassers uns dies selbst untersagt. Nichts aber hat so störend, ja verwirrend und die Auffassung des Fortgangs wie der ganzen Darstellung verrückend gewirkt, als jenes überall wiederkehrende kleinmeisternde Verfahren, welches sich am Ausdruck, Zusammenhang, ja an der ganzen Darstellungsweise des Aristoteles modelnd und bessernd recht, eigentlich als der abstracte an der Sache und über die Sache räsonnirende Verstand zeigt, und in einer alle diese Fäden verknüpfenden Hyperkritik endet. Hier nun begegnen uns schon die Folgen dieser, wir können nicht anders sagen, unseeligen Hyperkritik, welche sich nicht etwa nur eingeschlichen, sondern recht als das eigentliche *punctum saliens* erscheint, und wie ein versengendes Feuer um sich greift und zerstört. Dasjenige Werk nun, welches die Physik recht eigentlich begleitend hätte unterstützen sollen, und die mannigfach nur hingeworfenen Gedanken oder als bekannt vorausgesetzten Kategorien des Geistes in ihrer Tiefe auffafst und begreift: die Metaphysik, wird als ein ungestalter Bücherhaufen und eine rohe Compilation unwürdig erklärt mit in die Schranken treten zu dürfen, ja wird ihrerseits selbst zur Bestätigung unächter Theile unserer Physik verbraucht, wie z. E. bei Gelegenheit der Polemik gegen die Platonischen Ideen die „verdächtige Art und Weise der Bekämpfung in der Metaphysik" einen guten Grund abgiebt, um das zweite und dritte Kapitel des zweiten Buchs unserer Physik schonungslos in die Acht zu erklären.

Diese gänzliche Vernachlässigung, ja man kann sagen Mifshandlung der Metaphysik zieht sich wie ein geheimer Schaden, durch das Ganze hindurch, und bewirkt entweder Mifsverständnisse und einseitige und willkührliche Vorstellungen, welche durch eine tiefere Einsicht in die Bücher der Metaphysik abgewendet worden wären, oder läfst sehr tiefe und durch die ganze Aristotelische Philosophie hindurchgreifende Kategorien fast ganz unberücksichtigt, weil diese nur aus der Metaphysik ihre Erläuterung erfahren können. Dagegen werden wir immer auf die verloren gegangene Schrift über Philosophie hingewiesen, und da uns diese keine Auskunft mehr geben kann, rathlos gelassen.

Im zweiten Kapitel bei Gelegenheit der Kritik des Eleatischen Princips sucht der Verfasser in der geringen Achtung, mit der Aristoteles des Melissos im Gegensatz des Parmenides erwähnt ein Verkennen der Stellung dieses Eleaten indem derselbe nach Hrn. Weifse den Uebergang der eleatischen Lehre in eine andere und höhere enthalte. „Es mufs indefs hiebei, heifst es, um die geringere Achtung, mit der gemeiniglich vom Melissos gesprochen wird, zu erklären, bemerkt werden, dafs das erste Hinausgehn über jeden wesentlichen, wenn gleich noch unvollendeten Standpunkt, wenn es nur ein versuchtes ist, nicht aber der eigentlich nächste höhere Standpunkt wirklich erreicht wird, mehr ein Werk der Schwäche, als der Stärke zu seyn pflegt". Aristoteles also hat diese Stellung des Melissos, wodurch der Uebergang in eine höhere Sphäre bedingt würde, nicht gefunden. Wo in aller Welt hat der Herr Verfasser diese Weisheit her? Aristoteles sagt in unserer Stelle: „Melissos und Parmenides beginnen von falschen Voraussetzungen und sind ohne Schlufsform (ἀσυλλόγιστοί εἰσι) besonders aber ist Melissos φορτικὸς καὶ οὐκ ἔχων ἀπορίαν". Dies erläuternd heifst es weiter unten: Melissos nennt das Seyende unendlich. Worin aber der niedrigere Standpunkt des Melissos gesetzt wird, sagt uns ausdrücklich nur eine Stelle der Metaphysik, welche gehörig verstanden, die ganz willkührliche Vorstellung über ihn entfernt und den wahren Grund der geringeren Achtung beim Aristoteles aufgeschlossen hätte. *Metaph.* 1, 5. Παρμενίδης μὲν γὰρ ἔοικε τοῦ κατὰ λόγον ἑνὸς ἅπτεσθαι, Μέλισσος δὲ τοῦ κατὰ τὴν ὕλην· διὸ καὶ ὁ μὲν πεπερασμένον, ὁ δ' ἄπειρόν φησιν εἶναι αὐτό· Parmenides schaut das Eins nach dem Begriffe, Melissos als Materie an. Diese ist aber das ἄπειρον, denn sie ist nur δυνάμει ὄν. Das in sich Begränzte ist aber um so viel vortrefflicher, als das abstrakt Unendliche, als der λόγος über der ὕλη steht. Ueberhaupt macht die tiefe Einsicht, sowohl Platos als des Aristoteles in die Natur des ἀπείρου, welches alle Bestimmtheit und jeglichen Zweck, wie alles wahrhafte Denken aufhebend erkannt wird, einen wesentlichen Punkt dieser Philosophieen aus; und hieraus allein ist das Verhältnifs des Melissos zum Parmenides aufzufassen, welches uns alles willkührlichen Umhersuchens enthebt.

Auch finden wir das grofse den Aristoteles so auszeichnende Moment in jeder Untersuchung sich an der Hand der vorhergehenden Forschungen zu seinem Standpunkte hin fortzubewegen, viel zu wenig, und beson-

Digitized by Google

dens nicht nach dem Bewuſstseyn des Aristoteles selbst über dieses Verfahren gewürdigt, indem es nur als „Sitte" dieses Denkers erkannt wird, über jeden Gegenstand, den er behandelt, zuvörderst die Ansichten seiner Vorgänger durchzugehn. Daſs Aristoteles zuerst sein Princip nicht als ein unmittelbares, sondern überall aus der Reihe der Vermittelungen hervorgehend und durch diese bedingt erkennt, hängt mit der ganzen Gestalt seiner Philosophie, welche die gesammte vergangene Welt nach ihrer ganzen Ausbreitung in den Gedanken zusammenzufassen bemüht ist, auf das innigste zusammen, und macht ihn nach dieser Seite hin zu dem eigentlichen Schöpfer einer lebendigen und fruchtbringenden Geschichte der Philosophie. Sehr einfach und bedeutungsvoll sagt daher dieser Denker in dem dem ersten Buche der *Metaph.* angehängten Theile cap. 1. „Doch nicht allein denjenigen muſs man Dank wissen, deren Meinungen man beistimmen kann, sondern auch selbst denen, die oberflächlicher gesprochen. Auch sie haben Etwas beigetragen, denn unsere Fertigkeit haben sie geübt. Denn wäre Timotheus nicht gewesen, so hätten wir einen groſsen Theil der Tonkunst nicht, wäre aber Phrynis nicht vorhergegangen, so wäre Timotheus niemals hervorgetreten. Eben so verhält es sich mit denen, welche über die Wahrheit Bestimmungen gegeben. Von Einigen haben wir gewisse Vorstellungen empfangen, Andere sind die Urheber, daſs diese hervorgegangen." Genugsam, glauben wir, beurkundet diese Stelle das tiefe Bewuſstseyn des Aristoteles über die Geschichte der Philosophie, welche er nicht als einen zusammengewürfelten Haufen von Meinungen, sondern als einen innerlich nothwendigen Stufengang anerkennt, worin stets die spätere und reichere Entwickelung die frühere und ärmere voraussetzt, und wo es überall auf die Erkenntniſs des Positiven und Wahrhaften auch in den selbst die Wahrheit verfehlenden Versuchen ankommt. Auch diese Einsicht, daſs nicht nur Sitte, sondern tiefe Weisheit den Aristoteles geleitet die früheren Forschungen ihrer Bedeutung und Werthe nach auftreten zu lassen und in ihnen sich selbst zu begreifen, gewährt eine Stelle unserer Metaphysik, welche uns sogleich auf den rechten Punkt hinstellt, und viel anderes Reden überflüssig macht, indem sie uns des Denkers eignes Bewuſstseyn, wie mit einem Schlage, enthüllt.

Weiterhin p. 258. heiſst es bei Gelegenheit der Kritik des Eleatischen Princips: „Es ist der Philosophie des Aristoteles charakteristisch, daſs sie nur eine abstrakte Bedeutung des Begriffes Sein kennt. Man kann sagen, daſs es überhaupt die Aufgabe dieser Philosophie ist, durch das allmählige Durchgehn Bestimmen und dialektische Absondern aller Abstraktionen, von den allgemeinsten an, bis zu den besondersten, zu dem Kerne der Dinge hindurchzudringen. Die allgemeinsten und gleichsam luftigsten Abstraktionen sind nun in diesem Sinne eben die Begriffe: Seyn und Eins, gegen sie gehalten sind sogar die Begriffe, welche die Kategorien ausmachen, noch concrete und wesentliche, und jene das Attribut von diesen." Weiterhin wird dann das Seyende im Aristotelischen Sinne als das nur abstrakte und unselbstständige, dem Seyn im Platonischen Sinne, welches mit der speculativen und concreten Wahrheit selbst gleichbedeutend sey, entgegengestellt. Auch gegen diese offenbar schiefe und unwahre Behauptung hätte ein Verständniſs der Metaphysik, und anderer hieher zu ziehenden Stellen geschützt. In den Erläuterungen über die mannigfache Bedeutung philosophischer Begriffe, welche jetzt das vierte Buch der Metaphysik bilden, ursprünglich aber gewiſs eine eigene Schrift unter dem Namen περὶ τῶν ποσαχῶς λεγομένων ausmachten, unter welchem Titel es Diogenes Laertius aufführt, (vgl. *Metaph.* 6, 1 und 9, 1 p. 128 und p. 192 ed. *Brand.* wo es heiſst: ἐν τοῖς περὶ τοῦ ποσαχῶς) finden wir in dem Abschnitte über das τὸ ὄν nicht etwa nur eine abstrakte Bedeutung dieses Begriffes fest gehalten; sondern es eben auch im weiteren und speculativen Sinne genommen. *Metaph.* 4, 7 p. 98. *Brand.* τὸ ὄν λέγεται τὸ μὲν κατὰ συμβεβηκός, τὸ δὲ καθ' αὑτό. Das Seyn καθ αὑτό heiſst es weiter, wird in eben so vielen Bedeutungen gebraucht als es σχήματα τῆς κατηγορίας giebt. Endlich aber bedeutet das εἶναι und das ἔστιν auch τὸ ἀληθές, also ganz in platonischem Sinne das an und für sich Seyende. vgl. *Metaph.* 6, 1. p. 128. *Brand.* 5, 2. p. 123. *Brand.* vergl. mit *Anal. priora* 1, 46. τὸ γὰρ ἀληθὲς τῷ ἐστὶν ὁμοίως τίθεται.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 51.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1829.

Aristoteles Physik. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von C. H. Weiſse, Professor an der Universität zu Leipzig.

(Fortsetzung.)

Dies ergiebt sich auch aus der ganzen Aufgabe der Metaphysik selbst, welche als die Erkenntniſs des Seyenden insofern es seyendes ist, durchgängig bezeichnet wird; vgl. *Metaph.* 5, 1 p. 121 *Brand.* p. 3, 1 p. 61 und sonst unendlich oft; wo also das ὄν stets in dem concretesten und speculativsten Sinne erscheint; denn das Seyende erkennen insofern es Seyendes ist, heiſst nichts Anderes als das Princip der Wahrheit, insofern es ein ewiges und unvergängliches ist, erforschen. Auch diese kecke Behauptung unseres Verfassers hätte eine einfache Einsicht in die Metaphysik gehemmt.

Andererseits werden wir über die durchgreifenden Kategorien der δύναμις und der ἐνέργεια; nicht, wie wir es gewünscht, aus dem Aristoteles selbst belehrt, sondern auch hier nur auf „jene merkwürdige Schrift über Philosophie" hingewiesen p. 255 und p. 263, während uns doch das ganze achte Buch der Metaphysik darüber die allerbefriedigendsten und erschöpfendsten Aufschlüsse giebt. Sie aber sind gänzlich übersehn und wie ein unnützes Geräth, von dem eigentlich kein Verständiger mehr irgend einen Nutzen ziehen kann, auf die Seite geworfen, dagegen uns das Buch über Philosophie fast gespenstisch entgegentritt, uns Furcht und Zittern einzujagen, wenn es uns etwa einfallen sollte, uns zuerst mit dem wirklich Vorhandenen und Ueberlieferten einzulassen. Aber grade die gründliche Erkenntniſs und das Leben mit jenen wirklichen Gestalten befreit auch zugleich von jener Reverenz und abstracten Ehrfurcht gegen dieses Gespenstische, welches, wenn man es recht scharf in's Auge faſst, bald zusammenschrumpft, und den Platz räumt.

Obgleich der Herr Verfasser sonst nicht weitläuftige Erörterungen verschmäht hat, so begegnen uns doch auch sehr wichtige Bestimmungen, welche er ganz übergangen, und worüber er uns ganz rathlos gelassen hat. Gleichwohl sind diese oft grade die durchgreifendsten, und der Aufhellung bedürftigsten. Im dritten Kapitel des zweiten Buchs unserer Physik entwickelt uns Aristoteles den Begriff der Ursach nach ihrer wesentlichen Bedeutung und Anzahl. Diese lassen sich auf vier Gattungen zurückführen: auf die ὕλη und das ὑποκείμενον auf das τὸ τί ἦν εἶναι, das ὅθεν ἡ ἀρχὴ τῆς κινήσεως, und endlich das οὗ ἕνεκα als das τέλος und das ἀγαθόν. Von dieser sind die ὕλη, das ὅθεν ἡ ἀρχὴ τῆς κινήσεως und das οὗ ἕνεκα für sich deutlich, dagegen das τὸ τί ἦν εἶναι zu den allerschwierigsten Bestimmungen der Aristotelischen Philophie gehört. Aber von allem diesem erfahren wir in den Erläuterungen nichts, und doch gehört die Erkenntniſs dieser Begriffe und besonders des τὸ τί ἦν εἶναι zu dem Speculativsten, und vermag vor Allem schnell die philosophische Tiefe unseres Denkers, wie mit einem glänzenden Strahle, zu erhellen.

Sollen wir es mit einem Worte aussprechen, so ist das τὸ τί ἦν εἶναι nichts Geringeres als der schaffende Begriff. Dies offenbart sowohl seine philosophische, als seine ganz entsprechende grammatisch-etymologische Bedeutung. Das τὸ τί ἦν εἶναι ist Alles, was an und für sich, seiner Substanz und seinem Begriffe nach, gedacht wird. Es ist die von allem zufälligen Beiwerk entkleidet gedachte Wesenheit, als in sich bestimmte, d. h. sich auf ein Individuelles beziehende. Dadurch, durch diese Bestimmtheit in sich, (*Metaph.* 6, 4. p. 133. *Brand.* das τὸ τί ἦν εἶναι ist ὁρισμός und 6, 6. p. 136. ἕκαστον τε γὰρ οὐκ ἄλλο δοκεῖ εἶναι τῆς ἑαυτοῦ οὐσίας, καὶ τὸ τί ἦν εἶναι λέγεται εἶναι ἡ ἑκάστου οὐσία.) ist es wesentlich von dem καθόλου, als welches nur die abstrakte Allgemeinheit bezeichnet, unterschieden. Mit einem Aristotelischen Ausdruck kann man daher sagen, daſs das τὸ τί ἦν εἶναι

Digitized by Google

das Allgemeine ist, welches ein τόδε τι einschlieſst, wovon aber das καθόλου durchaus getrennt und geschieden ist. Vgl. *Metaph.* 6, 13. p. 155. u. 156. *Brand.* Als die in sich bestimmte Allgemeinheit geht daher das τὸ τί ἦν εἶναι wesentlich auf die Form vgl. *Metaph.* 6, 7. p. 139. *Brand.* 7. p. 140. εἶδος δὲ λέγω τὸ τί ἦν εἶναι ἑκάστου καὶ τὴν πρώτην οὐσίαν. Und besonders: λέγω δ' οὐσίαν ἄνευ ὕλης τὸ τί ἦν εἶναι. Vgl. p. 148. *Brand.* Es ist überhaupt das geistige Urbild, dem das Materielle und einzelne Ding nachgebildet ist; welches aber nur durch die schaffende Gewalt des τὸ τί ἦν εἶναι in's Daseyn gerufen wird. Nothwendig folgt daraus, daſs es als der formgebende Begriff, das aus der Kategorie der δύναμις in die der ἐνέργεια übersetzende ist. Vgl. die schlagende Stelle *Metaph.* 7, 6. p. 173. *Brand.* οὐδὲν γάρ ἐστιν αἴτιον ἕτερον τοῦ τὴν δυνάμει σφαῖραν ἐνεργείᾳ εἶναι σφαῖραν, ἀλλὰ τοῦτ' ἦν τὸ τί ἦν εἶναι ἑκατέρῳ. Dem gemäſs ist die Seele das τὸ τί ἦν εἶναι für den Körper und es fällt nach dieser Seite hin mit dem Begriffe der ἐντελέχεια zusammen, vgl. *de anima* 2, 1. und *Metaph.* 6, 10. p. 141. *Brand.* Das τὸ τί ἦν εἶναι ist daher wesentlich die sich selbst gestaltende und Form gebende Allgemeinheit; und somit im speculativsten Sinne der lebendige Begriff nicht als eine äuſserliche Verstandes-Reflexion, sondern als der organische Werkmeister, durch den Alles ist was ist. Diese Bedeutung hätte sich sehr gut grade an unserer Stelle der Physik erläutern lassen, wo dieselbe an einem sehr schlagenden Beispiele hervortritt. Es heiſst nämlich dort 2, 3. auf andere Weise sey die Form und das παράδειγμα Ursach.

(Der Beschluſs folgt.)

XXVIII.

Wochp Edeseay; Elégie sur la prise d'Édesse par Nersès Klaietsi, publiée pour la première fois en arménien, par le Dr. J. Zohrab de Constantinople. Paris 1828. Ouvrage publié par la société asiatique.

Das barbarische Vorurtheil, das Alles, was nicht in unseren kerkömmlichen Denkformen gedacht, was nicht nach unserer Art und Weise dargestellt ist, für barbarisch und der Beachtung unwerth hält, verschwindet immer mehr auf dem Gebiete wissenschaftlicher Forschungen; die Beschränktheit, die nur einigen Völkern wahres Gefühl und durchdringende Einsicht zugestehen, und Alles nach ihrem hochgerühmten Einerlei beurtheilen und umgestalten will, verliert sich nach und nach, zu beider Heil, aus dem Leben und aus der Historie; aus früher ungekannten oder miſsachteten Quellen schöpft die Geschichte jetzt schon neues Licht über alte Begebenheiten, und sie erhebt sich immer mehr von der beschränkten Ansicht des Vorliegenden und längst Gekannten, zur groſsartigen, der Welthistorie würdigen Umsicht. Die Schätze der ausgebreiteten, über Alles sich erstreckenden chinesischen Gelehrsamkeit, bereichern schon seit einiger Zeit unsere geographischen und historischen Kenntnisse Ost- und Mittelasiens und selbst Westasien, wie Persien und die Gegenden um das caspische Meer, können durch chinesische Geographen und Reisebeschreiber Erläuterungen erhalten. Inder, Perser, Mongolen und Turkomanen beurtheilt man nicht mehr einzig und allein nach den einseitigen Berichten halbunterrichteter Fremden, sondern man vergönnt diesen Völkern, wie es sich gebührt, das Wort über ihre eigenen Angelegenheiten. Forschungen, in diesem Sinne unternommen, sind einer Civilisation würdig, deren Aufgabe es ist, die verschiedenen Gestaltungen des Menschenlebens und der Historie weder zu verachten noch zu vernichten, sondern im Gegentheile ihrem Wesen und Ursprunge nach zu begreifen; — als den Anfang und das Muster historischer Forschungen dieser Art können wir in Deutschland Wilkens Geschichte der Kreuzzüge aufstellen. Die lateinischen, arabischen, persischen und syrischen Quellen, wurden gegeneinander gehalten, so daſs sie sich wechselseitig ergänzten und berichtigten, — leider waren damals die reichhaltigen, gleichzeitigen armenischen Historiker der Kreuzzüge noch unbekannt und konnten deshalb auch nicht benutzt werden. Seit dem fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wo Miesrop und Sahag der Groſse die armenische Literatur begründeten, verging kein Jahrhundert, das nicht einige ausgezeichneten Historiker aufzuweisen hätte; in der Periode der Kreuzzüge blüheten vorzüglich Aristakes Lastiwertsy, Mattheos Urrhaietsy (von Urrah oder Edessa) der Priester Samuel, Wanagan, Wartan und Kyriakos. Keiner dieser Historiker ist jemals vollständig gedruckt worden; von Mattheos finden sich Auszüge in der *Bibliothèque des Croisades* von Michaud und in den *Notices et Extraits des Manuscrits*; groſse und wichtige Auszüge aus allen diesen Geschichtschreibern finden sich in Tschamtschean's groſser Geschichte von Armenien, in Indschidschean's alter Geographie und in der armenischen Chrestomathie, die sich hinter der armenisch-englischen Grammatik von Aucher (Venedig 1819. 8.) befindet. Vollständige Handschriften von allen diesen wichtigen historischen Werken sind in der Bibliothek der Mechitaristen auf St. Lazaro bei Venedig, wo sie der Schreiber dieses selbst gesehen hat.

Die Nachrichten des Mattheos über den ersten Kreuzzug sind von vorzüglicher Wichtigkeit. Mattheos ward gebohren in oder bei Edessa gegen 1070 uns. Zeitr. und starb, ob eines natürlichen oder gewaltsamen Todes ist unbekannt, bei der ersten Einnahme von Edessa 1144, weshalb er auch die Geschich-

Digitized by Google

te dieses traurigen Vorfalls nicht mehr beschreiben konnte. Sein historisches Werk beginnt mit dem armenischen König Aschod III. aus dem Hause der Bagraditen (952) und endigt mit Leo I. (1123) aus dem Hause der Rubenier (Tchamtch. III. 20.); nach einer andern Nachricht, die sich bei demselben Tchamtchean (III. 67.) befindet, soll er es bis zu seinem Tode d. h. bis 1144 fortgesetzt haben; der Priester Gregorius aus der Stadt Kis in Cilicien fügte die Vorfallenheiten der folgenden funfzig bis sechzig Jahre hinzu. Mattheos sagt uns selbst in seiner Einleitung, dafs ihm sein Werk acht Jahre rastloser Forschung gekostet habe, dafs er Alles, was er aus eigener Erfahrung oder aus den Schriften anderer hätte ersehen können, dafs er alles Merkwürdige, was sich zwischen Persern, Türken, Griechen und Lateinern zu seiner Zeit ereignete, aufgezeichnet habe: sein Styl ist schmucklos und selbst rauh, aber seine Wahrheitsliebe und sein kritischer Forschungsgeist werden von allen Kennern hoch geachtet. Er war, wie er ebenfalls selbst berichtet, ein Klostergeistlicher oder Priester, armenisch Eretz genannt; ein Wort, welches nicht wie in den *Notices et Extraits* geschehen ist (XI. Bd.), wie ein Eigennamen hingestellt, sondern übersetzt werden mufs.

Ein anderer Zeitgenosse und Berichterstatter einzelner Begebenheiten des ersten Kreuzzuges, ist der Verfasser der vorliegenden Elegie über die Einnahme von Edessa, der berühmte Patriarch Nerses.

Nerses, seiner lieblichen Schreibart wegen der Anmuthige (Schnoraly) und wegen seines Aufenthaltes zu Hromkla (Römerfestung, Kla d. i. قلعة Kalah) Klaietsy genannt, gehört seiner Geburt und seinen Geistesgaben nach zu den ersten Männern der armenischen Nation. Im hohen Alter folgte er seinem Bruder dem Katholikos Gregor III. (von 1113—1169) im Patriarchat und starb schon im Jahre 1173 unserer Zeitrechnung. Er hinterliefs viele Werke in Prosa und in Versen und alle wurden sie schon bis auf die Elegie über die Einnahme Edessas mehrmalen gedruckt. Die von den Muselmännern beherrschten Armenier wagten es nicht, ein Werk bekannt zu machen, das die furchtbarsten Verwünschungen gegen die Ungläubigen enthält. Einzelne Bruchstücke dieser berühmten Elegie waren schon aus der armenischen Geschichte des Tschamtschean, aus der alten Geographie des Indschidschean und aus der Chrestomathie des Afghier bekannt; Michaud theilt daraus in seiner Geschichte der Kreuzzüge ein kurzes Bruchstück mit (*Histoire des Croisades II.* 136. 4te Aufl.), das ihm der Armenier Cirbied (nicht Cerbied) mitgetheilt hatte. Der armenische Herausgeber des ganzen Werkes Zohrab ist einer der gelehrtesten Männer der armenischen Academie auf St. Lazaro; er ist unter seinen Landsleuten durch die vortreffliche Ausgabe der Rhethorik des Moses von Chorene und der Fabeln des Mechitar Kosch bekannt und auch die gelehrte Welt Europas kennt ihn schon durch seine, in Verbindung mit Angelo May gelieferte Uebersetzung der Chronik des Eusebius und des Samuel von Any. Zohrab, benutzte zu seiner Herausgabe der vorliegenden Elegie drei Handschriften, die an vielen Stellen ziemlich abweichende Lesarten zeigten; sie füllen nicht weniger als sechszehn Seiten. Saint-Martin hat eine kurze Notiz über Nerses in französischer Sprache hinzugefügt und verweist mit Recht denjenigen, der etwas Ausführliches über das Leben des Verfassers lesen will, auf den vortrefflichen Artikel, den Saint-Martin selbst für die Biographie *universelle* geliefert hat. Es wäre zu wünschen gewesen, dafs dem gelehrten Manne, der sich so grofse Verdienste um das Studium der armenischen Sprache erworben hat, es wäre zu wünschen gewesen, dafs S. M. eine Stelle des Gregorius Magistros bekannt gewesen wäre, worin ausdrücklich bemerkt wird, dafs die gereimten armenischen Verse eine Nachahmung der Araber sind und von Sahlum und Aharon zuerst eingeführt wurden *). Die ursprüngliche armenische Poesie beobachtete blofs einen gewissen Parallelismus, wie wir dies in den Psalmen sehen; die Uebersetzer der griechischen Dichter, die Ilias und Odyssee wurden ins Armenische übersetzt, scheinen alle griechischen Metra nachgeahmt zu haben, der Reim in der armenischen Poesie stammt aber aus Arabien. Der Fall Edessa's erregte Furcht und Schrecken bei allen Christen im Morgen- und Abendlande; Otto von Freisingen berichtet (VII. 33.) dafs der Bischof von Gabal in Syrien zum Pabst gekommen sey und den Verlust Edessa's beweint habe; es sey Gefahr vorhanden, sagte er, für die ganze überseeliche Kirche (*trans marinae ecclesiae*). Er eilte über die Alpen, um den Kaiser und den französischen König zu einem Kreuzzuge zu bereden, — Conrad von Deutschland und Ludwig von Frankreich kehrten aber, wie bekannt, ohne allen Erfolg (*absque omni effectu. Otto Fries. VII.* 30.) aus dem heiligen Lande zurück. Der Verlust dieses Bollwerkes der lateinischen Besitzungen in Asien ward von mehrern Syrern und Armeniern in Elegien beklagt (Wilken Gesch. der Kreuzzüge II. 729. Not. 15. Tschamtschean Geschichte Armeniens III. 67.); Niemand mochte aber besser alle Verhältnisse der Grafschaft Edessa kennen, als Nerses Klaietsy. Sein Bruder, der Patriarch Gregorius III. und seine ganze Familie, war eng mit dem Grafen Joscelin von Edessa verbunden; die Gemahlin des Grafen, Beatrix, die Wittwe des Grafen Wilhelm von der Saone, bewohnte Hromkla und zu ihr zog Gregorius nach dem Falle von Edessa. Vergebens suchte der Patriarch und sein ganzer Anhang dem Joscelin aufzuhelfen; seine Wittwe verliefs nach dem Tode ihres Gemahls das Morgenland und sendete ihren Sohn aus erster Ehe, damit er Hromkla in Besitz nehme. Nach seinem, bald nach der Ankunft erfolgten Tode, ward Gregorius, gemäfs dem Vermächtnisse der Wittwe Joscelins, Herr von Hromkla; dieser Ort blieb nach ihm der Patriarchensitz bis zum Jahre 1292.

In der armenischen Geschichte Tschamtscheans heifst es (III. 67.) mit Unrecht, Nerses habe die Elegie auf Bitten seines Bruders Abirad geschrieben; der Dichter belehrt uns selbst

*) Die armenische Stelle aus einer Pariser Handschrift ist zuerst sammt französischer Uebersetzung abgedruckt in meinem *Mémoire sur la vie et les ouvrages de David* S. 16.

Digitized by Google

hierüber auf der letzten Seite seines Klaggesanges in folgenden Worten: „Alle hier Versammelten bitte ich, dafs sie sich meiner, des Schwachgeistigen erinnern mögen; siehe mich den, dem Grofsen der Armenier gleichnamigen Nerses *), aber fern den trefflichen Thaten. Ich, ein Strahl jener Sonnenmasse, aber ungleich der Quelle schrieb diesen Klagegesang zum Troste der Unglücklichen, euch und vielen andern Menschen, die in Trauer sind, wegen der Ihrigen. Wenn ich in Worte bringe die Vorfälle unserer Zeit, rechne ich nicht auf die Kundigen, sondern auf die Jugend und die Kinder; mich bat darum mit sehnsuchtsvollem Herzen mein Bruderssohn nach der Verwandtschaft; ein Jüngling von geringem Alter, aber einsichtsvollen Geistes, geübt in der Kriegskunst nach römischer Taktik; geschickt im Bändigen der Rosse, wie es sich ziemt dem Erfahrenen; sein Namen klingt gleich dem seiner Vorfahren Abirad" (S. 89—90.), so hiefs auch der Vater des Dichters selbst.

Folgende Ueberschrift, womit die Elegie anfängt, rühret wahrscheinlich von einem Abschreiber her: „Wort der Klage auf homerische Weise gedichtet und mit der Stimme des Wehes durchflochten, über die Einnahme der grofsen Edessa im Jahre (der armenischen Zeitrechnung) 593. (1144. uns. Z.) den 23. December in der dritten Stunde eines Samstags" **). Der Dichter führt die Stadt Edessa redend ein; sie erzählt ihren Schwestern, den vier übrigen grofsen Städten der damaligen Christenheit, Jerusalem, Antiochien, Rom und Constantinopel (in dieser Rangordnung finden sie sich auch bei Abu Shamah. Wilken a. a. O. S. 728. Not. 13.) das ihr widerfahrene schwere Strafgericht Gottes. Jerusalem wird als die Stadt des himmlischen Königs, Rom als die Mutter der Städte gepriesen; „du aber Stadt, sehr geehrte", fährt Nerses fort, „von Constantin erbaut am Eingange Asiens, ein zweites Jerusalem, ein neues wundervolles Rom zu werden; ein Sitz zu seyn den Lernbegierigen. . . . höre auf meinen Klageschrei", denn auch ich war dein Eigenthum, ich gehörte zu dem Reiche der Mutterstadt". Es folgt dann eine Apostrophe an die Hauptstadt Aegyptens, an die Stadt des herrlichen Alexander und so an „die geliebte Schwester Antiochia, die Stadt des Apostels Matthäi". „Dem jenseitigen Theile der Erde", heifst es weiter, „mögen hinreichen diese Verse; umkehrend wenden sich meine Worte gen Sonnenaufgang, zu den Haik, dem Hause Thorgoma's, dem Stamm und Sprosse Japeths. . . . . Wo ist jetzt die Krone deiner Zierde, wo das Diadem des Glanzes? Wo die Pracht der Königinn, das Weib des königlichen Sohnes? Wo ist der Brautschmuck, die golddurchwobenen Gewänder? War der Bräutigam nicht am Altare und der Brautführer nicht in der Kirche? Wo sind die Jünglinge des Hochzeitfestes, dafs sie nicht anstimmen die Gesänge Davids? Ach Alles ist verstummt und verödet"! Any, die Residenz der armenischen Könige aus dem Hause der Bagraditen, die alles Unheil aus Erfahrung kenne *) möge vorzüglich in das Klagelied mit einstimmen. S. 19. beginnt endlich Edessa mit der Erzählung alles desjenigen, was sie selbst im Laufe der Zeiten Gutes und Böses erfahren hat. „Ich liege in der Mitte der Flüsse, die von Eden ausfliefsen, zwischen dem Euphrad und Tigris, eine Strecke, die Zwischenflufsland (Midschaked, Mesopotamien) genannt wird; ich war die Residenz des grofsen Abgar, des Königs der Armenier und Assyrer (Syrer)". Zuerst wird ausführlich die Pracht und Herrlichkeit der Stadt beschrieben, dann das Unheil (S. 27.), welches der Tyrann, der Urheber alles Bösen Sanghi über sie verhängt hatte: „jetzt schlofs er mich ein in der Runde, mich umringend mit seinem Heere; mit seinen aschbraunen Arabern, die nicht gezählt werden können, mit der Elymäer (d. h. Perser. *Assemani Biblioth. orient. IV.* 745.) und Kedäer (die Einwohner von Khusistan. *Assemani* a. a. O. 420.) unzähligen Legionen. Sie umringten meine Rinder und Schaafheerden und beraubten mich aller Hülfe". Es werden darauf alle Belagerungswerkzeuge beschrieben und der Muth, den die Belagerten dem andringenden Feinde entgegensetzten. Die langen Reden, die der Dichter von beiden Seiten halten läfst, sowie die Gebete und Trostreden bieten nichts Merkwürdiges dar; die Grausamkeiten bei der endlich erfolgten Einnahme der Stadt, weifs Nerses nicht furchtbar genug zu schildern. Von dem Mitleiden Zenghi's ist hier keine Spur; wir sind aber davon durch einen andern armenischen Schriftsteller unterrichtet, durch den Priester Gregorius (Tschamtschean a. a. O. III. 67.). Folgende Stelle über die Kreuzfahrer wird wohl mit Interesse gelesen werden. „Es bewegte sich zweimal die Nation der Franken, unzählige zu Pferde und zu Fufs, wie die Massen der Meereswogen, aufbrausend gewaltig und zermalmend, wie die empörten Gewässer an den Ufern der Flüsse, oder der Chorgesang der Sterne in den Himmelsscharen; wie Schneeflocken erfüllten sie den Erdenraum, sangen Gesänge gegen den Nordwind und trieben Wolken vor sich her; sie reinigten das ganze Land und befreieten es von den Ungläubigen; sie entfernten Staub und Plünderung der Muselmänner, unterjochten das tiefe Chorasan und Babylons traurige Ruinen . . . . . alles Christenvolk war erlöst von der Schmach".

Carl Friedr. Neumann.

*) Er spielt auf den Katholikos Nerses an, mit dem Beinamen „der Grofse."

**) In der Bestimmung der Jahrzahl findet ein Druckfehler statt, der auch am Ende angezeigt ist; die Handschriften selbst schwanken zwischen 593 und 598.

*) Alp-aslan oder -arslan zog 1064 mit einem grofsen Heere vor Any; jeder Streiter soll nach Wartan mit drei Schwerdtern bewaffnet gewesen seyn, eins in jeder Hand und eins hielt er mit den Zähnen; soweit ging die Wildheit der Seldschucken, dafs sie Priester geschunden und verbrannt haben. Alp-arslan liefs 1000 Einwohner in einem Graben tödten und badete sich in ihrem Blute. Nicht minder Schreckliches berichtet Thomas Ardseruny bei Indschidschean, Geographie Altarmeniens. S. 425.

Digitized by Google

Nro. 52.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1829.

Aristoteles Physik. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von C. H. Weifse, Professor an der Universität zu Leipzig.

(Schlufs.)

Dies aber ist ὁ λόγος ὁ τοῦ τί ἦν εἶναι καὶ τὰ τούτου γένη· οἷον τοῦ διὰ πασῶν τὰ δύο πρὸς ἕν, καὶ ὅλως ὁ ἀριθμός, καὶ τὰ μέρη τὰ ἐν τῷ λόγῳ. Der Begriff der Octave nämlich ist das Verhältnifs von Eins zu Zwei. Erst durch das Verhältnifs gewinnen die Töne ihre wirkliche Bedeutung; ohne dies sind sie formlos; das τὸ τί ἦν εἶναι aber bringt das Verhältnifs der Octave als die bestimmte Beziehung von Eins zu Zwei hervor. Auf gleiche Weise heifst in der Nikomacheischen Ethik 2, 6. die Mitte zwischen den Extremen im Handeln, als das Bestimmende, das τὸ τί ἦν εἶναι wodurch die ἀρετή ist. Das τὸ τί ἦν εἶναι nun, als der schaffende Begriff, ist wesentlich die Einheit des Unterschiedenen; indem er sich selbst voraussetzend, in sich die Natur des Kreislaufes darstellt; denn es ist der Grund des Seyns, und was er hervorgetrieben, wird wieder nur in seiner Nothwendigkeit gewufst, wenn das τὸ τί ἦν εἶναι als seine schaffende Seele erkannt wird, und so ist es auch als die Spitze des Erkennens gesetzt. Hierher gehört auch der Unterschied des τὸ τί ἐστι von dem τὸ τί ἦν εἶναι. Ersteres ist das in den Stoff eingehüllte Seyn und bezeichnet Alles in die Erscheinung Getretene, als solches, dem daher auch Unwesentliches noch beiwohnt, das τὸ τί ἦν εἶναι dagegen ist das durch den Begriff Gesetzte; die absolute Thätigkeit des Geistes aber ist es diese beiden Bestimmungen in ihrer Einheit zu begreifen: das speculative Denken, welches die erscheinende Welt des τὸ τί ἐστι nach ihrer Nothwendigkeit und damit in ihrer Einheit mit dem τὸ τί ἦν εἶναι denkt, und somit den Begriff der Dinge als seine eigene Natur erfafst, vgl. die tiefe Stelle *de anima* 3, 6. wo Aristoteles, nachdem er die Bejahung und Verneinung als ein äufserliches Verhalten bezeichnet hat, worin sich ὁ δὲ νοῦς οὐ πᾶς nicht erschöpft, fortfährt: ἀλλ' ὁ (sc. νοῦς) τοῦ τί ἐστι κατὰ τὸ τί ἦν εἶναι ἀληθής, καὶ οὐ τὶ κατά τινος. Diesem tiefen Begriffe des τὸ τί ἦν εἶναι entspricht auch seine grammatisch-etymologische Bedeutung. Im ἦν nämlich ist die Priorität des Begriffs als ein zeitlos Vergangenes ausgedrückt, welches in sich selbst die absolute Macht und Nothwendigkeit ist, sich zu verwirklichen, so aber, dafs das zur Erscheinung gebrachte als ein wesentlich von dem Begriff Durchdrungenes und Gesetztes erscheint, als ein in seinem unmittelbaren Daseyn nur durch den Begriff Vermitteltes. Sowohl das Seyn der Sache als ihr Gesetztseyn durch den Begriff ist uns in dieser Kategorie unmittelbar gegenwärtig; und diese Beziehung offenbart uns auch der treffend gewählte Ausdruck ganz.

In der absoluten Wesenheit der πρώτη οὐσία fallen nun die hier auseinandergehaltenen drei Gattungen von Ursachen zusammen. In dem göttlichen Denken, dem ewigen νοῦς sind das ὅθεν τῆς κινήσεως und das οὗ ἕνεκα nicht einander ausschliefsend. Indem seine Thätigkeit als eine sich selbst denkende und sich objectivirende erkannt wird, so fallen damit auch der Anfang und das Ziel der Bewegung zusammen: von dem νοῦς aber, der sich mit den νοητόν zu einer Einheit zusammenschliefst, ist auch das τὸ τί ἦν εἶναι kein Unterschiedenes. Wir dürfen daher nicht mit dem Herrn Verfasser in den Erläuterungen zu unserem Capitel p. 316. sagen: „die verschiedenen Classen von Ursachen sind nicht Arten einer Gattung, sondern durchaus verschiedene Wesenheiten und Verhältnifsbegriffe, die untersich nur eine äufserliche Gemeinschaftlichkeit haben". Nur für das endliche Denken und für endliche Verhältnisse sind diese Begriffe gegenseitig ausschliefsend; im absoluten Denken, der göttlichen

Digitized by Google

Wesenheit jedoch hebt sich dieser Unterschied auf, und sie werden zu Momenten dieser *οὐσία*.

Wenn irgendwo, so hätte bei dieser Gelegenheit ein groſser Schatz der speculativen Weisheit des Aristoteles geöffnet werden, und an der tiefen Kategorie des *τὸ τί ἦν εἶναι* dessen Hauptbeziehungen wir, wenn auch nicht erschöpfend, doch anzudeuten versucht, auch blöden Augen das Licht über diesen speculativen Genius aufgehn können. Leider hat dies der Herr Verfasser gänzlich verschmäht, und es vorgezogen, diese tiefen und überall wiederkehrenden Bestimmungen durchaus mit Stillschweigen zu übergehn. Sehn wir uns näher nach der Ursach um, so ist sie in die festgewurzelte Vorstellung des Hrn. Verfassers von der Unächtheit der Metaphysik, welche hier vor Allen Ausbeute gab, und unserer Capitel selbst, zu setzen. So sehr wir nun auch überall das Geschäft des höheren Kritikers, anerkennen, und auch recht gut wissen, daſs hier nicht immer ein nur verständiges Räsonnement nach schlichten Gründen ausreicht, sondern es auch dazu des divinatorischen Blickes bedarf, der, so zu sagen, alle Stufen verständiger Beweise oft plötzlich abbrechend, uns wie mit einem Zauberschlage das Rechte zeigt, und grade darin der Triumpf des groſsen Kritikers besteht, durch einen Blitz die ganze umdunkelte Region zu erhellen: so wenig können wir uns mit dem Verfahren des Herrn Prof. Weiſse in unserer Physik vertragen, welches uns mit fast braminenartiger Zuversicht betrieben scheint; wodurch er, als der von Hause aus zweimal geborene, sich jede Kekheit und Gewaltthat erlaubt, während uns einmal gebornen Suthras vor dieser Höhe schwindelt. Auf diese Höhe der Kritik, wo uns Alles gleichsam unter den Füſsen verschwindet, kann das Individuum auch nicht durch Worte und Begriffe, wie der Herr Verfasser sagt, emporgehoben werden; der geistigen Anschauung eines Jeden muſs es überlassen bleiben, diesen Gipfel zu erreichen, und in die Entscheidung über den Geist und Charakter des Einzelnen einzustimmen. So kann denn Herr Prof. Weiſs, von dieser Anschauung aus, nicht umhin, wie unzählige Stellen unserer Physik, auch unser zweites und drittes Capitel des zweiten Buches für unächt zu erklären „nach aufmerksamer Erwägung ihres Inhalts und Zusammenhanges unter sich und mit dem Folgenden, als auch ihres Styles und ihrer Darstellung" p. 311. Der erste Theil des zweiten Capitels nun, heiſst es, enthält zwar Bestimmungen, welche hieher zu gehören scheinen, die Unterscheidung nämlich zwischen Naturwissenschaft und Mathematik betreffend; aber die Art und Weise zeige von der gröſsten Unbehülflichkeit des Verfassers. Wir gestehen offen, nichts davon entdecken zu können. Nicht allein, daſs sich dies Kapitel den Worten wie dem Sinne nach dem vorigen, bis auf die letzten Worte doch für ächt erklärten, eng anschlieſst, so ist es auch grade nach Angabe der Bedeutungen, welche die Natur hat, recht an der Stelle den Unterschied des Mathematikers von dem Naturforscher anzudeuten. Daſs dies sich sogleich an einem bestimmten Beispiele entwickelt ist nicht nur in der Weise des Aristoteles, sondern auch unserer Untersuchung gemäſs, indem der von uns oben angedeutete Unterschied des Begriffs zwischen der Mathematik und der Physik in die Metaphysik hinein gehört und dort abgehandelt worden. Keinesweges aber widersprechen einander die Bestimmungen; denn auch aus unserer Stelle geht dies hervor, daſs der Mathematiker Alles betrachte, insofern es trennbar ist von der Bewegung. Auf ähnliche Weise knüpft Aristoteles den Unterschied des *φυσικός* und des *διαλεκτικός* in den Büchern *de anima* 1, 1. an das concrete Beispiel: *οἷον ὀργή τί ἐστιν·* und zeigte, wie der Erstere nur das Physiologische, Letzterer dagegen *τὸ εἶδος καὶ τὸν λόγον* darin heraushebt. Eben so wenig ist der zweite Theil dieses Kapitels, wie der Herr Verfasser sagt, „eine ganz überflüssige und nackte Wiederholung des im vorhergehenden Kapitel Vorgetragenen, und darum für unächt zu halten." Nachdem Aristoteles im vorhergehenden ersten Kapitel durch ein Herüberbewegen einzelner Bestimmungen herausgebracht hatte, daſs die Natur sowohl der erste allem zum Grund liegende Stoff dessen heiſst, was in sich das Princip der Bewegung und Veränderung hat, als auch die Form (*τὸ εἶδος τὸ κατὰ τὸν λόγον*), daſs also die Natur sich selbst zur Formbestimmung treibt, so nimmt er jetzt dieses so gewonnene Resultat auf und knüpft damit unmittelbar an das vorige Kapitel an, und bringt es der Vorstellung näher, daſs dieselbe Wissenschaft auf gleiche Weise die Formbestimmung und den Stoff zu erkennen hat. Auch ist es der Methode des Aristoteles ganz angemessen, eine im Folgenden genauer zu erläuternde Bestimmung zu anticipiren, und uns diese in wenigen Worten vorbereitend anzudeuten. In diesem Sinne fügt Aristoteles hier,

Digitized by Google

um wenigstens den Angelpunkt des Begriffes ahnden zu lassen, die Bestimmung des Zwecks als der Natur immanent hinzu, wodurch auch zugleich das Verhältnifs des Stoffes zur Form als der sich selbst zum Ziel treibenden Thätigkeit, erhellt wird, obgleich die weitere Ausführung der Natur als Zweckbegriff erst in das achte Kapitel fällt. Aus dieser Anticipation aber ein Argument gegen die Aechheit des Kapitels selbst zu entnehmen möchte fast eine geringe Beobachtung Aristotelischer Darstellungsweise verrathen, der ein kurzes Anticipiren von Bestimmungen so geläufig ist, dafs wir es überall wiederkehrend finden.

Nun aber gar das dritte Kapitel, welches die *αἰτίαι* ihrer Natur und Anzahl nach entwickelt! Auch dieses wird zu den Todten geworfen, indem es „einen Gegenstand der Logik, an den wohl kurz erinnert werden konnte, in breiter und schwerfälliger Exposition behandele und eine grofse Unbehülflichkeit verrathe." Gleichwohl zählt die Stelle der Logik: *Analyt. poster.* 2, 10. die vier *αἰτίαι* nur ganz äufserlich auf, ohne irgend eine nähere Bestimmung ihres Begriffs, wie denn dies auch der Herr Verfasser selbst eingesteht. p. 316. Dagegen verweist uns aber eine Stelle bald am Anfang der Metaphysik ausdrücklich auf unser Kapitel. Nachdem dort (*Metaph.* 1, 3.) die vier Classen von Ursachen aufgezählt, fährt Aristoteles fort: *τεθεώρηται μὲν οὖν ἱκανῶς περὶ αὐτῶν ἐν τοῖς περὶ φύσεως* u. s. w. offenbar den Inhalt unseres Capitels bezeichnend, und die hier gegebene Ausführung rechtfertigend. Hr. Prof. Weifse hat es verschmäht auch nur von dieser Stelle Notiz zu nehmen, und sie mit vornehmen Stillschweigen übergangen. An dieses Capitel nun, nicht aber an das erste des zweiten Buches, welches allein die Feuerprobe der Aechheit bestanden, reihen sich unmittelbar, dem Sinne wie den Worten nach, die beiden folgenden den Zufall und das Ungefähr erläuternden Capitel. Freilich fühlt auch unser Verfasser diese Unbequemlichkeit, und es bleibt ihm daher, um dennoch die einmal decretirte Unächtheit aufrecht zu erhalten, nichts übrig als durch einen zwar seinem Verfahren nach consequenten Gewaltstreich zu erklären, dafs — Einiges dazwischen ausgefallen sei! p. 315. In demselben Sinne werden sowohl viele einzelne Kapitel als einzelne Theile und Sätze, ja auch sogar ein ganzes Buch, wie das achte unserer Physik, als unächt abgewiesen. Wägt man die so für unächt erklärten Theile sowohl unserer Physik und anderer Aristotelischer Schriften mit den für ächt gehaltenen sorgfältig ab, so stehn wir nicht an zu behaupten, dafs sich die Schale leicht zu Gunsten des Unächten neigen möchte, und wir jenen Pseudo-Aristoteles wohl dem ächten vorziehn würden.

An den beiden näher beleuchteten Capiteln haben wir von des Herrn Verfassers durch das ganze Werk sich hindurch erstreckenden Hyperkritik Rechenschaft zu geben versucht, und bergen es nicht, dafs dieses subjective Verfahren und Handhaben der Kritik höchst unerquicklich auf uns gewirkt hat, und durch diese spitzfindigen und den Fortgang hemmenden Untersuchungen auch den oft treffenden speculativen Entwickelungen Eintrag geschehn ist, indem sie erst mühsam aus den dornigen und unlohnenden Kreuz- und Quergängen aufgefunden werden müssen. Der Zweck wenigstens, durch eine das Speculative überall bestimmt und nach Aristoteles eigener Farbe und Haltung hervorhebende Darstellung, den Sinn und die Begeisterung für diesen tiefen Geist und seine Methode wiederzuerwecken, und durch eine ohne lästiges und störendes Beiwerk auf die ewige Jugend und Frische der Entwickelung seiner Idee hinweisende Einsicht gleichsam einen neuen Eckstein für speculative Philosophie überhaupt zu gewinnen, dieser Zweck, der höchste, den sich eine Erläuterung Aristotelischer Philosophie setzen kann, scheint uns durch die gegenwärtige Arbeit nicht erreicht, und möchte, so lange Herr Prof. Weifse den in der Vorrede von neuem mit aller Härte ausgesprochenen hyperkritischen Grundsätzen und einer selbst gefälligen Darstellung derselben folgt, auch nicht erreicht werden. Der sonst so dankenswerthe Ernst und der Sinn für das Speculative, der sich auch in vielen Abschnitten dieses Werkes findet, läuft bei dieser prickelnden Sucht nach Originalität in dem Geltendmachen der extravagantesten Einfälle endlich Gefahr erstickt zu werden.

Was die fleifsige Uebersetzung betrifft, so erklären wir uns mit dem in der Vorrede VI. Ausgesprochenem vollkommen einverstanden, „dafs es nämlich ein Gewinn für die deutsche Literatur sein müfste, wenn die Form des Gedankenausdrucks, welche jener reiche und unkräftige Geist sich geschaffen hat, wie es mit so manchen andern gleich edeln und genialen Formen bereits geschehen ist, in die vaterländische Sprache, nach dem, was sie ist, nämlich eben als eigenthümliche Form

Digitized by Google

— übertragen werden könnte." Auch bekennen wir gern, daſs der Herr Verf. überall ein ernstes Streben gezeigt hat, den philosophischen Sinn treffend und bestimmt wiederzugeben, und meist auch den erschöpfenden Ausdruck sowohl im Allgemeinen als auch für die einzelnen Kategorien gefunden hat, und darüber auch ein gutes Bewuſstseyn zeigt vgl. p. 262 über die Ausdrücke *δύναμις* und *ἐντελέχεια*. Nur damit können wir uns nicht vereinigen wenn es p. 263. heiſst: dem Worte *οὐσία* werde Gewalt angethan, wenn man es durch „Wesen" wiedergebe, „weil das deutsche Wort in unserer Sprache etwas ohne Vergleich Tieferes bezeichne." Vielmehr müssen wir sagen, daſs der Aristotelische Ausdruck *οὐσία* viel zu umfangreich ist, als daſs er durch „Wesen" ganz erschöpft werden könnte. Die *οὐσία* welche sich in endliche und absolute *οὐσία* unterscheidet bezeichnet sowohl die Unmittelbarkeit des Seyns, als das Wesen und endlich den Begriff selbst, und muſs je nach der Verbindung, in der dieser Ausdruck vorkommt, auch durch eine dieser drei Kategorien wiedergegeben werden. Der Unmittelbarkeit des Seyns entspricht die *οὐσία* wenn sie die einfachen Körper wie Feuer, Erde, Wasser u. s. w. bezeichnet. Vgl. *Metaph.* 4, 8. p. 99. *Brand.* und 7, p. 164 *Brand.* die *αἰσθηταὶ οὐσίαι πᾶσαι ὕλην ἔχουσαι.* Auf andere Weise wird die *οὐσία* Ursache des Seyns genannt, in demjenigen enthalten, was nicht von einem Substrat ausgesagt wird; und hier entspricht sie dem Ausdruck: Wesen, vgl. *Metaph. l. c.* Endlich ist sie aber *τὸ τί ἦν εἶναι οὗ ὁ λόγος ὁρισμός* und dann muſs sie durch „Begriff" wiedergegeben werden. vgl. *Metaph.* 4, 8 und 7, 1.

Da die Uebersetzung streng an ihren leitenden Text gebunden ist, so hemmt sie von selbst Sprünge und Abschweifungen, und es hat sich hier das entgegengesetzte Resultat als bei dem Commentar ergeben, indem die an der Stange des Textes fortgeführte Uebersetzung weit hinter der Theorie und der beabsichtigten Wirkung zu ihrem eigenen Vortheil zurückgeblieben ist. Der Zweck des Hrn. Verfassers war es nämlich „mit nicht minderer Genauigkeit und Treue, wie Genialität des aristotelischen auch die Geistlosigkeit und Erbärmlichkeit des Styles der unächten Theile des Werkes wiederzugeben; jede Schonung und Uebertünchung wäre hier unredlich und tadelnswerth gewesen." Hier hat in der That die Uebersetzung die Theorie zu Schanden gemacht. Wie viel sich auch der Hr. Verf. abgemüht haben mag, die im Commentar für unächt erklärten unzähligen Stellen auch durch die Uebersetzung als eingeschwärzte Stücke zu bezeichnen, so ist doch all dieses Streben an der Wahrheit des Textes selbst gescheitert, der eine solche beabsichtigte Scheidung des Vortrefflichen und Erbärmlichen nicht gestattete, weil sie nur in der Vorstellung des Verfassers, nicht in der Sache selbst lag. Wir fordern jedes unbefangene Urtheil zur Entscheidung auf, ob sich die Uebersetzung der vielen unächten Capitel oder etwa des ganzen achten Buches irgend wie in Ton und Haltung von den ächten Theilen des Werkes unterscheidet, und ob dieser mit aller Anstrengung bezweckte Unterschied nicht ein nur gemeinter ist. Hieran offenbart es sich aber auch recht, wie dieses hyperkritische Dichten und Trachten den Sinn des Verfassers so ganz gefangen genommen, und bis zu der fixen Vorstellung emporgeschraubt hat, daſs er selbst Unterschiede in seiner eigenen Arbeit wahrzunehmen glaubt, welche gar nicht da sind, und mit unumstöſslicher Gewiſsheit auf etwas fuſst, was nur in seiner Einbildung Platz genommen hat. Dieser gegen den Willen, aber zum Vortheil des Ganzen vereitelte Zweck möchte vielleicht das beredteste Zeugniſs gegen die Eitelkeit der aufgetriebenen Hyperkritik abgeben.

Schlieſslich können wir eine gewisse Gesuchtheit, welche uns in der Stellung der Worte aufgefallen, und wodurch der Herr Verfasser, wir wissen nicht, welche Färbung hat wiedergeben wollen, nicht stillschweigend übergehn. Auf keinen Fall scheint uns durch eine absichtlich wiederkehrende Stellung wie; Buch 2, 2 „Nachdem bestimmt welche Bedeutungen hat die Natur" u. s. w. oder 4, 11 „Gleichwie nun, wenn nicht ein Verschiedenes wäre das Jetzt, sondern eins und dasselbe, nicht wäre eine Zeit" oder: „so erhellt, daſs nicht ist, ohne Bewegung und Veränderung die Zeit" und so unzählig oft irgend ein Zweck erreicht zu sein, eben so wenig als durch Auslassung des Artikels oder unbehülfliche Participialconstructionen die vielen Uebersetzer des Tacitus uns jemals ein Bild seiner energischen Kürze geben werden.

Dr. Rötscher.

Digitized by Google

Nro. 53.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1829.

XXIX.

Gehler's physikalisches Wörterbuch, bearbeitet von Brandes. Gmelin. Horner. Muncke. Pfaff. Dritter Band.

Zweiter Artikel.

Nächst den in der ersten Hälfte dieser Anzeige betrachteten geologischen Artikeln sind es besonders noch die beiden Kategorien der Electrizität und des Electromagnetismus, welche den gröfsesten Theil des vorliegenden Bandes füllen. Die Zahl der aufserdem noch vorhandenen vierten Gruppe von Artikeln, die sich weiter unter keinen gemeinschaftlichen Gesichtspunct bringen lassen, ist nur gering und unter ihnen befinden sich mehrere, denen keine andre Ausstattung zu Theil geworden, als die welche in den wenigen Zeilen einer unfruchtbaren Definition zusammengefafst ist. So findet man z. B. unter: Einfallssinus nichts weiter als: „der Sinus des Einfallswinkels, von dessen Gröfse bei der Brechung der Lichtstrahlen die Gröfse der Brechung abhängt" — eine Mittheilung die für den Kundigen überflüssig, für den Nichtkenner dagegen unzulänglich ist, der entweder genügende Auseinandersetzung zur Stelle, oder bestimmte Hinweisung auf den Ort fordern wird, wo im Zusammenhange mit andern Materien, die ausführlichere Darstellung des Begriffs vorkommt. Ueber gleich mangelhafte Berücksichtigung seiner wird er sich beim Nachschlagen der Worte: Einfallsloth, Einfallspunct, Einfallswinkel beschweren dürfen. Eben so finden wir unter: Edelstein nur eine Formaldefinition mit den blofsen Nahmen der verschiedenen Species, ohne sonstige Characterisirung der zum Bereich eines Wörterbuchs der Naturlehre gehörigen physikalischen Eigenschaften derselben. Dagegen sind die hier vorkommenden, von Muncke bearbeiteten Gegenstände aus der Mechanik und Akustik mit der angelegentlichen Ausführlichkeit dargestellt, die wir aus den bisherigen Arbeiten dieses Physikers kennen. Doch möchte dasjenige, worauf der Verfasser in dem Artikel über die schiefe Ebene bei der Theorie des aufwärts rollenden Cylinders und Doppelkegels sich beschränkt hat, für denjenigen, der über diese Gegenstände das Wörterbuch als erste Quelle der Belehrung gebrauchen will, schwerlich genügend und fafslich genug seyn.

Den Artikel: Echo beginnt der Verf. mit der Bemerkung, dafs das Wort an sich sowohl die Zurückwerfung der Schallstrahlen oder Schallwellen von irgend einer reflectirenden Fläche, als auch die Flächen selbst bezeichne, von welchen diese Reflexion geschieht und fügt hinzu, dafs inzwischen, weil beide Bedeutungen des Worts so nahe zusammen fallen, die Zweideutigkeit von gar keinem Belang sey. Allerdings ist die Beziehung zwischen Ursach und Wirkung auch hier, wie es in der Sprache so häufig geschieht, an ein und dasselbe Wort geknüpft, ohne dafs die Duplicität der Bezeichnung zu einer Quelle von Zweideutigkeiten würde; sie schliefst im Gegentheil, etwa so, wie die Duplicität der Wurzelvorzeichen in der analytischen Sprache, nur noch eine sinnvolle Erhöhung der Bedeutsamkeit des Ausdrucks in sich ein. Dafs aber der Gegensatz der Bezeichnung in dem vorliegenden Falle gerade so, wie es der Verf. angiebt, zu fassen sei, müssen wir aus sprachlichen und physikalischen Gründen zugleich verneinen. Nächst dem eigentlichen Phänomen mag nämlich wohl auch eine ganze Gegend, in der es sich zeigt, sofern sie nach ihrer localen Eigenthümlichkeit in einen Causalnexus mit der Erscheinung an sich zusammengefafst wird, eben so wie diese genannt werden; eine einzelne Wand hingegen, eine Fläche in der Abstraction, wie sie der Verf. macht, ein Echo zu nennen, würde entschieden sprachwidrig seyn. Aufserdem aber glaubt Referent als Grundlage einer naturgemäfsen Ansicht des Phänomens die Behauptung aussprechen zu

Digitized by Google

können, dafs überall die wesentliche Bedingung der Entstehung des Letzteren nicht in den Flächen fester Körper, sondern in dem reflectirenden Verhalten der Luft selbst gesucht werden müsse. Alle diejenigen, welche sich mit etwas angelegentlicheren Untersuchungen über das Echo beschäftigt und darüber berichtet haben, haben mehr oder weniger schon von vorn herein jene unrichtige Voraussetzung dabei zum Grunde gelegt, dafs der Wendepunct der Schallwellen oder das sogenannte phonokamptische Centrum unmittelbar an Gebäuden oder andern festen Körpern sich befinde, während der speciellere Inhalt ihrer Beobachtungen selbst vielmehr das Resultat herbeiführt, dafs die phonokamptischen Stellen durch den Widerstand und die Elasticität der Luft lediglich in dieser selbst sich bilden, dafs ihre Entstehung nur durch feste Hintergründe begünstigt und oft in hohem Grade modificirt, aber keinesweges absolut abhängig von diesen sey, vielmehr auch völlig ohne dieselbe zu Stande kommen könne, wie es z. B. faktich ist, dafs in einer an beiden Enden offenen, langen, geraden Röhrenleitung ein mehrfaches Echo Statt finden kann.

Mit der gewöhnlichen Voraussetzung, welche den phonokamptischen Ort an den festen Körpern selbst sucht, ist die Vorstellung verknüpft, dafs glatte, gleichmäfsig gestaltete und in allen Theilen zusammenhangende Flächen zur Erzeugung des Echo vorzugsweise geeignet seien und unser Verfasser geht hierin selbst so weit, dafs er es als etwas „auf allen Fall ausgemachtes" angesehen wissen will, dafs glatte Flächen die Schallwellen stärker und besser als rauhe zurückwerfen. Dem widerspricht indefs die bekannte Erfahrung, dafs Bäume, Waldungen, Wolken und verfallenes Gemäuer für die Bildung des Wiederhalls ganz besonders begünstigende Bedingungen ausmachen und schon Lichtenberg wollte, wie auch der Verf. anführt, das verstärkte Echo der Ruinen sich daraus erklären, dafs er die vielen Hölungen verwitterter Mauern und die im zerfallenen Mörtel hervorragenden Steinchen als eine grofse Menge reflectirender und in Vereinigung so viel stärker wirkender Flächen betrachtete. Referent glaubt dieses Verhalten auf eine ungezwungene und genügende Weise aus der angegebenen Grundansicht herzuleiten. Die phonokamptische Fläche in der Luft bildet sich vor mehr oder minder zahlreichen Luftschichten hinter ihr, sofern diese durch Elasticität, Trägheit und Friction unter begünstigender Mitwirkung fixer Objecte unbewegt bleiben. Je vollkommner diese Bewegungslosigkeit und der damit verbundene Widerstand Statt findet, um so bestimmter und kräftiger brechen sich an der äufsersten vordern Luftschicht die Schallwellen, welche sofort durch retrograde Bewegung das Echo erzeugen. Eine glatte Fläche im Hintergrunde aber, wenn sie auch die Hemmung der unmittelbar progessiven Bewegung begünstigt, gestattet den angränzenden Luftschichten noch viel tangentiale Bewegungen und Ausweichungen zur Seite; eine rauhe hingegen hemmt mit ihren Hervorragungen und Vertiefungen, je gröfser und zahlreicher sie sind, um so vollständiger auch diese Seitenbewegung und begünstigt auf diese Weise die Erzeugung des Phänomens in einem vorzüglich hohen Grade, der allerdings durch die Gestalt des Hintergrundes im Ganzen noch modificirt, namentlich durch eine concave Wölbung nach dem phonischen Centrum hin ungemein erhöht, durch eine convexe wiederum ganz geschwächt werden kann.

Nur so scheint dem Refer. die ausgezeichnete, aufserdem ganz problematische Kraft und Mannigfaltigkeit des Echo der Waldungen und der Wolkenmassen in den Regionen des Donners erklärbar und ein Paar vom Verf. aus der *encyclop. method.* (*T. III. p.* 28.) entlehnte Beobachtungsfälle sind ganz vorzüglich zur Bethätigung dieser Ansicht geeignet. In dem einen Falle wurde nach der Meinung des Beobachters ein Echo durch das Gebäude einer Mühle erzeugt. Nach einiger Zeit aber war das Echo verschwunden, ohne dafs in dem Mühlengebäude eine Aenderung Statt gefunden hatte. Nur einige Bäume vor demselben fehlten, welche früher dort standen und mithin die Entstehung des Echo bedingt haben mufsten. Das andere mal fand ein Echo in einiger Entfernung von einer Mauer Statt, vor der ebenfalls einige Reihen Bäume sich befanden. Während ein Gehülfe die Töne in gehörigem Abstande hervorbrachte, näherte sich der Beobachter der Mauer und fand dabei, dafs das eigentliche Echo allmählig verschwand, wiewohl eine gewisse Resonanz noch wahrnehmbar blieb, die in der Gegend der Bäume am stärksten war, nach der Mauer hin aber bis zum gänzlichen Verschwinden abnahm. In beiden Fällen waren hier die Bäume mit den Flächen hinter denselben nur gemeinschaftliche Begünstigungsmittel für die Bildung des Echo. Letztere hemmten die progressive, jene

Digitized by Google

die tangentiale Seitenbewegung der Luftschichten und so wie die Wirkung unfehlbar ohne den Hintergrund nicht Statt gehabt hätte, eben so wurde sie auch, wie die erste Erfahrung zeigt, durch die fehlenden Bäume vernichtet. Das phonokamptische Centrum lag daher weder unmittelbar an den genannten Flächen, noch an den Bäumen, sondern mitten in der Luft vor den in der progressiven und Seitenbewegung gehemmten, zwischen den Bäumen und dem Hintergrunde fest gehaltenen Luftschichten, doch jenen ungleich näher als diesen, was vornehmlich in der zweiten Erfahrung seine Nachweisung findet.

Ein weiteres Eingehen in das Einzelne würde unserem Zwecke nicht angemessen sein; wir müssen uns mit der Bemerkung begnügen, dafs der Verf. Schätzbares, doch auch manches Unrichtige über den Gegenstand mitgetheilt habe, wohin namentlich die aus den encyklopädischen Schranken ganz hinaustretende dogmatisirende Bekräftigung der Annahme von Hassenfratz gehört, dafs die Schwingungen der festen, sogenannten reflectirenden Gegenstände beim Echo die Hauptsache seyen, — ein Satz welcher beim Mangel einer befriedigenden Grundansicht nur dem Suchen und Haschen nach Erklärungsgründen seine Entstehung verdankt, der aber durch die Erscheinung im Ganzen und durch einzelne Beobachtungen so wenig als in dem hinzugefügten Räsonnement des Verfassers seine Bekräftigung findet.

Einen durch Gediegenheit des Inhalts und vortreffliche Schreibart ausgezeichneten Abschnitt des Buches bildet der von Horner bearbeitete Artikel: Eis. Ohne in eine durch die Gränzen dieser Anzeige untersagte Erörterung der einzelnen Bestandtheile dieses lehrreichen Aufsatzes einzugehen, kann Refer. nicht umhin, das durch sachgemäfse Wahl, durch bündiges Urtheil und Vermeidung aller Breite in der Reflexion bestehende Gleichmaafs desselben hier besonders hervorzuheben und dabei der meisterhaften Darstellung zu erwähnen, die, durch das Ganze herrschend, mit gleicher Klarheit und Anmuth zum Leser spricht, der Verf. mag den Krystallisationsprozefs des gefrierenden Wassers, wie er in dem kleinen Raum einer Fensterscheibe erfolgt, sinnig beschreiben, oder die gigantischen Conglomerationen der Alpengletscher, so wie die ungeheure Masse der Eisberge und Eisfelder des Polarmeers nach ihrer Entstehung und Wirkung unserm innern Blicke vorüberführen.

Endlich ist von Muncke noch unter der Ueberschrift: Elasticität das dahin gehörige Verhalten fester und liquider Körper entwickelt, indem der Verf. die entsprechenden Eigenschaften der Gase, als eine specielle Eigenthümlichkeit diese Classe von Körpern hier noch beseitigt gelassen und ihre Darstellung der Bearbeitung des Artikels: Gas aufbehalten hat. Die Unterscheidung ist ihm darin begründet, dafs, wenn vom Einflufs der Wärme abgesehen wird, bei den Gasen die zum Begriff der Elasticität gehörige Reaction lediglich gegen Zusammendrückung gerichtet sey, während sie auf der andern Seite bei den festen und liquiden Körpern sowohl im Conflict mit ausdehnenden als zusammendrückenden Kräften sich äufsere. Es mangelt hier indefs zuvörderst, wenn wir nicht bei blofs conventionellen und hypothetischen Bestimmungen stehen bleiben wollen, eine genügende Rechenschaft, warum die Wirkung der Wärme von der Berücksichtigung ausgeschlossen bleiben soll, indem es klar ist, dafs ohne diese Limitation auch die gemachte Eintheilung nicht bestehenk könne. Wenn aber auch die Bedingung zugestanden wird, so fehlt es dennoch abermals wieder an einem positiven Eintheilungsgrunde dafür, dafs die liquiden Stoffe mit den festen zusammengestellt und nicht vielmehr auf die Seite der Absonderung, wenn sie einmal Statt finden soll, zu den gasförmigen Substanzen gebracht werden. Den Verf. leitet dabei allein nur die durch keine Erfahrung und nach keiner eigentlichen Analogie gerechtfertigte Voraussetzung, dafs auch tropfbare Substanzen, wenn man sie, aufser dem Einflufs der Wärme, durch irgend eine mechanische Gewalt in einen gröfseren Raum auszudehnen vermöchte, mit der aufgehobenen Einwirkung wieder in das frühere Volumen sich zusammenziehen würden. Nach diesen Prämissen will der Verf. den festen und tropfbaren Körpern allein nur Elasticität, den Gasen hingegen ausschliefslich dafür das Prädicat der Expansibilität beigelegt wissen. Wie unhaltbar aber diese, dem Sprachgebrauch nicht gemäfse und auf keiner soliden Basis ruhende Terminologie sei, zeigt der Verf. selbst auf eine auffallende Weise, indem er, in einem späteren kleinen Artikel über: Expansion auf der letzten Seite des Buches, die vorgeschlagenen Benennungen

Digitized by Google

wiederum mifsbilligt und durch die Bemerkung, dafs es am richtigsten seyn werde, dasjenige was man bisher durch Expansion und Expansibilität ausdrückte, mit Elasticität, letztere Eigenschaft aber durch Federkraft zu bezeichnen, mit seinen früheren Bestimmungen selbst in Widerspruch tritt.

Die Elasticität der festen Körper wird vornehmlich an bekannten Versuchen von s'Gravesande, Tretgold und Coulomb ausführlicher demonstrirt, die der tropfbaren hingegen nur summarisch mit Bezug auf den Artikel: Compressionsmaschine im 2ten Theile angegeben. Bei gelegentlicher Erwähnung der Theorieen von Cartesius und Newton über die Elasticität der expansibeln Flüssigkeiten wird auf den Artikel: Expansibilien verwiesen, der sich am Ende dieses Bandes befindet, aber in seinen, aufserdem ziemlich müfsigen zwölf Zeilen am wenigsten irgend etwas dahin beziehliches enthält. Auch wird früher einmal, S. 176. in der Note, auf einen Artikel: Expansibilität verwiesen, der aber überhaupt gar nicht im Buche vorgefunden wird. Der hinzugefügte Abschnitt über praktische Anwendung der vorgetragenen Lehren enthält gröfstentheils Mittheilungen nach der lehrreichen Schrift von Tretgold: *Practical Essay on the strength of cast Iron. London*, 1824. Was hiernächst aber noch unter der dem Inhalt nicht eigentlich entsprechenden Ueberschrift einer: Theorie der Elasticität dargeboten wird, gehört aufser einigen richtigen Bemerkungen des Verfassers, grofsentheils zu den fruchtlosen Erzeugnissen des atomistischen Standpunctes, der seine Haltungslosigkeit hier wie überall in dem Widerspruch zu erkennen giebt, mit dem er auf der einen Seite zu den speciellsten hypothetischen Dogmen über die Beschaffenheit und Wirkung der kleinsten Theile der Materie und auf der andern dennoch stets zu dem trostlosen, refrainartig wiederholten Ausspruch führt, dafs es uns nie gelingen werde, über das eigentliche Wesen der Elasticität so wenig als der übrigen materiellen Erscheinungen zu befriedigenden Aufschlüssen zu gelangen.

Das Verhalten der Physik bei diesem gleichzeitigen Suchen und Verzichtleisten auf das Gesuchte ist dasselbe, womit Jemand auf der Peripherie eines Kreises unabläfsig fortgehend, in der Voraussetzung, dafs sein Weg eine gerade Linie sein müsse, dem Endpuncte derselben wenigstens näher kommen zu müssen wähnt, ohne in dieser bedauernswürdigen Täuschung nur die Hoffnung übrig zu behalten, dafs es ihm jemals gelingen werde, diesen Punct auch nur von fern her zu erreichen. Aufserhalb der falschen Voraussetzung, die das in sich lebendige und selbstständige überall zu einer endlosen, abgesonderten Aeufserlichkeit macht, ist dagegen jener unwürdige Zwiespalt zwischen dem unvermeidlichen Bedürfnifs schaaler Hypothesen und der eben so dringend geforderten Resignation auf ein gründliches Erkennen der Naturerscheinungen, glücklich gehoben. Es wird klar, dafs jede Erscheinung immer nur wieder eine Veränderung an einer andern ihr vorausgegangenen Erscheinung bilde und dafs das Wesentliche derselben nichts in unzugänglicher Verborgenheit wurzelndes, sondern vielmehr nur in der, gleich einem Buch zu entfaltenden, Mannigfaltigkeit von Bestimmungen enthalten sein müsse, die, gleichwie alle Puncte des Kreises durch vorangehende und nachfolgende getragen werden, eben so im Conflict des Festgehaltenseyns und Verdrängtwerdens entstehen, hervortreten und an sich den unmittelbaren, lebendigen Inhalt der Erscheinung als solcher ausmachen. Der beharrliche Mittelpunct dieses kreisenden Wechsels, sein Verhältnifs und Zusammenhang mit der Peripherie, die seine Offenbarung ist, mag von der Physik und Naturwissenschaft überhaupt, so weit es möglich ist, unberührt bleiben; sie ist zunächst an die Peripherie, nicht an das Centrum gewiesen. Aber sie darf, wenn sie vom Centrum absieht, darum nicht, wie nur noch auf den untersten Stufen des Bewufstseyns geschieht, den Kreis selbst aufheben, seine Abgeschlossenheit und Begründung in sich leugnen, und Statt seiner fälschlich eine gerade Linie setzen, die unter endloser Täuschung auf einen Anfang und ein Ziel, so als lägen sie in ihr selbst, hinweist, ohne dafs sie irgendwo in der That und Wahrheit je in ihr zu finden wären.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 54.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1829.

Gehler's physikalisches Wörterbuch, bearbeitet von Brandes. Gmelin. Horner. Muncke. Pfaff.

(Fortsetzung.)

Die Phänomene, deren Betrachtung aufserhalb der organischen Naturerscheinungen, dem Physiker zunächst anheim fällt, bestehen in qualitativen oder blofs quantitativen Formänderungen, sie laufen auf chemische Metamorphose oder blofs räumliche Umgestaltung und Bewegung hinaus, — ein Gegensatz, der übrigens, sofern alle Bewegung, auch die der Himmelskörper, nur die Offenbarung qualitativer, innerer Thätigkeit ist, so wie jeder Gegensatz, nothwendig relativ seyn mufs. Beim chemischen Procefs aber giebt es einen, freilich nirgend weniger als in unserer bisherigen Chemie selbst, beachteten Grad, des Verhaltens der nach der Analogie des bekannten Ausdruckes der mechanischen Physik, die Gränze einer vollkommenen chemischen Elasticität genannt werden könnte, innerhalb dessen nämlich die an einer Substanz bereits begonnene chemische Veränderung, wenn die Bedingungen der Einwirkung aufhören, wieder zurückgewiesen und der frühere Zustand unter einer rückwirkenden Tendenz, die sich wie jede chemische Tendenz, sie sey progressiv oder regressiv, so lange sie besteht, durch eine elektrische Spannung offenbart, nach einiger Zeit vollkommen wieder hergestellt wird, wenn auch auf Kosten einer anderweitig, an geeigneterer Stelle und nicht selten mit höchster Intensität abermals erregten Differenz. Die Wirkungen der gemeinen Maschinenelektricität namentlich, wie sie sich vorzugsweise an Metallen und Leitern offenbart, gehören so entschieden in diese Kategorie, dafs sie auf eine treffende Weise durch den Namen der chemischen Elasticität bezeichnet werden könnten, wie bereits in dem lange bestehenden Sprachgebrauch, nach welchem die elektrische Erregung als eine Spannung bezeichnet wird und in der einseitigen Hypothese, welche die elektrischen Erscheinungen zu Wirkungen eines elastischen materiellen Fluidums macht, eine indirecte Hindeutung auf diesen Charakter enthalten ist. Die mechanische, oben besprochene Eigenschaft, die nach den verschiedenen Modificationen, unter welchen sie hervortritt, bald Federkraft, Spannkraft, bald Elasticität und Expansibilität genannt wird, findet ihr Verständnifs in der Zurückführung auf denselben Gesichtspunct; sie ist, vermöge einer zum Wesen der Erscheinung unzertrennlich gehörigen Reaction, eine Wiederherstellung der quantitativ geänderten Form in den Normalzustand, eben so wie auch die chemische Metamorphose der qualitativen Form der Stoffe, innerhalb bestimmter Gränzen, wiederum rückgängig gemacht und aufgehoben wird. Alle anderweitigen, einer soliden Fundamentalbeziehung entbehrenden Vorstellungen aber, vom Stofse des Cartesianischen Aethers an, bis zu den Repulsionen, welche neuere Physiker aus der veränderten Lage der Atomenaxen entspringen lassen, um die Phänomene zu construiren, sprechen sich darin schon selbst ihr Urtheil, dafs sie, wie es überall mit ihrer Enunciation verbunden ist, die Erscheinungen dennoch nicht wirklich zu construiren vermögen.

Die sämmtlichen zum Gebiet der Electricität gehörigen und, mit Ausschlufs der mathematischen Parthie, von C. H. Pfaff gelieferten Artikel, füllen allein zwei Fünftheile dieses Bandes an und nehmen fast das Vierfache des ihnen in dem ältern Gehler'schen Wörterbuche bestimmten Raumes ein. Da bei Gehler ganz dieselbe, in der Zahl und den Ueberschriften übereinstimmige Reihe von Artikeln und Unterabtheilungen, wie hier, vorkommt und augenscheinlich von dort für die gegenwärtige Darstellung zur Grundlage entlehnt ist, so müfste entweder die Gehler'sche Darstellung für die damalige Zeit schon sehr unvollständig oder die Summe des nachzutragenden, seit dem gewonnenen Ma-

Digitized by Google

terials höchst beträchtlich gewesen seyn, wenn eine so grofse Differenz des Volumens nicht unmotivirt erscheinen sollte. Das erstere wird Niemand behaupten, dem Gehler's Gewissenhaftigkeit und seine gründliche Gelehrsamkeit nicht unbekannt sind. Das letztere aber gilt gerade im Bereiche der gemeinen Electricitätsphänomene, so weit davon in diesen Artikeln die Rede ist, in so geringem Maafse, dafs selbst noch heute die Gehler'sche, durch Klarheit und einfache Eleganz der Fassung so musterhafte Darstellung, mit sehr wenig Zusätzen und Modificationen, dem Zwecke und Charakter des Wörterbuchs, an der Stelle der Pfaff'schen Arbeit, ganz füglich entsprochen haben würde. Wir können daher den voluminösen Ueberschufs der letzteren grofsentheils nur auf Rechnung der reflectirenden, räsonnirenden und polemisirenden Digressionen setzen, von denen im ersten Theil dieser Anzeige gesprochen worden ist. Eine nähere Vergleichung zeigt sogar, dafs die Pfaff'sche Darsellung die sämmtlichen Grundbestandtheile der älteren Gehler'schen Arbeit nicht nur dem Plan, sondern selbst auch dem wörtlichen Inhalte nach vollständig in sich aufgenommen und dieselben gleichsam nur wie die soliden, aus den natürlichen Fugen gerissenen Bruchstücke eines früheren Baues, mit dem lockeren Gerölle der Paraphrasen und Reflexionen weitläuftig umgeben habe. Sollte die Pfaff'sche Bearbeitung ein genügenderes und zeitgemäfseres Ganze bilden, so mufste sich der Verf. wenn auch noch unentschieden für einen bestimmten Fortschritt, wenigstens zu freierer und selbstständiger Behandlung des Stoffes der Betrachtung erhoben und von den eingeschränkten Vorstellungsweisen, welche noch den vorübergegangenen Volta'schen Zeitpunkt charakterisiren, sich losgemacht haben, statt, wie es ihm nächst einigen Naturforschern des Tags begegnet ist, sich vielmehr darin fest zu setzen und auf eine Weise abzuschliefsen, für die bei den Verständigen und Weitersehenden der Gegenwart so wenig als bei der nächsten in der Gesammtintelligenz vorgeschrittenen Generation der Zukunft auf sonderlichen Dank zu rechnen ist.

Eine Parallele der Anfangsstellen zwischen der älteren Gehler'schen Bearbeitung und der neuen von Pfaff ist schon geeignet, zu zeigen, wie der letztere Verf. so weit er mit jenem nicht etwa auf gleicher Stufe stehen geblieben, durch seine Abweichung von ihm, vielmehr entschiedene Rückschritte als Fortschritte bedingt.

Gehler:

Electricität. Derjenige Zustand eines Körpers, bei welchem er leichte Körper, die ihm genähert werden, anzieht und darauf wieder zurück stöfst; gegen gewisse ihm genäherte Körper, z. B. den Finger, einen leuchtenden und stechenden Funken mit einem knisternden Schall giebt, einen Phosphorgeruch verbreitet und noch andere bald umständlicher anzuführende Wirkungen äufsert; auch andere Körper, die mit ihm verbunden werden, in den Stand setzt, eben diese Wirkungen hervorzubringen. Alles dies nennt man electrische Erscheinungen und den Körper selbst in diesem Zustande electrisirt. Man versteht aber unter dem Wort Electricität nicht allein diesen Zustand, sondern oft auch die Ursache desselben, die uns jedoch, wie die meisten Ursachen der Erscheinungen noch sehr unbekannt ist. In diesem Sinne ist das Wort Electricität, wie das Wort Kraft und andere ähnliche, ein blofser Nothbehelf, um etwas anzuzeigen, dafs man nicht kennt und doch oft nennen mufs und wird gebraucht, wie man in der Algebra die Buchstaben x und y zu brauchen pflegt. Ich nehme hier das Wort in dem zuerst angeführten Sinne für den Zustand des electrisirten Körpers oder für den Inbegriff der electrischen Erscheinungen.

Pfaff:

Electricität. Mit diesem Namen bezeichnet man den Inbegriff gewisser Erscheinungen, welche von einem eigenthümlichen Zustande eines Körpers abhangen, in welchem derselbe leichte Körperchen aller Art, die ihm genähert werden, anzieht, dann wieder zurückstöfst und bei einer gewissen Intensität dieses Zustandes gegen gewisse ihm genäherte Körper, z. B. den Finger, einen leuchtenden und für das Gefühl stechenden Funken mit einem knisternden Schall giebt, einen eigenthümlichen dem des an der Luft sich langsam oxydirenden Phosphors ähnlichen Geruch verbreitet und noch andere weiter unten umständlich anzuführende Wirkungen äufsert, auch andere Körper, die mit ihm verbunden werden, in den Stand setzt, eben diese Wirkungen hervorzubringen. Alles dies nennt man Electricitätserscheinungen oder electrische Erscheinungen und den Körper selbst in diesem Zustande electrisch. Bisweilen bezeichnet man auch durch das Wort Electricität die Ursache dieser Erscheinungen in demselben Sinne, wie man durch das Wort

Digitized by Google

Wärme die Ursache der Wärme-Erscheinungen, durch das Wort Licht die Ursache der Licht-Erscheinungen bezeichnet. Ich werde indefs in den Artikeln, welche sich auf die Electricität beziehen, dieses Wort in der Regel in dem zuerst aufgestellten Sinne gebrauchen und wo von der Ursache selbst näher die Rede ist, entweder dieselbe, sofern sie als eine noch nicht hinlänglich genau bestimmte anzusehen ist, durch den allgemeinen Namen: electrische Materie oder auch electrisches Fluidum bezeichnen.

Beide Verfasser theilen den auf den unteren Stufen der Naturbetrachtung noch allgemein herrschenden Irrthum, welchem das Bewufstseyn und die Anschauung des gemeinsamen Zusammenhanges der Erscheinungen fehlen, der nichts davon weifs und sieht, dafs sie nur wechselseitig mit und durch einander bedingte Functionen sind und der bei dem Gesondertseyn, unter welchem er sie auffafst, noch für jede eine einzelne gesonderte Ursache postulirt, so wie wenn jeder Welle einer bewegten Flüssigkeit, um der Unterschiede willen, die in Absicht auf Lage, Gröfse, Gestalt, Geschwindigkeit, Richtung u. s. w. ihre Individualität neben den übrigen bedingen, noch sofort ein isolirtes, individuelles Causalprincip unterlegt würde, das natürlich, weil es als solches gar nicht vorhanden, stets in geheimnifsvolles Dunkel gehüllt bleiben würde. Bei unserm Verfasser aber läfst dieser Irrthum sich durch die Paraphrase mit den Wärme- und Lichterscheinungen nur noch in so viel breiterer Verstärkung vernehmen und wenn Gehler sich begnügt, das unbekannte Princip durch ein blofses x zu bezeichnen und die unglückliche Reflexion, dafs die Elektricität eine Materie sey, erst weiterhin unter den Hypothesen zum Vorschein bringt, so tritt Herr Pfaff dagegen gleich von vorn herein in dieser zweiten Potenz falscher und dem wahren Gange reiner Naturforschung zuwider laufender Voraussetzungen auf.

Auf dieselbe Weise, wie es gleich beim ersten Schritte geschieht, mengt sich um so mehr beim Fortgange der Entwickelung die subjective Betrachtungsweise des Verf. in den Stoff der Relation und macht ihn, indem sie sich demselben entweder im dogmatisirenden Urtheil zur Seite stellt oder sich mit der Darstellung unmittelbar amalgamirt, zu einem der Natur und seinem ursprünglichen Verhältnifs mehr oder weniger entfremdeten Ganzen. Dahin gehört die schwerfällige, wir müssen sagen, pedantische Weise, mit welcher von der bedingten Entstehung des + und — der durch Reiben, Drücken u. s. w. erregten Elektricität und namentlich auch von Ritter's hieher gehörigen Bemühungen in Bezug auf ein tiefer begründetes elektrisches System der verschiedenen Körper die Rede ist. Ritter mufte, nach einem Winkelmann'schen bedeutungsvoll von ihm zum Motto erwählten Ausdrucke: „viel suchen, um wenig zu erblicken" weil ihm der Leitstern fehlte, dessen Offenbarung uns Unwürdigen geworden ist. In seinem Lichte darf uns über die Bedeutung der Elektricität, über die Bedeutung ihres Gegensatzes und damit auch über den Werth der auf den letzteren sich beziehenden Untersuchungen und Combinationen, namentlich von Ritter, kein Zweifel übrig bleiben. Wir müssen erkennen, dafs der elektrische Gegensatz fast nicht anders wie der Gegensatz der Farben, nur noch den höchst beweglichen, vom Zustande der Masse und ihren solideren, inneren Qualitätsverhältnissen häufig noch fast ganz unabhängigen chemischen Gegensatz der Oxydation und Desoxydation, im leisen Anfluge, bezeichne; dafs es der Natur in dem regsamen, tändelnden Spiel ihres Manifestirungstriebes fast eben so wenig kostet, unter scheinbar gleichen Umständen, in der Wechselwirkung zweier Substanzen auf einander, bei den zartesten, durch die sorgfältigste Beobachtung nicht mehr zu controllirenden Modificationen, das + und — des elektrischen Gegensatzes bald auf diese, bald auf die entgegengesetzte Seite zu werfen, wie sie aus demselben Saamen eines Pflanzenindividuums dieselbe Species bald mit roth- bald mit blaugefärbter Blumenkrone hervorgehen läfst.

Während einerseits der Mangel einer schlichten Grundansicht der Phänomene in zu ängstlicher und schwerfälliger Behandlung des an sich bedeutungslosen hervortritt, sehen wir andererseits die reelle Bedeutung eines gesetzlich ermittelten Unterschiedes unerfafst, weil es an der lebendigen Anschauung fehlt, in der die bestimmten Puncte der Beziehung und Verknüpfung sich allein darzubieten vermögen. C. H. Müller hat in seinen Anmerkungen zu Singer's Elementen d. Elektric. durch Zusammenstellung der Erfahrungen über die Vertheilung der Elektricität geriebener Körper, aus der scheinbaren Regellosigkeit und Wandelbarkeit der Erfolge dennoch ein gesetzliches Princip abzuleiten gewufst, welches zum grofsen Theil darin gegeben ist:

Digitized by Google

dafs von den beiden an einander geriebenen Flächen diejenige, deren Theile am meisten beim Reiben von einander entfernt werden, ein Streben zeigt, — E anzunehmen; diejenige dagegen, deren integrirende Theile am wenigsten von einander weichen und ihre Lage wenig oder gar nicht unter sich verändern, am geneigtesten sich zeigt, + E anzunehmen. Der Verf. läfst der Richtigkeit dieser aufgefafsten Beziehung die verdiente Anerkennung zu Theil werden, fügt aber hinzu, dafs es ihm nicht einleuchtend sey, wie derselben eine auf irgend ein chemisches Verhalten gegründete Bedeutung substituirt werden könne.

Referent glaubt nicht erst umständlich darthun zu dürfen, dafs er Ritter's bei dieser Gelegenheit vom Verf. allegirte Formel: Rigidität = Hydrogeneïtät = Oxydabilität für falsch, ja völlig verworren halte, schon darum, weil Ritter durch die verkehrte Polardeutung der galvanischen Säule, die bis jetzt noch alle Galvanisten und Elektrochemiker mit und nach ihm verschuldet haben, inducirt seyn mufste. Nichts desto weniger scheint dem Refer. die recht eigentlich chemische Beziehung des obigen Resultats von Müller in wenig Worten nachweislich. Die Sphäre galvanischer Erscheinungen ist reich und unerschöpflich an solchen Combinationen, welche beweisen, dafs selbst noch der Chemismus in den beiden bereits entschiedenen und zur That übergegangenen Hauptrichtungen seines Gegensatzes, sehr häufig noch, so wie die blofse Tension des elektrischen Gegensatzes, durch oberflächliche Zustände mehr als durch die innere solide Qualität der Stoffe bestimmt wird. In einer einfachen Kette aus zwei gleichen oder selbst differenten Metallen kann man durch blofse Umänderung einer polirten Metallfläche in eine rauhe, oder umgekehrt, die Pole wechseln und jedes einzelne Metall bald die Rolle des edleren, bald die des unedleren, nach Belieben, übernehmen lassen. Unter sonst gleichen Umständen sieht man dabei allemal geringere Cohärenz, geringere Dichtigkeit, gröfsere Porosität, Zerreiblichkeit und Lockerheit der Oberfläche, der Natur des chemischen Processes und seiner Bestimmung gemäfs, auch als Bedingung zu gröfserer Oxydabilität hervortreten und die der Oxydabilität entsprechende Seite des elektrischen Gegensatzes ist, im vollkommensten Einklange mit den ersten faktischen Grundlegungen der galvanischen Theorie des Referenten und mit dem obigen interessanten Müller'schen Gesetze, die Seite der —E; die negativ-elektrische Erregung einer Fläche hat jeder Zeit die Bedeutung einer in ihr vorhandenen Tendenz: sich zu oxydiren und eben daher ihre Umgebung, so weit sie kann, zu desoxydiren.

Unwillkührlich dringt sich hiemit die Erinnerung auf, an Brewster's sinnigen Vorschlag, das erloschene Gepräge alter Münzen durch blofse Erhitzung derselben in seinen Umrissen wieder herzustellen. Indem die ursprünglich erhöhten Stellen der Münze den Druck des Stempels in geringerem Grade als die übrigen Theile gelitten haben, daher minder dicht und somit auch leichter oxydirbar sind, läfst der durch die Erhitzung bewirkte höhere Grad der Oxydation an ihnen, wenn auch die Erhabenheiten ganz verloren gegangen, dennoch die Umrisse in den entsprechenden Unterschieden der Färbung kenntlich auf der umgebenden Fläche wieder hervortreten.

Die gewöhnlichste und zugleich schädlichste Folge der gleich von vorn herein in die Phänomenologie eingeführten falschen Voraussetzung isolirt bestehender Causalverhältnisse ist bei den electrischen Erscheinungen, durch die überall wuchernde Vorstellung einer in Bewegung begriffenen, strömenden Electricität, bis zum höchsten Grade ausgebildet. Indem dasjenige, was seiner wahren Bedeutung nach nur die erste Regung eines im Hervorbrechen begriffenen chemischen Processes ist, als ein abgesondertes, unter allem Wechsel der Erscheinung fortbestehendes flüssiges x für sich gesetzt wird, denkt man nicht mehr daran, den Procefs als solchen in seiner weiteren Entwickelung zu verfolgen und die ihm zugehörigen Bestimmungen in ihrer naturgemäfsen Verknüpfung zu erkennen, sondern dasjenige, was die wahrhafte innere Bewegung und Fortbildung des Processes selbst ausmacht, wird nun, nach der einmal festgehaltenen Vorstellung, auch sofort nur unter dem leeren Schema einer blofs äufserlichen Bewegung jenes erdichteten electrischen Fluidums, als eine Strömung betrachtet, die nächst dem in der ursprünglichen Form der Spannung sich äufsernden Verhalten als eine zweite Art von Wirksamkeit dieses electrischen Fundamentalsubstrats ausschliefslich geltend gemacht wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 55.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1829.

Gehler's physikalisches Wörterbuch, bearbeitet von Brandes. Gmelin. Horner. Muncke. Pfaff.

(Fortsetzung.)

Auf diesem Puncte ist die gänzliche Abweichung von einer naturgemäfsen Ansicht der Phänomene entschieden und eine Quelle von seichten und unwahren Consequenzen eröffnet, an der bisher alle Theorien der Electricität und des Galvanismus im Ganzen und in den einzelnen Beobachtungen, bis auf die von Täuschungen und Verkehrtheiten aller Art wimmelnden Untersuchungen der neuesten Galvanisten und Electrochemiker, durch und durch krank gewesen sind. Es ist zu bedauern, dafs ein so erfahrungs- und kenntnifsreicher Electriker, wie unser Verf. von dem Vorwurfe gleichfalls nicht freigesprochen werden kann, dafs auch an ihm die mahnende Entdeckung des Electromagnetismus in so fern unwirksam vorübergegangen ist, als sie es nicht vermocht hat, ihm jenes Grundübel einer aller Klarheit und Bestimmtheit der Erkenntnifs im Wege stehenden Reflexion, die noch da eine Electricität annimmt und wirksam sein läfst, wo es keine mehr giebt und dafür eine Fülle mannigfaltiger anderer Bestimmungen ganz unbeachtet läfst, ins Bewufstseyn zu rufen und ihn wenigstens von dieser Radicaltäuschung, je verjährter sie war, um so unfehlbarer und entschiedener zu befreien. Wie wenig dieses der Fall gewesen, sehen wir im Anfange des Abschnittes III, wo nicht etwa nur historisch, als Referat einer herrschenden Ansicht, sondern in entschieden dogmatischer Bedeutung folgendes ausgesprochen ist: „die Electricitäten treten entweder mit freier Spannung auf und verweilen in relativer Ruhe, jedoch mit dem Bestreben, sich wieder auszugleichen, an der Oberfläche der Körper, oder sie gleichen sich in einer fortdauernden Strömung, in einer Art von electrischem Kreislaufe, als Folge des Processes selbst, durch welchen das Gleichgewicht gestört worden, wieder aus. Die erstere Art von Electricitätserregung wird durch die Reaction auf das Electrometer, die letztere am besten vermittelst eines Galvanometers, durch die Wirkung auf die Magnetnadel erkannt. Im ersten Falle haben wir es mit den reinen Wirkungen der Electricität, im letzteren mit den Wirkungen des Stromes, in welchem die Electricität mehr unter der Form des Magnetismus auftritt, zu thun."

Wenn es schon vor der Oersted'schen Entdeckung nicht füglich mehr als erfahrungsmäfsig gelten konnte, das thätige Vorhandenseyn der Electricität noch da voraussetzen, wo das empfindlichste Electrometer nicht mehr das leiseste Zeichen ihrer Gegenwart angiebt, so ist es vollends nicht zu rechtfertigen, dafs diese Voraussetzung selbst noch festgehalten wird, wenn wir da, wo das Electrometer so lange bereits schwieg, nun auch noch durch die Magnetnadel, statt der so lange präsumirten Electricität, jetzt unmittelbar die Gegenwart des Magnetismus verkündigt sehen. Was für eine Elektricität könnte es seyn, die nach dem Ausdrucke des Verf. mehr unter der Form des Magnetismus auftritt? Eine solche Identificirung wäre wenig oder nicht davon verschieden, wenn man z. B. von der $+E$ sagen wollte, sie sei $-E$, nur eine solche, die mehr unter der Form der $+E$ aufträte. Dafs Electricität und Magnetismus einem gemeinsamen Stamme angehörig und darin eins seyen, ist längst ausgesprochen worden; die Einerleiheit beider in dem obigen Sinne aber ist nirgend gemeint und kann keinem besonnenen Standpuncte genügen. Nichts desto weniger aber steht es unabänderlich fest, dafs wir uns entweder in die Finsternifs dieses verzweifelten Widerspruchs hinein begeben und gleich-

Digitized by Google

sam unter der Autorität der Unvernunft eine Wissenschaft constituiren, oder dafs wir aufrichtig die Haltungslosigkeit unserer bisherigen Vorstellungen von einer besondern durch die Materie und den Raum substantiell fortbewegten Electricität und die Ungebühr der Ausdehnung, welche auf Kosten einer soliden Erkenntnifs diesem falschen Gesichtspuncte so lange zu Theil geworden, zugleich mit der Nothwendigkeit einer naturgemäfsen Ansicht der Erscheinungen, erwägen und begreifen mögen.

Es würde die Gränzen und den Zweck dieser Anzeige unverhältnifsmäfsig überschreiten, wenn die Mängel wie die Vorzüge der weiteren Darstellung des Verf. einzeln erörtert werden sollten. Es verdient die entschiedenste Anerkennung, dafs der Verfasser durch möglichste Vollständigkeit der Mittheilung eines positiven Kenntnifsmaterials seiner Aufgabe zu genügen gesucht hat. Je weniger aber überhaupt eine nur von einer einzelnen Seite gefafste Darstellung, bei aller sonstigen Vollzähligkeit, in einem encyklopädischen Werke zu befriedigen vermag, um so bestimmter drängt sich hier bei der fehlerhaften Richtung, die den Verf. gleich von Anfang an, statt des rein historischen Weges der Berichterstattung auf ein nur von Voraussetzungen und Meinungen beschlossenes Gebiet geführt hat, das Resultat hervor, dafs die Leistung hinter ihrer Absicht, wie hinter ihrer Zeit gleich weit zurück geblieben ist. Nur die folgenden Bemerkungen mögen hier, durch die Wichtigkeit des Gegenstandes besonders veranlafst, noch ihre Stelle finden.

Der bedeutungsvolle Gegensatz zwischen den Isolatoren und Leitern wird durch den Verf. so gefafst, dafs er sie als Körper, die durch Reiben merklich und nicht merklich electrisch werden, unterscheidet. Aufserdem dafs sich die Einseitigkeit dieser Characteristik bereits darin offenbart, dafs sie auf flüssige Substanzen nicht wohl anwendbar ist, enthält sie nichts, was auf den Zusammenhang des erwähnten Verhaltens mit der eigentlichen Eigenschaft, die Electricität zu isoliren oder zu leiten hindeutet und jener Zusammenhang wird vom Verf. erst hinterher, wie ein blofs zufälliges, ungefähres Zusammentreffen des beiderseitigen Verhaltens erwähnt. Was aber vornämlich bei der Erörterung dieses Gegensatzes hervorzuheben ist, hängt damit zusammen, dafs die beiden Seiten desselben in einem, der gewöhnlichen Auffassung fast gänzlich entgegengesetzten Sinne zu nehmen sind. Die Isolatoren hemmen den Fortgang der electrischen Erregung nicht durch ein Widerstreben, sondern durch ein empfänglich kräftiges Aufnehmen und Festhalten derselben; und die Leiter führen die electrische Erregung nicht in Folge besonderer Empfänglichkeit weiter, sondern gerade umgekehrt, vermöge ihrer Reaction gegen dieselbe, die den Eindruck auf jedem einzelnen Puncte schnell vernichtet und dem benachbarten zuwirft.

Das bekannte Experiment, worin ein Stofs auf das eine Ende einer Reihe dicht neben einander liegender elastischer Kugeln diese alle in Ruhe läfst bis auf die äufserste am andern Ende, welche fortgetrieben wird, ist ein äufserliches Bild für die Thätigkeit der electrischen Leiter.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXX.

Ueber den Ursprung und den Inhalt der apostolischen Constitutionen des Clemens Romanus. Ein historisch-kritischer Versuch von Dr. Otto Krabbe. Hamburg bei Friedrich Perthes 1829. *XVI. u.* 272 *S.* 8. (1 *Rtlr.* 15 *Sgr.*)

Auf ein paar Jahrhunderte, in denen man sich fast ausschliefslich damit beschäftigte, die einmal festgesetzten Glaubenslehren in mehrfachen Formen zu wiederholen, und historischen Stoff, meist aber mit polemischen Absichten, zusammenzutragen, folgte eine Zeit der vollkommenen Verachtung alles Positiven, wodurch auch das gründliche theologische Studium in Verfall gerieth. Nun kehrt, nach mannigfachen Kämpfen auf dem politischen, philosophischen und religiösen Gebiete, der durch den langen Flug ins Leere ermattete Geist in unserer Zeit wieder auf den geschichtlichen Boden zurück, welchen er verlassen hatte; aber er bringt eine reiche Erfahrung und formell-dialektische Durchbildung, vorzüglich jedoch, neben der Sehnsucht nach etwas Gewissem und Haltbarem, auch eine viel lebendigere Erkenntnifs der höchsten Aufgaben dazu mit. Daher kann es denn nicht fehlen, dafs fast alle Fächer menschlichen Wissens einer neuen Revision bedürfen. Diefs gilt vornehmlich auch auf dem Felde der historischen Theologie, wo das Einzelne jetzt bei Weitem freier und leidenschaftloser kann untersucht und nach tieferen leitenden Ideen verknüpft werden, von denen man früher kaum eine Ahnung hatte. Und so enge ist der Zusammenhang zwischen dem allgemeinen Zustande des Lebens und der Wissenschaft und ihren einzelnen Zweigen, dafs diese neue Behandlungsweise ihr Recht selbst bis in die allerbesondertsten Gegenstände hinein geltend macht. Wer sollte z. B., wenn er mit dem Zustande der christlichen Alterthumskunde

Digitized by Google

nicht näher vertraut ist, vermuthen, dafs diese nach den gründlichen Arbeiten eines Bingham u. A. noch einer gänzlichen Umgestaltung fähig und bedürftig sey? Und dennoch ist es unstreitig so: denn abgesehen davon, dafs die allgemeinen Resultate der befreiten und erweiterten Geschichtforschung auch auf diefs Gebiet übertragen werden müssen, dafs ferner die genauere und verbreitetere Bekanntschaft mit den morgenländischen Sprachen noch neue Quellen eröffnet hat; so sind auch die schon längst bekannten Quellen und einzelnen Thatsachen in neusten Zeiten z. Th. mit ganz andern Augen betrachtet worden, als früher, und diefs würde noch mehr der Fall seyn, wenn erst alles Einzelne neu gesichtet wäre.

Zu dieser Sichtung gibt denn auch die hier zu beurtheilende Schrift einen willkommenen Beitrag, und zugleich einen Beweis für die eben aufgestellte Behauptung, dafs selbst viele Thatsachen bei erneuerter Untersuchung jetzt eine ganz andre Gestalt gewinnen. Die sogenannten apostolischen Constitutionen des Clemens haben für die christlichen Alterthümer unstreitig grofse Wichtigkeit. Sie gehören in eine ganze Reihe von unächten, z. Th. hierarchischen Zwecken dienenden, Schriften aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeit, die bald abgerissen, ohne Verbindung mit andern, bald unter sich in einem gewissen Zusammenhange, dem Forscher eine auffallende, seines näheren Nachdenkens gewifs nicht unwerthe Erscheinung darbieten. Dennoch bewirkte ihr mit dem katholischen Kirchenregiment und Aberglauben meistens in enger Verbindung stehender Inhalt, dafs die Untersuchung darüber fast nur als Parteisache galt und die Frage über ihre Aechtheit oder Unächtheit fast die einzige Rücksicht blieb, in welcher über sie verhandelt wurde. Denn wenn Bingham in seinen *Origines ecclesiasticae* und Augusti in seinen Denkwürdigkeiten aus der kirchlichen Archäologie sie auch fleifsig benutzen mochten, so konnte diefs doch, bis genauere Untersuchungen ein sichres Ergebnifs herbeigeführt, immer nur auf schwankende Weise, und nach Gutdünken, höchstens mit einem gewissen wichtigen historischen Takt geschehen. Diefs bemerkt der Verf. in der Einleitung (S. 1—4. vgl. S. 42.) wo er auch seine Aufgabe richtig, wenn gleich mit etwas schleppenden Worten, folgendermafsen bezeichnet: „Das Resultat unserer Untersuchung wird ein positives seyn müssen, nämlich die äufsern Umstände, dafs sie für apostolisch gelten wollen und den Namen des Clemens führen, genügend zu erklären, alle äufseren Zeugnisse, deren einige sie für häretisch und interpolirt erklären, in ihrem rechten Verhältnisse zu einander und zu den Constitutionen gehörig zu würdigen, und den Ursprung der Constitutionen sowohl ihres Inhalts, als äufserer Bedingungen wegen als nothwendig in diese oder jene Zeit fallend darzustellen, und den Plan derselben näher zu entwickeln". Dafs diese Aufgabe schwierig sey, wird Jemand, der mit dem Gegenstande bekannt ist, um so weniger leugnen, als untergeschobene Schriften ihre Zeit absichtlich zu verstecken, eine andre zu erheucheln pflegen, daher nur unwillkürlich entfallene Andeutungen zu leitenden Punkten dienen können, und besonders der Eine grofse Anachronismus der fast jede unächte Schrift bezeichnet, die auf ihre Zeit bedeutend einwirken will, dafs sie nämlich Gepräge und Farbe derselben im Ganzen trägt. Diese Andeutungen nun und besonders das Zeitbild im Ganzen hat der Herr Verf. in dieser schönen, Hoffnungen erregenden gröfseren Erstlingsschrift so sorgfältig aufgesucht und so glücklich combinirt, dafs nach Ref. Ueberzeugung die von ihm gewonnenen Resultate im Ganzen wohl stehen bleiben werden, wenn auch im Einzelnen noch Manches auszusetzen seyn möchte. Herr Krabbe hat nämlich evident erwiesen, dafs die sieben ersten Bücher nicht eine allmählig entstandene Sammlung, wie man bisher anzunehmen pflegte, sondern eine planmäfsig von Einem Vf. entworfene, den Aposteln untergeschobene Schrift ausmachen, deren Zweck ist, dem Priesterthum des A. T. in der christlichen Kirche Eingang zu verschaffen, wobei als letztes Ziel die Idee der Einheit, der katholischen Kirche, vorschwebt. Dabei ist in ächt Cyprianischem Geiste das Hauptmittel die Erhebung der Gewalt der Bischöfe und das Ganze trägt das Gepräge von Cyprians Zeitalter, ist also, da dieser es noch nicht kennt, wahrscheinlich bald nach ihm von Jemanden verfafst worden, der seine Ansichten in die morgenländische Kirche übertragen wollte; und diefs mag wohl zu Ende des dritten Jahrhunderts geschehen seyn. (S. 123.) „Ihr ganzer Inhalt spricht auf das Schlagendste dafür: die Gestalt ihres öffentlichen Gottesdienstes, ihre ganze Ritual- und Disciplinareinrichtung, welche sie uns vorführen; der Zustand ihrer Lehrer und Kirchendiener, endlich der ganze Plan und Zweck, weshalb die Constitutionen entstanden zu seyn scheinen", sagt der Verfasser mit Recht, sind ebensoviele Beweise, und führt diefs im Einzelnen, sehr gründlich durch. — Das achte Buch ist dagegen aus grofsentheils früher schon vorhandenen, für sich bestehenden Stücken zusammengetragen, aber doch nicht später, als zu Ende des vierten oder höchstens zu Anfange des fünften Jahrhunderts. Diefs wird durch eine genaue Vergleichung mit dem liturgischen und kirchlichen Zustande, wie er bei Chrysostomus erscheint, erwiesen; was hier um so eher möglich war, da diefs Buch eine vollständige Liturgie enthält, worin sich zeigt, dafs oft wörtlich dieselben Formulare gebraucht sind. (S. 240—56.) Wer Verf. ist, läfst sich nicht ausmachen; weder die Apostel noch Clemens haben an beiden den geringsten Theil. Doch ist das kirchliche Herkommen darin z. Th. niedergelegt. — Mit Wahrscheinlichkeit wird noch dargethan, dafs unsre Constitutionen zwischen Epiphanius und der Trullanischen Synode (692) interpolirt seyen; doch ist Ref., obwohl mit dem Verf. gleicher Meinung, mit dem Beweise dafür, dafs die διατάξις ἀποστόλων beim Epiphanius mit unsern διαταγαῖς κ. τ. λ. identisch sind, nicht ganz zufrieden. Der Name ist verschieden, des Gleichen wenig da (eigentlich nur Eine Stelle), dagegen freilich viel Verwandtes. Es wäre erwünscht gewesen, diefs in zwei Columnen tabellarisch neben einander gestellt zu sehn.

Digitized by Google

Schade, dafs die Form dieser so schätzbaren Untersuchung nicht ganz gelungen heifsen kann, indem die Darstellung im Ganzen einer zweckmäfsigen Anordnung ermangelt und oft weitschweifig ist, der Styl durch eine neuerlich Mode gewordene dialektische Breite, die oft Unbestimmtheit und daher Wiederholungen zur Folge hat, bisweilen schwerfällig wird, und wie fast überall der Präcision, so nicht selten auch der Korrektheit entbehrt. Zwar bleibt der Gedankengang im Ganzen dabei immer klar; nur wird öfter auf Umwegen, welche die Umsicht, die sich darin eben ausdrücken will, gerade vermeidet, erreicht, was durch Einen schlagenden Ausdruck hätte abgemacht werden können. (S. 59. 68. 72. 102. 119. 122. u. 23. u. s. w. überflüssig S. 222. die Nennung der hier nicht hergehörigen Sinnbilder).

Nun noch eine kurze Betrachtung des Einzelnen. Gleich das erste Kapitel, eine geschichtliche Darstellung der verschiedenen Ansichten über die Constitutionen (S. 5—50.) hätte viel kürzer ausfallen können, wenn sie entweder nicht vorausgestellt, oder nicht hier gleich mancher Punkt behandelt wäre, der unten doch noch einmal vorkommen mufs. Auch fällt es hier besonders unangenehm auf, dafs der Verf. sich oft zur Widerlegung auf Behauptungen berufen mufs, die noch erst in dem Folgenden zu erweisen sind. Kastners Agape ist zu weitläuftig behandelt (S. 45—49.). Im zweiten K. wägt der Verf. mit vieler Genauigkeit die alten Zeugnisse über die Constitutionen ab (S. 51—92.). Da er die sonst löbliche Gewohnheit hat, alle Stellen im Original abgedruckt mitzutheilen, hätten dieselben nur zweckmäfsig abgekürzt und nicht wiederholt werden sollen (wie S. 59. vgl. S. 60. S. 64. A. 5. vgl. S. 118. A. 1.). Beachtenswerth ist besonders, was S. 54. 55. über einen kürzeren Auszug gesagt wird, dessen Daseyn vorzüglich aus *Athanasii Ep. festalis* erhellt und wodurch sich mancher scheinbare Widerspruch löst. Auch wird erwiesen, dafs die *Canones Apostolici* nicht jener Auszug, sondern eine eigne, wahrscheinlich vom Interpolator des achten Buches unsrer Constitutionen veranstaltete Sammlung alter in Gesetze gefafster Kirchengebräuche seyen.

Das dritte Kapitel (S. 93—114.), über die Apostel als Urheber und Clemens Romanus als Sammler, sucht nur zu erklären, wie man darauf gekommen, sie ihnen zuzuschreiben und zeigt, wie Clemens ein Kollektivname ist, dem im christl. Alterthume von Häretikern Vieles angedichtet wurde, weil er als Petrus Schüler für die Judaisten um so besser sich dazu eignete, da von seinen Schicksalen, besonders im Morgenlande, wenig bekannt war. — Diefs erklärt freilich nicht viel und die lange Verhandlung über den histor. und mythischen Clemens fördert den Zweck nur sehr wenig (S. 101 ff.). Uebrigens kann die Fabel vom Phönix beim Clemens nicht befremden (S. 105.), da schon die Rabbinen ihn unsterblich nannten (*Münter Sinnbilder I*, 95.) und die Erzählung von einer Erscheinung desselben zur Zeit des Tiberius (*Tac. Ann. IV*, 28.) mochte wohl auf Clemens als Knaben grofsen Eindruck gemacht haben. Die übrigen heidnischen Beispiele in demselben ersten Briefe an die Korinther begreifen sich eher, wenn man annimmt, dafs sie dem Römer Clemens entschlüpften, als wenn man erklären soll, wie sie später durch Interpolation in den Text kamen.

Das vierte K. enthält eine Bestimmung des Zeitalters der Constitutionen, (S. 115—23.) deren Resultat schon oben angegeben ist, und eine Untersuchung über die ersten sieben Bücher, (S. 124—211.) wobei, wie überhaupt im ganzen Buche, ungemein viele schätzbare Bemerkungen über die christliche Archäologie vorkommen. Das Resultat ist unzweckmäfsig vorangestellt. — S. 149. A. 2. findet der Verf. wahrscheinlich, dafs die Doxologie des Vaterunsers aus den Constit. in den Text des N. T. übergegangen ist. Da sie sich aber in der Peschito schon findet, möchte sie von da eher den Weg in die Constitutionen, den Chrysostomus u. s. w. durch die Syrische Kirche gefunden haben, in der letzterer ja gebildet war. S. 207. über die grofse Doxologie, sehr interessant.

Im fünften K. (S. 212—32.) wird von den Interpolationen gehandelt, welche die sieben ersten Bücher seit ihrer Abfassung erlitten haben. — Hier scheint S. 216. die Stelle in Anm. 2. eher gegen die Petripessianer, als die orthodoxe Kirche zu gehen (nicht *Θεὸν* schlechthin, sondern *τὸν ἐπὶ πάντων Θεόν*). — Der Verf. vergifst mitunter den von ihm aufgestellten Gesichtspunkt, dafs nur das Ideal einer kirchlichen Verfassung aufgestellt werden soll. (S. 223.)

Das sechste K. enthält die Untersuchung über das achte Buch (S. 232—58.) und im siebenten, womit das Werk schliefst S. 259—72.) wird vom Inhalt und Zweck der Constitutionen geredet, welche auf schon gedachte Weise sehr gut aufgefafst und klar dargelegt sind. Das Urtheil über die ignatianischen Briefe (S. 263. 64.) ist wenig begründet. Viele einzelne Bemerkungen nöthigt der Raum den Ref. für sich zu behalten. Nur kann er zum Schlufs nicht unterlassen, dem ehrenvollen Urtheil, welches die hochwürdige Bonner Fakultät über diese Schrift gefällt hat, indem sie ihr den Preis zuerkannte, seine volle Beistimmung zu geben. Wir haben diese Schrift hier in erweiterter Gestalt und sie legt für den Herrn Verf. ein sehr rühmliches Zeugnifs ab. Nur möchten wir ihn, in Beziehung auf einen Ausdruck in seiner herzlichen Dedikation an seinen Lehrer, Hr. Dr. Lücke, bitten, da seine ganze Behandlung zeigt, wie er noch im Uebergange begriffen ist, die Akten nicht zu frühe zu schliefsen, indem er auf seinen gegenwärtigen Standpunkt wohl auch einst noch, wie jetzt auf seinen früheren „als auf einen jugendlichen Durchgangspunkt hinblicken" möchte, der ihm bei ernstem Fortstreben im Geiste einst auch „als ein Vergangenes lieb und werth" bleiben dürfte.

L. Pelt.

Digitized by Google

Nro. 56.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1829.

Gehler's physikalisches Wörterbuch, bearbeitet von Brandes. Gmelin. Horner. Muncke. Pfaff.

(Fortsetzung.)

Was hierin als eine directe und einfache Fortpflanzung des Stofses durch die ganze Reihe der Kugeln hindurch erscheint, ist vielmehr das Resultat der Reaction, mit der die einzelnen Kugeln vermöge ihrer Elasticität den empfangenen Eindruck durch plötzliche Wiederherstellung ihrer veränderten Gestalt wieder von sich und successiv eine der andern zu werfen, bis die letzte ihn auf keine folgende mehr übertragen kann und, ohne Gegenwirkung von dieser, für sich allein dem Stofse weichen mufs. Auf ähnliche Weise wird die elektrische Erregung, d. h. die Aufforderung zur chemischen Thätigkeit, welche ein Metall oder sonst ein Leiter an einem Extrem empfängt, vermöge der widerstrebenden Reaction aller seiner Theile, dem andern Ende schnell zugeführt und sofern hier noch nicht eine der Tendenz entsprechende Wirkung möglich ist, durch Rückwirkung mindestens zu einer über alle Theile gleichmäfsig verbreiteten Spannung modificirt. In Luft, Glas und die übrigen Isolatoren greift dagegen die Erregung langsam aber tief und bleibend ein und die Reaction zeigt sich bei ihnen nur darin, dafs der positiv-erregten Stelle gegenüber, in einiger Entfernung von ihr eine negative, oder umgekehrt, hervorgerufen wird. Beim metallischen Leiter ist dieser Gegensatz in jedem Puncte desselben, wie die Expansion und Contraction in jedem einzelnen Gliede der elastischen Kugelreihe, also unzählige mal vorhanden, aber sofort auch im fortschreitenden Effect oder in der gleich darauf erfolgenden Spannung wieder aufgehoben; an einer isolirenden Glastafel, Luftschicht u. dgl. ist er, auf beide Aufsenflächen vertheilt, nur einmal, höchstens bei stärkeren Dimensionen, wie z. B. an einer langen Glasröhre, in mehrfacher Consequenz, aber bis zum Endeffecte bleibend vorhanden.

In diesen Grundzügen sind zugleich die Gränzen bezeichnet, innerhalb welcher höchstens die eigentliche Leitung und Mittheilung elektrischer Erregung statt findet. Alles was sonst noch bei der Entstehung des elektrischen Funkens, wie des Blitzes, und in allen übrigen mannigfach modificirten Effecten des elektrischen Apparats unter dem leeren Schema einer simplen Fortleitung und eines von Leiter zu Leiter bewirkten Ueberspringens des hypothetischen elektrischen Fluidums betrachtet und vom Verfasser fälschlich überall so dargestellt wird, wobei die Luft und die Isolatoren als ganz passive oder blofs resistirende Mittel gesetzt sind, ist ein durchaus anders gestalteter, bei weitem mehr umfassender Procefs, der jedesmal nur unter dem lebendigen, innigen Conflict der gleichzeitigen, sich wechselseitig bedingenden Wirksamkeit von Leitern und Isolatoren erfolgt. Auf die nähere Hervorhebung der darin enthaltenen wesentlichen Bestimmungen müssen wir aber für jetzt, an diesem Orte Verzicht leisten, um so mehr da bei künftigen Anzeigen der Fortsetzung des Werks unter dem Artikel: Elektrische Flasche noch eine directe Veranlassung dazu gegeben seyn wird.

Der Effect des letztgenannten Apparats bildet nehmlich einen Mittelpunct und Normaltypus für alle zusammengesetzteren elektrischen Erscheinungen und sein Verständnifs, das freilich einen kräftigeren Boden der Anschauung, als den des gewöhnlichen, hypothetischen Schematisirens fordert, schliefst zugleich das des Elektrophors und des Condensators, die bisher nur einseitig aus der Theorie der elektrischen Wirkungskreise abgeleitet worden, in sich ein. Selbst jeder einfache Funke des Conductors der Elektrisirmaschine wird erst als Effect einer modificirten Flaschenentladung verständlich und zu dem mit gröfserer Umständlichkeit, als nöthig gewesen wäre, abgefafsten Artikel: Elektri-

Digitized by Google

sirmaschine erlauben wir uns nur noch die Bemerkung, dafs wir unter der übergrofsen Zahl von Abänderungen und Formen, die ihr gegeben und hier beschrieben sind, den Gedanken an die Ausführung der nach unserm Dafürhalten einfachsten und angemessensten Einrichtung vermissen, nämlich derjenigen, die gerade nichts mehr und nichts weniger als das nächste Analogon eines einfachen galvanischen Elements, das ist eine elektrische Flasche oder Verstärkungstafel darstellt. Das Glas, sey es eine Scheibe oder eine in vieler Hinsicht vorzuziehende, um die Verticalaxe drehbare, mit der Oeffnung nach oben gekehrte Glocke, wird nur auf einer Seite, der Aufsenseite, in allen oder möglichst viel Puncten durch federnde Reibzeuge, welche die eine Belegung bilden, gerieben; während die andere Seite mit Stanniol bekleidet ist, der das zweite Beleg und den ersten Leiter zugleich darstellt. Die Wirkung müfste bereits an sich, wenn gleich aus bekannten Gründen compensirt, dennoch in Folge der in so viel Puncten auf einmal stattfindenden und aus eben so viel Puncten der andern Seite zugleich geäufserten Erregung, bei solider und compendiöser durch die einfache Einrichtung vorzüglich begünstigter Construction, ohne Zweifel beträchtlich, bei unmittelbarer Verbindung des isolirten Reibzeuges mit dem Conductor aber ganz besonders energisch und zur Vermittlung chemischer Effecte vornämlich geeignet seyn.

Die beiden unmittelbar auf einander folgenden Artikel über Elektrometer und Elektrometrie sind von verschiedenen Verfassern, ersterer noch von Pfaff, letzterer von Muncke. Es kann befremden, dafs jener an ausführlichen und zweckmäfsigen Beschreibungen der Instrumente sonst nicht arme Aufsatz keine Notiz über den schon als Elektroscop höchst brauchbaren Apparat liefert, der ein verkleinertes Abbild der Coulomb'schen Drehwaage darstellt; bis man sie im zweiten Abschnitte von Muncke mitgetheilt findet. Gegen die rein mathematische Tendenz des letzteren Artikels treten die Reflexionen contrastirend hervor, mit welchen der Verf. ihn begonnen und durchwirkt hat, theils als Reflexionen an sich, theils sofern sie meistens den verfehlten beigezählt werden müssen. Schon die ersten Zeilen bergen eine Unrichtigkeit, wenn es heifst, die Elektricitätsmessung geschehe mit den im vorhergehenden Artikel beschriebenen Werkzeugen. Die Coulomb'sche und Simon'sche Wage sind die eigentlichen für die Elektrometrie bis jetzt benutzten Apparate; aber keins von beiden ist im vorhergehenden Artikel auch nur dem Namen nach erwähnt. Ueberhaupt würde eine auf Tadel ausgehende Beurtheilung an den Ungenauigkeiten und Nachläfsigkeiten vieles zu rügen finden, die sich der Verf. im Gedanken- und Wortstyl so häufig zu Schulden kommen läfst und von denen einzelne in das Gebiet der Indecenz, andere in's Komische fallen. Zur ersten Art gehört es z. B. wenn der Verf. den v. Yelin'schen Apparat ein: „beberiges Ding" nennt; von der andern Art ist die Fassung in der Stelle, S. 696. wo es heifst: Er (Coulomb) bediente sich einer Drehwage, deren Hebelarm aus Gummilack bestand. An dem einen Ende war ein kleines Scheibchen Goldpapier befestigt, er selbst aber an einem Coconfaden von 7 bis 8 Zoll Länge aufgehangen u. s. w. wo die sprachübliche Verbindun geher Coulomb als den Hebelarm zum Subject des zweiten Satzes heranzieht. — Eine andere Art des Komischen wird, wenn nicht für viele jetzige Zeitgenossen, sicher für viele in diesem Wörterbuche blätternde Nachkommen darin liegen, wenn sie lesen, wie derselbe Autor, der bis zum Standpunct seines Vorgängers Beccaria schon weit hinabsehen zu können meint, hier das Glühendwerden und Schmelzen der Metalldräthe, ihren Magnetismus, sammt allen chemischen Wirkungen der galvanischen Säule ohne allen Zweifel und Argwohn der Elektricität zuschreibt und sich blofs wundert, (S. 683.) dafs die galvanische Elektricität alle diese Effecte nur mit einer so sehr geringen Repulsionskraft zu Stande bringe.

Pfaff hat gezeigt, sagt der Verf. (S. 687.) dafs der Inbegriff der gesammten elektrischen Erscheinungen nur dann mit innerer Consequenz erklärt werden kann, wenn man die Elektricität für ein gewisses materielles, ätherartiges Wesen hält, dessen einzelne Theile Repulsion gegen einander ausüben", welches wir hier blofs mit dem Zusatze bejahen zu können glauben, dafs der Demonstration selbst keine innere Consequenz zugestanden werden könne. Und wenn der Verf. ferner sagt (a. a. O.), dafs: derselben Ansicht gegenwärtig alle diejenigen Physiker huldigen, welche sich bei der Erforschung der Elektricität nicht mit der Kenntnifs der allgemein bekannten Erscheinun-

Digitized by Google

gen und der hierauf oberflächlich gebaueten Erklärungen begnügen, sondern die dahin gehörigen gehaltvollen Abhandlungen von Coulomb, Poisson und Biot gründlich studirt haben" so sind wir gleichfalls derselben Meinung, unter der Bedingung, dafs die erwähnten Physiker zu denen gehören, die entweder schon aus blofser Veneration vor den mathematischen Formeln zu allen weiteren Zugeständnissen bereit sind, oder die sich überhaupt noch auf dem Normalstandpuncte der französischen Physik befinden, die mit aller Handhabung des Experiments und Calcüls, in ihrer Art, die Natur zu betrachten gerade das sprechendste Beispiel darstellt, wie wenig es, ohne die gründliche Schule einer gediegenen, concentrirten Anschauung, mit jenen beiden Mitteln allein in der Naturwissenschaft gethan sey.

Es heifst den Werth der mathematischen Entwicklung in ihrem Verhältnisse zur Physik nur schwach und falsch begreifen, wenn man die vorläufigen Suppositionen, nach denen der Mathematiker nur in der Absicht zu greifen pflegt, um das Gespinnst seines Calcüls daran hängen und anknüpfen zu können, auch sofort als unerschütterliche Grundpfeiler der physicalischen Betrachtung anerkennen zu müssen wähnt. Wie sehr selbst schon Newton in dieser Hinsicht einen Unterschied beachtete, der von vielen Physikern des Tags kaum mehr geahnt zu werden scheint, beweist unter andern im 2. Buche der *Princip. philos. nat.* die Schlufsbemerkung seiner auch für die mathematische Theorie der Electricität, sofern diese als elastische Flüssigkeit vorstellig gemacht wird, wichtigen Demonstration, in der es heifst: *(prop.* 23.*)* „*An vero fluida elastica ex particulis se mutuo fugantibus constent, quaestio physica est. Nos proprietatem fluidorum ex ejusmodi particulis constantium mathematice demonstravimus, ut philosophis ansam praebeamus, quaestionem illam tractandi.*" Alle diejenigen, welche irriger Weise die Mathematik als eine höchste Instanz der Physik betrachten, können hier unmittelbar aus dem Munde eines Begründers der mathematischen Physik die Weisung vernehmen, dafs der Calcül vielmehr ein vorläufiges als beschliefsendes Element der Untersuchung bilde und dafs, wenn er aus diesem Grunde einerseits nicht zu entbehren ist, andererseits eben deshalb seine Voraussetzungen noch weniger zu Resultaten gemacht werden dürfen, die vielmehr erst aus der vernünftigen Entscheidung einer selbstständigen, in sich besonnenen Physik hervorgehen müssen.

An der Stelle so vieler unzeitiger Reflexionen in diesem und den vorhergehenden Artikeln wäre es dem Zwecke des Wörterbuchs angemessener gewesen, wenn vom Verf. darin eine Darstellung des Hauptinhalts der Poisson'schen Memoiren, ungefähr so wie die Laplace'sche Theorie der Ebbe und Fluth durch Brandes, versucht worden wäre. Denn aufser dem was sich auf die Bestimmung des Exponenten der Potenz bezieht, nach welcher die electrische Anziehung und Abstofsung im Verhältnifs der Entfernung abnimmt, eine Bestimmung die bei Poisson bereits als entschiedene Grundlage einer viel weiter geführten Untersuchung vorliegt, ist hier von einer mathematischen Theorie der Electricität nicht viel zu finden. Dabei sind den Arbeiten von Simon und Mayer im Verhältnifs ihres Zeitpunctes und ihrer Ergebnisse, ausführlichere Berichte und Kritiken als nöthig war, geworden und während die Bemühungen Egen's nach Verdienst hervorgehoben worden, verstofsen dagegen wieder die Bemerkungen des Verf. zum Theil gegen constatirte Ergebnisse der Poisson'schen Theorie, (S. 718. Z. 8. u. ff.) auf eine Weise, die seinen oben angeführten Aeufserungen nicht parallel läuft. Uebrigens scheint eine Vergleichung der Ergebnisse der Mayer'schen Untersuchungen darzuthun, dafs die Anomalie nicht sowohl in einzelnen Fehlern, die man zumal bei Apparaten und Experimenten, wenn man sie einmal sucht, überall leicht finden kann, sondern in der consequenten Durchführung einer unrichtigen Voraussetzung liege und diese Voraussetzung kann nur die Annahme einer gleichförmigen Vertheilung der electrischen Erregung in den Theilen des von Mayer gebrauchten Electrometers seyn. Die Einführung einer richtigen Voraussetzung in die Mayer'schen Combinationen, durch welche die Ergebnisse der Versuche mit dem sonst constatirten Gesetz in Einklang gebracht würden, wäre ohne Zweifel etwas in ungleich höherem Grade verdienstliches, als die von Egen glücklich unternommene, obwohl schon vor ihm durch mündliche Ueberlieferung mehreren andern Physikern bekannte und so nahe liegende Berichtigung der Simon'schen Arbeit. Das gröfsere Verdienst auf der Seite einer solchen Leistung bei Mayer's Untersuchungen wäre schon durch die unverhältnifsmäfsig gesteigerte Schwierigkeit entschieden, da die in jedem Fall ungleich-

Digitized by Google

förmige Vertheilung der Electricität in Mayer's Electrometer mit dem Winkel verschieden und einestheils eine Function von diesem, anderntheils aber wieder noch der Winkel eine Function von dieser Function ist. Eine dahin gehörige und, so viel Referent weifs, sonst noch nirgend in der Lehre von der Electricität bemerkte Demonstration ist in folgender Beobachtung enthalten. Nähert man einem freihangenden, bereits divergirenden Strohhalm-Electrometer einen gleichartig electrischerregten Körper von oben, so wird, ganz in der Ordnung, die Divergenz gröfser; geschieht aber die Annäherung von unten her, so wird die Divergenz kleiner, weil die Erregung in den Extremen der Pendel des Electrometers durch die des genäherten Körpers zurück getrieben und paralysirt wird. Vor dem Electrometer giebt es auf diese Weise gewisse Oerter, in welchen es auch durch starke in hinlänglich kleinen Flächenraum zusammengedrängte Electricität von Aufsen gar nicht afficirt wird. So wie nun aber der fremde Körper auf die Pendel wirkt, wirken beide zum Theil auch wechelseitig selbst auf einander und modificiren die Vertheilung und davon abhängige Gröfse des Elongationswinkels auf eine ungemein verwickelte Weise. Es ist daraus ersichtlich, dafs es leichter sey, die Mayer'schen Beobachtungen zu tadeln, oder noch leichter, sie für ganz unpraktikabel auszugeben, als sie unter der richtigen Voraussetzung zu den mit bereits constatirten Gesetzen harmonischen Resultaten zurückzuführen.

Wenn wir schon bei dem eben betrachteten Artikel eine umfassendere, dem wissenschaftlichen Standpunct gemäfsere Mittheilung der mathematischen Theorie wünschen mufsten, so können wir es vollends nur bei dem Artikel Electromagnetismus als einen entschiedenen, nicht zu rechtfertigenden Mangel bezeichnen, dafs darin die von mehreren Seiten bereits zu einem Ganzen ausgebildete mathematische Parthie ganz übergangen ist. In mehr als einer andern Hinsicht hat dagegen die vorliegende Darstellung eine nichts weniger als zum Vortheil des Lesers gereichende Breite. Der auch hier auf jeder Seite sich wiederholenden Vorstellung, die den Magnetismus mit allen eigenthümlichen Thätigkeiten der galvanischen Kette in den *courant électrique* verschwemmt, steht zuweilen die Klage über die Vielfältigkeit der Erscheinungen und die Schwierigkeit, sich gegen Verwirrung bei ihrer Uebersicht zu schützen, bedeutungsvoll zur Seite. Die Klage gilt nicht eigentlich der an sich einfachen Sache, sondern der Betrachtungsweise, welche die Einigung und Deutung des Einzelnen unmöglich macht. Wer über den Strudel der herrschenden subjectiven Ansichten hinweg einen freien Blick in die objectiven electromagnetischen Wirbel und die Noth, die sie unsern Physikern machen, zu werfen vermag, dem kann es nicht verborgen bleiben, dafs daraus über kurz oder lang ein geläuterter Zustand der Wissenschaft sich hervorarbeiten mufs, von dem Viele, die sich heute noch weise dünken mögen, keine Vorstellung haben.

Wie unser Verf. ganze Seiten mit der umständlichen Beschreibung von Apparaten angefüllt hat, denen es, zum Theil seiner eigenen Aussage nach, an der rechten Wirksamkeit und Zweckmäfsigkeit gebricht, so hat er zugleich der umständlicheren Darstellung und Beurtheilung mehrerer Hypothesen und der auf ihnen gebauten Theorien einen gröfseren Raum verstattet, als sie nach der Leerheit und Zufälligkeit ihres Gehalts, die sie beinahe schon jetzt wieder gänzlicher Vergessenheit überliefert hat, je verdient hätten. Die sachgemäfseste Parthie des Ganzen bildet die Aufzählung der meisten wichtigen Thatsachen und Versuche, die seit dem Oersted'schen Fundamentalfactum, fast nur als eben so viel Modificationen und Erweiterungen desselben, das neue Gebiet der Physik erfüllen und nach den folgenden fünf Rubriken zusammengestellt sind: 1) Wirkung der Electromagnete, (der electrischen Leiter, wie unser Verf. sagt) auf gewöhnliche Magnete; 2) Wirkung derselben auf unmagnetischen Stahl und Eisen; 3) Wirkung des gemeinen Magnets auf Electromagnete; 4) Wirkung des Erdmagnetismus auf Electromagnete; 5) Wechselseitiger Einflufs von Electromagneten auf einander. Die 6. Rubrik: Wirkung eines Electromagneten auf einen unerregten, (indifferenten) Drath aufser der Kette, bildet eine *tabula rasa*, so weit nicht etwa die von Arago aufgefundenen Reactionen, für welche sich die uneigentliche und einseitige Terminologie; Rotationsmagnetismus zu bilden begonnen hat, hier eingreifen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 57.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1829.

Gehler's physikalisches Wörterbuch, bearbeitet von Brandes. Gmelin. Horner. Muncke. Pfaff.

(Schluſs.)

Doch darf es nicht unerwähnt bleiben, obgleich die Gränzen dieser Anzeige kein weiteres Eingehen in das Einzelne verstatten, daſs der Verf. auch hier häufig, wo die Rolle des bloſsen Berichterstatters von ihm überschritten worden, das Rechte verfehlt hat, wie es im höchsten Grade der Fall ist bei seinem Räsonnement über den Seebeck'schen Versuch, der oberhalb der Kette und ihres Schlieſsungsdrathes die Curve ohne Abweichung mit entgegengesetzter Abweichung zu beiden Seiten giebt; (S. 527 ff.) und bei den Bemerkungen auf S. 589 ff. über eine nach Ampère veranstaltete Rotation eines horizontalen Drathes. In beiden Fällen äuſsert sich der Verf. so, daſs man seinen Augen nicht trauen möchte, indem man einen mit dem eigentlichen Inbegriff der elektromagnetischen Phänomenologie fast noch ganz Unbekannten zu vernehmen pflegt. — Einen nur ein zufälliges und längst vorübergegangenes Interesse enthaltenden Versuch des Referenten hat der Verf. S. 571. mit groſsem Unrecht als sehr wichtig aufgeführt.

Ein Irrthum anderer Art, in Bezug auf den objectiver Weise hier noch wenige Worte vergönnt seyn mögen, ist darin ausgesprochen, wenn der Verf. von der Ansicht des Refer. über die elektromagnetischen Erscheinungen sagt, daſs sie mit der Zeit nach der Seebeck'schen modificirt worden sey. Der Beweis, daſs Ref. den Begriff der Circularpolarität eben so unabhängig festgehalten als aufgefaſst habe, liegt in der Thatsache, daſs er sie an Erscheinungen nachgewiesen und mathematisch demonstrirt hat, wo durch Seebeck weder auf dieser noch auf einer andern haltbaren Grundlage die Ableitung bewerkstelligt worden. (Kastner's Archiv f. d. ges. Naturl. B. IX. S. 31. 40. sqq.). Die Circularpolarität gilt nicht bloſs im Gebiet des Elektromagnetismus; sie ist uns in diesem nur zuerst recht nachdrücklich zur Anschauung und zum Bewuſstseyn gebracht worden; in der Sphäre der galvanischen, der chemischen und mehr oder minder in allen Naturerscheinungen, diejenigen, welche speciell zum Gebiet der Physiologie gehören mit eingeschlossen, ist sie ein Element, dessen bestimmte Anschauung eine unerläſsliche Bedingung des Verständnisses der Erscheinungen ausmacht. Wenn der Verf. der Theorie des Ref. zugesteht, daſs sie eine Enunciation der Fundamentalphänomene sey, welche zu einer vollständigen und genügenden mathematischen und physikalischen Construction der elektromagnetischen Erscheinungen führe und sie dennoch nicht als Theorie will gelten lassen, (S. 638. 674.) so liegen, wie man aus den weiteren Aeuſserungen des Verf. noch bestimmter ersieht, dieser Weigerung besonders zwei Vorstellungen zum Grunde, mit denen es kürzlich folgende Bewandniſs hat.

Zuerst stöſst der Verf. sich daran, daſs nach der Ansicht des Refer. ein materieller Punct zugleich nach verschiedenen Seiten hin nordpolar- und südpolar-magnetisch gesetzt wird; er führt dagegen an, daſs die Coexistenz des + und — in einem Puncte undenkbar und nach dem Begriff des Entgegengesetzten ein solcher Punct selbst = *o* sey. Der Irrthum, welchen der Verf. hier mit vielen Physikern theilt, liegt darin, wie es hier offen ausgesprochen ist, daſs ein physikalischer Gegensatz mit dem ganz abstracten des mathematischen + und — verwechselt wird. Es kommt alles darauf an, daſs die Einheit im Zusammenhange und die Verschiedenheit in der Erscheinung mit der klaren, besonnenen Anschauung bei physikalischen Dingen gleichmäſsig umfaſst werde, ohne beides weder gewaltsam zu zerreiſsen, noch zum bestimmungslosen Nichts mit einander zu confundiren. Oxydation und Desoxydation sind dem Grade nach verschiedene aber derselben Thätigkeit zugehörige Bestimmungen, wie die rothe und blaue

Digitized by Google

Seite des Farbenspectrums dasselbe Licht und doch auch entgegengesetztes Licht zeigen und die Coexistenz des nord- und südpolaren Magnetismus, die sich in jedem Puncte jedes gemeinen Magnetstabes handgreiflich aufzeigen läfst, ist eben so nur eine relative Verschiedenheit, die sofern sie zugleich nach verschiedenen Seiten hin, unter der in der Naturwirksamkeit allgemeinen und nothwendigen Form des Gegensatzes hervortritt, damit eben so wenig ein Null der Thätigkeit bedingt, so wenig in der Berührungsfläche des Kupfer und Zink die beiden entgegengesetzten electrischen Erregungen zu Null zusammen treten, oder so wenig überhaupt irgend eine lebendige Einheit, und die Natur ins Gesammt, durch die Verschiedenheit der in ihr vereinigten und als Gegensätze hervortretenden Bestimmungen Daseyn und Wirksamkeit verliert.

Die andere Quelle des mangelnden Einverständnisses fliefst aus derselben zerstückelten Betrachtungsweise, die für jede Classe von Erscheinungen ein gesondertes Princip an sich postulirt und von der wissenschaftlichen Theorie nicht sowohl die Construction der Erscheinungen nach ihrem innern Zusammenhange, als vielmehr ein Festhalten an diesem gespensterhaften Substrat, oder sofern es sich nicht will fassen lassen, wenigstens unter kleinmüthiger Resignation eine stets festgehaltene Richtung nach ihm hin fordert. In diesem Sinne ist die Wissenschaft ein Heidenthum und die Wahrheit ein äufserliches verdecktes Isisbild, das zur Annäherung und Entschleierung seiner unaufhörlich anreizt, ohne sie jemals zu gestatten, in diesem Sinne ist es, wenn Brandes S. 791. die Worte ausspricht: „die Wahrheit selbst liegt aufser dem Gebiete dessen, was menschliche Forschungen erreichen können."

Möge das Gedeihen, das wir von Herzen dem weitern Fortgange des Buches mit Achtung gegen seine fleifsigen und gelehrten Verfasser wünschen wollen, sich vornehmlich in solchen Forschritten zeigen, die zur Wahrheit nicht wie durch ein ihr fremdes Land sondern in ihrem eigenen heiteren Gebiete hinführen; denn wie überhaupt nur dem gegeben wird, der da hat, so können wir auch nur zur Wahrheit kommen, und ihre Gaben als einen Gewinn empfangen in dem Maafse, als wir bereits in ihr sind und uns ihr hingegeben haben.

G. F. Pohl.

XXXI.

Die Pariser Bluthochzeit, dargestellt von Dr. Ludwig Wachler. Leipzig 1826. 118. S. 8.; *2te Ausgabe ebend.* 1828.

Wenn in diesen Jahrbüchern die Arbeit eines Schriftstellers beurtheilt wird, der fast ein halbes Jahrhundert — und seit 1788 ist Wachler's Name in unsrer Literatur bekannt — unermüdlich regsam auf seine Zeitgenossen eingewirkt, zur echten Wissenschaft vielfach angeregt, verkehrte Ansichten mit nachdrücklicher Kraft bekämpft, überall nach Wahrheit gestrebt, und selbst da, wo eignes Forschen nicht zum Ziele brachte, durch sorgsames, wohl geprüftes und erwognes Urtheil im Sichten und Aneignen fremder Untersuchungen auf ausgezeichnete Weise sich hervorgethan hat: wenn die Arbeit eines so tüchtig bewährten Schriftstellers geprüft wird, so scheint es eine unerläfsliche Pflicht des Beurtheilers zu seyn, zuvor den Standpunct des Forschers in seinen früheren gelehrten Leistungen bestimmt zu bezeichnen, ehe zur Beurtheilung der neuen Arbeit übergegangen wird. Diefs mufs um so mehr geschehen, wenn die anzuzeigende Schrift nicht als ein Hauptwerk über die vorhergegangenen so mächtig hervorglänzt, oder diese selbst zum grofsen Theile nur als Vorläufer vorausgesandt hat, dafs das früher bereits beifällig Anerkannte in diesem Werke nur noch auf eine würdigere Weise ausgeführt wäre. Aber gerade bei dieser neuen literärischen Erscheinung hat Wachler einen andern Theil der historischen Studien gewählt, den wir sonst in einer Monographie von ihm noch nicht bearbeitet gesehen haben. Als Historiker hatte er bis jetzt sich das Ziel gesteckt, durch Verbreitung einer weit ausgedehnten Literaturkenntnifs seinen Zeitgenossen eine mehr umfassende Uebersicht über das gesammte historische Wissen darzureichen, auf dafs jeder jüngere Forscher, auf solche Grundlage gestützt, durch vertrautere Bekanntschaft mit seinen Vorgängern zur Vorsicht, zum besonneneren Urtheile, zur reiferen Kritik angemahnt, festeren Fufses seinen Weg gehen könne. Und wahrlich Wachler hat diesen Beruf seines Lebens auf eine höchst ehrenvolle Weise erfüllt, schon trefflich genug durch seine allgemeine Literaturgeschichte (vorzüglich in der zweiten Umarbeitung, Frankfurt 823 flg. 4 Bde.), aber noch in einem weit höheren Grade in seiner Ge-

Digitized by Google

schichte der historischen Wissenschaften (Götting. 5 Bde. 8. 1813. flg.). Dies ist in der That ein Werk, auf das die Deutsche Literatur im vollen Sinne des Wortes stolz seyn kann, und wenn allerdings auch für die Spanische, Französische und Italienische Literatur auf eine vorzügliche Weise durch Nationalwerke vorgearbeitet war, und wenn auch eingeräumt werden muſs, daſs bei der letzten Periode der Deutschen Literatur, beim Mangel aller Vorarbeiten, das Urtheil wegen der groſsen Masse der Werke häufig ein Versäumen des selbständigen Studiums verräth; so ist es doch immer ein Werk, das bei diesem Umfange, bei dieser unleugbar achtungswerthen Vollständigkeit einzig in der historischen Literatur aller Nationen dasteht, und gewiſs eine ungleich höhere Anerkennung erlangt haben würde, wenn nicht eben das Vorurtheil unsre Gelehrten gegen solche Erscheinungen unsrer Literatur aus unsrer Mitte selbst abgestumpft hätte, und bei der unverschämtesten Benutzung dieses Werkes nicht einmal die so wenig kostende Dankbarkeit des Hinweisens hätte vergessen lassen. Was Wachler in der Darstellung durch seinen lichtvollen und kräftigen Styl zu leisten vermag, bewährte er hier schon ausgezeichnet in den historischen Einleitungen zu jeder Periode, die ein allgemeines Bild des Zeitalters und des abzuhandelnden Staates voraussenden: eben so in seinen Vorlesungen über Deutsche Literaturgeschichte. Wir haben wenige Schriftsteller, die auf eine so gediegene Art historische Resultate gedrängt an einander zu reihen wissen, so daſs das Bild der Zeit Lebendigkeit und Wärme gewinnt und dabei doch nicht der Wahrheit entbehrt.

In der vorliegenden Schrift hat aber Wachler die gewohnte Bahn des Literators verlassen und eine reinhistorische Darstellung einer höchst wichtigen und beziehungsreichen Begebenheit auf sich genommen, die aber, wie viele in ihrer Zeit, bei dem gräuelvollen Factionengewühl der Religionsbürgerkriege, in Bezug auf ihre erste Veranlassung und überaus rasche Abwicklung in fast undurchdringliches Dunkel gehüllt ist. Ohne selbständiges Studium der Quellen kann hier kein neuer Schriftsteller mit Erfolg auftreten, aber auch nach der sorgfältigsten Prüfung wird er sich unbefangen das Urtheil einer nur bedingt gefundenen Wahrheit zusprechen dürfen. Mehr aber will auch Wachler in diesem Falle nicht leisten; und wie er diese Aufgabe gelöst und auch in dieser Monographie als ein in Forschung und Darstellung auf gleiche Weise gewandter Meister sich bewährt hat, wird die nachstehende Auseinandersetzung darlegen.

Wachler sagt selbst in der Vorrede, daſs er durch die besonderen Zeitverhältnisse in kirchlich-politischer Hinsicht veranlaſst wäre, gerade diese Begebenheit zum Gegenstande seiner Untersuchung zu rechnen. „Da es den Anschein hat, daſs Einige, jetzt schon nicht mehr im Verborgenen, daran arbeiten, veraltete, gemeinverderbliche, kirchliche und gesellschaftliche Vorurtheile, Irrthümer und Miſsbräuche wieder aufleben zu lassen, um das Fortschreiten zur reineren und höheren Bildung des Geistes und Gemüthes zu hemmen, welche Bestrebungen der Selbstsucht keinem gleichgültig sind, dessen Herz für die Menschheit schlägt; so kann für zeitgemäſs erachtet werden, von den vielen warnenden geschichtlichen Erfahrungen über Wurzeln und Früchte religiös-sittlichen Wahnes und fanatischer Rohheit, eine auf das Neue zu veranschaulichen und die daraus abgeleitete Nutzanwendung der Selbstthätigkeit unbefangner Leser zu weiterer Betrachtung anheim zu geben". Allgemein kann es in der That für keinen Gewinn für die Geschichte als Wissenschaft angesehen werden, wenn die Historiker vorzugsweise wichtige Zeitabschnitte oder auch nur einzelne Begebenheiten der Vergangenheit entlehnen, um sie in besonderer Beziehung auf die Gegenwart darzustellen; sie werden zu leicht dadurch verleitet, die Bewegungen ihrer eignen Zeit Schritt vor Schritt, als bereits in der Reihe der Jahrhunderte oftmals vorübergegangene Ereignisse von gleichmäſsiger Entwickelung zu zeigen. Und es ist bei solcher Behandlung wohl niemals zu vermeiden, daſs von dem Darsteller ihm fast unbewuſst, seine eigenthümliche Ansicht der Gegenwart auf jene frühere hinübergetragen wird, und daſs derselbe irregeführt schon im falschen Lichte und mit getrübter Brille die Quellen selbst für seinen Gegenstand benutzt, und dann gewöhnlich in diesen zu finden vermeint, was das unbefangne Auge auch bei schärfster Beobachtung nicht erblicken kann. Von solchem Miſsbrauche der Geschichte ist aber Wachler's Wahrheitssinn weit entfernt, und wenn auch besondere Begebenheiten unsrer Zeit ihn zur genaueren Kenntniſsnahme und Prüfung jener unglücklichen Ereignisse angetrieben haben, so will er doch nur vermittelst offner ungeschmückter Darlegung der Thatsachen durch die Geschichte lehren, und durch

Digitized by Google

diese Erfahrungen warnen, nicht aber unter falschem Gewande verkappt, das der Geschichte nur die Namen und Zahlen abgeborgt hat, sich selbst in seinen Ansichten als untrüglichen Lehrer der Wahrheit geben. Nicht anders sind aber auch die allgemeinen geschichtlichen Urtheile, die dieser Schrift eingewebt sind, keineswegs oberflächliche Raisonnements, wie sie jetzt so häufig von der neuen an grofsartigen Ansichten überreichen Schule unserer Wissenschaft ohne alle gründliche Kenntnifs der Geschichte dargeboten werden, sondern es sind wahre Ergebnisse eines lange bewährten und gereiften Studiums der Geschichte. Daher wage man nicht, diese Schrift nach ihrem geringen Umfange, oder weil ihr edler Verf. sie selbst nur für einen anspruchlosen Versuch ausgiebt, für weniger bedeutend zu halten, sondern man erfreue sich daran, dafs Wachler, da er den gröfsten Theil seines Lebens nur daran gesetzt hat, die Werke anderer als Historiker zu beurtheilen *) und dadurch den historischen Studien schon so vielfach ersprieſsliche Hülfe gebracht hat, nun auch selbst an die ausführlichere Darstellung einer einzelnen historischen Begebenheit gegangen ist.

Er beginnt seine Darstellung mit einer der wichtigsten und sprechendsten Erfahrungen der Geschichte, die dennoch so oft verkannt ist, und am meisten in der neuesten Zeit, wo sie als die einzige wahrhafte Veranlassung der wichtigsten aller politischen Revolutionen historisch angenommen werden müfste, aber dennoch gemeinhin verlacht und hintangesetzt wird, um den leersten Hirngespinnsten Raum zu machen, die, wenn sie wirklich solche ungeheure Umwälzungen hervorbringen könnten, die Menschheit in ihrer ganzen geistigen und sittlichen Entwickelung auf die unterste Stufe erniedrigen würden. Ganz anders aber lehrt das lebendige Wort der Geschichte, wie Wachler wahr genug ausspricht: „Die Leiden der Völker können fast nie selbstverschuldete genannt werden, weil die unmündige Menge im strengeren Sinne keiner Zurechnung und Verantwortlichkeit fähig ist, sondern sie gehen aus folgenreichen Verwirrungen und Verschuldungen der Muster, Führer und Vormünder hervor, und, wenn eine unerschöpfliche Fülle von Thatsachen etwas beweiset, so offenbart uns die Geschichte einen gemeinsamen Erklärungsgrund solcher Verschuldungen: er findet sich in dem Mangel an fester und gereinigter sittlich-religiöser Einsicht, durch welche Glauben und Handeln bestimmt werden. Diese Einsicht, Quelle der die Rechte der Menschheit suchenden geheimnifsvollen Gewissenhaftigkeit, erzeuget Liebe und Kraft für das Gute und Wahre, gewährt zwar keine Sicherstellung gegen Uebereilungsfehler, sie sind das Maalzeichen der Gebrechlichkeit des Menschengeschlechts, läfst aber keine Verbrechen zu, welche die Zeitgenossen mit zornigem Entsetzen verabscheuen, und deren Wirklichkeit die besonnene und gerechte Nachwelt zu bezweifeln und bestreiten sich versucht fühlt."

Darauf läfst er zuerst eine gedrängte Uebersicht der Religions- und Bürgerkriege in Frankreich (1560—72) vorangehen (p. 3—45), die von einem sehr reichhaltigen Studium der hieher gehörigen namhaften Quellen Zeugnifs giebt, und zugleich dieselben in gedrängtem, aber scharf bestimmten und gemeinhin genau zutreffendem Urtheile würdigt. Wenn er aber unter den Hülfsmitteln (p. 7.) Lacretelle in seiner *histoire de France pendant les guerres de religion*, *Paris*, 4 *Vol.* 8. 1814 als einen lichtvollen Erzähler und verständigen Beurtheiler anführt, so können wir nicht unbedingt in dieses Urtheil einstimmen, da wir bei unverkürztem Zugestehen einer klaren Darstellung, Lacretelle doch unmöglich wegen seines höchst mangelhaften und einseitigen Quellenstudiums, das selbst die ärgsten chronologischen Fehler unbemerkt stehen gelassen hat, verständiges und bewährtes Urtheil einräumen können. Die Schilderung der Königin Mutter Catharina aus dem Hause des Medici (p. 10—12) ist durchaus gelungen zu nennen, denn Wachler hat stets die Mittelstrafse zwischen den strengen hugenottischen Eiferern, und den fanatisch-catholischen Schriftstellern weise gehalten, während jene beide, gleichweit von der Wahrheit entfernt, nur Zerrbilder dieser für Frankreichs Schicksal so einflufsreichen Frau geliefert haben.

*) Dies ist genau genommen auch die Aufgabe jedes Compendiums der Geschichte, so dafs ich also ohne weitere Rechtfertigung Wachler's Arbeiten dieser Art hier zusammenfassen kann.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 58.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1829.

Die Pariser Bluthochzeit, dargestellt von Dr. Ludwig Wachler.

(Schluſs.)

Wie aber Wachler sie aufgefaſst hat, so wird jeder unbefangene Beobachter, für diesen Character in der fortlaufenden Entwickelung der Begebenheiten die Documente vollzählig angehäuft finden. Denn er sagt (p. 11.) „Catharina, wenn auch nicht schön, doch reizend und erfahren in der Kunst, körperliche Vorzüge geltend zu machen, besaſs reiche Geistesbildung in dem Sinne, welcher für die Groſsen Italiens allein Bedeutung hatte; ihre Kenntnisse reichten aus, um damit zu glänzen; sie war des Wortes und eines leichten schriftlichen Ausdruckes mächtig; sie verstand meisterhaft zu schweigen und sich zu verstellen; ihr Gemüth war ohne zarte Weiblichkeit und ohne tiefes Gefühl sittlicher Menschlichkeit, obgleich es ihr nicht schwer wurde, Tugend, Sittsamkeit und Groſsmuth zu heucheln; Religion war ihr Mittel zum Zwecke und sie zeigte sich, wie die Verhältnisse oder ihre Entwürfe oder die mit diesen immer im Gleichgewichte gehaltenen leidenschaftlichen Bestrebungen erheischten, eben so geneigt ketzerischen Neuerungen, als eifrig für Erhaltung des alten Glaubens: sie war bis zur Schwachheit abergläubisch u. s. w." Nicht minder ist es ihm gelungen mit der Characterschilderung des Königs Carl IX., der beiden Guise und des Admirals Coligny.

Von Seite 45—85 folgt die Beschreibung der Bartholomäusnacht und ihrer unmittelbaren Folgen. Unter den besonderen Quellenschriften für diese Begebenheit legt Wachler ein bedeutendes Gewicht auf das eigene Zeugniſs des Königs Heinrich III, das dieser seinem Leibarzte Miron zu Krakau 1574 ablegte und das in *Villeroy Mem. d'etat tom. II. p.* 59. und bei Wachler in der ersten Beilage p. 95. folg. abgedruckt ist. Mit demselben stimmt das Verzeichniſs des Gespräches, so zwischen Heinrich III. und dem Kurfürsten Friedrich III. zu Heidelberg vorgegangen und von dem Kurfürsten eigenhändig aufgezeichnet ist den 12. Dec. 1573" (bei Wachler als zweite Beilage vollständig abgedruckt) wesentlich überein. Denn wenn dasselbe auch allerdings den Schein einer Rechtfertigung an sich tragen könnte, da sie aus dem Munde des von jederman bezüchtigten Urhebers dieser scheuseeligen Frevelthat hervorgegangen ist, so trägt es doch auch unverkennbar das innere Gepräge der Wahrheit, wird durch kein anderes vollgültiges Zeugniſs über diese Begebenheit der Unwahrheit bezüchtigt, und giebt von den wirksamsten Triebfedern derselben, so viel auch immer noch verschwiegen seyn mag, den vollständigsten Aufschluſs, und zwar mit der den Französischen Memoiren eigenthümlichen Offenheit, sich selbst nicht zu schonen, wenn auch nur der Anderen dabei nicht geschont werden darf.

Was die Theilnahme Carl's IX. an diesem Verbrechen betrifft, so macht es Wachler (p. 68—71 und 91—93) höchst wahrscheinlich, daſs derselbe im Jahre 1572 anfänglich mit wahrem Eifer sich der Sache der Reformirten habe annehmen wollen, theils um den Frieden in seinem Reiche zu erhalten und wieder politisches Ansehen im Auslande zu gewinnen, theils um durch directe Verbindung mit den Hugenotten sich unabhängiger von der ihm lästigen Bevormundung seiner Mutter Catharina zu stellen, und zugleich den ihm fast schon verhaſsten Bruder Heinrich, den Lieblingssohn seiner Mutter, um den Ruhm zu bringen, der ihm als Oberfeldherr in dem nächsten Feldzuge so leicht hätte zu Theil werden müssen. Ueberhaupt wird von Wachler der gewöhnlichen Ansicht entgegen Carl nicht als ein wüthender Tyrann, sondern nur als ein schwacher Jüngling ohne sittliche Kraft, ohne Festigkeit bei der Ausführung seiner Entschlüsse, mehr als ein Gegenstand des Mitleidens wie des Abscheu's dargestellt, der uns am vorletzten Tage vor der Unthat durch die schänd-

Digitized by Google

lichsten Einwirkungen jeder Art von Seiten seiner Mutter, seines Bruders Heinrich, seiner nächsten Hofumgebungen, des Herzogs von Nevers, des Grafen Angoulême und des Marschalls Gondy-Retz, durch Vorspiegelung der gröfsten Gefahr für sein Königliches Ansehen und eigenes Leben von den Hugenotten durch heuchlerische Bitten verstellter mütterlicher Zärtlichkeit, endlich gar durch tückisch berechnete Aufreizung seines Charakters im Augenblicke der aufgeflammten Leidenschaft dahin gestimmt werden konnte, die Zustimmung zur Blutthat zu geben. Die Thatsachen des berüchtigten 24. Augusts sind weniger zweifelhaft, und Wachler konnte sich hier nur das Verdienst um eine concentrirte und lichtvolle Auffassung derselben erwerben.

Zum Schlufse behandelt Wachler die Frage noch genauer, in welcher Zeit eigentlich der Entwurf zur allgemeinen Ermordung der Reformirten entstanden sey. Er entscheidet sich dafür, dafs, wenn auch Mordpläne gegen die Hugenotten in den Köpfen der catholischen Hauptpartheiführer viele Jahre vor der Pariser Bluthochzeit schon verworren geschwebt haben mögen, doch ein bestimmtes Unternehmen nicht vor dem Jahre 1572 entworfen wäre. Er weiset geradezu die Behauptung zurück, dafs der Cardinal von Lothringen bereits auf der Tridentinischen Kirchenversammlung 1563 einen solchen scheufslichen Plan gefafst haben sollte, oder dafs er überhaupt nur mit diesem Unternehmen als ursprünglicher Urheber zu vereinigen wäre. Mehr hat nach Wachlers Meinung schon die Vermuthung für sich, dafs auf dem Congrefs zu Bayonne 1565 zwischem dem Herzog von Alba und der Königin Mutter eine allgemeine Ermordung der Protestanten verabredet worden wäre: allein auch dieser Annahme beizustimmen fühle ich mich durchaus nicht geneigt, da es klar an dem Tage liegt, dafs ohne alle historische Beweismittel diese Vermuthung nur aus der Folgerung der Möglichkeit derselben, bei zwei zur blutdürstigen Rache gleich geneigten Characteren, die in der öffentlichen Meinung selbst bei den Catholiken stark angefeindet waren, hervorgegangen ist. Nicht besser läfst sich beweisen die gleich unbegründete Meinung, dafs ein solcher Plan zu Blois im August 1571 zwischen der Königin Mutter und den Guisen besprochen worden: denn diese rührt nur von dem flüchtigen d'Aubigne her *hist. univers. II.* p. 529, und ist bereits von Thuanus tom. III. widerlegt. Man wird also Wachler'n völlig Recht geben, wenn er nach der eigenen Aussage Heinrichs III. geradezu die grofse Zuneigung des Königs Carl IX. für den Admiral von Coligny als die Hauptveranlassung anführt, welche die Königin Mutter sammt dem Herzog Heinrich und ihrem gemeinschaftlichen Anhang zu raschem Entschlusse dieser Frevelthat schnell ohne viele Vorberathungen getrieben hat. Demnach wäre ein fester, genau berechneter Mordplan nicht vor der zweiten Hälfte des August 1572 gefafst, und damit stimmen auch die beiden glaubhaften Augenzeugen, der Marquis v. Villeroy und der Marschall von Tavannes, in ihren Memoiren völlig überein. Dafs demungeachtet gleich in den ersten Tagen die Pariser Bluthochzeit nicht blofs innerhalb der Mauern der Hauptstadt beschränkt geblieben ist, war bei der gewaltigen Spannung, die zwischen diesen beiden religiös-politischen Factionen Jahre lang statt gefunden hatte, und noch immer mehr gestiegen war, leicht voraus zu sehen, und mufste auf die erste Nachricht von dem glücklichen Erfolge der Catholiken in Paris in schreckliche Erfüllung gehen, zumal da bald darauf zwei eigene Königliche Ordonnanzen vom 28. und 30. August zum Todschlagen der Feinde des Reichs ausdrücklich aufforderten.

Wir schliefsen diese Anzeige mit dem aufrichtig gemeinten Wunsche, dafs der wahrhaft geschätzte Verfasser noch recht lange und recht oft aus dem reichen Schatze seiner historischen Gelehrsamkeit uns ähnliche Gaben, wie diese, spenden möge; und wir erfreuen uns mit ihm an dem Glücke, das er verdienterweise als einer der wenigen vaterländischen Historiker geniefst, durch geistreiche und gediegene Auffassung, so wie durch geschmackvolle Darstellung den Gelehrten gleich dem Laien auf dieselbe Weise zu fesseln zu wissen. Dafs dies aber in keinem gewöhnlichen Grade bei Wachler der Fall ist, beweifst schon das in unserer Literatur immer sehr seltene Ereignifs, dafs eine historische Schrift in einem noch nicht vollen Zeitraume von zwei Jahren die zweite Ausgabe erlebt hat.

F. W. Schubert.

XXXII.

System der christlichen Lehre für academische Vorlesungen von Carl Immanuel Nitzsch, Dr. d. Philos. u. Theol. ord. Prof. der Theo-

Digitized by Google

logie und evangel. Universitätspred. an der Rhein. Fr. Wilh. Universität. Bonn 1829. 8.

Erster Artikel.

Bei einer Schrift, wie diese, welche darauf Anspruch macht, die vollkommenste Form der systematischen Theologie zu seyn, S. 3. §. 3. würde es sehr unangemessen seyn, sich bei einzelnen Aeufserungen derselben und etwanigen einzelnen Ausstellungen daran aufzuhalten. Es scheint vielmehr zweckmäfsig, sogleich in die allgemeine Denkweise derselben, in die Principien des Systems einzugehen, wie sie schon in der Vorrede, und noch bestimmter in der Einleitung dieser Schrift zu Tage gelegt sind. Ein wesentlicher Fortschritt der Wissenschaft in unserer Zeit ist mit Recht das Bewufstseyn und die bestimmte Einsicht, dafs in ihr auf die Form Alles ankomme und diese nur so die wahre sey, dafs sie die dem Inhalt an sich entsprechende und nothwendige ist. Der zufälligen Formen hat er aufserhalb der Wissenschaft mancherlei und unter den zufälligen auch zweckmäfsige, sofern darin Zweck und Mittel sich noch auseinander geworfen und der Inhalt noch nicht die wahrhaft zweckmäfsige Form erreicht hat, welche der Begriff ist. Für ihren Zweck, welchem gemäfs sie nicht Stiftung der Wissenschaft, sondern zunächst des Reiches Gottes auf Erden seyn wollte, hat die christliche Religion solcher strengen Form weder bedurft, noch wäre diese der Fassungskraft Aller ohne Unterschied, für welche das Christenthum sich bestimmte, angemessen gewesen. Doch schon in dieser Form ist die christliche Religion die Möglichkeit der Wissenschaft oder wie man es gewöhnlich auszudrücken pflegt, es ist diese dem Keim nach in ihr enthalten. Keine andere Religion treibt so von jenem Keim aus in die Entwickelung und Blüthe der Wissenschaft, als die christliche und es ist diefs ganz besonders in jene grofse Bestimmung eingehüllt, dafs Gott der Geist sey, mit welcher Bestimmung sie selbst sogar schon an den Begriff herangeht. So wenig oder nichts nun die Theologie, als Wissenschaft, wäre ohne den Inhalt der christlichen Religion, der selbst noch in den mannigfaltigsten, zufälligsten Formen doch schon an sich die ihm wesentliche und absolut adäquate Form enthält, welche die Wissenschaft selbst nur in ihm finden kann und aus ihm herauszubilden hat, so wäre sie doch auch dem Keim oder der Möglichkeit nach nicht in ihm enthalten, wenn es nach dieser abstracten Identität des Christenthums und der Wissenschaft nicht auch zu dem Unterschiede beider und hiemit zur Wirklichkeit der Wissenschaft käme: jenes Keimen und Möglich seyn wäre so nur eine leere Abstraction gewesen. Was aber will dieser Unterschied, der sich selbst aus der Einheit an sich herausentwickelt, anders sagen, als, der Inhalt ist wohl derselbe in der christlichen Religion und in der Wissenschaft von ihr, aber die Form ist eine andere und nicht blos eine unbestimmt andere, zu welcher die Absichtlichkeit und Zweckmäfsigkeit z. B. in Predigten, geistlichen Liedern u. dergl. aber so doch ihm selbst noch nur äufserlich bestimmt, sondern die bestimmte, nämlich die, zu welcher der Inhalt im begreifenden Denken sich selbst bestimmt. Wollte man nun, wie neuerlich geschehen, über diesen von Jedermann sonst anerkannten Unterschied der Religion und Theologie Unkundigen Sand in die Augen streuen, und gegen die speculative Theologie insonderheit Vorurtheile erregen, so könnte man, dafs ihrerseits hiermit der Unterschied zwischen exoterisch und esoterisch angedroht werde, um so mehr sagen, weil solches Sagen einen Schein für sich hätte, nämlich einerseits den wirklichen Unterschied zwischen Glauben und Wissen, zwischen Religion und Theologie andrerseits aber doch auch den Makel machte, als ob in einer Religion, die alle Geheimnisse offenbar gemacht und den Gnadenruf der Erlösung und Seligkeit an alle Menschen ohne Unterschied ergehen lassen, die alte Geheimnifskrämerei, Priesterwirthschaft und Hierarchie wieder eingeführt werden sollte und würde etwa noch dazu die innere Macht der Wahrheit und des Gedankens, die Ueberlegenheit der Wissenschaft unmerklich in eine äufsere verstellt und verkehrt, so könnte man der wissenschaftlichen Theologie auf dem kürzesten Wege den üblen Namen machen, dafs sie ja geradezu in die römische Kirche führe. Doch solchem Sagen und Machen wäre kurz zu erwidern, dafs man damit noch gar nicht dahin gekommen oder schon ganz davon abgekommen sey, die Wissenschaft überhaupt anzuerkennen (welches, wohin es führe, wir alle recht gut wissen), dafs man insonderheit die Wissenschaft in ihrer Einheit und in ihrem Unterschiede von der Religion ganz verkenne und was man etwa noch dafür aus-

Digitized by Google

gebe, diesen Namen ganz und gar nicht verdiene, ja dafs man den Namen selbst nur als ein überliefertes beibehalten und als einen Vorwand gebrauche, um unter demselben ein zwar künstliches, aber nichts desto weniger loses Spiel zu treiben, nämlich nur eigene Meinungen, sonderbare Gedanken und eigenthümliche Ansichten in Curs zu setzen und an dem Object nur das Subject geltend zu machen. Der Unterschied des Geheimen und Offenbaren in der christlichen Religion besteht in der christlichen Kirche nur noch subjectiv d. h. das Wissen des an sich Offenbaren und Allen geoffenbarten ist nur nicht Jedermanns Talent und Beruf. Die Anerkennung der christlichen Religion in ihrer Autarkie ist der speculativen Theologie mit denen gemein, welche ihr noch widerstreben; was diese aber von jener scheidet, ist, dafs sie die Wissenschaft von der christlichen Religion als das, was sie nicht nur dem Schein und Namen, sondern ihrem Begriff nach ist und seyn soll, gar noch nicht anerkennen, ja leider kaum kennen. Hiemit aber verkennen sie denn auch das, was als Aufgabe und Versuch der Wissenschaft von Anbeginn an, seit man πίστις und γνῶσις unterschied, in der christlichen Kirche vorhanden war. Denn was ist die Absicht aller jener Bestrebungen gewesen, von denen die Geschichte so reichlich Kunde giebt, als für den in der christlichen Religion und zwar in ihrer ersten und reinsten Ueberlieferung, der Bibel, gegebenen absoluten Inhalt die absolute, ihm adäquate und nothwendige Form zu finden. Weder zur Stiftung der wahren Religion in der Welt ist das nöthig gewesen, noch auch zur Ueberlieferung derselben: aber das Interesse des Geistes und der Wissenschaft, welche die wahre christliche Kirche in Schutz genommen, ist es zu allen Zeiten gewesen, den gestifteten und überlieferten Inhalt auch auf den Begriff und hiermit auf seine nothwendige Form zurückzuführen. Zu diesem Zweck hat sich das Denken in allen Zeiten von der einen Seite zur anderen herumgeworfen und in der Geschichte seiner Entwickelung die einzelnen wesentlichen Bestimmungen seiner selbst zum Vorschein gebracht; jeder neue Versuch geschieht in der Voraussetzung, dafs die vorhandene Form nicht genüge und kann nur dadurch dafs er auf die einzig wahre und nothwendige ausgeht, Bedeutung gewinnen und Berücksichtigung verdienen.

An diese Versuche schliefst sich denn auch der Herr Verf. mit dieser Schrift an, in der er in bestimmter Weise von der vorhandenen Behandlung und wissenschaftlichen Gestaltung des biblischen Inhalts abweicht. Die Freiheit und das Recht dazu ist in der angegebenen Abzweckung der Wissenschaft gegründet; die negative Berechtigung liegt darin, dafs dem Erkennenden unbenommen bleiben mufs, andere Wege einzuschlagen zum Ziel der Wissenschaft und somit eigenthümlich zu seyn: aber so bleibt die Berechtigung noch zunächst eine so subjective, als negative; die positive und objective Berechtigung ist sie darin, dafs die Ausführung der Wissenschaft zeigt, es sey nicht etwa nur auf eine andere Weise abgesehen, welche andere ja auch eine noch ungenügendere, als die bereits vorhandene seyn könnte, und es liege nicht etwa die Meinung im Hintergrunde, die Methode der Wissenschaft sey willkührlich und in das Belieben gestellt, wodurch die Form der Wissenschaft geradezu für etwas gleichgültiges erklärt und das Geleistete selbst zum Bedeutungslosen herabgesetzt wird, sondern es sey im Vergleich mit allem Vorhandenen wirklich ein Fortschritt der Wissenschaft beabsichtigt gewesen, wodurch man alle bisherigen Versuche, als ungeeignet zu diesem Ziel, hinter sich zurückzulassen denke. Vor dieser, wenn auch nur stillschweigenden Erklärung, ohne welche die Vervielfältigung der Systeme ganz ohne Sinn und jedes neue ganz überflüssig wäre, braucht sich Niemand zu scheuen, der nicht etwa der Meinung ist, es sey das eigenthümliche, als solches, schon das wahre, eine Meinung, welche auf Wahrheit und Wissenschaft gänzlich verzichtet, an die Stellen des Begriffs nur Meinungen bringt und von Grund aus auflösend ist, nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für den Inhalt derselben. Je sichtbarer es dagegen dem Herrn Verf. Ernst ist mit seinem Unternehmen und je mehr Kräfte der Gelehrsamkeit und des Scharfsinns ihm zu Gebote stehen, um so mehr wird es sich der Mühe verlohnen, in wissenschaftlicher Weise nachzusehen, wie ihm das Unternehmen gelungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 59.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1829.

System der christlichen Lehre für academische Vorlesungen von Carl Immanuel Nitzsch. Dr. d. Philos. u. Theol. ord. Prof. der Theologie und evangel. Universitätspred. an der Rhein. Fr. Wilh. Universität.

(Fortsetzung.)

Es kann diefs aber am zweckmäfsigsten so geschehen, dafs wir uns durch seine Schrift selbst die beiden Fragen beantworten lassen: wie das Denken oder Princip und wie die Bewegung darin oder das System in ihr beschaffen sey. Mit der ersteren nur wollen wir uns zunächst in diesem Artikel beschäftigen.

Was also zunächst das Denken in diesem Werk betrifft, so gestehen wir gern dem Hrn. Verf. zu, dafs er es versteht, die Gegenstände der Wissenschaft scharf und bestimmt anzufassen, irgend eine anziehende Seite daran treffend hervorzuheben und sie alle in der frischesten Lebendigkeit einer kräftigen Sprache darzustellen. Diefs Denken ist in Wahrheit ein Philosophiren, wiewohl auf seiner bestimmten Stufe. Der Standpunct dieses Denkens ist 1) der der philosophirenden Reflexion. Diese Reflexion ist die ganz verstandesmäfsige, welcher nur das logische Bewufstseyn von der Gültigkeit der Verstandesformen abgeht, von denen sie vielmehr als unbestrittenen Voraussetzungen Gebrauch macht und welche sie auch wohl in ihrem Werth zu bestimmen, der Philosophie überläfst. Der Hr. Vf. sagt z. B. S. 18: „Alles Denken und Wollen gründet sich, wenn es sich selbst nicht aufgeben soll, auf die Annahme unbedingter Ursache und unbedingten Zweckes, auf ein ἐξ ὁυ und εις ὁν τα παντα." Hier erhebt sich die Reflexion zu der nothwendigen Bestimmung der Causalität und Teleologie, deren Werth auch die speculative Theologie anerkennt, aber diese erhebt sich auch über die Gegensätze von Ursach und Wirkung, von Zweck und Mittel, welche sämmtlich noch dem verstandesmäfsigen Denken angehören. Es gehört dahin ferner auch der ganz richtige Unterschied, den der Hr. Verf. macht zwischen der sogenannten natürlichen oder Vernunftreligion und der Offenbarung S. 37 folg. Allein es kommt doch auch nicht zur Bestimmung der wahren Identität von Vernunft und Offenbarung, sondern innerhalb des Gegensatzes beider bleibt er stehen, wie es alles verstandesmäfsige Denken thut, welches die Wahrheit nicht erreicht. Denn dafs der Gegensatz einer Ausgleichung fähig ist, mufs schon auf dem formaldialectischen Standpuncte einleuchten, indem die eine Seite in die andere hineinscheint und so der Gegensatz nur Unterschied, nicht die Verschiedenheit ist, welche die Gleichgültigkeit beider Seiten gegen einander wäre. Die schlechteste Weise der Aufhebung ist allerdings die Vernichtung der einen Seite, etwa der Offenbarung, selbst bis auf das Wort, welches doch mit seinem Inhalt ein durchaus christliches und biblisches ist, indem die Offenbarung dann nur etwa in der formalen und inhaltsleeren Bestimmung des Neuen und Eigenthümlichen übrig bleibt. Aber andrerseits ist auch das Bedürfnifs der Offenbarung, zu welchem die Vernunft sich selbst bestimmt und welches ja somit selbst ein vernünftiges ist, nicht so zu nehmen, dafs die Vernunft, wie der Herr Verf. sagt, nur in Verneinungen bestehe (so ist sie vielmehr abstracter Verstand und dessen Religion Verstandesreligion) und unter dem Bann des Zweifels und Irrthums stände. Wäre der Offenbarungsglaube ohne diese Möglichkeit des Zweifels und Irrthums, so wäre er nicht mehr Glaube, sondern Wissen, in welchem auch der wirklich gewordene Zweifel vernichtet ist und ebendiefs ist es, was im Glauben selbst stets das Bedürfnifs der Wissenschaft erzeugt. Die Geschichte bezeugt auch nichts weniger, als diefs, dafs das Glauben und Leben in der Offenbarung an und für sich schon ein zweifelsfreies und irrthumsloses wäre. Der Herr Verf. weiset zuletzt der Vernunft nur

Digitized by Google

eine formale und regulative Function zu, oder, wie er es nennt, eine administrative Gewalt und eine Mitwirkung zur Auslegung der heiligen Schrift, S. 76. und bleibt auch hiermit ganz in dem hergebrachten Gegensatz stehen, wie er im Rationalismus und Supernaturalismus fixirt ist, welche darin übereinstimmen, dafs sie beide die Vernunft als eine Behörde betrachten, welche an der Offenbarung ein ihr fremdes Eigenthum hat und administrirt. Er beschränkt sich auch in dem Beweis der Möglichkeit einer Offenbarung ganz in Kantischer Weise nicht nur auf die Beziehung auf die Causalität des Universums und die göttliche Allmacht, sondern auch auf das, was sich ohne Widerspruch denken läfst, wovon denn die Folge auch nur ist, dafs allerdings gewisse Erscheinungen als Entwickelungen einer höheren Natur in der niedern oder als schöpferisch angesehen werden dürfen. S. 57. Das ist aber nicht ein Wissen von der Nothwendigkeit, Wahrheit und Wirklichkeit der Offenbarung, sondern nur eine Ansicht davon und noch dazu von ihrer Möglichkeit und also in aller Beziehung ein abstractes Denken derselben. — Was in Beziehung auf das Verhältnifs von Vernunft und Offenbarung das Wahre ist, kommt bei dem Hrn. Verf. nur als eine Nebenbestimmung oder Hypothesis und unbestimmte Voraussetzung vor, welche ganz ohne Folgen bleibt, da vielmehr ebendarauf das Hauptgewicht zu legen gewesen wäre. Er sagt: „Es verstöfst gegen die exegetischen Principien, wenn man der Vernunft eine andere, als administrative Gewalt und Mitwirkung zur Auslegung der heiligen Schrift zugestehen will, es müfste denn seyn, dafs unter Vernunft schon der christliche Geist selbst oder das durch das Evangelium bereits bestimmte religiöse Bewufstseyn verstanden würde." S. 76. Kann denn ein anderer, als der christliche Geist und das durch den wahren Glauben bereits bestimmte Bewufstseyn die heilige Schrift verstehen und auslegen; vermag dies der Heide, der Türke, eben so gut, als der Christ; kommt überhaupt der Geist erst aus dem Buchstaben und nicht vielmehr dieser aus jenem oder ist die heilige Schrift nichts mehr, als jede andere Historie in fremder Sprache? und wenn es hier weiter heifst: die Schrift lege sich selbst aus, heifst das etwas anderes, als es kann allein geschehen durch den einen und selbigen Geist, von dem die Bibel hergekommen, und der nun wieder zu ihr herankommt; ist er nicht allein ihr authentischer Ausleger und jeder Mensch nur in dem Maafse, als er nicht nur mit den äufsern Mitteln dazu ausgerüstet, sondern auch mit ihm geeiniget ist? Der Satz: die Schrift legt sich selbst aus, ist einer von denen, die ebenso falsch sind, als wahr; wahr ist er nur in der angegebenen Bedeutung, falsch, wenn gemeint wird, irgend etwas anderes, als der Geist, habe die Macht eine Schrift auszulegen, wie denn auch der Satz: die Bibel sey die Quelle der christlichen Religion, ganz identisch ist mit dem andern: die Auslegung der Bibel oder die Hermeneutik sey es und die Exegese uns nicht sowohl mit dem Inhalt der Bibel, als nur mit ihren eigenen Vorstellungen davon bekannt macht. Das philosophische Denken des Hrn. Verf. auf dem Standpuncte der Reflexion ist aber auch seinem näheren Inhalte nach 2) das empirischpsychologische, zu welchem, wie bekannt, das Kantische Philosophiren mit der Zeit durch Jacobi, Friefs u. a. umgebildet und der Meinung nach verbessert worden, wobei jedoch die bestimmte Absicht ist, dafs eben die Psychologie an die Stelle aller Philosophie treten und diese ersetzen soll. Diefs empirisch-psychologische Denken, obwohl noch immer ein Philosophiren, weifs sich selbst doch zugleich als das Ende aller Philosophie und kann sich selbst feindselig gegen dieselbe erheben und erklären, wie neuerlich geschehen, dafs, wenn es wüfste, es fänden sich unter seinen Meinungen, Vorstellungen und Beschreibungen frommer Seelenzustände wirklich noch Ideen, wissenschaftliche, speculative Gedanken, so würde es dieselben ausmerzen: es hat aber durch sich selbst schon dem allen genugsam vorgebaut. Auch der Herr Verf. wie er in seiner Reflexion in dem Gegensatz des Christlichen und des Philosophischen stehen bleibt, indem er jenes und dieses nur als Eigenthümliches und somit als ein subjectives vorstellt, will durch seine Bearbeitung der Einheit christlicher Lehre laut der Vorrede, vorzüglich der Vermischung christlicher Glaubens- und Sittenlehre mit practischer Philosophie entgegenwirken und sich hiedurch gegen die Gefahr der Systematiker sichern, von der eigenthümlichen Christlichkeit abzuirren. In der That könnte folgerecht diefs Ziel nur erreicht werden, wenn das Denken in der Theologie ganz eingestellt würde, wovon doch der geistreiche Herr Verf. entfernt genug ist. Der Ausdruck: Eigenthümlich, ist ein solcher, der nicht der Philosophie, sondern der Psychologie angehört: denn er ist die Be-

Digitized by Google

zeichnung von etwas rein Subjectivem, die Philosophie aber ist das objective Denken, das Denken in der Sache. Sagt man von etwas z. B. vom Christlichen, es sey eigenthümlich und spricht man von eigenthümlicher Christlichkeit, so giebt man wohl zu verstehen, man kenne es, als etwas von allem andern verschiedenes, aber verzichtet zugleich darauf, es zu begreifen; es geht daran das Denken aus und es bleibt nichts, als das Beschreiben übrig; für eine solche Beschreibung von christlich frommen Seelenzuständen und Gefühlen ist die Dogmatik neuerlich erklärt worden. Es kann aber das Denken doch nicht ganz bei Seite gestellt werden; die Gegenstände müssen wenigstens angeschaut, ja sogar zusammengeschaut werden; das Denken ist also hier Anschauung und somit als Philosophiren nur noch auf einer untergeordneten Stufe. Auch der Hr. Verf. trägt kein Bedenken, von der Idee der Offenbarung zu sprechen, obwohl sie bei ihm „aus dem Bewufstseyn unserer unveränderlichen Bestimmung zur wahren Religion und zur Gemeinschaft derselben in Vereinigung mit jener Erfahrung, die wir theils mit der historischen, theils mit der Vernunftreligion machen, sich erzeugt und hervorbilden mufs." S. 41. Die Verwirklichung der Idee ist aber, wie er sagt, der Idee selbst vorhergegangen, woraus erhellet, dafs die Idee nur eine solche ist im Kantischen Sinn, ein von Menschen gemachter Gedanke oder Ideal. Nach der Bibel und Philosophie oder nach der Schrift und Vernunft ist vielmehr Gott selbst der sich als Vater im Sohn offenbare, der Sohn des Vaters unmittelbare Offenbarung, sodann die Welt, als Schöpfung des Vaters durch den Sohn, die mittelbare Offenbarung Gottes, der Geist aber die Einheit beider oder die concrete Offenbarung Gottes. Für das, was der Hr. Verf. den Begriff der Offenbarung nennt, zeigt sich die Nothwendigkeit, ihm aus der Erlösung erst einen Inhalt zu geben und sie aus dem „Zusammenseyn mit dieser zu begreifen, wenn wir die Eigenthümlichkeit des Christenthums durch jenen Begriff ausdrücken wollen." Aber die Bibel umgeht das Speculative in der Idee der Offenbarung nicht so, sie lehret z. B. auch: ehe Abraham war, bin ich, verkläre mich mit der Klarheit, die ich bei dir hatte, ehe der Welt Grund gelegt war, sie nennt den Sohn *μονογενης*, auch *πρωτοτοκος πασης κτισεως* und der Begriff der Offenbarung geht hiermit vor allem auf die Ewigkeit überhaupt, auf das ewige Wesen Gottes, als dessen Natur es ist, nicht nur der verborgene, sondern auch sich und so dann auch der Welt offenbare zu seyn, auf die vorweltliche Natur des Sohnes zurück und hiemit über alle Erscheinung in der Menschheit hinaus: wie das der Hr. Verf. S. 157 und 163. auch anerkennt; doch dergleichen, obwohl rein biblischer Inhalt, ist, wie es neuerlich genannt worden, „idealistisches Zeug." Das erste Begriffsmerkmal (ein so äufserliches wie das Merkmal ist, wäre die Begriffsbestimmung der göttlichen Offenbarung?), welches die Offenbarung in ihrem (so ganz nur äufserlichen, ja zufälligen?) Zusammenseyn mit der Erlösung (so ganz nur von aufsen?) erhält, ist dieses, dafs ihr an Ursprünglichkeit nichts gleich kommt (das Merkmal ist selber so nur ein negatives und ein Vergleich—), als die Schöpfung der religiösen Anlage, oder, dafs sie, ungeachtet ihrer vollkommenen Beziehung auf die bestehende Entwickelung des erstern, einen neuen Anfang in dem religiösen Leben der Menschheit macht, welche sich theils in dem Bewufstseyn derer, die durch sie erleuchtet worden, als ein solcher erweiset, theils in den Bestimmungen, die die Welt und Weltgeschichte durch sie erhält. S. 46. das alles ist aber theils nur äufserliche Bemerkung von Merkmalen, nicht Bestimmung der Sache d. i. des Begriffes selbst, theils selbst nur Anführung von Wirkungen der göttlichen Offenbarung; der Hr. Verf. will, wie man sieht, gleich von vorn herein auf die subjective Seite, um dann zu beschreiben, was durch sie in der Seele und ihrer Welt verändert wird. Ein solcher neuer Anfang der Religion, welcher die Offenbarung seyn soll, ist nicht nur kein Begriff, vielmehr nur eine Vorstellung, sondern auch ein eben so sehr mit der Bibel, als mit der Vernunft streitender Gedanke: denn was einmal göttlich oder, wie der Hr. Verf. S. 56. sagt, übernatürlich angefangen, das kann sich wohl fortsetzen und vollenden, aber es kann nicht von neuem anfangen, ohne den ersten Anfang für den falschen zu erklären, wie denn auch nach der Schrift der Erlösungsrathschlufs Gottes nicht in der Zeit, sondern von Ewigkeit her gefafst und die *αρχη* im Anf. des Evang. Joh. nichts weniger, als ein solcher zeitlicher Anfang ist. Die Kreatur kann wohl eine neue werden in Christo und indem sie durch Glauben in die an sich seyende, ewige Offenbarung, die als das Himmelreich heranrückt, einrücket und darin auflebend ein wahrhaft anderes, neues Leben anfängt. Aber das Anfangen ist nicht

Digitized by Google

eine der Idee göttlicher Offenbarung immanente Bestimmung, sondern ist nur das Anfangen des kreatürlichen Bewufstseyns und Lebens für sie und in ihr. Der Begriff der göttlichen Offenbarung bestimmt sich überhaupt bei dem Hrn. Verf. nicht selbst, so, dafs die Bestimmungen aus dem Begriff selbst hervorgehen, sondern er wird nur bestimmt, somit nur äufserlich gleichsam characterisirt und vorgestellt, so, dafs nur gesagt wird „was der Offenbarung zukommt," „was zu ihr gehört," „wie sie gedacht werden müsse," obgleich das gedacht werden müssen schon auf eine höhere Nothwendigkeit, als die des Denkens allein, nämlich auf das Seyn hinweiset. So soll der Begriff der Offenbarung, nach dem Hrn. Vf., auch das Merkmal der Ausschliefslichkeit und Entgegensetzung haben, welches aber in Wahrheit nur der sich an den Begriff der Offenbarung setzende und vom abstracten Verstande ausgehende Gegensatz und Widerspruch ist, wovon sie selbst, in ihrem Begriff, frei ist: denn Gott ist nicht der diesem oder jenem Menschen oder Volk, etwa dem jüdischen, particularistisch, sondern der universalistisch d. i. der Welt offenbare, so, dafs Alles, was irgend in der Welt von wahrer Religion, sey es im Heidenthum, Judenthum oder Christenthum ist, eben das Göttliche und Geoffenbarte ist, und ohne göttliche Offenbarung überall keine Spur wahrer Religion in der Welt zu finden ist. Was der Hr. Verf. S. 59. sagt: die einzige Religion, die in dem bisher beschriebenen Sinne darauf Anspruch macht und hat, von göttlicher Offenbarung her zu rühren, ist die christliche u. s. f. widerspricht der bestimmtesten Lehre Christi und der Apostel,. ja auch dem, was der Hr. Verf. S. 121. selber sagt. In dem das Heidenthum die Unwahrheit (Negation) des Christenthums ist, steht es in einer grofsen Beziehung auf dieses, so wie auch andrerseits das Christenthum zu begreifen ohne das Heidenthum, eben so wenig angeht, als den Geist zu begreifen und die Natur unbegriffen zu lassen. Nach dem Hrn. Verf. ist aber der neue Anfang, welcher die Offenbarung ist, am Ende auch nichts weiter, als die Eigenthümlichkeit „und im gewissen Betrachte Inhalt von etwas durchaus Neuem. Denn gesetzt (!) auch, dafs das Heil der Welt eine Vernunftidee wäre, so würde sie doch als solche nie zu gleicher Nothwendigkeit mit den ursprünglichen Thatsachen des Bewustseyns sich erheben (!) können." Mit der Offenbarung als einer Thatsache des Bewufstseyns, sind wir also auf einem ganz subjectiven Gebiet; ist aber wohl alles, was sich da eigenthümliches zeigt, Offenbarung und diese nur eine solche formale Vorstellung, dafs Neues, wes Inhalts es auch sey, schon göttliche Offenbarung wäre? Und wie stimmt damit, was S. 5. §. 5. vorkommt: „Was Christenthum sey, kann wissenschaftlich nur verstanden werden, wenn es theils in seiner Gattungsgleichheit mit andern Arten des geistigen Menschenlebens, theils in seiner völligen Verschiedenheit von allem andern gehörig aufgefafst wird. Zu jenem dient der Begriff der Religion, zu diesem der Begriff der Offenbarung." Die Offenbarung welche noch eben als Thatsache des Bewufstseyns so hoch gestellt war, dafs die Vernunftidee derselben selbst sich nicht zu gleicher Nothwendigkeit erheben konnte, ist hier auf einmal etwas von allen anderen Arten des geistigen Menschenlebens völlig verschiedenes. Wäre dem so und dieser Unterschied von Religion und Offenbarung ein wirklich im Christenthum gegründeter, so müfste das geistige Menschenleben gegen Offenbarung und diese gegen jenes völlig gleichgültig seyn: denn was völlig von einander verschieden ist, das ist sich auch völlig gleichgültig. Nach dieser eigenthümlichen Unterscheidung von Religion und Offenbarung wird das Princip von jener dann im Gefühl gefunden. S.15. Man kann diefs zugeben; das Gefühl ist in Wahrheit wie der Keim und Anfangspunct, in welchem Alles eingehüllt ist und von welchem Alles ausgeht, so auch Princip der Religion, wenn unter Princip dieser dürftige Anfang verstanden wird, welcher kaum mehr ist, als die Möglichkeit und höchstens der Sitz und die erste Erscheinungsweise der Religion. Aber diefs unmittelbar alles enthaltende Gefühl ist auch das dürftigste, wenn es sogar als das höchste vorgestellt wird und selbst in der Wissenschaft dabei als dem Köstlichsten, „als einer gewissen Anschauungs- und Gefühlsweise" bleibt und jene nichts als Beschreibung dieser ursprünglichen Gefühle seyn soll, die Dogmatik nur eine psychologische Topographie der Religion.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 60.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1829.

System der christlichen Lehre für academische Vorlesungen von Carl Immanuel Nitzsch, Dr. d. Philos. u. Theol. ord. Prof. der Theologie und evangel. Universitätspred. an der Rhein. Fr. Wilh. Universität.

(Schluſs.)

Mehr sagt man schon, wenn das Bewuſstseyn als dieses Princip gesetzt ist: denn es kann nicht seyn ohne ein Wissen, sey dieses selbst auch zunächst nur ein Fühlen und höher ein Glauben; es ist nur da, wo der Geist seyn kann und so ist auch in der Religion oder Frömmigkeit, als diesem Bewuſstseyn Gottes, eine Beziehung auf Gott, als Geist ausgedrückt und ebendamit ein Inhalt für das unmittelbare Bewuſstseyn. Wie hingegen der Hr. Verf. sogar von einem ursprünglichen Gottesgefühl reden kann, muſs billig Wunder nehmen. Wenn Gott gefühlt werden könnte, wie sollte das geschehen anders, als einzig und allein in der Idee von ihm, somit im Denken; jene vom Denken unzertrennliche und so erst auch im Gefühl wirksame Idee Gottes ist das wahrhaft Unmittelbare und Ursprüngliche der Religion, nicht das Fühlen. Beruht das Fühlen nicht wenigstens an sich auf einem Denken, so ist das Fühlen ein thierisches und vermag nicht zu seyn ein frommes: denn das thierische Fühlen ist ohne Bewuſstseyn, als worin zugleich nothwendig ein Denken ist. Ist also das Gefühl, wie auch wir behaupten, Anfang, Sitz, Erscheinung der Religion im Menschen, so ist doch das Gefühl selber Religion einzig und allein durch die unmittelbare Wirksamkeit der Idee Gottes, deren Macht es ist, welche gefühlt wird. Diese letztere Behauptung ist zwar neuerlich zur Vertheidigung einer Frömmigkeit, welche an sich weder ein Wissen ist, noch ein Thun, sondern nur eine Bestimmtheit des Gefühls, so vorgestellt oder entstellt worden, als wäre damit ein Aufgefaſst haben-müssen oder Wissen von der jedesmaligen Art von Bestimmung unseres Seyns gemeint: dieses gehört aber schon der Reflexion an und ist nur das secundäre, mittelbare und vermittelnde gegen jene unmittelbare Macht und Wirksamkeit der Idee; solche Vorstellung der Sache ist nur das Hinüberspielen derselben in einen ihr fremden Gesichtspunct, so, daſs dann die absurdesten Folgerungen daraus abgeleitet werden können z. B. so wäre ja wohl die Religion eine Tochter der Theologie oder es hange ja wohl die Frömmigkeit von der Wissenschaft ab, und die Wissenden könnten sich der Frömmigkeit wohl entschlagen u. dergl. Was hingegen behauptet wird, ist allein, daſs das Denken oder Wissen als das mit der Idee Gottes unmittelbar identische selber der Ausgangspunct des Gefühls ist, sofern es ein frommes ist, daſs das Gefühlte unmittelbar oder an sich auf ein Gedachtes sich bezieht und also die unmittelbar im Gefühl oder Gemüth (denn das Gefühl hat der Mensch noch mit dem Thier gemein, mit dem Gemüth, welches nicht ist ohne Bewuſstseyn und Denken, ist er erst wahrhaft über das Thier hinaus) thätige Gottesidee, kraft deren Gott selbst in allen Menschen ist und wirkt und also Gott selbst, als der Geist, das wahre Princip der Religion sey, womit aber keinesweges schon zugleich ein selbstthätiges Auffassen dieser Idee, welches nur ein reflectirtes ist, gesetzt ist, also auch nicht die Priorität der Reflexion behauptet oder diese als Quelle der Religion und das Denken in der Frömmigkeit nicht als einerlei genommen wird mit dem eingesehenen Zusammenhang der Ideen. Unser Hr. Verf. ist nun auch der Meinung (denn mehr als eine Meinung, die nicht bewiesen und nur durch allerlei Sprünge und Künste vertheidigt werden kann, ist sie nicht), daſs das Gefühl als solches Princip der Religion sey, wiewohl man nicht einsieht, wie das Fühlen an sich, wenn es nicht an der Idee Gottes seinen Inhalt und Ausgangspunct hat, dazu kommen soll, Religion zu seyn. Dagegen erhebt er sich doch andrerseits auch über jene Meinungsvertheidiger, indem er es als ein solches bestimmt, welches nothwendigerweise religiöse Grunderkenntnisse und fromme Gewissenstriebe erzeugt. S. 15. Uebrigens bestimmt er denn auch die Religion als Abhängigkeit von einem höchsten Wesen (das *être suprême* der Franzosen), welche Bestimmung nicht dem Begriff, sondern der Vorstellung angehört, wie sie schon im Rakauischen Katechismus sich findet; dergleichen Vorstellungen von der Religion kann man unzählige aufstellen mit ganz gleichem Recht und nichts ist überflüssiger, als Vorstellungen gar durch Vorstellungen zu widerlegen. Dem flachen Socinianismus konnte solches Vorstellen genügen, die Religion sey die Abhängigkeit von dem *supremus dominus* und dieser sey der, *qui super omnia ex se ipso habet imperium*; darin ist noch nichts von eigenthümlicher Christlichkeit zu spüren, sondern darin ist der Socinianismus im Judaismus geblieben, wo das höchste Wesen die höchste Bestimmung hat, der Herr zu seyn

Digitized by Google

und der von ihm abhängige Mensch der Knecht. Durch den Sohn Gottes sollen vielmehr alle Menschen zur Freiheit der Kinder Gottes gelangen. Ist es also auch nur darauf abgesehen, mit jener Vorstellung eine solche Definition zu finden, unter welche alle Formen der Religion zu subsumiren wären, so ist sie schon zu diesem Zwek unzureichend. Das Verhältnifs der Abhängigkeit setzet nothwendig zwei Seiten und jede als für sich bestehend oder selbständig voraus. Die christliche Religion aber zeigt gerade in der Person Jesu Christi, dafs dieser Unterschied kein Unterschied und die göttliche und menschliche Natur eins sey. Die allgemeinste Definition der Religion ist vielmehr, dafs sie sey das Sichselbstwissen Gottes im Menschen, aber dieses auf unterschiedlichen Stufen als Fühlen, Ahnden, Glauben und höher hinauf als das Wissen an und für sich oder als solches, welches auf allen Stufen die Bestimmung hat, Frömmigkeit und Liebe zu seyn. Der Hr. Verf. erreicht endlich in seiner reflectirenden und empirisch-psychologisirenden Weise 3) den historischen Grund und Boden. Auf ihm, als dem Schauplatz des Concreten und Wirklichen behauptet sich das philosophische Denken nicht minder und das theologische ist eben darin erst das vollständig christliche, dafs es das Christenthum als diese geschichtliche Erscheinung in der Bibel und Kirche begreift, wie der Geist überhaupt nur in dieser seiner That und Erscheinung, welche die Geschichte ist, sich selbst vollständig zu begreifen vermag. Nur dafs sie als diese seine That keinen andern Inhalt hat, als die Idee, welche das wahrhaft wirkliche ist, so wie dagegen alles, was nur Erscheinung ist, das nur scheinbar wirkliche, das Unwesentliche und Unwirkliche ist. Die in ihren Historien sich abschliefsende historische Theologie hingegen verfährt darin, wie ganz unphilosophisch, so auch ganz unkritisch, dafs sie Idee und Erscheinung nicht unterscheidet, sondern Alles in eine Masse wirft und das erscheinende schon als solches für das wirkliche nimmt. Ueber diesen historischen Standpunct kommt sie auch als die biblische nicht hinaus oder indem sie an der Bibel das Princip des christlichen Glaubens und Wissens hat auch in der Wissenschaft. Es ist doch aber nicht jedes einzelne Wort in der Bibel, aufser Sinn und Zusammenhang, gleich Wort Gottes. Die Erkenntnifs von diesem macht also noch weitere Bestimmungen nöthig, ehe sich so unbestimmt auf die Bibel, als das Wort Gottes, berufen werden kann. Werden hingegen diese weiteren Bestimmungen umgangen, so kann es wohl zu Beschreibungen des biblischen Inhalts kommen, aber nicht zur Erkenntnifs dessen, was daran die ewige Wahrheit sey, in welcher Erkenntnifs doch eben erst die Wissenschaft anhebt; es tritt das dogmatische, metaphysische, speculative oder, wie man es sonst nennen will, zurück hinter das historische und die Wissenschaft wird zur Relation des in der Bibel gegebenen, höchstens mit abstracten Reflexionen und psychologischen Erörterungen. Der Beweis für die Wahrheit des Christenthums ist nicht der Begriff, sondern die Anführung von Stellen der Bibel nach irgend einer Auslegung, durch welche dann ein dem Dogma gleichsam nur zufällig, nicht nothwendig günstiger Sinn herauskommt. „Der Beweis dafür, sagt unser Verf. S. 61., dafs die Grundwahrheit, von welcher alle Lehren ihre christliche Eigenthümlichkeit erhalten, göttliche Wahrheit sey, ist in zwiefacher Hinsicht entweder gar nicht vorhanden oder nur Einer. Erstens insofern, als sich jede apologetische Beweisführung auf jenen lebendigen und unmittelbaren Syllogismus des Herzens stützen mufs, welcher Joh. 7, 17. Röm. 1, 16. 1 Cor. 2, 4. 5. 10. 2 Cor. 4, 6. 13. angedeutet ist und in dieser Hinsicht ist von den gläubigsten Christen die Unerweisbarkeit ihrer Religion nicht klagend eingestanden, sondern freudig behauptet worden, auf ähnliche Weise, wie sich jener religöse Philosoph unserer Zeit seines Nichtwissens freute und rühmte." Der gläubige Christ allerdings, der es nicht, wie der Theolog, mit dem Beweisen, wie es das Begreifen ist, zu thun hat, sondern dem es nur um das Beweisen christlicher Gesinnung im Leben und Handeln zu thun ist, kann wohl in solcher Berufung auf das Herz Beruhigung finden, aber der Theolog oder Philosoph kann er im Berufen auf das Herz und Nichtwissen und gar im Stolz darauf unmöglich seyn. Die christliche Religion, als die des Geistes und der Wahrheit, überläfst es allen andern Religionen, sich nicht als Wahrheit im Wissen beweisen zu können, macht aber selbst im höchsten Sinne Anspruch darauf, als die ewige, göttliche Wahrheit gewufst werden zu können (euch, sagt Christus zu seinen Jüngern, ist es gegeben, zu wissen (εἰδέναι) das Geheimnifs vom Reiche Gottes, den andern aber in Gleichnissen d. i. in Vorstellungen und Bildern). Wenn nun die Wissenschaft gar die Unerweisbarkeit dieser Religion behauptet, so stellt sie die Religion des Geistes auf eine Linie mit der Religion der Natur und Kunst, die ohne theologische Lehre und Wissenschaft ist; ihr selbst aber bleibt dann nichts übrig, als höchstens Notiz zu geben von dem Inhalt der Bibel und mit ihrer Hermeneutik daraus zu machen was sie will. Ist jenes Berufen auf das Herz der Beweis des Geistes und der Kraft, wofür der Hr. Verf. es nachher ausgiebt, so ist er nicht das Berufen auf unaussprechliche Gefühle des Herzens, in denen Wahrheit und Unwahrheit, Gutes und Schlechtes noch durch einanderschwimmt und aus welchem Schrein seines Herzens mancher schon gar Arges hervorgehohlt hat, sondern bestimmtes, sich vermittelndes Wissen dessen, was das Herz unmittelbar in sich schliefst. Solchem Berufen auf das Herz und Nichtwissen fügt sodann der Hr. Verf. „die empirischen Nachweisungen hinzu, die nur in ihrem Zusammenwirken etwas beweisen." S. 62. In dem dritten Abschnitt endlich, dessen Inhalt der Hr. Verf. die Erkenntnifsgesetze der christlichen Lehre benannt hat, durfte man, zumal nach solcher Ueberschrift, das eigentliche Princip der Wissenschaft erörtert und gerechtfertigt erwarten. Unter Erkenntnifsgesetzen der christlichen Lehre versteht der Hr. Verf. aber einerseits die Quellen derselben, welche die Bibel ist und andrerseits die Auslegung derselben. Hiemit befestiget er die theologische Wissenschaft in dem Princip des Autori-

Digitized by Google

tats- und Traditions-Glaubens. Die Nothwendigkeit desselben steht aber vielmehr daraus allein zu beweisen, dafs die christliche Religion an sich mehr ist als Glauben an Autorität und Tradition und dafs die vernünftige Nothwendigkeit dieses Glaubens in der Wissenschaft zur Erkenntnifs gekommen und begriffen ist. Die vernünftige Nothwendigkeit dieses Glaubens wird aber wohl anders nicht zu erkennen seyn, als dafs der Inhalt solches Glaubens als Wahrheit gewufst und diese Wahrheit nicht blofs eine in psychologischen und historischen Reflexionen dargestellte, sondern die in und aus sich selbst begriffene ist. Bleibt die Wissenschaft hinter dieser Aufgabe zurück, so hat sie einerseits an dem, wenn gleich sich auf das Herz berufenden Nichtwissen, dessen sich gar zu rühmen wäre, und andererseits an dem, wenn gleich sich auf die Bibel berufenden Autoritätsglauben, zwei Elemente, in denen sie, als Wissenschaft wenigstens der protestantischen Kirche, nicht frei genug athmen und sich nicht wahrhaft volbringen kann. Wird es hingegen früher oder später einmal zur Entscheidung kommen über das wahrhaft protestantische Princip, so wird sie auf die Spitze der Frage gelegt seyn: ob etwas darum wahr und vernünftig ist, weil es in der Bibel steht oder ob es nicht vielmehr darum in der Bibel steht, weil es wahr und vernünftig ist. Die letztere Bestimmung ist der Wendepunct der neueren Theologie und diese der Fortschritt zur Wissenschaft und diese die Wahrheit des Protestantismus.

Dr. Marheineke.

XXXIII.

Seberianasi gam Severianasi Scharrk: Severiani sive Seberiani, Gabalorum episcopi Emesensis, Homiliae nunc primum editae, ex antiqua versione armena in latinum sermonem translatae, per P. Jo. Baptistam Aucher. Venetiis 1827. 8.

Würde Armenien seit dem Untergange der Arsacidenherrschaft nicht so oft den Gräueln des Bürgerkrieges und der Schmach fremder Herrschaft ausgesetzt gewesen seyn, so würde sich in diesem wissenschaftlichen Lande eine Nationalliteratur ausgebildet haben, die mit derjenigen jedweden Volkes des neueren Europas hätte wetteifern können. Die grofsen Männer, die im Laufe des fünften und sechsten Jahrhunderts, die Nation zum Christenthume und zur Civilisation emporgerufen hatten, wufsten ihr zugleich eine heutigen Tags noch fortwährende Liebe zu den Wissenschaften und der Literatur einzuflöfsen; wohin immer Armenier vom Schicksale verschlagen werden, nach der Einrichtung des Gottesdienstes wird eine Druckerei aufgeschlagen; in den verschiedensten Weltgegenden wurden deshalb Werke in armenischer Sprache gedruckt; zu Cairo in Aegypten, zu Bombay, Calcutta, Madras, Djulfa, Tauris und Etschmiadsin in Asien, zu Constantinopel, Petersburg, Venedig, Amsterdam, Marseille und an verschiedenen Orten Polens und der Bukowina in Europa. Wer hätte wohl denken können, dafs in der dunkelsten Periode des menschlichen Geschlechts, im zehenten und elften Jahrhundert unserer Zeitrechnung, sich in Asien eine christliche Bevölkerung gefunden hat, deren wissenschaftliche Leistungen denen der Araber würdig zur Seite stehen? In welchem Theile der christlichen Welt finden sich aus diesen Zeiten Geschichtschreiber wie Johannes Kathelikos, Thomas Ardsruny, Asolnik und Aristakes Lastiwerdsy? Wo finden sich Gelehrte wie Chosrow, Gregorius Naregh und vor allen der Fürst Gregorius Magistros? Wir können uns nicht enthalten aus den leider noch ungedruckten Briefen dieses grofsen Mannes eine Stelle anzuführen, zur Bekräftigung unseres dem Unkundigen vielleicht übertrieben dünkenden Lobes. „Wir sind unermüdet," schreibt der Fürst Magistros, „in der Uebersetzung aller Werke, die wir noch nicht in der haikanischen Sprache haben, wie die zwei Dialogen Platons, das Weltsystem des Timäus und den Phädon, welche viele Ansichten dieses Weisen früherer Zeiten enthalten; ebenso machen wir es mit vielen andern Schriften der Weltweisen; jeder dieser Bände ist gröfser als das jährliche Hymnenbuch. Auch haben wir den Olympiader, von den Uebersetzern in haikanischer Sprache übertragen, erhalten, — es ist derselbe den David *) anführt; sehr liebliche, wundervolle Gedichte ausgezeichnet trefflichen Inhalts habe ich erhalten, den Kallimachos und Andronikos in haikanischer Sprache. Die Geometrie des Euklides habe ich aber selbst angefangen zu übersetzen. Wenn mich der Herr noch einige Zeit unter den Lebenden erhalten will, so werde ich mit allen Kräften, die ich besitze unermüdlich fortfahren in der Uebersetzung der vielen vorhandenen Werke der Griechen und Assyrier (Syrer)."

Nicht minder herrscht noch jetzt grofse Thätigkeit im Uebersetzen und in der Herausgabe der alten Uebersetzungen und Klassiker auf St. Lazaro bei Venedig; nur könnte man wünschen die fleifsigen Mechitaristen möchten in der Richtung ihrer Thätigkeit manchmal besser berathen seyn; sie übersetzen Werke, die des Uebersetzens nicht werth sind und geben alte Uebersetzungen heraus, die man füglich hätte entbehren können. Von welchem Standpuncte aus möchten wohl die vorliegenden Homilien des Severianus irgend einen Werth haben? Würde es nicht für den Ruhm der armenischen Nation und für die ganze gelehrte Welt besser gewesen seyn, wenn man an die Stelle des unerquicklichen Severianus einige der noch ungedruckten grofsen Historiker, Thomas Ardsruny, Wartan, Matthäus von Edessa u. dergl. herausgegeben hätte? Die dürren Homilien des dogmatisirenden Kirchenlehrers können höchstens für den Kenner des Armenischen ei-

*) Dies ist der Philosoph David, über welchen man mein *Mémoire sur la vie et les ouvrages de David et principalement sur ses traductions de quelques écrits d'Aristote*, Paris 1829, vergleichen kann.

Digitized by Google

nigen Werth haben; — die Uebersetzung stammt nämlich aus der kräftigen Zeit des Erwachens der armenischen Nation im fünften Jahrhundert. Es sind im Ganzen XV. Homilien, wovon X. aus einem Codex entnommen sind, der eine Abschrift ist von einem andern, geschrieben zu Sis in Cilicien im Jahre 929 uns. Z.; die andern V. sind aus der grofsen Predigtsammlung (Dscharendir). Keine dieser Homilien soll sich in griechischer Sprache erhalten haben.

Severianus war bekanntlich Bischof zu Gabal und Zeitgenosse des heiligen Chrysostomus (siehe *Fabricii Biblioth. gr. X.* 507. neue Ausg.); er soll mit diesem grofsen Manne gewetteifert und sich nicht ganz rühmlich gegen ihn betragen haben. So weit man dieses aus der armenischen Uebersetzung beurtheilen kann, so scheint ein ernstlicher Wetteifer zwischen zwei so ganz verschieden begabten Männern gar nicht möglich gewesen zu seyn; höchstens mochte sich Severianus durch seinen Eifer gegen die Ketzer bei dem Volke einigen Beifall erworben haben. Seine Ausfälle sind vorzüglich gegen die Manichäer, Catharer und Phantasten gerichtet. Ein einziges Beispiel von seiner Art zu argumentiren möge hinreichen. „Als der Herr," heifst es in der neunten Homilie (S. 340.) „der Kreutzigung sich näherte, wufste er, zur Erfüllung aller Bedürfnisse, im Voraus, — er der Herrliche, der einzig mächtige, der König der Könige und der Herr der Herrn, dafs viele Ketzer gegen die Wahrheit sich erheben, dafs sie das Göttliche von den Leiden absondern und diese für etwas ihm Fremdes lügenhaft erklären würden, vorzüglich die nach ihrer Irrlehre benannten, ich meine die Schüler der Manichäer *), die es wagen zu behaupten, dafs die Leiden Christi blofs Schein und Augentrug waren! Als wenn Christus keinen Körper angenommen hätte, als wenn das Kreutz Schein, der Körper ein Schattenbild und eine blofse Figur gewesen wäre, und so alle Vorfälle Schein, Lug und Trug und Täuschung gewesen wären! Wegen der Irrlehre dieser Ketzer, ich meine die Schüler der Manichäer, damit er ihnen zuvorkomme, und den Ketzern den Mund verstopfe ..... sagte er: „Meine Seele ist betrübt," und wiederum: „Meine Seele ist trauerig bis auf den Tod" und nochmals: „Vater, wenn es möglich ist, lafs diesen Kelch vor mir vorübergehen."

Aucher hat wenige Anmerkungen hinzugefügt, sie beziehen sich gröfstentheils blofs auf die Kritik des Textes. C. Fr. Neumann.

*) Aucher will hier ein Wortspiel finden zwischen *Manes* und *Mania* und übersetzt deshalb: *Maxime cognomen furoris praeferentes Manichaeorum auditores dico*, — doch berechtigt nichts im armenischen Texte zu einer solchen Uebersetzung, *Moloruthiun* heifst ganz einfach Irrlehre.

Vierter Bericht.

Die Societät hat folgende Werke anzuzeigen beschlossen:

I. In der philosophischen Klasse (Philosophie, Theologie, Jurisprudenz).

Aristotelis, Ethicorum libr. X. ed. Cardwell. — Michelet.
Richter, das philosophische Strafrecht. — Gans.
Blasche, Philosophie der Offenbarung. — Marheineke.
Dunker, Standpuncte für die Philosophie und Kritik der Ordnung und Gesetzgebung. — Gans.
Heffter, Beiträge zum deutschen Staats- und Fürstenrecht. — Müller.
Weber, Handbuch der psychischen Anthropologie, mit vorzüglicher Rücksicht auf das Praktische und die Strafrechtspflege, zugleich mit
Jarcke, Lehre von der Aufhebung der Zurechnung durch unfreie Gemüthszustände. — Abegg.

II. In der naturwissenschaftlichen Klasse (Naturwissenschaften, Medicin, Mathematik).

Meckel, System der vergleichenden Anatomie. 4. Bd. — Carus.
Wilbrand, Handbuch der Naturgeschichte des Thierreichs. — Schultz.
Desrouel, Traité sur la coqueluche. — Mathaei.

III. In der historisch-philologischen Klasse.

Maurus Magold, Lehrbuch der Chronologie. — Ideler.
Michelsen, Nordfriesland im Mittelalter. — Falk.
Legis, Fundgruben des alten Nordens. — Mohneke.
Amadée Thierry, histoire des Gaules. — Zumpt.
Sietze, Grundbegriff der preufsischen Staats- und Rechtsgeschichte. — Gans.
Graff Diutiska. Denkmäler der deutschen Sprache und Literatur. 2. Bd. — Rosenkranz.
W. Grimm, zur ältesten Geschichte der deutschen Poesie. — Rosenkranz.
Horn, Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart. 4. Bd. — Koberstein.
C. Ferd. Becker, deutsche Sprachlehre. 2. Bd. — Heyse.
Wiesemann, horae syriacae. — Ewald.
Ettseâlebi, der vertraute Gefährte des Einsamen u. s. w. übersetzt u. s. w. durch G. Flügel. — Ewald.
Ramayana, ed. A. W. v. Schlegel. — Rückert.
Mahe-Bharati diluvium cum tribus aliis praestantissimus episodiis. Prim. ed. Fr. Bopp. Fasc. I. — } — Rückert.
Dasselbe in deutscher Uebersetzung von demselben. } — Rückert.
Tegnér Gedichte } Mohneke.
Desselben Reden } Mohneke.
Hippels Werke. — Schefer.
Jean Paul, Briefwechsel mit seinem Freund Otto — Varnhagen v. Ense.
v. Schenk, Schauspiele. — Robert.
Börne, gesammelte Schriften. } Neumann.
Paul Louis Courier opuscules } Neumann.

Digitized by Google

Inhalt des September-Heftes.

Seite

Benary: Makrizii historia Coptor. Christ. in Aegypto, edit. ab H. J. Wetzer. (Schluſs). . . 321

W. Neumann: Villemain, Mélanges historiques et litteraires. 3 Vol. . . . . 341. u. 361

C. F. Neumann: Hadendir Arragk Wartanai Wartabiedi: Choix de Fables de Vartan etc. . . 358

Rötscher: Aristoteles Physik. Uebersersetz u. s. w. von Weiſse. . . . . 381, 393 u. 409

Schultz: Jahn, Ahnungen einer allgemeinen Naturgeschichte der Krankkeiten. 388

C. F. Neumann: Wochp Edesay, Elegie sur la prise d'Edesse par Nersès Klaietsi. . . 403

Pohl: Gehler's physikalisches Wörterbuch. 3ter Bd. (Zweiter Artikel.) . . . . . 416 u. 441

Pelt: Krabbe, über den Ursprung und den Inhalt d. apostol. Constitutionen des Clemens Romanus. 436

Schubert: Wachler, die Pariser Bluthochzeit. . 452

Marheineke: Nitsch, System der christlichen Lehre. (Erster Art.) 460

C. F. Neumann: Severiani Homiliae. ed. Aucher. 477

Literarische Anzeigen.

So eben ist erschienen:

Alcuins Leben, ein Beitrag zur Staats- Kirchen- und Culturgeschichte der karolingischen Zeit, von Dr. Fr. Lorentz. gr. 8. Halle bei Kümmel, auf Druck-Papier 1 Rthl. 10 Sgr. auf Schreib-Papier 1 Rthl. 20 Sgr.

Alcuin hat durch seine Stellung im fränkischen Reiche und durch sein Verhältniß zu Karl dem Großen einen so großen Einfluß auf die Richtung ausgeübt, welche die religiöse und literarische Bildung der abendländischen Christenheit nahm, und als Rathgeber des Königs auf die Gestaltung politischer und kirchlicher Angelegenheiten so vielfach eingewirkt, daß eine Geschichte seines Lebens und seiner Wirsamkeit, als eine Culturgeschichte der Zeit Karls des Großen zu betrachten ist, und über die Entwickelung der Kirche und des Staats nicht wenig Licht verbreitet. Seine Biographie ist die Darstellung der im Achten Jahrhundert gewiß merkwürdigen Bestrebung eines großen Fürsten, die Macht des Staats auf Intelligenz zu gründen, und die religiöse und wissenschaftliche Bildung mit den Staatsprincipien in Uebereinstimmung zu bringen.

Die wissenschaftliche Reise, welche die beiden preussischen Naturforscher Dr. Hemprich und Professor Ehrenberg in den Jahren 1820 — 1826 in den Nordafrikanischen und Westasiatischeu Ländern auf Kosten des Staates machten, ist in jeder Beziehung so ergiebig gewesen, dafs die mitgebrachten naturhistorischen Schätze, als die Materialien der, in der frühern Anzeige vorläufig angekündigten Zweiten Abtheilung ihrer naturgeschichtlichen Reisen, auf Befehl Sr. Majestät des Königs, öffentlich bekannt gemacht werden sollten. Unter der Leitung des, allein von jener gefahrvollen Reise heimgekehrten Dr. Ehrenbergs, wurde zu dem Ende in Berlin eine Anzahl geübter Künstler in einem eigenen Lokal, wo die abzubildenden Sachen aufgestellt waren, mit der Darstellung der mannigfachen Naturkörper beschäftigt, und es ist nicht allein dafür gesorgt, dafs der einem jeden Gegenstande eigenthümliche Charakter, durch einige in gewissen Darstellungen vorzüglich geübte Lithographen und Kupferstecher mit der grötsten Sorgfalt ausgedrückt wurde, sondern es ist auch auf das Colorit der, auf ein halb grofs Royal-Schweizer-Velin-Papier abgezogenen und sauber satinirten Tafeln der gröfste Ffeifs verwendet worden.

Da sich bei einem, so viele Gegenstände umfassenden Werke nicht eine zwangvolle Reihenfolge in der Bearbeitung streng beobachten läfst, so konnten jetzt, obgleich über 100 Abbildungen fertig waren, doch erst einige zusammengehörige Dekaden vereinigt werden. Für diese war der Text schon vorbereitet, als Herr Professor Ehrenberg die ehrenvolle Einladung Sr. Exzellenz des wirklichen Geheimen Rathes, Herrn Freiherrn A. von Humboldt erhielt, eine Reise nach dem Ural und Sibirien zu unternehmen. Um nun nicht durch die Verzögerung des Textdrucks für alle fertige Dekaden dem Publikum das Werk länger vorzuenthalten, wurde beschlossen, die mit fast vollendetem, schon gedruckten Texte versehenen ersten Dekaden der Säugethiere und Vögel vor der Hand, gleichsam als Probehefte erscheinen, und dann gelegentlich die andern nachfolgen zu lassen, namentlich zunächst eine Dekade der Insekten, dann eine der Fische, Pflanzen, niedern Thiere so wie der Zootomie. Da hier nur ganz neue oder wenig gekannte Gegenstände abgebildet werden, so

Digitized by Google

kann derjenige, dem nicht so sehr an dem Besitz des ganzen Werkes liegt, sich gewisse nur für sein Studium brauchbare Dekaden auswählen und unabhängig von den andern anschaffen. Jede Dekade, welche in einer besondern Mappe verwahrt, vor allen Beschädigungen, selbst auf der weitesten Reise, gesichert wird, kostet

Zwei Friedrichsd'or,

ein sehr mäfsiger Preis, der mit dem grofsen Kosten-Aufwande der Ausführung der Abbildungen nicht im Verhältnifs steht.

Dieselben sind auch durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen, an welche obengenanute beide Dekaden bereits versandt sind.

Berlin, im August 1829.

E. S. Mittler.

BEY

BLACK, YOUNG, AND YOUNG, IN LONDON,

Ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

THE FOREIGN REVIEW,

AND CONTINENTAL MISCELLANY.

No. VII. gr. 8. 2 Rthlr.

INHALT.

ART. I. The Eloquence of the French Bar.
II. History of Lithography.
III. Damiron, Philosophy in France.
IV. Jovellanos, Life and Writings.
V. Novalis Schriften herausgegeben von L. Tieck, und F. Schlegel.
VI. Romances of Sir Tristram.
VII. Vitalis, Swedish Poetry.
VIII. Niebuhr's Historical and Philological Tracts.
IX. Guipuscoan Ballads.
X. Pecchio, Political Economists of Italy.

Kurze Anzeigen über neulich erschienene Werke.

XI. — CLASSISCHE LITTERATUR. — 1. Leontii Carminis Hermesianactei Fragmentum. — 2. Aristoteles de Anima, de Sensu, de Memoria, etc. Aristotelis Meteorologica, ex recensione Bekkeri. 3. Diluvium cum tribus aliis Mahábhárati praestantissimis Episodiis.

XII. — DAENISCHE LITERATUR. — 1. Hrolf Krake, et Heltedigt af Oehlenschläger. — 2. Eric Menods Barndom — Historisk Roman af B. S. Ingemann.

XIII. — FRANZOESISCHE LITERATUR. — 1. Histoire de Russie et de Pierre le Grand. — 2. Soirées de Walter Scott à Paris. — 3. Le Fils de l'Homme, poéme. — 4. Mémoires d'une Femme de Qualité sur Louis XVIII. — 5. La Mort de Henri III. 'Scéne Historique,' faisant suite aux 'Baricades' et aux 'Stats de Blois.

XIV. — DEUTSCHE LITTERATUR. — 1. Die Serbische Revolution, von Leopold Ranke. — 2. Unsere Vorzeit, von Theodor von Haupt. — 3. Ueber das protestantische Princip. in der christlichen Kirche, etc. — 4. Staatswirthschaftliche Anzeigen, mit vorzüglichen Bezug auf den Preussischen Staat. Herausgegeben von Dr. Leopold Krug. — 5. Ist es dem Interesse anderer deutschen Staaten angemessen, etc. Bemerkungen über den deutschen Zollverein und über die Wirkung hoher Zölle in nationalöconomischer Hinsicht. Ueber Preussens Grenzzölle. — 6. Gedichte des Königs Ludwig von Bayern. — 7. Anna Bullen Königin von England.

XV. — ITALIENISCHE LITERATUR. — 1. Memorie di Lorenzo da Ponte di Ceneda. — 2. Famiglie celebre Italiane: dal Cavaliere Litta.

XVI. — RUSSISCHE LITTERATUR. — Divi Peri, Povaest v' Stikhakh, a. Podolinkago.

XVII. — SPANISCHE LITERATUR. — Tratado de Terapeutica redactado segun los principes de la nueva doctrina Medica.

XVIII. — Literarische Nachrichten.

XIX. — Auswahl der besten neu erschienen Werke.

Das 8te Heft erscheint im October.

Gedruckt bei *J. F. Starcke.*

Digitized by Google

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

October 1829.

Stuttgart und Tübingen

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1829.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Albrecht, in Königsberg in Pr.
v. Baer, in Königsberg in Pr.
*Bartels.
Baum.
v. Berger, in Kiel.
Bernhardy, in Halle.
Bessel, in Könisberg in Pr.
Blume, in Halle.
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
*Bopp.
Carové, in Frankfurt a. M.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
v. Cotta, in Stuttgart.
Daub, in Heidelberg.
*Dieffenbach.
Diez, in Bonn.
Dirichlet, in Breslau.
*Dirksen.
Dove, in Königsberg in Pr.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellend, in Königsberg in Pr.
Ewald, in Göttingen.
Falk, in Kiel.
Fr. Förster.
Frankenheim, in Breslau.
Gabler, in Baireuth.
*Gans.
Gans, in Celle.
Gerhard, in Rom.
Gesenius, in Halle.
v. Goethe, in Weimar.
Goldfuſs, in Bonn.
Göttling, in Jena.
Graff, in Königsberg in Pr.
v. Griesheim, in Berlin.
Groſsheim.
Grunert, in Brandenburg.
*Hegel.
*v. Henning.
Hermbstädt.
Heyse.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Hohnbaum, in Hildburghausen.
*Homeyer.
Hornschuch, in Greifswalde.
*Hotho.
Hube, in Warschau.
Wilhelm von Humboldt.
*Fr. Hufeland.
Jacob, in Posen.
Jacobi, in Königsberg in Pr.
Jäger, in Stuttgart.
Ideler.
Immermann, in Düsseldorf.
Klein.
Klöden.
Klug.
Koberstein, in Schulpforta.
Kosegarten, in Greifswalde.
Krüger, in Quedlinburg.
Lange, in Schulpforta.
Lappenberg, in Hamburg.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Leo, in Halle.
v. Leonhard, in Heidelberg.
Leupold, in Erlangen.
Levezow.
*Link.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
Lüders, in Kiel.
Mackeldey, in Bonn.
v. Malchus, in Heidelberg.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Michelsen, in Kopenhagen.
Mohnike, in Stralsund.
v. Müffling.
Mühlenbruch, in Halle.
Johannes Müller, in Bonn.
Müller, in Halle.
Müller, in Neubrandenburg.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Neue, in Schulpforta.
Wilhelm Neumann.
Niethammer, in München.
Nöggerath, in Bonn.
Oltmanns.
Ortloff, in Jena.
Otto, in Breslau.
Panofka, in Rom.
Passow, in Breslau.
Pelt, in Greifswalde.
v. Pfuel, in Magdeburg.
*Pohl.
Phillips.
Purkinje, in Breslau.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
L. Robert.
Roesel.
Rosen, in London.
Rosenkranz, in Halle.
Rosenthal, in Greifswalde.
Rötscher.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle von Lilienstern.
v. Rumohr, in Florenz.
Runge, in Breslau.
Rust, in Erlangen.
Saalschütz.
Schefer, in Muskau.
A. W. v. Schlegel, in Bonn.
Schmidt, in Erfurt.
Schnitzler, in Strasburg.
Schömann, in Greifswalde.
v. Schröter, in Jena.
Schubert, in Königsberg in Pr.
*C. H. Schultz.
*Joh. Schulze.
Spangenberg, in Celle.
Spehr, in Braunschweig.
Spiker.
v. Stägemann.
Streckfuſs.
Trendelenburg, in Frankf. am Main.
Trinius, in St. Petersburg.
Uckert, in Gotha.
Ullrich, in Hamburg.
*Varnhagen von Ense.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Waagen.
Ad. Wagner, in Leipzig.
v. Walther, in Bonn.
Weber, in Frankfurt a. M.
Weber, in Halle.
Weber, in Neubrandenburg.
Wendt, in Göttingen.
*Wilken.
v. Willisen.
Witte, in Breslau.
Zimmern, in Jena.
*Zumpt.

Die Redaction bilden die mit einem Sternchen bezeichneten Namen. In den monatlichen Berichten werden die Namen der neu aufgenommenen Mitglieder aufgeführt werden.

Digitized by Google

Nro. 61.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1829.

XXXIV.

Plato's Werke von Fr. Schleiermacher. Dritten Theiles erster Bd. Der Staat. Berlin 1828, *bei G. Reimer.* 626 *S.*

Das was vorliegende Uebersetzung sogleich vortheilhaft vor allen andern auszeichnet, ist das Bestreben, die Stellung und das Verhältnifs genau ins Auge zu fassen, welche dieses Werk des Plato zu den übrigen Dialogen desselben hat. Es wäre also von vorn herein, als eine Ungerechtigkeit der Kritik zu tadeln, wenn sie diese starke Seite des Uebersetzers bei Seite liegen liefse, und eine isolirte Beurtheilung dieser Uebersetzung der platonischen Republik unternähme; ohne weder ihre Ansichten über die früheren Bände darzulegen, noch über die folgenden ihre Hoffnungen und Erwartungen auszusprechen.

In der allgemeinen Einleitung sagt nun Schleiermacher zunächst, dafs er, als Uebersetzer des ganzen Plato, sich seinen Zweck nicht anders stellen könne, als „durch die unmittelbare genauere Kenntnifs der platonischen Werke allein, jedem eine eigne, sei es nun ganz neue, oder wenigstens vollständigere Ansicht von des Mannes Geist und Lehre möglich zu machen." Und in der That mufs eine Uebersetzung sämmtlicher Dialoge des Plato eine klare Anschauung seines Systems geben. Dafs aber der Uebersetzer jedem Leser nur dazu verhelfen will, sich seine eigne Ansicht über Plato auszumalen, statt ihn vielmehr dahin zu bringen, die durch die Uebersetzung aufzustellende wahre anzuerkennen, müfste uns allerdings sehr wunderlich erscheinen, wenn wir nicht schon die Lieblingsvorstellung Schleiermacher's kennten, allen Werth in der Wissenschaft auf die Eigenthümlichkeit zu legen, obgleich sie nirgends weniger, als gerade dort hingehört. Auch handelt er glücklicherweise besser, als er spricht; denn wenn er zwar alsobald hinzusetzt: „welchem Endzwecke ja nichts so sehr entgegenarbeiten würde, als ein Bestreben, dem Leser schon im voraus irgend eine Vorstellung einzuflöfsen," so vergifst er doch diesen Vorsatz unmittelbar nachher, indem er am Schlusse der allgemeinen Einleitung, und in den Einleitungen zu den einzelnen Dialogen eine im ganzen richtige Eintheilung und Uebersicht der platonischen Dialoge gibt, und damit die platonische Philosophie im Umrifs und in der Anlage unsern Augen vorüberführt.

Ehe er nun hieran geht, berührt er einige vorläufige, die platonischen Schriften betreffende Fragen, indem ja diese Schriften die einzige Quelle für die Kenntnifs der Philosophie des Plato selber seien, man dieselben aber eben von jeher falsch beurtheilt habe, weil die dialogische Form ihren nothwendigen Zusammenhang übersehen lassen. Was nun zuerst den Gegensatz von exoterischen und esoterischen Schriften betrifft, so führe man zum Beweise davon Aristoteles an, welcher δόγματα ἄγραφα des Plato erwähne. Hierauf erwidert Schleiermacher, dafs wo Aristoteles dies thue, er auch die vorhandenen Schriften immer hinzufüge, und überhaupt keinen wesentlichen Punkt seiner Polemik gegen eine andere Schrift, als die uns bekannten Dialoge richte. Dennoch läugnet Schleiermacher den Gegensatz des Exoterischen und Esoterischen im Plato nicht, gibt ihm aber eine von den bisherigen Ansichten abweichende Bedeutung. Plato lege nämlich, wie aus der bekannten Stelle des Phädrus hervorgehe, den gröfsten Werth auf die mündliche Lehre; sie sei die ursprüngliche philosophische Mittheilung. Die gesprochene Rede errege den Hörer, dafs er selbstthätig nachbilde, was er empfangen; sie könne sich die Kundigen auswählen, an die sie sich wenden wolle. Die geschriebene Rede dagegen gehe an Erfahrne und Unkundige; sie könne nicht Rede stehen, noch sich vertheidigen, wenn sie angegriffen werde. Sie sei daher eine blofse Erinnerung und Nachbildung der gesprochenen Rede, und so im

Digitized by Google

Innersten verständlich nur dem Leser, welcher auch Hörer war, dem Fremden bleibe sie aber fremd, obgleich sie soviel als möglich die gesprochene Rede müsse nachzuahmen suchen. „Exoterisch und Esoterisch, (schliefst nun Schleiermacher hieraus), hat sonach nur eine Beziehung auf den Leser, jenachdem er sich zu einem wahren Hörer des Innern erhebt, oder nicht. Oder soll dieser Gegensatz doch auf den Plato selbst bezogen werden, so kann man nur sagen, das unmittelbare Lehren sei allein sein esoterisches Handeln gewesen, das Schreiben nur sein exoterisches". Zunächst ist an dieser Ansicht der Sache zu billigen, dafs Exoterisch und Esoterisch nicht eine Inhaltsverschiedenheit andeuten soll. Wenn aber der Uebersetzer die Vermuthung aufstellt, diese Ausdrücke betreffen mehr die Form, dafs Plato nämlich in seinen mündlichen Unterweisungen systematischer verfahren, eine strengere Sonderung der Wissenschaften vorgenommen u. s. w., so ist erstens nicht abzusehn, warum Plato nicht auch in seinen Schriften die Wahrheit in der reinsten Form, die ihm möglich war, niedergelegt hätte, ohne mit einer esoterischen Genauigkeit zurückzuhalten. Da ferner dieser ungebundene Dialog seiner Schriften gerade der Standpunkt seiner Philosophie ist, (eine Eigenthümlichkeit, welche Schleiermacher am wenigsten zu verwischen suchen sollte), so wird Plato diesem Charakter derselben doch auch in seinen mündlichen Vorträgen nicht untreu geworden sein. Und spricht nicht endlich die von dem Uebersetzer angezogene Stelle des Phädrus selber gegen ihn? Denn wenn die geschriebene Rede Erinnerung und Nachahmung der gesprochenen ist, so mufs sie ihr auch so ähnlich zu werden suchen als möglich. Daher ihre Dialogsform. Und wenn man einen Unterschied zwischen dem geschriebenen und gesprochenen Dialoge machen will, so kann der höhere Grad des loseren Philosophirens doch nur auf Seiten des Letzteren sein, da der geschriebene Dialog Plato das Mittel an die Hand gab, der ungemessenen Willkür des Fragers Einhalt zu thun.

Wenn nun der Uebersetzer hierauf zum Eintheilungsgrund der platonischen Dialoge übergeht, und eine nothwendige Reihefolge derselben anerkennt, so liegt darin sogar sein eignes Eingeständnifs, dafs auch der geschriebene Dialog esoterisch sei; denn systematischen Zusammenhang hat er ja selbst als ein Merkmal des Esoterischen ausgesprochen. Ehe Schleiermacher aber hier an die Darlegung seiner eignen Ansicht schreitet, widerlegt er die früheren, kaum einer ernsten Betrachtung würdigen Versuche: so die äufserliche Eintheilung des Diogenes nach Thrasyllus in Tetralogien, oder die Trilogien des Aristophanes. Besser sei schon die Sonderung in untersuchende und unterrichtende Dialoge. Und in der That ist dieser Gedanke auch die Grundlage für die Eintheilung des Uebersetzers, nur seien in jener alten Ansicht die Unterabtheilungen ganz unhaltbar. Zuletzt kommt er auf die Tennemannsche Ansicht, welche einen rein chronologischen Charakter habe. Sie lasse die wesentliche Beziehung der Werke ganz aufser Acht, und wolle nur die Zeit bestimmen. Dies sei nun von der höchsten Wichtigkeit, und enthalte das Gegenstück und die Probe des vorliegenden Verfahrens, den innern Zusammenhang aufzufinden. Denn wie im Geiste Plato's sich ein Gedanke aus dem andern entwickelt habe, so sei auch zu vermuthen, dafs er diese Gedanken in derselben Ordnung niedergeschrieben. Doch bemerkt der Uebersetzer sehr richtig, es sei nicht nothwendig, dafs beide Reihen immer übereinstimmen, „weil nämlich die äufsere Entstehung eines Werks noch anderen äufseren und zufälligen Bedingungen unterworfen ist, als seine innere Entwickelung; woraus leicht kleine Abweichungen entstehen können, so dafs was innerlich eher vorhanden war, als ein anderes, doch äufserlich später erscheint". So mufs denn noch viel weniger Werth auf die Zeitfolge gelegt werden, als der Uebersetzer wirklich thut, um so mehr, da die Zeit fast keines einzigen Dialogs durch sichere Zeugnisse festgestellt ist. Alle folgenden Argumente des Uebersetzers über die Zeit der Republik, des Parmenides u. s. w. übergeht Referent daher mit Recht, weil sie eines philosophischen Interesses durchaus ermangeln, und der Uebersetzer ihre Kraft durch seine obige Bemerkung selber schwächt. Am wenigsten wird es Referent aber billigen können, von dem Inhalt auf die Zeit zurückzuschliefsen, wie dies z. B. mit dem Parmenides der Uebersetzer unternimmt.

Doch um den inneren Zusammenhang aufzufassen, mufs wohl erst ausgemacht sein, was aus Plato's Feder geflossen sei, was nicht. Wenn nun aber der Uebersetzer hier auch zugibt, dafs der philosophische Werth allein nicht über die Aechtheit entscheiden könne, „indem es ja anerkannt platonische Dialoge gebe, die gar nicht auf diesen wissenschaftlichen Zusammenhang Anspruch machten, z. B. die Apologie des Sokrates": so

Digitized by Google

ist er dennoch in der Kritik der einzelnen Dialoge zu streng gewesen, ob er gleich im Allgemeinen zu unserer Beruhigung bevorwortet, dafs die Dialoge, welche eigentlich die Stützen und Grundpfeiler des Gebäudes abgeben, auch die über allen Zweifel erhabenen ächten sind.

So stimmt zunächst Referent dem Uebersetzer bei, wenn er die Republik, den Timäus und den Kritias als die höchste Stufe in der Entwickelung der Platonischen Philosophie ansieht. Sie sind durchgeführte wissenschaftliche Darstellungen, welche auf früher geführten Untersuchungen beruhen. Schleiermacher nennt sie daher darstellende Dialoge im Gegensatz zu den vorbereitenden. Wenn er nun aber hieraus auf eine frühere Abfassung der Letztern schliefst, so könnte man ihm einwenden, dafs wenn Plato, (was jene Ansicht doch voraussetzt), selber sie als einleitend wufste und wollte, das ganze System, dessen Einleitung sie sein sollten, schon vorher in Plato's Geiste müfste fertig gewesen sein. Nie indessen hat Plato selbst sein System als System gewufst und gewollt; sonst hätte er es auch systematisch vorgetragen. Dies hindert aber nicht, dafs es ein System für uns sei, und wir das Recht haben in seinen Dialogen ein System zu sehen. Indem endlich in diesen wissenschaftlichen Darstellungen die Disciplinen auseinander gehen, die Republik die ethische Seite, der Timäus die Naturphilosophie behandelt, so fällt auch das letzte Merkmal des Esoterischen fort, welches dem mündlichen Vortrage ausschliefslich zukommen sollte, — die Sonderung der einzelnen Disciplinen; und der ganze Unterschied von Exoterischem und Esoterischem wird nach Schleiermachers eignen Ausführungen ein Unsagbares.

An den Anfang der Reihe stellt er dagegen den Phädrus, den Protagoras und den Parmenides, weil ihr Gegenstand eben die Dialektik sei, diese aber als Methoden- und Prinzipienlehre nothwendig das System der Philosophie beginnen müsse. Diese immanente Stellung ist nun ganz wahr. Und glücklicherweise ist auch die historisch frühere Entstehung des Phädrus aufser Zweifel. Die Behauptung aber, dafs jugendliche Schreibart und Prunksucht im Parmenides hindurchschimmern, und er also ein Jugendwerk sei, läfst sich kaum anders erklären, als aus einem unerklärlichen Widerspruchsgeiste gegen Proklus, den Philosophen der triadischen Konstruktionen, welcher bekanntlich den Parmenides für das tiefste und reifste Werk des Plato ausgibt. Und so zitirt Schleiermacher denn auch nicht eine Stelle zur Bekräftigung seiner Assertionen. Spricht aber nicht durchaus für eine spätere Abfassung des Parmenides sowohl der streng wissenschaftliche Zusammenhang, als die nothwendige Verkettung der Schlufsfolgen? Der Schleiermacherschen Hypothese, dafs die erste Reihe der Dialoge am frühsten, die dritte zuletzt geschrieben worden, könnte man daher mit demselben Rechte eine andere Hypothese entgegenstellen, dafs nämlich die letzten Dialoge einer jeden Reihe später geschrieben seien, als die ersten Dialoge aller dieser Reihen. Da könnte doch wohl der Parmenides der Zeit nach hinter die Republik zu stehen kommen, und Aristophanes Parodie der Letzteren in den Ekklesiazusen wäre besser erklärt, als bisher. Doch alles dies hat, wie gesagt, nur philologische Wichtigkeit.

Zwischen diese beiden äufsersten Puncte stellt Schleiermacher endlich eine vermittelnde Reihe von Gesprächen. Die letzte Stufe konstruire, die erste stelle die Principien auf; die mittlere Stufe habe es dagegen mit der Anwendung dieser Principien auf den Stoff des Erkennens zu thun. Hieher gehöre vor allen der Theätet, dann der Sophist, der Politikus, Phädo endlich und Philebus. Wenn vorher nur die reine Bewegung der Gedanken in sich dargestellt werde, die Dialektik, so komme jetzt durch Anwendung der reinen Gedanken auf die Mannigfaltigkeit der Gegenstände eine Antinomik herein, welche der Charakter dieser zweiten Stufe sei. Plato beginne hier mit der Aufstellung von Gegensätzen, welche er dann auflöse, um die grofsen Darstellungen der letzten Stufe auf sichere dialektische Basis zu gründen. Referent vermifst nur die Beantwortung der Frage: warum Plato nicht unmittelbar nach Aufstellung der wahrhaften dialektischen Methode, die Anwendung dieser Principien in der Entfaltung der verschiedenen philosophischen Wissenschaften selber sah. Die Nothwendigkeit einer solchen Mittelstufe, welche auch das ganze Gebiet des Scheins umfafst und auflöfst, hätte Schleiermacher nämlich nachzuweisen gehabt. Sie liegt aber kurz darin, dafs Plato's Philosophie noch an der Sophistik ihren unmittelbaren Gegensatz fand. Die Freiheit des Denkens, welche von der durch Sokrates aufgestellten Idee des Wissens unzertrennlich war, hatte sich losgelöst von der wahrhaften philosophischen Anschauung, und zur subjectiven Re-

Digitized by Google

flexion und formellen Willkür des Meinens ausgebildet. Die grofse Aufgabe Plato's war es also, dieses Schattenbild des freien Denkens, die zur Antithetik und Sophistik herabgewürdigte Dialektik wieder in die Idee der Wahrheit zu versenken; den Händen der Sophisten die Waffe zu entreifsen, welche sie aus der Philosophie entlehnten und nun gegen sie selber kehrten. Epoche machend ist diese Aufgabe nur einmal in der Geschichte der Philosophie: und wenn sich die Hydra der Sophistik auch stets von neuem erzeugt, so kann die Polemik dagegen doch nie wieder, wie bei Plato, integrirender Theil eines Systems werden.

I. Was nun erstens diejenigen Dialoge betrifft, welche die reine Darstellung der Dialektik enthalten, so stellt Schleiermacher den Phädrus an die Spitze, den Parmenides ans Ende, und läfst Beide durch den Protagoras vermitteln. Es zeugt dies von der gründlichsten Einsicht in den platonischen Gedankengang. Ergänzend, was Schleiermacher in den drei Einleitungen hierüber sagt, möchte Referent die Sache folgendermafsen fassen. Der Phädrus ist der Keim, aus welchem wir die ganze platonische Philosophie, wie durch natürlichen Wachsthum hervorsprossen sehn. In einem Grundmythus legt dieser Chorführer aller Dialoge den ganzen Inhalt der platonischen Denkweise nieder. Nicht der Philosophie überhaupt ist der Mythus nothwendig, um das positive Resultat ihrer Speculation auszudrücken; sondern allein dem platonischen Standpuncte, weil dieser das Gepräge der Griechheit am reinsten und vollendetsten in sich trägt, die Griechheit aber in der Kunst die höchste Form für's Ewige anerkannte. So hat denn nun Schleiermacher die Rede des Lysias, den Mythus von der Liebe, dem geflügelten Gespanne der Seele u. s. w. als Beispiele aufgefafst, durch welche bewiesen werden soll, dafs die Dialektik das Einigen und Trennen der Gedanken sei. „Von solchen Trennungen und Verknüpfungen bin ich Freund, (sagt Sokrates), weil Beides nothwendig ist, um sprechen und denken zu können; und wenn ich Jemanden solchergestalt von dem Einen zum Andern schreiten sehe, so folge ich ihm nach, wie eines Unsterblichen Fufstritten, und nenne ihn, Gott weifs ob mit Recht, einen Dialektiker." So wird in der Liebe unterschieden, und wenn die Rede des Lysias sagt, dafs man dem Liebenden nicht willfahren solle, stellt Sokrates dagegen auf, man müsse ihm willfahren, nämlich dem ächt platonisch Liebenden. Diese wahrhafte Liebe wird dann zum göttlichen Wahnsinn, von dem der menschliche streng sich sondert, und göttlicher Wahnsinn zur wahrhaften Besonnenheit hinübergeleitet. Die Seele selbst endlich ist diese dialektische Bewegung, unter dem Bilde des Wagenführers, welcher zwei Rosse, die entgegengesetzte Richtungen einschlagen wollen, zur Einigung zu bringen sucht; das Eine strebend nach oben, und den Umzügen unsterblicher Götter folgend, schaut das wahrhaft Seiende und die Ideen; das Andere mit geschmolzenen Fittigen zur Erde herabgezogen, nährt sich kümmerlich mit dem Futter der Meinung.

So stellt der Phädrus den Inhalt des Wissens dar, indem aber der Mythus die philosophische Form ganz verdrängt, so zeigt sich die Nothwendigkeit eines Fortschritts, oder die Forderung, dafs die Dialektik zum Bewufstsein ihrer philosophischen Form gelange, ohne indessen die künstlerische Form, welche hier die Grundlage bleiben mufs, zu zerstören. Diese Aufgabe löst der Protagoras. Die dialektischen Gedanken müssen selbst sich trennen und einigen. Soll dies nun künstlerisch sein, so müssen sie sich zu Individuen verkörpern, und als lebendige Personen im Dialoge auftreten. Der Protagoras ist also das Bewufstsein darüber, dafs der Dialog die adäquate Form für diesen Standpunkt ist; und der Protagoras ist zugleich das beste Beispiel eines vollkommnen Dialogs. Nun ist freilich der Dialog auch in allen übrigen Schriften des Plato zu finden, wie die Dialektik sich durch alle hindurchzieht. Allein aber im Protagoras ist des Dialoges Zweck der Dialog auch selber. Die Frage über die Lehrbarkeit der Tugend, ob die Tugend Erkenntnifs sei, und alles Andere ist wiederum nur Beispiel. Im Protagoras ist der Satz des Phädrus praktisch ausgeführt, dafs die mündliche Unterredung die beste Weise für die philosophische Mittheilung sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 62.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1829.

Plato's Werke, von Fr. Schleiermacher. Dritten Theiles erster Band. Der Staat.

(Fortsetzung.)

Später wird der Dialog blofse Form und eine überflüssige Wendung der Rede. Die dem Sokrates gegenübertretenden Personen haben nicht mehr, wie im Protagoras, ihre eignen Ansichten, die sie mit logischer Consequenz vertheidigen; sondern sie sagen nur ja oder nein, oder es scheint so; endlich verschwindet auch diese Form der Form in den darstellenden Werken, wenigstens im Timäus und Kritias, und der Dialog findet nur am Anfang als Einleitung seine Stelle. Halten wir dies fest, so ergibt sich daraus die eigne Einsicht Plato's, dafs der Dialog nicht die höchste Form der philosophischen Mittheilung sei; denn Plato hebt selbst durch die That seine Anfangs aufgestellte Behauptung auf. Und die ehren wenig seinen Geist, welche für das Vollendetste halten, was ihm selbst nur als Ausgangspunct diente. Wichtig ist daher die Bemerkung Schleiermachers, wie in der zweiten Stufe der Dialoge, diese Form immer äufserlicher und unbedeutender, ja im Philebus endlich nicht nur für Plato, sondern auch für den Leser bis zum Ueberdrufs beengend und schleppend geworden sei.

Wird nun nicht der Dialog verschiedener Personen, sondern dies immanente sich Ineinanderbewegen der Gedanken selbst als die wahrhafte Form der Dialektik aufgefafst, so ist die Form von dem Inhalt nicht mehr getrennt, und der adäquate Begriff der Dialektik erreicht. Die Dialektik in ihrer ganzen Reinheit zu enthüllen, hat denn Schleiermacher nun auch als den Zweck des Parmenides anerkannt. Und dieser liegt zu klar am Tage, als dafs sich irgend ein Zweifel dagegen erheben dürfte. Schon hier ist der Dialog der Personen eine äufserliche Einkleidung; wahrhaft dialogisiren nur die Gedanken selber mit einander. Dafs Schleiermacher aber das positive Resultat der Dialektik vermifst, und zur Hypothese seine Zuflucht nimmt, als sei dasselbe enthalten gewesen in einem verloren gegangenen Schlusse des Parmenides, erscheint um so wunderlicher, da der Uebersetzer immer derjenige ist, welcher von dem Leser Plato's verlangt, sich das Resultat stets selbst zu ziehn. Ohne also auf den Sophisten und Philebus hinzuweisen, wo das positive Resultat auch ausdrücklicher ausgesprochen ist, dürfen wir schon im Parmenides, als solchem, mit Proklus die positive Enthüllung des Lebens der göttlichen Ideen wiederfinden. Es ist dies nicht, wie Schleiermacher behauptet „ein Wahn der, so leicht es auch war, erst spät aus dem Wege geräumt worden." Und am wenigsten hätte er selber jene Lücke im Parmenides finden sollen; denn indem er ihm seine Stelle da anweist, wo die Principien noch nicht durch Anwendung auf den Stoff der Erkenntnifs zur positiven Darstellung der philosophischen Wahrheit gelangt sind, so würde die Bewahrheitung obiger Hypothese die Richtigkeit der vom Uebersetzer selbst aufgestellten Reihenfolge der platonischen Dialoge gefährden.

II. Die zweite Reihe der Dialoge handele nun, (heifst es weiter) nicht mehr von der Methode, sondern vom Objekt der Philosophie. Da diese aber im Unvergänglichen das Veränderliche, das Zeitliche im Ewigen erfassen wolle, so werden jetzt indirekt durch Aufhebung dieses Gegensatzes die konstruktiven Darstellungen vorbereitet. Hier beginne Plato also mit der Voraussetzung des Gegensatzes, statt dafs er in der ersten Reihe die ursprüngliche Anschauung der Einheit zu Grunde legte. Da ferner die Sophisten eben diesen Gegensatz in seiner Festigkeit beibehielten, oder auf ihre Weise die Identität zu Stande brachten, indem sie das Ewige in das Gebiet des Veränderlichen hinabzogen: so streite Plato jetzt wider den sophistischen

Digitized by Google

Schein, der darin bestehe, das Gute mit der Lust, mit der Erscheinung das Wesen zu verwechseln, u. s. w. Nirgends treten daher auch mehr Sophisten redend auf, als gerade in diesen Dialogen. Plato bleibe aber nicht bei diesem blos negativen Verfahren stehn, sondern mache auch Versuche, vom Erkennen jenes Gegensatzes aus, den Begriff der Wissenschaft zu ergründen. Gegen diese ganze Auffassung hat Referent nun nichts einzuwenden; eben so wenig dagegen, dafs der Gorgias hier an die Spitze gestellt wird. Durch ihn präludirt Plato gewissermafsen, und leitet diesen ganzen Standpunkt ein, indem er sich darin auf das negative Verfahren beschränkt. Weiterhin wird aber die Idee des Erkennens entwickelt; (Theätet und Meno), ferner, wie diese Idee sich realisirt im wirklichen Individuum, (der Sophist, Politikus, Phädo und das Gastmal); endlich die Idee des Guten im Philebus. Und der Fortschritt dieser Dialoge besteht eben darin, den negativen Charakter immer mehr zu verlieren. So leitet zunächst der Theätet, nachdem er das Scheinwissen vernichtet, zum Begriff der Erkenntnifs hin, welcher kurz darin liegt, dafs das Object der Wissenschaft und die dialektische Thätigkeit sich in einander bewegen und als ein und dasselbige aufzeigen. Die schaffenden Urbilder der Dinge sind somit die ewigen Ideen des Geistes, deren er sich durch Erinnerung bewufst wird. So wird namentlich im Meno alle Erkenntnifs auf Wiedererinnerung zurückgeführt. Und der Beweis davon, dafs Sein und Erkennen nothwendig Eins sind, bleibt auch die Grundlage für die folgenden Dialoge.

Die Anschauung von dem Leben des wahrhaft Seienden im Individuum werde nun, (nach Schleiermacher), in einer Trilogie entwickelt, welche Plato in der That selbst ankündigt. Im Sophisten verspricht er nämlich, später auch den Politiker und den Philosophen darzustellen. Trefflich wird des Sophisten nichtiges Herumtreiben im Nichtseienden beschrieben, ferner im Politikus gegen schlechte Politiker und Demagogen polemisirt, wogegen der wahre Politiker die philosophische Idee im Staate zu realisiren suche. Die Darstellung des Philosophen scheint Plato uns nun aber schuldig geblieben zu sein. Hier ist indessen Schleiermacher's geistreiche Annahme ganz genügend, dafs zwei Dialoge dieses Bild des Philosophen geben, das Gastmal und der Phädo; jenes stelle ihn dar im Leben, dieser im Tode. Das Gastmal handele nämlich von der platonischen Liebe. Lebend müsse der Philosoph aber der ächte Liebhaber sein, wie diesen Charakter der Phädrus schon andeute, und unser Dialog jetzt ausführlich darstelle. Und in der That besteht eben diese Liebe darin, der Erscheinung der ewigen Idee im Individuum nachzuforschen, und sich identisch zu wissen mit dem, in welchem man ihre Schönheit wiedererkannt. Solch' Lieben sei des Philosophen Geschäft auf Erden. Zum Tode aber bereite sich der wahrhafte Philosoph dadurch vor, dafs er die vergängliche Seite seiner Existenz nicht achtend, in dem Bewufstsein der ewigen Ideen sich selbst als ewig wisse und als unvergänglich. Dies zu beweisen, ist die Aufgabe des Phädo. Und sehr schön bemerkt daher hier Schleiermacher, dafs in diesem Dialoge der Begriff der Unsterblichkeit auf den der Erkenntnifs zurückgeführt worden sei.

Nachdem nun zuerst die Idee des Wahren, dann ihre Verwirklichung im Individuum nach allen Seiten hin beleuchtet worden, bildet drittens der Philebus nach Schleiermacher den Beschlufs des ganzen Vorbereitenden Verfahrens, indem die Idee des Guten darin abgehandelt, und streng vom Begriff der Lust geschieden wird. Eben so ist die Lust aber auch eine Seite des Guten. Die Erkenntnifs bildet das andere, eben so einseitige Moment; und ihre höhere Wahrheit sieht Plato erst im Guten selber. Das Gute ist ihm daher die höchste Idee, der Endzweck der Welt, das umweswillen alles Andere ist. Das Gute hat sich nur noch zu realisiren. Es verwirklicht sich aber nicht nur im Praktischen, im Zusammenleben der Menschen; was die Rupublik darthun wird, sondern eben so in der Natur, wie der Timäus zeigt. Auch die Natur ist um des Guten willen, und ein Abbild desselben, das Gute aber in seiner höchsten Gestalt die Gottheit selber.

Aus dieser übersichtlichen Kritik dessen, was der Uebersetzung der Republik vorhergeht, ist also zuersehen, dafs Referent im ganzen gegen den Gang des Uebersetzers nichts einzuwenden hat. Nur hätten vielleicht noch mehr Dialoge, als der Uebersetzer will, in den nothwendigen Gedankengang der platonischen Philosophie hereingezogen werden können. So möchte Referent, ehe er zur Betrachtung der Republik selber schritte, besonders über den ersten Alcibiades noch Einiges sagen, welchen Schleiermacher für unächt hält, obgleich er ihm ganz richtig zwischen dem Philebus und der Republik eine Stelle gönnt, die er in-

Digitized by Google

dessen nicht weiter motivirt, und damit die Zufälligkeit dieses Dialogs ausspricht. Als hinlängliche Beweise gegen die Aechtheit führt er nun an „den zerhackten Dialog" und die Menge von Einzelheiten, welche sich nicht zu einem Ganzen sollen verbinden lassen. Aber wäre der „zerhackte Dialog" nicht eine nothwendige Folge des Standpuncts, indem ja schon Philebus diesen Fehler hatte? Liefsen sich nicht die „langen Reden" des Sokrates eben daher erklären? Und endlich, wenns darauf ankommt, kann Schleiermacher sehr geschickt aus disparat scheinenden Einzelheiten eines platonischen Dialogs die Einheit seines Zweckes herausfinden. Warum verläfst ihn diese Fertigkeit bei dem unsern? Und doch will Referent, indem er sich nur an die zerhackende Einleitung Schleiermachers selber hält, aus dieser Zerstreuung schon die *disjecta membra* zusammenfinden. Wider ihren Willen kann man aus ihr des Alcibiades schönen Zweck ganz deutlich herauslesen. Wenn nämlich im Philebus das Gute als die absolute Idee und der Endzweck der Welt ausgesprochen worden war, so hat das Individuum dieselbe nur noch als seine eigne Substanz zum Bewufstsein zu bringen, und dem Rathe des delphischen Gottes zu folgen. Um sich selbst zu erkennen (sagt aber der Dialog), müsse man in die Gottheit hineinschauen. Und die Gröfse dieser Rede mufs Schleiermacher denn auch selber anerkennen. Nur durch diese Erkenntnifs wird das Individuum diese Idee auch ausführen können. Bevor also Alcibiades an das Staatsruder tritt, soll er diese Erkenntnifs seiner selbst bei sich vollbracht haben. Wer sieht nicht den Zweck des Dialogs, und wie er namentlich das letzte Vorspiel des Staates ist und sein mufs. Man würde nun wieder nicht begreifen, wie Schleiermacher das ächt Platonische dieses Dialogs verkennen konnte, hätte Proklus ihn nicht kommentirt, und in ihm und im Parmenides das Alpha und Omega der platonischen Philosophie gefunden.

III. In der Einleitung zur Republik berührt nun Schleiermacher zuerst die Aeufserlichkeit, dafs die Eintheilung in zehn Bücher, obgleich nicht von Plato herrührend, noch dem Aristoteles bekannt, doch sehr alt sei, und sich schon bei Aristoteles Kommentatoren finde. Dafs aber, (da die Abschnitte des Dialogs oft nicht mit den Enden der Bücher zusammenfallen), die Abschreiber bei dieser Eintheilung nur die gleiche Gröfse berücksichtigten, ist eine unwichtige und gleichgültige Hypothese, die Referent weder annehmen will, noch bekämpfen mag. Gehen wir daher gleich an die innere Gliederung des Ganzen, welche Schleiermacher aufstellt.

1. Das erste Buch den ersten Abschnitt des Dialogs enthaltend, diene als Einleitung. Es gebe sich in ihr das Wiederauftauchen eines lebendigen Dialogs zu erkennen, wie wir ihn seit dem Protagoras vermifsten; und so sei sie eine Erinnerung an alle die vorbereitenden Dialoge, welche die ethischen Grundlagen feststellten. Mit sophistischer Grofssprecherei übernehme z. B. der chalcedonische Thrasymachus hier die Stelle des Kallikles im platonischen Gorgias, und behaupte, das Gerechte sei nur die von den Stärkern zu ihrem Vortheil gemachte Satzung, u. s. w. Kein Philosoph sei aber auch mehr als Plato zu solchen wiederholenden Einleitungen gezwungen, da die Form seiner Werke ausführliche Hinweisungen auf Früheres nicht so gut gestatte. Mit dem Ende des ersten Buchs verliere sich aber das Gefühl der Personen, und Niemand nehme mehr Theil am Gespräch, als Glauko und Adimant. Später ändere sich die Methode daher auch ganz; Sokrates trete nicht mehr fragend als der Nichtwissende auf der nur im Dienste des Gottes die gröfsere Unwissenheit aufsuche *), sondern als einer der gefunden hat, theile er in strengem Zusammenhange fortschreitend die gewonnenen Einsichten mit.

2. Der zweite Theil des Werks, das zweite, dritte und den Anfang des vierten Buchs umfassend, bereite nun die Auflösung der Frage nach der Gerechtigkeit vor: denn der ganze Dialog kündige sich zunächst nur als die Darstellung des Gerechten an. Um aber die Gerechtigkeit in ihrer Reinheit aufzufassen, müsse man zunächst davon schweigen was die Götter ihr für Lohn gewähren könnten, und es dürfe nur in Betracht kommen, was sie an und für sich an dem Menschen ausrichte. Sie habe nämlich ihre Belohnung in sich selbst. Die Gerechtigkeit des Einzelnen könne aber in ihrer Genauigkeit nur aus der Gerechtigkeit

*) Ein Satz aus der Apologie des Sokrates, welcher beweist, dafs auch dieser Dialog nicht zufällig ist, und nicht, wie Schleiermacher thut, in einen Anhang verwiesen zu werden braucht, sondern als integrirender Theil der zweiten Reihe von Dialogen hätte aufgefafst werden müssen.

Digitized by Google

eines Gemeinwesens erkannt werden, wie dieselben Schriftzüge deutlicher in grofsem Maafsstabe zu lesen seien, als in kleinem. Indem Plato hiemit auf den Begriff des Staats geleitet wird, findet Schleiermacher es auffallend, dafs er den Staat aus dem Bedürfnifs entstehn läfst, und rechtfertigt dies nur so, dafs Plato deshalb noch nicht eine willkürliche und zufällige Entstehung gemeint zu haben brauche. Wenn aber die gegenseitige Noth und Hilfeleistung durch Austausch der Arbeit schon den Begriff des Staats erschöpfte, so würde jene Zufälligkeit vom Platonischen Staate in der That nicht entfernt werden können; wie sehr man sich auch drehen und wenden möge. Die wahrhafte Rechtfertigung Platos besteht hingegen darin, dafs er die historische mehr oder weniger willkürliche Entstehungsweise von dem an für sich seienden Begriffe, und dem vernünftigen Zwecke des Staats genau unterschieden hat, und jene Erstere hier allein berührt, ohne schon von dem Letzteren zu sprechen, den er erst in der Folge entwickeln wird. Um so verzeihlicher ist es aber, dafs Plato mit dem Nothstaat beginnt, da nach griechischer Denkweise Stadt und Staat ja zusammenfallen, und die Stadt als solche sich auf die Lebendigkeit des bürgerlichen Verkehrs, und die gegenseitige Bedürftigkeit in der bürgerlichen Gesellschaft beschränkt. Daher fehlen in dieser Beschreibung des beginnenden Staates auch noch die höheren Elemente des geistigen Lebens; wie denn gleicherweise die Seele des Einzelnen als der Mikrkoosmus des Staatslebens, mit den einfacheren, blos sinnlichen Trieben ihre Entwickelung beginnt. Weit entfernt also in der Befriedigung des Bedürfnisses, und in der Thätigkeit der für dasselbe sorgenden Individuen den Begriff des Staats erschöpft zu haben, sieht Plato darin nur eine seiner Functionen. Er setzt daher hinzu, dafs ferner der Staat darauf sehen müsse, sich das Wohlergehen auch zu erhalten, also auf seine Vertheidigung bedacht zu sein. So schliefst sich an den Stand der Arbeiter der Kriegerstand.

Schleiermacher tadelt hier nun seinen Autor, als den ersten Vertheidiger stehender Heere, und behauptet, dafs er diese Ansicht nicht sowohl für die Darstellung des Staats bedurft hätte, sondern nur wegen des Vergleichs mit der Seele, um der besonderen Function des „Eiferartigen" in der Seele (θυμός, Muth), so wie der Begierde (ἐπιθυμία) und ihrer Befriedigung, eine dauernde Stelle im Staate anzuweisen. Hiemit gibt Schleiermacher nun aber vor Allem zu erkennen, dafs ihm die Grundidee des Platonischen Staats entgangen ist, nämlich die absolute Identität von Ethik und Politik. In der griechischen Anschauungsweise ist das freie Individuum zugleich ungetrübter Abglanz des Volksgeistes, und untrennbares Accidenz dieser geistigen Substanz; nur in ihr hat es Werth, Würde und Geltung. Des Atheners politische und rechtliche Freiheit ist nothwendig geknüpft an sein Leben und Thun im athenischen Staate. Der reinste Wiederschein dieser innigsten Identität von Volk und Einzelnen ist nun die platonische Republik auf jedem Puncte ihre Darstellung. Zug für Zug findet sich im Individuum, was im Ganzen ist. Was soll man also davon denken, wenn Schleiermacher sagt, Plato habe den Staat der Seele nur anpassen wollen, und sie bleibe das zu Grunde liegende, aus welcher blos die Züge auf den Staat übertragen seien, ohne dafs sie aus seinem Begriffe flössen! Hat er vergessen, dafs Plato so eben gesagt, aus dem Staat vielmehr wolle er die einzelne Seele erkennen? würde Plato nun aber nicht in einen lächerlichen Zirkel fallen, wenn er zur Erklärung der Functionen der Seele aus dem Staate diejenige Thätigkeiten entnähme, welche er vorher aus der Seele erst in ihn hineingetragen hätte? Während man also an den Uebersetzer die Forderung hätte machen können, die vollkommene Identität von Ethik und Politik, als den eigenthümlichen Standpunct Plato's, zu rechtfertigen, und mit der Art und Weise, wie Aristoteles beide Wissenschaften verknüpft, zu vergleichen hat Schleiermacher nicht einmal durch seine ganze Uebersetzung zur einfachen Auffassung des Faktums gebracht werden können, dafs eine solche Identität vorhanden sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 63.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1829.

XXXV.

Jean Paul's Briefwechsel mit seinem Freunde Christian Otto. Berlin, bei G. Reimer. 1829. Erster Band (von 1790 bis 1796). Zweiter Band (von 1797 bis 1798). (Der dritte Band soll bald erscheinen.)

Kaum haben wir Goethe's und Schillers Briefwechsel, Georg Forsters Lebensbeschreibung und Briefe angezeigt, als schon wieder neue Schätze dieser Art sich darbieten! Jean Paul Richters und Christian Otto's Briefwechsel, vom Jahre 1790 anhebend, erstreckt sich, der Vorrede nach, bis zum Jahre 1800, und so liegt denn hier abermals ein bedeutender Zeitraum unsres fruchtbarsten Dichtens und Lebens vor uns, von einer neuen Seite mit oft gar wunderlichen Schlaglichtern beleuchtet, wie sie bei dem Namen Jean Paul jeder Leser wohl billig erwarten mag. Für das Erzeugnifs, welcher Art auch immer, eines Schriftstellers, der so ganz frisch im regsten, fast allgemeinen und kaum bestrittenen Antheil der deutschen Lesewelt steht als einer ihrer Lieblinge, bedarf es keiner nachdrücklichen Empfehlung; man wird diesen Briefwechsel mit aller Gunst, wenn auch nicht stets mit Zustimmung lesen, und wenigstens der Befriedigung sich erfreuen dürfen, einen alten Freund in seiner wohlbekannten Weise ganz wiederzufinden. Denn freilich hierauf wird sich die Anforderung hauptsächlich beschränken müssen, da Jean Paul in Briefen und Schriften überall derselbe ist, und hier wie dort nur immer das Gleiche zu geben hat; was sonst wohl Briefen bedeutender Männer ein neues und besonderes, von dem ihrer eigentlichen Werke verschiedenes Interesse leiht, dafs wir die wirkliche Person, die näheren Bezüge derselben zur Tageswelt, ihre bestimmteren Zustände und vertrauteren Meinungen kennen lernen, dies mufs bei Jean Pauls Briefen in dem Grade wegfallen, als es schon bei allen seinen Werken grofsentheils vorhanden ist. Die Ueberraschungen, die Aufschlüsse, die Vielfältigkeit nachdenklicher Belehrung und ergötzlichen Lebensreizes, welche Goethe und Schiller in ihren Briefen als ein Neues und Anderes neben und zu ihren Werken liefern, dürfen hier nicht gesucht werden, so wenig als die überwiegende Darstellung einer äufseren wirklichen Welt; alles ist und gilt hier zunächst in Bezug auf das Subjekt, dessen Sonderbares auch schon bisher in allen seinen Mittheilungen spielte und waltete. Diese Eigenheit der vorliegenden Briefe läfst sie allerdings eines grofsen Reizes entbehren; man sieht die liebenswürdige Persönlichkeit, aber man braucht sie nicht grade hier zu sehen, man sieht sie auch hier, und fühlt nur in dem schon gewohnten Umgang die bekannten Vorzüge und Entbehrungen.

Denn unstreitig ist Jean Pauls Eigenthümlichkeit, wie auf der einen Seite eine herrliche Begabung, so auf der andern ein verdriefslicher Mangel! Man sehnt sich in allen seinen Schriften oft nach anderm, als man findet, und wünscht auf diesem Meere von Geist und Laune und Tiefsinn und Gutmüthigkeit doch endlich einmal gradere und strengere Richtungen einzuhalten, bleibenderen Strömungen zu folgen, als bei den sich ewig durchkreuzenden, kurzen Wellenstöfsen möglich ist, deren Spiel eine Zeitlang unterhält, dann ermüdet, und endlich zum höchsten Unbehagen führen kann. In der That finden sich Personen, und grade von wohlgeordnetem, kraftvollen Geiste, welchen das fortgesetzte Lesen des ihnen sonst nicht unlieben Schriftstellers am Ende dieselbe Empfindung giebt, wie Andern das ungewohnte Befahren der aufgeregten See. Leichter sogar wird dieser Eindruck jetzt erregt, da die sämmtlichen Werke Jean Pauls nunmehr in einer Masse von mehr als sechzig Bändchen vereinigt stehen! Manchen Schriften nützt das Aufreihen, sie heben sich gegenseitig, verstärken und beleuchten einander vortheilhaft;

Digitized by Google

den Jean Paul'schen wird es offenbar schädlich; sie waren bei ihrem ersten Erscheinen auch dadurch begünstigt, dafs sie einzeln, allmählig, untermischt mit zahlreichen gehalt- und gestaltvollen Werken andrer Geister, in die blühende zugleich und fruchtende Litteratur eintraten, nach und nach liefs sich das trefflich annehmen, vertragen, und wieder begehren sogar. Allein die sechszig Bändchen und drüber nun als das Gesammtwerk unsres Schriftstellers hintereinander zu lesen, das wäre eine Aufgabe, die man zum blofsen Vergnügen niemanden zumuthen möchte. Wenn man dieses doch wirklich grofse Talent in dem Ganzen seiner Leistungen, wo des Festen zu wenig und des Flüssigen so viel, prüfend überschaut, so wird man auch bald dahin einstimmen müssen, dafs aus Jean Paul'schen Mischungen allein sich keine Litteratur aufbauen, keine litterarische Bildung ansetzen liefse, welches doch mit den weniger tiefen, aber gestaltreicheren Gebilden minderbegabter Schriftsteller schon eher thunlich wäre.

Die Seite des Interesse's, welche Jean Paul in diesem Briefwechsel einigermafsen blofsgestellt läfst, ist sein Freund Otto keineswegs im Stande gehörig zu vertreten. Was jener selbst hier sagt: „Von Voltaire, Cardan, Herder u. s. w. möcht' ich sogar die Hosen, das Schlafzimmer und das Kindschreibbuch sehen; aber vom sonst vortrefflichen Pütter, Ernesti, Baumgarten, Remebaum keinen Fetzen, — was geht mich ihr Haushalten an?" dies dürften wir im Guten auf ihn und im Schlimmen auf seinen Freund anwenden, der in der That nur als ein solches Umgebungsstück Jean Pauls für uns einigen Werth haben kann. Er ist ein guter, sonst aber sehr beschränkter und schwacher Mann, der sich jenem in Liebe und Geistesthätigkeit nachbemüht, aber wenig Eignes und Neues bringt; einige kalte Späfse, die bei Jean Paul schon zuweilen kindisch und verzerrt ausfallen, einige weiche Empfindsamkeit, worin er sich ergeht, bleiben weit entfernt von dem leuchtenden Witz und der tiefen Gluth, welche jener denn doch so häufig aussendet; wir sind gar nicht der Meinung, dafs ein grofser Kritiker in ihm verloren gegangen sey, denn seine weitschweifigen Erörterungen über seines Freundes Schriften, — in diesen beiden Bänden hauptsächlich über Hesperus und Siebenkäs, — haben bei manchem Verständigen doch zu wenig Fruchtbares und Anziehendes, um den grofsen Raum, den sie einnehmen, zu verdienen, und manche seiner Urtheile, z. B. dafs in Wilhelm Meisters Lehrjahren eine atheistische Nüchternheit das Ich des Schriftstellers, welches der unsichtbare, aber überall geahndete und sich überall offenbarende Gott eines Werkes sey, verschwinden lasse, oder dafs ihm die Luise von Vofs lieber sey, als Goethe's Hermann und Dorothea, zeigen doch nur seine ärmliche Fassungskraft, oder, wie das letztere, eine sinnberaubte Albernheit. Ein Brief, in welchem er voll Empfindlichkeit gegen Jean Paul seine Klagen, Vorwürfe, Entsagungen und Ansprüche umständlich verhandelt, zeigt eben so die geringe Haltung einer Freundschaft, welche durch Jean Pauls beginnende Berühmtheit und gröfseres Weltverhältnifs aus aller Fassung kommt. Wir sagen dies geflissentlich mit Rückblick auf den schon erwähnten Briefwechsel Goethe's und Schillers, wo auch ein Freundschaftsverhältnifs, aber das grofsartigste, das je gesehen worden, sich darlegt, wo auch kritische Mittheilungen bis in die kleinsten Bezüge eingehen, aber stets das höchste, geistigste Interesse kund thun und aufwecken.

Der Anfang dieser Briefe zeigt noch ganz beschränkte Verhältnisse, und die persönlichen Zustände sind in einer Art idyllischen Stilllebens befangen; bald aber, durch die Macht der geistigen Gröfse, die sich in ihm entfaltet und durch Schriften verkündigt, wird Jean Paul aus dieser Enge auf gröfseren Schauplatz emporgetragen, und tritt als ein schon ganz ausgebildeter und feurig anerkannter Autor und Liebling in die wirksamen Lebenskreise von Leipzig, die strahlenden von Weimar, und später in die noch voller wogenden von Berlin. Mit gröfstem Wohlgefallen und Antheil begleiten wir seine Schritte zu den Erfolgen, von welchen er seinem Freunde höchst liebenswürdig einen zwar manchmal nur kurzen, aber stets redlichen Bericht ertheilt. Die Aufnahme und die Eindrücke, welche ihm in Weimar und Jena werden, ziehen uns besonders an, und lassen uns abermals mit Dank und Bewunderung erkennen, welch ein grofses und mannigfaches Licht des Geistes und der Bildung in diesem begünstigten kleinen Raume für das grofse deutsche Vaterland zusammengehalten und genährt wurde, und wie durchdringend die Strahlen aus dieser Mitte nach allen Seiten leuchteten! Jean Paul sagt von seinem ersten Aufenthalte daselbst: „Diese dreiwöchentliche Stelle in meiner Lebenslaufbahn ist eine Bergstrafse, die eine neue Welt in mir anfängt." Von seinem ersten Besuche bei Goe-

Digitized by Google

the'n erzählt er: „Ich kam mit Scheu zu Goethe. Die K. und jeder mahlte ihn ganz kalt für alle Menschen und Sachen auf der Erde. Die K. sagte, er bewundere nichts mehr, nicht einmal sich, jedes Wort sey Eis, zumal gegen Fremde, die er selten vorlasse; er habe etwas Steifes, reichsstädtisch Stolzes, — blofs Kunstsachen wärmten noch seine Herznerven an, daher ich Knebeln bat, mich vorher durch einen Mineralbrunnen zu petrifiziren und zu inkrustiren, damit ich mich ihm etwa im vortheilhaften Lichte einer — Statue zeigen könnte. Die K. räth mir überall Kälte und Selbstbewufstseyn an. Ich ging ohne Wärme, blofs aus Neugierde. Sein Haus frappirt, es ist das einzige Weimars, im italiänischen Geschmack, mit solchen Treppen — ein Pantheon voll Bilder und Statuen; eine Kühle der Angst presset die Brust. Endlich tritt der Gott her, kalt, einsilbig, ohne Accent. Sagt Knebel: „die Franzosen ziehen in Rom ein" — „Hm!" sagt der Gott. Seine Gestalt ist markig und feurig, sein Auge ein Licht. Aber endlich schürete ihn nicht blofs der Champagner, sondern die Gespräche über die Kunst, Publikum u. s. w. sofort an, und — man war bei Goethe. Er spricht nicht so blühend und strömend wie Herder, aber scharf-bestimmt und ruhig. Zuletzt las er uns — d. h. spielte er uns ein ungedrucktes herrliches Gedicht vor, wodurch sein Herz durch die Eiskruste die Flammen trieb, so dafs er dem enthusiastischen Paul (mein Gesicht war es, aber meine Zunge nicht —) die Hand drückte. Sein Vorlesen ist ein tieferes Donnern, vermischt mit dem leisesten Regengelispel; es giebt nichts Aehnliches." Wir theilen diese Stelle ausführlich mit, als eine Probe des Besten, was in dieser Art vorkommt; würdig und meisterhaft ist das Lebendige dieses Vorgangs aufgefafst! Merkwürdig ist auch der kürzere Bericht über den Besuch bei Schiller: „Ich trat gestern — schreibt Jean Paul —, vor den felsigten Schiller, an dem, wie an einer Klippe, alle Fremde zurückspringen; er erwartete mich aber, nach einem Brief von Goethe. Seine Gestalt ist verworren, hart-kräftig, voll Edelsteine, voll scharfer schneidender Kräfte, aber ohne Liebe. Er spricht beinahe so vortrefflich, als er schreibt. Er war ungewöhnlich gefällig, und setzte mich durch seinen Antrag auf der Stelle zu einem Kollaborator der Horen um." Man sieht in diesen Bezeichnungen welche Jean Paul von Goethe'n und Schillern versucht, sehr leicht neben dem, was der Gegenstand aufnöthigte, auch das, was die Subjektivität hinzu that, welche denn doch vor Goethe's Gewalt sich nicht halten konnte, und dem Gegenstande vollen Raum geben mufste, gegen Schiller aber etwas sich behauptete. Die weichen Herzensbewegungen des lieben ehrlichen Weltneulings konnten freilich nicht sogleich nach seinem Wunsch und Bedürfnifs in jenen Heroen wiederklingen! Aber die Sache hat bei Jean Paul noch überhaupt eine eigne Bewandtnifs. Wie es Menschen giebt, denen, bei ausgemachter Unzulänglichkeit ihrer selbst, das Beste in der Welt kaum gut genug dünkt, so gehört Jean Paul der entgegengesetzten Art an, welchen, bei ganz guter Berechtigung zum Theilhaben an dem Besten, dieses doch leicht allzu gut ist, und ihnen eine Sehnsucht nach etwas Zweitem und Dritten läfst, das ihnen erst das rechte Element des Behagens wird. So kehrt unser Autor aus aller Höhe und Breite der Welt, zu denen er durchgedrungen, stets nur in seine beschränkteren idyllischen Zustände mit Vorliebe zurück. Wir wollen die gediegene Redlichkeit und die edle Einfalt, welche ihn hiebei leiten, nicht mifskennen; dieser Zug in ihm, sofern das Leben selbst dabei in Betracht kommt, ist höchst ehrenwerth, das Gemüth kann sich dabei erheben, der Charakter stählen; aber auf litterarische Urtheile und Neigungen wirkt er herabziehend und verengend. So schliefst Jean Paul unter den Grofsen immer gern an die Nichtgröfsten sich an, unter den Philosophen sind nicht Kant oder Fichte, sondern Jacobi und Herder seine Männer, unter den Dichtern sind ihm Goethe und Schiller offenbar unbequem, ihm ist mit Wieland viel traulicher zu Muth, besonders drückt ihn Goethe's Person und Geist, die er anerkennt in ihrer Gröfse, denen er zu huldigen frei genug mit bestem Willen sich beeifert, — aber behaglich wird ihm in dieser Nähe nicht, wie überhaupt in dem glänzenden, ihn sonst mit Lob und Gunst und Ehre berauschenden Kreise von Weimar nicht, so dafs er endlich sogar in Halberstadt und beim alten Gleim ausrufen kann: „Wie hebt diesen biedern Borussianer, der vor lauter Feuerflammen nie die rechte Gesichtsfarbe anderer Menschen haben kann, mein Herz über die ästhetischen Gaukler in Weimar und Jena und Berlin, die für keine Seele eine haben, vor denen alle Charaktere nur beschaut, nicht ergriffen, wie die Charaktere, die von fünf bis acht Uhr auf der Bühne dauern,

Digitized by Google

vorübergehen!" Uns scheint denn doch selbst in dieser Stelle, weil Jean Paul besser mahlt, als wählt, der Gelobte schlimmer gezeichnet, als die Getadelten!

Wegen dieses feinen Sinnes, mit welchem er auffafst, und wegen der Aufrichtigkeit, die ihn alles Gefafste sagen läfst, ist Jean Paul als Personenzeichner, sobald man nur im Auge behält, dafs er es ist, der den Griffel führt, gar nicht zu verschmähen. Seine Schilderungen und Urtheile sind meist bedeutend an Gehalt, oft eindringend, und immer schon als die seinigen merkwürdig, selbst wo er sich irrt oder nicht ausreicht. Ueber die beiden Schlegel, über Lafontaine, Reichardt, Böttiger, Kotzebue und viele Andre, die in der Litteratur damals etwas galten oder trieben, kommen gute Stellen vor. So heifst es von Kotzebue: „Wider meine Erwartung ist seine Rede schlaff, geistlos, ohne Umfassen wie sein Auge; auf der andern Seite scheint er weniger boshaft zu seyn, als fürchterlich-schwach: das Gewissen findet in seinem Breiherzen keinen massiven Punkt um einzuhacken." Und bald nachher: „Er verlohnt es gar nicht, dafs man mit oder von ihm spricht: nicht ein einziges eignes Urtheil ist in seiner Seele." Ueber Reichardt sagt, nach vielem Lobe seiner Gefälligkeit und sonstiger weltlichen Eigenschaften, Jean Paul ohne Hehl: „Ich und Reichardt sind Weltpolen weit auseinander, mir kann nur sein Erzählen und ihm von mir nur mein Zuhören gefallen; über Kunst und Menschen und Empfindungen sind wir ewig getrennt." Ueber Frauenzimmer ist Jean Pauls Urtheilswort fast immer glücklich; er besitzt für sie, bei starkem Glauben und Anbeten, einen überaus zarten und eindringenden Unterscheidungssinn. So finden wir Frau von Kalb, deren Namen in Goethe's und Schillers Briefwechsel mehrmals nur genannt wird, hier in ihrer vollen geistigen Bedeutenheit mit wahren Meisterstrichen bezeichnet, und wir lernen hier ermessen, was wir uns dabei vorzustellen haben, wenn dieser aufserordentlichen Frau als einer Freundin und Umgangsnahen in jenem Briefwechsel Erwähnung geschieht. Ueberhaupt müssen solche vertrauliche Mittheilungen der Zeitgenossen einander wechselsweise ergänzen und beleuchten, damit auch der Fremde und Spätlebende nach und nach in einer solchen wirklichen und durch geistige Ueberlieferung zugleich idealen Gesellschaftswelt endlich ganz einheimisch werde und mitlebe. Ueber Emilie von Berlepsch, über die erste Frau August Wilhelms von Schlegel, Frau von Wolzogen, von Crayen, Heinsius, Amalie von Imhof und Andere kommen ebenso nach Gelegenheit bald längere, bald kürzere Worte vor, in welchen die Anmuth und die Wahrheit mit einander wetteifern, und ein etwaniges Uebergewicht der einen oder der andern nicht grade viel verderben kann! —

Wir dürfen uns freuen, durch solche Gaben, wie diese Briefe, unsre Litteratur sich immer glücklicher beleben, ausründen und geschichtlich darstellen zu sehen. Nicht nur die entschiedenen Freunde Jean Pauls, indem sie ihn selbst ganz wiederfinden, können eines auserlesenen Genusses hier versichert seyn, sondern auch andre Leser, und selbst solche, denen, wie hier einmal gesagt wird, seine heftigen Sprünge und gewaltsamen Verbindungen fast Gehirnkrämpfe machen, haben vermittelst des verarbeiteteten Stoffes grofse Befriedigung zu gewärtigen.

Zu wünschen bleibt nebenher, um auch dies nicht unberührt zu lassen, dafs bei Herausgabe solcher Bücher mit kundiger Umsicht und strenger Genauigkeit verfahren werde, und weder offenbare Sprachschnitzer sich einschleichen, wie hier einigemal geschehen, noch allbekannte Namen und Bezeichnungen falsch vorkommen, und z. B. weder Ellypse, noch anastomasiren geschrieben, noch solche Namen, wie Reichardt, Siéyes, Körte u. s. w. in Reichard (um so schlimmer, da es einen solchen ebenfalls gab), Sieges und Görte entstellt werden! Aufgefallen ist uns auch, dafs nicht Jean Paul allein, sondern auch sein Freund Otto schon in frühster Zeit hier als Befolger der späteren und gar nicht gerechtfertigten Sprachweise auftreten, wonach Jean Paul das verbindende S bei zusammengesetzten deutschen Hauptwörtern gänzlich vertilgt wissen wollte, und seinestheils in der That zu vertilgen anhob. In solchen Fällen wird die Wunderlichkeit besser auf das Gewöhnliche zurückgeführt, als dieses in jene übertragen. —

K. A. Varnhagen von Ense.

Digitized by Google

Nro. 64.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1829.

Plato's Werke von Fr. Schleiermacher. Dritten Theiles erster Bd. Der Staat.

(Fortsetzung.)

Hienach widerlegt sich nun von selbst, dafs nicht zum Behufe einer äufserlichen Parallelisirung, Plato die Militär-Macht als eine bleibende Function im Staate setzte wie in der Seele den Muth; sondern weil dieses gesonderte Bestehen nothwendig aus dem Begriffe beider fliefst. Der Staat ist nämlich der vollkommenste, wo alles, was als seine Thätigkeit erscheint, auch als permanente Function eines in den Organismus des Ganzen eingreifenden Gliedes auftritt. Das ist der vernünftige Grund für die stehenden Heere. Der empirische Grund, oder die Nützlichkeit geht uns nichts an, obgleich das Vernünftigste auch das Nützlichste ist. Wenn aber Schleiermacher nun auch die Nützlichkeit dieses Instituts angreift, und behauptet, dafs ein im Fall der Noth zusammengerufenes Heer, wo nur die Führer permanent seien, dieselben Dienste thue, als ein stehendes, so verweist Referent den Uebersetzer mit dieser paradoxen Behauptung an erfahrne Taktiker, welche wohl mit bessern Gründen als Referent, dieselbe widerlegen würden. So viel ist indessen jedem klar, dafs Plato sich auch hierin als einen gröfseren Politiker gezeigt hat, als manche seiner Erklärer; und wenn man es auch nicht zugestehen will, durch die Zeit und die Geschichte gerechtfertigt worden ist, welche jene Forderung seiner oft für ein blofses Ideal gehaltenen Republik jetzt überall in die Wirklichkeit haben treten lassen. Eben so realisirt ist aber auch ein zweiter tiefer Blick des Plato, nach welchem er den Stand des Bedürfnisses nicht zu einer juristischen Sklaverei verdammte, sondern als ein Moment des politischen Lebens auffafste, wenn gleich unter der geistigen Vormundschaft der Regierenden. Diese fliefst nämlich nothwendig aus der unmittelbaren Identität von Volk und Individuum.

Aus demselben Gesichtspunkte ist die fernere Versicherung zu beurtheilen, dafs auch die Erziehungs-Maximen für diese Stände, die Pflichten eines dritten Standes, der Regierenden, welche, wie in der Seele die Vernunft, alles leiten sollen, u. s. w. eigentlich nur auf die einzelne Seele volle Anwendung fänden. Denn es ist auch nicht ein Schatten von Grund dafür anzugegeben, dafs z. B. die Verbannung unsittlicher Mythen über die Götter, damit das Eiferartige nicht durch Erregung der Begierden verdrängt werde, von gröfserer Wichtigkeit sei für den Einzelnen, als für den ganzen Stand. Und nur an wenigen Lichtpunkten seines Räsonnements drängt sich dem Uebersetzer das Bewufstsein auf, dafs die platonischen Vorschriften „nicht minder für die einzelne Seele gemeint sind, als für den Staat".

3. Der eigentliche Begriff der Gerechtigkeit macht nun den Inhalt des dritten Theils aus, welcher das Ende des vierten Buch's umfafst. Hier tritt die Quadruplicität der Kardinal-Tugenden auf, welche wegen des durchgängigen Parallelismus zwischen Staat und Individuum, sowohl den Momenten des Ganzen, d. h. den Ständen, als den verschiedenen Funktionen der Seele zukommen. Schleiermacher tadelt zunächst im Allgemeinen, dafs Plato diese Vierheit ohne Beweis angenommen habe; bemerkt indessen nachher, dafs die Anschauung der Vollständigkeit, die sich dem Leser aufdringe, Beweises genug sei. Und in der That, welchen anderen Beweis will man von Plato namentlich verlangen? Um so mehr, da ja aus der Verschiedenheit der Seelenthätigkeiten auch die verschiedenen Tugenden entnommen werden müssen, wenn nämlich jede Tugend nichts ist, als die Tüchtigkeit einer Funktion der Seele. Die vier Tugenden: σοφία, ἀνδρία, σωφροσύνη, und δικαιοσύνη haben nun ein solches Verhältnifs zu einander, dafs aus der Darstellung der drei ersten sich die Letzte, der eigentliche Gegenstand des Dialogs, von selbst

Digitized by Google

ergeben werde. Die drei ersten Tugenden vertheilt Plato nun dergestalt an die Stände und Funktionen der Seele, dafs die Weisheit den Wissenden im Staate und der denkenden Thätigkeit (νοῦς) der Seele zukomme; die Tapferkeit aber den Kriegern und dem Eiferartigen der Seele. Schwieriger ist die Stellung und Erklärung der σωφροσύνη, welche, wenn die Analogie vollständig wäre, dem dritten Stande der Arbeiter, und der begehrlichen Funktion der Seele angehören müfste. Plato läfst sie nun aber darin bestehen, dafs die Arbeiter den Befehlen der höheren Klassen gehorchen. Wie nämlich die Vernunft in der Seele und die Wissenden im Staate bestimmen, was geschehn soll, die Tapferkeit aber und die Krieger ausführen, was jene entscheiden, weil der Muth seinem Begriffe nach der Helfer der Vernunft ist, und ihr beispringt: so mufs endlich die Begierde und der Stand der Begierde sich dieser Vernunft unterwerfen, die sie nicht in sich tragen, sondern die nur von aufsen an sie kommt. Diese Harmonie der Begierde mit der Vernunft, so dafs das Thun der Begierde durchaus von der Vernunft geleitet wird, ist die Tugend der σωφροσύνη, *temperantia*, Mäfsigung oder Mäfsigkeit; nur dafs Mäfsigung zu weit ist, indem sie nicht nur auf die sinnlichen Begierden geht, sondern auch z. B. auf den Zorn; Mäfsigkeit aber zu eng, indem sie nur die sinnlichen Begierden des Essens und Trinkens begreift. Immer bleibt Mäfsigkeit der beste Ausdruck, wenn wir nur bevorworten, dafs wir ihn auf alle sinnlichen Begierden, bei welchen es sich um die Lust handelt, ausdehnen. Die σωφροσύνη ist hienach also allerdings, wie Plato sagt, eine Tugend aller Stände; indem zu derselben nicht nur die Begierde der Arbeiter, sondern auch die Vernunft der andern Klassen gehört; nichts destoweniger hat sie aber ihren eigenthümlichen Sitz in den Arbeitern. Darauf hat Plato indessen nicht genug insistirt; und der Mangel, den Schleiermacher an der Darstellung dieser dritten Tugend tadelt, hätte hauptsächlich hierin gesehn werden müssen. Doch entgeht dem aufmerksamen Leser Plato's das wahrhafte Verhältnifs der Sache nicht. Die Tugend der niedrigsten Seelenthätigkeit und des niedrigsten Standes mufs auch *implicite* in der höchsten, vollendetsten Tugend liegen, nicht aber umgekehrt; in der Weisheit ist daher die gemäfsigte Begierde enthalten, ohne dafs diese nothwendig jene in sich schlösse. Die platonische Auffassungsweise ist also ganz richtig. Zugleich ist aber die σωφροσύνη der Arbeiter verschieden von der σωφροσύνη der Wissenden. Die Erste fliefst aus dem blinden Instinkte, einer höheren Macht bewufstlos zu folgen, Letztere ist ein durch Weisheit und klares Bewufstsein vermitteltes Unterordnen der sinnlichen Begierden. Diese aus der energirenden Vernunft hervorgehende σωφροσύνη kann dann mit Recht Besonnenheit genannt werden, wie Referent schon anderen Orts bemerkte (System der philosophischen Moral S. 244.) Die σωφροσύνη der niederen Klassen darf aber schlechterdings nicht durch Besonnenheit übersetzt werden. Dieser Ausdruck setzt erstarkte Vernunft, Nachdenken, Reflexion und Sinnen voraus, wie sie durchaus dem grofsen Haufen nicht zugetraut werden können.

So ist denn auch die vom Referenten an der angezogenen Stelle ausgesprochene Prophezeihung in Erfüllung gegangen, dafs Schleiermacher grofser Schwierigkeit und Verlegenheit nicht entgehn würde, wenn er auch in der Republik σωφροσύνη stets durch Besonnenheit übersetzte. Diese Verlegenheit gesteht er selbst ein, indem er die Beschreibung der σωφροσύνη für einen der schwächsten Theile der Republik hält. Alles Dunkele verschwindet aber, wenn man nur die zwei Bedeutungen der σωφροσύνη genau von einander unterscheidet. Und so scheint Schleiermacher denn in der That seinen Misgriff eingesehen, und des Referenten Einwand stillschweigend anerkannt zu haben; wenigstens an einer Stelle, Buch VIII, S. 422. (*Bekk. p.* 398. *Henr. Steph. p.* 555.) wo er σωφροσύνη gerade zu durch „Besonnenheit und Mäfsigung" übersetzt. Warum fügt er Mäfsigung hinzu, wenn Besonnenheit der rechte Ausdruck ist? Warum Besonnenheit, wenn es Mäfsigung heifsen sollte? Beides zusammen kann aber hier durchaus nicht stehen; denn Plato gebraucht σωφροσύνη gerade hier in dem beschränkteren Sinne, in welchem bei Aristoteles diese Tugend sich ausschliefslich findet, da er sie dem ἀκολασταίνειν, der Zügellosigkeit der Begierden, gegenübersetzt. Die diesem Laster entgegengesetzte Tugend kann aber keine andere, als das Zähmen der sinnlichen Begierde sein, die Mäfsigkeit, (*temperantia* oder *modestia*).

Dieses Gezähmtsein setzt nun weder einen noch dauernden Kampf, noch eine gänzliche Unterdrückung der sinnlichen Begierde voraus, sondern Harmonie von Vernunft und Begierde, ruhige Unterordnung dieser un-

Digitized by Google

ter jene. Und so ist schliefslich noch auf einen anderen Irrthum des Uebersetzers aufmerksam zu machen, welcher in der Mäfsigung nur ein gewaltsames Zurückdrängen der Begierden sieht, und dies dann doch höher setzt als die Besonnenheit. Er nennt es nämlich heidnisch, dafs Plato, „die Besonnenheit, als freie Zusammenstimmung der niedern Vermögen mit den höheren, höher stellt, als die Mäfsigung, die eine von der Vernunft errungene Gewalt über die Anmafsung der niedern Vermögen ist". Hiegegen ist nun, was die Sache betrifft, zu bemerken, dafs allerdings erst mit dem Beginnen des christlichen Standpunkts die absolute Zurückdrängung der Begierde für das Höhere gehalten wird. Auf die Spitze getrieben, artet dies aber in Ascetik aus, und ist selbst jetzt nicht einmal ethische Forderung. In Bezug auf den Ausdruck ist aber zu erinnern, dafs Mäfsigung gar nicht blofse Gewalt über die sinnlichen Begierden bedeuten könne. Die Mäfsigung besteht nämlich im Mafshalten, und zwar hier in Rücksicht auf die sinnlichen Begierden. Das rechte Mafs in ihrer Befriedigung ist also durchaus kein blofses Zurückdrängen der Begierden, sondern da das rechte Mafs eben durch die Thätigkeit der Vernunft gegeben ist, so ist die Mäfsigung vielmehr freie Zusammenstimmung der höheren Vermögen (Vernunft) mit den niedern (Begierde); was Schleiermacher Besonnenheit nennt, die platonische und aristotelische σωφροσύνη; denn diese Tugend hat schon durch die Gesinnung des Guten, welche ihr immanent ist, die Begierden überwunden und in Harmonie mit der Vernunft gebracht. Was Schleiermacher aber hier fälschlicher Weise Mäfsigung nennt, ist vielmehr die ἐγκράτεια beider griechischen Philosophen, welche darin besteht, erst nach einem Kampfe gegen die Begierde, die noch mächtig ist, über sie Herr zu werden. In diesem Sinne ist es nun nicht heidnisch, sondern ganz allgemein vernünftig und nothwendig, die σωφροσύνη über die ἐγκράτεια zu setzen. Aus jener Verwechselung der Ausdrücke fliefst nicht nur alle Verwirrung in der Schleiermacherschen Darstellung, sondern auch die Schwierigkeit, den Knoten zu entwirren.

Ausführlich hat nun Referent diesen Gegenstand behandelt, theils um die Richtigkeit seines Einwandes nochmals selbst zu prüfen, theils um Antwort, vielleicht Belehrung dem Gegner zu entlocken. Und so fügt Referent denn noch dies hinzu, dafs weil Schleiermacher ausschliefslich den allgemeinen Charakter der σωφροσύνη berücksichtigte, und sie blos als Zusammenstimmung der höheren und niedern Stände definirte, er den Unterschied derselben von dem Begriffe der Gerechtigkeit anzugeben nicht vermochte. Denn diese ist erst eigentlich die allgemeine Tugend, welche alles zusammenhält und jedem seine feste Grenze anweist. Sie ist die Haupttugend, auf die alles ankommt, um derentwillen der ganze Aalauf genommen wird. Und doch soll sie von Plato am schwächsten dargestellt worden sein, wie denn auch Schleiermacher das wenigst Mögliche in seiner Einleitung über dieselbe sagt. Ist nun aber, wie wir zeigten, die σωφροσύνη, eben so als Weisheit und Tapferkeit, auch eine specifische Tugend, so befiehlt dagegen die Gerechtigkeit, welche auch Aristoteles als die allgemeine Tugend auffafst, dafs jeder im Staate thue, was seines Amtes ist, nicht nur dafs die Arbeiter gehorchen, und durch die Härte der Arbeit ihre Begierde zu zügeln lernen (σωφροσύνη), sondern auch dafs die Wissenden befehlen, und die Krieger ihnen beispringen, ihre Befehle ausführen, und nach aufsen und innen den Staat vertheidigen. Wegen dieser Allgemeinheit der Gerechtigkeit ist es daher auch vollständig gerechtfertigt, wie Plato seine Darstellung der mit der Ethik identischen Politik als Lehre von der Gerechtigkeit auffassen konnte, da sie eben das Umfassende aller Tugenden ist, sowohl des Einzelnen, als des Staates.

Mit Recht lobt Schleiermacher dann das Ende dieses Abschnitts, wo Plato immer mehr in's Grofse gehe, und nicht nur den einzelnen Staat in diese Momente theile, sondern auch in den verschiedenen Völkern selbst, welche die Auslegung des Menschengeschlechts überhaupt sind, diese Grundzüge der individuellen Seele wiederfindet. Es ist dies der erste Versuch einer Philosophie der Geschichte. So wohnt die Weisheit des Menschengeistes im Geschlechte der Hellenen, die Tapferkeit und das Eiferartige in den thracischen und scythischen Völkerschaften, die erwerblustige, arbeitsame Thätigkeit aber, vorzüglich in Phönicien und Aegypten, als den beiden Repräsentanten Asiens, theils für Ackerbau, theils für Industrie und Handel.

Wenn Plato nun aber schliefslich zum Begriff der Gerechtigkeit noch den der Ungerechtigkeit hinzufügen will, und sagt, dafs sie umgekehrt in Vielgeschäftigkeit bestehe, oder dafs man sich mische in die Geschäfte der Anderen: so kündigt er diese ganze Untersuchung, und die Eintheilung der Ungerechtigkeit in ihre Arten,

Digitized by Google

so wie die Erkenntnifs dieser Arten in den verdorbnen Staatsformen hier nur an, und kommt erst im fünften Abschnitte wieder darauf zurück, nachdem er, wie Schleiermacher die Sache auffafst, vorher noch eine Episode eingeschoben hat.

4. Dafs nun Sokrates in diesem vierten Abschnitte (Buch V—VII.) noch nicht zu jenem Zwecke schreitet, die Ungerechtigkeit darzustellen, ist richtig. Keineswegs ist das Folgende aber darum episodisch, sondern Adimant, noch nicht zufrieden mit diesem allgemeinen Begriffe vom Staate und der Gerechtigkeit, lockt aus Sokrates noch einige Konsequenzen heraus, welche eben die Ausführung und Verwirklichung des Begriffs des Staats enthalten. Wenn nämlich die Vernunft und die Wissenden alles leiten sollen, so mufs auch von ihnen jede Verrichtung des Staatslebens ausgehn. Eigenthum und Ehe können also nicht Privatsache sein, sondern müssen durch die Herrscher angeordnet werden. So wird im ersten Theile dieses Abschnitts von Gütergemeinschaft zwar weniger gehandelt, weil Plato sie schon früher berührte, hauptsächlich aber von der Gemeinschaft der Weiber; und dann werden in einem zweiten Theile die Wissenden näher beschrieben.

a) Was nun den ersten Punct betrifft, so sieht Schleiermacher sehr wohl ein, dafs die Gemeinschaft der Weiber oder das Aufheben des Hauswesens eine blofse Konsequenz der Gütergemeinschaft ist. Denn ohne Privateigenthum ist der Begriff einer Familie nicht denkbar. Schleiermacher geht dann zur Kritik dieser Ansicht fort, und bemerkt zunächst, dafs die von Plato versuchte Gleichstellung der Geschlechter nicht eine von den Annäherungen an's Christenthum sei, welche man in diesem Philosophen hat finden wollen. Und gewifs wäre Niemand auch ohne diese Bemerkung auf solchen Einfall gekommen. Denn gerade in demselben Augenblicke, wo Plato die Frauen den Männern insofern gleichstellt, als er sie, wie die Männer, unter die verschiedenen Stände vertheilt, und ihnen deren Geschäfte mitüberträgt, setzt er beide Geschlechter vielmehr ungleich, und das Weib als das Schwächere und Schlechtere. In der That, wenn das Weib thun soll, was die Natur eigentlich dem Manne angewiesen, so kann es sich in diesem Geschäfte nicht so auszeichnen. Gleich sind daher die Geschlechter erst da, wo jedes in seinem Berufe als vollendet gesetzt wird. Dies konnte indessen Plato nicht zu Stande bringen, da er den Beruf des Weibes, die innere Einrichtung des Hauswesens gänzlich vernichtete; und es blieb ihm daher nichts übrig, als auch die Frauen den Ständen einzuverleiben, indessen nicht ohne Zagen. So traute er besonders dem Muthe der kriegerischen Frauen nicht, und verordnete daher, dafs sie nur als Nachtrab den Feind durch ihre Menge schrecken sollten. Statt aber ferner in der Weibergemeinschaft nur das Unsittliche zu sehen, und zu sagen: „dafs diese es sei, welche jeder unserer Zeitgenossen von gesundem Sinne bis auf die letzte Spur aus diesem Werke verlöschen möchte," hätte Schleiermacher lieber das Philosophem historisch rechtfertigen und als dem Geiste platonischer Staatsverfassung vollkommen angemessen darstellen sollen. Dann würde man diese Ansicht nicht aus der platonischen Republik verwischen wollen, sondern als eine schöne Zierde und nothwendiges Glied des Ganzen ansehen. Sich in den Geist des Alterthums zu versetzen, und es in sich, aus sich und durch sich zu beurtheilen und zu erfassen, ist das wahrhaft Philosophische, oder auch Philologische, wenn man will. Plato nur zu tadeln, und mit unserer Denkweise zu vergleichen, welcher die Weibergemeinschaft allerdings sehr widerstrebt, ist und bleibt oberflächlich, und kann nie zu einem unpartheiischen Urtheile führen, das doch die Frucht wahrer umfassender Gelehrsamkeit sein soll. Was nun also die historische Rechtfertigung Plato's betrifft, so liegt sie in dem Gesagten, das in der griechischen Weltanschauung individuelle Freiheit sich zwar hervorthut, aber durchaus in absoluter Harmonie mit dem allgemeinen Willen. Der Staat ist noch nicht, wie in unserm modernen Standpuncte, zu der Tiefe und unendlichen Festigkeit gelangt, wo er die Gesinnung des Individuums nicht mehr so unumgänglich nöthig hat, sondern dieses seiner unendlichen Freiheit gewifs, sich auch in sich zurückziehn, und auf sich beschränken kann, ohne dafs es darum dem Leben des Staats verderblich zu werden vermöchte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

No. 65.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1829.

Plato's Werke, von Fr. Schleiermacher. Dritten Theiles erster Band. Der Staat.

(Fortsetzung.)

In Griechenland bezeichnet diese Willkür, und Opposition des Individuums gegen den Staat dagegen nur das einbrechende Verderben. Diese Subjektivität, welche das öffentliche Leben ins Privatleben untergehen liefs, hat Plato mit seinem grofsen Sinne denn nun auch als das einbrechende Verderben erkannt, und da er dies Princip der Subjektivität nur als Verderben auffassen konnte, so hat er in seinem Staate auch eine Hilfe dawider gesucht, indem er alle Willkür entfernte, damit jedoch zugleich die freie Persönlichkeit am tiefsten verletzte*). Das Hilfsmittel, was er erfand, nahm er aber nicht von aufsen, sondern schöpfte es aus dem Begriff der griechischen Weltanschauung selbst, indem er diese nur bis zur Hyperbel steigerte. Romantische Liebe und freie Wahl schlossen in Griechenland nicht die Ehe, sondern der höhere Wille der Eltern. So ist nur ein Schritt weiter zu thun, um diese Sorge einem noch höhern Willen zu übertragen, dem einzig vernünftigen im platonischen Staate, oder den Wissenden. So hat Plato mit unerbittlicher Konsequenz den Charakter der Oeffentlichkeit, welcher schon der Grundzug des griechischen Lebens ist, auf jede Thätigkeit des Individuums ausgedehnt, weil ihm Politik und Ethik unmittelbar eins sind. Diese Darstellung ist zugleich eine Rechtfertigung und Kritik Plato's, indem sein Standpunct nicht als der höchste ausgesprochen wird. So allein hätte Schleiermacher ihn immanent widerlegen müssen, und die Hauptpunkte einer solchen immanenten Kritik der Gütergemeinschaft und Gemeinschaft der Weiber hätte ihm dann auch schon die Politik des Aristoteles (II, 1—3) dargeboten.

*) Hegel: Rechtsphilosophie: Vorrede S. XIX.

b) Im zweiten Theile dieses Abschnitts kommt Plato nun darauf, die Regierenden näher zu charakterisiren. Da sie die Wissenden sind, so werden aus früheren Dialogen die Begriffe von Erkenntnifs und Wissen wieder aufgenommen, näher bestimmt, und durch Vergleiche erläutert. So werden die Nichtwissenden in jenem bekannten Gleichnisse mit den Bewohnern einer Höhle verglichen, die Vernunft mit dem Auge u. s. w. Da endlich die Wissenden das unveränderliche Sein erfassen und es auch als Gutes realisirt haben, so wird Fortschritt und Ausbildung des Staats verwehrt, so dafs (setzt Schleiermacher hinzu) „unser Weiser als der strengste und eigentlichste Vertheidiger der Stabilität erscheint." Auch hievon hätte eine tiefere Zurückführung auf das Princip verlangt werden können. Dieses ist nämlich Aufhalten des einbrechenden Verderbens. Das Verderben und der Untergang der alten Völker kam aber gerade von der fortschreitenden Ausbildung und Wohlhabenheit her; denn da die Arbeit nicht Beschäftigung eines freien Standes, sondern den Sklaven überlassen war, so konnte der Reichthum nicht das Produkt der Arbeit, sondern nur ein Resultat der Eroberung sein. Reichthum, Blüthe und Fortschritt der alten Völker haben also nur ihren gegenseitigen Untergang herbeiführen können, während der fortschreitende Reichthum und die Blüthe unserer Staaten auf gegenseitigem Tausch der Arbeiten ruht und also nicht ihr Verderben veranlafst. Die antike Welt dagegen (und Plato hat in seinem Staate diese Nothwendigkeit geahndet) hätte nur durch jenes Stabilitätssystem dem herannahenden Untergange entfliehen können.

Vergleichend endlich unsere Staaten mit dem Platonischen, ob denn der Wunsch Plato's in Erfüllung gegangen sei, dafs die Regierenden philosophiren, oder die Philosophen regieren, sagt Schleiermacher, dafs ja wissenschaftlich Gebildete in der That regieren, und die es nicht thun, dennoch durch Unterricht die öffent-

Digitized by Google

liche Meinung bilden, „welche doch immer, wenn auch unbewufst der höchsten Gewalt das Mafs gibt." Die folgende Schlufsphrase aber, wie man sie auch wende, und wie sie sich auch winde, kann nichts anders, als eine Anpreisung der in unseren Zeiten so häufigen Militärrevolutionen bezwecken: „Ja wir können es, wenn auch augenblickliches Unheil nicht immer sollte zu vermeiden sein, doch mit ziemlicher Zuversicht dem eiferartigen Elemente, in dessen Entwickelung wir den Alten so weit voraus sind, anheimstellen, zu unterscheiden, wo selbstsüchtige oder schmeichlerische Sophisterei die Person des Philosophen spielen, und die Darstellung der Idee des Guten verfälschen will." Referent fragt, ob dies nicht eben so antiplatonisch, als demagogisch ist; denn das eiferartige Element soll ja nach Plato immer nur den Wissenden beispringen, und selber nichts entscheiden. Wollte jene Phrase platonisch bleiben, so hätte sie zum wenigsten die Philosophen aufwiegeln müssen, wenn sie zufällig nicht das Ruder des Staats führen sollten; und dann hätten diese sich erst des eiferartigen Elements zu bedienen, um ihren demagogischen Theorien Wirklichkeit zu verschaffen.

5. Höchst anmuthig beschreibt nun Plato im fünften Abschnitte (Buch VIII und IX), wo er auf das am Ende des dritten Abschnitts Angedeutete zurückkommt, die vier verschiedenen Arten des Ungerechten sowohl im Staat, als im Einzelnen. Die beste Verfassung ist ihm die Aristokratie, oder die Herrschaft der Besten, aus welcher alle anderen durch Verschlechterung entstanden seien. Den Begriff, das Ansich des griechischen Staatslebens setzt Plato nun auch der Zeit nach als das Erste. Denn wenn es gleich der Geschichte überhaupt wesentlich ist aus dem Unvollkommnen das Vollendete zu entwickeln, so mufs doch jeder bestimmte Standpunct der Geschichte aus der Blüthe in den Verfall gerathen. So ist Schleiermachers Bemerkung gar nicht einmal wahr, dafs diese geschichtliche Entwickelung der Verfassungen blofse mythische Form sei. Eine mythische Form hat Plato freilich dann auch noch hinzugefügt; und so gibt Schleiermacher denn selbst zu, dafs in der griechischen Geschichte häufig die anderen Verfassungen aus der Aristokratie entstanden seien, wie denn alle homerischen Königreiche eigentlich Aristokratien waren, indem die Tapfersten und der König herrschten. Wenn Schleiermacher dann endlich noch hinzusetzt, Plato widerspreche sich selbst, indem er oft und häufig zu verstehen gebe, dafs sein Staat, den er doch hier als den geschichtlich ersten setzt, nie in der Wirklichkeit bestanden habe, und bestehen werde: so beruht dies auf der falschen Voraussetzung von der platonischen Republik, als einem Ideale des Staats. Denn da die platonische Republik im Ganzen nur den Begriff des griechischen Staatslebens entwickelt, und zwar auf die Spitze getrieben, um dem einbrechenden Verderben Einhalt zu thun, so gibt Plato freilich diese wenigen Neuerungen und Vorschläge für ein blofses Ideal aus, ohne indessen seinen ganzen Staat dafür zu halten. Den besten Beweis dafür, dafs Plato diese Ansicht keinesweges hatte, liefern die Gesetze, wo er nun nach jenem Urbilde den wirklichen Staat konstruirt, und nur in etwas von den strengeren Forderungen der Republik abläfst.

Die Art und Weise, wie aus der Aristokratie alle anderen Verfassungen hervorgehen, ist nun nach Plato folgende. Durch immer gröfsere Vernachläfsigung in der Mischung der Geschlechter werden die Herrscher fortwährend schlechter. Zuerst suchen sie nämlich statt der Weisheit Ehre im Kriege, Privateigenthum u. s. w., so dafs das Eiferartige herrscht in dieser ersten ungerechten Verfassung (Timokratie) und für das Beste gehalten wird; ferner in der Oligarchie der Reichthum. Eben so waltet im einzelnen Menschen, welcher solcher Verfassung entspricht, entweder das Streben nach Ehre, oder nach Lust und Reichthum vor. Immer ist in diesen Verfassungen aber noch ein Anklang von Aristokratie, weil immer etwas für das ἄριστον gehalten wird, wenn gleich ein Falsches. Nun folgt die Demokratie, wo die Armen regieren. Sie lassen alles gelten, nichts aber sich über Anderes erheben. Eben so thut der demokratische Charakter bald dies bald jenes, ohne Zwang und Ordnung. Die heiterste Ironie des athenischen Charakters zieht sich durch diese Darstellung hindurch. Die ungemessenste Freiheit erzeugt endlich die Tyrannei, die letzte der ungerechten Verfassungen. Schleiermacher äufsert über dieselben weiter nichts, und doch wäre es interessant gewesen, Plato mit Aristoteles zu vergleichen und auf des Letzteren Abweichungen von dieser platonischen Eintheilung aufmerksam zu machen. Namentlich nimmt Aristoteles die Timokratie in einem ganz anderen Sinne als Plato, ferner spricht er von verschiedenen Arten der Oligarchie und Tyrannei, und

Digitized by Google

kennt eine neue Art von Verfassung, welche er mit dem allgemeinen Namen πολιτεία bezeichnet, und in die Mitte setzt zwischen Aristokratie und Demokratie. Ja es hätte sich wohl auch der Mühe verlohnt, zu sehen, wie Montesquieu die verschiedenen Verfassungen zu einander stellt, und welches Princip er einer jeden anweist. Ueber die Stellung des Königthums ist Plato und Aristoteles einig. Sie halten es für die beste Aristokratie, nur wegen der Seltenheit eines so vortrefflichen Mannes müsse meist Aristokratie im eigentlichen Sinne daraus werden.

An diese Darstellung schliefst sich nun nach Schleiermacher der Beweis, dafs der gerechteste Staat und Mann auch der glückseligste sei. Schleiermacher tadelt, dafs drei Beweise statt eines angeführt werden, welches Mistrauen gegen jeden einzelnen errege. Der Grundgedanke scheint Referenten aber nur der Eine zu sein, welchen Aristoteles dann später so trefflich durchführte, dafs das der Vernunft gemäfse Leben auch die gröfste Lust in sich schliefse und also zugleich das Glückseligste sei; bei welchem Beweise dann, wie Schleiermacher mit Recht bemerkt, der Phädo, vornehmlich aber der Philebus vorausgesetzt werden.

Endlich folge, sagt Schleiermacher, ein neues Bild von der Seele, welches würdig die ganze Darstellung schliefse, und an das Bild des Phädrus erinnere, jedoch (dem wissenschaftlichen Standpunkt der Republik gemäfs) der ganzen dialektischen Darstellung höchst prosaisch Zug für Zug nachgehe, ohne die plastische Schönheit jenes ersten Bildes zu besitzen, und die mimische Virtuosität des Schriftstellers hervortreten zu lassen. Wie aber Schleiermacher den Schlufs des neunten Buchs so misverstehn kann, dafs dieser Staat ein Ideal sei, dem man sich nur annähern könne, ist schwer einzusehen. Die moderne Halbheit des Annäherns, (wie Hegel sagt), ist Plato im entferntesten nicht eingefallen. Er spricht nur aus, „der Philosoph beschäftige sich mit der Idee und dem Urbilde des Staats, welches auf Erden, wie er glaube, nicht zu finden sei." So ist nicht einmal die Existenz bestimmt geläugnet, viel weniger ihre Möglichkeit; und dann was ist denn in der platonischen Philosophie das ὄντως ὄν, das wahrhaft Wirkliche, anders als die Idee? Obgleich Aristoteles ihr freilich dann mit Recht vorwirft, dafs sie eine blofse Möglichkeit zum höchsten Prinzipe mache. Wenn also der platonischen Republik vorgeworfen wird, Ideale aufzustellen, so ist dies nicht ihr ausschliefslich vorzuhalten, sondern das Eigenthümliche der ganzen platonischen Denkweise, und durch sie gerechtfertigt; wie es denn immer auch die Wirklichkeit selbst ist, welche Plato nur in die Form des Ideals oder in die blofse Möglichkeit erhoben hat.

6. Ob zwar Schleiermacher nun die Darstellung des Staats hiemit für geschlossen hält, so will er die Hinzufügung des sechsten Abschnitts im zehnten Buche doch noch dadurch rechtfertigen, dafs nun auch von der Tugend, welche ihrem Begriffe gemäfs dargestellt ist, gesagt werden müsse, zuerst wie sie befördert werde, und dann was ihre Folge oder Belohnung sei. Im Ganzen stimmt Referent auch mit dieser Ansicht überein. Ob die Poesie bei der Erziehung auszuschliefsen sei, was im dritten Buche untersucht wurde, wird hier nochmals genauer betrachtet; und es werden die Dichtungen, wo poetische Gerechtigkeit exerzirt wird, als zu duldende angesehen. Wenn gleich also der Künstler nur der Nachahmer des Nachahmers sei, d. h. das vom Handwerker gemachte Abbild des von Gott geschaffnen Urbildes nachahme — (das Dritte sieht Plato nicht als Rückkehr zum Ersten, sondern als vollendete Entartung an), — so will Plato doch auch in diesem Schein des Scheins noch die letzten Spuren der Gerechtigkeit verfolgen.

Und so fügt sich hier denn noch schliefslich der andere Theil dieses Abschnitts an, wo Plato von den Folgen der Tugend spricht; denn wenn er im zweiten Buche freilich jede Erwartung des Lohns, als Bestimmungsgrund, ausgeschlossen hat, so gehört es doch zur vollständigen Entwickelung der Gerechtigkeit, den aus ihr selbst fliefsenden Lohn, als ihre natürliche Folge kurz anzugeben. Das Wissenschaftliche in der Seele sei das Ewige, Unsterbliche und Gerechteste in ihr. Durch dieses sei sie einfach, die Mannigfaltigkeit aber der verschiedenen Funktionen gehe unter. So mache jenes daher auch in sich selbst der Seele gröfsten Lohn aus. Hierin liegt denn nun die Hilfe gegen den Anfangs liegen gelassenen Einwand der Sophisten, als sei das Beste: ungerecht sein und gerecht scheinen; denn das Gerechteste ist das Göttliche selbst, und nur durch dieses die Seele unvergänglich, sonst ein blofser Schein. Dafs nun dies wahrhafte Sein und Leben nur den Gerechten zukomme, sowohl im Leben als im Tode, dies wird dann allerdings von Plato zuletzt durch den Mythus

Digitized by Google

versinnlicht. Die Unsterblichkeit des Guten wird, wie im Phädo, durch die Seelenwanderung bewährt, und in der That ist das Wahre und Gute eben diese ewig unveränderliche Substanz der Individuen, welche so von dem Einen zum Andern nur zu wandern scheint. Wie im Phädo wird die Unsterblichkeit also identisch mit dieser Weisheit und Erkenntnifs gesetzt; und indem Schleiermacher selbst diese Ansicht über den Phädo entwickelt hat, ja ausdrücklich behauptet, dafs hier auf den Phädo wieder Bezug genommen sei, so ist es um so mehr zu bewundern, wie er den Mythus hier nicht als Mythus scheint behandeln zu wollen, da er doch für frühere Dialoge schon den spekulativen Gehalt desselben deutlich herausgehoben hat.

Indem Referent dieser ganzen Analyse des platonischen Gedankenganges die höchste Gerechtigkeit widerfahren läfst, würde er in der Anordnung nur einige Abänderungen zu machen wünschen. So wären aus den sechs Abschnitten bei Schleiermacher drei zu bilden, indem je zwei wegen ihrer Verwandtschaft stets verbunden werden müfsten; nach folgendem Schema:

I. Abschnitt (Buch I—IV, S. 231, der Uebersetzung). Er ist einleitend überhaupt:

1. Allgemeine Einleitung: Recapitulation der sophistischen Ansichten über die Gerechtigkeit (Buch I—II, S. 139.).

2. Besondere Einleitung: der Staat als die Gerechtigkeit im Grofsen. Absolute Identität zwischen den Funktionen der Seele und denen des Staates. Zusammenfallen von Ethik und Politik:

a) Entstehen des Staats, und des Unterschiedes der Stände aus dem Bedürfnifs: (Buch II. S. 139—154.)

b) Erhaltung des Staats durch Erziehung: (Buch II, S. 154—III, S. 209.)

c) Mittel gegen den Untergang des Staats: Ausschliefsen der freien Wahl des Standes, Gütergemeinschaft, mittleres Mafs in Reichthum, Ausdehnung des Staats u. s. w. (Buch III. S. 209—IV. S. 231.)

II. Abschnitt. Wahrhafter Begriff der Gerechtigkeit sowohl im Einzelnen, als im Staate (Buch IV. S. 231 — Buch VII.)

1. Die Quadruplicität der Kardinal-Tugenden, als Tüchtigkeiten der Seelenthätigkeiten und Stände; ja sogar ganzer Völker: Buch IV, S. 231. bis zu Ende.

2. Folgen dieses Begriffs; besonders das Verhältnifs der Weiber: Gemeinschaft der Weiber, Vertheilt-werden derselben an die Stände u. s. w. (Buch V. bis S. 301.)

3. Verwirklichung der Idee des Staats. Identität von Staatsgewalt und Philosophie:

a) Beschreibung der philosophischen Naturen: (Buch V, S. 301 — Buch VI, S. 337.)

b) Verhältnifs der Idee des Staats zu den existirenden Staaten (Buch VI. S. 337—345.)

c) Bildung des philosophischen Staatsmann's im Staate. Begriff der Erkenntnifs und ihres Gegentheils u. s. w. (Buch VI. S. 345. — Buch VII. zu Ende.)

III. Abschnitt: Manifestation der Idee der Gerechtigkeit, als aller Wirklichkeit, auch im Existirenden. (Buch VIII—X.)

1. Aus dem besten Staate (Aristokratie) entwickeln sich alle andern; und sie sind um so besser, je weniger sie durch immer weitere Erzeugung von dem Ideale entfernt sind: (Buch VIII—IX, S. 455.)

2. Identität der Glückseligkeit mit der Idee der Gerechtigkeit (Buch IX, S. 455. bis zu Ende.)

3. Die Poesie, als letzter Schein der dargestellten Gerechtigkeit, kann pädagogisch werden: (Buch X. bis S. 504.)

4. Endlich da diese Idee der Gerechtigkeit allein Wahrheit hat, so ist durch sie und in ihr allein das Individuum in seiner Unendlichkeit und Absolutheit aufgefafst, d. h. eines ewigen Lebens gewifs: (Buch X, S. 504. — bis zu Ende.) Weit entfernt also, dafs diese Exposition der Gerechtigkeit ein flüchtiges Ideal ist, gibt sie vielmehr der flüchtigen Erscheinung wesenhafte Wirklichkeit.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 66.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1829.

Plato's Werke, von Fr. Schleiermacher. Dritten Theiles erster Band. Der Staat.

(Schluſs.)

Der Schluſs der Schleiermacherschen Einleitung zur Uebersetzung der Republik ist nun der schwächste Theil der ganzen Darstellung, weil um das Verhältniſs der Republik zum Timäus und Kritias anzugeben, Schl. sich immer mehr in das Grundmisverständniſs verrennt, als seien Ethik und Politik zwei bei Plato zu trennende Disciplinen und als sei der Hauptzweck der Republik nur die Gerechtigkeit des Einzelnen. Dennoch fühlt er wohl, daſs die Republik als Anfang einer Reihe, die der Timäus und Kritias schlieſst, Entwickelung des Staats sein müsse, ja Sokrates selbst sagt im Timäus, sie hätten nichts anders dargestellt im gestrigen Gespräch als den Staat. Um nun nicht den wahren Begriff der Sache zu fassen, wonach die Gerechtigkeit des Einzelnen in den Staatsorganismus vollständig aufgeht, bringt Schl. uns im Bilde den platonischen Sokrates als das Ungeheuer eines „doppelgesichtigen Janus" vor, „im Staate rede das rückwärtsgekehrte Gesicht, im Timäus das vorwärtsgekehrte" u. s. w., als wenn ein philosophisches Werk gleich einem Taschenspielerkunststück behandelt werden könnte, und die Sache eine ganz andere Gestalt gewönne, jenachdem man die eine oder die andere Seite hervorkehre und herausputze. Auch ist es faktisch ganz unrichtig, daſs Sokrates einmal so, das andere Mal so redet. Denn wenn freilich der Staat mit der Aufgabe beginnt, die Gerechtigkeit des Einzelnen darzustellen, so sagt Sokrates doch sogleich, daſs dies unmöglich sei, ohne die Entwickelung des Staats, indem eins im Andern sei, beide nur durch einander begriffen werden können, und somit absolut identisch seien. Diese Einsicht dürfte Niemanden entgehen, der sich mit der Republik des Plato beschäftigt hat, und so widerlegt unser gelehrter Böckh *) denn die vermeinte Doppelzüngigkeit des Sokrates auch ganz einfach durch den im platonischen Charmides weitläuftig ausgeführten Satz: „daſs die Politik die Wissenschaft des Gerechten sei".

Endlich gibt Schleiermacher das Verhältniſs der Republik zum Timäus näher an. Die Republik sei zunächst das Ende einer früheren Reihe, und dann das erste Glied einer neuen Reihe, und diese zwiefache Beziehung scheine der Schlüssel zu sein für die Erklärung des im Werke noch übrig gebliebenen Dunkeln. Referent hätte hier mehr Bestimmtheit als ein bloſses Scheinen gewünscht; das bloſse Scheinen hebt die Dunkelheiten noch nicht recht auf. Allerdings ist es nun richtig, daſs die Republik als Beginn der dritten Reihe sowohl mit der früheren zusammenhängt, als mit den späteren Werken ihrer eignen Reihe. Warum soll sie aber in diesen zwei Verhältnissen, als eine verschiedene auftreten? Der Anfang einer jeden folgenden Reihe ist auch das Ende der vorhergehenden. Warum hat Schleiermacher nun nicht auch schon früher von einer doppelten Bedeutung der Anfangs-Dialoge gesprochen? Und wenn ein solcher Dialog in der That das verbindende Mittelglied zweier Reihen sein soll, so verbindet er sie nicht wahrhaft, wenn er die zwei Seiten, welche den Charakter einer jeden ausmachen, nur äuſserlich verknüpft, ohne sie gegenseitig sich durchdringen zu lassen.

Die Republik hat also nicht nur in Bezug auf den Timäus, sondern auch in Bezug auf das frühere die Bedeutung den Staat darzustellen. Mit der Art und Weise aber, wie Schleiermacher das Verhältniſs der Republik zum Timäus und Kritias auffaſst, ist Referent

*) In dem so eben mir zur Hand gekommenen Lektions-Katalog der Friedrich-Wilhelms-Universität für 18$\frac{29}{30}$, pag. 3 et 4.

Digitized by Google

im Ganzen einverstanden. Der Staat, den Sokrates so eben beschrieben hat, soll sich nämlich als wirklicher Staat darstellen. Der Timäus und der Kritias thun nun auch nichts anders als dies. Sie sind der Beweis davon, dafs die Republik kein leeres Ideal sei. Der Timäus rekapitulirt so am Anfange den ganzen Inhalt des Staats mit wenigen Worten, und entwickelt nun eine Naturphilosophie, welche bis zu den Anfängen des menschlichen Geschlechts fortgeht. Hiemit schliefst seine Aufgabe und er übergibt die von ihm gebildeten Menschen dem Kritias, damit sie in diesem letzten Dialoge dann zum wirklichen Staate zusammentreten. Dieser Staat ist dann im Kritias nicht ein erst jetzt entstandener, sondern das uralte Athen, von dem er in ausländischer Sage vernommen. Und wir wissen schon, dafs Plato den Begriff und die innere Substanz der Wirklichkeit, mythisch auch als die der Zeit nach erste Gestaltung auffafst. So ist auch die Natur auf die Idee des Guten bezogen. Sie ist nur die nothwendige Voraussetzung, damit der selbstbewufste Geist im Staatsleben zu seiner Wirklichkeit gelange. Schon im Phädo und Philebus werde diese Ansicht, sagt Schleiermacher, angedeutet. Eben so ergänze und vervollständige auch der Timäus erst die Darstellung der Republik, indem die psychologische Basis des Staats, nämlich die Funktionen der Seele nur aus der Naturphilosophie begründet werden können, da ja der Mensch mit seinen Thätigkeiten das höchste Produkt sei, zu dem die Natur sich erhebe. So sehe man also, wie das ethische Element überall im Plato vorherrsche, und selbst die Naturwissenschaft ethisirt werde. Und allerdings ist der Geist eben das Höchste, auf welches, als letzten Endzweck, alles übrige zurückgeführt werden mufs.

Ueber den Kritias enthält sich nun Schleiermacher eines weiteren Urtheils, weil er ein blofses Fragment sei. Wie sich dies nun auch verhalte, wie viel Plato selbst noch niedergeschrieben habe, und was wir auch verloren haben, der Grundgedanke ist dennoch selbst in diesem Bruchstücke enthalten. Der Begriff des Staats, den die Republik darstellte, ist als ewiges Urbild das Göttliche. Das Göttliche ist aber nicht eine blofse Möglichkeit, sondern hat die Macht sich in die Wirklichkeit überzusetzen. Diesen Gedanken vom göttlichen Ursprunge des wirklichen Staats entwickelt nun der Kritias mythisch, indem er auf die Beginne der natürlichen Schöpfung eine dämonische Weltherrschaft folgen läfst, welche in dem Lande Atlantis der Staatenbildung präsidire, und die Idee des Guten durch sie selbst zur Realisirung bringe. So bleibt die platonische Philosophie sich konsequent, indem sie auch auf der höchsten Stufe ihrer Entwickelung die Form des Mythus zur Grundform des Philosophirens macht. Dafs aber Plato die Mangelhaftigkeit dieser mythischen Darstellung eingesehen, beweist nichts besser, als der unvollständig gebliebene Kritias, und die Unmöglichkeit die hier zum Bewufstsein Plato's gekommen ist, die höchste Wahrheit auf eine adäquate Weise im Mythus niederzulegen. Die blos als Anhang behandelten „Gesetze" könnten also wohl hier ihre Stelle finden, als die Realisirung des Ideals der Republik, ohne mythische Form, nachdem diese als unzureichend befunden worden.

So viel über die Schleiermachersche Uebersetzung und ihren Werth im Allgemeinen. Was nun das Einzelne betrifft, so ist in Rücksicht auf den rein philologischen Inhalt derselben, d. h. insofern in rein sprachlicher Hinsicht richtig übersetzt worden, gewifs nur eine Stimme unter Philologen von Fach, so dafs der Uebersetzer sich damit den Namen eines Wiederherstellers des Plato verdient hat, obgleich man eigentlich nicht sieht, inwiefern Plato einer Restauration bedurft habe. Weniger zufrieden würden deutsche Sprachforscher mit der Uebersetzung sein. Denn wenn auch mit der gröfsten Kunst und Geschicklichkeit die griechische Sprachwendung auf den deutschen Styl übertragen worden ist, so bleibt es doch wieder unerklärlich, wie gerade der eifrigste Vertheidiger der Eigenthümlichkeiten, der Eigenthümlichkeit deutscher Sprechweise solche Gewalt anthun konnte, dafs er sie mit Stumpf und Styl ausrottete, oder doch wenigstens so mit Griechenthum versetzte, dafs eine ähnliche Zwittergestalt herauskommt, wie auf der ehemaligen französischen Bühne sich wohl eine Iphigenie im Reifrocke und ein Achill mit einer Allongen-Perücke hervorwagen durfte. Statt vieler Beispiele begnüge ich mich mit folgenden:

Platon. Republ. VI, init.	Uebersetzung S. 316.
οἱ μὲν δὴ φιλόσοφοι, ἦν δ' ἐγώ, ὦ Γλαύκων, καὶ οἱ μή, διὰ μακροῦ τινὸς διεξελθόν-	Die Philosophen also, sprach ich, o Glaukon, und die es nicht sind, wollten uns erst,

Digitized by Google

τος λόγου μόγις πως ἀνεφάνησαν, οἵ εἰσιν ἑκάτεροι.

nachdem wir eine lange Rede durchgeführt, zum Vorschein kommen, wer sie beide sind.

VIII, p. 546 *(Steph.) init.*

S. 407.

οὐ μόνον φυτοῖς ἐγγείοις, ἀλλὰ καὶ ἐν ἐπιγείοις ζώοις φορὰ καὶ ἀφορία ψυχῆς τε καὶ σωμάτων γίγνονται, ὅταν περιτροπαὶ ἑκάστοις κύκλων περιφορὰς ξυνάπτωσι, βραχυβίοις μὲν βραχυπόρους, ἐναιτίοις δὲ ἐναντίας.

Nicht nur den aus der Erde wachsenden Pflanzen, sondern auch den auf der Erde lebenden Thieren entsteht Tragbarkeit und Unfruchtbarkeit der Seele und des Leibes, wenn Umwendungen jeglichem der Kreise Umschwung heranführen, kurzlebigen auch von kleinem Umfang, entgegengesetzten entgegengesetzte.

Endlich bemerkt Referent, dafs wo die tiefste Spekulation im Plato hereinkommt, (namentlich im Parmenides), der Uebersetzer misverstandene Sätze durch Lesearten hat erklären wollen, welche die Autorität aller Codices umstofsen. Die Wiederherstellung einer durch eine Schleiermachersche Konjektur verunstaltete Stelle des Parmenides, hat Referent bereits in der Vorrede zu seiner Ausgabe der Nikomachischen Ethik des Aristoteles unternommen. Hier will er nur zum Schlusse noch das Misverstehen nicht einer einzelnen Stelle des Parmenides, sondern einer ganzen Reihe von Stellen anführen, und zwar in Punkten und Ausdrücken, welche gerade den Hauptgegenstand des Dialogs, das Eins, berühren. Der Platonische Satz, wo dieser Misgriff zum ersten Mal vorkommt, ist folgender (*p.* 131. *init. Steph.*, *Bekk. p.* 12.):

πότερον οὖν δοκεῖ σοι ὅλον τὸ εἶδος ἓν ἑκάστῳ εἶναι τῶν πολλῶν, ἓν ὄν; ἢ πῶς; Τί γὰρ κωλύει, φάναι τὸν Σωκράτην, ὦ Παρμενίδη, ἓν εἶναι; Ἓν ἄρα ὂν καὶ ταὐτὸν ἐν πολλοῖς καὶ χωρὶς οὖσιν ὅλον ἅμα ἓν ἔσται, καὶ οὕτως αὐτὸ αὑτοῦ χωρὶς ἂν εἴη.

Plato entwickelt, wie die Idee das Allgemeine ist, welches die Substanz und das Wesen jedes Einzelnen ist. Die Idee ist die Eine ewig sich selbst gleich bleibende Natur des Dinges, das Einzelne aber das Mannigfaltige und Viele. In jedem Einzelnen ist die ganze Idee, und sie wird deshalb nicht zertheilt und vervielfältigt. Der Satz wäre also zu übersetzen:

Scheint dir nun die ganze Idee in jedem Einzelnen der Vielen zu sein, obgleich sie Eins bleibt? oder wie? — Was hindert uns auch, habe Sokrates gesagt, o Parmenides, dafs sie als Eins sei? — Eins also seiend und Dasselbe wird die ganze Idee in den Vielen und getrennt von einander Existirenden zugleich als Eins sein; und auf diese Weise wird sie selbst von sich selbst getrennt existiren.

Der Hauptgedanke Plato's ist hier immer der, dafs die Idee, obgleich ganz in jedem Einzelnen, doch den wesentlichen Charakter Eins zu sein nicht verliere. Und nur durch das Eins sein in vielen Getrennten ist sie getrennt von sich selbst, d. h. im Anderen ihrer für sich und mit sich Eins. Schleiermacher liest aber gegen alle Bekkerschen Handschriften *ἐνεῖναι* für *ἓν εἶναι*, und *ἔνεσται* für *ἓν ἔσται*. Nun könnte und müfste man freilich bei dem Schleiermacherschen Texte das *ἓν* immer aus den vorherigen Phrasen hinzudenken; welche jedesmal *ἓν ὄν* enthalten. Aufser dafs es aber unstatthaft wäre, die Hauptsache blos suppliren zu lassen, bringt das *ἐνεῖναι* stets den schiefen Sinn herein, als sei das drin sein die Hauptsache, nicht aber dafs die Idee als Eins drin sei. Und so ist es kaum glaublich, wenn man in der Folge diese Konjektur *ἐνεῖναι* an ein Dutzend Stellen eingeführt sieht, wo die sämmtlichen Bekkerschen Handschriften mit wenigen Ausnahmen *ἓν εἶναι*, und an ein Paar Stellen blos *εἶναι* haben.

Weitere Einzelheiten übergeht Ref., es sei denn, dafs er noch eine Stelle aus der Republik anführe, wo auch Böckh (im oben angeführten Lektions-Katalog) eine Leseart bei Schleiermacher und Bekker tadelt: *Republ. I. p.* 333. *Steph.*

ἆρ' οὖν καὶ νόσον ὅστις δεινὸς φυλάξασθαι καὶ λαθεῖν, οὗτος δεινότατος καὶ ἐμποιῆσαι;

Plato sagt, dafs jeder das, was er am besten erzeugen kann, auch verhindern wird, und umgekehrt. Statt *λαθεῖν* liest nun Schleiermacher mit Bekker *μὴ παθεῖν*. Doch da diese nur von einer Handschrift unterstützte Leseart, ein frostiger Pleonasmus wäre, so vertheidigt Böckh die alte Leseart *λαθεῖν* mit Recht; *φυλάξασθαι* erklärt er *cavere sibi a morbo*, *λαθεῖν morbum fallere*, *devitare*, *latere*, *ne te capiat*. Indem jedoch auch hier beide Ausdrücke Referenten noch keine genugsam verschiedene Bedeutung zu haben scheinen, so gibt er zu erwägen, ob, während *φυλάξασθαι* durchaus den Sinn ha-

Digitized by Google

ben muſs: vor einer Krankheit sich schützen, ehe sie da ist, λαθεῖν, als hintergehen, entgehen ausdrückend, nicht genommen werden könnte für: einer Krankheit entfliehen, die man hat, sie heilen; in welchem Falle dann die Konjektur des Salvinius ἀλθεῖν, obgleich unnütz, doch den Sinn getroffen hätte.

Michelet.

XXXVI.

1. *Musenalmanach für das Jahr* 1830. *Herausgegeben von Amadeus Wendt. Leipzig, Weidmannische Buchhandlung, G. Reimer.* 288 S. *in* 8.
2. *Berliner Musenalmanach für das Jahr* 1830. *Berlin, bei G. Fincke.* 340 S. *in* 12.

Viele Jahre sind vergangen, seit kein Deutscher Musenalmanach mehr erschien, ein Name, der in unsrer Litteratur eine mit ihr aufgewachsene, ehrenwerth und fruchtbar entwickelte Gattung anmuthiger dichterischer Darbietungen herkömmlich bezeichnete. In den Taschenbüchern, welche sich jener Gattung stets reichlicher zur Seite stellten, waren Gedichte meist nur Nebensache, oder wurden ganz verdrängt durch Erzählungen, welche der stets bequemer werdenden Unterhaltungslust eine zuverlässigere Nahrung zu seyn schienen. Doch die Zurückgedrängten und Verbannten finden endlich den Augenblick, da auch sie wieder hervortreten können, und so sehen wir unvermuthet jetzt, nach so langer Unterbrechung, das Leben der Musenalmanache neu anheben, und sogar, zum Zeichen, daſs richtiger Sinn und Takt hier einer zeitgemäſsen und mehrfach fühlbar gewordenen Anregung gefolgt, gleich in gedoppelter Unternehmung und Gestalt. Schon die Merkwürdigkeit, in unseren industriellen und statistischen Tagen, wo die Sachen des Gewerbfleiſses und des berechnenden Verkehrs fast überall obenanstehen, und auch, zwar etwas gewaltsam, aber unläugbar mit Glück und zum Vortheil, sogar in den Roman eindringen, in solcher Zeit die poetischen Blumenlesen wieder aufleben zu sehen, verdient unsrerseits eine Beachtung, zu welcher die Beschaffenheit des Gelieferten nicht minder Aufforderung giebt. In der That ist es eine erfreuliche Erscheinung, neben so vielen wesentlichen und wichtigen Betriebsamkeiten, welchen der Deutsche mit steigenden Kräften und Erfolgen jetzt seinen nachhaltigen Eifer widmet, auch das dichterische Leben und Wirken in der Nation so wohlbegründet fortdauern und so ausgebreitet blühen zu sehen, wie als besondere Zeichen auch diese neuen Erscheinungen es beurkunden. Was dieses dichterische Treiben, in welchem wir mit höherer Billigkeit diesmal gern auch jede gefällige Liebhaberei und nachbildende Uebung anerkennend begreifen, in seiner Gesammtheit bedeute und der Nation werth sey, würden wir mit Betroffenheit einsehen, wenn wir dasselbe plötzlich aus unsrer Mitte verschwunden dächten! Es ist kein Zweifel, alle sonstigen Thätigkeiten, wie selbstständig und ernsten Lebenszwecken genügend sie erscheinen möchten, würden durch die Abwesenheit dieses glücklichen Elements leiden, und alle äuſsere Fülle und Gröſse, zu welcher sie führten, keinen Ersatz für dasselbe geben. Aber von solchem Unglück sind wir wahrlich nicht bedroht! Die Poesie lebt und blüht in unsrer Mitte auf allen Stufen; Meister und Jünger, Vornehme und Geringe, Süd- und Norddeutsche, Alle treten freundlich in die zur edlen Genossenschaft hier neu eröffneten Räume!

Zu beiden Almanachen hat Goethe seinen Beitrag zu geben nicht verschmäht; es ist des hohen Dichters würdig, zu dem jüngeren Alter so mild herabzusteigen, und dieses empfängt dadurch den schönsten Ehrenschmuck. Und er hat nicht etwa mit karger und flüchtiger Gabe sich abgefunden, sondern durchaus Gediegenes und Vortreffliches reichlich gesteuert. Wir bescheiden uns billig, auf diese Beiträge hier beurtheilend näher einzugehen, und sagen nur, daſs die tiefgeistige, eigenthümlich dramatisirte Dichtung im Leipziger Almanach und die vierzehn köstlichen, von reinstem Lebenshauch erfüllten Gedichte im Berliner schon allein hinreichen dürften, das Glück der beiden Büchlein zu entscheiden! Unter Schutz und Ansehn dieses höchsten Namens und durch die Gemeinschaft noch manches andern vereinigt, trennen doch beide Almanache sich in ihren weiteren Verhältnissen, und wir haben unser Wort über jeden insbesondre zu sagen.

(Der Beschluſs folgt).

Digitized by Google

Nro. 67.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1829.

1. *Musenalmanach für das Jahr* 1830. *Herausgegeben von Amadeus Wendt. Leipzig, Weidmannische Buchhandlung, G. Reimer.* 288 S. *in* 8.
2. *Berliner Musenalmanach für das Jahr* 1830. *Berlin, bei G. Fincke* 340 S. *in* 12.

(Schluſs.)

Der Leipziger Musenalmanach, von Amadeus Wendt herausgegeben, mit einem schönen Bilde Goethe's geschmückt und auch sonst äuſserlich wohl ausgestattet, läſst eine besonnene, kundige Hand erkennen. Zu den angenehmen, sittlichen Bilderreihen des Herausgebers gesellen sich reiche, in ihrer eigenthümlichen Bildung so tüchtige als feine Gaben Friedrich Rückerts, wunderbar durch Gehalt und Ausdruck hervorleuchtende Terzinen und Sonette von Adelbert von Chamisso, herrliche Spruchreden aus einem Laienbrevier von Leopold Schefer, ein hübsches Lied von Ludwig Robert, eine feuer- und geistvolle Ode von Stägemann, mannigfache, zum Theil vorzugsweise durch schöne Form, zum Theil durch Gefühl und Meinung ausgezeichnete Gedichte von Riemer, Graf von Platen, Immermann, von Müller, Stieglitz, Waiblinger, Gustav Schwab und noch mehreren Andern. Als eine ganz eigne Merkwürdigkeit haben wir die Charaden von Schleiermacher namhaft zu machen; daſs diese wundervollen Eidyllien — dichterische Bildchen — gröſstentheils als gesellige Scherze aus dem Stegreif hingesprochen worden, wie uns aus früherer Zeit bekannt, muſs die Anerkennung nur steigern, die niemand diesen künstlerischen Zeugnissen eines auch im kleinsten Stoffe mächtigen und eigenthümlichen Scharfsinns versagen wird. Auſser den Lebenden haben auch einige schon Verstorbene hier durch ihren dichterischen Nachlaſs beigetragen; Heinrich von Kleist erfreut uns durch herrliche Sprüche, welche mit der ihm eignen Nachhaltigkeit ein und dasselbe Thema unermüdet wiederholen; gern liest man auch drei Gedichte von Wetzel, und ein schönes Sonett von Friedrich von Schlegel erscheint dieses Namens werth. Wir halten uns, wo so viel Ausgezeichnetes ist, vorzugsweise an dieses, und lassen das Unbedeutende, Schwächere, welches bei dergleichen Sammlungen nie ganz fehlen wird, gern unerwähnt. Sollte das Preiswürdigste noch bestimmter anzuzeigen seyn, so wäre unsres Erachtens nebst einigen Sachen von Rückert die Terzinenfolge von Chamisso, die Ode von Stägemann auf die Schlacht von Schumla und die Troasebne von Stieglitz zu nennen. Damit diese Anzeige-Prosa doch ihrem Gegenstande einigen Schmuck abgesetzter Zeilen entlehne, lassen wir ein Lied von Rückert hier folgen:

Den Gärtnern.

Ich zog eine Wind' am Zaune;
Und was sich nicht wollte winden
Von Ranken nach meiner Laune,
Begann ich denn anzubinden,
Und dachte, für meine Mühen
Sollt' es nun fröhlich blühen.

Doch bald hab' ich gefunden,
Daſs ich umsonst mich mühte;
Nicht was ich angebunden,
War was am schönsten blühte,
Sondern was ich lieſs ranken
Nach seinen eignen Gedanken.

Auch dieser Spruch aus Schefers Laienbrevier habe hier seine Stelle:

Geh fleiſsig um mit deinen Kindern! habe
Sie Tag und Nacht um dich, und liebe sie
Und laſs dich lieben einzig-schöne Jahre;
Denn nur den engen Traum der Kindheit sind

Digitized by Google

Sie dein, nicht länger! Mit der Jugend schon
Durchschleicht sie Vieles bald — was du nicht bist,
Und lockt sie mancherlei — was du nicht hast,
Erfahren sie von einer alten Welt,
Die ihren Geist erfüllt; die Zukunft schwebt
Nun ihnen vor. So geht die Gegenwart
Verloren. Mit dem Wandertäschchen dann
Voll Nöthigkeiten zieht der Knabe fort,
Du siehst ihm weinend nach bis er verschwindet,
Und nimmer wird er wieder dein! Er kehrt
Zurück, er liebt, er wählt der Jungfrau'n eine,
Er lebt! Sie leben, Andre leben auf
Aus ihm — Du hast nun einen Mann an ihm,
Hast einen Menschen — aber mehr kein Kind!
Die Tochter bringt vermählt dir ihre Kinder
Aus Freude gern noch manchmal in dein Haus!
Du hast die Mutter — aber mehr kein Kind. —
Geh fleissig um mit deinen Kindern! habe
Sie Tag und Nacht um dich, und liebe sie,
Und lass dich lieben einzig-schöne Jahre!

In dem Berliner Musenalmanache finden wir Chamisso, Robert, Schefer, Schwab, Stägemann und Stieglitz wieder, theils reicher, theils karger, als in dem vorigen. Ausserdem haben wir A. W. von Schlegel, Fouqué, Grüneisen, Kerner, Wilhelm Neumann, Apollonius von Maltitz, Streckfuss, Eckermann und noch Mehrere als schon werthvoll Bekannte freundlich zu begrüssen. Nach und mit Gedichten von Goethe sind unter den hier mitgetheilten unstreitig die vollendetsten das runde, volle, frische Trinklied Schlegels auf Kaiser Karl den Grossen, und das Sonett (das einzige dieser Sammlung) von Stägemann, welches wir hier mittheilen:

Der Liebsten Verherrlichung.

Wofern ich Meister wär' in goldnen Klängen,
Gleich dem, von dessen Liedesbrunn umflossen,
Der Name Laura blüht in tausend Sprossen,
Den Namenszug der Andern zu verdrängen:
Dann strömt' ich aus die Narde von Gesängen,
Die jetzt der heisse Busen still verschlossen,
In ewigquellender Vaucluse' ergossen,
Zum Sternenflor die Bahnen dir zu sprengen.
„Es würd' ein süss Geheimniss nur zerstören,
Dem hohen Lorbeer wird die Kunst der Saiten
Umsonst die niedre Myrthenstaude gatten.
Lass Lippen, welche niemand angehören,
Des Lorbeers Athem weit umher verbreiten!
Der Liebsten Kuss verbirg in Myrthenschatten!"

In der reichen Fülle des Uebrigen wird manches nach verschiedenem Sinne sehr verschieden geordnet werden, sehr vieles aber stets auf die höchsten Stufen zu stellen seyn, wir zählen dahin mehreres von Maltitz, von Neumann, und das Gedicht von Schefer auf Jakob Böhms Verklärung. Sehen wir die Gesammtheit des Vorliegenden in Bezug auf die Hauptklassen dichterischer Hervorbringung näher an, so finden wir natürlich das Lyrische herrschend, und etwaniges Dramatische und Epische nur in der Obhut von jenem. Im Allgemeinen dürfte den eigentlich lyrischen Stücken öfters die letzte Ausbildung fehlen. Bei dem spruchartig Didaktischen, wo sichtbar die neuen Weisen von Goethe starken Einfluss üben, wünschen wir, dass nur immer genug Inhalt wirklich obwalte. An den balladenartig epischen Gedichten zeigt sich wohl mehrmals, wie gefährlich hier die Wahl des Stoffes wird. Auffallend zu beklagen finden wir bei der Ballade von Chamisso, „die Vergeltung", wo der Scharfrichter einen vornehmen Buhlen seiner Tochter im Schlafe brandmarkt, einen solchen Missgriff; die kraftvollsten Intentionen, die lebhaftesten Wendungen und schönsten Reimzeilen gehen verloren an dem Stoffe, der nach aussen gräuelhaft, in sich masslos, auf die gegebene Weise kaum möglich ist, und durch alle Anstrengung des Dichters nicht zu eigentlichem Gehalt gebracht wird. So würde andrerseits der artige Gedanken, dass ein herauswollendes Lied Herzklopfen verursacht, zum allerliebsten Gedicht haben werden können, wenn die Dichterin, Karoline genannt, denselben mit sorgfältigster Zierlichkeit und gefälligstem Ebenmasse, wie es hier Bedürfniss war, und nicht allzu leicht und bequem behandelt hätte. Doch auf das Einzelne können wir hier nicht weiter eingehen. Wir wenden uns vielmehr zu einer besonderen Seite des werthen Büchleins, welche demselben zur unterscheidenden Eigenschaft wird. Wenn der Leipziger Almanach in der Gegenwart gleichsam ein kräftiges Mannesalter festhält, ja wohl schon Zurückliegendes, wie den Nachlass Verstorbener, als ernste Gabe mitbringt, so stellt uns der Berliner in den Gedichten von Stieglitz, und von dessen hier zum erstenmal hervortretenden Gefährten Moritz Veit und Karl Werder gleichsam die herandichtende Jugend

Digitized by Google

vor Augen. Fast die Hälfte des Almanachs rührt von diesen Dreien her, und wir müssen es gestehen, es dünkt uns dies keineswegs ein Nachtheil. Denn, wie gern es auch zu bekennen sein mag, dafs gerade in diesen Beiträgen sich vieles vorfindet, was einzeln sich nicht geltend erhalten kann, oder wohl ganz verwerflich erscheint, so liegt doch in der Gesammtheit dieser Gedichte eine so jugendliche Frische, ein so üppiges Feuer und eine so muthige Zuversicht, dafs daraus der Eindruck eines regen, muntren Lebens hervorgeht, welchen die gröfsere Bedeutenheit und geregeltere Kraft reiferer Werke allein so nicht geben könnte. In dieser Art, finden wir, tragen diese Gedichte gleichsam die andern, wie mutherfüllte Schaaren ihre selbstgewählten Anführer, im Triumphe dahin, nicht diesen gleichstehend, aber zu ihnen wahrhaft mitgehörig. Doch sind in der That diese jugendlichen Talente auch in ihrer einzelnen Selbstständigkeit bedeutsam genug zu bezeichnen; Stieglitz durch grofse Gewandtheit, inniges Gefühl, unbefangenen Freimuth; in Veit ist heitre und leichte Auffassung, mit einem Hange zur Laune, die sich nur vor bequemen Abwegen hüten mag; Werder drückt heftigen Drang in wilder, oft gewaltsamer Form aus, und in dem düstern Feuer blitzen oft die lichtesten Gedankenbilder. Allen Dreien sind günstige und reiche Gegenstände zu wünschen, woran es den Dichtern, welchen ja auch der Reichthum und die Mannigfaltigkeit des Erlebens und der Gelegenheit zu Hülfe kommen mufs, nur zu oft gebricht. Und sollte auch das jetzt sichtbare Talent nicht grade ein gleichgestaltetes künftiges in jedem Falle verbürgen, so kömmt immer doch der Geistesfunke, der unläugbar hier spricht, auf irgend eine Weise der Welt oder dem eignen Leben sicher zu Gute. Wir hoffen diese Blumenlese, deren äufsere Ausstattung — auch mit Musikbeilagen — wir gleichfalls rühmen müssen, ihren eignen Fortschritt in künftigen Jahrgängen bewähren zu sehen. —

K. A. Varnhagen von Ense.

XXXVII.

System der christlichen Lehre für academische Vorlesungen von Carl Immanuel Nitzsch, Dr. der Philos. u. Theol., ord. Prof. d. Theologie u. evangel. Universitätspred. an der Fr. Wilh. Univers. Bonn 1829. 8.

Zweiter Artikel.

Der Hr. Verf. nennt seine Schrift nicht nur ausdrücklich System, sondern auch, wie schon zu Anfang des ersten Artikels dieser Beurtheilung erinnert wurde, die vollkommenste Form der systematischen Theologie. Es wäre nun also noch nachzusehen, wie die Ausführung Wort gehalten und sich dieses in ihr bewährt hat. Das systematische der Wissenschaft ist die nothwendige Bewegung in dem Begriff und wie der Begriff in der Wissenschaft der Barbarei des Denkens in ihr entgegengesetzt ist, so das System der Willkühr des Denkens in ihr: denn die aufserhalb der Wissenschaft geltenden Formen sind als solche weder barbarisch, noch arbiträr, sondern können als willkührliche selbst in ihrer Art zweckmäfsig und nothwendig seyn. Was hingegen auf Wissenschaftlichkeit Anspruch macht und somit den Begriff zu seinem Elemente hat, das mufs auch auf systematische Haltung Anspruch machen; nur durch diese ist es aus aller Zufälligkeit und Willkührlichkeit des Denkens heraus. Was in der Natur, zunächst schon der unorganischen, das Gediegene und Gehaltvolle ist, ist nicht ohne seine Form; es hat Bestand nur in seinen Theilen und diese sind seine Bestandtheile: aber im Conglomerat und Aggregat ist die Form noch die reine Aeufserlichkeit; die Innerlichkeit der Form zeigt sich erst in der organischen Natur als Bewegung von innen nach aufsen, zunächst in der vegetabilischen als jene Kreisbewegung vom Keime und der Wurzel aus in die Blüthe und Frucht und von da in den Anfang der Pflanze zurück; in seinem Keim ist der Baum präformirt, wie die Wissenschaft in ihrem abstracten Begriff. Aber obwohl Bewegung und nothwendige ist sie in der vegetabilischen Natur doch nicht die freie; diese wird sie erst in der animalischen oder lebendigen, doch so nur, dafs die freie Bewegung selbst noch die mit der nothwendigen abstract-identische ist. Auf der Stufe des Lebens erscheint das System als Organismus, als eine Totalität nicht von Stücken und Theilen, aus denen das Ganze besteht, sondern aus Gliedern, und die Totalität ist nicht sowohl ein Ganzes nur, als vielmehr Articulation, in der das Einzelne nur ist und lebendig ist im Ganzen und das Ganze in seinem

Digitized by Google

Einzelnen. Was in der embryonischen Unmittelbarkeit enthalten ist, das vermittelt sich auch durch Trieb und Instinct und kehrt durch Wachsthum und Reife in seinen Anfang zurück. Allein so bestimmt sich der Begriff als System ausdrückt in der Natur, in der organischen besonders als den pflanzlichen und thierischen, so ist er doch nicht der sich selbst als Begriff wissende, fassende, und obwohl alles in der Natur vernünftig und zweckmäfsig ist, so ist sie doch ohne Vernunft und Zweck: denn es mangelt ihr das sich als Vernünftiges wissen oder der Geist. Die Bewegung in der lebendigen Natur ist wohl die so nothwendige als freie; aber in dieser abstracten Identität bleibt sie stehen; fremd ist und bleibt ihr jene durch Verstand und Willen sich vermittelnde Bewegung, welche die concrete Identität der Freiheit und Nothwendigkeit ist. Auf dieser Stufe hat der abstracte Begriff sich nur durch seine Bewegung erst wahrhaft erreicht, indem er alle in ihm enthaltenen Momente, jedes auf seiner Stufe, setzt und aufhebt, von einem zum andern sich fortwälzt und durch Aufhebung der Vermittelung selbst sich als der vernünftige und concrete Begriff bewährt und bewahrheitet. Diese logische Methode allein ist es, in der die Wissenschaft sich in ihrem Reichthum und Umfange wahrhaft expliciren kann und sie ist die wahrhafte und immanente systematische Natur derselben. Wie nun überhaupt der Verstand die Vernunft nachäfft, so wird auch diese vernünftige Natur des Begriffs und der Wissenschaft, welche das System ist, von dem verständigen Denken und Vorstellen wohl angesprochen, auch nachgeahmt, aber so fällt das, was die Wissenschaft als System seyn soll, nothwendig auf eine der niedern Stufen zurück, welche die lebendige Natur schon überwunden hat, ins Conglomerat und Aggregat, und was noch Organismus genannt wird, ist in der That Mechanismus, worin die Immanenz der Entwickelung und des Begriffs sich aufgelöfst hat. Die Freiheit nur als Willkühr und die Nothwendigkeit nur als Ordnung, diese aber nur als das Gegentheil der Unordnung verstehend bringt es der abstracte Verstand nur zur willkührlichen Anordnung in äufserlicher Zusammensetzung; der bleibende Unterschied und Gegensatz des Inhalts und der Form ist nur ein künstlich versteckter und übel verhehlter und das Verhältnifs beider zu einander nur ein ganz äufserliches. Die Negativität dieses Denkens zeigt sich darin, dafs der Inhalt nicht die Form, die Form nicht der Inhalt, sondern beide andere sind gegen einander. Dieses verständige Denken ist dann, wie ein nur negatives, so auch nur subjektives; es hat nicht die vernünftige Selbstverleugnung vor seinem Gegenstande, welche der Wissenschaft, die das objective Denken ist, immanent ist; es will vielmehr Alles nach seinem Kopfe machen; es sieht nicht auf das, was die Sache, als der Begriff selbst, mit sich bringt, sondern bedient sich des Gegenstandes nur, um sich daran geltend zu machen, seinen Scharfsinn, seinen Witz daran zu entwickeln und zu zeigen, wie es die Wahrheit in seiner Gewalt habe, sie handhabe und mit ihr umzuspringen wisse nach seinem Gefallen. Dafs etwas sich so oder so denken lasse, ist seine höchste Bewähr; dafs man diefs oder das sagen könne, ist ihm genug; die Eigenthümlichkeit ist das höchste; von Wahrheit ist nicht mehr die Rede.

Des denkenden Hrn. Verf. Theologie unterscheidet sich von dieser abstract-verständigen dadurch, dafs es ihm allerdings um den Unterschied von Wahr und Falsch in der Religion zu thun ist, welcher jener ganz gleichgültig ist; er erklärt sich mit bestimmten Worten dagegen und sagt S. 19.: es sey der Unterschied der wahren und falschen Religion gegen gewisse Lehren der Unmittelbarkeit zu vertheidigen und festzuhalten. Er geht auf eine Entwickelung des Systems aus der ursprünglichen Natur des Gegenstandes aus S. 78. Diese erkennet er richtig auch als eine Einheit an sich und auf diese geht er von der vorhandenen Eintheilung der Wissenschaft christlicher Religion in Dogmatik und Ethik, als auf die unmittelbare Einheit ihres Gegenstandes zurück; indem er Beide als solche auch neben seiner Darstellung bestehen läfst, ist seine Schrift der Versuch, beide Seiten in eins zu fassen und darzustellen. Ob nun das Zurückgehen auf die ursprüngliche Natur des Gegenstandes in dieser Weise für die Wissenschaft nicht ein Rückschritt, sondern ein Fortschritt und das Resultat davon die vollkommenste Form der systematischen Theologie sey, wäre zunächst zu untersuchen und sodann die von dem Hrn. Verf. entworfene und befolgte Eintheilung seines Systems zu betrachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 68.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1829.

System der christlichen Lehre für academische Vorlesungen von Carl Immanuel Nitzsch, Dr. d. Philos. u. Theol., ord. Prof. d. Theologie u. evangel. Universitätspred. an der Rhein. Fr. Wilh. Univers.

(Fortsetzung.)

Es ist wohl ohne Zögern zuzugeben, dafs in der christlichen Religion und ihrer Unmittelbarkeit der Stiftung sowohl, als der Ueberlieferung, ein solcher Unterschied, wie der von Moral und Dogmatik, nicht vorhanden und wirklich ist: denn sie ist nicht unmittelbar Stiftung der Wissenschaft in ihrer Wirklichkeit, sondern nur in ihrer Möglichkeit. Ein anderes aber ist, wenn diese Möglichkeit sich verwirklichen soll. Da kommt die Einheit mit ihrem Gegenstande, wodurch die Theologie als Wissenschaft eine christliche wird, nur eben so sehr als der Unterschied, wodurch der christliche Glaube zum Wissen, zur Theologie und diese zur Wissenschaft wird, in Betracht. Die Wissenschaft soll allerdings nichts anderes seyn, als die ursprüngliche Natur des Gegenstandes; aber sie soll dieses nur seyn im Wissen und nicht mehr allein im Glauben, sie soll es seyn in der Nothwendigkeit des Begriffs, nicht in der Zufälligkeit des Vorstellens und der Form überhaupt; hat die Vorstellung Wahrheit, so mufs sich das zeigen im Begriff. Die Wissenschaft geht wohl aus vom Unmittelbaren, Ansichseyenden: aber das Ausgehen ist kein Stillestehen im Unmittelbaren, kein Bleiben bei dem Ansichseyenden. Bliebe die Wissenschaft in dem Ansich des Gegenstandes stehen, so wäre sie selbst unmöglich und könnte als die Macht der Negativität, welche sie ist, sich nicht vollbringen. Als diese sich vermittelnde Erkenntnifs des Ansichseyenden kann sie aber alle Bestimmungen desselben nur aus diesem entnehmen; indem sie nun sich die Berechtigung zu dem Unterschiede von Moral und Dogmatik genommen, so hat sie das nicht gethan, ohne die Berechtigung dazu aus ihrem Gegenstande zu nehmen, welcher an sich eben so sehr ein Denken, als Handeln ist. Ist die Religion an sich nicht das eine so sehr, als das andere, so ist sie nicht in ihrer Wahrheit bestimmt, sondern nur eine abstracte Vorstellung und für diese dann etwa nur ein unbestimmtes, gedanken- und that-loses Gefühl, womit sich wohl, nach den Versicherungen derer, welche sie in dieser Ausschliefslichkeit betrachten, anderweitig, also entweder ihr selbst äufserlich und diese begleitend, Gedanken und Handlungen verknüpfen oder aus der sich innerlich selbst beide erzeugen können, die aber an sich weder Gedanke, noch That ist — eine Kapuzinerfrömmigkeit, die jetzt von denen gar sehr empfohlen wird, welche dabei noch wollen gar grofse Vorfechter des Protestantismus seyn. Es wird wohl gar noch dazu gefragt; ob die Frömmigkeit wohl nicht um so ächter und reiner wäre, je weniger sie ein Denken ist oder ein Thun? Die wahre Einheit, welche die Religion in ihrer Subjectivität, somit als Gefühl betrachtet, in sich schliefst, ist vielmehr, dafs in ihr das Thun ein Denken und das Denken ein Thun ist. An diesen dialektischen Unterschied der Natur des Gegenstandes, welcher Inhalt der Wissenschaft werden soll, knüpft sich diese an und ist so einerseits Begriff des Thuns im Denken und Glauben und andrerseits Begriff des Denkens und Glaubens im Leben und Handeln. Nach solchen Vorgängen aber, durch welche die Unmittelbarkeit der Religion im Gefühl als das Höchste gepriesen worden, war wohl zu erwarten, dafs auch das noch geschehen würde, die Theologie, welche nur als Vermittelung und nichts Unmittelbares ist, gleichfalls auf solche unmittelbare Einheit der Moral und Dogmatik zurückzuführen, als die Religion diese unmittelbare Einheit des Erkennens und Handelns ist: hiemit aber ist nicht nur der Begriff der Wissenschaft verletzt, sondern auch der Wissenschaft, welche die ursprüngliche Natur des Ge-

Digitized by Google

genstandes ist im Begriff; es ist somit in der Wissenschaft auch ein Verkennen der ursprünglichen Natur des Gegenstandes selbst. Aus der gesonderten Behandlung der Religionswissenschaft und der Eintheilung derselben in Moral und Dogmatik folgt keineswegs nothwendig, was wohl die Verirrung derselben in manchen Zeiten gewesen ist, wogegen aber der Urheber jener Sonderung in der lutherischen Kirche, G. Calixtus, gleichwie auch Buddeus u. a. immer protestirt haben, dafs die an sich seyende Einheit und dialektische Natur des Gegenstandes sich in dem Unterschiede beider Disciplinen jemals auflösen müfste, oder, wie es der Herr Verf. nennt, die Ethik ihre Abhängigkeit von der Glaubenslehre und die Dogmatik ihre Beziehung auf die Sittenlehre vergessen müfste: jede der beiden Wissenschaften behauptet vielmehr sich nur so in ihrer Wahrheit und Reinheit, dafs sie nicht nur ihr immanentes Verhältnifs zu dem in unzertrennlicher Einheit mit sich identischen Gegenstande, sondern auch ihr inneres Verhältnifs zu einander behaupten und die eine mehr Betrachtung der wahren Natur Gottes, die andre mehr Betrachtung der wahren Natur des Menschen ist: aber das Christliche, welches die Einheit Gottes und des Menschen ist, soll sich deshalb daran nicht verleugnen; der Unterschied beider Wissenschaften ist überhaupt nicht absolut, sondern relativ und quantitativ; das qualitative oder die Form ist in beiden dieselbe Wissenschaftlichkeit, nämlich allein der Begriff. Er, der nicht ist, ohne durch die Vermittelung und Reflexion hindurchgegangen zu seyn, zieht den Unterschied von Moral und Dogmatik nothwendig nach sich und wenn noch im 16. und 17. Jahrhundert bis auf die Jesuiten in der römischen, Danovius in der reformirten und Calixtus in der lutherischen Kirche der Unterschied nicht in bestimmter Weise vorhanden war, so beweiset das nur, dafs bis dahin die Wissenschaft nicht zu ihrem Rechte gekommen war: diese Unterscheidung war ein wirklicher Fortschritt, durch den die tiefere und bestimmtere Erkenntnifs des christlichen Glaubens und Lebens bedingt war und nur gewinnen konnte. Es liegt eben darin, dafs wenn einmal die Theologie zum Bewufstseyn dessen gekommen ist, was sie seyn soll in der Einheit mit ihrem Gegenstande und im Unterschiede von ihm, sie auch nicht mehr in jene Unmittelbarkeit und Einheit der Moral und Dogmatik zurückgehen, noch auch nur den Rückgang zu ihr versuchen kann, ohne jenen selbst fortan immer an ihr zu haben und sich durch denselben zu vermitteln. Das System der christlichen Lehre, wie es der Herr Verf. in dieser Schrift aufstellt, stellt daher auch abgesehen von der Unvollständigkeit, welche so manchen und reichen unmittelbar christlichen Inhalt, wie die Pflichten des Menschen gegen sich selbst, gegen den Nächsten und gegen Gott unberücksichtiget läfst, nicht sowohl jene unmittelbare Einheit von Moral und Dogmatik dar, als es vielmehr nur aus beiden zusammengesetzt und die Moral hier gleichsam (und gewaltsam) in die Dogmatik und diese in jene hineingeschoben ist: aber hiermit ist zugleich nicht nur der systematischen, sondern auch der wissenschaftlichen Haltung, welche von jener unzertrennlich ist, Abbruch gethan. In eben dem Maafse, als der Herr Verf. diesen Unterschied aufgiebt, giebt er vielmehr auch die Wissenschaft auf und nähert sich dem Katechetischen und Homiletischen, wo dieser Unterschied mit Recht nicht ist: denn der Jugendunterricht und die öffentliche Religionslehre in der Gemeinde, wie sie popular und vom acroamatischen in der Theologie entfernt sind, haben es mit frommen Gefühlen und den darin eingehüllten Gedanken und Thatbestimmungen zu thun. Wenn daher der Herr Verf. S. 3. sagt: „Etwas hat die Wissenschaft der christlichen Lehre allerdings mit dem Katechism und noch mehr mit der unmittelbar kirchlichen (volksmäfsigen) Religionslehre gemein, nämlich diefs, dafs ihr die Religion der Christen in der Ungeschiedenheit des Erkennens und Handelns oder in der Einheit des christlichen Lebens zum Stoffe dient, ohne dafs dabei die natürliche Verschiedenheit beider Elemente ganz verläugnet würde", so geben wir ihm darin ganz Recht. Wenn er hingegen unmittelbar darauf hinzusetzt: „der Versuch aber, sie zu vereinigen, durch den unsere Wissenschaft von Dogmatik und Ethik abweicht und zur vollkommensten Form der systematischen Theologie wird, ist zu allen Zeiten möglich und nöthig", so ist die hier gezogene Consequenz daraus, welcher zufolge die Vereinigung von Dogmatik und Ethik die vollkommenste Form der systematischen Theologie würde, in Wahrheit ganz inconsequent, da es vielmehr, dem zuvorgesagten gemäfs, eigentlich heifsen müfste: sie selbst aber, die Wissenschaft, welche weder Katechismus, noch kirchliche (volksmäfsige) Religionslehre ist, sondern eben dadurch von beiden sich unterscheidet, dafs sie nicht in Gefühlen und Vorstellungen, sondern begriffsmäfsig ver-

Digitized by Google

führt und also Dogmatik und Ethik ist, kann es nicht bei dieser an sich seyenden Einheit von Erkennen und Thun in der Religion belassen und in ihr würde die den Unterschied beider ausschliefsende Einheit die unvollkommenste Form der systematischen Theologie seyn. Der Herr Verf. erkennt das selbst gewissermafsen an, indem er in einer Anmerkung hinzufügt, es solle die Bearbeitung des Systems der christlichen Lehre die abgesonderte Behandlung der Dogmatik und Ethik keineswegs ersetzen oder verdrängen. Wenn aber wirklich solche Vereinigung beider die vollkommenste Form der systematischen Theologie wäre, wozu denn noch sich bei dem unvollkommenen aufhalten und wenn diese Vereinigung von Dogmatik und Ethik, die als Vereinigung selbst nur äufserliche Zusammenstellung, nicht innere Einheit ist, das System κατ' ἐξοχην seyn soll, wozu denn aufserdem noch systematische Theologie? System scheint aber dem Hrn. Verf. überhaupt nur soviel als Synthesis zu seyn. Zu solchen Darstellungen des ungetheilten Christenthums, wie der Herr Verf. sie S. 77. nennt, war es bis zur Unterscheidung von Ethik und Dogmatik genugsam in der christlichen Kirche gekommen; dafs sie aber nicht befriedigend und systematisch ausfielen, kam ebendaher, dafs der Begriff und die Wissenschaft den Unterschied beider verlangte und wenn es jetzt mit jenen Darstellungen der Einheit beider besser gelänge, so würde das selbst doch nur eine Folge der gründlicheren Behandlung der Ethik und Dogmatik seyn. Für jene vereinigte Darstellung ist gewifs schon das Nöthige und Mögliche von Isidorus von Sevilla, Johannes von Damascus, Melanchthon u. a. geleistet worden. Der Herr Verf. schliefst sich zuletzt an die Aufforderungen von Joh. Aug. Ernesti und an die Versuche anderer würdiger Männer unserer Zeit zu einer vereinigenden Darstellung an: aber, wie hoch man auch sonst die Verdienste der hier genannten stellen mag, so wird man doch wohl schwerlich behaupten können, dafs sie das Interesse der Theologie als Wissenschaft dabei im Auge hatten, vielmehr gestehen müssen, dafs sie, meist in Kantischer Weise, den Glauben an die Möglichkeit der Wissenschaft nicht mehr hatten und das sogenannte Practische sogar in demjenigen, was sie noch Wissenschaft nannten, höher stellten, als alles Metaphysische oder Speculative, wie denn auch der Herr Verf. selbst bei dieser Gelegenheit sich noch besonders auf katechetische Leistungen und homiletisch-practische Handbücher beruft, in denen diese Versuche Erfolg gehabt haben und wo sie allerdings an ihrem Orte sind. Der Begriff hingegen wird verunreinigt durch solche populare Beziehungen, dergleichen der Herr Vf. auch im Verlauf seines Werkes, besonders in dem ethischen Theile anbringt, wo er sich häufig auf Stellen in Predigten u. dergl. beruft. Wenn der wissenschaftliche Begriff an Predigten und Katechismen sich anlehnen und sich von da Raths erholen soll, so ist es um ihn selbst gänzlich geschehen und das ist eine Vermischung von Gebieten, welche zum bessern Flor beider aus einander zu halten sind, da sich denn in dem nothwendigen Einflufs der speculativen Erkenntnifs der christlichen Wahrheit auf die Anwendung das richtige Verhältnifs beider zu einander von selbst ergeben wird, welches Verhältnifs dann die practische Theologie noch besonders nachzuweisen und durchzuführen hat. An der Seite derer, welchen das streng wissenschaftliche Element der Theologie gleichgültig und das practische Christenthum auch in der Theologie das Höchste war, stehen auch die Pietisten aus dem Ende des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, auf welche der Hr. Vf. sich gleicherweise beruft, als solche, „welche sich befleifsigten, das theologische Lehrgebäude dem Katechismus näher zu bringen oder den practischen Oertern gehörige Ausführung zu geben." S. 85. Sie hatten allerdings sehr bestimmte und nöthigende Veranlassungen dazu in ihrer Zeit, da in der abstracten, unphilosophischen Weise des Verstandes-Räsonnements und in dem herrschenden Dogmatismus der todten Buchstabenorthodoxie die absolute Einheit des Speculativen und Practischen, welches die Natur des Gegenstandes der Wissenschaft ist, sich in dieser so gut, wie gänzlich verloren hatte und sie dadurch sich bewogen fanden, das Denken in der christlichen Religion und derselben Wissenschaft auf die Unmittelbarkeit des Gefühls, welches das Erkennen und Thun noch ununterschieden in sich schliefst, zurückzuführen, welches für jene Zeit und solchem Gegensatz gegenüber, ganz verdienstlich und nothwendig war, zumal doch der damalige Mysticismus und Pietismus das Denken keinesweges so ganz bei Seite stellte. In unserer Zeit hingegen, wo sich der Pietismus als absolute Gedankenlosigkeit und als der sectirerische, fanatische Widerspruch gegen alles philosophische und wissenschaftliche Denken in der Theologie breit macht und die oberflächliche ideenlose Kritik sich mit dem unkriti-

Digitized by Google

schen Enthusiasmus (zur Ehre Gottes) gegen das vernünftige (logische) Denken vereinigt hat, wäre vielmehr zu wünschen, dafs ein so gelehrter, als gedankenreicher und scharfsinniger Mann, wie unser Hr. Verf. ist, dem Interesse der Wissenschaft in keiner Weise Abbruch thäte und seine ausgezeichneten Kräfte der Dogmatik und Ethik zuwendete, auch sich durch keine in dieser Zeit noch als Nachklang der Kantischen und Jacobischen Periode herrschende Verzweifelung an der Vernunft und Wisssenschaft davon abhalten liefse. Ref. bekennt in dieser Hinsicht besonders, bei einer Aeufserung des Hrn. Verf. in der Vorrede, in der sich zugleich die Zufälligkeit und Subjectivität der Entstehung dieses „Systems" verräth, erschrocken zu seyn. „Einem Lehrer, heifst es da, der von Jahr zu Jahr systematische Gottesgelahrtheit vorzutragen verbunden ist, gönnt man billig die Freiheit, den Sisyphus-Stein von mehr als einer Seite anzugreifen." S. VIII. Wie? Dahin wäre es mit der Theologie unserer Tage gekommen, dafs gerade das Edelste in ihr, die systematische Gottesgelahrtheit, einer Sisyphusarbeit vergleichbar wäre? was ist eine Sisyphusarbeit? eine solche, die eben so qualvoll, als vergeblich und nutzlos ist. Wie? die Erkenntnifs und Mittheilung der Erkenntnifs dessen, was an sich das Heil und die Seligkeit ist, wäre uns zur Strafe und Verdammnifs geworden und ohne Nutzen und Segen? Das wolle Gott verhüten!

Fragen wir endlich noch nach der Eintheilung, welche diesem Werke zu Grunde gelegt ist, so ist es eben eine solche, kraft deren nicht der Gegenstand, nun zum Inhalt der Wissenschaft werdend, sich selber eintheilt, sondern kraft deren er nur eingetheilt wird. Damit bezeichnet sich zugleich eine Gewalt, die ihm angethan wird, das Subjective der Eintheilung, welche erst nach Vorführung verschiedener andern, welche als unzulässig befunden werden, gleichsam gewählt und als die beste allen andern vorgezogen wird. Was der Hr. Verf. da den Mittelbegriff nennt, der zur Begründung des Systems erforderlich und geeignet ist, ist seiner Angabe nach, ein solcher, der zunächst auf gewisse Voraussetzungen führt, ehe er eine Auseinandersetzung zuläfst. S. 89. Solche Voraussetzungen sind theils die des Guten d. i. Gottes und der Kreatur Gottes, theils des Bösen d. i. der Sünde und des Todes. Die Wissenschaft fängt sonst mit keiner Voraussetzung an: hier sind Gott und die Kreatur, das Gute und Böse Voraussetzungen im System der christlichen Lehre. Der sogenannte Mittelbegriff ist alsdann die Lehre von der Erlösung der Welt durch Jesum Christum. Der Herr Verf. wird sich wohl schwerlich verhehlen können, dafs manche andre Lehre der christlichen Religion ebensogut hätte den Platz dieses Mittelbegriffs einnehmen können, z. B. die Lehre von der Person Christi überhaupt, welches dann in speculative Erörterungen über Natur und Amt Christi hineingezogen hätte, oder die Lehre von der Offenbarung Gottes in Christo, oder die Lehre von der erschienenen Gnade Gottes in Christo; gleichwie auch an die Stelle der nun folgenden Einrichtung und Anordnung des Ganzen ebensogut gar manche andre mit gleichem Recht gesetzt werden konnte, wie es immer ist, so lange man lediglich in der Sphäre der Vorstellungen bleibt; eben so hätten auch in der Abhandlung der Materien selbst, zumal innerhalb eines jeden Abschnitts, die einzelnen Paragraphen ganz umgestellt und in eine andre Abfolge gebracht werden können, ohne dafs das Ganze dadurch ein anderes geworden wäre. Wo dieses alles möglich ist, da ist nur der Schein des Systems. Es ist hier nur um einen Lehrbau und ein Lehrgebäude zu thun, welches nach einem vorgefafsten Plan *(praeconcepta opinio)* mechanisch aufgeführt wird, nicht um ein System, von welchem alles Belieben ausgeschlossen ist und worin der Begriff sich selbst in nothwendiger Weise fortbewegt. Der Herr Verf. spricht sein von aller Nothwendigkeit befreites Belieben, welches jedoch, wie alles Verständige, nicht ohne Gründe, ja sogar nicht ohne seine guten Gründe ist, selber aus, indem er die Wahl seiner Eintheilung rechtfertigt durch sein blofses Dafürhalten.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 69.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1829.

System der christlichen Lehre für academische Vorlesungen von Carl Immanuel Nitzsch, Dr. der Philos. u. Theol., ord. Prof. d. Theologie u. evangel. Universitätspred. an der Rhein. Fr. Wilh. Univers.

(Schluſs.)

„Wir, unsers Theils, halten dafür, sagt er S. 88., daſs das christliche Lehrsystem nie und nirgends durch die bloſse Analysis eines und desselbigen Grundbegriffs z. B. von Gott, Vater, Sohn und Geist u. s. f. gebildet worden und S. 91. wo er sich gegen die Eintheilung der Dogmatik des Unterzeichneten erklärt, sagt er auch: „wir aber halten dafür, was von Dreieinigkeit im apostolischen Symbolum enthalten sey, sey noch unausgebildet und habe mehr die Dignität der historischen Verknüpfung, als speculative theologische Bedeutung." Ist, wie hier der Hr. Verf. nachspricht, die Dreieinigkeitslehre im apostolischen Symbolum — der Glaube der christlichen Kirche — noch unausgebildet (noch nicht fertig), so ist sie es noch mehr in der Bibel; ist sie aber in Bibel und Kirche nicht an sich gegeben und fertig und wenigstens soweit ausgebildet, als alle anderen Lehren der Dogmatik und Ethik, so muſs sie wohl für alle, welche mit ihrer Erkenntniſs lediglich in dem historischen (traditionellen) Standpuncte stehen, so gut, wie gar nicht da, ja ohne Sinn und Nothwendigkeit seyn, welches auch daraus hervorgeht, daſs sie, nach des Hrn. Verfs. Dafürhalten, welches jedoch nicht mehr als eine Meinung ist, mehr die Dignität der historischen Verknüpfung, als speculativer, theologischer Bedeutung hat: denn eine blos historische Verknüpfung ist eine blos zufällige und das speculativ theologische ist das Erkennen der Wahrheit. Gleichwohl behauptet der Hr. Verf. S. 116. practische Vortheile der Trinitätslehre und sagt: „nicht so, als diente sie nur einer anderweitigen Wahrheit, ohne an sich wahr zu seyn, sondern wir halten dafür, sie leiste der ganzen Gotteserkenntniſs solche Dienste, welche mit ihrer objectiven und ewigen Gültigkeit unzertrennlich verbunden seyen." Welches ist denn nun diese objective und ewige Gültigkeit der christlichen Trinitätslehre, welche zu entwickeln offenbar die Hauptsache war, wenn sie denn doch, noch nicht fertig, mehr die Dignität einer zufälligen (histor.) Verknüpfung, als speculative Bedeutung d. i. Nothwendigkeit und Bedeutung für die Wahrheit hat. Wie inconsistent ist das! Wenn Refer. die Dogmatik nur im Sinne der christlichen Trinitätslehre zu fassen und auszuführen vermochte, so ist er sich bewuſst, von keinem Meinen und Dafürhalten, sondern durch den Beweis, d. i. durch den Begriff der Identität des Christenthums und der Trinitätslehre darin geleitet worden zu seyn; diese wissenschaftliche Entwickelung schwebt aber andrerseits nicht auch nur in der Luft (des abstracten Denkens), sondern steht in concreter Uebereinstimmung mit der Lehre der Bibel und Kirche und es ist mit ihr selbst nur darauf abgesehen, das, was in diesen beiden gegeben ist, zu begreifen. An sich ist die Lehre von der Dreieinigkeit in der Bibel und Kirche vorhanden, auch vollendet in ihrer Wahrheit; diesem ihrem substanziellen Inhalte nach braucht sie nicht erst fertig gemacht zu werden, so wenig als das Christenthum selbst. Wenn also das Unfertigseyn der Trinitätslehre einen Sinn haben, und nicht etwa nur ein Euphemismus für die völlige Nullitätserklärung seyn soll, so kann der Sinn kein anderer seyn, als daſs der Glaube an diesen Inhalt der Bibel und Kirche noch das Bedürfniſs der Wissenschaft hat, um sich nicht an sich, sondern nur für sich d. i. für das Wissen zu vollenden und sich im Begriff zu erfassen, damit auch die Gewiſsheit der Wahrheit an dieser hervortrete; ein Bedürfniſs, welches der christliche Glaube dann aber gleicherweise bei allen andern Lehren der Bibel hat und welches nicht ein Bedürfniſs

Digitized by Google

ist, welches der biblische Inhalt, auch nicht nothwendig der daran glaubende Christ hat, sondern nur der in der Wahrheit forschende zur Wissenschaft berufene Geist. In diesem Sinne aber ist die Lehre von der Dreieinigkeit auf dem Grunde der schriftlichen und kirchlichen Ueberlieferung bereits von Athanasius und Augustinus, wenn man sich so schielend ausdrücken soll, fertig gemacht: in Wahrheit hat die unendliche Idee nur diese Männer ihrer Erkenntnifs gewürdigt, und sich ihrer als Werkzeuge bedient, um sich durch sie für das Wissen zu vollenden und fertig zu machen. Das Christenthum als Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit aufzufassen und zu vertheidigen gegen die Unwahrheiten des Sabellianismus und Arianismus, war insonderheit die Aufgabe des Athanasius, und er hat es gethan in einer Weise, welche die gesammte Theologie der letzten drei Jahrhunderte weit hinter sich zurückläfst, welche selbst, sofern sie nur mit ihm übereinstimmte, die wahrhaft christliche und rechtgläubige war, aufserdem aber nur im Sabellianismus oder im Arianismus ihr Heil und Christenthum finden konnte. Die christliche Religion freilich, als Trinitätslehre anerkannt und begriffen, erfodert nächst einer exegetischen und historischen Theologie auch eine speculative im Geist jener Väter: denn mit dem endlichen Denken und der kahlen, abstracten Verständigkeit ist an diesem unendlichen Gegenstande nichts auszurichten; die speculative Theologie aber kann nicht seyn ohne speculative Philosophie und so mag denn wohl, dafs jetzt das Christenthum nicht mehr als Trinitätslehre verstanden und anerkannt wird, seinen Grund und selbst seinen guten Grund in der Abneigung gegen speculative Philosophie und Theologie überhaupt haben: worin aber zugleich liegt, dafs nicht der Theologie mit ihren, wenn noch so gelehrten, Exegesen und Historien, sondern der Philosophie unserer Tage das Verdienst gebührt, zum wahren Verständnifs des Christenthums zurückgeführt zu haben.

Dr. Marheincke.

XXXVIII.

Histoire de l'université depuis son origine jusqu'à nos jours; par M. Eugène Dubarle, avocat à la cour royale de Paris; tome I. p. XVI. 368. *Paris. J. L. J. Brière.* 1829. 8.

Alcuins Leben. Ein Beitrag zur Staats- Kirchen- und Kultur-Geschichte der karolingischen Zeit, von Dr. Fr. Lorentz, Privatdocenten der Gesch. an der Univ. zu Halle. S. X. 278. *Halle. C. A. Kümmel.* 1829. 8.

Der Staat, wie die Familie, kann von dem nur nach einem wahren Mafsstabe gemessen werden, der sein Urtheil einmal frei von dessen Beziehungen gewufst hat, oder um mich deutlicher durch ein Beispiel zu erklären, wie es für jeden Vater einen Zeitpunct giebt, wo er unverständig handelt, und das wahre Wohl seiner Familie, die wahre Anfänglichkeit an dieselbe zerstört, wenn er den Sohn gewaltsam in derselben untergeordnet hält; wie er dagegen an der Stelle des vorher bornirt Eingewachsenseyns eben dadurch, dafs er den kühneren der Familiensorge entläfst, den trägeren sogar aus ihr hinausstöfst, in den Herzen der Söhne ein Terrain freier Anhänglichkeit, und das rechte Bewufstseyn der Nothwendigkeit des Familienzusammenhanges erzeugt, so wird auch jeder Staat, der zu einem gewissen Grade geistiger Entwickelung fortgeschritten ist, sich nur selbst den gröfsten Schaden thun, wenn er diejenigen seiner Söhne, die einmal die allgemeinerwirkenden, die öffentlichen Thätigkeiten übernehmen sollen, nicht gewissermafsen aus seiner beschränkteren Sphäre in eine solche entläfst, wo sich der Geist frei von Schranken und in dieser Schrankenlosigkeit befähigt sieht, sich den wahren Mafsstab, das feste Urtheil über menschliche Verhältnifse zu erwerben, wie sie von dem, der gröfseren menschlichen Vereinigungen dienen soll, mit Recht gefordert werden. Die Nothwendigkeit dieses Durchgehens durch ein freieres Element liegt in dem Mangel innerer Festigkeit jenes blos natürlich in die Landesart und heimische Staatsweise Eingewachsenseyns, welches sich nur gar zu oft ohne die Macht höherer, unbefangenerer Einsicht, zu Gegensätzen im Bewufstseyn, zu Zuständen unbestimmter Unzufriedenheit fortentwickelt, wogegen ein reicher Schatz von Kenntnifsen anderweitiger Zustände und der Bedingungen menschlichen Treibens überhaupt allein gründlich sichert; diese Garantie mufs aber wenigstens in allen Männern gewonnen seyn, welche höhere Thätigkeiten, seyen es kirchliche, seyen es administrative, die Handhabung der Justiz oder Polizei in jeder Hinsicht betreffende, dem Volke repräsentiren, weil nur eine so in

Digitized by Google

sich selbst feste Ueberzeugung jenen ruhigen und unerschütterlichen Muth gewährt, der die einzige Waffe ist, mit der man erfolgreich den Ueberzeugungen des platten Verstandes des Pöbels aller Stände, mögen sie als Pietismus, Bigotterie, Liberalität oder in irgend einer Form des Fanatismus oder der Philisterei erscheinen, entgegen arbeitet. Zwei Wege giebt es, wie der Mensch zu einer so durchgebildeten Ansicht kommt; einmal den, dafs er sich äufserlich frei macht auf einige Zeit, von den Einflüssen, unter denen er aufgewachsen ist, dafs er sich gewissermafsen sittlich isolirt und vieler Völker Sitten kennen lernt; allein auch dies kann er nur mit Erfolg, wenn er die Seite der Thätigkeit, die er zu seinem Berufe in der Heimath ausersehen hat, schon einigermafsen nach ihren allgemeinen Bedingungen und Erfordernissen zu übersehen vermag, und überdies, da die Stellung eines Reisenden durch die Entfernung aus bekannten Kreisen, durch die Verschiedenheit eben des sittlichen Urtheils bei anderen Völkern und die Unstätigkeit des Aufenthaltes an sich eine unsittliche ist, und für den einzelnen Reisenden nur durch dessen zufälligen Charakter oder ebenso zufällige Bildung zu etwas nicht entsittlichend wirkendem gemacht wird *), da endlich Reisen aufserordentliche äufsere Mittel erfordern, werden sie nur ausnahmsweise das Mittel sein können, durch welches sich die, welche ihre Thätigkeit dem Staate widmen, bilden, und als Regel wird zum Weg zu Staatsämtern das Durchgehen durch heimische wissenschaftliche Bildungsanstalten, in denen man sich innerlich frei macht, gewählt werden müssen. Dies also wäre das zweite, oder da es dem ersten, wenn dessen Erfolg gesichert seyn soll, zu Grunde liegen mufs, im Grunde einzige Mittel der Gewinnung eines wahren Mafsstabes für alle Lebensverhältnisse, die Wissenschaft.

Hier kann nun ein Streit eintreten über die Behandlung des Gegenstandes der Wissenschaften zum Behuf der Bildung auf Anstalten, welche der Staat entweder einrichtet und erhält, oder doch als einen wesentlichen Theil seines Bestandes schützt und controlirt. Man kann die wissenschaftliche Bildung blos als Mittel behandeln, so also dafs man eine bestimmte Bildung im Sinne hat, und diese auf eine bestimmte Weise erreicht wissen will; man kann sie aber auch als etwas behandeln, was um sein selbst Willen da ist, was jeder nach seiner Weise zu suchen und zu finden, sich es dann aber auch selbst zuzuschreiben hat, wenn der Staat ihn als zu seinem Dienst unbrauchbar zurückweist. Das erstere wird für gewisse Klassen der nothwendige, für alle minder begabte der zweckmäfsigere Weg der Bildung seyn. Man sieht nicht wohl wie Militär-, Artillerie-, Ingenieur-, Bau-, Forst- und Veterinärschulen anders eingerichtet werden könnten, als nach einem strengen Mechanismus und genauem Ineinandergreifen des Lehrplanes; die ganze Aufgabe solcher Schulen würde ohne dies verfehlt werden. Es könnte aber diese Art der Schulen zum Besten des Staates und der Wissenschaft noch sehr vermehrt werden, und die hunderte von natürlich-bornirten Menschen, die ohne Genie und innere Unruhe genug zu haben, um bedeutendes leisten oder auch nur den Mehlthau beschränkter niederer Kreise, in denen sie gröfsten Theils ihre Jugend zugebracht haben, abstreifen zu können, und die dennoch um ihr Brod ehrenvoll zu gewinnen, Theologie, Jurisprudenz und Medicin studiren, könnten für die niederen Stellen, auf welche sie ohnehin durch ihre Natur verwiesen werden, weit zweckmäfsiger in sehr strenggeregelten Seminarien gebildet, und mit weit weniger Risiko für sie und für die Aemter, die sie einst bekleiden werden, gebildet werden. Ganz anders aber steht die Sache mit denen, ohne deren Umsicht und Muth jeder Staat übel berathen seyn wird, mit den Beamteten, deren Aemter allgemeine Bildung, völlig unbefangenes Urtheil erfordern. Für deren Erziehung müssen wissenschaftliche Anstalten der zweiten Gattung, müssen mit einem Worte Universitäten da seyn. Es ist unsäglich, welcher Schaden der Stellung und Wirkung der Universitäten und dem Universitätsleben überhaupt dadurch erwachsen ist, dafs man jene untergeordneten Menschen ebenfalls auf sie verwiesen hat; die Universitäten haben seitdem mehr und mehr selbst den Charakter von solchen zu bestimmten Zwecken zugeschnittenen Schulen bekommen, und werden eben dadurch ihre höhere Bestimmung, ein Terrain zu bilden, wo sich der Einzelne in ein unendliches, allem bornirten Wesen feindliches Element des Geistes stürzen, und in diesem Elemente die rechten Mafsstäbe

*) Unter die gröfsten Unsittlichkeiten, die Reisende zu erwerben pflegen, und die gewöhnlich gar nicht dafür gilt, rechnen wir den Eigensinn, das heifst die Eigenschaft, Dinge, die mit geistiger Nothwendigkeit gestaltet seyn wollen, nach Vorurtheilen zu behandeln.

Digitized by Google

für das wirkliche gewinnen kann, oder wie Icarus in niedere Sphären zurückgeschleudert wird — sie werden, sagte ich, für diese Bestimmung völlig unbrauchbar.

Es hat eine Zeit gegeben, und sie fängt Gottlob an zu verschwinden, wo man unter Staat nichts verstand, als die Hierarchie der Staatsdiener, und wo jeder Kreis, der sich aufserhalb dieser Hierarchie zu halten suchte, als Staat im Staate gebrandmarkt ward. Ich gestehe gerade zu, dafs ich zwischen dieser Ansicht, wenn man sie auf ihre letzten Fundamente zurück führt, und zwischen dem Jacobinismus nicht den mindesten Unterschied finde, doch kann hier nicht der Ort seyn, auf diese Untersuchung weiter einzugehen. Dafs man alles, was sich gegen die höchsten Attribute der Staatsgewalt aufspreitzt, und sie anzutasten sucht, mit eisernen Keulen zu Paaren treiben müsse, kann man jetzt als weit mehr befestigte Ueberzeugung ansehen, als in der Zeit, wo jene Hierarchie alles war, und doch ist es gerade unsere wesentlich-monarchische Zeit, welche endlich einzusehen anfängt, dafs das bürgerliche Leben eine ganz andere Behandlung verlangt als das ländliche und die Armen; dafs man den städtischen Gemeinden eine andere, und eine von jener Hierarchie weit freiere Stellung wieder einräumen müsse. Unter diesen Umständen, wo man dem bürgerlichen Verkehr so grofse Zugeständnisse macht, weil dieselben den Grundbedingungen seines Bestehens analog sind, dürfte es nicht als unzeitig erscheinen, auch einmal auf die Grundbedingungen des Universitätslebens wieder aufmerksam zu machen, und was könnte dazu geeigneteren Anlafs geben, als der Inhalt obiger Schriften über die höheren Bildungsanstalten im Mittelalter, denn wie bei so vielen Dingen ist auch bei den Universitäten der erste, natürlich erwachsene Bestand derselben in einem gewissen Sinne Normalzustand für dieselben.

Es ist eine gewöhnliche und in der That ihrer platten Wahrheit wegen lächerliche Rede, dafs nichts wiederkehre, was da gewesen ist; dafs die Zeit nicht zurückgehe. Daran denkt auch niemand; aber wo geistige Sphären sich berühren, da wirken sie bildend auf einander ein. Als Abendland und Morgenland im Mittelalter mit einander in Berührung kamen, wurde das Abendland nie zum Morgenlande, aber dafs man darum aus dem Morgenlande doch viele pafsliche Einrichtungen übertragen könne, sah man wohl; — und trotz allen (in der Regel noch einfältigeren) Geschreies gegen eine einfältige Nachäffung der Institute des Mittelalters, wird man nicht verhindern können, dafs deren Anschauung, nähere Kenntnifs und vielfachere Betrachtung mannichfach auf unsere und die nachfolgende Zeit einwirke, und um so lebendiger einwirke, je höher man im Gegensatz dieser Anschauung die atomistische und dann immer, selbst bei ganz anderer äufserer Gestaltung der dadurch erzeugten Verhältnisse, jacobinische Ansicht hinaufschraubt, und den bureaukratischen Schnürleib zusammen zieht. Man wird nicht verhindern können, dafs gar manches mit dem Bade schon ausgeschüttete Kind noch einmal wieder für lebensfähig und gedeihlich erkannt werde. Um nun aber die Universitäten des Mittelalters, welche der Bestimmung rein-wissenschaftlicher Bildungsanstalten weit vollkommener entsprachen und entsprechen konnten als die unsrigen, richtiger zu beurtheilen, ist noch ein Blick auf das Beamteten-Wesen in jener Zeit nothwendig.

Es fällt nämlich bei der Vergleichung unserer Universitäten mit denen im Mittelalter sofort auf, dafs auf den Letzteren fast alle Studirende ohne bestimmte Beziehung zu noch zu erlangenden Aemtern studirten, während die Mehrzahl unserer Studirenden nichts mehr und nichts weniger sind als angehende Handwerker, die ohne höheres, ohne allgemeines Interesse auf ihr persönliches Unterkommen hin arbeiten. Im Mittelalter war man verständig genug, einen Unterschied zu machen zwischen Aemtern, die jeder leidlich mit Mutterwitz begabte Mensch bei nur einiger Erziehung dazu versehen konnte, und zwischen Aemtern, die um gewissenhaft und der Sache gemäfs verwaltet zu werden, die ausgewähltesten Geister verlangten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 70.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1829.

Histoire de l'université depuis son origine jusqu'à nos jours; par M. Dubarle, avocat à la cour royale de Paris.

Alcuins Leben. Ein Beitrag zur Staats- Kirchen- und Kultur-Geschichte der karolingischen Zeit von Dr. Fr. Lorentz, Privatdocenten der Gesch. an der Univ. zu Halle.

(Fortsetzung.)

Der letzteren sind der Natur der Sache nach weniger; die meisten Beamtungen fielen also in die erste Rubrik, und wurden gröfstentheils benutzt, um einen gewissen Kreis, theils adeliger, theils unadeliger Familien, die nun einmal in Besitz einer höheren Bildung, und zwar in dem eingelebten, behäglichen Besitz derselben waren, bei diesem Besitz dadurch zu erhalten, dafs man ihren Gliedern den Stand in der Welt erleichterte — man kann hinzufügen: ohne Nachtheil des Staates. Zu den anderen Aemtern, den Canzlerämtern u. dgl. liefs man sich die gewandtesten, kühnsten, richtig-blickendsten Männer aller Stände Bahn machen; Leute von ziemlich geringer Herkunft, wie Wilhelm Nogaret u. a. gelangten zu diesen höchsten Aemtern, während im Verhältnifs zu der grofsen Anzahl jener Vogtei- und anderer geringerer Aemter bei weitem seltener Leute zu denselben gelangten, die sich erst Bahn machen mufsten. Aehnliche Verhältnisse haben sich ziemlich lange in Deutschland, und in ihren Resten hie und da noch erhalten, und Ref. scheut sich nicht gerade diese Einrichtungen für förderlich und in jeder Hinsicht ersprieſslich zu halten für die Entwickelung eines, in sich die Empfindung des Wohlbehagens tragenden, Volksbewufstseyns; während die Art, wie man neuerdings besonders seit der französischen Revolution alle Aemter ohne Unterschied, auch die, wo es gar nicht darauf ankömmt, bedeutendes, ausgezeichnetes zu leisten, der Concurrenz öffnet, und so die gröfsten Fähigkeiten für den mindesten Preis zu kaufen bestrebt ist, die Menschen veräufserlicht, das ganze Leben seines behäglichen, wohnlichen Daseyns beraubt, uud bei der geringsten Ueberfüllung die niederen Sphären mit Leuten ausstopft, die ihren Erwartungen und Befähigungen nach ihre Phantasie auf ganz anderes gespannt hatten. Die ruhige Bildung, durch Generationen gehaltene Gesinnung einer höheren Klasse ist bei diesem Zustande eben so wenig möglich, als die Bildung eigenthümlicher Ehrenpuncte und dadurch zufriedenen Lebens bei der niederen, da diese fortwährend durch die einmal eröffneten Bahnen aus sich herausgerissen wird. Doch ist hier nicht der Ort, eine Abhandlung zu liefern über das Richtige oder Falsche der Ansichten vom Staatsdienst, nur dies Eine ist zu bemerken, noch in Beziehung auf die Universitäten, dafs unsere Ansichten vom Staatsdienst nicht allein schon auf den Universitäten einen ganz unwissenschaftlichen Sinn erzeugen, nicht blos atomistische Gesinnungen aller Art nähren, sondern auch ganz allein Schuld sind an einer Erscheinung, die man im Mittelalter durchaus nicht findet, ich meine, an dem unbefugten Bekümmern um Staatsgrundsätze und anderweitige Politica. Als Paris zu Karl's V. Zeit durch den Prevôt Marcel und seine rothblauen Kappen mit Aufruhr und demagogischen Umtrieben erfüllt war, gingen die Studenten ganz ruhig mitten in der Empörung herum, ohne das geringste Zeichen einiger Theilnahme zu geben. Niemand kann den Quell der Freude des jugendlichen Interesses willkührlich hier stopfen und dort öffnen; aber geöffnet ist er durch die Natur der Sache, wo man einem Kreise die Gestaltung seines inneren Lebens soweit selbst überläfst, als der Nachbarn Wohl es gestattet — und verschlossen ist er gewifs, wo man das natürliche Centrum eines Lebens ausschneidet, und dessen Bewegungen an Fäden knüpft, die in einem künstlichen Mittelpunct aufserhalb des Kreises zusammenlaufen. So lange die Einrichtungen so sind, dafs

Digitized by Google

wer studirt, nicht des Studirens wegen, sondern der politischen und persönlichen Vortheile des Studirthabens wegen studirt, wird auch zwischen rein-egoistischem, atomistischem Interesse d. h. dem Tode alles höheren, und zwischen einem Interesse, welches sich auf jenes Terrain der Vortheile, den Staat und seine vortheilhafte Gestaltung, bezieht, allein die Wahl seyn. Die Freuden feinerer, geselliger Cirkel, d. h. wie sie durch Professorenfrauen und Professorentöchter eben schlecht und recht repräsentirt und mit dem Afterleben des Gewäsches über Predigt und Kunst repräsentirt werden, sind ein elender Ersatz für das frische, wahre, innere Leben der corporativen Vereinigungen der Scholaren und Docenten auf den Universitäten des Mittelalters, die sich bloſs auf Universitätsangelegenheiten, etwa die Administration der Beneficien und Stiftungen einer Provinz, die Anlegung einer Bibliothek u. s. w. bezogen.

Dies als Vorwort, um den Maſsstab näher anzugeben, nach welchem Ref. ein Universitätsleben und die Bestimmung der Universitäten, so wie ihre Stellung zum Staate, miſst. So viel ist gewiſs, daſs es für das Gedeihen einer Universität durchaus wünschenswerth ist, daſs sie nach keiner Seite hin die Berührung irgend einer untergeordneten Sphäre der Administrationshierarchie zu fühlen brauche; daſs ihre Glieder das Daseyn einer solchen Hierarchie so wenig als möglich bemerken, und besonders daſs die Universität so wenig als möglich als nothwendige Vorbereitung dafür betrachtet, sondern ihrer selbst willen statuirt werde. Denn wenn jeder Studirende den nächsten Zweck seiner Studien nicht in diesen selbst, sondern auſser ihnen etwa in der zu erlangenden Pfarrei oder Regierungs-Rathsstelle, oder gar blos in dem zu diesem Behufe zu unternehmenden Examen sieht, löst sich sein Interesse von dem auf der Universität eigenthümlich waltenden, rein-wissenschaftlichen Geiste ab; und inwiefern diese Ablösung bei jedem statt findet, löst sich der Universitätsgeist in seine Atome auf, und der lebendige Geist der Wissenschaft wird abgeschlachtet zu Gunsten des mechanischen Sinnes der Hierarchie. Strenge Examina zwingen nicht in die Sphäre strenger Wissenschaft zurück, im Gegentheil machen sie das Uebel ärger, denn es kann jemand unendlich viel wissen, und in mechanischen Dingen (wohin mehreres gehört als mancher glaubt) ein auſserordentliches Talent besitzen, und doch wo es die reinen, höchsten und leitenden Interessen gilt, völlig bornirt seyn. Dadurch daſs die Universität als Universalvorbereitungsanstalt betrachtet wird, verliert sie zuletzt sogar die Eigenschaft, diejenigen wahrhaft vorzubereiten, deren späteres Leben einer solchen Vorbereitung entsprechen könnte, während durch die Verweisung von neun Zehntheilen der Studirenden in Seminarien und Fachschulen den Universitäten ebensosehr als der Hierarchie gedient, und jene zugleich auf ihren Normalzustand zurückgebracht würden.

Was nun zuerst das eigentlich mechanische Verhältniſs der Arbeit des Herrn Dubarle über die Geschichte der pariser Universität betrifft, d. h. das Verhältniſs zu Hülfsmitteln und Quellen, so muſs zu des Verfassers nicht geringem Lobe erwähnt werden, daſs er die besseren und mannichfaltigeren Hülfsmittel unserer Zeit, besonders die historisch-topographischen Arbeiten von Dulaure u. a. fleiſsig zur Hand genommen und treulich benutzt hat; sodann daſs er auch die älteren Quellen mit mehr Unbefangenheit und mit gebildeterem Urtheil benutzt hat, als seine Vorgänger, namentlich als Bouläus. Ref. räth allen denen, die, wie es bisher mehrfach geschehen ist, den Inhalt und die Citate des Bouläus auszuschreiben Lust haben sollten, sich lieber an Dubarle zu halten, der bei gröſserem Reichthum an Notizen, doch auch mehr Sicherheit gewährt, wenn er auch nicht so viele Histörchen erzählt. Wem daran gelegen ist, des Bouläus Ungründlichkeit bei aller Weitschweifigkeit kennen zu lernen, den verweisen wir, nicht etwa auf die Geschichte der angeblichen pariser Universität vor der capetingischen Zeit, sondern vor allen auf die Notizen über Gerbert von Rheims. Dergleichen findet sich bei Dubarle nirgends. Dagegen läſst sich nicht läugnen, daſs Dubarle in seiner Darstellung im Ganzen eine Trockenheit herrschen läſst, die durch den Mangel an Raum nicht entschuldigt wird, denn er hätte wohl manches weniger mit der Geschichte der Universität zusammenhängende, namentlich manches was sich auf die politische Geschichte bezieht, weglassen oder doch wenigstens kürzen können, um dafür der Darstellung mehr Anschaulichkeit zu geben. Seit Abälards Zeit fehlt es nicht an Schriften, welche das Leben der französischen Gelehrten sehr lebendig darstellen, und doch wie wenig ist selbst das frische Grün, was in Abälards Geschichte emporwächst, zu dem Kranze benutzt worden, den der Verfasser seiner Bildnerin, der Universität, in deren Geschichte darzureichen, die Ab-

Digitized by Google

sicht hat, wie wenig lernt man durch Herrn Dubarle jenes gelehrte Ritterleben kennen, in welchem die Disputation zum Turnier wird — wo sich jeder selbst daran geben muſs, und niemandem die geerbten Hefte helfen; ja! nicht einmal die eignen, wenn das frische Gewächs lebendigen, sich stets neu reproducirenden Denkens vermiſst wird; wo man noch über die der augenblicklichen Bildung wichtigsten Puncte und nicht über gelehrte Quisquilien, in einer allgemein gangbaren, resolut gehandhabten Conversationssprache und nicht in dem von kränklicher Eleganzmacherei zusammengekleisterten Floskelwesen jene gelehrten Zweikämpfe hielt, von deren Führung das Bestehen des Lehrers und die Achtung der Schüler abhing, jene Zweikämpfe, die nun gleich den alten mottengefressenen Doctormänteln fast nur noch als todtes Symbol einer einst vorhandenen Wirklichkeit gelten können.

Der Verfasser giebt in einer 25 Seiten langen Introduction eine kurze Uebersicht des Zustandes von Gallien vor der Ankunft der Römer, der Druidenschulen, der von den Römern angelegten Unterrichtsanstalten und ihrer Einrichtungen, dann ihres Verfalles seit Einbruch der Barbaren; endlich wird auch das, was unter den Merowingern für die Wissenschaften geschah, nicht unerwähnt gelassen, so dürftig es ist, und nicht mit Unrecht wird das Ende der Regierung Dagoberts I., seit welcher sich überhaupt das merowingische Reich in sich zersetzte, und sich erst seit Emporkommen der karolingischen Majoresdomus neu und nach einem anderen Princip aus der Auflösung herausbildete, als der Anfangspunct völliger Barbarei bezeichnet.

Das erste Kapitel des Buches reicht sodann von Karl dem Groſsen bis auf die Zeiten Abälards und Wilhelms von Champaux. Da wir bei Gelegenheit der zweiten oben bezeichneten Schrift von Herrn Dr. Lorentz ausführlicher von den karolingischen Unterrichtsanstalten sprechen müssen, so übergehen wir das, was Herr Dubarle davon sagt, da es ohnehin weder so gewissenhaft alles Einzelne berücksichtigend, noch so ausführlich ist, als das was uns Herr L. darüber berichtet; nur dies muſs als besonderes Verdienst hervorgehoben werden, daſs Herr D. mit siegreichem Erfolg die bisher gangbare Meinung, die pariser Universität datire von Karl dem Groſsen, widerlegt.

Die pariser Universität scheint sich gewissermaſsen aus der *schola palatii* entwickelt zu haben. Diese war zu Karls des Groſsen Zeit mit dem Hofe selbst ambulant, und blieb auch unter den späteren Karolingern an deren jedesmalige Residenzen, also unter ihnen auf keinen Fall an Paris, geknüpft. Als die Capetinger zur Herrschaft kamen, und regelmäſsiger in Paris residirten, hoben sich die bis dahin in Paris als in einer gröſseren Stadt allerdings auch, obgleich keinesweges in einer Universitätsähnlichen Weise bestanden habenden Unterrichtsanstalten, denn sie wurden nun gewissermaſsen die *schola palatina* der Capetinger. Diese Unterrichtsanstalten zu Paris waren in der letzten Zeit besonders von Rheims her sehr gehoben worden, und namentlich die Mönche Remigius und Hucbald von St. Amand, die früher in Rheims gelehrt, traten seit Anfange des zehnten Jahrhunderts in Paris als Lehrer auf. Remigius war der erste, der in Paris um das Jahr 908 eine Schule unabhängig von einem kirchlichen Institut eröffnet hatte, und in dieser von Remigius gestifteten Schule *(école du cloître, schola Parisiensis)* scheint es, war am Ende des 10. Jahrhunderts (seit 990), also bei dem Beginn der capetingischen Herrschaft, der Canonicus Hubold aus Lüttich Lehrer. Die Schule von Rheims hatte inzwischen zwar auch fortgeblüht, doch ward, seitdem die Capetinger auf den Thron gelangt waren, die pariser Schule die berühmtere Studienanstalt. Auch Gerbert von Rheims lehrte in Paris, später Lambert der Schüler Fulberts von Chartres; dann Drogo; Manegold von Lutembach, der Lehrer Wilhelms von Champaux, endlich Roscelin.

Neben dieser öffentlichen, blos unter Aufsicht des Bischofs stehenden, Philosophenschule, bestanden in Paris noch zwei Klosterschulen: die zur heiligen Genoveva und die zu St. Victor. Seitdem zu Anfange des 12. Jahrhunderts in jener Abälard, in dieser Wilhelm von Champaux lehrten, erlangten auch sie ausgezeichneten Ruhm, und wie man im 7. 8. und 9. Jahrhundert von England, Friesland und anderen entfernten Ländern her Stiftungen für Leute, die sich den geistlichen Wissenschaften widmeten, in Rom gemacht hatte, so entstanden nun Stiftungen in Paris zum Theil von sehr entfernten Ländern z. B. von Dänemark her; diese Stiftungen gaben dann den Unterrichtsanstalten selbst, die vorher ihre gegenseitigen Verhältnisse ziemlich dem Zufall überlassen haben mochten, eine bestimmtere Gestaltung. Damit im Grunde beginnt erst die Geschichte der Universität als einer Corporation; also wenig vor

Digitized by Google

der Mitte des 12. Jahrhunderts. Aus der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts ist zuerst eine Erwähnung des *consortium electorum magistrorum*, also der Lehrercorporation dieser verschiedenen Schulen, vorhanden. Da die Stiftungen, welche inzwischen zu Gunsten der Studirenden gemacht worden waren, nicht einen allgemein wissenschaftlichen Sinn, sondern einen landsmannschaftlichen hatten und haben mufsten, d. h. da sie nicht die wissenschaftlich überhaupt ausgezeichneten, sondern die aus gewissen Landschaften gebürtigen unterstützen sollten, und da die Bewahrung dieser Stiftungen vorzüglich denen anheim fiel, welche die Vortheile genossen d. h. Lehrern und Schülern aus den stiftenden Landschaften selbst, so war es natürlich, dafs in derselben Zeit, wo die Lehrer für sich als eine geschlossene Genossenschaft auftraten, sich Lehrer und Schüler auch landsmannschaftlich absonderten, und zwar nach den Provinzen Nordfrankreichs (wozu wegen Sprache, Sitte und Abstammung des Adels damals auch England gerechnet werden mufste) aus denen die meisten Studirenden gebürtig waren, von denen die meisten Stiftungen ausgegangen waren. Zwischen 1160 und 1170 mufs die Eintheilung der bei der Universität interessirten in die vier Landsmannschaften von England, Normandie, Picardie und Frankreich (ursprünglich wohl nur Isle de France) schon bestanden haben, und im Jahr 1200 findet sich, dafs sie sich auch unter einander geeinigt und verbunden und einen gemeinsamen Rector, der reihum aus den Landsmannschaften erwählt ward, an die Spitze gestellt hatten. Von dieser Zeit an sehen wir die Corporation der Universität nicht blofs mehr als eine der Würde ihres Berufes wegen hochgeachtete, sondern auch als eine äufserlich, ja ich möchte sagen mit der Faust gewaltige, und während ihr dies auf der einen Seite Freiheiten wenn nicht erringen, doch wenigstens behaupten hilft, giebt es auf der andern Seite Veranlassung, dafs sich alle Behörden und Corporationen in ihrer Umgebung rechtlich so bestimmt gegen sie zu stellen suchen als möglich.

Corporationen sind, den Grundbedingungen der Entwickelung des in ihnen waltenden Geistes nach, einzelnen Individuen vollkommen vergleichbar. Gerade so wie das Individuum, dessen Thätigkeit mehr eine allseitige ist, sich fröhlicher, schöner entwickelt; der, dessen Thätigkeit eine bornirtere ist, dagegen sich einkrüppelt, wie sogar der Landmann, der in einem heiteren Geschäft zu fast allen Verrichtungen und Bestrebungen des Menschen eine Beziehung nehmen kann, ein an Seele und Gemüth allezeit weit freierer, tüchtigerer Mensch ist als ein Nadelfabrikant oder Leinweber, just so sind Corporationen, denen hinsichtlich ihres Inneren die Gestaltung ganz frei überlassen ist, die da ihre eigne Gesetzgebung, Justiz, Polizei, Güter- und Geldverwaltung haben, von Natur gesunder und nach allen Seiten lebensfähiger als solche, bei denen eine ängstliche Controle und umständliche Geschäftsverbindung mit in sie selbst eingreifenden Behörden alle Lust an Corporationsgeschäften in das Gefühl des Ekels vor einem halben Zustande umwandelt. Freilich werden die in solchen Corporationen vereinigten überhaupt und auch nach aufsen sich frischer bethätigen, sie werden oft zu Anmafsungen fortschreiten, die Individuen derselben sogar oft zu Excefsen; dergleichen begegnen wir z. B. bei der Geschichte der pariser Universität sofort im J. 1200. Der Diener eines deutschen Edelmanns, der damals in Paris studirte, bekam mit Bürgern in einer Schenkstube Händel, und wurde übel behandelt nach Hause gesandt; sofort erhob sich ein Theil der Studenten, zog im wilden Tumult nach dem Hause, wo dies vorgefallen war, brachten den Schenkwirth fast um, und zwangen dadurch den Prevôt von Paris d. h. den Vorsitzer des Schöffengerichts dieser Stadt, sich der Bürger anzunehmen; dieser ging aber zu weit und es kam so zwischen beiden Corporationen zu einem Handgemeng; fünf Studenten blieben todt auf dem Platze, worauf der Prevôt und die ihm beigestanden hatten, eine harte Strafe erlitten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 71.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1829.

Histoire de l'université depuis son origine jusqu'à nos jours; par M. Eugène Dubarle, avocat à la cour royale de Paris.

Alcuins Leben. Ein Beitrag zur Staats- Kirchen- und Kultur- Geschichte der karolingischen Zeit, von Dr. Fr. Lorentz, Privatdocenten der Gesch. an der Univ. zu Halle.

(Fortsetzung.)

Wenn Ref. nun behaupten wollte, dergleichen Excesse müssten der Universität einerseits, den städtischen Behörden andererseits zu Güte gehalten, und es dürfte deshalb nicht gestraft werden, so würde ihn jedermann mit Recht für thöricht halten, und er will sich gegen solche Schlüsse feierlichst verwahrt haben, aber zwischen Strafe und Vorkehrung ist ein Unterschied, und wie man jemanden, der einen Diebstahl beging, sonst in einigen Städten mit Handabhauen bestrafte, aber nie den Einfall hatte im Voraus allen Einwohnern gleich bei der Geburt beide Hände abzuschneiden, damit sie sie nie zum Stehlen misbrauchen könnten, so ist man auch im Mittelalter Excesse der Universitäten allezeit zu strafen bemüht gewesen, aber ihnen die Sehne ihres Corporationslebens durchzuschneiden, um dadurch die Excesse von vorn herein zu verhüten, ist niemandem eingefallen, weil man einsah, dass man dadurch weit grösseren Schaden als Vortheil anrichte, und so erfahren wir denn auch aus derselben Zeit, wo eben jene Excesse vorfielen: „*In illis diebus studium litterarum florebat Parisiis, nec legimus tantam aliquando fuisse scholarum frequentiam Athenis vel Aegypti: quod fiebat propter libertatem et specialem praerogativam defensionis, quam Philippus rex et pater ejus ante ipsum, ipsis scholaribus impendebant.*"

Es ist das ein Fluch, der noch auf den Folgen der falschen Aufklärung und des atomistischen Sinnes des vorigen Jahrhunderts ruht, dass man völlig blind geworden ist für die Geister und Seelen grösserer Menschenvereine. Man hat Corporationen als solche verhöhnt, vergiftet und abgeschlachtet, verfolgt in aller Weise, während man um ein todtgeschlagenes Individuum, etwa um ein durch einen möglichen Missgriff in der Untersuchung möglicher Weise mit Unrecht hingerichtetes, ein Zetergeschrei erhoben hat, dass die Welt hätte brechen mögen; nun fällt es zwar Ref. nicht ein, eine mangelhafte Justiz etwa in Schutz nehmen und eben ihrer Mangelhaftigkeit wegen preisen zu wollen, aber da sich Individuen allenfalls, wo's nöthig werden sollte, fabrikmässig ersetzen, der eingelebte, frische, lebendig um sich herum gestaltende Geist einer Corporation sich aber nie willkührlich wiederschaffen oder nach Gefallen so und so gestalten lässt, scheint ihm doch das Unterdrücken oder Krankhaftmachen einer Corporation (ausser wo diese von dem höheren Staatsgeiste verworfen werden muss, weil es sich sonst um sein eigenes Bestehen dreht) ein weit grösserer Schaden als etwa ein in Folge einer rigoros durchgeführten polizeilichen Maassregel, oder auch ein in Folge eines strafbaren und zu strafenden Excesses einer Corporation selbst mit Tode abgegangenes Individuum. Diesen lebendig waltenden, Leben erzeugenden Geist corporativen Lebens kannten nun die alten Franzosen vortrefflich, und gerade weil sie ihn kannten *propter libertatem et specialem praerogativam defensionis* blühte die Universität zu Paris (*universitas magistrorum et auditorum Lutetiae*) in reicher Schönheit, wenn es auch hie und da einmal nöthig wurde, wuchernde Triebe mit dem Schwerte abzuhauen.

Wie nun die Universität von Paris bürgerlich durch die Vorsorge der Könige gehoben ward, wusste sie auch nach der geistlichen Seite die Unangetastetheit ihres inneren Lebens zu behaupten. Die bischöfliche Aufsicht war anfangs etwas durchaus nicht drückendes gewesen,

Digitized by Google

und hatte sich besonders darauf erstreckt, zu verhüten, dafs die Lehre der Kirche nicht durch die anfänglich frei auftretenden Lehrer einen Schaden erlitte. Die Folge aber dieser Aufsicht war gewesen, dafs als die Universität anfing, sich innerlich fester zu gestalten, sie genöthigt war, bei der Ausfertigung Gültigkeit haben sollender Urkunden sich an den Bischof zu wenden, damit dieser sie untersiegelte; der Bischof ward dadurch in alle und jede Angelegenheiten hereingezogen, was etwas unendlich drückendes haben mufste, sobald die Corporation von einem eigenthümlichen, nach besonderem Princip sich gestaltenden Geist in sich entwickelt wurde, der wie ein von zu nahe stehenden erwachsenen Bäumen in seinem Frischwuchs beeinträchtiger erwachsender Stamm seine Zweige bald so bald so winden mufste, um den Hinderungen auszuweichen; endlich fafste die Universität den Muth, den Gebrauch des bischöflichen Siegels zu unterlassen, und da man ein Siegel als wesentlichen Bestandtheil einer Urkunde betrachtete, ein eignes Siegel einzuführen. In der That war das bischöfliche Siegel durch kein Gesetz der Universität aufgezwungen, sondern diese hatte in einer Zeit, wo man noch keinesweges die Folgen davon ahnden konnte, gern und zu eigener Sicherung ihre Zuflucht dazu genommen, blos in der Art, wie sich etwas im Ganzen aus obwaltenden Verhältnissen von selbst versteht. Der Cardinal von St. Angelo, der in der Zeit der Minderjährigkeit Ludwigs IX. als päbstlicher Legat in Paris und mit der Königin Regentin in einem Verhältnifs war, über welches die böse Welt viel zu sagen wufste, nahm sich des Bischofs, der das Universitätssiegel als eine Beeinträchtigung seiner Rechte betrachtete, an, liefs das Universitätssiegel zerschlagen, und erklärte die Universität für excommunicirt, wenn sie es wage, ein neues anfertigen zu lassen. Sofort erhoben sich die Studenten in Unmuth über das von dem verrufenen Fremdling ungeschickt angetastete und gestörte Leben ihrer Corporation. Da damals der gröfste Theil der Studenten ritterlicher oder reich-bürgerlicher Herkunft, in den Waffen geübt und trotz wiederholter Verbote damit versehen, zum Theil mit zahlreicher Dienerschaft umgeben war, standen bei einem Studententumult sofort Tausende streitgerüsteter Männer, in Bologna zuweilen Haufen da, die an Anzahl den kleineren Heerzügen, mit denen einzelne der deutschen Könige nach Italien kamen, bei weitem überlegen gewesen wären. Damals nun in Paris stürmten sie des Cardinals feste Wohnung; der Kampf dauerte längere Zeit und ohne die königlichen Reiter wäre der fremde Herr verloren gewesen. Etwas später im J. 1245 gestand Pabst Innocenz IV. der Universität das Siegel selbst zu. — Wir übergehen die ganze Reihe der Streitigkeiten der Universität mit den Bürgern, ihrer Verhandlungen mit König und Pabst im 13. und 14. Jahrhundert, und bemerken nur, dafs, wo ein Excefs statt fand, auch allemal gestraft, aber nie das Leben, von welchem jene Excesse nur wuchernde Triebe waren, selbst angetastet wurde; dafs die Universität, wo sie von der weltlichen Gewalt in Folge temporärer falscher Ansichten in ihrem inneren Leben gestört wurde, sich lieber ganz auflöste und aus einander ging (wie z. B. 1229—1231.) bis man dies Leben anerkannte; dafs sie dagegen aber auch, wo es galt die Rechte der Krone zu vertheidigen und Anhänglichkeit an den schützenden König zu beweisen, an Treue ihres Gleichen suchte; dafs sie gegen die Hierarchie ihre Selbstständigkeit in eben dem Mafse zu wahren, als den Glauben in seiner Reinheit und Festigkeit zu erhalten wufste. Wenn man das Leben jener Zeit in Frankreich mit den Gestaltungen der neuesten Zeit vergleicht, so ist es, als wenn man sich aus heiterem Thalgrund, an dessen Seiten sich kühne, charakteristisch gestaltete Gebirgsstöcke erheben, den ein brausendes Gewässer, um Felsen schäumend, durchströmt, wo man die frische Lebensluft von Wald und Wiese athmet, heraus träte in eine flache Ebene voll kornweis getrennten Flugsandes, in der man von Berg und Thal nur eine Vorstellung hat durch die künstlichen Aufschaufelungen in den Gärten reicher Proprietäre, und von Strömen nur durch die bis zur Stagnation gezähmten Wässer der Kanäle.

Nur eine Streitigkeit noch aus dieser Zeit müssen wir besonders hervorheben, weil sie den bedeutendsten Einflufs hatte auf die weitere Entwickelung der ganzen Universitätsverfassung. Seitdem die Päbste in den Bettelorden eine Art Heer zu Ausbreitung und Befestigung ihrer Macht gefunden hatten, begünstigten sie dieselben in aller Weise. Der ursprüngliche, in seiner Zeit tüchtige Geist dieser Orden bewog auch Ludwig IX. sie aufserordentlich in Frankreich zu heben, aber gerade durch dieses Heben wurden sie ihrer ursprünglichen Weise gänzlich entfremdet, und das Umschlagen gerade in das Gegentheil dessen, was sie seyn sollten, wie es

Digitized by Google

in den Grundlagen ihrer Verfassung schon in voraus und nothwendig gegeben war, ward dadurch aufserordentlich beschleunigt. Trotz dieses inneren Verderbens behielten damals diese Orden noch ihre Wichtigkeit für die Hierarchie, und die Päbste suchten ihnen überall hin die Bahn zu öffnen. Da die Universität es sich zur Pflicht machte, die Wissenschaft in einer gewissen Strenge zu überliefern, und es als ein Recht in Anspruch nahm, über diese Strenge im Unterricht zu wachen, kam sie bald mit den ebenfalls lehrenden Franciscanern und Dominicanern in Streit; aufserordentlich war diesen Bettelmönchen die oben erwähnte temporäre Auflösung der pariser Universität zwischen 1229 und 1231. erwünscht gewesen, denn nun waren sie einstweilen in Paris an die Stelle der Magister getreten, und namentlich hatten sie drei Lehrstühle der Theologie für jeden Orden gegründet. Als die Magister der Universität zurückkehrten, wollten die Mönche fortfahren zu lehren, und nach manchem Streit brachten sie es dahin, dafs Innocenz IV. ihnen durch eine Bulle eine besondere Autorisation gewährte. Von diesem Augenblick an begann der heftigste Streit, indem die Lehrer der Universität alles mögliche aufboten, um die Bettelmönche, deren Lehrstühle sie nicht mehr ganz unterdrücken konnten, wenigstens auf einen Lehrstuhl für jeden Orden zu beschränken, und vor allen von jedem Einflufs auf die Corporationsverfassung und die Corporationsbeschlüsse auszuschliefsen.

Man mufs, um das weitere Benehmen der Universität richtig zu beurtheilen, die Grundbedingung corporativen Lebens in's Auge fassen. Sobald eine Corporation nur eine mechanische Vereinigung einer gewissen Anzahl Leute ist, die ein gewisses Geschäft treiben — die aber bei dem Betrieb dieses Geschäftes nicht durch einen gemeinsamen, lebendigen Geist verbunden werden, ist in der That noch gar kein corporatives Leben, sondern blos die Affectation desselben, etwas völlig Todtes, ja in gewissem Sinn Abgeschmacktes und auf jeden Fall Halbes vorhanden. Man sah deshalb im Mittelalter, wo man instinctmäfsig, möchte ich sagen, eine tiefere Einsicht in das Wesen mancher socialen Verhältnisse hatte, als sie jetzt kunstmäfsig zu finden zu seyn pflegt — man sah im Mittelalter die Ergänzung von Corporationen nur als möglich an, durch Geburt und durch Adoption — durch Geburt, weil dann anzunehmen war, dafs der in der Sphäre der Corporation aufwachsende, auch alle Interessen, den ganzen Sinn und die Seele derselben aufnehmen werde — durch Adoption, weil man annehmen konnte, dafs der, welchen die Corporation oder deren Vorstände selbst anerkannten, als einen zu Aufnahme der Interessen und des Sinnes der Corporation befähigten und entschlossenen, auch nur höchst selten dies Urtheil Lügen strafen und sich als ein fremdartiger, Gährung verursachender Körper, als für sich stehendes isolirtes Atom in der Corporation verhalten würde. Bei der Universität konnte der Natur der Sache nach nur die Adoption das Ergänzungsmittel seyn, weil um Mitglied dieser Corporation werden zu können, um den Geist dieser Vereinigung repräsentiren zu können, bestimmte Fähigkeiten und eine bestimmte Bildung erforderlich war. Man hat in neuerer Zeit sich, wie überhaupt gegen corporatives Leben, so insbesondere gegen diese durchaus wesentlichen Arten der Ergänzung und namentlich bei den Universitäten gegen die Ergänzung durch Adoption ausgesprochen; wo die letzteren aus alter Zeit das Adoptionsrecht in der einen oder der anderen Form hergebracht hatten, hat man es ihnen zu schmälern, zu entziehen, es ganz zu vernichten gesucht, und hat sich dabei auf den Mifsbrauch berufen, der durch die Adoption von Professorensöhnen, Professorenschwiegersöhnen und Günstlingen, so wie auf der andern Seite durch einseitiges Abschliefsen der einzelnen Universitäten gegen eine oder die andere wissenschaftliche Richtung getrieben worden sey. In der That aber wird man erstens, so lange man nicht den corporativen Charakter der Universitäten mit einem glühenden Eisen auch in den tiefsten Wurzeln vernichten will, auch weder jenen Mifsbrauch noch dieses Abschliefsen ganz hindern können, sondern an die Stelle der Art, wie er früher wohl getrieben werden konnte, nun theils den Einflufs solcher setzen, deren Urtheil just bei der jetzt bestimmenden Behörde etwas gilt, und es würde, wenn man sich mit Suchen abgeben wollte, eben auch heut zu Tage nicht gerade unendlich schwer werden, unter den Universitätslehrern Deutschlands einige Dutzend Flöhe zu finden, denen der Schneider Hosen angemessen hat, — theils wird man an die Stelle setzen Kriterien der Befähigung, die in der That keine sind z. B. Studentenzulauf (als wenn nicht bekannt wäre, dafs auch die Platitude ihr Publicum, und weil die meisten Menschen ordinär zu seyn pflegen, in der Regel ein gröfseres hätte, abgesehen noch davon,

Digitized by Google

dafs eine gewisse Klasse der Studenten denen Kleinviehheerden vergleichbar ist, die wenn der Leithammel über einen Stock springt, alle an derselben Stelle springen, selbst wenn der Stock nicht mehr vorhanden ist) oder s. g. auswärtige Rufe — doch von der Professorenauction und den Auctionatoren zu reden, wagte Ref. nicht aus Furcht, die öffentliche Schaamhaftigkeit zu verletzen. Zweitens aber fällt man in denselben Fehler, der schon oben besprochen worden ist, den Kindern die Hände abzuschneiden, damit sie erwachsen nicht stehlen, denn ohne das Adoptionsverfahren aufzuheben, kann man eine Controle damit durch das nothwendig dem Staate verbleibende Bestätigungsrecht verbinden, welche alle groben Mifsbräuche unmöglich macht, und doch die Corporation mit jenem Mangel an innerem Zusammenhörigkeitsgefühl, der der Tod alles wahren Universitätslebens ist, verschont — der aber sofort eintritt, wenn man ohne den Wünschen des Professorenkreises Autorität zu geben, dessen Lücken durch nun isolorirt stehen bleibende Männer ersetzt, und dadurch den Professorenkreis allmälig in Atome auflöst, die jeder einzeln sein Interesse zu wahren suchen, jeder einzeln sich einen Rückhalt aufserhalb des Universitätskreises zu schaffen, und diese isolirte Stellung durch die isolirenden, an sich völlig leeren, mit keinem Beruf in Verbindung stehenden Geheime-Hofrathsundsoweitertitel anzudeuten suchen.

Dieses ganze aus dem Eindringen fremdartiger Elemente in ihre Corporation zu erwartende Unwesen und Unglück mögen wohl die pariser Professoren, als sie mit den Bettelmönchen stritten, vorausgesehen, sie mögen wohl gewufst haben, dafs nur in der Einhelligkeit die Würde und Bedeutung einer Corporation ruhe, und dafs nur das Bewufstseyn und die Freiheit corporativen Lebens die Universität frei stelle von den egoistischen und atomistischen Beziehungen zu den Hierarchien der Kirchen- und Staatsbeamteten; denn sie wehrten sich mit der entschiedensten Tapferkeit, mit der gröfsten Zähigkeit gegen die bettelmönchischen Eindringlinge. Die Dominicaner benutzten eine neue Streitigkeit zwischen der Universität und den Bürgern, und verlangten als Preis ihrer Einmüthigkeit mit den übrigen Professoren das Zugeständnifs der von der Universität ihnen streitig gemachten Lehrstühle. *L'Université s'en vengea en les retranchant de son sein.*" Ludwigs Bruder und während des Kreutzzugs, Statthalter, Alphons von Poitou, nahm sich der Universität an. „*Les deux partis prononcèrent l'un contre l'autre des sentences de suspension, et les choses s'aigrirent au point que le recteur de l'université lui-même fut maltraité par les religieux.*" Endlich wendete sich die Universität an den Pabst; unglücklicher Weise aber folgte bald darauf auf Petri Stuhle Alexander IV., der die Bettelmönche mit dem Kirchenbanne unterstützen zu wollen drohte. „*L'université prit alors une resolution courageuse, et voyant qu'on l'abandonnait à la partialité du pape, que le roi lui-même refusait de lui prêter son appui, elle se déclara dissoute.*" (1255.) Die Dominicaner hatten nun freies Feld und triumphirten in eben dem Grade als sie Wilhelm von St. Amour, den Flügelmann der Universität, bei dieser ganzen Angelegenheit verfolgten. Er mufste Frankreich verlassen und nach der damals zu dem burgundischen Reiche gehörigen Freigrafschaft gehen, aber noch fast vierhundert Jahre später wirkten die Bettelmönche von Ludwig XIII. einen Befehl aus „*qui défend, sous peine de mort, d'imprimer, vendre ou lire le traité des perils des derniers temps.*" Nach einem hartnäckigen Widerstand, während dessen eine Sündfluth päbstlicher Bullen über die Magister der Universität ausgegossen worden war, kehrten diese endlich 1257 der päbstlichen Uebermacht sich zum Theil fügend zurück, und nahmen Bonaventura und Thomas von Aquino in ihre Reihen auf; um aber die eigentliche alte Universität zu retten, und den neuen Eindringlingen zwar die Lehrfähigkeit und den Einflufs auf Geschäfte und Verhältnisse, die darauf Beziehung hatten, aber nicht die Theilnahme an der staatsrechtlichen Stellung der Universität und an den alten Stiftungen zuzugestehen, wurden die theologischen Docenten von der Universität der vier Nationen ausgeschlossen und bildeten eine Facultät für sich, welche an der Rectorenwahl keinen Theil hatte. Durch ein besonderes Decret von 1260 erhielten die Bettelmönche als der jüngst und gegen die alte Verfassung hinzugetretene Bestandtheil bei allgemeinen Verhandlungen den letzten Platz.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 72.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1829.

Histoire de l'université depuis son origine jusqu'à nos jours; par M. Eugène Dubarle, avocat à la cour royale de Paris.

Alcuins Leben. Ein Beitrag zur Staats- Kirchen- und Kultur-Geschichte der karolingischen Zeit, von Dr. Fr. Lorentz, Privatdocenten der Gesch. an der Univ. zu Halle.

(Schluſs.)

Sofort sieht man nun aber den Geist der Spaltung und Trennung in die Universität immer breiteren Eingang finden. Die Absonderung der Theologen mochte diesen in sehr vielen Beziehungen groſse Bequemlichkeiten bieten, indem sie bei Einrichtungen und Verabredungen, die ihre besonderen Angelegenheiten betrafen, sich nicht mehr an die Corporation aller Professoren zu wenden brauchten; das besondere Interesse überwog bald auch das allgemeine Universitätsinteresse bei den, den Lehrern der Theologie vielfach befreundeten, Lehrern des canonischen Rechts, welche seit 1271 ebenfalls eine besondere Facultät (die Grundlage der nachmaligen Juristenfacultät) bildeten, und ein eignes Siegel führten. Welche Art von Interessen es aber etwa waren, von denen diese Facultätsbildung begünstigt wurde, sieht man aus den ältesten Decreten der, ebenfalls um diese Zeit sich aussondernden medicinischen Facultät am allerbesten. Im J. 1271 untersagte die medic. Facultät den Juden die medicinische Praxis; 1272 setzte sie als Studierzeit für ihre Wissenschaft neun Jahre fest; 1274 lieſs sie sich ein eignes Siegel anfertigen. Zur Bildung der theologischen Facultät hatte ohne Zweifel sehr viel die Sorbonne, ursprünglich eine Stiftung für arme — aber blos theologische — Studenten, viel beigetragen. Robert, Ludwigs IX. Capellan, von Sorbonne in Champagne, hatte dies Collegium 1250 zuerst gestiftet, und hatte dadurch ein groſsartiges Beispiel für Stiftungen zum Besten besonderer Wissenschaften gegeben, da man vorher fast nur Stiftungen zum Besten besonderer Provinzen kannte. Ludwig IX. schenkte der Sorbonne (*congregatio pauperum magistrorum studentium in theologica facultate*) in den J. 1256 und 1258 drei Gebäude zur Wohnung und Einkünfte zur Unterstützung der Studenten, die also auch während der Auflösung der Universität, folglich unter bettelmönchischen Lehrern, hier blieben. Nach der Vereinigung der übrigen theologischen Lehrer mit den Dominicanern ward die Sorbonne Sitz der theologischen Facultät, der sie später oft den Namen lieh, und von da an verging fast kein Decennium, was ihr nicht einen nahmhaften Stiftungszuwachs gebracht hätte. Solche Facultätsstiftungen ersetzten den Professoren der drei ausgeschiedenen Facultäten die Theilnahme an der Administration der alten landsmannschaftlichen Stiftungen; diese blieben der später als philosophische Facultät auftretenden *universitas magistrorum et auditorum Lutetiae*, welche allein in die vier Nationen getheilt und allein zur Rectorenwahl berechtigt blieb. Erst im J. 1513 lieſs sich dieser Rest der alten Universität ein Siegel als vierte, philosophische Facultät anfertigen. Schon im 14. Jahrhundert ward die Aussonderung der Facultäten aus der alten Universität der Art verkannt, daſs der Decan der Theologen den Vortritt verlangte vor dem Rector, den man, wie es scheint, gern als philosophischen Decan behandelt hätte; aber wie früher die ganze Universität gegen die Bettelmönche, so wuſste jetzt der Rest der Universität gegen die Theologen sein Recht nachdrücklich zu vertheidigen: „*Déja plusieurs scènes désagréables avaient eu lieu pour usurper, dans des cérémonies publiques, le rang d'honneur auquel ils aspiraient, lorsqu'une scène de ce genre se renouvela, en* 1347, *avec plus de scandale et d'éclat. L'université devait assister à un service célébré dans l'eglise de S. Germain, en présence*

Digitized by Google

de la reine Jeanne d'Évreux, de plusieurs prélats et de l'archevêque d'Embrun, alors nonce du pape en France et docteur en théologie. L'archevêque, qui soutenait les prétentions de ses collègues, alla se placer sur le siège destiné au recteur, afin de faire par là, à l'avenir un titre pour les théologiens. Le recteur, c'était Jean de la Marche, qui depuis fonda le collége de ce nom, arrive à la tête de l'Université, s'avance vers le prélat, et lui demande si c'était comme archevêque ou bien comme docteur, qu'il occupait cette place? C'est comme docteur, repond-il. À ces mots il est somné de la quitter: sur son refus on l'expulse de force". — Und bei dieser Kraft, bei dieser, so weit es die inneren Verhältnisse anging, Unabhängigkeit schützten die Könige von Frankreich, ihre treue Tochter die Universität fort und fort, und Karl V, der vorzugsweise unter den französischen Königen den Namen des Weisen führt, pflegte zu sagen, wenn die Universität von irgend einer Seite her einen Eingriff erfahren sollte: „*Tant que sapience sera honorée dans ce royaume, il continuera à prospérité; mais quand deboutée y sera, il décherra*".

Ref. enthält sich noch mehr Einzelnheiten aus der Universitätsgeschichte von Paris auszuheben, indem die Hauptentwickelungspuncte der Verfassung in obigem angedeutet sind, und es ohnehin jedem selbst überlassen werden muſs, ein Buch, was so überaus reich an Notizen über Einzelnheiten ist, zu lesen; denn einen Auszug daraus machen, ist im Grunde unmöglich. Wenn oben das Urtheil ausgesprochen worden ist, es sey die Darstellung im Ganzen trockner gehalten als nothwendig gewesen wäre, so soll damit nicht gesagt seyn, daſs nicht eine groſse Menge einzelner Sitten- und Charakterzüge, Anecdoten u. dgl. von der piquantesten Art eingestreut vorkämen; zum Beleg diene folgende Notiz über einen Zug aus dem Leben des Professor Buridan, der um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Paris docirte: „*On disait qu'il avait été l'amant de la reine Jeanne de Bourgogne, et quil avait échappé d'une manière miraculeuse au sort qui l'attendait. Cette princesse, qui habitait l'hôtel de Nesle, recevait souvent dans son lit les écoliers dont la figure lui plaisait, et après avoir assouvi ses passions, pour ne laisser aucune trace de sa débauche, elle faisait précipiter dans la Seine, par les fenêtres de sa chambre à coucher, les malheureux objets de sa funeste prédilection. Un seul de ces écoliers, Jean Buridan, dit Robert Gaguin, eut le bonheur d'échapper au supplice; c'est pourquoi il publia ce sophisme: Ne craignez pas de tuer une reine, si cela est necessaire. Cette épouvantable aventure est attestée par tous les écrivains contemporains, et les ballades du moyen âge ont célébré le bonheur de Buridan*". Wir wenden uns nun zu dem Werke des Herrn Dr. Lorentz.

Zwei Bemerkungen drängen sich Ref., auſser der Einfachheit, durchgehenden Urkundlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Darstellung und Forschung in dem ganzen Werke, noch insbesondere auf, indem er über dieses Buch dem Publicum Rechenschaft zu geben unternimmt.

Die Eine von diesen Bemerkungen betrifft den Contrast der karolingischen Bildungsanstalten und der Universitäten des späteren Mittelalters. Dort drängte kein inneres Bedürfniſs des einzelnen Menschen, sondern ein Bedürfniſs des Reiches und der Kirche zu Errichtung von Schulen, ein Bedürfniſs also, was auch weniger der Einzelne im Volke als die Führer desselben, der Kaiser und die ausgezeichnetsten unter der Geistlichkeit fühlten. Unter diesen Umständen konnten Schulen nicht unmittelbar durch das Leben getragen werden, sie muſsten künstlich instituirt und unterstützt werden; es ging also die mechanische Ordnung und Verfassung dem erst zu erweckenden Geiste voran. Auch fing der Geist hier nicht mit einem unbedingten Streben nach wissenschaftlicher Erkenntniſs an, sondern es waren bestimmte Erkenntniſse, deren bestimmten Nutzen für Staat und Kirche man erkannt hatte, und nun weiter wirkend zu sehen wünschte als vorher. Es waren diese karolingischen Bildungsanstalten also Institute bornirter Form und bornirter Erfüllung — und so ehrenwerth nun auch die Absicht Karls des Groſsen und seiner Gehülfen war, so viel auch durch das bloſse mechanische Ueberliefern schon gewisser Kenntnisse die spätere Zeit vorbereitet und ein späteres freieres Streben erleichtert worden ist — immer blieben diese karolingischen Schulen doch für die Wissenschaft als solche unbedeutend und nach Karls Tode muſs man die Notizen von ihrer kümmerlichen Fortdauer von den entferntesten Puncten her zusammensuchen, um sich nur zu überzeugen, daſs sie wirklich noch bestehen. Man kann sie mit Ausnahme

Digitized by Google

der *schola palatina* und der Schule in Tours kaum unseren Schullehrerseminarien vergleichen, und auch diese, wie wenig haben sie im Grunde geleistet.

Vergleicht man nun diese von den Mitteln eines Kaisers, der über einen Theil der gebildeteren Länder des damaligen Europas herrschte, getragenen, von einem der ersten Gelehrten der damaligen Zeit eingerichteten und gepflegten, durch Karls eignes Beispiel, durch seinen Tadel und sein Lob vorwärts getriebenen Schulen mit den Versammlungen von Schülern um einzelne Lehrer des 11. und 12. Jahrhunderts, wie da z. B. als Abälard nach jener unglücklichen Verstümmelung sich in die Einsamkeit zurückzog, viele Hunderte von dem Drange der Wissenschaft getrieben zu ihm zogen, so dafs eine Ortschaft entstand, wo er seine Einsiedelei gehabt hatte, bedenkt man, wie zu Abälards Zeit die ausgezeichnetsten Geister Italiens, Englands, Deutschlands, ja! Dänemarks nach Frankreich strömten, und von diesem Mittelpuncte Europa's aus sich eine unermefsliche Fülle höherer Bildung über Europa nicht nur, sondern auch über die damals von Europa aus eben colonisirten vorderasiatischen Länder ausgofs, und man wird einen Mafsstab haben für die Beschränktheit der Begriffe derjenigen, welche, durch den offenbaren Nutzen, den in einer gewissen Sphäre und für gewisse Menschen mechanischer bestimmte Schulen, mit einem Worte Seminarien haben, bestochen, der Meinung sind, Universitäten in der früheren und bisher wenigstens noch in Trümmern vorhandenen Weise und Verfassung seien überflüssig, oder wohl gar schädlich. Schädlich sind sie freilich aber nur der Bornirtheit und das in aller Weise und von Rechtswegen. Oder sollte jemand einwenden, nicht der Charakter der freien Vereinigung, des daraus erwachsenden corporativen Lebens habe die Schulen des späteren Mittelalters so gehoben, der Mangel desselben die des früheren so herabgedrückt, sondern der Mangel an Interesse überhaupt und der geringe Umfang der Lehrgegenstände, so wäre hierauf nur zu antworten, dafs auch in den Zeiten, wo das Interesse allgemein sich für die Universitätsstudien gezeigt, wo in den mechanischer geordneten beschränkteren Fachschulen doch die einmal recipirten Gegenstände mit eben der Umfänglichkeit betrieben worden, diese letzteren doch immer nur bestimmten Zwecken gedient, und die Erkenntnifs und Wissenschaft im allgemeinen sehr wenig gefördert haben. Wir führen über diese karolingischen Institute aus dem vorliegenden Buche folgendes wörtlich an: „Die Schule in dem Kloster des heiligen Martin zu Tours, welche Alcuin später stiftete, und durch seine Persönlichkeit zur ersten erhob, kann als Muster dieser Klasse gelten. In einem Briefe an den König berichtet Alcuin von derselben folgendes: „Ich, Euer Flaccus, suche Eurer Ermahnung und Eurem Willen gemäfs in dem Hause des heiligen Martinus einigen den Honig der heiligen Schriften zu reichen; andere bemühe ich mich mit dem lauteren Weine der alten Lehren zu berauschen, andere beginne ich mit den Früchten grammatischer Feinheiten zu nähren, manche suche ich durch die Ordnung der Gestirne zu erleuchten. Vor allem aber suche ich sie zum Nutzen der heiligen Kirche Gottes und zur Zierde Eurer königlichen Regierung zu erziehen, damit nicht des allmächtigen Gottes Gunst gegen mich unverdient, noch die Freigebigkeit Eurer Güte zweckles sey". Die höchste Ausbildung der Beamteten des Staats und der Kirche, wird in diesem Berichte deutlich genug als Zweck der Schule zu Tours ausgesprochen. Denselben Zweck hatten zwar alle Schulen dieser ersten Klasse, allein nicht alle hatten die Mittel, ihn so zu verwirklichen wie die zu Tours, wo Alcuin selbst an der Spitze stand, und sich von seinen besten Schülern als Gehülfen unterstützt sah. Aus den Berichten über andere Kathedralschulen geht hervor, dafs die meisten zu den Schulen in Tours und am Hofe des Königs in demselben Verhältnisse standen, wie bei uns die Gymnasien zu den Universitäten". — „Zur zweiten Klasse gehörten die Seminarien für Gesang und Kirchenmusik, von denen die zu Metz und Soissons errichteten anfangs die einzigen waren, und auch lange die berühmtesten blieben". Eine dritte Klasse ist auf das gemeinste Bedürfnifs des Lebens berechnet, und sorgte für den Unterricht in Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen.

Die zweite Bemerkung ist die, dafs wir bisjetzt nicht blos wunderbar schlecht mit historischen Hülfswerken über die karolingische Zeit unterstützt waren, sondern dafs man sich auch bis auf unsere Zeit mit Dingen getragen, die der ersten deshalb strenger angestellten Untersuchung weichen müssen. So zum Beispiel schneidet uns S. 169. und S. 170. Herr L. Karl's des Grofsen s. g. Academie ganz rund aus Karl's Ge-

Digitized by Google

schichte heraus, indem er beweist, dafs eine solche nicht vorhanden war, und dafs die vorkommenden Beinamen (also unter andern, dafs Karl selbst zuweilen David oder Salomo, Alcuin zuweilen Flaccus oder auch Albinus genannt wird) sich keinesweges auf eine Hofacademie beziehen können. „Man braucht Alcuins Werke nur mit Aufmerksamkeit gelesen zu haben, um zu sehen, dafs er bei seiner Vorliebe für Allegorie seinen Freunden oft im Scherze Namen beilegte, die wegen der Wahrheit ihrer Beziehung ihnen im Ernste blieben, und mit ihren eigentlichen Namen als Vor- oder Zunamen zusammenwuchsen, wie z. B. bei Rabanus Maurus".

Eine andere bisher immer noch gültige Ansicht Karl's des Grofsen Erneuerung der kaiserlichen Würde betreffend, war die, dafs diese, wenn auch nicht ganz unvorbereitet statt fand, doch wenigstens nicht längere Zeit vorher besprochen und beschlossen worden sey. Auch über diesen Punkt giebt uns Herr L. durch eine bisher übersehene Stelle in den Schriften Alcuins gewünschten Aufschlufs. Wir führen sie am liebsten mit des Verfs. eignen Worten an: „Obgleich also Karl Ursache hatte, seinen Antheil an der Erneuerung des abendländischen Kaiserthums so viel als möglich zu verheimlichen, obgleich es ihm auch so gut gelang, dafs die Geschichtschreiber die Begebenheit darstellten und die Nachwelt sie erfuhr, wie er es wünschte, so zeigt doch eine Stelle Alcuins, dafs der König und seine Vertrauten sehr gut mit dem bekannt waren, was in Rom vorgehen sollte. Alcuin hatte ein Exemplar der heiligen Schrift schön und ungewöhnlich correct abschreiben lassen, und übergab es einem seiner Schüler, Fredegis, um es dem Könige nebst einem Gratulationsschreiben am Weihnachtstage zu überreichen, dem er, wie er sich ausdrückt, für das viele Gute, das er ihm und seinen Schülern erzeigt habe, so viel Dank und Lob schuldig sey, als in dem Buche Sylben wären, und dem er von Gott so viele Segnungen wünsche, als in demselben Buchstaben geschrieben ständen. Dafs aber dies kein gewöhnliches Weihnachts- oder Neujahrsgeschenk war, sieht man aus dem Briefe an Karl selbst, worin er ausdrücklich sagt, dafs es als ein Glückwunsch „zum Glanze seiner kaiserlichen Gewalt („*ad splendorem imperialis potentiae*") dienen solle. Alcuin wufste also eben so gut, wie Karl selbst, dafs dieser am ersten Weihnachtstage zum römischen Kaiser erklärt und gekrönt werden solle".

Indem Ref. diese beiden Einzelnheiten, über die Herrn L's. Arbeit neues Licht verbreitet hat, besonders hervorhebt, will er aber damit keinesweges gesagt haben, dafs blos in solchen einzelnen Aufklärungen, deren sich noch eine nicht geringe Anzahl auszeichnen liefse, das Verdienst des Verfassers bestände; vielmehr ist auch die eigentlich biographische Seite, ferner das Verhalten Alcuin's zur Kirche mit grofser Gelehrsamkeit und Klarheit behandelt, und es gehört dieses Buch durchaus zu den besten Monographieen, deren Gegenstand in den Kreis der deutschen Geschichte fällt. In der Vorrede verspricht uns Herr Lorentz eine ausführliche Geschichte der karolingischen Zeit; wir erwarten davon nach der vorliegenden Probe unbedingt das, was er selbst als Eigenschaft derselben wünscht, nämlich die gröfste Vollständigkeit, und so sehen wir denn der Zeit, wo durch seine und eines anderen in der Geschichte dieses Zeitraumes tief gelehrten, gründlichen Forschers Bemühungen in eben dem Grade die karolingische Dynastie und ihre umgebenden Verhältnisse in Klarheit vor uns stehen werden, als sie bisher in einem gewissen Nebel verhüllt waren, als einer sehr naheliegenden entgegen.

Heinrich Leo.

Digitized by Google

Nro. 73.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1829.

XXXIX.

Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Stuttgard und Tübingen, in der Cotta'schen Buchhandlung. Erster bis funfzehnter Band (die drei ersten Lieferungen) 1827 *und* 1828. 12.

Erster Artikel.

Wäre der schöne Brauch der Alten, kein ernstes Geschäft ohne stillen Wunsch und Gelübde an die eigens darüber obwaltenden Mächte zu beginnen, auch unseren Zeiten noch angemessen; so dürfte es wohl diesen Blättern geziemen, eine Anzeige von Goethe's Werken in der Gesammtausgabe letzter Hand mit innigster Anrufung der Musen einzuleiten. Denn wenn wir, unbekümmert um das entgegengesetzte Marktgeschrei unsrer Tagre, schlechthin aussprechen: hier liegt der reichste Schatz, den seit ihrer Entstehung die deutsche, seit Jahrhunderten die moderne Litteratur gehoben hat, in seiner Fülle vor uns ausgebreitet; so dürfen wir, ohne zu flehen und ohne zu schmeicheln, so viel Ehrgefühl in unsrer deutschen Nation voraussetzen, dafs ihre Besten und ihre Bessern kein anderes Urtheil hegen. Sie nehmen es nur ohne Weiteres an; es versteht sich ihnen von selber, dafs man eigentlich darüber einig sey; sie mögen nur, nach unsres stillen Volkes hergebrachter Art, welche die öffentliche Erörterung aller und jeder Angelegenheiten noch immer nicht recht gewohnen will, um defswillen keinen Streit anfangen. Denn wo ein litterarisches Aergernifs zu Tage kommt, denkt man bei uns, wie träge Bürger bei einer Feuersnoth: lösche, wer dazu bestellt ist! und dem Reiche der Musen läfst man es gleich jenen Handwerken ergehen, die es zu keinem Zunftrechte haben bringen können: es gilt Jeder, der seine Zunge zu brauchen weifs, und lockt er sich Kunden an, kommt es ihm zu Gute. Selbst der litterarische Muth ist eine seltene Sache; und noch lange nicht ist deutsches Nationalgefühl zu derjenigen Klarheit erwacht, dafs wir begriffen, auch Wissenschaft und Kunst gehören zu jenen unvergänglichen Kleinodien eines Volkes, deren Glanz und Ehre fleckenrein zu erhalten Alle für Einen und Einer für Alle stehen müssen. Daher könnte uns ein Ausländer schreiendes Unrecht anthun, welcher der Deutschen litterarische Fähigkeit, wohl gar ihre geistige Schaam und Sitte nach den Ansichten beurtheilen wollte, welche durch die Anzahl unsrer schöngeistigen Tagblätter und Tagschriften in Sachen der ästhetischen Bildung sich vernehmen lassen! denn in der That, noch hat keine Litteratur ein Beispiel undisciplinarischer Verworrenheit erlebt, wie in unsren Tagen die unsre. Man erschrickt, wie schnell in Deutschland Alles zur Vergangenheit werden kann; welch ein kurzes Gedächtnifs die Nation für ihre eigne Gröfse hat. Aus Dürre, Oede und geistiger Verlebtheit spriefst ihr fast mit Einem Mahle ein Frühling unermefsliches Blüthensegens empor; sie sieht in weniger als funfzig Jahren einen Lessing und einen Winkelmann, einen Klopstock und einen Goethe, einen Herder und einen Schiller, einen Hamann und einen Jacobi, einen Jean Paul und einen Tieck die verschwenderische Fülle ihres geistigen Lebens über sich ausschütten; Shakspeare's Edengarten wird in seiner Weite vor ihr aufgethan; eine Heroenfolge wie Kant, Fichte, Schelling, Hegel, legt ihr die Gesetze der Ideenwelt aus; eine Kritik, die der Geniusathem eines August Wilhelm Schlegel beseelt, belehrt sie über das Geheimnifs der Dichtkunst und des Schönen: und diese Nation, gleich als ob das Wirken solcher Geister nicht dagewesen, läfst sich mit ihrem Geschmacke nieder in den Sümpfen von Kotzebue und Clauren; berauscht sich in dem geschwefelten Saalewein der Müllnerischen Tragödie; klatscht Heinrich Heine's autoschediastischen Studentenspäfsen ihren Beifall; und

Digitized by Google

räumt noch kaum ein schmales Erdreich ihrer Gunst den zarten Rosen eines Rückert und Uhland, dem üppigen Violenbeete eines Schefer, der kräftigen Lorbeersaat eines Platen ein. Jeder Stand, jedes Geschlecht, jedes Alter brennt für ästhetische Unterhaltung: verlangender lechzt nicht in der Siriushitze der verdurstende Wanderer nach einem Trunke: und nun seht hin, was dieses stehende Heer von Leseerisichthonen sich von seinen Stimmführern durch modische Zeitschriften bieten läfst; worüber es herstürzt, um es auszuschlürfen bis auf die Hefe! Respectable Canzleiverwandten haben sich in Häuflein zusammengethan, um in ihren müfsigen Stunden den Musen, als Jungfrauen von gewissen Jahren, die gesetzte Galanterie ihres alten Junggesellenthumes zu widmen. Sie machen Sonette auf Stuhl und Sopha, auf Tisch und Schrank, und verzehren ihr tägliches Brot nicht ohne einige dichterische Lorbeerblätter dazu zu kauen; bei welchem sittsamen und anständigen Zeitvertreibe das Publicum höflichst zu Gaste geladen wird und — kommt! Gott bewahre, dafs sie ein Aristophanisches Jauchzen ankäme, dafs sie den Thyrsus schwängen bakchantischer Lust; oder dafs sie jene Schrecken des Aeschyleischen Eumenidenzorns aus den Tiefen der alten Nacht heraufbeschwüren! Auch zu dem Pindus empor denken sie sich jene goldne Mittelstrafse zu pflastern, die durch das Leben so schön führt. Diese harmlose Schaar geht von dem Grundsatze unbedingter Duldung in ästhetischen Dingen aus: denn freilich, wer ein strenges Urtheil gegen sich selber zu scheuen hat, mufs sich geneigt zeigen, viel, ja Alles zu verzeihen. Auch thut es nichts, dafs ein so keuscher Musendienst seine Noth hat, um nur nicht ganz und gar in der eignen Süfse zu verfliefsen und zu vernebeln; dafs unsre übersättigten und übertäubten Tage so narkotische Influenzen erzeugen, dafs er jeden Augenblick eine chemische Zersetzung zu befahren hat: er schlägt nur desto reichlicher nieder in dem reinen Wasser, das er ächt Pindarisch für der Elemente bestes hält. Was auch der Welt begegne, er reimt. Die erschrecklichsten Dinge machen seinem gleichmüthigen und gleichmäfsigen Temperamente nicht bange: in dem getränkten Oelpapiere seiner Begeisterung durchgezeichnet lassen sich darüber die herrlichsten Gefühle als Transparents herumreichen und das Publicum hat davon das Entzücken, er selbst die Schöpferfreude und das Honorar. Erregen die Anmuthungen einer zudringlicheren Kritik ihm Unstatten, er setzt sich in dem Bewufstseyn seiner guten Erziehung darüber weg: denn in dem volkreichen Getümmel mufs man schon gefafst seyn, mit den Kleidern einmal an etwas Befleckendes anzustreifen. Kommen die feindseligen Kräfte ihm allzu nah, so wimmert er etwas weniges über den schlechten Ton der Zeit, zieht sich in eine gleichgestimmte Enge zurück, und sucht sich mit der Assecuranzanstalt eines wechselseitigen Lobes über die empfangenen Wunden zu trösten.

Diese Fraction unsrer Zeitkritik bemüht sich viel um Anerkennung des Musenheros, von dessen Werken wir jetzt zu sprechen gedenken; aber wie seicht ist ihre Verehrung, wie gähnt hinter dem ermüdenden Lobgehudel, hinter dem künstlichen Phrasengedrechsel, hinter der gaffenden Bewunderung die Geistesleere durch, welche nur zu ungeschickt kund gibt, dafs man eigentlich nur gar nicht weifs, was man an Goethe loben will! Wo ist doch in all' diesen Blättern einer modischen Unterhaltung seit Jahren auch nur Ein Aufsatz zu lesen, der uns den Geist seiner Poesie erschlösse, der auch nur Eines seiner Werke mit Verstand und Kunstsinn zerlegte, auch nur über Eines oder das andere seiner kleinsten Gedichte ein gescheidtes Wort sagte? Wie quält man sich ab, bald in steifen und seltsamen Bücklingen, als gälte es weit mehr dem Ministerstern auf seinem Fracke, denn dem Seherkranze auf seinem Haupte; bald mit faden Schmeicheleien, als kenne man keinen edleren Zweck, denn ihm ein beifälliges Lächeln, wohl gar ein graziöses Epigramm abzugewinnen; bald und am öftesten, indem man sich hinschleppt in abgetragenen Floskeln, weil er denn nun einmal der Veteran der deutschen Litteratur ist, und als könne man selbst etwas bedeuten, wenn man an den Bedeutenden sich anlehne!

Im Gegensatz zu dieser aristokratischen Nichtigkeit erhebt von anderen Regionen her eine bis zur Ungezogenheit gesteigerte Plebejität ihre Stimme. Dieselbe erschallt aus den Trümmern einer Schule, welche in der unleugbar grofsartigen Zeit jener ästhetischen Gährung, da die ächten Göttersöhne den Olymp der Dichtkunst gegen den Widerspruch altgläubiger Erdgebornen zu vertheidigen hatten, sich ein besonderes Castell an einem Abhange des Berges gebaut, um darinnen den Geist des Mittelalters mit phantastischer Verherrlichung des feudalistischen Ritterwesens, der romantischen Sän-

Digitized by Google

gerliebe, besonders aber der papistischen Hierarchie poetisch aufzufrischen. Es zeigte sich freilich nur allzubald, dafs es dieser überschwenglichen Schaar so wenig, als je auch den gemeinen Kindern des Staubes, gelingen wollte, Mumien zu beleben. Seitdem darauf der erste, und ohne Widerrede auch der tüchtigste Castellan jenes Spanischen Schlosses sich von den poetischen zu realeren Zwecken gewandt hatte, rifs unter der Knappschaft ein überaus buntscheckiges und überromantisches Treiben ein, an welchem auch die enthusiastischeste Verehrung der Altvordern wenig Gefallen haben konnte. Während der ernsten Aufregungen der Zeit, die nicht mehr Wortgeklingel, sondern Thaten bedurfte, schien das Possenspiel vergessen. Nach dem Frieden indefs thut sich neuerdings, mit zudringlichster Anmafsung, jener Wildruf aus den Wäldern des Mittelalters hervor: wir sollen uns keiner Dichtkunst erfreuen, die nicht von dem mystischen Zwielichte alter Münster, von Mefsgewanden und Horasgesange summt; ja diese Congregation kritischer Flagellanten wäre nicht abgeneigt, die Muse Goethe's mit altdeutsch reckenhaften Faustschlägen aus dem Bardenhaine des Vaterlandes hinauszutreiben. Mögte sie indefs immerhin mit ihrer Ungebürde vor der Nation sich breit machen, mögte sie, in ihrem Fieberwahne Meteorengeflacker für Sonnenfeuer ansehend, Görres als den ersten Philosophen Deutschlands, und ein gediegenes Verdienst aus seiner Sphäre zwängend, Steffens als den gröfsten unsrer Dichter ausrufen, wenn mit ihrem Streben nicht, was mehr zu bedeuten hat, als der ästhetische Geschmack, wenn nicht die Interessen der Denkfreiheit, der religiösen Aufklärung, der vaterländischen Wohlfahrt, auf das Aeufserste compromittirt würden. Diese Schule, welche vor zehen Jahren in verwegenem Knabendünkel mit Volksfreiheit und Staatswohl frevelhaft spielend das schöne Vertrauen zwischen Fürsten und Volk zu vergiften trachtete, sucht jetzt die Zeiten Hildebrands über Europa zurückzuführen, sie ächtet Licht und Forschung, und deren Träger, die Studien der klassischen Vorwelt, sie corrumpirt die Jugend durch unreife Phantasieen von vaterländischer Kraft, von Deutschheit, von Selbstständigkeit, und schmeichelt ihrem gegenwärtig ohnehin unmäfsigen Hange zur Erschlaffung, zur Weichlichkeit und zum Müfsiggange, durch die Vorspiegelung, dafs es keiner Arbeit, keines Schweifses bedürfe, um sich zum tüchtigen Manne zu bilden, dafs ein solides Wissen unnützer Kram sey, dafs gründliche Gelehrsamkeit nur Pedanten zukomme. Bei solchen Tendenzen hört jene Verkehrtheit auf, wofür man sie in heitren Stunden wohl zu nehmen gemeint seyn könnte, als eine blofse idiosynkratische Curiosität zu erscheinen, dergleichen der Organismus eines geistigen Volkslebens von Zeit zu Zeit aus sich abscheidet: man darf nicht abwarten wollen, bis sie in den jungen Köpfen, die sie an sich zieht, gleich anderen Grillen der Studentenjahre, bei zunehmendem Verstande von selbst verraucht: alle Freunde der edleren Bildung, alle vaterlandliebende Deutschen, alle Behörden, Väter, Lehrer, müssen in ihrem Kreise gegen solch ein Uebel zu wirken suchen, und nicht am letzten wird es einem ernsten litterarischen Streben geziemen, es nach seiner wahren Gestalt zu bezeichnen, mit allem Nachdrucke dagegen zu warnen, mit entschlossenem Ernste dagegen zu kämpfen.

Findet in besagter Weise einerseits die selbstgefällig sich spreizende Mittelmäfsigkeit in unsrer ästhetischen Tageslitteratur ihre nur zu zahlreichen Organe; kommt auf einer anderen Seite ein gegen den reinen Geschmack fanatisch wüthender Vandalismus nach Belieben zum Worte; so bleibt letztlich denn auch die baare, nackte, unumwundene Gemeinheit nicht zurück, und ein schmählicher Idiotismus darf es wagen, den Verdrufs über die Unverhehlbarkeit des eignen dichterischen Bankbruches in Gift und Galle gegen die wenigen noch aus besserer Zeit aufrechtstehenden Pfeiler unsrer Bildung auszuhauchen, darf den greisen Hierophanten unsrer Poesie mit erbittertem Gekläffe an seinem Ehrenrocke zerren, darf gegen die Verdienste unsres genialischen Tieck die tausendmal recapitulirte Bekrittelung einzelnes Verfehlten mit eintönigem Hohne immer wieder auffrischen; und dieser litterarische Sansculottismus findet in den Privilegien der deutschen Meinungsfreiheit seine Entschuldigung um so leichter, als es eben mehr und mehr Ton des abgemüdeten und entnervten Zeitalters wird, jene schale und seelenlose Klatschsucht, welche bereits den Geist einer gediegenen Conversation aus unsren gesellschaftlichen Kreisen verdrängt, auch von der litterarischen Unterhaltung zu fordern. Goethe steht an der Schwelle seines ein und achtzigsten Jahres; ehrwürdig grünen um seine Schläfe

Digitized by Google

die Lorbeeren von sechs ruhmvollen Decennien; noch heute strömt die Flamme seines Genius unschätzbare Funken aus, und das schlichteste Wort, der unbedeutendste Reim, der aus des Greises Feder kommt, wiegt noch Bogen, ja Bände unsrer ästhetischen Geschwindschreiber auf; und straflos entblödet sich ein Müllner, dem Dichter die Bürde der Jahre vorzurücken, der Nation mit rohem Geschrei ihre Verpflichtung gegen ihn auszureden als den Wahn einer kindischen Denkart *)! Schöne Pietät des weisen Alterthums, das gegen die grauen Häupter seiner Sänger sich dankbar bezeigte! Wie preist es den Seegen, die Gottgeliebtheit eines geistbegabten Alters, mit dem die Götter Frömmigkeit und heiligen Ernst im Dienste der Musen gelohnt! Welch ehrwürdige Reihe von Meistern des Liedes zählt es uns auf, die bis in ein achtzig — in ein neunzigjähriges Alter bei frischem Sinne den helikonischen Schwestern geopfert! Simonides durfte sich im achtzigsten Jahre seines ungeschwächten Dichtervermögens rühmen; eben so, vielleicht noch höher, bejahrt beschämte Sophokles die Zweifel über völliges Selbstbewufstseyn durch die Proben seines koloneischen Oedipus; und wir sehen, dafs die Zeitgenossen über so späte Vorzüge mit Rührung und Bescheidenheit, und Dank gegen die Götter erfüllt wurden, das Gekreisch unwürdiges Neides nicht aufkommen liefsen. Nur unser Zeitalter darf solch einer kindlichen Humanität sich entwachsen fühlen; nur die Tage, wo die Arbeit und der Fleifs und jene von dem Gebildetsten der Römer empfohlene Feile langer Jahre ihren Preis verlieren, weil dem leichtlebenden Geschlechte Alles im Schlafe bescheert wird, nur diese Tage dürfen sich rühmen, dafs sie keine Ehrfurcht vor dem Alter und vor dem Verdienste empfinden: sie haben nichts gelernt, und darum schämen sie sich ihrer Lehrer.

Sollen wir auch noch jener Pharisäischen Moralisterei gedenken, die einen deutschen Geistlichen verleiten konnte, mit der zottigen Aegis eines litterarischen Truges bewaffnet gegen Goethe's Muse zu Felde zu ziehen? Lassen wir das Phantasma vollends in den Fluthen der Lethe versinken, in die es die unerbittliche Zeit und die durch schwächliche Frömmelei in solcher Gestalt gelangweilte Zerstreuungssucht des Geschlechtes trotz seiner wiederholten Auflagen hinabgestofsen hat! Aber zürne uns Niemand, dafs wir diese Anzeige mit einem kriegerischen Räucher- und Reinigungsfeuer gegen unholde Dämonen eröffnen; dafs wir nicht blofs im Kranze des Festes, sondern auch mit dem Schwerte des Streites zu dem Altare der Muse treten! Unsre Litteratur ist im Zustande der Gährung: jene jahrelangen Verwirrungen des Ueberreizes, der Sättigung, der Geschmacksverdorbenheit, an welchen, übertäubt durch ungeheure Weltereignisse, erschöpft durch die unermefslichen Anstrengungen für unsre politische Wiedergeburt, zerstreut selbst durch das Wohlbehagen der Ruhe, unser geistiges Leben gekrankt, scheinen endlich zu heilsamer Krisis reifen zu wollen. Die in der Asche fortgeglommenen Funken einer edleren Einsicht, eines würdigeren Strebens beginnen sich zu entflammen: junge Talente genährt von der kräftigen Muttermilch klassischer Studien, befeuert durch die hohen Vorbilder unsrer bessern Zeit, quellend von einem frischen Strome eigner Begeisterung, tauchen rühmlich über die Fluthen der Alltäglichkeit empor; bald müssen die Strahlen eines neuen Lebens unsrer Musen Gefilde beglänzen. Hier gilt es, die Nachtgespenster eines dumpfen Zeitwahnes zu vertreiben: dafs der Feind, mit dem das Schöne zu kämpfen hat, in's Angesicht als Feind bezeichnet werde, dafs man ihm nicht mehr in bequemer Friedseligkeit Zugeständnisse mache, noch weniger ihn vornehm oder feig ignorire, das scheint Allen zu gebühren, die sich los sagen wollen von dem Dienste des Gemeinen, in den man nicht blofs durch thätige Handreichung, auch durch stillschweigendes Zuschauen geräth.

*) Seit dieses niedergeschrieben wurde, hat auch der hier Getadelte seine Augen für diese Erde geschlossen. Was indefs dem Lebenden frei in's Gesicht gesagt werden sollte, können wir auch gegen den Todten um so weniger zurücknehmen, da es hier die Thatsache der Bestrebungen, nicht die Persönlichkeit des Autors gilt. In welchem Glauben aber seine Geistesverwandten seine Kritik fortzusetzen gedenken, giebt ihre naive Enkomiastik, in der sie den Verstorbenen den zweiten Lessing nennen, hinlänglich zu verstehn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 74.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1829.

Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand.

(Fortsetzung.)

Und dafs man einen Sammelplatz aufschlage vor dem Hause eines greisen Heerführers, wenn er auch selbst, nach glorreicher Siegesbahn, ausruht auf seinen Trophäen: da fürchte keiner, den hehren Mann zu kränken, gleich als achte er die Lebensäufserungen des jüngeren Geschlechtes sich fremd, als wünsche er unter den Lobern des Vormals im Schatten seiner Verdienste zu schlummern, und möge keinen Waffenlärm vertragen. Er selbst hat ausgesprochen, was der Tag verlangt, er selbst hat den Feldruf gegeben:

Doch gegen die obscuren Kutten,
Die mir zu schaden sich verquälen,
Auch mir soll es an Ulrich Hutten,
An Franz von Sickingen nicht fehlen!

Steht nun die Vermessenheit zwar uns unendlich ferne, dafs wir uns zur Vergleichung herandrängten mit diesen heldenhaften deutschen Gestalten: was wir dem grofsen Dichter von früher Zeit auf gewidmet, treue Aufmerksamkeit, unablässigen Fleifs, begeisterte Liebe, das komme uns bei dieser Würdigung einer vollendeten Ausgabe seiner Werke zu Statten.

Und unter günstigerer Vorbedeutung konnten wir dieselbe wohl kaum beginnen, als während gerade der Briefwechsel Goethe's mit Schiller an das Licht tritt, welcher die innige Wahlverwandtschaft, die zwischen beiden Genien als Menschen und als Dichtern bestanden, auch dem gröfseren Publicum auf das anmuthigste aufschliefst. Wenn namentlich die Freunde Goethe's an dessen Werken vor allem andern davon angezogen wurden, dafs aus denselben die Gestalt einer höchst ausgebildeten, durch und durch ganzen und tüchtigen Menschennatur mit einer Klarheit, wie sie seit den Griechen nicht wieder in's Leben getreten, überall sich hervorhebt; so müssen sie jetzt an der treuen und so durchaus naturgemäfsen Art, wie Schiller das Wesen seines grofsen Freundes auffafste, im höchsten Grade erfreut, ja erbaut werden. Man kann sagen, dafs Schiller in dieser Beziehung wahrhaft als ein Hypophete der Musen erscheint, dem sie gegeben, in das Innerste ihres Lieblings zu schauen; ja diese Briefe, um ein Jahrzehent früher mitgetheilt, hätten vielleicht das Urtheil mancher Zeitgenossen über unsern Heros um ein gutes Theil bescheidner gestimmt. Am wenigsten wird fortan jener scheinheilige poetische Pietismus uns den Verdrufs anthun können, zum Schutzpatron seiner Empfindseligkeit einen Schiller zu proclamiren, der eben so kindlich, als mit sicherm Bewufstseyn, sich der Gewalt dahingiebt, welche Goethe gleich sehr durch Persönlichkeit wie durch Kunstbegabung über ihn übte; der mit so freier Verehrung jener pandämonischen Schöpfungskraft huldigt, welche diese weinerliche Afterästhetik als arges Heidenthum verunglimpfen will; der in der Erkenntnifs der grofsen Sendung, die sein Freund im Gebiete des Schönen zu erfüllen berufen worden, die höchste Weihe seines eigenen Selbst gefunden! An Schillers Briefen lerne unsre schöngeistige Welt, wie man einen solchen Meister aus sich selbst und in seiner Ganzheit zu fassen hat, nicht nach den Vorurtheilen und Vereinzelungen beschränkter Theorieen. Denn die höchste menschliche Freiheit des Hervorbringens im Bunde mit der entschiedensten in heiliger Tiefe der Seele wie unbewufst ruhenden genialischen Gesetzmäfsigkeit hat sich aufser Shakspeare in keinem der modernen Dichter so offenbart, wie in Goethe; und darum wird auch nie eine Kritik über ihn etwas ausrichten, die nicht von diesem Standpuncte einer klaren Gesammtauffassung ausgeht, sondern das poetische Verdienst, wie mit der Krämerelle, Stück vor Stück abmessen will. Auch wolle man nicht etwa eine blofse Wiederholung der nämlichen Individualität, allenfalls durch

Digitized by Google

Landesart und Volksthum bedingt, unter der Dioskurenschaft Shakespeare's und Goethe's verstehen! Aus dieser so gewöhnlichen als verkehrten Vorstellung der Sache fliefsen jene stets erneuten unglücklichen Vergleichungen zwischen Vor- und Nachbild, die eine beschränkte, ja alle Originalität der jüngeren Geschlechter damit verneinende Beurtheilungsweise zwischen den Leistungen ästhetischer Thätigkeit anzustellen liebt. Wohl ist, in sich selbst betrachtet, der Urquell aller geistigen Energie eine Sonne, die zu unendlichen Strahlen in der Gesammtheit irdischer Geister sich bricht; alle leiten von ihr ihre Kraft zu leuchten und zu wärmen, und was sie durch dieselbe in den verschiedensten Himmelsstrichen hervorbringen, wird zuletzt überall auf ein allgemeines Gesetz bildsamer Einheit zurückführen. Aber diese Einheit gilt doch nur den Trieb: das Gesetz der Gestaltung ist Freiheit, Mannigfaltigkeit; und dafs an dieser, aufser der Zeit und dem Raume mit ihren wechselvollen Bedingungen, auch noch ein unvergänglicher, göttlicher, wenn schon geheimnifsvoller Funke von Eigenthümlichkeit, und so zu sagen von artlicher Einzigkeit seinen Antheil habe, der nun die Verschiedenheit jedes selbstständigen Genius von jedem andern selbstständigen Genius bestimmt: diefs kann Niemand ableugnen wollen, dem der Glaube, dafs im Reiche der Ideen ein immer neues Leben walte, und nicht in traurigem Einerlei sich blofs das Alte fortbewege, keine Chimäre zu seyn dünkt. Bei einer Zusammenstellung Shakspeare's und Goethe's kann man sich hievon um so bestimmter überzeugen, als an ihnen weniger denn an allen andern poetischen Geistern volksthümliche, religiöse, bürgerliche und sonstige Besonderheiten das Urtheil verwirren: sie sind im höchsten Grade reinmenschliche Dichter. Man verstehe auch hier nur sich recht. Weder in Shakspeare verleugnet sich der Engländer, noch in Goethe der Deutsche. Vielmehr erscheint in ihnen wiederum ein ächtes, treues Abbild ihres Volkes; aber seines Inneren, Ganzen, Charakteristischen, nicht des Aeufseren und Zufälligen, worinnen die Affen der Originalität alles Wohl und Wehe der Sache sehen. Der melancholische Ernst, die schroffe Tiefe, das stolze Selbstgefühl, der weltumfassende Weitblick, die unergründliche Mitgift des sich selbst ironisirenden Humors, jene Nationalzüge des seebeherrschenden Britten, haben sich gewifs in keinem Individuum noch so mächtig wiedergespiegelt, als in dem bescheidenen Dichter von Stratford: nur dafs die Muse, die ihn auf ihren Armen durch's Leben getragen, diese Gaben für ihn von ihren roheren Zusätzen gereinigt, ihre Fülle gemäfsigt, ihre Schwerfälligkeit geleichtert, und ihren Gesammteinflufs durch die beseligende Freudigkeit einer ewig jungen Phantasie verklärt hatte. Liegt in Goethe nicht alle Threuherzigkeit, Empfindung, Schwärmerei, Bedenklichkeit, Grübellust des Deutschen mit all ihrer tiefen, ahnungsvollen, liebedurstigen Ueberschwenglichkeit vor uns ausgebreitet? Aber dafs er in dem, was diese Eigenschaften bei ihrem Löblichen und Heilsamen auch Hinderliches haben, sich nicht befangen lassen; dafs er mit freiem Geistesmuthe dem Rufe der Muse gefolgt; sich mit kurzem Entschlusse hinausgeschwungen über die Schranken und Schlagbäume der Halbheit und Bequemlichkeit, die schon so manchen vielversprechenden Geist von seinem Aetherfluge wieder herabzogen; dafs er, durch das Geschrei der Klüglinge so wenig wie durch die Dumpfheit der Menge geirrt, seinen Weg gegangen; das ist das Verdienst seiner eignen Persönlichkeit. Durch das, was von jenen Eigenschaften in seinen Werken hindurchschimmert, wiewohl durch seines Genius Macht zum schönsten, reinsten Menschlichen geklärt, gehört er seinem Volke an: aber er hat ihm damit die schönste Gabe dargebracht, ihm selbst sein, des Volkes, eigenstes Innere verdeutlicht, nicht damit sich dessen Schwächen und Verwöhnungen gefangen gegeben! Sie werfen ihm freilich vor, dafs er weder eine Hermannsschlacht geschrieben, noch sonst einen Stoff aus der deutschen Geschichte, aufser jenem doch mehr zu der Bauern- als zur Ritterwelt gehörigen Götz von Berlichingen, seiner Muse würdig gefunden! Sie wollen es ihm noch nicht verzeihen, dafs er nicht mit einer poetischen Haupt- und Staatsaction aus der alten Reichs- und Kaisergeschichte sein Meisterstück abgelegt und vor allen von patriotischer Phantasie erglühenden Zunftgenossen gebührend herumgereicht. Jedoch was hilft es? Diese rührenden Klagen können nicht ändern, was nach eignem inneren Gesetze geworden ist, wie es geworden. Unterdefs, bis die Muse jener beschränkten Gutherzigkeit das Auge rein gewaschen von den afterkritischen Nebeln, bis Minerva ihr das eherne Band von der Stirne genommen, blühn die göttlichen Kinder in ihrer seligen Jugend fort, und immer weiter dehnt sich das Reich ihrer stillen Gewalt aus; so dafs es bald den Anschein hat, als werden Fran-

Digitized by Google

zosen, Britten und Italiener der welthistorischen Bedeutung von Goethe's litterarischem Einflusse längst allgemein gehuldigt haben, wenn noch mancher deutsche Hypochondrist sich bedenken wird, ob auch das Gewissen ihm zulasse, sich der Eminenz eines solchen Verdienstes dahinzugeben.

Wir könnten aber kaum wohl einen besseren Faden unsrer Bemerkungen über Geist und Wesen Goethescher Poesie finden, als wenn wir die Vergleichung zwischen ihm und Shakspeare fortsetzen, da beide Dichter in so vieler Hinsicht einander nahe stehn und wenigstens für Germanische Poesie zusammen einen Mittelpunct bilden, an dem sich mehr oder weniger alle Bestrebungen der jüngeren Talente angereiht haben. Dabei halten wir es übrigens für nicht so wesentlich, als Manchem dünken könnte, die Verschiedenheit sowohl ihrer Zeitalter als ihrer persönlichen Bildung in die Wagschale zu legen. Beide haben die Welt der Erscheinungen im eminentesten Grade als Dichter, d. h. nach der idealen Gesetzmäfsigkeit des einfach Menschlichen aufgefafst. Bei dieser ursprünglichen und nächsten Function ihres Berufes konnten sie von aufsen nichts empfangen: alle Einzelnheiten ihrer beiderseitigen Verhältnisse bleiben für dieselbe etwas Zufälliges, ja Gleichgültiges. Wollte man daher Goethen die Ausbeute einer sehr glücklichen und begünstigten Bildungslaufbahn, die sich nicht nur durch eine höchst reiche und geräumige wissenschaftliche Sphäre, sondern auch durch äufserst wünschenswerthe, ja in jedem Sinne glänzende Lebensverhältnisse hindurchgezogen, zum Vortheil über Shakspeare anrechnen; der theils in Hinsicht der gelehrten Studien auf einer mittelmäfsigen Stufe geblieben, theils weder ein so wohlgeleitetes noch so zusammenhangendes Daseyn gehabt; so dürfte auf der anderen Seite ein Gleich — ja ein Uebergewicht zu Gunsten Shakspeare's in dem Charakter der Lebensepochen beider Dichter sich herausstellen. Shakspeare lebte in einem noch poetischen Jahrhundert: die Welt, die ihn umgab, war noch getränkt und gesättigt mit jenen romantischen Empfindungen und Gedanken, welche dem Streben des Dichters eine empfängliche Aufnahme in den Gemüthern der Zeitgenossen unmittelbar vorbereiten, ja welche die Dichtkunst als ihr eigenstes Bedürfnifs erkennen und fordern. Noch hatte keine halbe und keine ganze Philosophie die glückliche Unbefangenheit der Gemüther hinweggenommen: die Dichter waren noch selbst unmittelbar die Gesetzgeber für ihres Zeitalters Geschmack. Was eine so regsame Wechselbeziehung in der umgebenden Atmosphäre der Poesie für Vorschub leiste, wie unschätzbar leicht sie dem Dichter sein Geschäft mache, wie sie ihm statt der zurückgezogenen Lucubration die unbedingte freudige Bewegung in Mitten des Lebens an die Hand gebe, wie rein und harmonisch unter ihrem Athem die Leistung der Muse sich aus der begeisterten Brust hervorhebe, das hat in tausend Beispielen am glänzendsten die Dichtkunst der Griechen bewährt. Es ist eine ganz andere Sache, auf enthusiastische, denn auf kritische Seelen zu wirken. Diefs ist auch wohl eins der Motive, warum Shakspeare vorzugsweise für das Theater dichtete: wie hätte er sich Sorge machen mögen, den einsamen Leser in seinem Kämmerlein aufzusuchen, da ihm eine stets entzündbare Menge tagtäglich unverdrossen zuströmte, um unmittelbar durch den lebendigen Mund der Muse sich bezaubern zu lassen? Und dafs diese Macht auch in Wahrheit und unzweifelhaft der Dichtkunst und keinem Flitter oder zerstreuenden Nebenwerke zugehörte, wird Keiner in Abrede ziehen, der sich des ärmlichen Zustandes erinnert, in welchem damals das Aeufserliche der Bühne war! Nun sehe man auf Goethe's Zeitalter zurück! Erst die nüchterne Hohlheit der Gottschedisch-Bodmerischen Periode: keine Poesie, und was tausendmal schlimmer war, keine Ahnung und kein Bedürfnifs für dieselbe. Man hatte sich im bürgerlichen Leben längst darauf eingerichtet, mit der Prosa als der besten Haushälterin durchzukommen, und sah jeden Aufschwung zu einer ungewöhnlichen Stimmung, wie ihn die Dichtkunst erfordert, als einen bedenklichen Anlafs zu Ausschweifungen an, dem man sich selbst an den höchsten Festtagen des Daseyns nur mit Vorsicht überlassen dürfe; welche Spiefsbürgerlichkeit der Gesinnung unsrer Poesie noch heute das Leben oft genug sauer macht. Die Philosophie jener Zeit glaubte in dürftigen und trocknen Formeln alle Tiefe der menschlichen Weisheit festgehalten zu haben; gerade hinreichend, um den Zeitgenossen die Begeisterungsfähigkeit für die unvermittelte Wirkung de Schönen zu entziehen, führte sie auf dem Wege, den sie selbst zur Auffassung desselben nach Grundsätzen einschlug, zur absoluten Nichtigkeit. Alles also war erst zu erschaffen, die Kunst wie die Stimmung für sie. Hierauf Versuche aller Art, die eben weil es Versuche waren, weil

Digitized by Google

sie durch kein inneres Gesetz, sondern durch eine unbestimmte Regung, durch ein Bedürfniſs nach Zeitvertreib entstanden, in das Weite führten, und zwischen unzähligen Abwegen den schmalen Pfad des Rechten kaum bemerken lieſsen. Daher Irrthümer, Hemmungen und Widerspruch auf allen Seiten. Unter solchen Bedingungen zwar erstarkt der Genius: aber wie viele kostbare Zeit geht ihm verloren! An die unschätzbare Unschuld eines ursprünglichen, unmittelbaren Verhältnisses ist nicht zu denken; statt zu wirken, muſs er die Möglichkeit dazu erst erstreiten: seine Bemühungen bleiben vereinzelt, fragmentarisch. Und wie er auch unter den Metamorphosen der Zeit eine Schlangenhaut um die andre von sich thue, um immer neuer, frischer, glänzender aus der Gährung hervorzutauchen, er trägt der Zeit seinen Zoll ab, und hat sie nicht unmittelbar seinen Kern afficirt, sie hat ihn doch langsamer und auf Umwegen zu seiner Entwickelung und Reife gelangen lassen.

So hat zu seinem Theile jeder unsrer helikonischen Milchbrüder Gunst und Ungunst von der Zeit erhalten: Shakspeare muſste die geringere Aufklärung der seinen durch die Ueberlegenheit der eignen Einsicht compensiren, und ward dabei durch deren poetischere Natur unterstützt: Goethe hatte die Sprödigkeit und Trocknis seiner Lebensepochen durch die Kraft der Begeisterung zu überwinden, konnte aber dafür auch die Resultate nützen, welche ein regsames, wenn gleich weder befriedigendes noch befriedigtes Suchen, Forschen, Zweifeln, Bauen und Einreiſsen für den aufmerksamen Beobachter zurückläſst. Dieſs Alles aber konnte, wie gesagt, bei dem, was sie zu den gröſsten Dichtern der neueren Zeit macht, von keinem wesentlichen Einflusse seyn. Dieſs ist die Universalität ihres Talentes, d. h. die Gabe mit unbegränzter, geistigen Virtuosität sich der verschiedenartigsten Ideengebiete Meister zu machen, und die Stoffe, welche sie der künstlerischen Behandlung darbieten, mit unbedingter schöpferischen Kraft zu gestalten. Beide haben geistig die Welt umschifft: kaum ist eine Zeit, ein Volk, ein Verhältniſs ihrem schönen Interesse fern geblieben, und wenn es geschehn, war es nicht, weil in ihnen nicht die Saiten für das Menschliche desselben angeschlagen wären, sondern weil in der Fülle des Lebens sich Eins über das Andre schiebt und auch der klarste Genius durch das Labyrinth der irdischen Wechsel nicht zu Ende dringt. Und zeigt sich diese Universalität vörderamst in der Ausdehnung, so liegt sie nicht minder in dem Gehalte. Jedwedem Vorwurfe sein Eigenthümliches, sein unmittelbar Schickliches abzugewinnen, in dem Einzelnen typisch, in dem Ganzen charakteristisch zu bleiben, Alles in ungezwungener, harmonischer, bildsamer Folge sich aus einander entwickeln, an einander reihen, in einander schlieſsen zu lassen, wem wäre neuerer Zeit in der Musenwelt dieſs so gelungen, als ihnen? Welche interessante, für die wissenschaftliche Aesthetik folgenreiche Ergebnisse lieſsen in dieser Hinsicht sich gewinnen, wenn einmal ein Kritiker von gehörigem Zartsinne und Auffassungsvermögen an das Geschäft ginge, im Einzelnen nachzuweisen, was beide Dichter in so vielen Fällen ihrer glänzenden Erzeugnisse aus dem unscheinbarsten Stoffe gemacht, wie sie da ein altes, halb verkommenes Volkslied, eine ungeschickte Ballade, einen hausbacknen Sprüchwortsreim, dort eine weitschweifige Novelle, ein trocknes Chronikendatum, eine verlorne Geschichtsnotiz zu einem Quelle der fruchtbarsten Erfindung, der geistvollsten Belebung, der gegliedertsten Individualisirung gemacht! Wie haben sie überall dem Todten, Verwischten, Unkennbaren das Licht und die Fülle der Gestaltung mitgetheilt, dem Starren eine Seele eingehaucht, das Unbestimmte zur Begränzung gebracht, das Rohe begeistigt, das Vereinzelte in ein schönes Band des Ganzen verwoben? Ihre Werke haben die Freiheit, den Zusammenhang, die Solidität der Erzeugnisse der Natur: im reinen Spiegel ihrer dichterischen Anschauung stellen die Objecte sich klar hin; eine unmittelbare Tüchtigkeit, ein sichres Leben, eine milde Fülle durchdringt sie; man kann nur von ihnen sagen, was in ähnlicher Beziehung dem Tasso in den Mund gelegt wird:

Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte,
Ich fühle, sie sind ewig, denn sie sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 75.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1829.

Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand.

(Fortsetzung.)

Nun aber tritt dieses Gemeinsame beider Genien, unsres Erachtens, in Folgendem aus einander. Shakspeare hat mehr sich selbst objectivirt, Goethe die Objecte mehr sich assimilirt; jenem liegt mehr an den Personen und Charakteren, diesem mehr an den Zuständen; jenen zog mehr an, dafs gelebt, diesen, wie gelebt worden. Darum sind Shakspeare's Werke reicher an handelnden, Goethe's an duldenden Helden. Shakspeare ist nicht blos der Form nach, die ihm, wie wir vorhin andeuteten, insonderheit wohl durch die lebendige Berührung mit den Zeitgenossen an die Hand gegeben wurde (wenn schon damit die innere nothwendige Homogeneität des Wesens und der Form nicht übersehen werden darf), sondern durch und durch und in tiefsten Kerne dramatisch, d. h. sein Geist fafste ursprünglich die Verhältnisse nach den in ihnen liegenden Motiven handlungsvoller, zu grofsen Entscheidungen hindrängender Conflikte auf, und die allerdings auch in ihm einheimische Reflexion giebt sich nur in jenen einzelnen zarten, ja elegischen Zügen einer süfsen schwärmerischen Lyrik zu erkennen, die durch das Gewühl seiner ungeheuren Gestaltungen wie Harmonicatöne durch einen Orgelsturm hindurchklingen. Bei Goethe tritt die reflexive Stimmung entschiedener hervor, er weilt lieber bei den Ver- als den Entwickelungen, sein Element ist das epische, als welches gröfsere Breite, geräumigere Bahn für die Enthüllung und Entfaltung sowohl der tiefsten, aus den geheimsten Schätzen des Menschlichwahren hervorbrechenden Empfindungen, als der würdigsten und dichterischesten Situationen eröffnet. Könnte man nun von diesem Standpunkte aus geneigt seyn, Shakspeare'n dem Stoffe nach eine entschiedenere Objectivität zuzugestehn, so zeigt sich auf Seiten Goethe's wiederum eine wunderbare Compensation in der Form, als welche offenbar bei ihm objectiver ist; so dafs man von dieser Seite in Shakspeare mehr den Nordländer, in Goethe mehr den Griechen erkennt. In diesem Puncte noch am meisten möchte sich der Einflufs der Zeit an beiden Dichtern bewähren, nicht jedoch ohne zugleich neuerdings die göttliche Gewalt ihres dichterischen Verstandes in's hellste Licht zu setzen. Denn während dieser bei Shakspeare die romantischen Empfindungen, welche die Zeit ihm bot, zu einer kräftigen Haltung und Ganzheit bändigte, so dafs jene unbestimmte Ueberschwenglichkeit und Sehnsucht, welche den Geist der romantischen Poesie bezeichnet, seine Werke nur gleich einem duftigen, den allzubrennenden Strahl des Genius gelinde brechenden Schleier umschwebt; so befruchtete Goethe durch die Fülle seines Talentes jene Nüchternheit, in welcher sich zunächst nach einer Periode erschlaffter und zerflossener Bestrebungen die Rückkehr zu dem Tüchtigeren verkündet, und verdrängte durch die schöne Harmonie, in welcher bei ihm Inhalt und Gestaltung sich zeigte, den leicht erzeugten Wahn, als sey mit Ergreifung einer bestimmten und geregelten Form nun auch wirklich ein wahres und ganzes Wesen der Poesie gewonnen. Für die unschätzbare Gabe, dafs er den Gehalt romantischer Schönheit in die leere Zeit zurückrief, gewährten ihre Einsichten ihm wesentlich die Veranlassung, in der Wahl seiner Kunstformen mehr nach freithätiger Gesetzmäfsigkeit, als nach Instinct zu handeln. Und sollen wir, was wir eigentlich empfinden, schlüfslich noch in einem Bilde auszudrücken suchen, so scheint uns in Goethe der musicalische Reichthum eines universalen Gemüthes durch die plastische Form gezügelt, während in Shakspeare in Mitten einer musicalisch unbegränzten und verschwebenden Welt das plastische Element als die jene theilende und ordnende Herrscherkraft obwaltet und durchdringt.

Denn wer mögte nun die zahllosen Berührungs-

Digitized by Google

puncte, in denen sich die Bahnen dieser herrlichen Gestirne schneiden und wieder aus einander wenden, fort und fort beleuchten können? Wer für die erhabene Willkühr, in welcher die Schöpfungskraft solcher Geister diesen Gegenstand an sich zieht, jenen von sich stöfst, das Gesetz finden wollen? Ihnen gab die Gottheit zu können, was sie wollten, und wo sie sich eine Schranke gesetzt haben, geschah es mit derselben freien und grofsartigen Selbstbeherrschung, nach welcher die griechischen Bühnendichter in dem Einen Fache sich ein für allemal bewegten, ohne dafs man darum ihr Talent, in wiefern es auch wohl für das andre geeignet gewesen, bezweifeln darf. Daher kann auch in alle Ewigkeit nur mit Erfolg davon die Rede seyn, was Shakspeare und Goethe geleistet haben, nicht davon, was sie unterlassen. Fand z. B. Shakspeare in jenen verwirrungsvollen Perioden der Englischen Geschichte, welche durch die Usurpationen des Hauses Lancaster und durch den Streit der weifsen und rothen Rose bezeichnet werden, eine reiche Fundgrube, um eine Reihe mächtiger Charaktergruppen aus einem bedeutenden Lebenshintergrunde hervorzubilden, so wollen wir zwar den Antheil seines patriotischen Gefühles an dieser Dramenreihe nicht in Zweifel stellen; allein es wäre doch sehr einseitig und prosaisch geurtheilt, wenn man nicht eben so sehr und in reicherem Maafse die durch die graue Ferne poetischere Gestaltbarkeit dieses Stoffes in die Wagschale legte. Was nun aber auch dem volksthümlichen Interesse dabei einen höheren Gehalt gab, das war die wahrhaft glänzende Lage, welcher die Englische Nation zur Zeit des Dichters sich erfreute, und die sich unter jenen katastrophenreichen Kämpfen wie eine kräftige Blüthe unter Winterstürmen entwickelt hatte. Nicht umsonst hatten jene Revolutionen ganze Königsgeschlechter in's Grab gestürzt: ein kräftigst gesicherter Rechtszustand, ein lebhafter, beneidenswerther Wohlstand der Gesammtheit war daraus hervorgegangen. Mit Deutschlands mittlerer Geschichte steht es nicht so erfreulich: die herrlichsten Anstrengungen vaterländischgesinnter Kaiser und Helden stumpften sich ab an den zersplitterten Verhältnissen des Reiches, an den durch seine Geschichte und Lage herbeigeführten Beziehungen zur auswärtigen Politik; und vom Volke ist dabei meist nur in einem kümmerlichen Sinne die Rede. Was bei uns in jenen Zeiten geworden ist, läfst sich selten an Individualitäten knüpfen, wenigstens in soweit dabei auf einen dichterischen Effect zu rechnen wäre; daher denn Goethe, nachdem er in seinem Götz den höchstverworrenen Gegensatz zwischen den gesetzlichen Bedürfnissen der Masse, und der selbstsüchtigen Willkühr der Einzelnen, wie er im deutschen Mittelalter war, in täuschender Lebendigkeit sich vergegenwärtigt, seine Ansichten über das, was aus diesem Stoffe etwa mogte zu gewinnen seyn, für immer abgeschlossen, und nach dem Bedürfnisse seines klaren und heitren Gemüthes sich erfreulicheren und fruchtbareren Gegegenständen zugewendet.

Gewinnt von dieser Seite Shakspeare in den Augen einseitiger Kunstrichter einen entschiedenen Werth vor unsrem Landsmanne, so findet er sich auch noch von einer andern wenigstens stillschweigend begünstigt, wenn man nämlich Goethe mit Heftigkeit tadeln hört, dafs in seiner Poesie kein religiöschristliches Moment hervortrete, da doch dieser Vorwurf, in sofern er etwas auf sich hätte, den Brittischen Sänger so gut trifft, als den Deutschen. Es ist dieser Vorwurf ein Nachlafs jener Ansichtsweisen der Dichtkunst, zu welchen Bodmer, Gefsner, insbesondere aber Klopstock bei der Wahl ihrer Stoffe für dichterische Bearbeitung das deutsche Publicum gewöhnt hatten. Huldigten sie zwar nicht geradezu dem gemeinen, jetzo hoffentlich zu Grabe getragenen Wahne, dafs auch die Tendenzen der Kunst sich auf moralische Heilsfolgen zu beziehen haben, so hatte in ihrem Gemüthe doch der Begriff des ästhetisch Schönen sich von dem Bedürfnisse der religiösen Erweckung nicht so losgelöst, dafs ihnen der Triumph der Poesie von der Wahl des Stoffes unabhängig geschienen hätte. Sie suchten ihn daher vorzugsweise in einem Gebiete, wo sie auch als Menschen bei den Prüfungen der irdischen Laufbahn die reichste Quelle von Veredlung und Kräftigung zu finden gewohnt waren. Dafs indefs diese Wendung ihrer dichterischen Studien an sich selbst etwas Zufälliges, von der Stimmung der Zeit Abhangendes war, ward von ihren Bewunderern übersehn. An sich selbst wollen wir den religiösen Stoffen eine dichterische Behandelbarkeit nicht bestreiten: gewifs ist aber, dafs nur insofern sie entweder eine fruchtbare Entwickelung des Mythischen gestatten, oder ihr Historisches sich eine Ausbeute reinmenschlicher, gemüthlich ergreifender Situationen abgewinnen läfst, der Versuch mit ihnen glücklich ablaufen kann. Das blofs Dogmatische wird immer nur zu trockner Didac-

Digitized by Google

tik führen, das Sentimentale sich in eintöniger Moralistik verflachen, das Mysteriöse, als das, was als eigentlich Unbegreifliches in gläubiger Demuth geahnt, empfunden, verehrt werden soll, wird durch die Nothwendigkeit, dasselbe anschaulich zu gestalten, entweder völlig willkührliche und religiös nicht mehr zu rechtfertigende Combinationen veranlassen, oder in haltungslosen Nebelbildern zerfliefsen. Kein vorurtheilsloser Leser der Messiade wird sich die Fühlbarkeit dieser Mängel verbergen können, und schwerlich giebt es heutzutage noch Viele, welche fortwährend einer ästhetisirenden Frömmigkeit so empfänglich sind, um trotz der Verstöfse gegen die Kunstanforderungen noch den reinen Genufs einer religiösen Erbauung an jenem gepriesenen Werke zu finden. Gewifs aber noch viel Wenigere mögen jetzt die Freiheiten und Inconvenienzen, die sich Klopstock gegen die religiöse Tradition erlauben mufste, durch die ästhetischen Schönheiten aufgewogen halten. Da nun einem klaren Gemüthe sich nicht verbirgt, dafs die christliche Religion durch keine Darstellung je eine würdigere Interpretation zu gewinnen vermöchte, als sie in den unschätzbaren Urkunden der heiligen Schrift lange besitzt, und dafs hier die Poesie, wo sie erweitern wollte, in das Unbestimmte, wo überbieten, in's Verfehlte gerathen müfste, so verlangt wohl auch die Mehrzahl nicht mehr gerade religiöse und christliche Gegenstände zum Thema sonderlich ausgedehnterer dichterischen Leistungen; wohl aber meint sie eine christliche Denkart heutzutage überall auch an den Werken der Muse begehren zu müssen.

(Der Beschlufs folgt.)

XL.

Siegmund Wilhelm Wohlbrück, Kön. Preufs. Kriegsraths, Geschichte des ehemaligen Bisthums Lebus und des Landes dieses Nahmens. Erster Theil. Berlin 1829 *bei dem Vf. XVIII. u.* 648 S. *gr.* 8.

Der vorstehende Titel verheifst nur die Geschichte eines wenig ausgezeichneten Ländchens, das früher zu Polen und Schlesien gehörig, um die Mitte des 13. Jahrhunderts aber von den Markgrafen von Brandenburg erworben, als ein besonders abgegränzter Theil der Mittelmark betrachtet wird, ferner eines Bisthums, dessen Sprengel sich um etwas weiter über die Oder nach der Warthe hin ausdehnte. Wer nun die frühere Arbeit des Herrn Vfs. über das Geschlecht der von Alvensleben kannte, durfte jedenfalls das Resultat der mühsamsten Quellenforschung, Genauigkeit und Zuverlässigkeit in Angabe der Thatsachen, und eine einfache, selbst gefällige, bestimmte und gedrängte Darstellung erwarten. Allein das Werk giebt nicht nur dieses im erwünschtesten Maafse, sondern strebt ein höheres und allgemeineres Interesse zu befriedigen. Die Geschichte der Germanisirung jenes Landes im 13. Jahrhundert führte den Vf. auf eine ungezwungne Weise zur Entwicklung der Grundlagen Deutscher Verfassung in der Mark überhaupt. Somit erhalten wir hier eine neue Betrachtung der einer solchen höchst würdigen, in ihrem Detail noch wenig erhellten Momente, wie das Slaventhum durch geistige und physische Macht der Deutschen zwar so überwältigt wird, dafs nur noch in der Menge wendischer Ortsnamen Zeugen seiner ehemaligen Herrschaft leben, wie aber die Deutschen Institutionen dieser Gegenden, als hereingebrachte nicht dort erwachsne, dennoch manchen Gegensatz zu denen der Mutterländer, den des Märkischen zu dem Sächsischen Recht, entfalten. Diese Untersuchungen hat der Vf. auch äufserlich von der übrigen Geschichte getrennt, indem eine Einschaltung, von S. 184 bis 393, die „Anlegung neuer Städte und Dörfer in der Mark, und die dabei getroffnen Einrichtungen" behandelt.

Wir fügen dieser Anzeige, die vornemlich auf vorliegendes Werk ein gröfseres Publicum, als das seiner Subscribenten aufmerksam zu machen wünscht, noch Einiges zur nähern Würdigung des Geleisteten hinzu. Als das Hervorstechendste in der Behandlungsweise des Vfs., erscheint uns die Unabhängigkeit seiner Forschung von früheren Arbeiten, namentlich von den Sätzen unsrer gangbaren rechtsgeschichtlichen Lehrbücher. Hätte nun gleich eine strengere juristische Bildung einzelne Irrthümer vermeiden (s. z. B. unsre Note 2.), gewisse Ansichten stärker befestigen oder andrerseits zurücknehmen lassen, so glauben wir doch genügenden Ersatz hiefür in dem frischen, leidenschaftslosen, unbefangenen Sinne zu finden, der ungeirrt von Schulbegriffen und Partheycontroversen die Sätze unmittelbar und allein aus urkundlichen, zum Theil neu zu Tage geförderten, Thatsachen zu gewinnen strebt. Hierin liegt, dafs die mancherlei eigenthümlichen Resultate zu denen der Vf. gelangt, uns andern zuweilen auffallend, ja bedenklich erscheinen müssen. Um jedoch über solche Puncte mit ihm zu verhandeln, wird es gerathen seyn, die Ausgabe der folgenden Theile, namentlich des 3ten abzuwarten, der in der Geschichte der einzelnen Ortschaften des Landes „einen praktischen Commentar zu jener Entwicklung der Märkischen Fundamentalverfassung" enthalten soll, und einige Zweifel hier nur anzudeuten. So will uns nicht einleuchten, dafs nach S. 242 ff., die Bede bis zum Jahr 1280 nur eine aufserordentliche Abgabe, unbestimmt an Maafs und Zeit, gewesen seyn soll. Durch den Vertrag vom 1. Mai 1281, auf den der Vf. sich stützt, wird nach unsrer Ansicht die früher meist in Getraide entrichtete ordentliche Bede dergestalt abgekauft, dafs noch ein Theil derselben, aber in Geldabgabe verwandelt, stehen bleibt; s. auch Eichhorns RG. II. §. 306. Note h.

Digitized by Google

Wenn ferner S. 271 ff. angenommen wird, dafs die Ackerdienste der Bauern erst aus einer Verwandlung der öffentlichen Kriegs- und Burgfrohnen bei deren Abtretung an Privatpersonen entstanden seyen, und S. 363, dafs die mit den Eroberern einziehenden ritterlichen Leute anfangs nur mit bäuerlichen Grundzinsen beliehen wurden, und erst später zum Besitz der Höfe selbst gelangten, so scheint uns dies ein nicht hinlänglich gerechtfertigter Umweg in der Erklärung der nachmaligen Zustände. — Auch davon können wir uns nach dem bisher Beigebrachten (S. 367 ff.) nicht überzeugen, dafs die zwei Drittel, welche der Landesherr an den städtischen und Dorfgerichten hatte, den Namen des höchsten, das übrige Drittel, das dem Gerichtshalter gebührte, den des niedersten (sydesten) geführt haben sollen.

Hiegegen ist freilich dasjenige, was der Vf. befriedigend entwickelt, was er sonst Anziehendes hervorgezogen hat, überwiegend. Von vielem zeichnen wir auch hier einzelnes aus. Es gehört dahin die lehrreiche Darstellung der Gründung der Städte (S. 186 — 195); die Entdeckung einer gleichzeitigen planmäfsigen Anlegung mehrerer Städte und 84 neuer Dörfer im Lande Lebus bald nach dem Uebergang aus schlesischer in deutsche Herrschaft (S. 401 ff.); der Nachweis der *villae slavicales* als Fischerdörfer (S. 280 ff.); die Ansichten über den Ursprung der Steuerfreiheit des Adels (S. 374.). Von vielem topographischen Interesse ist die Erläuterung einer Urkunde über die alten Lebusischen Gränzen (S. 33 — 46.). Sie giebt einen ungefähren Maafsstab, inwiefern eine sorgsame, auch örtliche Traditionen benutzende Forschung noch hoffen darf, in der jetzigen Gestalt des Landes bei der Umwandlung der Namen, dem völligen Untergang von Ortschaften, den veränderten ja verschwundnen Wasserläufen, den neuesten Gränzregulirungen, noch die alten Angaben wiederzufinden.

Die Mittheilung einer Urkunde vom J. 1313 (S. 326.) durch welche Markgraf Waldemar für Lebus und angränzende Districte ein veyhemdink zur Bestrafung grober Verbrechen anordnete, ist sehr dankenswerth, wiewohl der Vf. das eigentlich Unterscheidende dieses Gerichts von den gewöhnlichen nicht ganz richtig angiebt. Zuvörderst ist anzuführen, dafs die Herzoge des benachbarten Pommerns in den J. 1319. und 1321 eine ganz gleiche Maafsregel zur Unterdrückung überhandnehmenden Raubens und Mordens trafen. Aus der Vergleichung der darauf bezüglichen Urkunden.*) mit der unsrigen und den von Haltaus s. v. Faeme angeführten geht hervor, dafs in jener veyhemding ein solches Gericht bezeichnet, in welchem den berüchtigten Missethätern (*infamatis*) die gewöhnliche Vertheidigung nicht gestattet, sondern der Spruch dem Gewissen der Urtheilsfinder anheimgestellt, oder mit andern Worten, wo auf bösen Leumund gerichtet wird. Wenn man daher gleich mit Wigand (Femgericht S. 407, 483) ein solches Richten als ein der eigentlichen oder Westphälischen Feme fremdes erklären mufs, so ist doch wohl zuzugeben, dafs man aufserhalb Westphalens, vielleicht einer Etymologie der Feme von *fame* folgend, schon früh jenes summarische Nothverfahren als ein Characteristisches der Femgerichte betrachtete.

In sehr genügender Weise hat der Vf. S. 328 — 336. die Anführung des Landbuchs v. 1375, dafs in der Mark die Bauern selbst in Criminalsachen über Ritterbürtige Urtheil finden können, gegen Zweifel und Entstellungen neuerer Schriftsteller vertheidigt. Bedarf es noch einer weitern Bestätigung dieses dem Sachsenspiegel *) ganz gemäfsen Satzes, so kann sie in der Analogie der alten Rügianischen Verfassung gefunden werden **). Ueberhaupt würden die Verhältnisse Pommerns und Rügens als der Mark nachbarlicher, slavischer, zu gleicher Zeit und aus gleichen Gegenden colonisirten Länder, dem Vf. noch manche andre Vergleichungspuncte geboten haben, z. B. die persönliche Freiheit der Landbewohner, das Schicksal der im Lande gebliebenen Slaven, die auch in Pommern keineswegs unterdrückt und gleichfalls häufig als Fischer erscheinen; die baldige Veräufserung der Bede an die Grundbesitzer u. a. m.

Wir haben noch nachzuholen, dafs vorliegender erster Theil die allgemeine Lebusische Geschichte bis zum J. 1373. giebt der zweite sie bis zur Auflösung des Bisthums im J. 1598. fortführen, der dritte die besondern Ortsgeschichten enthalten wird. Auch die Notiz dürfte hier nicht am unrechten Orte stehn, dafs die Aufgabe der Berliner philosophischen Facultät, einer Beschreibung der slavischen Reiche in der Mark Brandenburg, wie der Schilderung der Deutschen Colonisation und des geographischen, politischen, kirchlichen Zustandes des Landes um 1250 in der Arbeit des Herrn A. F. Riedel aus Schwerin eine des Preises für würdig erkannte Lösung gefunden hat.

G. Homeyer.

*) In der v. J. 1319 (bei Stavenhagen Beschreibung von Anclam S. 349) heifst es unter andern: *si maleficus in civitate inveniretur, non debet frui jure Lubecensi nec ab aliquo defendi, si vero in villis, jure Sverinensi non debet frui etc.*

*) Buch III. A. 65. §. 1, wonach in der Mark jeglicher über den andern Urtheil findet, der nicht rechtlos ist, d. h. der nicht die Gerichtsgenossenschaft durch Verbrechen, verächtliches Gewerbe, uneheliche Geburt verwirkt hat. Der Verf. versteht S. 336. irrthümlich unter der Rechtlosigkeit die Unfreiheit.

**) Rüg. Landgebrauch Tit. 19: „Ifs ein Edelmann geschlagen, de Gardtvagt moth im Gericht sitten, und Eddellüde bysetten, ock woll Buhren. Over Dothschlag wo idt einen Buhren belanget, settet man einen verständigen Buhr vor einen Richter und etlike vom Adel tho Bysitteren."

Digitized by Google

Nro. 76.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1829.

Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand.

(Schluſs.)

Es soll hervortreten, daſs der Dichter ein frommer Mann sey; er soll die Gottlosen und Bösewichter aus seinen Werken hinausjagen; er soll sich vor Stoffen hüten, wo die Oekonomie seiner Arbeit unsittliche oder irreligiöse Ingredientien unentbehrlich macht. Man kommt mit der Verworrenheit dieser Forderung in ein seltsames Gedränge. Vergeblich sucht man den Leuten begreiflich zu machen, daſs in dem Maſse, als ein Kunstwerk ästhetisch vortrefflich zu nennen, es sich von des Urhebers Persönlichkeit so lossage, daſs seine Denkart als menschliches Individuum gar nicht in Betracht komme; vergeblich führt man ihnen zu Gemüthe, daſs das litterarische Publicum wohl der Beichtvater des Autors, aber nicht des Menschen sey: sie drehen sich in einer ewigen Berufung von dem Werke auf den Dichter, und von dem Dichter auf das Werk herum, und bei der Consequenzmacherei, welche sie mit andern Unarten des geselligen Lebens zu ihrer Lectüre begleitet, pflegt es nicht an den abgeschmacktesten Einflüsterungen und den ungeziemendsten Verleumdungen zu fehlen. In dieses Gebiet will es uns nicht gebühren, ihnen nachzufolgen. In wiefern an Goethe's Persönlichkeit, soweit dieselbe aus seinen vor der Welt daliegenden Werken, namentlich auch in späteren Gelegenheitsschriften und Umarbeitungen (wir meinen hier besonders die Hefte über Kunst und Alterthum, so wie die neueste Ausgabe der Wanderjahre) mit der liebenswürdigsten Offenheit sich kund giebt, auch ein tief innerliches, groſsartiges Religiöse zum Vorschein kommt: dieſs wäre eine Nachweisung, welche vom höchsten psychologischen Interesse seyn müſste, natürlich aber in eine Relation über seine ästhetischen Leistungen nicht gehört. In letzter Beziehung sey nur soviel zu bemerken vergönnt. Was nämlich Sittlichkeit und Religiosität, namentlich Christenthum, in ihrer Stellung zu der heutigen Dichtkunst betrifft, so ist natürlich, daſs auch sie in keinem anderen Sinne in die Atmosphäre der Musenwelt gezogen werden, als die übrigen geistigen und gemüthlichen Eigenschaften und Tendenzen der Menschheit. Besagte Welt spiegelt das Leben ab, nur nicht in dem unharmonischen und wenigstens scheinbar regellosen Gewirre der Wirklichkeit, sondern in einer geordneten, in sich zusammenhangenden, und das Bild einer schöpferischen Idee gleichmäſsig zurückwerfenden Folge. Hier gehen alle jene Eigenschaften und Tendenzen an ihrem Theile in dem Maſse in das Ganze ein, als es die innere Nothwendigkeit und Gesetzmäſsigkeit desselben erfordert. Was über diese ginge, wäre vom Uebel, und wer da etwa einem frommen Drange zu Liebe sorgen wollte, daſs die sittliche und religiöse Richtung vorzugsweise und auf Kosten der ästhetischen Harmonie hervorträte, der würde eben wieder die Kunst zu auſser ihr liegenden Zwecken miſsbrauchen, und ein um so ungeschickterer Dichter werden, als er sich den Ruhm eines gottesfürchtigen Mannes erwerben wollen. Alles gebührt sich an seinem Orte: Wenige nur tragen im Leben religiöse Gesinnungen zur Schau; ja je tiefer die Religiosität ein Gemüth erfüllt hat, desto mehr wird dasselbe eine Scheu hegen, seine Empfindungen vor der Welt zu profaniren. Da es nirgend herkömmlich ist, Jemanden, sey er fremd oder Landsmann, sogleich nach der ersten Begrüſsung über sein Glaubensbekenntniſs vorzunehmen, und ihm etwa den Catechismus abzufragen, sondern dieser Gegenstand meistens erst nach langem und ernsten Beisammenseyn zur Sprache gebracht wird: wie sollte denn der Dichter beflissen seyn, überall seine Figuren zuvörderst von dieser Seite zu produciren, um uns ja keinen Zweifel zu lassen, daſs sie gute Christen seyen? Nun aber hat die christliche Religion durch ihre tief humane, seelendurchdringende

Digitized by Google

Kraft über die sie bekennenden Völker seit Jahrhunderten einen gemeinsamen Vorrath verwandter Begriffe, Denkweisen und Weltansichten ausgeschüttet, welche nunmehr den stehenden Charakter moderner Civilisation bilden, und denen selbst eine dem positiven Christenthume abholde Gesinnung sich nicht entziehen könnte. Dafs der Dichter, wo er die neuere Welt zu schildern unternimmt, aus diesem allgemeinen Charakter nicht heraustreten dürfte, versteht sich von selbst; beherrscht ihn auch selbst doch dessen unsichtbarer stillwirkender Einflufs! Aber er mufs sich seiner möglichst erwehren, wo er nicht christliche, wo er z. B. antike Verhältnisse behandelt. Und bei den modernen hat er sowohl überhaupt die bigotteren und die freisinnigeren Zeitalter zu unterscheiden, als insbesondere die Charaktere der einzelnen Stände, wie der Individuen, gehörig zu berücksichtigen. Soll er denn den Freigeist andächtig, den Weltmann erbaulich, den Lüstling ascetisch reden lassen, damit keine allzu zarte Seele ein Aergernifs an ihm nehme? Oder denkt man, der Art Charaktere gehören nicht in die Dichtkunst? Dann dürften sie nicht im Leben seyn: sie dienen dort wie hier, um neben das Licht den Schatten zu stellen, und in der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen den grofsen Gegensatz der Freiheit gegen die Nothwendigkeit zu vollenden. Auch kann keinem Dichter zum Vorwurfe gemacht werden, dafs er allenfalls unreligiöse oder unsittliche Charaktere besonders häufig angebracht: dafern sie nur an ihrer Stelle die ästhetische Idee vollenden helfen, welche der Dichter im Ganzen wie im Einzelnen mit seinem Werke in des Lesers Geiste hat hervorbringen wollen, so thut weder ihre Zahl noch die Steigerung ihrer Verderbtheit etwas zur Sache. Verfallen sie freilich aus dem Gebiete des ästhetisch Harmonischen und Gesetzmäfsigen in das der blofsen Effectsucht, der gemeinen Willkühr, der unkünstlerischen Rohheit, dann sind sie als Verletzungen des Geschmacks und der Regeln der Schönheit zu verwerfen, eignen sich aber damit immer noch nicht zu moralischer Culposität, so lange der Dichter nicht entweder die Absicht an den Tag legt, blofs den groben Sinn zu kitzeln, oder sich beigehn läfst, dieselben als moralische Wesen herauszuputzen, zu rechtfertigen oder gar zu empfehlen. Die Tugend bedarf nicht seines Lobes, er soll sie wirken lassen; vor dem Laster braucht er nicht zu warnen, es trage den Stempel der Verwerflichkeit an sich selbst. Genügt er den grofsen Gesetzen des innerlich Nothwendigen, Geordneten, Schönen: spielt er in grofsartiger Freiheit mit den Gestaltungen, ohne dafs er plump in sie hineinfährt und die Maschinistenhand durch ihre Bewegungen tappt; beseelt und belebt der Adel eines schöpferischen Gedankens das Ganze seines Werkes, und schliefst das Einzelne sich in zwangloser Natürlichkeit dem Grundgedanken an: dann wird seine Leistung, wie jedes wahre Kunstwerk, von selber ethisch wirken; sie wird das Gemüth ergreifen, heranziehen, erheben; es, wenn auch nur für eine Reihe stiller und einsamer Momente, hinwegreifsen über den ängstlichen Drang des Gemeinen, es stählen im Kampf mit der Erde, es erquicken mit neuem Muthe, und wenn gleich in einer andern Weise als die Religion, doch auch seinerseits wohlthätig und herrlich, die ruhige Heiterkeit einer geläuterten, edlen, liberalen Stimmung über dasselbe verbreiten.

Machen wir nun von diesen Grundsätzen, die unter den Verständigen und Unbefangenen heutzutage wenig Widerspruch finden dürften, die Anwendung auf Goethe, der gerade die Kunst des Charakteristischen mit höchster Besonnenheit in unübertrefflicher Virtuosität handhabt, so zeigt sich in seinen Werken nicht blos im Allgemeinen eine höchst klare Auffassung der den verschiedenen Lebensepochen der Menschheit eigenthümlichen jedesmaligen Weltansicht, sondern auch eine feine Unterscheidung derselben nach ihren einzelnen Abschnitten, nach den Nationalitäten, und was sonst in dieser Hinsicht für den Darsteller in Betracht kommt. So sehen wir denn auch die religiöse Seite an der Stimmung einzelner Zeitalter, wo es in die künstlerischen Zwecke einschlug, mit einem Scharfblick, einer Sachkenntnifs, man mufs sagen mit einer künstlerischen Liebe behandelt, die eine vollkommene Durchdringung des Gegenstandes bewährt, und namentlich, wo wir wissen können, dafs des Dichters persönliche Ansichten vollkommen entgegengesetzt sind, das erhabene Vermögen, seine Conceptionen mit objectivster Freiheit zu gestalten, in das glänzendste Licht stellt. Es wird hier jedem Freunde dieser Studien, was in Wilhelm Meister über die Herrnhutische Denkweise eingeflochten ist, und namentlich jene unvergleichlichen Bekenntnisse einer schönen Seele, von selbst in den Sinn kommen: an welchen letzteren sich das Urtheil schon mancher sonst ganz gescheidten Leute versündigt hat. Denn

Digitized by Google

wem es sich entzogen hätte, dafs nicht eine paradoxe Grille des Autors, sondern die innere Nothwendigkeit seines dichterischen Planes, das Bedürfnifs, jener schweifenden Unbestimmtheit weltmännischer Ansichten einen Gegensatz zu geben, dem Drang und Sturm der zur Entwickelung strebenden Verhältnisse ein Gleichgewicht in der schönen Ruhe jener religiösen Betrachtungen zu verschaffen, diese Einschaltung veranlafst, der mögte zu Würdigung eines Werkes, wie Wilhelm Meister, nicht berufen seyn.

Hat nun freilich in dieser mehrseitig dargestellten Weise das Vorurtheil, welches an Einzelnheiten sich anklebend einen grofsen Zusammenhang engherzig und neidvoll aus einander zu reissen bestrebt ist, Goethe's ästhetische Wirksamkeit vielfach und lange gehemmt, so hat doch die Muse durch seines dichterischen Lebens Dauer und Kraft dafür ihn reichlich entschädigen wollen. Shakspeare's Einflufs auf seine Nation ging zunächst kaum über die zwanzig Jahre, die er dichtend und agirend zugleich gewirkt, hinaus, hierauf aber ward er durch den Unsegen jener Puritanischen Händel plötzlich und nahe auf ein Jahrhundert gänzlich eingestellt. Mit Goethe ging es gelassener zu; ihm kam nicht sofort jener höchste Enthusiasmus entgegen, welcher dem glücklichen Dichter im ersten Augenblicke das erhebende Bewufstseyn giebt: du bist verstanden! Der Beifall, welcher Werther'n zu Theil worden, so ausgedehnt und grofs er war, konnte der Kunst nicht schmeicheln: wenn das Publicum gerade in dem Momente, da der Dichter erst recht zu leben gedenkt, eine allgemeine Lust bezeigt, sich todt zu schiefsen, so sind die Aussichten dichterischer Wirksamkeit nicht glänzend. Und so, kann man wohl sagen, haben Goethe und seine Nation bei weitem die meiste Zeit zu einander gestanden wie ein geistreicher, verständiger und wohlgesinnter Ehemann zu einer eigensinnigen und reizbaren, wenn gleich nicht ungelehrigen Frau: sie haben einander fast nie zu gleicher Zeit und zur rechten begriffen, und unendlich oft hatte der Dichter sich längst wieder zu andern Gipfeln des Pindus gewendet und neue Sibyllenblätter über die Menge gestreut, wenn diese brütend an einem überjährigen sich vor die Stirn schlug und endlich ausrief: Ja so! Sie hat sich die Unart des Widerspruchs, so sehr sie lernen gekonnt, dafs dieser in einem gewissen Sinne immer das Ungebildete bezeichnet, nicht abgewöhnen mögen. Auf die Höhen der Menschheit, in die Säle der Fürsten geführt, hat sie den Dichter einen Aristokraten gescholten; wenn er, in gemächlicher Naivität, in geistreicher Ironie, in tiefer Menschenempfindung sie mit sich selbst bekannt machen wollen, hat sie ihn gemein gefunden; sie hat an dem Erhabenen sich gelangweilt, und das Einfache schien ihr platt. Dabei wollen wir jener stets und stets vervielfachten Nicolai's, welche mit der öden Beschränktheit ihres Menschenverstandes oder mit der Verworrenheit einer seellosen Phantasie bis zu dieser Stunde dem Publicum ein Zeter über Goethe zuschreien, da wir ihrer bereits in der Einleitung sattsam gedacht, hier nur im Vorübergehn erwähnt haben. Und dennoch, welch ein schönes Genügen, welch bedeutender Zusammenhang, welche glückliche Folge in dieser nun schon sechzigjährigen Thätigkeit! Das Volk sah in der Hälfte derselben unter behaglichem Frieden den Jüngling seine ersten Knospen entfalten, den Mann zur höchsten klassischen Reife gelangen: es fand wenigstens Zeit sich an ihn zu gewöhnen, die ersten rohen Misverständnisse abzulegen, sich theilweise doch zu einem willigen Hörer zu bilden. Hierauf, in Tagen harter Prüfung und tiefer Noth, als nicht weniger; denn Alles, was ihm schätzbar und grofs geblieben, mit Untergange bedroht schien, glänzte ihm dieser Stern voll tröstliches Lichtes: denn in Goethe hatte doch die Blüthe vaterländisches Strebens, die deutsche Litteratur, noch einen Mittelpunkt; und wie demselben sogar der Feind seine Anerkennung nicht versagen können, sah man von Einer Seite wenigstens sich bei Ehren erhalten. Und als nun in seinem Epimenides der greise Sänger unser allgemeines Auferstehn bedeutsam sinnig mitgefeiert, da mufste jeder Misklang, jeder Zwiespalt zwischen dem Dichter und seiner Nation als erloschen betrachtet werden, da hatten beide sich auch von aufsen gefunden, und in dem reinen Mitgefühle, welches der grofse Meister in einer jungen, frischen, durch den Wahn und die Hemmung der früheren Perioden nicht befangenen Generation gewaltig angeregt, in der schönen Befreundung, die wir in ihm selbst für die vaterländischen Interessen der neuen Zeit vielseitigst anklingen hören, ist die Bürgschaft gegründet einer Fortleitung seines Wirkens durch Deutschland von Geschlecht zu Geschlecht. Wie an ihm unsre Geistesbildung, unsre Kunst, unsre Sprache sich emporgekräftigt, dafs sie mit seinem Namen innigst zusammengewachsen, so wird die Fülle seines

Digitized by Google

Leistens mit ihnen fortblühen und sich stets reicher und gewaltiger entfalten in jedem kommenden Jahrhunderte; und was auch die Fluthen der Tage heranwälzen mögen, so lange deutsches Volk und deutsche Litteratur dauern, wird Goethe ihres höchsten Glanzes Mittelpunct, wird jeder neuen Regung mächtigste Stütze, wird für des deutschen Strebens Universalität und seine Einwirkungen auf andre Völker ein in seinen Kräften immer zunehmender Hebel bleiben.

Weber.

XLI.

Anatomie des systemes nerveux des animaux à vertébres, appliquée à la physiologie et à la zoologie, ouvrage, dont la partie physiologique est faite conjointement avec F. Magendie, par A. Desmoulins. 2. *Vol. à Paris.* 1825. 8. *Atlas* 1825. 4.

Es ist schwierig, die Fortschritte der Physiologie zu bezeichnen, in einer Zeit, die selbst so fruchtbar an Untersuchungen dieser Art, aber in keinem Zweige noch zu einem sichern Abschlufs gekommen ist. Gleichwohl treten bei einem Ueberblick der vielseitigen Fortschritte dieser Wissenschaft in der neueren Zeit, die Bildungs- und Entwickelungsgeschichte und die Physiologie des Nervensystems am entschiedensten hervor. Zu allen Zeiten haben die Aerzte die Aufschlüsse ihrer Räthsel von der Physiologie erwartet; aber nur zu lange wurde diese Wissenschaft in einem Sinne behandelt, in welchem eine innige Verknüpfung mit der Medicin nicht möglich gewesen war. Diese Fehler waren grofsentheils darin begründet, dafs die Physiologie theils nur anatomische Abstractionen, theils einen Schatz von Hypothesen über wissenschaftliche Streitpuncte enthielt, die mit einem falschen Interesse in die Wissenschaft eingeführt worden, nicht aber aus einem naturgemäfsen Gang thatsächlicher Entwickelung sich erhoben hatten. Sieht man insbesondere auf den Zustand der Meinungen über die Functionen des Nervensystems vor ein paar Jahrzehenden, so läfst sich vielleicht das Charakteristische in der Entwickelung unserer Wissenschaft am meisten hervorheben. Alle Aerzte waren einstimmig, dafs die Nerven die Wechselwirkung der Organe unter sich und mit der Aufsenwelt unterhalten, hierdurch hatte man ihre allgemeine Function ausgesprochen. Was fehlte auch noch dieser Ansicht, wenn die Nerven, eigenthümlicher Qualitäten ermangelnd, blofse Leiter für die Qualitäten sind, und wenn das auch qualitätslose und indifferente Ich seine Eindrücke aus den Qualitäten der äufsern Dinge erhält? Wie man sich eine solche Leitung zu denken hatte, dazu bot den Aerzten Galvanismus und Electricität eine geläufige Analogie. Und nnn liegt das Charakteristische in der Entwickelung und in dem gegenwärtigen Standpunct der Wissenschaft, dafs man, statt der blofsen Leitungsfähigkeit besondere Qualitäten der Nerven kennen lernte, durch welche allein die Wechselwirkung mit der Aufsenwelt und im Innern statt haben kann. Diese Qualitäten oder Kräfte, sey es nun Intention zur Bewegung, oder Bewufstwerden, oder Schmerzgefühl, oder Lichtempfindung u. s. w. sind verschiedenen Nerven und Centralgebilden immanent, so dafs ein Bewegungsnerve nur die Intention und Gewalt der Bewegung wirkt, der Gefühlsnerve in allen Affectionen seine ihnen immanenten Gefühle empfindet, Lichtsehen nur dem Sehorgan in jeder Reizung, Tonempfindung und keine andern Gefühle nur dem Hörnerven zukommen. Diefs sind die organischen Eigenschaften, durch welche das Individuum allein mit der Aufsenwelt in Wechselwirkung tritt.

In der Ermittelung dieser Qualitäten und Kräfte hat die Physiologie in der neueren Zeit ein grofses, bisher unbekanntes Feld gewonnen und in dieser Thätigkeit liegt das Charakteristische der Physiologie auf ihrem gegenwärtigen Standpunct. Die Physiologie hat hierin, wie in der Bildungsgeschichte der organischen Wesen wahrhaft erst eine Empirie, wie die übrigen Naturwissenschaften, gewonnen; an Hypothesen und Luftgebilden früher so reich, gewinnt sie selbstständige Gestalt und wird körperlich. Dieser Weg ist sicher und, wohin er führen wird, läfst sich noch gar nicht absehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 77.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1829.

Anatomie des systemes nerveux des animaux à vertébres, appliquée à la physiologie et à la zoologie, ouvrage, dont la partie physiologique est faite conjointement avec F. Magendie, par A. Desmoulins.

(Fortsetzung.)

Durch ihn wird sich die Physiologie durch Evidenz der Thatsachen den übrigen Naturwissenschaften nähern. Denn die Natur macht bei der Bildungsgeschichte eines Organismus, eines Embryo, so wenig ein Geheimniſs aus ihren ewigen Gesetzen der Entwickelung, daſs durch den vernünftigen Gebrauch der Augen Thatsachen erkannt werden, welche selbst Theorie sind.

Was in dieser Weise für die Bildungsgeschichte der thierischen Wesen geleistet worden, ist von Deutschen allein geschehen. Den Ruhm für die Ausbildung der Physiologie des Nervensystems theilen sie mit andern Nationen. Für die Physiologie der Sinne ist seit einigen Lustra überaus vieles geschehen und zwar nur von Deutschen. Dagegen hat man in Frankreich und England mit Erfolg andre Theile des Nervensystems auf dem Weg der Erfahrung bearbeitet. Damit jedoch das Fortschreiten zu allgemeinen Gesetzen und die Thätigkeit des Beobachters und Experimentators sicher sey, bedarf es hier am meisten einer sehr genauen vergleichend anatomischen Empirie. Diese anatomischen Untersuchungen erfordern mehr als jede andere, den höchsten Grad der Genauigkeit. Deutsche Naturforscher haben einen sichern Grund gelegt. Jeder unter uns kennt, und auch das Ausland benutzt die in Deutschland erschienenen Werke von Wenzel, Reil, Meckel, Arsaky, Döllinger, Tiedemann. In gegenwärtigem Werke werden uns nun die Fortschritte der Anatomie und Physiologie des Nervensystems in Frankreich zur Uebersicht gebracht.

I. Anatomischer Theil.

Desmoulins hat in der That eine Menge Fische untersucht und seine Arbeiten bieten in dieser Hinsicht viele neue Beobachtungen, besonders über die Anatomie der Nerven; denn das Gehirn der Fische hatte mit gleichen Resultaten bereits Arsaky in einem groſsen Umfange behandelt. Was aber die Anatomie des Gehirns bei Amphibien, Vögeln, Säugethieren und beim Foetus betrifft, so scheinen die Verfasser mehr auf fremden Arbeiten zu fuſsen, als auf ihren eigenen, obgleich sie häufig Gelegenheit nehmen, ihre Vorgänger zu tadeln, bald miſsverstehend, bald offenbar entstellend. Es sind dieselben deutschen Anatomen, aus deren Werken sie alle Abbildungen von Gehirnen der Vögel, Säugethiere und des Fötus zuweilen mit den sonderbarsten und leichtsinnigsten Verwechselungen entnommen haben, ohne irgend im Text oder im Atlas diese Quellen mit Bezug auf die Kupfer zu nennen. Hierher gehören insbesondere auſser den von Treviranus anderswo schon namhaft gemachten Werken von Carus (Versuch einer Darstellung des Nervensystems und dessen Zootomie), von Tiedemann (*Icones cerebri simiarum et quorundam animalium rariorum* und dessen Anatomie und Bildungsgeschichte des Gehirns im Foetus des Menschen), von Sömmerring (*Comment. de oculorum sectione horizontali*), ferner noch Bojanus *anatome testudinis Europaeae* und Rolando *Mem. della real acad. di Torino, T. XXIX. Journ. de physiol. exp. T. IV.* Alle Abbildungen der 13. Tafel, welche die Zergliederung des Säugethiergehirns darstellen, sind nämlich aus letzterer Quelle. Der Text steht daher in keinem rechten Zusammenhang mit diesen letztern Abbildungen, zu welchen der Text von Rolando gehört, und die Verfasser haben bloſs mit aller Unbefangenheit jene Tafel seitlich mit der Signatur: *Dessiné par* Prof. Rolando, versehen. Die einzige Citation, die sie bei Erklärung

Digitized by Google

der Kupfertafeln anführen, ist die von Gall. Herrn Carus Abbildungen kommen in diesem Werke vor, ohne dafs der Name dieses Gelehrten auch nur ein einzigesmal im Text angeführt würde. Treviranus hat bereits bemerkt, dafs *pl. III. sig.* 8. 9. *et pl. IV. sig.* 6. aus Carus Versuch u. s. w. entnommen sind, und das Gehirn der Henne, des Truthahns und der Ratte vorstellen, hier fälschlich für das Gehirn der Taube, des Pfauen und des Igels ausgegeben werden. Dennoch konnte der Verfasser in der einleitenden Note sagen: *Dailleurs j'ai toujours scrupuleusement indiqué, ce que j'ai emprunté. Excepté ces citations et les faits vulgaires que l'on reconnoitra aisément, tout le reste m'appartient.*

Was den Charakter der anatomischen neuen Untersuchungen betrifft, so läfst sich ein grofser Umfang der Materialien, Uebersicht und eine im Ganzen glückliche Deutung nicht in Zweifel ziehen. Wenigen Werth dürfte der Genauigkeit im Einzelnen beigelegt werden dürfen. Die Verfasser würden Fehlgriffe viel sicherer vermieden haben, wenn sie nur vorsichtiger in der Mittheilung auffallender und aller Analogie widersprechender Ergebnisse wären. So hatte Desmoulins an dem Kopfe der Schlangen nur eine Orbitaldrüse gefunden, während sie doch mit Einschlufs der Giftigen, meist 5 — 6 Drüsenpaare am Kopfe besitzen, und ein ungeheures Pancreas der Schlangen erwähnt, was blos auf Verwechselung mit den ungeheuren Fettlappen beruhen kann. So leugnet er die Thränendrüse der Vögel. Manches dieser Art, was hier vorkommt, ist bereits berichtigt worden. Carus hat die mit so vieler Gewifsheit vorgetragene Behauptung widerlegt, dafs bei Petromyzon die Rückenmarksnerven in keiner Verbindung mit dem Rückenmark stehen sollen, und dafs die Vermittelung blofs durch Flüssigkeit geschehe. Eben so wird es wohl mit dem prätendirten Mangel des Zusammenhangs zwischen Sehnerven und Gehirn bei *Cyclopterus lumpus* seyn. Doch wir wenden uns zur Analyse des Werkes selbst.

Desmoulins Ansicht von der Entstehung der Lappen und Ganglien der Centralorgane ist, dafs im Allgemeinen am Gehirn und Rückenmark da Anschwellung entstehen, wo bei einem Thiere sich ein Nervenpaar aufserordentlich entwickelt, wovon die Hemisphären des grofsen Gehirns und das kleine Gehirn eine Ausnahme machen, die keineswegs im Zusammenhang stehen mit der Entwickelung eines Nervenursprungs. Hiernach beurtheilen sie die Anschwellungen des Rückenmarks in der untern Dorsalgegend bei den Vögeln, in der Schultergegend und untern Dorsalgegend der Schildkröten, die Ganglien am obersten Theil des Rückenmarks bei den Triglen, entsprechend den grofsen Nerven, die von da ihren Ursprung nehmen und zu den fingerförmigen Fortsätzen gehen. So entstehen bei den Fischen Anschwellungen des verlängerten Markes zu den Seiten der *ventriculus quartus*, dem Ursprung des aufserordentlich starken *nervus vagus* entsprechend. Den Sehnerven entsprechen die *Lobi optici*, jene Anschwellungen, die bei den Fischen und Amphibien vor dem kleinen Gehirn liegen, den Geruchsnerven die *Ganglia olfactoria*.

Die Deutung der Ganglien am Gehirn der Fische ist übereinstimmend mit den Ansichten, welche Arsaky von den Fischen und Tiedemann von dem Gehirn der Thiere überhaupt entwickelt haben. Ueber die hinterste Anschwellung kann kein Zweifel seyn. Ihre Lage und ihr Verhältnifs zum *ventriculus quartus* ist bei allen Thieren übereinstimmend, es ist das kleine Gehirn. Die darauf folgenden grofsen Ganglien des Fischgehirns nannte Desmoulins *lobes optiques*, aus ihnen entspringen die Sehnerven. Desmoulins hält sie mit den Vierhügeln des Säugethiere identisch, und in der That den Uebergang dieser Theile durch die Frösche, Schlangen, Schildkröten in die Lappen, welche bei den Vögeln zwischen den Hemisphären und dem kleinen Gehirn liegen, und in die Vierhügel des Foetus der Säugethiere ist augenscheinlich, obgleich bei den Säugethieren die Sehnerven nicht mehr allein aus den Vierhügeln, sondern zum gröfsern Theil aus den Sehhügeln entspringen, Theile, welche übrigens den Fischen noch nicht zukommen, und bei den höhern Amphibien, wie Schildkröten, auf dem Boden der Seitenhöhlen in den Hemisphären, mit den gestreiften Körpern, zuerst deutlich werden.

Die Hemisphären sind bei den Fischen aufserordentlich klein, ihre Entwickelung steigt mit der Ausbildung der intellectuellen Fähigkeiten, sie liegen bei den Fischen vor den *lobi optici*, oft kleiner als diese, nehmen bei den Amphibien schon bedeutend zu und bedecken schon bei den Vögeln die *lobi opici* von hinten und von den Seiten. Die vordersten Anschwellungen des Fischgehirns, wenn sie vorhanden sind, sind end-

Digitized by Google

lich die *ganglia olfactoria*, oft aufserordentlich grofs, wie bei Rochen und Haien; diese nehmen in demselben Verhältnifs zu den Hemisphären bei den Amphibien ab und gehen in die Geruchskolben der Säugethiere über.

Eine besondere Erwähnung verdient, was Desmoulins über das Verhältnifs der Hemisphären zu den Geruchsganglien und Geruchsnerven bei den Fischen bemerkt. Die *Ganglia olfactoria* liegen bei den Fischen, bald unmittelbar vor den Hemisphären und geben dann Geruchsnerven ab, welche vor dem Geruchsorgane, nicht mehr von neuem in ein Ganglion anschwellen, oder das *Ganglion olfactorium* hängt mit dem übrigen Gehirn durch einen Stiel zusammen, wie bei den Haien und Rochen, oder es liegt zuweilen ganz entfernt von dem Gehirn hinter der Nasengrube selbst und hängt durch einen Nervenstrang mit dem Gehirn zusammen, wie bei den Gattungen *Cyprinus*, *Gadus*, *Silurus*, *Tetrodon*. Hier hängt also die Verschiedenheit blofs von der Länge des Stieles ab, den Desmoulins *pedunculus lobi olfactorii* nennt. Diesen Stielen entsprechen bei den Säugethieren die ungeheuer grofsen Geruchskolben, den *ganglia olfactoria* aber die *ganglia cinerea* (*Bulbus nerviolfactorii*), aus welchen die Fäden in die Nase treten. Hiernach wäre, was man beim Menschen Geruchsnerven nennt, auch nur *pedunculus ganglii olfactorii* und Geruchsnerven könnte man erst die Fäden nennen, welche aus dem Ganglien in die Nase treten. Diefs hat allerdings vieles für sich, mit Recht nennt man auch die Hirntheile der Sehnerven, Wurzeln der Sehnerven oder Wurzeln des *Chisama*, wie man besser nur von Wurzeln des *N. Trigeminus* vor der Bildung des *Ganglion Gasseri* redet. Man kann ohnehin die Geruchskolben der Säugethiere nicht Nerven nennen.

Befinden sich bei Fischen vor den *lobi optici* nur ein paar Ganglien, und giebt es keine Anschwellungen der Geruchsnerven selbst, so hält Desmoulins jene für Geruchsganglien, wo dann die *lobi cerebrales* oder Hemisphären fehlen sollen, wie bei den Rochen und Haien, wo die grofse Masse, von welcher die ungeheuren Geruchsnerven ausgehen, unmittelbar mit den *lobi optici* durch einen Stiel zusammenhangen. Diefs scheint uns jedoch willkührlich und erfordert eine genauere Erklärung. Die Masse der Hemisphären kann mit einem Sinnesganglion verschmelzen, so wie auch bei den höhern Thieren die Hemisphären jene Ganglien, die bei den Fischen hintereinander abgesondert liegen, durch ihre bedeutende Entwickelung zum Theil in sich aufnehmen. Hierin liegt überhaupt ein Unterschied, den die vergleichende Anatomie bei der Betrachtung der Gehirne verschiedener Thiere festzuhalten hat, und den unsere Verfasser unterlassen haben, hervorzuheben. Bei den niedern Wirbelthieren liegen die Ganglien der Sinnesorgane, die *lobi optici*, *lobi olfactorii* mehr gesondert, die intellectuellen Fähigkeiten sind äufserst gering und die Centralorgane der Sinne sind auch die einzigen herrschenden Organe in der physischen Welt der Thiere; so wie aber die Thiere in intellectueller Weise mehr ausgebildet erscheinen, verschmelzen die Centralorgane der Sinne mehr mit den Hemisphären, wie denn auch innerlich ihre Sinnesäufserung von intellectuellen Fähigkeiten beherrscht wird. Daher die geringe Sonderung der Geruchskolben von den Hemisphären und der Umstand, dafs die Sehnerven bei den höhern Thieren nicht mehr allein aus den *lobi optici* oder den Vierhügeln, sondern von mehreren andern Theilen, namentlich aber von den *thalami optici* entspringen und dafs das Sehen bei allen tiefern Verletzungen der Hemisphären sogleich beeinträchtigt wird, während diefs bei niedern Thieren gar nicht der Fall ist. In dieser Quelle mufs man die Verschiedenheiten suchen, die in den Experimenten bei verschiedenen Thieren so oft eintreten, und wovon die Verfasser selbst viele Beispiele anführen. Bei jedem Thiere können nach der Ausbildung seiner innern physischen Welt Abänderungen, Vorwalten einzelner Hirntheile über andere eintreten, welche kein Experiment vorsehen kann.

Ueber das Rückenmark kommen viele interessante Bemerkungen vor. Den fast gänzlichen Mangel dessen bei *Lophius piscatorius* und *Tetrodon mola* hatte schon Arsaky beobachtet. Aber neuer ist uns die Bemerkung, dafs das Rückenmark der Fische keinen Gegensatz grauer und weifser Substanz, sondern nur letztere enthält. Dasselbe soll bei den Schlangen der Fall seyn. Bei Petromyzon zeigt das Rückenmark manches sehr Eigenthümliche; es ist halbdurchsichtig gallertartig und bandförmig abgeplattet, und in den Monaten März, April, Mai äufserst dehnbar bei *P. marinus*. Allein im December ist es bei *P. fluviatilis* und *branchialis* äufserst gebrechlich. Der Verfasser frägt, ob die Verschiedenheiten dieser Thiere permanent oder periodisch sind. Eine Abtheilung des Rückenmarks durch

Digitized by Google

eine mittlere Furche in seitliche Stränge giebt es hier nicht. Was die Anatomie der Nerven insbesondere betrifft, so hat Desmoulins wieder vieles Eigenthümliche, besonders von Fischen. Im Allgemeinen wird hervorgehoben, dafs die Verbindung der Nerven mit dem Cerebro-spinalsystem sehr gering seyn kann, wenn die Nerven selbst noch so stark sind. In der That ist die Insertion der stärksten Nerven besonders des *Vagus* und *Trigeminus* bei Rochen und Haien durch zarte Fäden zwischen den rundlichen Anfangsstücken der Nerven und den Centraltheilen vermittelt, was jenen innern Enden der Nerven ein krallenförmiges Ansehen giebt. Diefs führt die Verfasser dazu, die Nerven als laterale Nervensysteme dem *systema cerebro-spinale* gegenüberzustellen. — Wir kommen hier darauf zurück, dafs man allerdings überall zwischen Nervenstämmen als selbstständigen Ganzen und Verbindungsgliedern, *pedunculi*, Wurzeln unterscheiden müfse, wodurch ein System von Nervenfasern gleicher immanenter Kräfte verschiedenen und mannichfachen Theilen untergeordnet wird. Doch ist es freilich falsch, wenn die Verfasser die Möglichkeit einer vollkommenen Unterbrechung zwischen den Centraltheilen und den Nerven annehmen. Fernere Untersuchungen müssen zeigen, in wie weit Selbstständigkeit und Unterordnung in dem Verhältnifs einzelner Nerven zu den Centralorganen stattfinden, und wie sich die Unterordnung eines Nerven durch Wurzelfäden zur Unterordnung unter ein besonderes Ganglion der Centralorgane verhalte, wie bei den *lobi olfactorii*, *lobi optici*.

Desmoulins hat bei den Fischen viele Verschiedenheiten in dem Bau der Geruchsnerven beobachtet; sie sind bald aus parallen unverzweigten Fäden bestehend, bald mehrfach verzweigt, wie bei den Muränen, bald hohl und pulpös, wie bei den Haien, mit Unrecht läugnen die Verfasser alle Spur von Geruchsnerven bei den Delphinen, Cachalots und Narvals. Die Geruchsnerven sollen nach Desmoulins auch bei dem Chamäleon fehlen, was sehr zu bezweifeln ist.

Desmoulins hat die gefaltete Membran des Sehnerven bei mehreren Fischen gefunden, nämlich bei den Gattungen *Sparus*, *Scorpaena*, *Clupea*, *Mugil*, *Scomber*, *Zeus*, *Trigla*, *Trachinus*, *Exocoetus*, *Tetrodon*; allein diese merkwürdige Bildung, die schon Malpighi vom Schwerdtfisch kannte, ist wohl allen Fischen gemein. Der Verfasser beschreibt auch die blättrige Bildung der Sehnerven von einigen Vögeln *Alcedo*, *Ardea*; allein bei allen Vögeln und Amphibien greifen die Sehnerven im Chiasma mit Blättern übereinander. Die bei Fischen und Vögeln zuweilen vorkommenden Falten in der Netzhaut, beschreibt der Verfasser als einen für das Sehen wichtigen Mechanismus, wodurch der Contact mit dem Lichte vermehrt werde. Am regelmäfsigsten sollen diese Falten bei den Falken seyn. Diefs Alles scheint mir ein Umstand von geringer Wichtigkeit; jene Falten sind mehr zufällig. Ich habe sie schon mehrmal bei jungen Falken nicht gefunden, und Desmoulins gesteht selbst, dafs er sie bei einem alten Falken nicht wiedergefunden habe. Eine fernere Untersuchung verdient die Angabe, dafs unter den Fischen ausnahmsweise bei *Cyclopterus lumpus* der Sehnerve aus parallelen nicht zusammenhängenden Fäden bestehe. Auch sollen die Sehnerven nicht wie bei den übrigen Fischen kreuzend über einander weggehen.

Bei den Fischen, die bekanntlich kein *Ganglion ciliare* besitzen, sollen bald alle accessorischen Nerven des Auges selbst fehlen, wie bei den Gattungen *Synatus*, *Muraena*, *Silurus*. Bei denen, die eine *glandula chorioidalis* besitzen, sollen Fäden vom *ramus ophthalmicus trigemini*, bei den Rochen aber ein Faden vom dritten Paar zum Auge treten, bei den Schollen von beiden Nerven. Bei den Vögeln sollen keine Fäden vom fünften Paar zum Auge treten. Es erregt kein gutes Vorurtheil für die Genauigkeit dieser Angaben, wenn der Verfasser den Vögeln alle Spur der Thränendrüse abspricht. Die Vögel besitzen eine sehr grofse Hardersche Drüse und eine kleinere Thränendrüse in der Augenhöhle, beide habe ich bei der Gans mit Quecksilber gefüllt, und bewahre sie in meiner Privatsammlung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 78.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1829.

Anatomie des systemes nerveux des animaux à vertébres, appliquée à la physiologie et à la zoologie, ouvrage, dont la partie physiologique est faite conjointement avec F. Magendie, par A. Desmoulins.

(Fortsetzung.)

Desmoulins bestätigt, dafs der *nervus acusticus*, der bei den Fischen nach Scarpa und Cuvier ein Ast des *nervus Trigeminus* seyn sollte, in der That ganz getrennt von diesem, seinen besondern Ursprung besitzt. Bekanntlich hatte man jene ältere Angabe öfter als Grund für die wohl unrichtige Ansicht benutzt, dafs ein Nerve einen andern vertreten könne. Nur bei den Rochen soll der *n. acusticus* wirklich gemeinschaftlichen Ursprung mit dem *nervus trigeminus* haben.

Ueber den *nervus vagus* werden viele Einzelheiten, besonders von Fischen mitgetheilt, die sich zu einer übersichtlichen Mittheilung nicht eignen. Es ist sehr merkwürdig, dafs dieser bei den Fischen so bedeutende Nerve so ganz verschieden in seiner Verbreitung ist von der Anordnung in den Lungenthieren. Die Aeste, die er aufser den Kiemen, den electrischen Organen bei dem Zitterrochen und Zitterwels, dem Geschmacksorgane beim Karpfen giebt, der merkwürdige Nerve der Seitenlinie, ebenfalls ein Ast desselben, zeigen dafs eine Gleichstellung mit dem *vagus* der höhern Thiere unmöglich ist. Hierzu kommt, dafs der *Nervus Glossopharyngeus* und *N. hypoglossus* den Fischen, den Batrachiren und Schlangen, letzterer auch den Vögeln mangeln soll, dafs der *n. accessorius W.* bei den Fischen fehlt. Alles diefs macht es wahrscheinlich, dafs ein unter sich so eng zusammenhängendes System von Nerven mit verschiedenen Wurzeln, nämlich *Vagus*, *glossopharyngeus*, *accessorius*, *hypoglossus*, bei den Fischen in einen Stamm zusammenfällt. Der Nerve der Seitenlinie, über dessen Bedeutung auch Desmoulins im Ungewissen läfst, würde dem *accessorius* am meisten noch vergleichbar seyen.

Hieran schliefsen wir eine wichtige Frage: sind die Nervenstämme zufällig verbundene Bündel oder Massen von Wurzeln differenter Art, aus welchen die Vertheilung nach Bedürfnifs der Organgruppen und selbst nach Bedürfnifs verschiedener Thiergattungen, Ordnungen u. s. w. erfolgt, oder giebt es ein gewisses constantes System von Nervenstämmen, von verschiedenen immanenten Kräften als selbstständige Ganze und Glieder, die erst durch Verbindung der Zweige unter einander das Bedürfnifs der Organgruppen versehen? Es scheint Nervenstämme beider Art zu geben und diese Sonderung dürfte für die Folge vielleicht erheblich werden. Constante selbstständige Ganze von gleichen immanenten Kräften sind die Sinnesnerven, auch vielleicht die Bewegungsnerven des Auges. Aber beim *N. trigeminus*, *vagus*, *glossopharyngeus*, *accessorius*, *hypoglossus* scheint das andre Verhältnifs obzuwalten. Insbesondere sind es die 4 letzten Hirnnerven, deren Verzweigung, Wurzelung und Gegenwart in der Thierwelt so sehr variirt, gerade wie die Zahl der Rückenmarksnerven nach abwärts einer noch gröfsern Varietät unterworfen ist. Die oben genannten veränderlichen Nerven sind auch schon öfter von den übrigen Hirnnerven in einem gewissen Sinne unterschieden und Spinalnerven des Gehirns und Kopfes genannt worden.

In Hinsicht der Spinalnerven ist die Bemerkung richtig, dafs nach Desmoulins die Lampreten und Schlangen keine doppelten Wurzeln der Rückenmarksnerven besitzen sollen. Auch sind die Spinalnerven bei den Fischen ohne Ganglien, nur bei den Rochen soll die hintere Wurzel eine leichte Anschwellung haben.

Der *Nervus sympathicus* ist bei manchen Fischen sehr bedeutend und gangliös, wie bei *Muraena*, *Gadus*, *Cyclopterus*, soll aber den Haien, Rochen und Lampreten fehlen. Wenn er bei den Haien vorhanden ist so

Digitized by Google

muſs er allerdings eine ganz ungewöhnliche Verbreitung und Lage haben. Denn an der Wirbelsäule habe ich selbst beim Hai keine Spuren auffinden können. Ich werde diesen Gegenstand übrigens genaueren Untersuchungen unterwerfen. Von Weber's vortrefflicher Arbeit über den *Nervus sympathicus* scheinen die Verfasser gar keine Kenntniſs zu haben. Zu einer passenden Vergleichung des Nervensystems der Wirbelthiere mit dem der Wirbellosen fehlen ihnen alle Untersuchungen. Was darüber hin und wieder bemerkt wird, ist ohne Gewicht. Wir treffen sonst die unrichtige Vergleichung des *Nervus sympathicus* mit dem knotigen Nervensystem der Wirbellosen an.

In dieser Uebersicht haben wir den groſsen Abschnitt über den Bau des Gehirns bei Säugethieren nicht genauer analysirt, weil das meiste, wie der Verfasser am Ende S. 279 selbst gesteht, ein Auszug aus Rolando ist, vieles Andere bekannt ist oder auf die Untersuchungen von Tiedemann zurückfällt und endlich eine genauere Sonderung des Eigenthums bei der Art des Verfassers ganz unmöglich war.

II. Physiologischer Theil.

Physiologie des systema cerebrospinale.

Dieses Buch enthält theils die physiologischen Folgerungen aus der vergleichend anatomischen Uebersicht, theils die Resultate der französischen Experimentalphysiologie überhaupt, besonders in Beziehung auf die Untersuchungen von Magendie, Flourins, Fodera, Legallois was uns Gelegenheit giebt, den Geist und Erfolg dieser Richtung überhaupt etwas näher zu würdigen.

Rückenmark. Die Länge des Rückenmarkes steht in keinem directen Verhältniſs mit der Länge des Schwanzes, wohl aber mit der Gefühlsausbildung am Schwanze und am Rumpfe überhaupt. Beispiele von den Affen und vom Igel. Die Stärke des Rückenmarkes nimmt im geraden Verhältniſs der Muskelkraft am Rumpfe zu. Bei den Fischen soll es um so dünner werden, je gröſser die Schwimmblase ist, und daher im Verhältniſs zum Volumen des Thiers viel dünner seyn, als bei den höhern Thieren, was nicht hinreichend begründet erscheint.

Die Verfasser setzen den Ort der Vereinigung aller Sensationen, das Centralorgan des Bewuſstseyns der verschiedensten Eindrücke in die Anschwellungen der Markstränge zu den Seiten des vierten Ventrikels. Nach Wegnahme aller Theile des Gehirns von vorn nach hinten bis zur Insertion des fünften Nervenpaars sollen alle Sensationen fortdauern, die vom Rumpf und Gesicht ausgehen, mit Ausnahme des Sehens. In Hinsicht der Sensationen, die vom Rumpf und der Oberfläche des Gesichtes ausgehen, ist dieſs nach unsern Versuchen ziemlich richtig, insofern die Thiere gegen Hautreize allerdings noch Spuren von Reaction zeigen. Ob die Thiere noch schmecken und hören, wissen wir nicht; die Verfasser behaupten es. Daſs sie aber noch riechen sollen, wie behauptet wird, ist sicher nicht wahr. Die Anzeigen, woraus Magendie dieſs schlieſst, würde kein besonnener Experimentator gelten lassen, sie beweisen bloſs die Dauer des allgemeinen Gefühls an der Nase, was von Aesten des *Trigeminus* abhängt. Ueberdieſs darf man sich hierbei auf keinen Fall des Ausdrucks Bewuſstseyn (*conscience*) in dem gewöhnlichen Sinne bedienen. Uns scheint die Möglichkeit einer Reaction gegen Hautreize ohne allen Antheil intellectueller Affection denkbar. Denn wenn vom verlängerten Mark alle Empfindungsnerven des Gesichtes, und die Empfindungs- und Bewegungsnerven des Rumpfes durch das Rückenmark, abhängig sind, so kann allerdings gegen eine Sensation, die bis zum verlängerten Mark geleitet wird, auch eine Rückwirkung durch Zuckung von der gemeinsamen Quelle, von dem gemeinsamen Stamm der Empfindungs- und Bewegungsnerven erfolgen, ohne daſs in der That Bewuſstseyn statt hat. Nur durch die Wechselwirkung zwischen dem verlängerten Mark und dem groſsen Gehirn werden alle diese Sensationen wahrhaft bewuſst. Daher ist das Gesicht auch innig an die Integrität der Hemisphären geknüpft, wie die Versuche erweisen, uud nicht an die Integrität des verlängerten Markes, und ebenso ist es mit dem Geruch. Also nicht jede Zuckung, die auf Reizung erfolgt, ist durch Bewuſstseyn vermittelt, so wenig als die Bewegungen der Iris auf die Reizung der Netzhaut durch Licht Bewuſstseyn zur Vermittelung haben. Ich weiſs wohl, daſs nach Wegnahme des groſsen Gehirns bei Amphibien noch willkührliche Bewegungen statt finden; dieſs aber bei Amphibien, nicht bei höhern Thieren: woraus folgt, daſs die Organe intellectueller Bestimmung bei den höhern Thieren sich mehr und mehr aus dem gemeinsamen Nervenstamm, der die *medulla oblongata* für Empfindungs- und Bewegungsnerven des

Digitized by Google

ganzen Körpers ist, in den Hemisphären abgesondert haben.

Kleines Gehirn. Hier beweisen die Verfasser gegen Gall, dafs das kleine Gehirn nicht das Organ der Geschlechtlichen Functionen sey, vorzüglich, weil es bei Schlangen und Fröschen bis auf eine Commissur über dem vierten Ventrikel fehlt und sich überhaupt kein Zusammenhang zwischen seiner Ausbildung und der Entwickelung des Geschlechtstriebes zeigt. Vollends widerlegt wird jene Hypothese durch ein Präparat des anatomischen Museums zu Bonn, von dem kleinen Gehirn eines Mannes, der seinen Geschlechtstrieb vollkommen bewährt hatte und bei dem man nach der Section fast vollständigen Mangel der einen Hälfte des kleinen Gehirns als angebornen Fehler fand; er war an einer entzündlichen Krankheit gestorben. Jenes Gehirn ist von Herrn Prof. Weber in *Nov. act. acad. Caes. Leop. Carol. T. XIV. p.* 1. sehr genau beschrieben worden. Man vergleiche die schönen Abbildungen von Georg Windischmann. Aus Versuchen schliefsen die Verfasser, dafs beträchtliche Verletzungen des kleinen Gehirns die Möglichkeit der Bewegung nach vorwärts aufheben und convulsivische Rotationen nach rückwärts veranlassen. Hiernach scheint das kleine Gehirn den gestreiften Körpern entgegen zu wirken, nach deren Verletzung und Zerstörung gleiche Rotationen nach vorwärts eintreten sollen. Durchschneidung eines *pedunculus cerebelli* auf einer Seite bewirkt nach Magendie Rotationen um die Achse des Thiers. Bei Fischen hat die Wegnahme des kleinen Gehirns keine andere Folge als Schwächung der Bewegung überhaupt.

Lobi optici. Die Durchschneidung eines Sehnerven bei der Taube zieht nach Magendie's Versuchen Atrophie des untern Theiles des *lobus opticus* der entgegengesetzten Seite nach sich, und zwar nach einigen Wochen, was ich beim Hahnen nicht bestätigt fand. Bei den Säugethieren zeigt sich nach übereinstimmenden Beobachtungen keine Veränderung an den Vierhügeln, sondern an den Sehhügeln, als endliche Folge früherer Verletzung des Auges oder Sehnerven. Auch sind bei den blinden Säugethieren die Vierhügel nicht kleiner. Dennoch entsteht bei Säugethieren wie Vögeln, nach Verletzung der Vierhügel Blindheit und zwar auf der entgegengesetzte Seite. Verletzung der Statik der Vierhügel bedingt nach unsern Verfassern durchgängig convulsivische Cirkelbewegungen.

Hemisphären des grofsen Gehirns. Bekanntlich nimmt bei den Säugethieren im Allgemeinen die intellectuelle Ausbildung mit der Zahl der Windungen an den Hemisphären zu. Die Verfasser machen sehr wahrscheinlich, dafs diese Entwickelung von der Zunahme der Hirnoberfläche abhänge, indem sie wohl im directen Verhältnifs mit der Gröfse der Oberfläche bei vielen Falten und Windungen, nicht aber, unter gleichen Umständen, mit der Masse des Gehirns stehe. Dafs das *Corpus callosum* und der *fornix* keine so wichtige Bedeutung haben, als man ihnen zugeschrieben hat, wird aus der vergleichenden Anatomie bewiesen, wobei die Verfasser zugleich die ältere pathologische Beobachtung von Reil anführen.

Da die Hemisphären bei den Fischen sehr untergeordnet sind und von den übrigen Ganglien des Gehirns an Gröfse selbst zuweilen übertroffen werden, oder ganz zu fehlen scheinen, so schliefsen daraus die Verfasser, dafs die Centralganglien der einzelnen Nerven, wie *lobi optici*, *lobi olfactorii*, *lobi ventriculi quarti* der Fische, je nach ihrer gröfseren Ausbildung selbst zugleich Centralorgan der intellectuellen Bestimmungen seyen, dafs dagegen die intellectuelle Ausbildung um so unabhängiger von jenen Ganglien wird, je mehr sich bei höhern Thieren die Hemisphären entwickeln. In der That mufs man sich zu dieser Ansicht bekennen. So sind bei den mehrsten Fischen die *lobi optici* die stärksten Theile des Gehirns, bei den Rochen und Haien aber die *lobi olfactorii*. Man kann hieraus folgern, dafs die Substanz der intellectuellen Kräfte bei den niedern Wirbelthieren noch über mehrere Ganglien sich ausbreitet, während sie sich bei den höhern Thieren mehr sammelt und concentrirt. Wie man sich nun jene Verschmelzung der intellectuellen Centralsubstanz mit den Centralganglien der Sinne zu denken hat, bleibt unentschieden. Vielleicht hat eine virtuelle Verschiedenheit der Oberflächen und der tiefern Theile statt, so wie solche auf ganz eigenthümliche Art an den *lobi optici* der Fische durch Farbe und ganz verschiedene Lage der Fasern materiell vorhanden ist. Aus dieser Annahme würden allerdings die verschiedenen Erfolge der Verletzungen bei verschiedenen Thieren erklärlich werden.

Uebrigens enthalten die Arbeiten der Verfasser noch viele experimentelle Thatsachen, die von glücklichern Fortschritten ihre Erklärung erwarten.

Digitized by Google

Dafs die obern Theile der Hemisphären nicht empfindlich sind, und dafs ihre Verletzung nur das Bewufstwerden aufhebt oder betäubt, ist eine schon häufig gemachte Erfahrung, ja gewöhnliche pathologische Beobachtung. Warum sollten sie auch Gefühlsempfindlichkeit besitzen, wenn sie Organe des Bewufstwerdens sind, wenn ihre Affectionen sich nur durch Betäubung, Irrseyn, Blödsinn äufsern.

Physiologie der Nerven.

Die Verfasser bringen hier zuerst Magendie's sonderbare und paradoxe Meinung wieder vor, dafs der Geruch von den Nasenästen des fünften Paars und nicht von den Geruchsnerven abhänge. Diese Meinung stützt sich bekanntlich auf eine pathologische Beobachtung und auf einige Experimente, welche keine gute Meinung für die Versuche des Herrn Magendie erregen. Magendie beobachtete Mangel des Geruchs bei einem Mann, bei dem man durch Section Zerstörung des *Ganglion semilunare* gefunden hat. Uns ist versichert worden, dafs jene Zerstörung viel ausgebreiteter gewesen sey, und die Hemisphäre selbst interessirt habe. Magendie durchschneidet die *Nervi olfactorii* und schliefst aus dem Erfolg, dafs der *Nervus trigeminus* die Geruchsnerven der Nase abgebe, weil die Thiere Ammoniak und Essigsäure in der Nase empfinden. Wer so schliefst, kann noch nie darüber nachgedacht haben, was von Empfindungen dem Geruch und dem Gefühl in der Nase angehört. Die Verfasser gehen so weit, bei *Trigonocephalus* den Geruch in die Gesichtsgruben zu setzen und der Nase abzusprechen, weil diese Gruben die Hauptäste des *Trigeminus*, die Nase aber nur wenige erhält.

Die Verfasser läugnen die Fähigkeit des Auges, den Refractionszustand des Auges für das deutliche Sehen in verschiedenen Formen verändern zu können, was neuerdings für den Menschen auch Treviranus gethan. Allein es giebt für Jeden, dessen Auge nicht blofs presbyopisch oder myopisch ist, einen unumstöfslichen Beweis dieses Vermögens, woher es auch komme. Man stecke 2 Nadeln in beliebiger Entfernung von einander auf und visire die beiden Nadelenden mit einem Auge, während das andere geschlossen ist. Hier fallen die Nadelenden verschiedener Entfernung, fast ganz in einen Punct, nämlich in die Sehachse, und man wird mit Willen bald das vordere Nadelende höchst deutlich und hiermit das hintere undeutlich, bald das hintere ebenso deutlich und hierbei das vordere undeutlich sehen, indem man nicht zu visiren aufhört. Hier fällt der Einwurf weg, dafs das Deutliche in der Achse des Sehfeldes, das Undeutliche aber zur Seite gesehen werde. Ja man kann sogar das fernere Bild in der Achse, das nähere neben der Achse, und dennoch letzteres mit Willkühr deutlicher sehen, je nachdem der Refractionszustand für verschiedene Formen verändert wird.

Die Verfasser glauben, dafs die Falten der Netzhaut bei den Falken die Schärfe des Gesichtes bedingen, indem sie den Contact vermehren; allein diefs könnte nur Ursache der Undeutlichkeit werden. Ueberhaupt haben sie jenen zufälligen und keinesweges constanten Falten viel zu viel Aufmerksamkeit geschenkt; auch machen sie zu viel Wesens aus der Erfahrung, dafs die Netzhaut für das Tastgefühl und für den Schmerz insensibel ist. Warum sollte sie Schmerz empfinden können, da ihre einzige immanente Eigenschaft ist, bei jeder Reizung von innen oder aufsen hell und Farben zu empfinden?

Die Bemerkungen über die Augenhöhlennerven und Ciliarnerven enthalten keine neuen Aufschlüsse über dasjenige hinaus, was schon durch Mayo erläutert worden. Die Bewegungsnerven sollen gegen Reize unempfindlich seyn.

Nun folgen Bell's bekannte Versuche, nach welchen die Gesichtsmuskeln durch Zweige des *N. facialis* der leidenschaftlichen und physiognomischen Bewegung, durch den *Trigeminus* der willkührlichen Bewegung unterworfen sind. Die Verfasser machen aus der vergleichenden Anatomie wahrscheinlich, dafs der *N. trigeminus* mit der Ausbildung des Gefühls im Gesichte und am Kopfe überhaupt zunehme. Vom *N. facialis* gilt diefs bekanntlich in Hinsicht des beweglichen Gesichtsausdrucks.

(Der Beschlufs folgt).

Digitized by Google

Nro. 79.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1829.

Anatomie des systemes nerveux des animaux à vertébres, appliquée à la physiologie et à la zoologie, ouvrage, dont la partie physiologique est faite conjointement avec F. Magendie, par A. Desmoulins.

(Schluſs.)

Hierauf die bekannten Experimente von Magendie, welche den Antheil des *N. trigeminus* an allen Sinnesactionen erweisen sollen. Uns scheint durch diese Versuche nur erwiesen, was ohnehin gewiſs war, daſs die Gefühlssensibilität in allen Theilen des Kopfes, auch in den Sinnesorganen, in der Nase, im Auge u. s. w. nach Zerstörung dieses Nerven, nicht aber die eigenthümlichen Sensationen der Sinnesorgane aufhören, obgleich eine sympathische Alienation aus pathologischen Beobachtungen längst erwiesen und leicht erklärbar ist. Wägt man den Erfolg der Experimente genauer, als es Magendie zu thun pflegt, so können solche fehlerhafte Schlüsse schon nicht vorkommen. Vorausgesetzt nämlich, daſs Magendie wirklich nichts Anderes, sondern nur den Stamm des *N. trigeminus* in dem *ganglion semilunare* verletzte, was an sich vorauszusetzen fast unmöglich ist, so ist dennoch, nach Magendie's eigner Aussage, die Folge nur, daſs die Thiere fast nicht mehr sahen, fast nicht mehr hörten u. s. w. Aber Magendie's Schlüsse siud oft übereilt, und die Verfasser haben sich hier zu den übertriebensten Behauptungen hinreissen lassen.

Der Abschnitt über das Gehörorgan enthält auſser dem Bekannten die Aeuſserung, daſs nach Erfahrungen der Hörnerve nur für den Ton empfindlich sey, unempfindlich aber für Berührung, Stiche u. s. w. Diese Art sich auszudrücken, schlieſst schon ein vollkommnes Misverständniſs in sich, obgleich die Erfahrung gewiſs sehr willkommen ist.

Die Art, wie der *N. vagus* auf die Verdauung und auf die Athemorgane wirkt, ist in neuerer Zeit so viel besprochen worden, daſs wir diesen Abschnitt übergehen können, um so mehr die Verfasser diesen Gegenstand zu keinem Abschluſs gebracht haben.

Der *nervus facialis*, nach Bell *nervus respiratorius* des Gesichtes, ist nach unsern Verfassern vorzugsweise Bewegungsnerve, aber ihre Erfahrung ist wieder unbestimmt, es heiſst nämlich: der *N. facialis* ist mehr oder weniger unempfindlich gegen Stiche u. s. w. Die Art, wie die Verfasser über Empfindlichkeit und Mangel derselben entscheiden, ist gewiſs unzureichend. Sowohl ein Bewegungsnerve als ein bloſser Gefühlsnerve, kann, wenn er verletzt wird, Zuckung als Symptom erregen. Die Zuckung ist zwar meistens Symptom der Bewegungsnerven, sie kann aber durch Schmerzen sympathisch entstehen. Dann kann das Geschrei des Thiers auch Täuschungen veranlassen. Die meisten Thiere schreien immerfort bei Experimenten, und überdieſs kann der Schrei beim Thier nicht bloſs aus Schmerzen, sondern auch aus heftigen Zuckungen entstehen.

In Hinsicht der immanenten Kräfte der einzelnen Zungennerven beseitigen die Verfasser das Bekannte. Uebrigens sind gerade hier sichere Erfahrungen am schwierigsten, und wir kennen hierüber manche interessante Experimente, aber kein einziges, welches sichere Schlüsse erlaubte.

Bell's und Magendie's Erfahrungen über die verschiedenen immanenten Kräfte der vordern und hintern Wurzeln der Rückenmarksnerven würden eine der schönsten Entdeckungen der neuern Physiologie seyn, wenn sie sich nur hinlänglich bestätigt hätten. Aber der Erfolg ist leider eben so schwankend, wie bei so vielen andern Experimenten, deren Wirkung aus Zuckung und Schmerzensäuſserungen der Thiere ersehen werden soll. Rolando und alle, welche die Versuche wiederhohlt haben, hatten mehr oder weniger andere Resul-

Digitized by Google

tate. Sind doch selbst die Aeufserungen unserer Experimentatoren unbestimmt genug. Sie sagen nämlich, wie wir es bei ihnen fast gewohnt sind: die Schmerzenszeichen sind bei Verletzung der vordern Wurzeln fast null, während sie bei Verletzung der hintern Wurzeln bedeutend sind, und ebenso umgekehrt bei den Zuckungen. Wenig Gewicht hat allerdings der Einwurf, dafs der Galvanismus durch die vordern, wie durch die hintern Stränge Zuckungen erregt; denn alle Nerven ohne Unterschied sind der Leitung des galvanischen Einflusses fähig, und der Muskel zieht sich hinwieder auf jeden Reiz ohne Unterschied zusammen. Die Verfasser führen endlich selbst an, dafs die Lampreten und Schlangen nur vordere Wurzeln der Spinalnerven besitzen sollen.

Johannes Müller.

XLII.

Der vertraute Gefährte des Einsamen in schlagfertigen Gegenreden von Abu Manssur Abdu'lmelik Ben Mohammed Ben Ismail Ettseâlebi aus Nisabur. Uebersetzt, berichtigt und mit Anmerkungen erläutert durch Gustav Flügel. Nebst einem Vorworte des Herrn Hofrathes Joseph Ritter von Hammer. Wien 1829. *Gedruckt und verlegt bei Anton Edlem von Schmid. In 4to.*

مختصرات من كتاب مونس الوحيد في المحاضرات لابي منصور عبد الملك بن محمد بن اسمعيل الثعالبي النيسابوري

Als die reiche Ader der schriftstellerischen Thätigkeit der Araber schon eine zahllose Menge von Schriften aller Art an das Licht gefördert hatte, blühete unter den vielen, zum Theil schon verwelkenden Blumen des weiten Litteraturgebiets eine neue auf, welche künstlich von den Litteratoren und Grammatikern gepflegt, die glänzendsten Farben aller andern in sich vereinigen sollte. Die Anthologik sollte die schönsten Gedanken sammeln und geordnet aufreihen, welche in der unübersehbaren Menge religiöser, poetischer, historischer und anderer Schriften zerstreut waren; und bei der nicht nur fortdauernden, sondern auch sich äufserlich immer weiter ausbreitenden litterarischen Thätigkeit der cultivirt gewordenen Söhne der Wüste trat unter den Arabern nicht blofs dann und wann ein Stobäus oder Aulus Gellius auf: die Anthologik ward einer der beliebtesten und am sorgfältigsten gepflegten Zweige der Litteratur, und schon jetzt kennt man über zweihundert Werke dieser Art. Freilich haben diese Werke, fast alle von Grammatikern oder Litteratoren geschrieben, keinen grofsen Werth in sich selbst; häufig gelesen und noch jetzt neben dem Koran und den Romanen die beliebteste Lectüre des Orients, haben sie alte und kostbarere Werke verdrängt; wenn indessen der griechischen Litteratur die Herausgabe eines Stobäus zur Kenntnifs verlorner Werke oder zur Texteskritik der erhaltenen ältern nützlich geworden ist, so mag immer auch mit einigem Nutzen der eine oder andere arabische Stobäus herausgegeben werden. Zumal aufser dem litterarischen und kritischen Nutzen die geordnete Zusammenstellung von Ansichten und Urtheilen über alle Fälle des häuslichen, politischen und moralischen Lebens eine leichte Uebersicht über den Character und die Grundsätze des arabischen Lebens geben kann, und so, gleich der Sammlung der Sprichwörter Meidani's als ein sicherer und leichter Führer zur Kenntnifs des Orients zu schätzen ist.

Rec. glaubt daher, dafs sich die Herausgabe des obigen Werks leicht rechtfertigen läfst. Das anthologische Werk Ettseâlebi's ist eins der ältesten dieser Art (der Verfasser lebte zwischen 350—429 der Hedschra, oder 961—1038 Ch.), und sein Verfasser einer der ausgezeichnetsten arabischen Litteratoren, von dem Ibn-Challikan in seinem grofsen biographischen Werk sagt: „er war der Bewahrer der vergehenden Trümmer der Wissenschrift und der Sammler des Zerstreuten von Prosa und Poesie; das Haupt der Schriftsteller in seiner Zeit und der Vorsteher der Verfasser unter seinen Zeitgenossen" mit andern Lobeserhebungen. Es trägt gleich allen Werken dieser Art den Namen *Muhhâdharât* d. h. Antworten, Gegenreden, weil es vorzüglich zur Unterhaltung und zur Schärfung des Verstandes und Witzes geschrieben in seinen Kernsprüchen und geistreichen Gedanken Stoff zu treffenden Antworten und geistreichem Wortwechsel geben soll; der bestimmtere Name ist *mûnisu'lvâhhid* „der Freund des Einsamen". Ob das Werk aber in dieser Ausgabe voll-

Digitized by Google

ständig gegeben sey, worüber Herr Flügel die Leser ungewiſs läſst, muſs Rec. sehr bezweifeln. Zwar nennt Hr. Fl. selbst das gedruckte Werk, in der von ihm vorgesetzten arabischen Ueberschrift, مختصرات „Auszüge aus dem Werke"; aber aus S. XXIX. der Vorrede erhellt, daſs sich dieser Ausdruck nur auf einzelne Stellen gründet, der Herr Fl. in den hier gedruckten drei Büchern des arabischen Werks, entweder weil sie unverständlich und verdorben schienen und der kritische Herausgeber der Conjectur nicht trauen wollte, oder weil ihm ihr Inhalt unsern Geschmack zu beleidigen schien, mit Absicht ausgelassen hat. Ob aber in diesen drei Büchern selbst, die er nach einer Handschrift drucken lieſs, das Werk vollständig enthalten sey, darüber hat Herr Fl. nichts erwähnt und er scheint sich diese kritische Frage über die Integrität seines herauszugebenden Werks nicht aufgeworfen zu haben. Dennoch scheint diese erste und nächste kritische Frage dem Rec. nicht bloſs aufgeworfen werden zu müssen, sondern sich durch die seltsame und von dem Herausgeber nicht wohl verstandene Form des nach der Handschrift Gedruckten von selbst aufzudrängen. Versuchen wir kurz sie richtig zu stellen und zu lösen.

Einen sehr starken Verdacht gegen die Integrität erregt zunächst schon die seltsame Eintheilung des Ganzen. Das Buch fängt ohne Bezeichnung eines ersten oder zweiten Abschnitts an; S. 40. findet sich aber die vollständige Bezeichnung eines dritten Abschnitts mit dem ausführlichen Inhalte, und S. 188. die äuſserlich ganz gleiche eines vierten, der bis zu dem Ende des Drucks S. 290. fortläuft. Welche sonderbare äuſsere Ungleichheit, zumal der vor dem dritten Abschnitt stehende Theil S. 2—40. am Umfange den zwei folgenden Abschnitten so wenig entspricht, daſs er nicht einmal einem einzigen Abschnitte ähnlich sieht. Wohl vermuthet zwar Herr Fl. in seinen Anmerkungen S. 9., daſs die Bezeichnung des ersten Abschnitts im Anfange, die des zweiten vor Nr. 17. S. 16. ausgefallen sey: aber diese Vermuthung hat weder eine innere, noch eine äuſsere Stütze; vielmehr muſs die Ueberschrift vor Nr. 17. nach allen andern ähnlichen, wie S. 60. 114. 208. u. f., nur eine Unterabtheilung eines Abschnitts bezeichnen, wie denn auch zugleich aus diesen Parallelen erhellt, daſs S. 16. ومما für وما zu lesen ist.

Sehen wir dann weiter den Inhalt der Theile und die Anlage des ganzen Werks genauer an, so wird jener Verdacht nur noch gesteigert und gesichert. In der Folge und Anreihung der excerpirten oder irgend wie gesammelten Gedanken und Erzählungen entdeckt man eine gewisse Ordnung und besonnene Anlage; unter einzelnen Inhaltsanzeigen folgen die gewöhnlich bis zu 3—6 gehäuften Belege, aus dem Koran, den Dichtern, der Geschichte und andern Quellen. Diese kurzen Titel, zusammen 332, sind aber wieder nach der Aehnlichkeit des Stoffs in kleinere Abtheilungen (die alle mit ومما جاء من anfangen), und diese in einen Abschnitt (حدّ) vereinigt. Der dritte, vollständig erhaltene Abschnitt, handelt über Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Sanftmuth und Verzeihung, Bestrafung, Befriedigung, Neid, Demuth und Stolz; der vierte, so viel in den einzelnen Titeln von ihm gegeben ist, über Nachbarschaft, Beistand und einiges andere, obgleich im Inhaltsverzeichniſs des Abschnitts mehr versprochen ist. Die wenigen Titel vor dem dritten Abschnitt handeln über die Herrschaft. Wie gering ist also der ganze Inhalt des hier Gedruckten im Vergleich zu der Anlage des Werks! Das ganze häusliche, politische und moralische Leben sollte beschrieben werden; zu so geringem und theilweisem Inhalte legte der Verfasser gewiſs nicht seine Excerpte an, und so unvollständig und den Inhalt nicht erschöpfend schrieb er gewiſs nicht, falls er das Werk wirklich vollendet hat.

Doch den gewissesten Beweis gegen die Integrität des vorliegenden Werks giebt die Vergleichung ähnlicher Anthologien. In den äuſsern Formen sind sich die Werke eines gemeinschaftlichen Inhalts bei den Arabern so ähnlich, einem berühmten Vorgänger folgen Hunderte von spätern Schriftstellern so genau und ängstlich, daſs die Form des einen Werks zum sichersten Maaſsstabe für ähnliche gebraucht werden kann. Wohl sammelten die Anthologen stets neue Gedanken und Erzählungen: aber das Fächerwerk blieb einem Muster treu. In der ausführlichen Anthologie des Rāgib aus Ispahan (S. XII. Vorrede), welche aus 25 Abschnitten besteht, entsprechen aber der zweite, dritte und vierte Abschnitt ganz den hier gedruckten dreien (nicht vieren) des Ettsaâlibi, selbst in der Ordnung des Einzelnen; kann man ein stärkeres Zeugniſs gegen die Integrität des Werks, wie es hier gedruckt ist, erwarten? und muſs nicht, auſser den wahrscheinlich sehr vielen Abschnitten am Ende,

Digitized by Google

der erste Abschnitt fehlen, der ähnlich dem Werke Rāgibs, wenigstens sehr passend, über den Verstand, die Wissenschaft und die Dummheit handeln konnte?

So kommen wir denn wie gezwungen auf das Dilemma: entweder hat der Verfasser seine Anthologie nicht vollendet, oder die Handschrift des Herrn Fl. ist sehr unvollständig. Für das erste scheint der Umstand zu sprechen, dafs das Werk, aus 332 Titeln in fortlaufender Zählung bestehend, einen regelmäfsigen Anfang und einen Schlufs hat. Indefs das völlige Fehlen des ersten Abschnitts und die unverhältnifsmäfsige Kürze des zweiten; der Schlufs selbst, welcher die Unvollständigkeit dieser „Unterhaltungen" andeutet, und ein, obgleich nicht genug deutlicher, Ausspruch des Hrn. v. Hammer in dem Vorworte S. V. über den fühlbaren Mangel einiger Blätter im Anfange der Handschrift, geben der Meinung den Vorzug, dafs die Handschrift das anthologische Werk sehr unvollständig enthält. Leider ist diese Handschrift aber die einzige bis jetzt in Europa bekannte; und nur die Auffindung einer andern wird die kritische Frage im Einzelnen sicher beantworten können, so richtig auch die eben erregten Zweifel scheinen. Rec. wollte aber diese, von Herrn Fl. ganz übergangene Frage ausführlich berühren, theils weil sie zur richtigen Würdigung und Schätzung des Buchs selbst gehört, theils um an einem Beispiele zu zeigen, wie schwierig und verwickelt die kritischen Fragen auch in der arabischen Litteraturgeschichte sind, einem bis jetzt noch sehr wenig angebauten Felde der orientalischen Studien. Dafs der arabischen Litteratur noch ihr Fabricius fehle, wie Herr v. Hammer Vorr. S. VIII. auf andre Gelegenheit zufällig äufsert, zeigt eben die kritische Beschaffenheit dieser Ausgabe.

Die Bemühungen des Herausgebers um dieses anthologische Werk bestehen in der Besorgung eines correcten Drucks, in einer wörtlichen, auf Nachahmung des Metrums und des Reimes verzichtende Uebersetzung, und in einigen Anmerkungen, die besonders bibliographische Notizen über die citirten Dichter enthalten.

Was den Druck des Textes betrifft, so ist sehr zu bedauern, dafs Herr Fl. nur eine einzige Handschrift benutzen konnte und diese von einer nachlässigen Hand geschrieben zu seyn scheint. Doch läfst sich der Text auch ohne weitere kritische Hülfsmittel durch genaue Aufmerksamkeit auf die festen Regeln der Sprache und des Metrums weit richtiger geben, als Herr Fl. es versucht hat. Die sichern Regeln des Metrums und des Reims besonders sind eine unerschöpfliche Fundgrube für die feste Kritik des Textes; und das genaue Studium der arabischen Metrik, welches in sich schon zur Kenntnifs der bei Griechen, Indern und Arabern im Allgemeinen gleichen rhythmischen Gesetze sehr lehrreich ist und angenehm, belohnt sich auf's schönste durch die sichern Hülfsmittel, die es zur Kritik und zum Verständnifs des Textes der Verse bietet. Hr. Fl. hatte sich aber mit dieser rhythmischen Kunst der Gedichte noch nicht befreundet, als er die Herausgabe dieses Werks unternahm; und Rec. wählt von den 332 Titeln des Werks nur die ersten 80, um auf die Nothwendigkeit der Beachtung der rhythmischen Gesetze hinzuweisen, eine Nothwendigkeit, die nicht blofs in diesem Werke, sondern auch in mehrern ähnlichen der neuesten Zeit übersehen ist. Nicht geringe Verletzungen des Rhythmus will Rec. hier anführen, die man leicht durch Beachtung der poetischen Sprache heben kann; nur verwickeltere Stellen mögen hier einen Platz finden.

Gleich der erste Vers ist durch die Aussprache وزّكى und شرّكى sowohl rhythmisch verfehlt als dem Sinne nach. Auch wenn der Rhythmus nicht verletzt wäre, könnte وزّكى nicht bedeuten „lafs aus dir strömen". Doch vergeblich ist jeder Versuch der Uebersetzung, wenn nicht der Text selbst sicher ist. Die zwei letzten Verse S. 4. zeigen aber deutlich das Metrum Remel in seiner catalectischen Form; daher man mit Sicherheit وزّكى und شرّكى lesen kann in dem von der Uebersetzung des Hrn. Fl. sehr abweichenden Sinne:

⏑ ⏑ ⏓ –, ⏑ ⏑ ⏓ –, ⏑ ⏑ ⏓

*O mein Freund, o reicher Thau *), sieh es verfolgt*
Sieh gestellt hat heut ein Netz der Richter dir.
Ein Geschenk sucht er: so gieb's freigebig ihm:
Schweigen wird er; aber sonst droht Strafe dir.

*) d. h. o freigebiger.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 80.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1829.

Der vertraute Gefährte des Einsamen in schlagfertigen Gegenreden von Abu Manssur Abdu'l-melik Ben Mohammed Ben Jsmail Ettseâlebi aus Nisabur.

(Schluſs.)

Nr. 20. ist für فيه zu lesen وبه, wie es das Metrum *Chafif* fordert. — Nr. 22. فتغضّل und أقربك. Nr. 24. fehlten zwei Sylben nach هذا.; sehr wahrscheinlich ist الوجه zu ergänzen; im Reim muſs zweimahl der Nominativ stehen, und für den Genitiv liegt weder im Sinn noch im Rhythmus ein Grund. In Nr. 25. ist ein sehr verdorbenes Gedicht, welches einen eben so wenig genügenden oder verständlichen Sinn in der Uebersetzung giebt. Rec. schreibt ohne Bedenken, vom Metrum und dem Sinn zugleich unterstützt, لسنا فانّا und هذا für فانا, لبسنا und das nichts bedeutende ذا, und glaubt, daſs auſserdem der Sinn die Veränderung des قد in ما fordert. Ein Fakir, nachdem er einen Groſsen, der ihn früher gespeist, vergeblich um Speise gebeten hat, sagt bitter: „Dir liegt die Erlaubniſs ob, und wir werden nicht gespeist! nicht werden wir zurückkehren, auch wenn wir wieder gespeist werden sollten. O Speise, die vorüber ist, deren Kummer geblieben ist! Solches sinnest du, während wir fasten und beten." Nr. 25. S. 26. verlangt Metrum und Reim, das Feminin nicht nach seiner gewöhnlichen vollen Aussprache *aton*, sondern kurz *ah* auszusprechen. Nr. 27. richtig وكنابه. Nr. 32. ist nach dem Metrum *Munsarehh* zu lesen العلآء. Nr. 35. الشرور im Plural. Nr. 42. سوآءي. Nr. 61. falsch كان für كأنّ. Nr. 62. ist و vor البواتر zu streichen. Nr. 64. المحكم; Nr. 67. دوى im Plural; Nr. 78. ist in dem seltnen Metrum *Chafif* لنا zu streichen. S. XXI. der Vorr. zählt der Verf. ein Metrum, das man nach den Arabern *Kamel* nennen muſs, zu dem hierher nicht gehörigen Metrum *Sarih*: Vers 2. ist فلذاك für فلذلك zu lesen.

Doch diese Aufzählung fürchtet Rec. weiter fortzusetzen und geht zu einer andern Art von Fehlern des Textes übrig, welche auch ohne weitere handschriftliche Hülfe gehoben werden können. So viele Proben aus unbekannten Schriften diese Anthologie auch giebt; ein nicht unbedeutender Theil der Excerpte ist schon früher in den vollständigen Werken gedruckt; und deren Aufsuchung in diesen kann das nächste Mittel zur Berichtigung des Textes werden. Herr Fl. hat aber diese Stellen, auſser den aus dem Koran und Motanabbi's Divan entlehnten, sehr selten aufgesucht und nachgewiesen. Es gilt dieſs besonders von den Gedichten der Hamasa, die jetzt durch Freytag vollständig herausgegeben sind. Der Vers des Mutalemmis Nr. 62. konnte schon mit *Schult. Excerpt. Hamas.* S. 532 verglichen werden; und wer ist der jüdische Dichter Samul S. 72. 244.? ists nicht der im arabischen Gesange gepriesene Samuel Ben Adija (*Schult.* S. 458.), und ist nicht sein Name سموءل (d. h. سموول, سماول) zu schreiben und zu sprechen? Es ist nämlich ein im Arabischen durchgängiges Gesetz der Schreibart, in der Mitte des Worts zwei zusammentreffende *Vav* oder *Je* nur einmal zu schreiben, wenn nicht beide als Consonanten gelten; der zwischen Halbvocal und Vocal schwebende Laut steht dann zugleich als Halbvocal und Vocal, und der ursprüngliche seltenere Ausdruck der Vocale durch die Halbvocale hat sich hier in einem besondern Zusammentreffen gesetzlich erhalten.

Die Uebersetzung einer solchen Anthologie ist in einigen Rücksichten schwerer und mühsamer als die ge-

Digitized by Google

wöhnlicher Schriften. Die Sentenzen sind meist spitz und energisch kurz; die Stellen der Dichter oft abgerissen und desto schwerer in ihrem vollen Sinne klar aufzufassen; schon die Zerrissenheit und Einzelnheit der Gedanken ermüdet den Uebersetzer. Indefs, auch bei dem gänzlichen Mangel an Scholien, liegt doch ein sehr sicheres und beständiges Mittel zum Verständnifs des Einzelnen in den ausführlichen Inhaltsanzeigen, welche den in ein Capitel vereinigten wenigen Fragmenten stets vorgesetzt sind. Durch dieses Hülfsmittel wird man, bei stets genauer Beachtung der festen Sprachregeln und der übrigen philologischen Umsicht, auch einen nicht ganz reinen Text sicher genug verstehen können. Wenn dieses sichere Verständnifs dem Uebersetzer dieses Werks oft weniger gelungen ist; wenn die sinnigsten und spitzesten Sentenzen nicht selten in ihrer Schärfe und Bedeutung nicht erreicht sind: so schreibt Rec. diefs nach der eigenen Aeufserung des Verfs. S. XXXII. nicht einer Uebereilung des Uebersetzers zu, dessen redliches Streben nach Richtigkeit er gern anerkennt; mufs aber die Unsicherheit der Uebersetzung, wie sie vorliegt, doch offen erklären und in einigen Beispielen zeigen, damit weder Dilettanten, die nach neuen Gedanken und Anecdoten einer fremden Welt haschen, die Uebersetzung mit dem Original verwechseln, noch die der Sprache nur halbkundigen der Uebersetzung zu sicher trauen mögen. Zugleich können die folgenden Stellen als eine Probe der Gedanken dieses Werks dienen.

Ein Mann hat einen Grofsen in einem poetischen Briefchen um Erlaubnifs einer Audienz gebeten; dieser antwortet nach Herrn Fl. Schreibart und Uebersetzung S. 28:

انت يا صاحب الكتاب ثَقيلٌ
وكثير من الثقيل الغَليلِ

„Du bist ein mürrischer (lästiger) und grofser Mann und klagst den Pförtner an, der mürrisch und ein kleiner Mann ist."

Schon der Reim dieser Verse, die dem Reime des ersten Briefchens folgen, zeigt deutlich, dafs ثَقيلٌ und الغَليلُ zu lesen ist; dadurch wird aber der Sinn dieser sehr langwierigen, und doch unvollständigen, Uebersetzung sehr wesentlich geändert: ثَقيل der schwere ist an beiden Stellen nichts als der lästige Besucher, welche Bedeutung es auch in dem folgenden Doppelvers hat*), und قليل der leichte ist eben durch den Gegensatz der nicht lästige:

Der du sandtest das Briefchen, du bist nur lästig:
Wer nicht lästig, gilt mehr als wer nur ist lästig.

Nr. 32. über die frühzeitige Züchtigung der Sklaven, wird ein Vers übersetzt: denke dir deine Sklaven als Nägel, die du alt werden lässest; das Haus steht nicht länger als bis der Nagel bricht." Wenn der Uebersetzer zu dem dritten Buchstab vor تشحّجها den fehlenden Unterpunct hinzugedacht hätte, würde er gewifs auf den leichten Sinn des Ganzen gekommen seyn: „mach deine Sklaven zu Nägeln, die du schlägst; nicht steht das Zelt fest, bis geschlagen ist der Nagel. — S. 38, 2 wird der Sinn nur klar durch die Aussprache دهبتُ; Z. 10. ist فأنصرفُ „und ich will mit dir zurückkehren." — Der schöne Ausspruch Kuddama's Nr. 45. حسبكم دلالةً علي فضيلة العدل „wozu noch Beweise für euch über den Vorzug der Gerechtigkeit, da die ungerechte Gewaltthat, die ihr Gegentheil ist, nur durch sie besteht," welches dann durch das Beispiel der den Raub nach Gerechtigkeit unter sich theilenden Räuber bewiesen wird, ist ganz verkannt in der, auch an sich nicht erträglichen Uebersetzung: „euer Ruhm zeige euch den Weg zur Tugend der Redlichkeit." — Nr. 50. liegt die Verbesserung جايرا für حايرا sehr nahe, und wird durch den Gegensatz nothwendig „nicht mufs der Imam (geistliche Richter) ungerecht seyn, da von ihm die Gerechtigkeit gesucht wird; noch der Gelehrte ein Thor, da von ihm Wissenschaft und Sanftmuth erwartet wird;" H. Fl. dagegen „der Imam mufs nicht willkührlich (aber حاير ist nur erstaunt) seyn, dafs man bei ihm Gerechtigkeit vermisse," wobei die einschränkend erläuternde Bedeutung und Stellung des

*) Wo der Sinn nicht ist: oder da mufst warten bei dem mürrischen Pförtner, sondern: oder du bist als ein lästiger gekommen. Für حُلَّتَ ist auch dem Metrum nach ohne *Teschdiet* حُلْتَ zu schreiben.

Digitized by Google

zweiten Satzes verkannt ist. — S. 50. kann خَوِّفْنِي an sich nicht bedeuten „mache mir Furcht" welches خَوِّفْنِي wäre; durch die Aussprache خَوْفِي „meine Furcht" tritt auch das Folgende اولي als Prädicat erst in seine wahre Bedeutung. Doch solche mehr blofs grammatische Bemerkungen (wie zu S. 48, 5, 17.) mögen hier ferner übergangen werden. Nr. 57. sagt ein Unglücklicher, welcher von der Liebe zu einem leichtsinnigen Freunde nicht lassen kann:

ما زال يظلمني وأرحمه حتي رثيت له من الظلم

Nach Herrn Fl. „er hört nicht mich zu verfolgen auf, bis ich ihn lobe um seiner Ungerechtigkeit willen. Bedaure ihn!" Sollte auch diese Uebersetzung passend seyn, so würde doch das seltene Metrum *Munsarehh*, welches sich bei genauerer Ansicht zeigt, die Uebersetzung nicht dulden. Auch müfste رثي, welches stets vom Gedicht auf Todte, vom Trauergesang, nie vom Lobe gebraucht wird, im Activ mit dem Accusativ verbunden seyn. Daher man nicht zweifeln kann وأرحمه und رثيت auszusprechen „Nicht hört er auf mich hart zu behandeln und ich aus Mitleid ihm zu verzeihen, bis ich von ihm beweint werde (sterbe vor harter Behandlung)." — Einen Vers S. 58, welcher den Muth eines Unrecht zu ertragen sich weigernden Helden ausdrücken soll, übersetzt Herr Fl. „Nur empfänglich für das, was recht ist, bat ich ihn, so dafs der Fels eher dem nagenden Zahn weicht," gewifs wenig klar und schön. Es genügt hier zu bemerken, dafs das Metrum *Basith* die Aussprache أُلِينُ für أَلِينُ fordert, wodurch auch der allein passende Sinn entsteht „Nicht werde ich weich seyn gegen den Ungerechten, ihn zu bitten, bis dem Backenzahn weich wird der Stein." — S. 66, 3 ist أَبْتَغِيهِ, dem folgenden ارتضيه entsprechend, zu lesen. — Nr. 77. Die Uebersetzung „Schnell ist der Mensch zur Milde gestimmt, noch schneller zum Zorn, wie das Holz sich schnell verzehrt, schneller noch in Flammen geräth," übersieht die Superlativbedeutung des viermal eben so wiederholten اسرع, und die Schärfe des Ausdrucks; dieser lautet: „Wer am schnellsten eilt zur Milde, eilt am schnellsten zum Zorn, wie das am schnellsten erlöschende Holz am schnellsten brennt. — Nr. 8. sagt ein Verklagter, da sein Richter aus Unvorsichtigkeit geäufsert hat, dafs er gezwungen Lohn für das Rechtsprechen nehme, sehr richtig und klar den Richter aus seinem eignen Geständnisse widerlegend: „zugegeben (هَبْ, ein bemerkenswerther Gebrauch dieses Wörtchens) dafs du ihn gezwungen für das Rechtsprechen nimmst, bist du denn wirklich gezwungen ihn zu nehmen?" Herr Fl., den Sinn dieser Folgerung nicht beachtend, übersetzt mit unrichtiger Ergänzung „wohl, dafs du ihn gezwungen für das Gericht nimmst, bist du deshalb auch gezwungen (für dich) Belohnung anzunehmen?" als ob zwischen dem Gericht und Richter ein Gegensatz wäre.

Doch genug der Einzelnheiten; es läfst sich jetzt leicht das Resultat der wissenschaftlichen Kritik ziehen. Wenn es von der einen Seite erfreulich ist zu sehen, wie die Kenntnifs der arabischen Literatur durch die Erscheinung eines neuen, sehr weitläufigen, in seiner Art ersten Werks gefördert ist, obgleich Rec. nach den oben entwickelten Gründen das Werk nur für ein sehr unvollkommnes Fragment eines gröfsern halten mufs: so kann die Kritik doch den gedruckten Text nicht für correct und sicher, die Uebersetzung nicht für ein treues Bild des Originals halten. Kennern, welche über beides, Text und Uebersetzung, mit Gewandtheit urtheilen können, wird dieses Werk zur Kenntnifs der arabischen Literatur nützlich seyn; für die richtige Ansicht des orientalischen Lebens überhaupt und der moralischen Grundsätze der Araber und Hebräer insbesondre bietet es vielfache Belehrung. Mögten nur die arabischen und persischen Schriftsteller, welche nach ihrem gewöhnlichen Schicksal unter uns zugleich in der ersten und letzten Ausgabe oder Uebersetzung erscheinen, in dieser einzig bleibenden Ausgabe oder Uebersetzung gleich mit der möglichsten Correctheit ans Licht treten, um allgemein gelesen und benutzt werden zu können! Das tiefere und wohlbegründete Studium der sehr vollkommnen Grammatik einer der reichsten und gebildetsten Sprachen der Erde, der arabischen, kann uns allein gute und sichere Ausgaben und Uebersetzungen arabischer Schriften verschaffen, so wie das Vorurtheil einer Unklarheit oder Zweideutigkeit des arabischen Styles zerstreuen. Das arabische Studium hat in den letzten funf-

Digitized by Google

zig Jahren durch die Herausgabe sehr vieler und verschiedenartiger Schriften genug an äufserm Umfange und Ausdehnung gewonnen, um nun auch mit kritischer Uebersicht des Einzelnen nach innen zu arbeiten und sich zu allgemeinen wissenschaftlichen Bestrebungen zu erheben.

G. H. A. Ewald.

XLIII.

G. L. Maurer, K. Bayer. geh. Hofrath, Prof. u. ordentl. Mitgl. der Akad. der Wissenschaften in München, über die Bayerischen Städte und ihre Verfassung unter der römischen u. fränkischen Herrschaft. 28 S. 4.

Vorstehende Abhandlung, vom Verf. am Ludwigstage 1829. in der bayrischen Akademie der Wissenschaften gelesen, betrachtet die Keime eines unsrer merkwürdigsten Verfassungsgebilde in besondrer Beziehung auf ein Land, das nebst den Rheingegenden ihre weiteste Verfolgung gestattet. Wir theilen hier die Resultate dieser neuen Untersuchung des vielbesprochnen aber von Dunkel und Zweifel noch umgebenen Gegenstandes mit, um so eher, da die kleine Schrift nicht dem Buchhandel bestimmt zu seyn scheint.

Für die erste Frage, welcher Art die öffentliche Einrichtung der zahlreichen römischen Anlagen in Rhätien und Vindelicien gewesen, ergiebt sich mit Sicherheit nur dieses. Augsburg (*Augusta Vindelicorum*, auch *Aelia Augusta*) und Salzburg (*Hadriana Juvavia*, auch *Aurelia Antoniniana*) hatten das Recht der Colonien, doch mit dem *magistratus*, dem Kennzeichen, wie wir mit v. Savigny annehmen, des erlangten *juris Italici*, an der Spitze des Municipalraths. Gleiches ist von Regensburg (*castra Regina*) mit Gemeiner nicht zu behaupten, vielmehr dieser Ort, wie Passau (*castra Batava*) wohl nur als Castell anzusehen. Für die Verfassung von Speyer (*civitas Nemetum*) und andrer Ansiedelungen fehlt jede gewisse Spur.

Der mancherlei Zeugnisse über die Zerstörung aller Römerstädte während der Völkerwanderung ungeachtet, ist die Fortdauer vieler derselben in die fränkische Zeit hinüber nachzuweisen. In dieser erscheinen aufser Lorch und dem dunkeln *Liburnia* (*Tiburnia*) auch die eben angeführten als *civitates*, als befestigte, angesehene, volkreiche Ortschaften. Ihnen treten zur selben Zeit andre an die Seite, deren römischer Ursprung zweifelhaft ist, wie Freysingen, Neuburg a. d. Donau, Würzburg, Moosburg. Eichstädt dagegen erlangt „*urbis constructionem*", erst im Anfange des 10ten Jahrhunderts.

Die Cardinalfrage nun, ob aus der römischen Municipalverfassung die Städteverfassung des späteren Mittelalters, wenigstens für jene Orte, erwachsen sey, wird vom Vf. gegen Eichhorn und Gemeiner so beantwortet. Im Allgemeinen verlieren sich mit dem Ende der fränkischen Periode, also mit dem 9ten Jahrhundert, alle Spuren römischer Municipaleinrichtungen, selbst wo sie im Anfang derselben noch gefunden werden; in Bayern aber insbesondere haben diese Einrichtungen die römische Herrschaft gar nicht einmal überlebt. Die Römerstädte theilen hier das allgemeine fränkische Ortsrecht; die spätere freie Stadtverfassung entspringt aus ächt germanischen Elementen, und nur das ist zuzugeben, dafs in den alten Römerstädten die erhaltenen Mauern, die Genossenschaften der Kauffeute und Handwerker förderlich für das Erringen der Stadtfreiheiten gewirkt haben.

Wir pflichten dieser Ansicht insofern bei, als uns bis jetzt der Zusammenhang der römischen und der mittelalterlichen Verfassung, namentlich für Bayerns Städte noch nicht als nachgewiesen erscheint; dagegen möchten wir die Argumentation des Verfs. für die Unmöglichkeit dieses Zusammenhanges nicht für genügend halten. Bei den kleinern Orten, heifst es S. 22. ff., finden wir in der fränkischen Periode gar keinen eignen Beamten; bei den gröfseren freilich einen besondern, aber einen königlichen, einen Grafen; es giebt also für sie keine eigne städtische selbstständige Verfassung, weil eine solche nothwendig von der Stadt angestellte und von ihr abhängige Beamte voraussetzt. — Allein die Existenz eines solchen *praefecti urbis*, Burggrafen u. s. w., der hier die römische und die mittelalterliche Verfassung auseinanderhalten soll, dürfte eben so wenig mit den Hauptstücken der ersteren unvereinbar seyn, als sie es, nach dem Beispiel Augsburgs, Cölns, Magdeburgs und so vieler andern Städte, nicht ist mit dem Begriff unsrer Städte im 12ten und 13ten Jahrhundert. — Der Satz sodann, dafs die kleinern Städte gar keinen eignen Beamten gehabt, könnte, wie er hingestellt ist, leicht der, des Verfassers Meinung gewifs fremden, Deutung unterliegen, als sollte ihnen auch ein, für jeden Ort zu behauptender, Gemeindevorsteher, der *decanus, gravis loci*, der Bauermeister des Sachsenrechts abgesprochen werden.

Ueberhaupt, möge es hier gelegentlich bemerkt werden, scheint uns dieser Localbeamte in der gewöhnlichen Darstellung der Bildung unsrer Städte seine rechte Stelle noch nicht gefunden zu haben. Gemeiniglich wird, bei der Erklärung des Uebergangs der Ortschaften in Städte, des alten Gemeindevorstehers nicht weiter gedacht, dagegen läfst man an der Spitze des Raths den *magister civium* als eine neue Behörde erscheinen. Und doch ist beider Identität, wenigstens für das Sachsenrecht, nicht wohl zu bezweifeln. Was zuvörderst die Namen betrifft, so tritt der Bauermeister dem Bürgermeister noch näher, wenn man sich erinnert, dafs „Bauer, Bur" im Mittelalter, neben der besondern Bedeutung von *villanus*, noch die allgemeinere und etymologisch ältere von *incola* trägt, dafs in diesem Sinne auch die Städter „Buren" *) genannt, dafs *burdink* und *burgerdink*, Bauer- und Bürgersprache als *Synonyma* gebraucht werden. Der Sache aber nach, bilden die Functionen, in welchen das Sächsische Landrecht II. 13. §§. 1—3, 55, III. 86. §. 2. den Bauermeister theils als Polizeyrichter darstellt, theils als mit der Gemeinde für deren Bestes Beschlüsse fassend, die wesentlichen Stücke der Thätigkeit von Bürgermeister und Rath. Daher enthält auch die Schilderung der Gerichtsgewalt dieser letzteren im Sächs. Stadtrecht **) in der That nur eine Umarbeitung des Sächs. Landrechts II. 13, und die Glosse zum Weichbild A. 1. betrachtet mit Recht, was in diesem Rechtsbuch über den Gemeindevorstand gesagt wird, als eine weitere Ausführung des Landrechts II. 55. Hienach erhebt sich nicht erst der Bürgermeister aus dem Rath, sondern zu dem in seiner Stellung verbleibenden Bauermeister gesellt sich der Rath als bestimmtere Formation der Gemeindemitglieder, die dem Vorsteher auch früher schon als Urtheilsfinder zur Seite standen. —

G. Homeyer.

---

*) Z. B. im Rigaer Stadtrecht P. VII. §. 3. (Oelrichs S. 42) „eck so mach hy nement vormunt wesen, he sie den borger und buir und holde schott und schulde yn unser Stadt."

**) Weichbild A. 19, 42. 43, Magdeburger — Breslauer Recht v. 1261 §. 2—6, Magdeb. — Görlitzer Recht v. 1304 A. 1 u. 2.

Digitized by Google

Inhalt des October-Heftes.

Seite

Michelet: Plato's Werke von Fr. Schleiermacher. Dritten Theiles erster Bd. Der Staat. 481 u. 505

Varnhagen von Ense: Jean Paul's Briefwechsel mit seinem Freund Otto. 1. u. 2. Bd. . . 487

Derselbe: Musenalmanach für das Jahr 1830. Herausgegeben von A. Wendt, — u. Berliner Musenalmanach für das Jahr 1830. . . . 527

Marheineke: Nitsch, System der christlichen Lehre. (Zweiter Artikel.) 533

Leo: Dubarle histoire de l'université depuis son origine jusqu'à nos jours. Paris. u. Alcuins Leben von Lorentz. 547

Seite

Weber: Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. 1. bis 15. Theil. (Erster Artikel.) . 577

Homeyer: Wohlbrück Geschichte des ehemaligen Bisthums Lebus. 597

Joh. Müller: Desmoulins Anatomie des systemes nerveux des animaux à vertébres. . . . 607

Ewald: Ettseâlebi aus Nisabur der Gefährte des Einsamen in schlagfertigen Gegenreden. Uebersetzt u. s. w. durch G. Flügel. 627

Homeyer: Maurer über die baierschen Städte und ihre Verfassung unter der römischen und fränkischen Herrschaft. 639

Literarische Anzeigen.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu Stuttgart u. Tübingen sind im Laufe dieses Jahres bisher nachstehende Verlags-Artikel erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Annalen, neue allgemeine politische, neue Folge.

Arnd, Ed., israelitische Gedichte. (25 Sgr.) 20 Gr.

Ausland, das, 1829. (9 Rthlr. 10 Sgr.) 9 Rthlr. 8 Gr.

Axel, eine Romanze von E. Tégner. Aus dem Schwed. von Mohnike. (10 Sgr.) 8 Gr.

Baader, Vorlesungen über spekulative Dogmatik. 1tes Heft. (20 Sgr.) 16 Gr.

Beer, M., der Paria, ein Trauerspiel. (11¼ Sgr.) 9 Gr.

— — Struensee, ein Trauerspiel. (1 Rthlr. 5 Sgr.) 1 Rthlr. 4 Gr.

Begebenheiten des Hajji Baba von Ispahan. (1 Rthlr. 25 Sgr.) 1 Rthlr. 20 Gr.

Bernoulli, Vademecum des Mechanikers oder praktisches Handbuch für Mechaniker u. s. w., nach Robert Brunton bearbeitet. (15 Sgr.) 12 Gr.

Bonstetten, Philosophie der Erfahrung. 2 Thle. (2 Rthl. 20 Sgr.) 2 Rthlr. 16 Gr.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. 3r Bd. Velinpap. (2 Rthl. 15 Sgr.) 2 Rthlr. 12 Gr. weiß Druckpap. 2 Rthlr.

Chronik (1572) aus der Zeit Karl IX., vom Verfasser des Theaters der Clara Gazul. Aus dem Franz. (1 Rthlr. 15 Sgr.) 1 Rthlr. 12 Gr.

Correspondenzblatt des Würtemb. Landwirthschaftl. Vereins. 1829. 12 Hefte. 2 Rthlr.

Dom, der, von Köln. — Prachtwerk. Herausg. v. Dr. S. Boisserée. 3te Liefrg. 1ste Ausgabe. (35 Rthlr. 22½ Sgr.) 35 Rthlr. 18 Gr. 2te Ausg. (71 Rthlr. 15 Sgr.) 71 Rthlr. 12 Gr. 3te Ausg. (88 Rthlr. 15 Sgr.) 88 Thlr. 12 Gr.

Entwurf einer Strafprozeß-Ordnung für Würtemberg. (25 Sgr.) 20 Gr.

Freyberg, M. Freih. v., Sammlung historischer Schriften und Urkunden. II. 2s, 3s Heft. (22½ Sgr.) 18 Gr.

Goethe, v., sämmtliche Werke. Taschen-Ausgabe. 5te Liefrg. od. 21r — 25r Bd. Velinpap. (sächsisch) 3 Rthlr. Druckpap. (sächs.) (1 Rthlr. 25 Sgr.) 1 Rthl. 20 Gr.

Goethe, v., Gedichte. 2 Thle. 8. 4te Aufl. (3 Rthlr. 10 Sgr.) 3 Rthlr. 8 Gr.

Graff, Diutiska. III. Bd. 1s Heft. (25 Sgr.) 20 Gr.

Herder, J. G. v., sämmtl. Werke. Tasch. Ausgabe. 6te Liefrg. od. 31r — 36r Bd. Velinpap. (sächsisch) (2 Rthlr. 20 Sgr.) 2 Rthlr. 16 Gr. Druckpap. (sächs.) (1 Rthlr. 25 Sgr.) 1 Rthlr. 20 Gr.

Hertha, Zeitschrift für Erd-, Völker- u. Staatenkunde. 1829. 12 Hefte. 10 Rthlr.

Hoerdt, v., Unterricht über die Pferde-Hufbeschlagkunst. 2te Aufl. (1 Rthlr. 20 Sgr.) 1 Rthlr. 16 Gr.

Hesperus, herausgeg. v. C. C. André. 1829. (9 Rthlr. 10 Sgr.) 9 Rthlr. 8 Gr.

Digitized by Google

Humboldt, A. v., Reisen nach den Aequinoctial-Gegenden. Hist. Theil. 6r Bd. 1te Abthlg. (1 Rthlr. 25 Sgr.) 1 Rthlr. 20 Gr.

Jahrbücher für wissensch. Kritik. 1829. 12 Rthlr.

Jahrbücher, würtemb. von Memminger. 1827. 1s Heft. 1 Rthlr.

Journal, polytechn., v. Dingler, Jahrgang 1829. 24 Hefte. (9 Rthlr. 10 Sgr.) 9 Rthlr. 8 Gr.

Immermann, die Schule der Frommen, Lustspiel. (20 Sgr.) 20 Gr.

Justiz-, Kameral- und Polizey-Fama. 1829.

Kunstblatt. 1829. (3 Rthlr. 10 Sgr.) 3 Rthlr. 8 Gr.

Linné, systema végétab., c. Schultes. T. VII. pars 1. (4 Thlr. 15 Sgr.) 4 Thlr. 12 Gr.

Litteraturblatt. 1829. (3 Rthlr. 10 Sgr.) 3 Rthlr. 8 Gr.

Mannert, Geschichte der alten Deutschen. 1r Bd. (2 Rthlr. 15 Sgr.) 2 Rthlr. 12 Gr.

Martius, Flora Brasiliensis. T. II. p. 1. Auch unter dem Titel: Agrostologia Brasiliensis auct. Neesio ab Esenbeck. 3 Rthlr.

Memminger, J. D. G., Oberämter Würtembergs. 6s Heft. Saulgau. (20 Sgr.) 16 Gr.

Morgenblatt für gebildete Stände. 1829. (11 Rthlr. 10 Sgr.) 11 Rthlr. 8 Gr.

Mozin, Dictionnaire portatif. T. II. et dernier; als Rest.

Napoleon in Aegypten, Gedicht von Barthelemy und Méry. Metrisch übersetzt von G. Schwab. Mit dem Original zur Seite. 1 Rthlr.

Pabst, Anleitung zur Rindviehzucht und zur verschiedenartigen Benutzung des Hornviehes. (1 Rthlr. 20 Sgr.) 1 Rthlr. 16 Gr.

Panorama von Stuttgart. (1 Rthlr. 10 Sgr.) 1 Rthlr. 8 Gr.

Platen, Gr. A., der romantische Oedipus. Velinpap. (22½ Sgr.) 18 Gr. Druckpap. (15 Sgr.) 12 Gr.

Reyscher, Dr. A. L., vollständige historisch und kritisch bearb. Sammlung der würtemb. Gesetze. 1r Bd. 3 Rthl.

Ristelhueber, über die Nothwendigkeit der Errichtung von Arbeits- und Erziehungsanstalten für ganz verwahrlosete Kinder. (3 Rthlr. 20 Sgr) 3 Rthlr. 16 Gr.

Runen von L. A. Nikander; aus dem Schwed. von Mohnike. (15 Sgr.) 12 Gr.

Schenk, Ed. v., Schauspiele. 1r Bd. (1 Rthlr. 5 Sgr.) 1 Rthlr. 4 Gr.

Staatsacten und Urkunden, neueste, 11r bis 14r Bd. 12 Hefte. 9 Rthlr.

Thiersch, gelehrte Schulen. III. 1s Heft. (20 Sgr.) 16 Gr.

Zeitung, allgemeine, 1829. 10 Rthlr.

Gedruckt bei *J. F. Starcke.*

Digitized by Google

Nro. 81.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1829.

XLIV.

Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Stuttgard und Tübingen, in der Cotta'schen Buchhandlung. Erster bis funfzehnter Band (die drei ersten Lieferungen) 1827 *und* 1828. 12.

Zweiter Artikel.

Es würde uns weit über die Gränzen einer referirenden Abhandlung hinausführen, wenn wir die im ersten Artikel dieser Beurtheilung angegebenen Beziehungen in's Einzelne verfolgen wollten: denn schon das Verhältniſs, in welchem Goethe seine Muttersprache angetroffen, wie sie sich mit ihm durch alle Epochen seiner Dichtkunst hindurch gleich einer empfänglichen Freundin fortgebildet, wie sie durch ihn gewonnen und gewachsen, so daſs die einst verkümmerte und unscheinbare nunmehr zu herrlichster Minervengestalt entwickelt dasteht, schon dieſs würde der Gegenstand einer unabhängigen Untersuchung seyn können. Wir wenden uns daher zu dem materiellen Reichthume der vor uns liegenden neu angefangenen Sammlung, wobei wir abermals für zweierlei Dinge uns entschuldigen müssen. Erstlich haben wir unsre Anzeige zunächst auf den lyrisch-dramatischen Theil der Goethischen Werke beschränkt, obgleich, seit wir zuerst den Muth zu diesem Unternehmen gefaſst, sämmtliche Romane noch erschienen sind. Die Welt, in welche diese wiederum uns hineinziehen würden, ist ihrerseits so überschwenglich reich und wunderbar, daſs wir unablässig empfinden, wie zu ihrer Auffassung und möglichen Darstellung eine frische Sammlung und Ruhe erfordert würde, die uns für jetzt nicht weiter zu Gebote steht. Sodann können wir auch in Betreff der ersten funfzehn Bände hauptsächlich nur das berühren, was der Dichter als neue Zuthat anzufügen zweckmäſsig gefunden, so daſs wir an so gewaltig strömender Nektarquelle nur hin und wieder gleichsam mit dem Rande des Mundes nippen. Hiebei kommt uns nun die Einrichtung des Dichters selbst in einigem Sinne erwünscht zu Hülfe. Indem er nämlich die Sammlung abermals mehr noch einer Classification des Zusammengehörigen, als nach genetischchronologischen Rücksichten zusammenstellen wollen, hat er die Leser stillschweigend theils auf sie selbst, theils auf seine eignen, wenn gleich nicht völlig befriedigenden Andeutungen in Wahrheit und Dichtung, wie in Kunst und Alterthum hingewiesen, welchem Winke denn folgend auch wir diesen Gegenstand für jetzt fallen lassen dürfen, so viel auch Anziehendlehrreiches demselben sich unzweifelhaft abgewinnen lieſse. Denn wissen wir gleich von dem unschätzbaren Sänger selbst, daſs seine Conceptionen mehrentheils Eingebungen der Stunde gewesen, und er im bedeutenden Momente dem dichterischen Drange instinktmäſsig sich hingegeben, so daſs wir in seiner Muse wohl ihr mythisches Sinnbild, die Biene, erkennen mögen, die in sinnig betriebsamem Spiele den Garten der Natur unablässig durchirrend alle Süſse, die sie den Blumen entschöpft, sofort in zierlich übereinandergeschichteten Waben verwendet; deren Leben eine glückliche Arbeit, ihre Arbeit aber ein heitrer Genuſs ist; so bleibt es doch eine Erörterung voll tiefstes Sinnes, wie in einer so beneidenswerth gegliederten Natur der Reflex des Daseyns nicht etwa zu unzusammenhangenden, wenn auch schimmerreichen, doch starren und zufälligen Krystallisationen angeschossen, sondern durch einen geheimen Born innerlichstes Lebens rastlos befruchtet zu der herrlichsten Organisation eines kräftigen, kerngesunden, in der kleinsten Wurzelfaser wie in der äuſsersten Blätterspitze sich als ein Ganzes und Geregtes darstellenden Baumes aufgewachsen. Wir dürften als Beispiel einer solchen idealen Ganzheit und Vollständigkeit an jene kleinen Lieder und Gedichte erinnern, welche herkömmlicherweise

Digitized by Google

die ersten beiden Bände, und auch die der neuen Sammlung, gröfstentheils anfüllen. Hier sehen wir uns in die Paradiesesgefilde jener jugendlichen Wonnen und Träume versetzt, wo von dem Hauche der Dichtkunst angeweht jedes Blatt, jede Blume, jede Schleife an der Brust der Geliebten ein Sinnbild überschwengliches Lebens wird, das in geheimnifsvollem Zauber die Unsterblichkeit eines schönen, süfsen, heiligen Gefühles festhält. Wer von allen Dichtern aller Völker hätte den unschätzbaren Segen dieser Blüthezeit unserem tiefsten Sinne so nahe gebracht, wer wüfste die Sehnsucht nach diesem Zustande gottgetragener Unschuld so innig anzuregen, wer sänge sie in so schmelzenden Tönen zu schmerzvoll seliger Ruhe, als Goethe? Das Meer der reichsten Empfindung liegt vor uns in unergründlicher Tiefe: die nächtliche Einsamkeit stiller Betrachtung umgiebt es; ein klarer Himmel mit den Sternen liebefroher Ahnung, holdes Entzückens, trunkenes Genusses spiegelt sich in den Wellen; das harmonische Genügen einer glücklichen sich nach dem leisesten Eindrucke zart bewegenden musenhaften Stimmung ruht wie ein voller Mondglanz über ihnen: und wie sollte nun nicht fort und fort jedes edle Gemüth an dieser grofsen heiligen Fülle gelabt, erfrischt, erhoben und beseligt werden? Das harmlose Getändel einer unbefangenen jugendlichen Geselligkeit, die Ueberraschung eines ersten bedeutsamen Eindruckes, der Unmuth der Verstofsung, die Zärtlichkeit der Erwiederung, das Behagen einer ruhigen Neigung, das Erquickliche des Besitzes, die Leidenschaft der Besorgnifs, die Qual erlebter Untreue, der augenblickliche Trost entschlossener Fassung, die Schmerzen des Rückfalls, der Gewinn neuer Verhältnisse, mit allen jenen wechselvollen Beimischungen des Bleibens und Geniefsens, des Scheidens und Entbehrens, des Wiedersehens und der Erfüllung bewegen sich in heiterem Spiele vor uns dahin: wir leben die schöne Jugend noch einmal durch, aber wir fühlen es, den rosigen Schimmer, der sie so umgiebt, könnte das vollendetste Glück der Wirklichkeit ihr nicht ertheilen; und doch ist es eine ganze, volle, lebenreiche Wirklichkeit, die vor uns steht. Dies ist die Magie des Genius, der die Zustände unmittelbar poetisch erlebt, dem sie nicht erst sich in die Farbe der Phantasie tauchen müssen, der sie gestaltet, indem er sie geniefst. Darum ist auch diese Poesie so in sich selbst genügend und vollendet: mit den einfachsten Mitteln richtet sie das Gröfste aus; sie greift weder zu der Hülfe der Rhetorik, von welcher sogar Schiller sich selten gänzlich frei zu machen gewufst hat, noch zu dem Geräthe mythologischer Ausstaffirung, wo so oft ein Name statt eines Bildes, eine Maschinerie statt einer Situation dienen mufs. Mit Amor und den Musen wird, wie Goethe selbst einmal bemerkt, diese ganze dichterische Haushaltung bestritten.

Es bedarf keiner Bemerkung, dafs die in Kunst und Alterthum von Zeit zu Zeit mitgetheilten rhythmischen Productionen sich in der neuen Ausgabe beisammen finden, und nun, da man dort ihre Erläuterung wenigstens im Allgemeinen voraus empfangen, sich als Wohlbekannte angenehm in die Reihe schliefsen. Wie denn an den fünf Büchern zahmer Xenien Alt und Jung, Idiot wie Gelehrt, Zünftig oder Patentirt sich mannichfaltigst erbauen darf, und gewifs nur ein völlig vergälltes Blut Anlafs des Aergernisses entnehmen könnte. Hat der Dichter unter der Rubrik: Gott, Gemüth und Welt, sich über seine theo- und kosmologischen Ansichten in gemüthvollen, ja religiösen Sprüchen dogmatisch ausgelassen, so leitet eine andre, Sprüchwörtliches überschrieben, mit einer Fülle eben so sinnreiches als heitres Witzes jene angenehme Schaar congenialisch ein, die denn in den bündigsten, zierlichsten, neckisch gemüthlichsten Reimen dasjenige beleuchtet, worüber sich ein über das Leben zu Klarheit und Ruhe gelangter Sinn erklärend, ja ablehnend zu äufsern veranlafst werden mögte, in so fern er den Gedanken einer in sich selbstbeständigen Ganzheit, eines im Vielen Vesten und Einen im Gegensatze zu dem aus dem Vielen Zusammengeblasenen, was der Menge so ziemlich Charakter heifst, für sein Wesen und Wirken durchzuführen hofft. Hier kommt denn Leben und Kunst, Natur und Sitte, Handeln und Wissen, Streit und Friede, Vormals und Jetzt, in den mannichfaltigsten Beziehungen zur Sprache, und wie der leicht — und vielseitigst berührte Dichter sich nach augenblicklichen Anregungen dennoch in objektiver Behaglichkeit zu äufsern gewufst, durfte er seine anmuthige Sammlung in jeder Hinsicht jenen Büchern vergleichen, aus welchem das Leben des alten Römers Lucilius wie auf einer Votivtafel sich darstellte. Wenn die römischen Elegien in unübertrefflicher Grofsheit einfacher Plastik eine Reihe Zustände der poetischesten Lebensfülle festhalten, die Venetianischen Epigramme den Muthwillen eines genialischen *dolce far*

Digitized by Google

niente dichterisch adeln, so führt uns diese schlichte und geruhige Aehrenlese aus den Empfindungen eines musenhaften Lebensabendes in ein eben so geräumiges Feld, und nicht mehr der von aufsen glücklichst angeregten, sondern der von innen heraus sich über die Gegenstände verbreitenden Contemplation, wo uns sodann bald die milde Weisheit altgriechischer Gnomen bald die treuherzige Derbe deutscher Volkssprache, hin und wieder auch wohl eine Erinnerung an die prägnante Paradoxie orientalischer Sentenzen in üppiger Mischung begegnet. Finden wir daneben manches bei früheren Gelegenheiten mit einiger Heftigkeit Eingeschärfte gelinder vorgetragen, die Abwehr dieses und jenes wissenschaftlichen Vorurtheils in einen Anstrich duldsamer Ironie eingekleidet, so freuen wir uns des Beispiels einer in diesen Gebieten nicht immer obwaltenden Mäfsigung, ohne darum jener einst geschleuderten Blitze jugendlicheres Kampfeifers in Unehren zu gedenken. Vielmehr dürften viele Freunde eines kräftig litterarischen Lebens mit uns der Meinung seyn, dafs den jüngeren Geschlechtern jene polemischen Raketen und Leuchtkugeln, welche der Schillerische Musenalmanach von 1797 unter dem nicht weiter prädicirten Namen Xenien brachte, keineswegs entzogen, sondern in einer authentischen Anordnung des überlebenden Theilhabers sammt der ergötzlichen Parodie: Götter, Helden und Wieland, und was sich sonst in dieser humoristischen Art unter den Papieren aus jener Epoche erhalten haben dürfte, der gegenwärtigen Sammlung einverleibt werden mögten: um so eher, da jetzt die Zeit des Anstofses für alle diese Dinge vorüber, ihr Zusammenhang in dem erschienenen Briefwechsel dargelegt, der Werth derselben aber für die Litterargeschichte unbedingt entschieden ist. Denn so einrosten soll hoffentlich bei uns der Stahl geistiger Wahrhaftigkeit nicht, dafs eine von Zeit zu Zeit sich einstellende Polemik dieser Art gegen die sich immer wieder festsetzende litterarische Philisterei gehässig würde, bewegt sie sich nur in denjenigen Bahnen, welche das Wollen und Wirken des Schriftstellers als Mensch und Bürger unangefochten lassen. Ueber die Gränzen freilich, wo diefs letztere Gebiet anfängt, und die Satire aus dem Litterarischen in's Persönliche streift, herrscht bei uns noch eine grofse Verwirrung der Ansichten, welche aus den Vorstellungen wahrhaft freisinniger Völker der alten wie der neuen Zeit zwar theoretisch leicht aufzuklären wäre, in der Praxis aber bei der Beschränktheit, die Erziehung und Gewohnheit um uns legt, so leicht nicht zu verscheuchen seyn wird.

Die Rubrik: an Personen, im zweyten wie die: Inschriften, Dank- und Sendeblätter im vierten Bande, liefse sich wohl durch manches noch nicht ins gröfsere Publikum Gekommene vermehren, wenn theils der Verfasser selbst, theils seine Freunde in ihrem Kreise eine nochmalige Nachfrage in dieser höchst interessanten Beziehung anstellen wollten*). Denn was kann auch den entfernter Stehenden herzlicher berühren, als gerade der unmittelbare Ausdruck eines dichterischen Gemüthes gegen Wirkliche und Lebende, und wenn wir daher dem greisen Sänger auch für die kleinsten Flugblättchen gemüthlicher und wohlwollender Ergüsse erkenntlich sind, weil sie gleichsam jenen Wunsch eines altgriechischen Liedchens erfüllen, und uns durch die geöffnete Brust in das Innerste seiner Seele blicken lassen, so hätten wir eben darum diese Spende reichlicher so erwartet, als verdankt. Denn ist es Mikrologie, von der Persönlichkeit grofser Männer die äufserlichen und zufälligen Details aufspüren zu wollen; wenn schon nicht immer hiebei eine blofse Spreuärnte sich ergeben, sondern gleichwohl noch manches für den Psychologen fruchtbare Korn abfallen kann; so darf hiezu doch nicht gezogen werden, wenn man einen Werth auf Aeufserungen und Mittheilungen legt, gesetzt auch sie beträfen untergeordnete Beziehungen. Das Wort hat an sich selbst ein Gewicht: es vollendet das geistige Bild, es ist ein Zug in der Seelenphysiognomie, der nur für den oberflächlichen Beschauer unbedeutend bleiben kann. Das beste und Geistigste seines Wesens giebt der Mensch im unmittelbaren Verkehr mit den Menschen; hinter dem Schreibpulte erkaltet schon der frische Hauch des Lebens, und die glücklichsten Naturen haben von je mehr Geniales gesagt als geschrieben. Diefs findet freilich auf dichterische Leistung nur einen beschränkten Bezug: aber bedarf der Sänger zum Dichten der Einsamkeit, so trifft doch in Rücksicht auf persönliche Mittheilung auch ihn obiges Gesetz. Und bleibt auch

*) Wir erinnern uns unter andern eines kräftig muntern Gesanges an den verstorbenen Geheimenrath und Kanzler Freiherrn von Ziegesar auf Drakendorf bei einer Geburtstagsfeier, den wir in der neuen Sammlung zu finden bestimmt, aber vergeblich erwartet hatten.

Digitized by Google

bei diesen Blättchen, Briefchen, Reiseerinnerungen und Votivtäfelchen dem Dritten manches halbverdeckt, so verkümmert das den Genuſs nicht mehr, als wenn uns in den Schriften der Alten so manche Zeitanspielungen entgehn; das Objective, die unmittelbare Empfindung, das heitre Spiel des Geistes wirkt auf das empfängliche Gemüth, ohne eines Commentars zu bedürfen, und damit ist der Hauptzweck aller menschlichen Mittheilung erreicht.

Kommen wir auf das umfangreichere Neue, welches der vorliegenden Sammlung in den Augen aller Gebildeten einen hohen Werth, und selbst für die Miſsgünstigen ein nicht abzuleugnendes Interesse mittheilt! Hier stellt sich denn zuvörderst im vierten Bande die klassischromantische Phantasmagorie Helena dar. In wiefern den Dichter nicht ganz zu vernachlässigende Rücksichten auf Verlegerwünsche bewegen mögen, dieses Zwischenspiel zu Faust von letzterem Stücke zu trennen, auf daſs solches sofort der ersten Lieferung sämmtlicher Werke einverleibt werden konnte, lassen wir bei Seite: halten uns aber nicht gebunden, diesem Beispiele nach dasselbe gleichfalls getrennt zu behandeln, sondern betrachten die drei jetzt vorliegenden groſsen Fragmente des Faust, den ersten, den (im zwölften Bande zum erstenmale erscheinenden) zweyten Theil und diese Helena im Zusammenhange. Dabei aber lassen wir uns weder auf allgemeine Anpreisungen ein, noch setzen wir uns eine Erörterung anderweitiger Ansichten vor, in wiefern sie nicht etwa auf unsrem Wege sich als nahe liegende Vorurtheile kund geben, wie dieſs meistens mit den neuerlich zum Vorschein gekommenen, so wenig ethisch als ästhetisch zulänglichen Bemerkungen eines berühmten Theologen der Fall ist. Wenn genau genommen jedes Gedicht für jedes Individuum einen anderen Werth hat, je nachdem letzteres aus der Fülle seines eignen Wesens mehr oder weniger Gehalt hineinzulegen geschaffen ist, gleichsam das Saamenkorn der persönlichen Empfindung in angemessenem Boden aufschwellen und sich entwickeln lassend: so ist dieſs wohl mit keinem Werke der Muse in so eminentem Sinne der Fall, als mit Faust. Er wird ewig dem Einen kaum als etwas mehr, denn ein phantastisches, wo nicht grillenhaftes Gebild einer dichterisch exuberanten, ja übermüthigen Laune erscheinen, dem Anderen als ein Product der tiefsten und prägnantesten Stimmung, wie sie ein Menschengemüth je in seherhafter Ekstase zu ergreifen vermocht, den ganzen Kreis der Erdengeschicke in sich tragen, der Menschheit geheimnisvoll klares Loos, selbst aussprechen, das höchste Sehnen und das vollste Seyn aufdecken und verschlieſsen, erfüllen und vernichten, zermalmen und verklären. So vieldeutig zugleich und einfach, so räthselhaft und erkennbar, so fern und so nahe berühren unser Innerstes wohl wenige Gedichte, und Faust mögte mit der göttlichen Komödie und mit Hamlet zusammen leicht der unergründlichste Schatz poetisch ahnender Weisheit in Betreff der höchsten menschlichen Fragen seyn. Hier kommt nun auch wohl das prosaische sogenannte Verständniſs nur in sehr untergeordneter Beziehung zur Sprache, wie denn unter den Miſsverständnissen, die im Gebiete der eigentlich schönen Litteratur herrschen, unstreitig das seltsamste ist, da, wo des Menschen ganzes tiefstes Wesen, das Geistigste seines Geistes, seine Divination, seine Einbildungskraft, sein Gefühl in der edelsten Potenz des Begriffes, kurz er selber ganz und gar in Anspruch genommen wird, den nüchternen Hausverstand gleichsam als unbeschränkt Bevollmächtigten einstellen zu wollen.

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Verstand und Geist und Leben in Euch zwingt.

Wir wollen damit nicht sagen, daſs irgend eine Idee, eine Combination, ja auch nur eine Zeile, ein einzelner Ausdruck in irgend einem Gedichte der Verstandeseinsicht sich entziehen dürfe: wir verlangen aber, daſs diese selbst erst sich gehörig gebildet habe, daſs sie nicht stückweise, sondern aus dem Ganzen aufzufassen wisse, daſs sie mit Einem Worte einem Kunstwerke gewachsen sey.

(Die Fortsezung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 82.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1829.

Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand.

(Fortsetzung.)

Den künstlerischen Standpunct bei dieser Tragödie, wie billig, obenangestellt, so ist an Goethe's Faust zunächst von der Volkssage, auf welcher derselbe beruht, ganz und gar zu abstrahiren, und das Gebilde unsresDichters lediglich aus sich selbst aufzufassen. Denn der Stoff, mehr oder weniger bald roh, bald halbgeformt, wird dem Dichter als Zufälliges geliefert, und er macht daraus seine selbsständige Leistung, bei der zuletzt höchstens gefragt werden könnte, ob nicht etwa dieselbe so unglücklich ausgefallen, dafs man selbst die alte ursprüngliche Gestalt der Materie vorzuziehn hätte, womit denn dem Poeten sein Urtheil auf die traurigste Weise gesprochen wäre. Der Faust der Volkssage, die Sitten des sechszehnten Jahrhunderts, die zeitlichen Nebenumstände kommen daher hier um so weniger in Anschlag, als ja dieser Stoff an sich selbst unendlich mehr mythischer, denn historischer Natur ist. Es hätte dem Dichter frei gestanden, seinen Helden in das achtzehnte, ja neunzehnte Jahrhundert zu setzen: der Charakter des Faust ist unvergänglich, nicht alt, nicht neu, er ist ein Bild der Menschheit, nicht eines Menschen. Allerdings hat Goethe, nach seinem grofsen Talente, das unmittelbar Poetische eines Stoffes zu würdigen, und ohne gewaltsame Umformungen einen solchen gleichwohl in frischester Neuheit und Eigenthümlichkeit hinzustellen, die durch die Sage gegebenen zeitlichen und örtlichen Grundlagen beibehalten: es geschah diefs aber nicht, weil ihn irgend eine Gewissenhaftigkeit, der Ueberlieferung zu folgen, verpflichtet hätte, sondern weil aus denselben an sich selbst der gröfste poetische Nutzen zu ziehn war. Jener Zustand des deutschen Staats- und Bürgerlebens, wie er etwa in den letzten Zeiten Kaiser Maximilians des Ersten war, bildet einen ungemein vortrefflichen Hintergrund für jene theils abenteuerlich aufgeregten, theils bürgerlich gemüthlichen Gestalten, die im Faust uns vorgeführt werden. Der Glaube an die magischen Kräfte, welchen der Dichter als Haupthebel bedurfte, hätte in der Form, wie er hier nöthig war, in einer moderneren Zeit nicht jenen leichten Boden gefunden, welchen ihm die bewegte Schlufszeit des Ritter- und Wunderalters ohne Schwierigkeit darbot; zugleich aber kam die einfach ehrenhafte Bürgersitte derselben Periode nun herrlich zu Hülfe, um jener süfsen Gestalt des armen Gretchens ihr eigenthümliches Erdreich zu geben, das unter den zerflossenen und frivolen Verhältnissen neuerer Tage schwerer zu bearbeiten gewesen wäre. Der Geist aber jener Zeit und Sitte ist uns glücklicher Weise nicht so fern, dafs unser Gemüth sich in ihm nicht als wie in einem unmittelbar heimischen Elemente empfinden könnte. Auch unsrer Väter, auch unsre eignen Jugendjahre bewahrten noch einige Erinnerung an jenen beschränkten und doch so heilbringenden Zustand stiller Häuslichkeit und Bürgerwürde, wo die Verführung eines unschuldigen Mädchens noch als das ungeheuerste Attentat erschien, das den Frieden der Gesellschaft bedrohen, wo ein solcher Fall den Stand und Segen eines von Urvätern ruhig fortgeerbten Daseyns unheilbar zerrütten, ja spurlos von der Erde vertilgen konnte; und die Sehnsucht, die in jedem reinen Herzen nach so harm- und schuldlosen Lebensbedingungen quillt, ist für die Wirksamkeit des tragischen Effektes in diesem Werke eine unschätzbare Hülfe.

Nicht ohne Lächeln liest man eine Bemerkung des obgedachten Theologen, für den Zustand der Wissenschaften im sechszehnten Jahrhunderte finde sich Faust's unbefriedigtes Streben und seine Verachtung des Positiven, wie es die Gelahrtheit jener Zeit überlieferte, wo nicht gerechtfertigt, doch sattsam erklärt und entschuldigt. Wir dächten, in dem Sinne, wie Goethe an

Digitized by Google

Faust das Gefühl ungenügender Menschenweisheit erscheinen läſst, müſsten alle denkende, alle nach Wahrheit strebende Menschen es empfinden; und wenigstens alle müſsten einmal eine Lebensepoche gehabt haben, wo sich dieselbe Verzweiflung an einer reinen und klaren Belehrung über die höchsten Interessen des Menschengeistes ihrer bemächtigt, sey es nun, daſs aus diesem unerquicklichen und schmerzhaften Zustande wie aus Mutterwehen sich die heilige Geburt eines gottvertrauenden, kindlich ergebenen Glaubens entbinde, oder was leider zu häufig der Fall ist, eine, solche Scrupel mit kurzem Entschlusse abfertigende Gleichgültigkeit, die Frucht unmännlicher Abspannung und feiger Resignation, darauf eintrete. Was Faust über das Halbe und Unzulängliche des menschlichen Wissens und Forschens sagt, ist in dem höheren der Dichtkunst und des Dichters allein würdigen Sinne, nach welchem das göttliche Seyn und das menschliche Streben für diese Welt mindestens auseinander bleiben müssen wie Mittelpunct und Peripherie, so wahr, daſs es am Ende der Tage von unsrer Weisheit gelten wird wie heute. Goethe's Faust hat weder die Methode des sechzehnten Jahrhunderts noch die Masse seines Wissens im Auge: ihn quält es nicht, daſs die Menschheit nicht weit genug gekommen ist, sondern daſs, wenn sie auch unendlich weit gekommen wäre, sie zuletzt doch wieder wird von vorn anfangen müssen; und wir mögten jeden auch noch so kühnen Dogmatiker auf sein Gewissen fragen, ob er glaubt, daſs irgend einmal eine unsrer vier Facultäten, sammt der hie und da neuerrichteten fünften, ein ihren Kreis unwiederruflich abschlieſsendes: Gefunden! werde ausrufen können?

Der in der Fabel vor Faust seine Rolle spielende Aberglaube kommt für das Dichtwerk nur als ökonomische Maschinerie in Betracht. Für die Forderung eines poetischen Hebels ist es gleichgültig, wie weit derselbe sich als auf einer empirischwahren Basis nachweisen läſst; genug, daſs er für die receptive Einbildungskraft, auf welche gewirkt werden soll, vorhanden ist: und wie nun bei den dichterischen Himmelsmächten, Zeus, Pallas, Eros, und wie sie sonst noch heiſsen, Niemand weiter daran denkt, daſs diese Wesen eigentlich bloſse Schatten und Schemen sind, welche lediglich die fruchtbare Geschäftigkeit eines idealischen Strebens verkörpert, so hat auch das ästhetische Gefühl die bösen Dämonen, den Teufel und die Hexerei ohne Weiteres gelten zu lassen, und steht der theologischen Gläubigkeit oder Bedenklichkeit keine Rede. Die Magie ist daher im Faust so wenig symbolisch als der Teufel: sie geben sich beyde als einfache poetische Thatsachen. Auch wer in sie etwas Metaphysisches legt, thut es auf seine Gefahr: wobei danach nicht weiter gefragt wird, in wiefern etwa Zweifel und Bedenken eigenst metaphysischer Art, auch wohl im Dichter zu Grunde liegen mogten, als der Drang, sich über unsres speculativen Bemühens Unbehaglichkeit und Mängel zu heitrem Lebensgefühl hinüberzuarbeiten, zu dieser so gewaltigen als anziehenden Production durchbrach. Denn das ist das Herrliche der Dichtkunst, daſs sie, in heitrem Spiele, ohne dürre sey es moralische, sey es metaphysische Absichtlichkeit, dennoch das Höchste wie das Tiefste der Menschheit zur Sprache bringt; daſs sie, auf klarem Wellenspiegel phantastischer Gestaltung, den leichten Kahn anmuthiger Ergötzung trägt, und doch in unermeſslichen Gründen die Wunder der geheimniſsvollsten Ahnung tief unten zeigt. Sie ist an sich eine göttliche Symbolik, aber keine gemachte, noch zu machende. Goethe hat mit seinem Faust manches Jahr gelebt. Wir wissen, daſs er zu seinen frühsten dichterischen Planen gehört, ja er scheint in den bedeutendsten und folgenreichsten Eindrücken seiner Kinderjahre zu wurzeln. Es war dieſs ein Stoff, an welchem gerade ein so tiefes und reiches Dichtergemüth sich herannähren und durchbilden konnte, ohne in die Gefahr einer Seits des misanthropisch Abstrusen, anderes Theils aber des oberflächlich Frivolen zu gerathen. Den Faust gedichtet zu haben ist ein Titanenwerk; so wie Aeschylus im Prometheus sich selbst als einen Prometheus dargestellt hat.

Wollte Göthe, wie er muſste, da ja auf Faust's Bunde mit dem Teufel der ganze Knoten des Dramatischen an der Sage beruht, den bösen Gesellen leibhaftig auftreten lassen, so war eben gar nichts andres übrig, als ihn des Mystisch-Allegorischen bestens zu entkleiden, und ihm so viel als möglich Persönlichkeit und Individualität zu geben. Jene Geister der Weltkörper und Elemente, welche dem Magus vor seiner Bekanntschaft mit Mephistopheles erscheinen, mögen wir symbolisch-mythisch nehmen: sie dienen, um den poetischen Hintergrund zu verzieren, sie verschwinden im Nu, sie sprechen, aber sie handeln nicht. Ein Teufel aber der uns auf Reisen führen soll, kommt mit der

Digitized by Google

ontologischen Abstraction seines Wesens nicht weiter aus, er mufs einen Leib und eine Seele annehmen, ja, wie andre Hofmeister auch, sich gesellschaftsmäfsig costumiren, um unter elegantenLeuten erscheinen zu können; worüber er sich denn auch in unserm Stücke ein Paarmal so schicklich als vernünftig ausläfst. Sehen wir nun gleich Frau Martha Schwerdtlein nahe daran, es auf jede Gefahr mit seiner Liebe zu wagen, so bleiben wir doch unbesorgt, dafs sich sonst irgend Jemand in ihn verlieben werde, fürchten also auch gar nicht, dafs er von dem Dichter zu mild, human, ja einschmeichelnd möge dargestellt seyn, um etwa frommen Seelen ihre Angst vor dem Satan allzusehr zu mindern. Jene keusche Matrone aber macht uns keinen Kummer; wir wissen mit Mephistopheles, dafs sie sein ist, auch wenn er sie zu seiner Hausfrau doch zu bejahrt und reizlos findet. Indem auf solche Weise der Dichter die starre Schrecklichkeit der theologischen Vorstellung von seinem Genius des Bösen gestreift, hat er in der That ihn kosmisch unendlich wahrer gemacht. Den Teufel mit Schweif und Hörnern hat Niemand zu fürchten: er war nie, und wird nie seyn. Dieser Mephistopheles schleicht noch diese Stunde bald im besternten Staatskleide, bald unterm Scapulier, bald mit dem Doctorhute, bald mit dem Studentenkäppchen umher, und der Pferdefufs, der in der falschen Wade verborgen steckt, tritt, wie in Gretchens Kammer, zu seiner Zeit in fürchterlicher Nacktheit, Glück und Ruhe zerstampfend, auf. Wie aber das Böse auch in gewöhnlicher Menschengestalt immer einen tiefen Zug geheimer Widerwärtigkeit an sich trägt, den die Unschuld kraft eines in ihr wohnenden wohlthätigen Instinktes öfter inne wird, wenn sie ihn auch nicht bezeichnen und erklären kann, als selbst die ausgebreitetste Welterfahrung und Menschenkenntnifs; so ist auch dem Mephistopheles der Stempel der Verworfenheit aufgeprägt in der eisigen Kälte, in der hämischen Ironie, die sein Wesen umgiebt, und unschätzbar zart und wahr empfunden ist, dafs eben gerade in den Momenten, da sie von seinen Stricken unentfliehbar umgarnt ist, Gretchen sich so naiv und erschütternd über diese Wahrnehmungen äufsert. Denn das Böse überwältigt uns leichter, weil wir meinen, es stehe neben uns, und so noch Raum zu haben glauben, ihm aus dem Wege zu gehn: aber aus unserm Innern steigt es hervor, und wozu uns die dunkeln Regungen der Begier in unbewachter Stunde gebracht haben, das schieben wir sodann leichtfertig auf die Verhältnisse und die Geschicke.

Faust selber stellt sich von vorn herein als eine kraftvoll grofsartige Mannesnatur dar, welche, alt genug, um über die Täuschungen des Lebens hinaus zu seyn, sich dennoch eines hinlänglich rüstigen Muthes fühlt, um das Daseyn nicht wie ein Schattenspiel an sich vorüber gleiten zu lassen. Aus dem Umstande, dafs er sich von der Hexe verjüngen läfst, folgern zu wollen, dafs ihn der Dichter als alten Mann gedacht, ist ein arges Versehen, entsprungen aus jener mathematisch buchstäblichen Aengstlichkeit, mit welcher den Dichtern so häufig Erklärer nachziehn, und sie bei jedem Schritte auf's Gewissen zur Rede stellen, ob es auch wahr ist, was sie sagen *). Jene Verjüngung ist diefsmal wirklich ein poetisch symbolischer Act, weil Faust jetzt ein neues Leben, ein Leben der Liebe beginnen soll, wo er den Doctor und Pedanten, den man da nicht brauchen kann, bis auf die letzte Spur ausziehn mufs. Wäre diese Verjüngung nach prosaischer Buchstäblichkeit zu verstehn, so hätte sie Mephistopheles seinem Clienten gleich Anfangs zum Geschenke machen müssen, ehe er durch die Luft mit ihm in's Weite ging. Aber gerade so verwandelt umgekehrt Athene den Odysseus, als er nach der Heimkehr in sein Inselreich das Bettlerleben unter den Freiern beginnen soll, in einen eingeschrumpften alten Mann, wenn schon ein Kritikus im Geiste unsrer Zeiten dem Homer hätte zurufen können: Wie, dieser Odysseus, der so viel ausgestanden, der, wenn ihn auch Circe und hernach Kalypso nach den Strapatzen des trojanichen Krieges leidlich hergestellt und erfrischt hatten, doch Spuren seiner

---

*) Faust sagt zwar in der Hexenküche:

Und schafft die Sudelköcherei
Wohl dreifsig Jahre mir vom Leibe?

Allein das könnte ein Mann von fünfzig Jahren recht wohl sagen, ohne dafs er sich darum in Knabenjahre zurück wünschte. Und wie sollte man mit dem alten Manne jene Worte des Eingangs reimen:

Ziehe nun an die zehen Jahr
Herauf, herab, und quer und krumm
Meine Schüler an der Nase herum?

Wie lange wäre er denn da Student gewesen? Man sieht wohin diese Consequenzmacherei führen würde. Dafs die Verjüngung mehr auf Sinn und Denkweise, denn auf die Jahre geht, wird aus jenem ganzen Gespräche mit Mephistopheles jedem Aufmerksamen klar werden.

Digitized by Google

Mühsale und seiner Jahre genug an sich tragen mufste, bedurfte dieser noch einer besonderen Verwandlung? Hatte er wirklich noch eine so schöne Haut, so gelenkige Glieder, so blonde Haare, so herrliche Augen, wie du uns glauben machen willst?

Die Art und Weise, in welcher es wirklich möglich wäre, durch geheime Künste der Natur in ihrer allgewaltigen Wirksamkeit auf die Spur zu kommen, und die Urkräfte alles Werdens und Lebens auszukunden, hält Goethe mit Recht in einem Helldunkel, welches durchdringen zu wollen unnütze Mühe wäre. Genug, dafs Faust auf den gewöhnlichen Wegen der Wissenschaft zu den letzten Gesetzen des Alls emporzusteigen mit gutem Fuge verzweifelnd, einen Glauben an überirdische Mittheilungen hegt, durch welche allenfalls auf einem Seitenwege hinter jene Geheimnisse zu kommen wäre. Und wenn ihm hiebei die Offenbarungen des Nostradamus ein brauchbarer Leitfaden scheinen, so tritt er vor unsern Augen nicht als ein gröfserer Wundergläubige hervor, denn diejenigen, welche heutzutage von dem Magnetismus, dem Galvanismus und anderen im Kreise nüchterner Erfahrung unschätzbar heilsamen Entdeckungen Aufschlüsse über das Urverhältnifs der Dinge hoffen, wie sie aller Wahrscheinlichkeit nach uns hienieden nie sollen gegeben werden. Bekannt ist, dafs jene magischen Studien unsern Dichter in früheren Jahren selbst eine Zeitlang unterhalten, und wir finden denn abermals einen Theil seines eignen Erlebten sinnvoll in sein freies Werk verflochten. Dafs es Faust nicht auf die Künste gemeiner Alchymie abgesehen hat, giebt er uns selbst zu erkennen in dem, was er in dieser Hinsicht über die grillenhaften Bemühungen seines Vaters zu Wagner sagt.

Die Eingangsscene in Faust's Studierzimmer drängt dichterisch zusammen, was nach der gemeinen Wirklichkeit in successiven Erfahrungen vieler Jahre erfolgt seyn müfste. Nicht jetzt erst erwacht in Faust das Gefühl wissenschaftlicher Ungenüge, nicht jetzt zuerst denkt er auf zauberische Mittel, seinen Wissensdurst zu befriedigen; er spricht nur das Schlufsgeschick langer Qualen und Bemühungen aus. Ihn plagen keine Scrupel noch Zweifel, natürlich von der Art, wie sie dem Haufen der Gelehrten entstehn,

Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet.

In die Region, wo seine Scrupel und Zweifel beginnen, dringt diese Gattung nicht hinauf; er fühlt sich als ein Theil des ewigen All's, und mögte nun auch in dieses All's geheimste Tiefe schaun, dafs sein eignes göttliches Seyn nicht mehr von todten mechanischen Kräften bedingt und beschränkt erschiene. Nicht eine einzelne Erscheinung, nicht ein untergeordnetes, auch selbst abhängiges und hülfloses Wesen vermag die Räume seiner sehnenden Seele zu füllen: er mögte das höchste Seyn, die ewige Fülle, das Universum selbst erfassen. Wie er unter diesen Umständen nicht daran gedacht hat, eine Frau zu nehmen, will uns kein Bedenken erregen; ihn defshalb der Liebe unfähig und untheilhaft erklären zu wollen, kann einem überlegten Sinne wohl nicht beikommen. Denn jener unendliche Trieb des Wissens und Forschens ist ja in seinem tiefsten Wesen selbst Liebe, und wenn sie sich nur an einem irdischen Gegenstande fixiren sollte, wie arm und eng wäre dann das edelste Vermögen des Menschen. Dafs es aber, ohne diese Fixirung nach der Beschränktheit seiner Natur ihn auch sehr unglücklich machen kann, davon gerade ist Faust ein lebendiges Beispiel, und nicht ohne Bedeutung ist es, wenn Mephistopheles, freilich in seinem egoistischen Sinne, die Heilung jener Ueberschwenglichkeit darauf begründet, dafs er sie auf ein wirkliches und sinnliches Wesen concentrirt. Auch für ungläubig dürfte, nach ähnlichen Erwägungen, Faust zu voreilig erklärt werden: seine Ueberzeugung, dafs hinter all diesem bunten, verwirrenden Chaos des Seyns und Werdens, der Erscheinung und der Vertilgung, ein Ewiges, Unvergängliches verborgen sey, kann gerade in diesem ämsigen Forschen, in diesem sehnsuchtsvollen Ringen nach Klarheit sich nicht verleugnen: ja wenn selbst der Begriff des Glaubens auf die Anerkennung der christlichen Offenbarung beschränkt würde, so liegt in dem wundervollen und unendlich schön herbeigeführten Eindrucke des nächtlichen Ostergesanges ein unbewufstes Einverständnifs mit der verkündeten Lehre, trotz den so tiefen und ergreifenden Worten:

Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 83.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1829.

Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand.

(Fortsetzung.)

Diese Fragen sind indefs ganz untergeordnet. Dafs Faust ein edles, herrliches göttlicherfülltes Gemüth ist, dafs ihn nicht gemeiner Gelehrtendünkel, dem Menschen ungebührliche Hoffarth, verwegenes Uebersteigen der von der Vorsehung unsrem Streben weise gesetzten Schranken ins Verderben stürzt, so dafs hinterher der Schulweisheit frostige Selbstgenüge sagen kann: ihm ist recht geschehn! hat der Dichter für ein aufmerksames Auge in tausend Zügen dargelegt. Nicht wie die trotzige Brut der Altmutter Erde will Faust auf den Ossa den Pelion thürmen, auf dafs er die Himmlischen aus dem Olymp verjage, und sich selbst niederlasse auf ihren verödeten Thronen: sondern wie der menschenliebende Prometheus dringt er zum Himmel empor, der Erkenntnifs heilige Flammen zu dem verkümmerten Geschlechte herniederzubringen, und sein Fall ist würdig der edelsten Thränen. Denn er fällt da, wo nur der stehen würde, der mit der Empfindung eines Menschen die Unbedürftigkeit eines Gottes zu paaren wüfste, und hat den Ruhm eines erhabenen Muthes vor seinen weniger wagsamen Brüdern voraus.

Durch die Erscheinungen der Elementargeister belehrt, dafs ihn seine Hoffnungen, mit den unsichtbaren Kräften der Natur in unmittelbare Berührung zu kommen, — nicht betrogen; zugleich aber, durch die furchtbaren Worte des Erdgeistes, von dem schmeichlerischen Gedanken herabgestürzt, als irdisches Wesen in ihre Gesellschaft aufgenommen zu werden, wird Faust durch den Anblick jener verhängnifsvollen Phiole sehr natürlich zu dem Vorsatze geleitet, durch einen kühnen Schritt seinen Bedrängnissen auf immer ein Ende zu machen, sey es, dafs mit dem Hinsinken der irdischen Hülle nun die gewünschte Vereinigung mit jenen mächtigen Genien zu Stande kommen möge, sey es, dafs er damit selbst in das Nichts vergehe. So hart auch immer die Vorstellung der letzteren Möglichkeit erscheine, gewifs ist doch, dafs, wenn wir bei ihr uns des unsren Muth erlähmenden Gedankens an die süfse Gewohnheit des Daseyns entschlagen, wir weder die Sache an sich selbst so ungeheuer finden, noch etwa gar aus ihrer Voraussetzung einen Vorwurf gegen die Gottheit folgern dürfen. Wir können nur das Gefühl nicht loswerden, dafs eine Empfindung alle unsre Zustände begleite, und so spielt uns die Phantasie den widerspruchvollen Streich, dafs wir sogar vermeinen, wir würden empfinden, dafs wir nicht wären.

Wie sich nun Faust, nachdem er zum Leben sich zurückgewendet, bei der unablässigen Unruhe, dafs die geheimen Lenker des Lebens nahe sind, ohne ihn ihrer Theilnahme zu würdigen, zu einem Bunde mit einem niedren Wesen jener Art verstehen mag, ist durch Alles Voraufgegangene bestens motivirt, und die Entwickelung der nachfolgenden Ereignisse erklärt sich ohne Schwierigkeit aus sich selbst. Wenn wir daher eben so wenig der lebenvollen Scenerie eine nähere Beleuchtung widmen, so wollen wir uns doch gegen die oberflächliche Ansicht, dafs jener Auftritt der Spaziergänger vor dem Thore unbedeutend, und dessen Einzelheiten gemein seyen, feierlichst verwahrt haben: wie denn bei ästhetischer Kritik, wie überall, zuvörderst wohl erwogen werden mufs, dafs das Einzelne lediglich aus dem Ganzen Licht und Bedeutung erlangt, eine von diesem Zusammenhange aber absehende Beurtheilung des Einzelnen nothwendig ungründlich und schief ausfällt. Was nun vollends in der unvergleichlichen Blocksbergscene und deren Zwischenspiel an köstlichem Humor, an feinsinniger Polemik, an geistreicher Bezüglichkeit niedergelegt ist, läfst sich noch weniger mit einem ver-

Digitized by Google

driefslichen: mir gefällt das nicht, abfertigen. Unser Raum aber gestattet nicht diese Schutzrede weiter zu führen.

Was das Dramatische in dem Faust betrifft, so mufste hier, wo es galt, die Zustände eines in und mit sich selbst gepeinigten Gemüthes anschaulich zu machen, die Mannigfaltigkeit und der Wechsel der Situationen ersetzen, was an eigentlich fortschreitender Handlung vermifst wird. Aus diesem Grunde wird allerdings das Theatralische des Stückes einigermafsen erschwert, weil der Zuschauer, wie der Theaterdirector des Prologes geistreich erörtert, recht vieles will geschehn sehen. Und freilich unsre heutige Welt ist des derben und leibhaftigen Handelns auf der Bühne zu sehr gewöhnt, als dafs ihr mit jenen tiefsinnigen und zarten Entwickelungen eines individuellen Zustandes, bei denen das Monologische vorherrschen mufs, ein Gefallen geschähe. Demohngeachtet konnte Göthe in den undichterischen Widerspruch nicht verfallen, dafs er ein Drama geschrieben hätte, welches nicht aufgeführt werden sollte: mit Recht aber hatte er jene idealere Scene, und jenes idealere Publicum vor Augen, welches in der Dichtkunst Geist, nicht Körper schauen will, und ein Zuschauerkreis, wie er etwa dem luftigen Gebäude einer Aristophanischen Komödie mit Lust zugesehn, dürfte sich auch durch eine wohlorganisirte Aufführung des Faust glücklich unterhalten lassen. Da es aber besser ist, von dem deutschen Theater nach seinem heutigen Zustande zu schweigen, so kann in einer weitläuftigeren Erörterung dieses Punctes in Bezug auf den Faust, kein Interesse liegen *). Für den ersten Theil liegt der tragische Knoten in Gretchens Verführung: dieses lieblich unselige Geschöpf, in dem Ganzen nur der Mittelpunct einer Episode, wird hier eigentlich Hauptperson, und Faust's eigne Gewissensqualen bei der allmähligen Ahnung, wohin der übereilte Satansbund führt, seine Selbsttäuschungen über die Möglichkeit, da noch ein Verhältnifs höherer Liebe zu behaupten, wo der Fufs schon in den Sumpf des Gemeinen getreten ist, flattern nur gleichsam um Gretchens Geschick, wie die schwarzen Bänder und welken Kränze über die Stätte, wo ein gebrochenes Herz zur Ruhe gekommen.

Ueber die endliche Richtung der ganzen Composition möchte jede Muthmafsung voreilig seyn. Der Prolog im Himmel giebt, unserer Ansicht nach, hierüber durchaus keine vollgültigen Fingerzeige. Hervorgerufen durch die ethische Empfindung, dafs jene bizarre Wirksamkeit eines bösen Genius für die gemüthliche Befriedigung die Anerkenntnifs des entgegengesetzten und überwiegend waltenden guten Principes auffordere, fafst er das grelle und düstre Gemählde in einen Rahmen schöner, wiewohl leicht gezogener Lichtgebilde, die, zwischen dem dichterich freien und dem gläubig beschränkten Elemente auf rosigem Gewölke sich hin und herbewegend, unsre Seele in die heitre Stimmung bringen, wo sie das in der phantastischen Fiction eines Bundes mit dem Bösen und seinen ungeheuren Folgen liegende menschlich Wahre und Furchtbare leichter trägt. Wie Faust geführt wird, ist uns das Verderbliche seiner Laufbahn keineswegs verborgen: ob wir ihn aber zuletzt wirklich zur ewigen Höllenpein verdammt, oder durch irgend ein Gnadenmittel des höchsten Wesens, das ihn denn doch auch selbst in die Gewalt des Bösen gegeben, gerettet denken sollen, das hat der Dichter mit weiser Bescheidenheit in jenes Dunkel gehüllt, wo für uns die Auflösung aller teleologischen Fragen liegt. Denn hier geräth man ja auf Gebiete, wo offenbar die Poesie ein Ende hat, ohne dafs darum zu unsrer Beruhigung die baare deutliche Prosa anfinge; und wenn uns denn vor einer endlichen höllischen Entwickelung des Ganzen ein für allemal bang werden soll, so würden uns freilich die Theologen zuvörderst nachzuweisen haben, in wiefern ein ewiges unerrettbares Verlorenseyn irgend eines vom göttlichen Athem geschaffenen Wesens sich mit der Weisheit und Menschenfreundlichkeit des Weltplanes zusammenreime.

Für die Zeitlichkeit unterdefs ist es nothwendig mit dem Frieden eines Gemüthes aus, welches, nach gethaner Erklärung, dafs es kein irdischer Genufs fixiren soll, durch die Zauber einer unschätzbar holden Gegenwart eingewiegt, dahin gekommen ist, sein voreiliges Wort durch eine Treulosigkeit zu lösen, die nun das Aergste über ein kindlich vertrauendes, schuldloses We-

*) Der Verf. sieht diese in mancher Hinsicht nicht zurückzunehmenden Worte in dem Augenblicke, da er diesen Aufsatz abzusenden bedacht ist, durch die erfreuliche Kunde beschämt, dafs man an drei deutschen Orten zugleich, in Dresden, Frankfurt und Weimar, Göthe's ein und achtzigsten Geburtstag mit Aufführung des Faust gefeiert. Er hatte das gute Geschick, dieser Feier in Frankfurt selbst beizuwohnen, und könnte sich über das Gelingen solches Wagestückes nur höchst ehrenvoll äufsern.

Digitized by Google

sen gebracht hat. Was im Leben das Andenken solcher Versündigung lindern kann, die allmächtige Zeit, ist kein in der Dichtkunst zu brauchendes Mittel. Sollte daher der Faust fortgeführt werden, um den Helden aus den engen Schranken des gewöhnlichen Lebens in bedeutendere Verhältnisse zu bringen, um derentwillen der schreckliche Bund denn denkbares Falls auch verlohnte, so mufste auf eine sinnlich erfafsbare Weise der Stachel eines herben Bewufstseyns aus seiner Brust hinweggeräumt werden, eine wohlthätige Vergessenheit des Geschehenen über ihn kommen. Denn unerträglich würde er uns werden, wenn er in leichtsinniger Frechheit sich darüber hinwegsetzen wollte. Der Dichter hat diese Aufgabe mit jener Leichtigkeit gelöst, welche dem Genius in höchster Einfachheit die zweckmäfsigsten Mittel darbietet. Nach jenem grausen Ritte, der ihn von Gretchens Kerker hinwegträgt, findet sich Faust im zweiten Theile der Tragödie auf blumigem Rasen gebettet, und wohlthätige Elfen giefsen über seinen Schlummer die Kraft der Vergessenheit aus, dafs er zum Leben neugestärkt aufwacht, und frische Thatenglüth in seinem Busen wallen fühlt. Der unheimliche Lebensgefährte bewährt hier seine Macht in erfreulicherer Eigenschaft, als da er den Unglücklichen in den Schlamm der sinnlichen Wollust niederrifs; wir ahnen, dafs er jetzt ihn einer Wirksamkeit zuführen wird, wo der Trug, die List, die Schalkheit, durch gröfsere Schicksalsbahnen sich hinbreitend, in einem Elemente auftritt, das uns die Fäden, durch die auch sie an das grofse Gewebe der ewigen Weltharmonie angeknüpft ist, klarer zeigt und wir über ihre Ausgleichung mit den Zwecken des göttlichen Willens weniger beunruhigt werden. Denn wird unsrem menschlichen Gefühle das Zertreten eines harmlosen Individuums mitten in einem allgemeinen friedlichen Zustande stets als eine harte, ja grausame Fügung erscheinen, so empfinden wir ohne Bitterkeit, dafs die Geschicke der Menschen, der Reiche und Völker nicht ohne mannigfaches Unheil geläutert und zu grofsen Entwickelungen gebracht werden können. Ja sehen wir da den Dämon des Argen bei dem Ungeschick und der Kleinlichkeit derer, welche die Lenkung grofser Dinge sich anmafsen, seine Schlingen mit Glücke legen, so versagen wir uns selbst nicht eine gewisse Zufriedenheit, dafs dasjenige, was verkehrt oder engherzig angegriffen worden, sich auch keines tröstlichen Ausganges zu erfreuen hat.

Wie sich nun Mephistopheles, um seinem Schützlinge den Weg zu bahnen, in das Gefolge des Kaisers einschleicht, der, wie es weiland dem guten Max ergangen, in mannigfacher Staats- und Hofbedrängnifs ist; wie er die Hoffnung verborgener Geldquellen erregt und so den lebenslustigen Herrn für die Scherzhaftigkeiten des bevorstehenden Carnevals auf das Anmuthigste stimmt, das ist in einer bunten und reichen Scene behaglich auseinandergesetzt. Der Kaiser tritt in seinen Staatsrath ein, vermifst aber sofort in der Schaar seiner Weisen den Narren. Man berichtet ihm, dafs derselbe berauscht hinter ihm niedergesunken, Mephistopheles drängt sich alsbald an dessen Stelle. Die Staats- und Hofchargen klagen die Noth ihrer Departemente, und wenn hier weniger ein Persönlichcharakteristisches, als ein amtlich Typisches in einem jeden gezeigt wird, so gewahren wir abermals jene dichterische Besonnenheit, welche, zwischen den eigentlichen Trägern einer dramatischen Handlung, und den gleichsam die Decoration bildenden Figuren scharfsichtig unterscheidend, den Uebelstand zu beseitigen weifs, dafs, indem Haupt- und Nebensache in gleich ausgearbeiteter Bestimmtheit hervortritt, ein kunstlos neben einander hingehendes Relief, und nicht vielmehr eine perspectivisch wohlgeordnete Gruppe zur Erscheinung kommt. Der Kaiser, der mit Recht nicht auf Klagen um Noth, sondern auf Rath zu Hülfe gefafst ist, wendet sich ironisch an Mephistopheles:

Sag, weifst du Narr nicht auch noch eine Noth?

Worauf dieser denn als Hexenmeister mit glücklichem Erfolge sich geltend zu machen weifs, und nun bei der Billigung oder Verwerfung seiner Projecte auch jene stattlichen Herren Gelegenheit erhalten, etwas von eigenthümlicher Charakterzeichnung an den Tag zu legen, und so das scenische Leben des Auftrittes zu erhöhen. Wissen wir nun, dafs Kaiser Maximilian sowohl auf seine Hofnarren etwas hielt, als auch der Astrologie, Goldmacherkunst und andern mysteriösen Studien zugethan war, so gewinnt das Ganze für uns eine sinnliche, gemüth- und effektvolle Haltung und die Worte, mit denen der seiner haushälterischen Sorgen losgewordene Herrscher die ehrwürdigen Graubärte entläfst:

So sey die Zeit in Fröhlichkeit verthan!

leiten die nachfolgende Mummenschanzscene anmuthigst ein. Diese Gattung sinnbildlich änigmatischer Poesie

Digitized by Google

gehört bekanntlich zu den Lieblingsaufgaben, die sich unser Sänger gesetzt hat, und wenn wir auch dem hier auftretenden Maskenzuge das Verdienst sinnreich eigenthümlicher Erfindung, so wie der zierlichsten Ausführung im Allgemeinen zusprechen müssen, so werden die besonderen Parthieen des Werkchens, namentlich die so leicht und doch so charakteristisch gehaltenen Lieder einzelner Masken, z. B. der Gärtnerinnen und Gärtner, der Mutter zur Tochter, der Holzhauer, der Pulcinelle, Parasiten, des Trunknen, an das beste der Art, was aus Göthe's Feder geflossen ist, erinnern, ja es überbieten. Denn allerdings glauben wir einzelne Kennzeichen zu haben, dafs dieser Theil, wenigstens der Ausführung nach, vielmehr als ein spät unternommener Nachversuch, denn als Rest und Trümmer einer früheren etwa in das Hauptstück nicht eingegangenen Anlage zu betrachten sey. In letzte Rubrik mögte eher jenes allerliebste Gespräch zweier Teufelchen mit dem Amor zu setzen seyn, welches sich im dritten Bändchen aufgenommen befindet. Dafs uns übrigens der Dichter einige kernhafte und geistvolle Stellen des ersten Theils, namentlich aus der Blocksbergscene, auch diefsmal noch entzogen, sey bei dieser Gelegenheit wenigstens bemerkt.

Nach der Mummenschanzscene tritt denn nun die Hauptlücke der ganzen Conception ein, indem der Dichter mit ihr seinen zweiten Theil abgebrochen hat. Offenbar nämlich ist das, was hier wirklich mitgetheilt wird, nur die Einleitung, ja eigentlich die Scenerie zu dem, was in bedeutender Handlung davor aufzuführen gewesen wäre. An Wiederholung privater Verwirrungen, Liebeshändel und zielloser Abenteuer, durch welche Mephistopheles seinen Verbündeten im ersten Theile geführt, konnte den Dichter seine künstlerische Einsicht nicht denken lassen. Er mufste neue, höhere Bahnen des Daseyns durchmessen; wie früher an dem Geschicke des Brütens und Grübelns mufste er jetzt an dem des Handelns und Wirkens Uebersättigung trinken, und so, durch das Grofse wie das Kleine, durch das Gewöhnliche wie das Seltne, durch die Einsamkeit wie durch das Geräusch gelangweilt und ermattet, allmählich dahin kommen, dafs er in der Bitterkeit des Gefühles, bei den Herrlichkeiten der Welt, wie sie ein Teufel ihm geben mögen, um nichts besser daran zu seyn, als in dem Moder seines Studierzimmers, an seinem Peiniger sich durch die ausschweifendsten Forderungen einer gefolterten Phantasie zu rächen sucht. Nicht, was ist, kann ihn ergötzen; was seyn wird, droht aus ahnungsvollem Hintergrunde: was lange, lange gewesen, soll aus der Vergangenheit scheinbar unaufschliefslichem Schoofse zurücksteigen, um ihn zu laben!

In dieser Situation, deren Erfüllbarkeit wir dem Dichter als ein aus dem Zugeständnifs jenes Mephistophelischen Zauberspukes von selbst Folgendes ohne lange Bedenklichkeit einräumen, treffen wir unsern Helden in der Phantasmagorie Helena. Wie nun hier der Dichter mit eben so genialer Kühnheit als gemüthlicher Anmuth der Zeiten Aeufserstes zu verschmelzen, Fabelsage und Tagserlebnifs in wunderbarer Verschlingung gemeinsam zu verklären, die sinnreichste Willkühr dichterischer Laune mit tiefster Beziehung eines schönen Herzensbedürfnisses walten zu lassen gewufst, wünschen wir kürzlich anzudeuten.

Die alten Sänger hatten von Helena gefabelt, sie sey von König Proteus in Aegypten ihrem Gemahle rein und unversehrt aufbehalten worden, nach Troja aber sey blofs ein gespenstisches Nachbild von ihr gelangt, um dessentwillen die treffliche Stadt zehn Jahre belagert und letztlich eingenommen worden. In dem geisterhaften Gefühle eines solchen unmöglich möglichen Doppeldaseyns sieht Helena sich (für unsre Phantasie als unbewufst wieder in ihre ursprünglichen Lebensbedingungen gezaubert) auf dem Felde des Eurotas, von Menelaus vorausgesendet, um für die endliche Heimkehr in die urväterlichen Hallen ein grofses Opfer zu vollenden. Das Opfer selbst hat er ihr nicht bezeichnet: aber Phorkyas, des Hauses nach Helena's Flucht vom Herrscher eingesetzte Schaffnerin, ein Ungethüm titanenhafter Schauerlichkeit, belehrt sie, dafs sie selbst gemeint ist.

(Der Beschlufs folgt).

Digitized by Google

Nro. 84.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1829.

Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand.

(Schluſs.)

Hier ist nun Alles in einem groſsen Style gedacht, Behandlung, Rhythmus, Sprache versetzt in den Geist der antiken Tragödie, und das ahnungsvoll Schwermüthige, welches von vorn herein bei den Zweifeln und Betrachtungen der Königin sich unsrer bemächtigt, bereitet das Gemüth hinlänglich vor, um durch die plötzlich eintretende wunderbare Wendung ihres Geschicks in die poetischzauberhafteste Stimmung versetzt zu werden. Bedeutsamer läſst keine Scenerie, keine Situation sich denken, und die Fülle poetischer Anschauungen, welche der Dichter in dieser kleinen Leistung uns vorführt, ist die erhabenste Beglaubigung, daſs der Zahn der Jahre über die Frische seines Geistes nichts vermogt, sondern die Muse ihm, gleich ihren griechischen Lieblingen, zu dem Segen eines äuſserlich behaglichen Alters den gröſseren einer sich gleichbleibenden inneren Kraft hinzulegen wollen. Die Erscheinung der durch Schuld ihrer Schönheit zu gefährlichem Abenteuer hingerissenen Königin, der Adel ihrer Gesinnung bei dem Bewuſstseyn ihrer göttlichen Abkunft, ihre Selbstberuhigung, bei dem Gefühle, daſs der gröſsere Theil ihres Fehltritts Verhängniſs solcher Mächte war, welche kein Sterblicher zur Verantwortung ziehn kann, ihre Scham bei Erkenntniſs des persönlichen Antheils, dieſs Alles bildet eine Gestalt der herrlichsten Art, wie je ein Dichtergeist sie empfangen mögen. Neben ihr nun einerseits der Chor gefangener Trojanerinnen, ein zierlich leichtes Gefolge der schönen Herrscherin, kindlich sinnlich, mädchenhaft naiv, leichtsinnige Gebilde der Elemente, in die sie schlüſslich zurückkehren: auf der andern das grause Geschöpf der Tiefe, das megärenhafte Sinnbild der heimtückisch hinter dem leichtfertigen Genuſs herschleichenden Rache, das zuletzt nicht unerwartet als Mephistopheles sich enthüllt: welche mächtige Bilder, welche gehaltreiche Gegensätze, über die die ganze klare und plastische Ruhe des Antiken in schönster Wirksamkeit der Kraft, die Iphigenien geschaffen, ausgegossen ist!

In dem Misgeschick nun, nach endlicher Aussicht auf den Abschluſs so unruhmvoller Irrungen einem schmachvollen Opfertode erliegen zu sollen, empfängt Helena durch Phorkyas die Belehrung, wie während Menelaus Abwesenheit ein fremdes Volk unter ritterlich edlem Führer hinten im Lande sich angesiedelt, und des Dichters Phantasie nimmt mit uns einen freilich kühnen Flug über die Zeiten der alten Welt hinweg in jene bewegten Scenen der Völkerwanderung, welche denn eine Besetzung des Spartischen Gebietes durch Germanische Barbaren als denkbar bietet. Was nun hierbei für die Hellenische Herrscherin mit ihrer phrygischen Gefangnenschaar unfaſslich bleibt, das weiſs ihr die gespenstische Schaffnerin mit pathetischem Humor glaubhaft zu machen, und fühlen wir uns dabei freilich ganz in das Element jener muthwilligen Ironie versetzt, mit welcher unsre alten Mährchen das Willkührlichste eigensinnig zusammenhäufen, so hat uns der Dichter einmal das Extrem recht nahe gelegt, daſs wir entweder ganz auf den Boden der Phantasie hinüber, oder dem poetischen Genuſs entsagen müssen. Denn hier geht es nun in keinem Falle weiter, daſs wir den einen Fuſs auf jenes Gebiet setzen, den andern aber auf dem des gemeinen sogenannten gesunden Verstandes behalten wollen, und wer hätte, in einer Zeit, wo uns das Tollste der bethörten Köpfe so viele zumuthen, daſs eine ängstliche Besorgniſs die Gränzen der Poesie leicht zu eng stecken könnte, ein gröſseres Recht, uns diese Lehre zu geben, als Goethe, der Dichter, welcher unter allen poetischen Genien Deutschlands am allermeisten an der Wahrheit gehangen, am allermeisten das Einfache, Unmittelbare, und somit auch das Faſs-

Digitized by Google

liche und Verständige nicht durch mühsame Berechnung, sondern durch einen göttlichen Instinkt seiner Natur verfolgt, am allerglücklichsten das Wirkliche mit dem Idealischen verschmolzen hat? Es gilt nur hier, haarscharf zu unterscheiden, dafs das Verständige nicht auch das Handgreifliche, dafs die Willkühr dichterischer Stimmung nicht die der gesetzlosen Wirklichkeit ist, dafs etwas poetisch höchst sinnig zusammenhangen kann, was, an die Prosa des Alltäglichen gehalten, ganz auseinander fallen mufs, eben weil wir das Alltägliche, da es auf einander folgt, auch untereinander verbunden glauben.

An jenem Spartischen Gothenhofe nun thront Faust als die Seele dieser gewaltigen Völkerkräfte, und wie in Helena die Idee des Griechenthums nach seiner Richtung auf plastische Schönheit verkörpert erscheint, so stellt Er die Fülle und Blüthe des Culturgewinnes Germanischer Mittel- und Heldenzeit dar. Wie aber die Huldigung, welche jener zauberhafte Liebreiz dem natürlich tüchtigen Gefühle abgewinnt, in dem Thurmwärter Lynceus auf das Anmuthigste versinnbildet ist, so wird in noch höherer Bedeutung durch die Vereinigung Faust's und der Helena eine grofsgedachte Allegorie unerwartet gewonnen. Eine Prometheïsche Gluth geniales Bildungstriebes, genährt und durchdrungen vom ernsten Studium der klassischen Welt, daneben aber ein düster leidenschaftliches, unbegränztes und unstillbares Wollen und Streben bekanntlich war es, was das tiefste Wesen jenes Brittischen Barden ausmachte, der die Verirrungen eines Titanisch gewaltig in der Kleinheit und Kläglichkeit moderner Convention umhertobenden Daseyns durch edlen Tod für die gröfste Sache der Menschheit abgebüfst hat. Goethe hat die Wehmuth, welche das Andenken dieser sonderbaren Erscheinung in empfänglichen Seelen unablässig aufregen wird, an seine Helena in ganz einziger Weise geknüpft, und seinem dahin gegangenen Bewundrer und Freunde damit ein unnachahmliches Ehrendenkmal gestiftet. Die holdesten Wechselgespräche leiten Liebe und Verein zwischen Faust und Helena ein; nachdem die Gefahr des rückkehrenden Menelaus durch die Veranstaltungen, wie sie einem heldenhaft eingedrungenen Eroberer den Besitz zu sichern geeignet sind, in einer höchst imposanten Krieger- man möchte sagen Paradescene beseitigt ist, werden wir in Arkadische Zauberauen versetzt, und bald belehrt uns der jugendlich dichtende, kriegerisch stürmende Euphorion, der, wie Maja's Sohn, in der Wiege zum Götterjüngling reift, welch eine Bedeutung unser Dichter jenem alten Zuge der Fabel, dafs Faust von Mephistopheles die griechische Helena fordert, gegeben hat. Hier steigert sich die Dichtung auch rhythmisch zum Opernhaften; wie denn diese Parthie, da der Plan es erforderte, Byrons Laufbahn bis zu einer Apotheose durchzuführen, nicht wohl anders als dithyrambisch gefafst werden durfte. Sehen wir aber die phantastische Sängergestalt unter den Anklängen einer an dem greisen Autor doppelt rührenden Begeisterung für die grofse Sache in den blutigen Morgenschimmer neuhellenischer Freiheit dahinsinken, so wird mit dem Chorliede, welches die Rose der Erinnerung auf den Heldenhügel pflanzt, das subjectiv Bezügliche abgeschlossen, und der pathetische Schlufs der kleinen Tragödie giebt dem Ganzen seine ruhige Haltung und Form zurück. Helena sieht sich durch die Gewalten der Tiefe wieder hinabgezogen: sie umarmt Faust noch einmal, und auf ihren in Wolken aufgelösten Gewanden läfst Phorkyas diesen durch die Lüfte davonziehn mit der Verheifsung:

Wir sehn uns wieder, weit, gar weit von hier.

Panthalis, die Chorführerin, fordert die Mädchen auf, ihrer Königin in den Hades zu folgen: sie jedoch lassen ihr allein die Uebung solches schönen Rechts der Treue, und so scheidet sie mit den Worten:

Wer keinen Namen sich erwarb, noch Edles will,
Gehört den Elementen an, so fahret hin!
Mit meiner Königin zu seyn verlangt mich heifs;
Nicht nur Verdienst, auch Treue wahrt uns die Person.

Die Uebrigen geben sich hierauf als Geister der Elemente zu erkennen, und nachdem sie in üppigen Schilderungen ihres Naturlebens noch einen lebenprangenden Kranz um das Ganze gewoben, richtet Phorkyas im Proscenium sich riesenhaft auf, tritt von den Cothurnen herunter, lehnt Maske und Schleier zurück, und zeigt sich als Mephistopheles, um, nach den Worten des Dichters, im Epilog, so fern es nöthig wäre, das Stück zu commentiren.

Haben wir nun hier zu bedauern, dafs wir nicht im Stande sind, den Autor bei'm Worte zu fassen, so soll das unsren reinen Dank für seine sinnige Dichtung nicht verkümmern. In der Grundidee tief poetisch, in dem durchgeführten Plane genialischeigenthümlich, im Ganzen so leicht entworfen, als im Einzelnen zierlich

Digitized by Google

ausgeführt, erneut diese Phantasmagorie jene ätherischen Gebilde, wie sie Shakspeare in seinem Sommernachtstraume hingehaucht, wie sie so manche geistreiche und lebenvolle Skizze unsres Deutschen Sängers in früheren Tagen den Freunden der Dichtkunst werth gemacht. Für die Würdigung solcher idealischen Conceptionen aber will es einen zarten Sinn, eine liebevolle, dem Geiste der Poesie ohne allen Anspruch, ohne alles Vorurtheil zugängliche Offenheit, eine Stimmung, welche die Unterhaltung mit den Musen nicht aufsucht, um sich blofs von dem Tagsgeräusche zu zerstreun, welche durch die Anforderung einiges Eindringens, einiges Verweilens, einer wiederholten Beschäftigung mit einem Kunstwerke nicht incommodirt wird, mit Einem Worte, welche diese Studien nicht als Mittel zu irgend etwas Drittem, sondern als den höchsten, schönsten Zweck für den Geist selbst ansieht. Es ist darum kein Wunder, wenn gerade diese späteren Productionen unres grofsen Meisters ein noch engeres Publicum finden, als seine früheren. Noch in der Zeit, da unsre Gebildeten die schöne Litteratur aus Werken, und nicht aus Journalen zu holen pflegten, vermogten verhältnifsmäfsig nur Wenige sich zu Goethe's klarer Objectivität zu erheben: wie wäre jetzt, wo Politik und Aesthetik, Frömmigkeit und Conversation, Verführ- und Kochkunst, Alles auf Einen Karren geladen, unter dem geschwindlebenden Geschlechte im Fluge herumgeboten werden mufs, wo die Litteratnr nur als Magd der Mode geduldet wird, wo es für Einfalt gilt, ein Buch, über das man in einem eleganten Cirkel absprechen soll, auch gelesen zu haben, wie wäre da Ruhe und Besonnenheit zu einer gediegenen Auffassung solcher Poesie von Vielen zu erwarten? Aber die einzelnen ächten Freunde des Schönen werden das bessere Urtheil zu einer kräftigeren Generation hinüberretten, und lange kann das allgemeine Anerkenntnifs dieser späten Blüthen Goethischer Muse nicht ausbleiben.

Das letzte, was wir als Neuhinzugefügtes in dieser Sammlung zu bemerken fanden, ist eine Novelle im funfzehnten Bändchen, die Macht der Töne über das Wilde und Ungeheure in neuer, eigenthümlichen Weise versinnbildend. Wenn wir auch hier, wie zu erwarten, aus lebenvoller, bedeutender Umgebung eine Anzahl zartgehaltener, anziehender Charaktere heraustreten sehen, so zeigt sich doch einiges Mifsverhältnifs darin, dafs für die Entwickelung der Katastrophe der Aufwand mit diesen glänzenden Gestalten zu grofs scheint, und wir von ihrem eignen Geschick nach Beseitigung des Abenteuers, in das sie bei dem Brande der Löwenhütte verwickelt werden, mehr zu erfahren begierig sind, als dem Dichter diente, sie vor uns erleben zu lassen.

Sed nos immensum spatiis confecimus aequor
Et jam tempus equum fumantia solvere colla.

Weber.

XLV.

I. Denkschrift für die Aufhebung des den katholischen Geistlichen vorgeschriebenen Cölibates. Mit drei Aktenstücken. Freiburg im Breisgau. Druck u. Verlag v. Fr. Wagner 1828. 8*vo*. 152. S.

II. Beleuchtung der Denkschrift für d. Aufh. u. s. w. von P. i. a. mit einem Aktenstücke. Heidelb. u. Leipz. Neue ak. Buchhandl. v. K. Groos. 1828. 8*vo*. 94 S.

III. Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen und ihre Folgen. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte von Dr. Joh. Ant. Theiner und Augustin Theiner. 1r. Band. Mit Herz. Sächs. Censur. Altenburg, Verlag der Hofbuchdruckerei. 1828. 8*vo*. *VIII. und* 580 S. 2*r. Bd. 1te und 2te Abtheilung.* 1039 S.

Erster Artikel.

Das Gesetz der katholischen Kirche, welches alle ihre Geistlichen, vom Subdiakonen aufwärts, zu lebenslänglicher Ehelosigkeit verpflichtet, ist für sie und für die Staaten, in welchen sie die herrschende oder auch nur eine der öffentlich anerkannten ist, von so grofser Wichtigkeit, dafs es die ausführlichste Erörterung zu verdienen, ja zu erfordern scheint. Es greift so tief in die Geschichte der christlichen Kirche ein, es ist so innig mit der Theologie verwachsen und steht in mehreren Beziehungen in so schneidendem Widerspruch mit den herrschend gewordenen Grundansichten und Grundtriebfedern der neueren Zeit, dafs die darüber erscheinenden Schrif-

Digitized by Google

ten auch in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfen.

Nicht nur war funfzehn Jahrhunderte hindurch der Cölibat ein unterscheidendes Merkmal des christlichen Priesterthums, sondern es gab auch einen der Hauptgründe zu den drei Scheidungsakten der orientalischen von der abendländischen Kirche im 7ten, 11ten und 15ten Jahrhundert her; es wurde demnächst eine der Hauptveranlassungen zur Spaltung der letzteren in eine römisch-katholische und viele reformirte Kirchen, und dürfte gegenwärtig wohl sehr viel zur endlichen Auflösung des römischen Kirchengebäudes beizutragen bestimmt seyn. Wie nämlich die Christengemeinden bei weitem weniger durch die verschiedenen Dogmen auseinandergehalten werden, als durch die interessirten Hierarchen, so wird auch eine Ausgleichung oder Verträglichkeit über jene gewiſs am meisten durch Aufhebung der Unterschiede unter diesen erleichtert. Freilich beruhen die letzteren selbst wieder ursprünglich auf Dogmen; diese behalten aber auch um so länger einen äuſserlichen scheinbaren Bestand, wenn bestimmte irdische Interessen an deren Behauptung geknüpft sind; denn im Gebiete des denkenden Geistes erzeugt sich die Uebereinstimmung auf unwiderstehliche Weise; die begierliche Seele widersteht oft entsetzlich lange der besseren Ueberzeugung des Geistes. Jetzt aber, — und dies unterscheidet wesentlich die neuere Zeit von der mittleren, — jetzt verbreitet sich immer allgemeiner die Versöhnung der Forderungen des allgemeinen Geistes und der Interessen des Einzellebens, während in der mittleren Zeit das sogenannte Allgemeine mehr nur durch Unterdrückung des Einzelnen geltend gemacht werden sollte, daher auch Jenes nur ein Abstractes und sehr endliches Allgemeines war.

So tritt jetzt namentlich das sittliche Verhältniſs der Ehe immer mehr in seinen Werth, und das Streben nach scheinbarer Heiligkeit durch Entbehrungen und Abquälungen, die nicht zugleich Werke der Liebe zu Anderen sind, wird immer allgemeiner in seinem Unwerthe erkannt. Schon hierdurch allein wird die Zahl derjenigen immer kleiner, welche sich einem fruchtlosen Cölibat unterwerfen mögen, und schon wirklich finden sich z. B. in Frankreich, wenn auch nicht allein, so doch gewiſs zum Theil aus dem angeführten Grunde, viele Tausend Gemeinden ohne Pfarrer.

Andrerseits muſs auch den vorsorgenden und gesetzgebenden Staatsgewalten das Cölibatsgelübde immer anstöſsiger werden, je ernster gestrebt wird, alle öffentlichen Einrichtungen in eine durchgreifende Uebereinstimmung zu bringen; und wenn auch hierbei alles einmal Bestehende, weil es doch irgendwie aus wirklichen Bedürfnissen hervorgegangen und durch freie Anerkennung geltend geworden, mit zarter Schonung behandelt werden muſs, so kann doch gerade in Bezug auf jenes Gelübde nicht mehr in Abrede gestellt werden, einestheils, daſs es eine Art Leibeigenschaft begründet, welche sich mit dem neueren Rechts- und Staatsgewissen nicht in Einklang bringen läſst; anderntheils, daſs es zu den Einrichtungen gehört, welche, wie die Mauth, die Lotterie und die Inquisition, nothwendig, und zwar immer und überall, zu Immoralitäten Veranlassung gegeben, die durch keinen anderweitigen Vortheil aufgewogen werden können.

Es kann endlich der Menschheit und Menschlichkeit, die sich immer reiner und tiefer erfaſst, nicht gleichgültig bleiben, wenn, allein in Europa, vielleicht eine halbe Million Menschen, und gerade diejenigen, welche berufen sind, Vorbilder und geistliche Führer der Menschheit zu seyn, diesen Beruf durch, oft qualvolle, oft fruchtlose Bemühungen, den allgemeinsten, tiefsten menschlichen Trieb zu ertödten, und ihn geradezu dadurch zu erkaufen, daſs sie dem menschlichsten, bildendsten, läuterndsten und schönstbeglückenden Ehebündniſs unwiderrufflich entsagen, nicht zum Voraus wissen könnend, ob solche Entsagung sie nicht unselig und hierdurch gerade unfähig machen werde, den übernommenen Beruf zu erfüllen.

(Die Fortsezung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 85.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1829.

I. Denkschrift für die Aufhebung des den katholischen Geistlichen vorgeschriebenen Cölibates u. s. w.

II. Beleuchtung der Denkschrift für die Aufhebung u. s. w. von P. i. a.

III. Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen. Von J. A. und A. Theiner.

(Fortsetzung.)

Diese vorläufigen Betrachtungen werden hinreichen, um im Allgemeinen sowohl das Zeitgemäfse der hier zu beurtheilenden Schriften über diesen Gegenstand, als die Ausführlichkeit ihrer Beurtheilung, zu welcher wir nun übergehen, zu rechtfertigen. Obgleich nun die dritte der angeführten Schriften erst nach den beiden anderen erschienen, so werden wir doch mit ihr den Anfang machen, da sie sich ausschliefslich über das Geschichtliche dieses Gegenstandes verbreitet, die anderen aber dieses nur obenhin berühren, und nur in soweit für uns Bedeutung haben, als sie angeben, was in der Gegenwart für und wider die Aufhebung des Cölibatgesetzes gesagt wird, und sie zu ermitteln suchen, von welcher Behörde diese Aufhebung verfügt werden könne.

Die Schrift der Hrn. Gebrüder Theiner, welche wir, der Kürze halber, immer mit No. 3., wie die beiden anderen mit No. 1. und No. 2., bezeichnen, ist, dies kann nicht in Abrede gestellt werden, die Frucht eben so langwieriger, als ermüdender Nachforschungen, und wer, wie Ref., dieses Werk von Anfang bis zu Ende aufmerksam durchgelesen, wird, aus den dadurch unausbleiblich veranlafsten Gefühlen von Ueberdrufs und Langerweile, den Muth und die Ausdauer bewundern müssen, welche zur Sammlung seiner Materialien nothwendig gewesen ist. Um so mehr ist zu bedauern, dafs es in keiner Beziehung die Lücken ausfüllt, die es in der kirchengeschichtlichen Litteratur auszufüllen beabsichtigt zu haben scheint.

Schon gleich sein Titel ist ein Mifsgriff, sowohl in sprachlicher, als geschichtlicher Beziehung. Was eingeführt, das wird nicht erzwungen; — von einer Einrichtung aber, welche bei vielen Millionen eingeführt, viele Jahrhunderte lang bestanden, kann man nicht sagen, sie sey erzwungen, wie denn das Werk selbst den Beweis führt, dafs die Ehelosigkeit der Geistlichen schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche Wurzel geschlagen, wenn gleich sie erst nach und nach durch päbstliche und Synodal-Verordnungen in der Art allgemeines Gesetz der röm. kath. Kirche geworden, wie sie seit der 1. Lateranensischen ökumenischen Synode (v. 1123,) allmählig als solches zur allgemeinen Anerkennung gekommen ist. —

Ein wesentlicher Mangel ist demnächst, dafs die Litteratur dieses Zweiges der Kirchengeschichte nicht vorausgeschickt worden, ein Mangel, welchem auch im Verlauf des Werkes nur theilweise abgeholfen ist, da, um nur des bekanntesten zu erwähnen, weder des G. Calixtus reichhaltiger Abhandlung *de Conjugio Clericorum* (*Helmstadii* 1631. — 623 S. u. XXXI. Anhang), noch der sehr brauchbaren Schrift des *Dr.* Joh. Gottfr. Körner „vom Cölibat der Geistl." (Leipzig 1784. 507 S.) irgendwie gedacht wird. — Beinahe müssen wir glauben, dafs keine dieser beiden Schriften den Hrn. Verfassern von No. 3. zu Gesicht gekommen, da sie sich sonst durch dieselben wohl hätten veranlafst finden müssen, der Geschichte des Cölibats in der christlichen Zeit dessen Vorgeschichte in der alten Welt, und namentlich im Jüdischen Volke, vorangehen lassen; besonders da die letztern selbst später von Päbsten und Kirchenlehrern zur Begründung ihrer Satzungen und Lehren herbeigezogen worden. Eine solche Vorgeschichte, gleichsam die

Digitized by Google

Wurzel der zu beschreibenden Pflanze, würde übrigens füglich den Raum eingenommen haben, welchen die Hrn. Verf. theils der Auseinandersetzung anderer, nicht dahin gehöriger, Irrungen zwischen Päbsten und Fürsten, geistlichen und weltlichen Gewalten, theils der ausführlichen Erzählung anstöfsiger, oft ekelhafter Anecdoten gewidmet haben.

Ehe wir aber näher auf den Inhalt dieser Schrift eingehen, haben wir hinsichtlich der Schreibart derselben zu bemerken, dafs sie zwar bei weitem gemäfsigter und anständiger ist, als die des Werkes über die katholische Kirche Schlesiens, welches denselben Vfrn. zugeschrieben wird; indefs ist auch die vorliegende Schrift nicht frei von ungebührlichen Bezeichnungsweisen und häufig finden sich sogar Verstöfse gegen die deutsche Sprache, wovon wir, um Beispiele anzuführen, der Kürze halber nur auf Bd. II. S. 35. 44. 62. 159. 163. 164. 167. 298. 343. 363. 390. 421. 465. 510. 551. 558. hinweisen wollen. Von den, auch nicht selten vorkommenden, Uebersetzungsfehlern und Ungenauigkeiten, werden bei der näheren Würdigung des Inhaltes mehrere angeführt werden müssen; hier mögen jedoch beispielsweise folgende bemerkt werden: Bd. II. S. 710. wird *multi* mit „wenige" übersetzt; S. 763. *sine conjuge* und *sunder eheliche fruwen* mit „der nicht seine Concubine hatte", und S. 792.: *hanno scrupulo della scomunia et dallo (sic) altra parte tengono la concubina et il garzone*, mit: „wie man an dem ehelichen Leben Anstofs nehmen könne, während man dem Concubinat u. s. w. sich hingebe." — S. 803. steht in der Uebersetzung Nichts von *cum muliere non infecta* des Textes, wodurch allein das Weitere, wo von Krankheiten die Rede, verständlich wird. S. 897. wird: *conjugium unum negotium seculare est* u. s. w. übers. mit: (b. der röm. Geistlichkeit seyen alle Laster erlaubt und) nur die Ehe verboten.

Was endlich den Standpunct betrifft, von welchem aus die kirchlichen Verhältnissen in dieser Schrift beschrieben uud beurtheilt werden, so möchte er am bündigsten und genausten als ein Josephinischer zu bezeichnen seyn, wenn man hierunter den Standpunct der Modeschriftsteller unter Joseph II. versteht. Es ist der — aller unbewufst protestantischer Katholiken, welche, gegen Kirchenstrafen gesichert, in der Kirchengeschichte fröhlich lustwandeln und ihre Erscheinungen und Thatsachen nicht in ihrem organischen Zusammenhange unter einander und mit der übrigen Geschichte auffassen, sondern sie vereinzelt herausheben, an einem ungeschichtlichen Maasstabe messen und zu irgend einem, dem Katholicismus widerstrebenden, Zwecke verwenden.

So ist namentlich der Zusammenhang ganz unerörtert geblieben, in welchem die Cölibatsgesetzgebung einerseits mit der Lehre vom Opfer und deren Ausbildung, so wie andrerseits mit den Glaubenssätzen vom h. Geiste und den Kirchenlehren vom Priesterthume und dessen wesentlichsten Funktionen, steht, wodurch doch allein das nothwendige Licht über diesen Gegenstand verbreitet werden kann. So ist dann auch, um nur noch des Wichtigsten zu erwähnen, sowohl die Geschichte des Mönchthums, als die der Ketzer im Mittelalter und in der neueren Zeit, welche beide mit der Cölibatsgesetzgebung in steter Wechselwirkung gestanden, theils gar nicht, theils nicht zureichend berücksichtigt worden. Es ist endlich ein Hauptpunct ganz unerörtert geblieben, nämlich die Art und Weise der Verpflichtung, welche die Geistlichen bei ihrer Ordination hinsichts der lebenslänglichen Enthaltsamkeit und Ehelosigkeit eingehen. — Da Ref. selbst schon längere Zeit sich mit diesem Gegenstande beschäftigt und die Resultate seiner Arbeit mit Nächstem dem Publikum mittheilen zu können hofft, so glaubt er sich hier jeder weiteren Erörterung, über die eben angegebenen Puncte, enthalten zu dürfen, obgleich ihm namentlich die ersteren die eigentlichen Cardinalpuncte der Geschichte des Cölibates zu constituiren scheinen.

Es zerfällt diese Geschichte nun in No. 3. der vorliegenden Schriften in folgende Zeiträume:

1. Von 1 bis 90 n. C. (B. I. S. 1—33). 2. Von 90—324, (v. 33—96). 3. Von 325—440, (96—308). 4. Von 440—700, (308—405). 5. Von 700—850, (405—444). 6. Von 850—1046, (444—580). Dann 7. Von 1046—1130 (B. II. S. 1—344). 8. Von 1130—1300, (v. 344—590). 9. Von 1300—1517, (v. 591—806). 10. Von 1517—1562, (v. 806—896) und 11. Von 1562 bis auf die neueste Zeit, (v. 897—1039,) von welchen dem 18ten und 19ten Jahrh. nur 26 Seiten — gewidmet sind, wie, gleich zu Anfang des Werkes, das erste Jahrhundert, doch wohl der wichtigste Zeitabschnitt für die Geschichte, auf 33 Seiten abgefertigt worden.

Digitized by Google

Die Gründe für diese Eintheilung sind nicht angegeben, wie denn überhaupt das angehäufte Material nicht durch systematische Anordnung, noch durch jeweilige Zusammenstellungen der Resultate, ja nicht einmal durch ein Sach- und Namen-Register übersichtlich gemacht worden, und Ref. hat es nicht glücken wollen, das Princip aufzufinden, nach welchem gerade jene Zeitabschnitte beliebt worden sind. Es scheint ihm vielmehr, als gliedere die Geschichte des Cölibats sich in folgende Momente, die wir in einiger Ausführlichkeit hier anführen wollen, um damit sowohl einen Ueberblick, als eine Zurechtstellung und Ergänzung der Resultate des vorliegenden Werkes (No. 3.) zu geben.

A. Allmählige Ausgeburt des Kirchengesetzes, welches alle römisch-katholische Geistliche zu lebenslänglicher Ehelosigkeit verpflichtet, und diese Verpflichtung zum unbedingten Ehehindernifs macht, vom J. 30 bis 1050, und zwar:

a) Vom Ursprung der christlichen Kirche bis zu ihrer ersten Unterscheidung in morgenländische und römische Kirchen, von 30 bis 692, nämlich:

I. Veranlassungen zur Erhebung der Virginität und Enthaltung über den ehelichen Stand, bei ausdrücklicher Gestattung der Ehe für die Bischöfe, Presbyter und Diakonen in der ersten christlichen Kirche, von 30 bis 174, dem Martyrjahre Polykarp's, und zwar:

1. Nach der Lehre Christi.
2. Nach Lehre und Beispiel der Apostel,
   α, der unmittelbar von Christo berufenen und belehrten,
   β, des Apostel Paulus.
3. Der unmittelbaren Jünger der Apostel: Clemens Rom., Polykarp, Ignatius.
   (Ebioniten und Nikolaïten — Eucharistie.)

II. Entstehung der Sitte, dafs Priestergewordene Geistliche, als solche, nicht mehr heirathen, dafs bereits Verheirathete in den Tagen priesterlicher Amtsverrichtungen sich ihrer Frauen enthalten, und keinesfalls zum zweiten male heirathen, — theils durch die aszetischen Lehren der älteren Kirchenväter, theils bereits durch bischöfliche Einschreitungen. Die sogen. apostolischen *canones* und clementinischen Constitutionen; von 174 bis 305. (Die Kirche aber noch im Kampfe mit Ehverächtern. — Die Oblationen gehen in Opfer über.)

1. Irenäus, Clemens v. Alex., Tertullian. (Pinytus und Dionysius, Gnostiker und Montanisten.)
2. Origenes und Cyprian. (Paulus Eremita und Manichäer.)
3. Didymus, Methodius und Lactanz. (Anachoreten in Aegypten.

III. Allmählige Feststellung jener Sitte, durch Provinzialsynoden, päbstliche Machtsprüche und das Ansehen der canonischen Kirchenväter, — und Entstehung des Gebrauches im Abendlande, dafs Verheirathete vor der Weihe zum Diakonate völlige Enthaltsamkeit versprechen, womit zugleich die Verfügungen gegen Zusammenwohnen der Geistlichen mit Nicht-blutsverwandten Frauen, und die Klagen der Kirchenväter über Unsittlichkeit der Kleriker beginnen. Die Verdienstlichkeit der Enthaltung wird Glaubensartikel; — doch wird noch anathematisirt, wer von verheirathetem Priester die Oblation nicht annehmen will. Von 305 bis 692.

1. Athanasius, Basilius und Ambrosius; — Provinzialsynoden von Elvira (309), Ancyra und Neucäsarea (315), Sarmatio, Barbatianus und Paphnutius opponiren, ökum. Syn. v. Nizäa (325), und P. Syn. v. Gangra ($\frac{340}{350}$).
2. Chrysostomus, Hieronymus und Augustin, die Päbste Siricius und Innocenz I. und P. Synoden — gegen Helvidius, Jovinian und Vigilantius.
3. P. Leo I. Kais. Justinian und P. Gregor I., Dionysius Areop. Vincenz v. Lepin, Cassian und Hilarius.

b) Von der ersten förmlichen Unterscheidung der morgenländischen von den abendländischen Kirchen bis zu deren definitiven Opposition und Absonderung, und — in der römisch-katholischen Kirche vom Gebot der völligen Enthaltung für verehlichte Geistliche bis zur Verdammung der Priesterehe, vom h. Sergius I. bis zum h. Leo IX., v. 692 bis 1049,

I. Beharren der griechischen Kirche bei der älte-

Digitized by Google

sten Sitte, bei allmähliger Vermönchung des Weltklerus im Abendland; vom P. Sergius I. bis zu Bonifaz VI., v. 692 bis 896.

Trullanum, Photius, und Sergius I., der h. Benedikt; — Beda und Retramnus, — Prov. Synoden, Kirchengesetzsammlungen und Staatsgesetze im Abendland, — Zacharias, Hadrian I. und Nicolaus I. Des h. Rigobert's und Chrodegang's Anordnungen der *vita canonica.*

II. Vermannigfaltigung der Kirchenverordnungen gegen Priesterehe bei immer gröfserer Ausbreitung des Concubinats unter den Geistlichen, und tiefster Versunkenheit der mehrsten Päbste; von Bonifaz VI. bis Sylvester II. von 896 bis 999.

III. Verschärfung der Cölibatsverordnungen, von Sylvester II. bis Leo IX. v. 999—1049.

c) Von definitiver Lostrennung der Römischen von der Griechischen Kirche bis zur völligen Constituirung der ersteren durch Gratians Gesetzsammlung: von 1049 — 1151. (Erste Regeneration des Mönchthums).

I. Aufkommen des Gesetzes in der röm. kath. Kirche, dais die Laien mit verehelichten und concubinarischen Geistlichen keine Gemeinschaft haben und keine Messe bei ihnen hören sollen, und Brandmarkung der Priesterehe als Nikolaïtischer Ketzerey; wogegen Beharren bei der ältesten Sitte in der griechischen Kirche und völlige Scheidung dieser von jener. Von 1049 — 1073. (Patarie.) Leo IX, Nicolaus II, Alexander II — Cörularius, Humbert und Nicetas.

II. Strenge Durchführung jenes Gesetzes und gewaltsame Einschreitungen gegen verheirathete Priester; „*quia benedictio eorum vertitur in maledictionem, et oratio in peccatum.*" *Decr. P. I. dist.* 81. *c.* 15. (aus den canon. der v. Greg. VII. 1074 zu Rom gehaltenen Synode.) *) Transsubstantiation wird Glaubensartikel. — Von 1073—1119. Gregor VII, Urban II, und Paschalis II. Damiani und Anselmus.

III. Der Cölibat der Geistl. wird Allgemeines Kirchengesetz und die höhere Weihe ein trennendes Ehehindernifs; von 1119—1152.

Calixtus II, Innocenz II, Eugen III; 1. und 2. Lateranens. öcum. Synoden und Gratian's Sammlung der Kirchengesetze.

B. Von der allgemeinen Annahme des Cölibatgesetzes in der röm. kath. Kirche bis zu dessen entschiedener Verwerfung durch einen, und Sanktionirung durch den anderen Theil der abendländischen Christenheit; von den ersten röm. kath. ökumenischen Synoden bis zur vollendeten zweiten Kirchenspaltung durch das papistisch-katholische Tridentinum. V. 1151 — 1564.

a) Aeufserliche Herrschaft des Cölibatgesetzes, des Mönchthums und Pabstthums. — 1. bei immer allgemeiner werdendem Concubinat, 2. bei scholastischer Erörterung der Gründe für und gegen das Cölib. Gesetz, und 3. bei immer häufigeren Versuchen zur Wiedergewinnung der evangelischen Freiheit: von 1151 — 1312.

I. Dritte Lateran. ökum. Synode, der h. Bernhard und Alexander III, Petr. Lombardus und Petr. Waldus. v. 1151 — 1200.

II. Vierte Lateran. und 1. Honer ök. Synoden; — zweite Regeneration des Mönchthums durch Franziskus und Dominikus; Alanus *ab insul.*, Albertus m., und Thomas v. Aquin. v. 1200 — 1274.

III. Die 2. Honer u. d. Viennensische ök. Synoden, Bonifaz VIII. und Duns scotus. v. 1274 — 1312.

b) Verweltlichung, Sittenlosigkeit und Zerfall der Hierarchie, bei allseitigen Reformationsanfängen: v. 1311 — 1409. Occam, Marsilius von Padua, Wicleff, Tauler. (Häufig erheben Bischöfe Taxen von den concubinarischen Geistlichen; —) letztes bischöfliches Statut gegen verehlichte Geistliche (*Ferrara* 1332). Das für und gegen des cöl. Gesetzes treten in Gerson und Saygnet als Kirchenüberlieferung (*sophia*) und Weltverstand (*natura*) einander gegenüber.

c) Tiefster Verfall des Klerus bei höchsten Anmafsungen desselben veranlassen innere Opposition, Verwerfung des Cöl. Gesetzes durch einen Theil der röm. kath. Christenheit und Verdammung dieser Verwerfung durch den anderen. V. 1409 — 1563.

*) S. dagegen *Conc. Trident. Sess. VII. de sacr. in gen. can.* 12.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 86.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1829.

I. Denkschrift für die Aufhebung des den katholischen Geistlichen vorgeschriebenen Cölibates u. s. w.

II. Beleuchtung der Denkschrift für die Aufhebung u. s. w. von P. i. a.

III. Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen. Von J. A. und A. Theiner.

(Fortsetzung.)

I. Die weltliche Macht tritt, aber noch vergeblich, gegen das Cöl. Ges. in die Schranken, welches vielmehr noch verschärft wird: Kaiser Sigismund, Zabarella, Hufs, — die Synoden von Pisa, Kostnitz und Pavia. V. 1409—1431.

II. Nicht nur Geistliche, sondern selbst der berühmteste Canonist dieses Zeitraumes (Tudeschi), sogar Mönche (Thom. v. Rennes) erheben sich gegen das Cöl. Ges.; Concilien miteinander in Opposition; die Klagen gegen das Concubinat der Geistl. werden immer lauter und allgemeiner; — aber das Röm. Gesetz wird gegen die griechische Kirche, und die gelehrte und sittliche katholische Opposition bestätigt: Synoden v. Basel, Ferrara und Florenz, und Friedrichs III. Reformations-Entwurf. (Aufklärung und Sittigung der Laien bei Versumpfung der Kleriker und tiefster Versunkenheit von Päbsten.) V. 1431—1517.

III. Die ausgebreitete Opposition gegen das Fortbestehen des Priester Cöl. geht bei Spaltung der abendländ. Kirche in entschiedene Verwerfung desselben von Seiten der Reformatoren über, wodurch andrerseits dessen dritte ökumenische Sanktionirung veranlafst wird, — der oft wiederholten, ernstesten Gegenvorstellungen vieler kathol. Fürsten und Gelehrten ungeachtet. Von 1517—1564. (Dritte Regeneration des Mönchthumes.)

C. Von der zweiten grofsen Kirchenspaltung bis zu den Anfängen der dritten — (und letzten). Von 1563—1830.

a) Vom Tridentinum bis zum Zeitalter Ludwigs XIV. Unbestrittene äufserliche Herrschaft des Cöl. Gesetzes bei fortlaufenden zahlreichen Synodalbeschlüssen gegen Concubinat, und Anpreisungen der Virginität und idolatrischer Verehrung der unbefleckten Empfängnifs Mariä durch die Jesuiten. V. 1563—1643.

b) Von Ludwig XIV. bis zur französischen Revolution Aufklärung und theoretische Opposition gegen das Cölibatgesetz. Von 1643—1789.

I. Gelehrte Aufklärung, von Ludwig XIV. bis Ludwig XV. 1643—1715.

II. Satyre und Philosophie erheben sich gegen das Priestercölibat. Von Ludwig XV. bis zu Joseph II. 1715—1764.

III. Juristische Aufklärung, in Folge welcher die weltliche Macht gegen die Klostergeistlichkeit einschreitet, die Jesuiten verjagt, und Klöster säcularisirt. Von Joseph II. bis zur französischen Revolution. Febronius, Emser Punktation und Synode zu Pistoja. 1764—1789.

c) Von der französ. Revolution bis auf den heutigen Tag. Allgemeine Regeneration: praktische Opposition gegen das Cöl. Gesetz. 1789—1830.

I. Frankreich proklamirt die unveräufserlichen Menschenrechte, erklärt am 9. Februar 1790 alle Gelübde auf Lebensdauer für ungültig und gestattet den kathol. Geistlichen die Ehe, während Deutschland gelehrte Abhandlungen gegen das Cölibat schreibt. 1789—1826.

II. Zwei amerikanische Staaten kommen bei dem Pabste und (26) Katholiken von Freiburg in Breisgau bei den Landständen, dem Grofsherzog und dem Erzbischof, um Aufhebung des Cölibatgesetzes ein, während ein französisches Gericht ei-

Digitized by Google

nem ehemaligen kath. Priester das Recht zu heirathen abspricht und zwei sich Katholiken nennende deutsche Gelehrte zu erweisen sich bemühen, dafs das Cölibatsgesetz durch Zwang in die katholische Kirche eingeführt worden, und wegen seiner unausbleiblich bösen Folgen wieder abzuschaffen sey. —

III. . . . . .

Nachdem durch die vorstehende Uebersicht, wie Ref. hoffen zu dürfen glaubt, die objektive Kritik des Nr. 3. zu Grund liegenden Schemas geliefert worden, bleibt noch durch Beleuchtung der einzelnen Abschnitte zu zeigen, dafs, wie hinsichtlich des Gerüstes des ganzen Werkes so auch in Beziehung auf die Ausfüllung desselben der zu Anfang dieser Beurtheilung ausgesprochene Tadel gegründet sey. Da aber das Hervorheben aller Irrthümer, Versehen und Mängel bei weitem die Schranken übersteigen würde, die den Artikeln dieser Jahrbücher nothwendig gesetzt sind, so müssen wir uns darauf beschränken, durch eine kurze Reihe von Beispielen unser Urtheil über das Ganze zu rechtfertigen. —

Gleich der 1. §. spricht auf 2 Seiten über „die Ehe nach den Lehren des N. Testamentes;" aber erörtert weder hier noch in den folgenden §§. — die Hauptstelle Matth. 19, 10—12; gedenkt mit keiner Zeile der für diese Lehre so wichtigen Stellen über die Empfängnifs der Jungfrau Maria durch Einwirkung des h. Geistes, (Matth. 1, 18—25. und Luc. 1, 26—39.); noch der Lehre von der Einführung der Sünde in die Welt und der Verführung des Mannes durch das Weib; noch endlich der unverkennbaren Vorliebe des Apostels Paulus für den jungfräulichen Stand, welche sich doch sehr gut mit den Anpreisungen des Ehestandes vereinigen läfst; denn diese waren an dessen, damals häufige, Verächter gerichtet, während die keusche Ehelosigkeit als Ideal aufgestellt, und das Vermögen, dasselbe zu erreichen, als eigene Gottesgabe bezeichnet wurde. Dafs diese Puncte übersehen worden, ist um so auffallender, da sie sich in der Geschichte des Cölibats als dessen tiefste Wurzeln erweisen, und da sogar S. 14 und 15. der damit untrennbar zusammenhängenden Paulinischen Ansicht gedacht wird, nach welcher 1. „der Satan nebst seinen Engeln allenthalben auf der Erde wirksam," 2. den Christen „alles darauf ankommen müfste, sich allem unheiligen Wesen, allem Einwirken des Satans zu entziehen," und 3. der Leib als der Sitz sündlicher Neigungen," daher „Befreiung von den Fesseln desselben" als das Wünschenswertheste bezeichnet wurde. Solcher Ansicht konnte die Ehe nur als Nothbehelf für diejenigen erscheinen, welche nicht vermochten, durch strenge Askese die sinnlichen Triebe völlig zu überwinden. Im §. 3. heifst es, S. 27., in Beziehung auf das Paulinische μιᾶς γυναικὸς ἀνήρ, dafs hierbei „an einen Gegensatz mit gleichzeitiger Polygamie und Concubinat durchaus nicht zu denken sey, auch beziehe es sich nicht auf Deuterogamie, woraus denn zu folgen scheint, dafs der Apostel geboten habe, Bischöfe, Presbyter und Diakonen müfsten verheirathet seyn. Berücksichtigt man aber 1) die fraglichen Ausdrücke, welche offenbar eine ausschliefsende Bedeutung haben für sich selbst, 2) die neutestamentliche Ansicht von der Ehe und 3) die Deutungen jener Ausdrücke durch die angesehensten Kirchenväter, so wird man vielmehr als den wahrscheinlicheren Sinn derselben anerkennen, dafs sie nicht das Verheirathetseyn als Bedingung zur Weihe, sondern nur Polygamie, und Deuterogamie, vielleicht auch Concubinat, — als Hindernisse derselben aufstellen wollen. Wie nämlich Juden und Heiden theils nach Entlassung einer Frau zur zweiten Ehe schritten, und unbedenklich geschiedene Frauen ehelichten, theils auch neben den Frauen noch Kebsweiber hielten, das N. T. hingegen die Ehe für unauflöslich und ausschliefslich hält, so war es angemessen, dafs der Apostel dieses da in Erinnerung brachte, wo von Aufstellung eines Vorbildes für die Gemeinde die Rede war. Dieses letztere ist um so mehr zu berücksichtigen, da ausdrücklich 1 Kor. cap. 7. (S. 21. wird diese Stelle so angeführt 1Kor. cap. 14. I. v. 1—7.) gesagt wird: v. 1. es ist dem Menschen gut, dafs er kein Weib berühre, und überhaupt hier Ehelosigkeit und Witwenschaft der ersten und zweiten Ehe vorgetragen werden. Dafs aber jedenfalls diejenigen vom Priesterthume und Diakonate ausgeschlossen waren, welche bei Lebzeiten der von ihnen geschiedenen Frau zum zweitenmale geheirathet, erweist sich unwiderleglich durch 1 Tim. 5, 9—14, wo zwar den jungen Wittwen überhaupt die 2. Ehe gestattet, aber als Bedingung dafs eine „Wittwe" Diakonissin werde, ausgesprochen wird: 1) dafs sie nicht unter 60 Jahren alt, und 2) dafs sie (nur) eines Mannes Frau gewesen, χήρα, — γεγονυῖα ἑνὸς ἀνδρὸς γυνή, — ein Zusatz, der lächerlich wäre, wenn damit nur überhaupt das Verheirathetge-

Digitized by Google

wesenseyn angedeutet werden sollte. Wird also dieses als höhere Vollkommenheit, für die Diakonissinnen, so wird es gewiſs auch für die Diakonen und Presbyter und Bischöfe gefordert. Die stärksten, höchst begabten, demnächst die Stärkeren sind natürlich zu Vorstehern der Gemeinden berufen; daher zunächst die völlig und von Jugend auf Enthaltsamen, dann die sich mit einer Ehe begnügenden; dient doch, nach 1 Kor. 7, 5 Enthaltung in der Ehe, um Muſse zu gewinnen zum Fasten und Beten! Ehelosigkeit aber, gestattet, nach v. 32 — 34, nur für das zu sorgen, was dem Herrn angehört, und wodurch man ihn gefällig wird, und wer nicht freiet, der kann sorgen, daſs er „heilig sey, beides am Leibe und am Geiste." — Daſs also Paulus der Ehelosigkeit in jeder Hinsicht den Vorzug gegeben, geht aus dem angeführten deutlich hervor, und wenn er a. a. O. v. 35. hinzusetzt: „Solches aber sage ich — nicht daſs ich euch einen Strick an den Hals werfe, sondern dazu, daſs es wohl anstehet, und ihr ungehindert dem Herrn dienen könnet," — so ergiebt sich zwar hieraus, wie aus dem Vorhergehenden, daſs er allerdings Verehlichte von den kirchlichen Aemtern nicht geradezu ausgeschlossen; es wird aber auch erklärbar, wie gar bald enthusiastische Neugläubige die Gründe für die Ehelosigkeit für eben so bindend halten und erklären konnten, als wenn der Apostel wirklich statt eines Rathes, ein Gebot oder Gesetz gegeben hätte. —

In demselben §. wird S. 28 der §. 4. eines Briefes des h. Ignatius an die Philadelphier *ex ed. Cotelerii et Cler. Amst.* 1724. angeführt, von welchem in der Anm. S. 29. zwar bemerkt wird, J. Voſs halte ihn „mit Recht gröſstentheils für unterschoben"; — bei genauerem Nachlesen hätten aber die Hrn. Verf. v. Nr. 3. finden müssen 1) daſs gerade die von ihnen angeführte Stelle ganz in dem nicht interpolirten Briefe, wie er in jener Ausgabe S. 30—33 steht, fehlt. 2) daſs in dieser Stelle das *συνεργους τεκτογονίας* nicht mit „treue Mutter der Kinder," sondern, wie auch Cotelerius gethan, mit: *cooperatrices procreationis liberorum* übersetzt werden müsse, womit der einzig damals gebilligte Ehezweck, nämlich: Kindererzeugung angedeutet wird. 3) daſs in demselben interpolirten §. es auch heiſst: „Ihr Weiber, seyd dem Manne, — ihr Jungfrauen seyd Christo unterthan, in Unbefleckheit, nicht die Ehe verachtend, sondern nach dem Besseren trachtend u. s. w.

Im §. 4. werden die Ansichten der Häretiker aus dritthalb Jahrhunderten vorgetragen, nämlich 1) der aszetischen und der „unreinen" Gnostiker, von denen die ersten die Sinnlichkeit durch strengste Enthaltung, die anderen — durch Uebersättigung — zu tödten suchten, 2) der Montanisten, welche die 2. Ehe gänzlich verboten, und 3) der Valesier, welche Matth. 19, 13. wörtlich nehmend, sich selbst entmannten. Der Bericht von diesen Häresien nimmt nur eilf Seiten ein, und er ist weder aus den Quellen geschöpft, noch irgendwie erschöpfend; wie denn z. B. hinsichtlich der Nikolaïten S. 41 nicht einmal Offenb. 2, 6 noch der hierauf sich beziehenden Stellen aus Clemens v. Alex. (*strom. II.*) und Theodoret, (*de haer. fab. L. III. c.* 1.), gedacht wird, noch ihres Verhältnisses zu den Ebioniten, wie es in Dr. L. Lange's trefflicher Schrift: „die Ebioniten und Nicolaïten der apost. Zeit u. s. w. Lpzg. 1828, dargelegt worden.

Dieser flüchtigen Aufzählung der, von der kirchlichen Ueberlieferung abweichenden Lehren folgt nun erst in §. 5. die Darstellung der Lehre, von welcher jene abgewichen; und bevor die sie enthaltenden Ansichten der ältesten Kirchenlehrer dargelegt werden, wird schon S. 55. das Resultat derselben, nämlich — als „allgemeine bei den Kirchenvätern herrschende Ansicht ausgesprochen: daſs die Ehe (zwar) nicht an und für sich etwas Böses," — aber doch „vom Christenthum nur zugelassen, damit Ausschweifungen verhütet, und das Menschengeschlecht fortgepflanzt werde," mithin nur ein „nothwendiges Uebel," „von welchem gar nicht, oder doch nur so wenig als möglich Gebrauch zu machen sey." Alle aber stellten die der Ehelosigkeit sich widmenden „als Muster zur Nachfolge auf." Die Richtigkeit dieses Resultates ist nicht in Abrede zu stellen; es überrascht aber in einer Schrift, welche ihrem Titel zu Folge das Cölibat als erzwungen darzustellen unternimmt, da dasselbe sich vielmehr als ein natürliches Erzeugniſs erweist, dessen Mutter die alte Welt und das gesammte Morgenland, dessen Saame in dem N. Testament, dessen Aufgrünen in den 7 ersten Jahrhunderten, dessen Blüthe und Frucht in dem Mittelalter zu suchen, dessen Verfolgung und Zerfall die neueren, wir möchten fast sagen, die letzten Zeiten be-

Digitized by Google

zeichnen, insofern nämlich Rom, welches allein dem, eine neue Zeitrechnung eröffnenden, Christenthume eine consequente, weltbeherrschende Gestalt gegeben — seinem eben so consequenten Untergang entgegeneilt. —

Noch unvollständiger und ungenauer ist die Darstellung der Häretischen — ist die der kirchenväterlichen Ansichten, welchen auch nur vierzehn Seiten gewidmet sind, obgleich sie den herrlichsten Namen der drei ersten Jahrhunderte angehören. Zunächst fehlen unter den angeführten Schriften: Nicht nur 1) der zwar wahrscheinlich unterschobene, doch aber gewifs jenen Zeiten angehörige Brief des h. Barnabas, so wie der *periodus pauli Theclae*, in welchem zur Enthaltsamkeit und Ehelosigkeit aufgefordert wird; sondern auch 2) des Clemens von Rom Brief an die Römer, (cap. 21. 45. 50. 56,), — 3) Polycarp's Brief an die Philipper (c. 7. und 14.), 4) Theophilus, Bisch. v. Antiochien (*ad Antolyc. L. III.*) und 5) Minutius Felix (*octav. c. XXXI.*). — Aber auch die angeführten Kirchenlehrer werden weder für sich selbst, noch in ihrem Verhältnifs zur Kirche gehörig gewürdigt, wie sich schon durch nachfolgende nur beispielsweis angeführte Stellen zur Genüge erweisen dürfte.

(Die Fortsetzung folgt.)

XLVI.

Wien's erste aufgehobene türkische Belagerung, zur dreihundertjährigen Jubelfeier derselben, zum Theil aus bisher unbekannten christlichen und türkischen Quellen erzählt von Joseph Ritter von Hammer. Mit 30 Beilagen. Pesth 1829. in N. A. Hartleben's Verlage. XX. 174 S. 8.

Diese Schrift, deren Veranlassung der obige Titel bezeichnet, ist sowohl wegen der ausführlichen und sorgfältigen Darstellung der merkwürdigen Begebenheiten, mit welchen sie sich beschäftigt, als wegen der Mittheilung mehrerer gleichzeitigen, und bisher unbekannten Nachrichten über dieselben in den Beilagen eine sehr dankenswerthe Gabe. Am 11. Mai 1529, einem Montage, als dem günstigsten Wochentage zur Reise und zum Aufbruche nach dem Glauben der Muselmänner, zog der Sultan Suleiman der Grofse mit einem Heere von 250,000 Mann und dreihundert Kanonen aus Constantinopel aus, um Wien „die Residenz des linkischen Kaisers (Tschasâr jesâr) von Deutschland, Böhmen und andern Ländern" (nach dem Ausdrucke des Türkischen Geschichtschreibers Petschewi) zu belagern; am 21. September erschienen die ersten Türkischen Akindschi oder Renner vor den Mauern von Wien, am 26. September stand Suleimans prächtiges Zelt bei Simmering, und das Lager der Türken umgab die Stadt. Durch die Tapferkeit der unerschrockenen Vertheidiger von Wien und die Treue und Standhaftigkeit des Pfalzgrafen Philipp, Obersten der Reichstruppen, und andrer Befehlshaber wurde dreimalige furchtbare Bestürmung vereitelt, zu einem vierten Anlaufe liefsen sich die Türken weder von dem Grofswesir Ibrahim bewegen, noch von dem Beglerbeg von Anatolien und dem Aga der Janitscharen, obgleich diese drei Heerführer am 14. Oktober (einem verhängnifsvollen Tage) die drei Heerhaufen, welche den Sturm unternehmen sollten, mit Stock, Keule und Säbel vorwärts zu treiben suchten. „Sie wollten lieber, sagten die Türken, von ihrer Kriegsobersten Hand und Säbel gefällt werden, als von spanischen langen Röhren und deutschen Bratspiefsen, so nannten sie die langen Schwerter der deutschen Fähnlein." In der folgenden Nacht brachen die Janitscharen ihr Lager ab, verbrannten, was sie nicht wegzuschleppen vermochten, und bezeichneten ihren Abzug durch schreckliche Gräuel: „Alte Bauern und Priester wurden ins Feuer geworfen, bei tausend Weiber und Kinder in Stücke zerhauen, die andern (andere) mit Stricken um den Hals und um den Leib wie Schlachtvieh fortgeschleppt." Die gedrängte Erzählung, welche von der in der osmanischen Geschichte des berühmten Verfassers angenommenen Art und Weise sich nicht entfernt, verstattet keinen weitern in das Einzelne der Begebenheiten eingehenden Auszug. Unter den dreifsig Beilagen, welche sämmtlich von sehr anziehendem Inhalte sind, bezeichnen wir als vorzüglich wichtig das gleichzeitige Tagebuch der Belagerung von Wien, die Erzählung des Fahnenjunkers Christoph von Zedlitz von seinem Aufenthalte im türkischen Lager, die neue Kunde über Calixtus Ottomannus (einen zur Zeit des Papstes Calixtus des dritten zu Rom getauften und nach jenem Papste benannten angeblichen Bruder des Sultans Mohammed des zweiten), die Erklärung der auf dem im bürgerlichen Zeughause zu Wien aufbewahrten talismanischen Hemde des Wesirs Karah Mustapha befindlichen arabischen Inschriften, den Auszug aus dem Ueberschlage des Zeugwarts über die Belagerungsbedürfnisse Wiens (merkwürdig in sprachlicher Hinsicht wegen der darin enthaltenen Namen verschiedener Waffen und Geschütze, womit die Bemerkungen des Herrn v. H. S. 16. 17. zu vergleichen sind), und die in türkischer Sprache und mit einer deutschen Uebersetzung mitgetheilten Auszüge aus sechs türkischen Geschichtschreibern über die mifslungene Belagerung von Wien. Die Texte dieser Auszüge sind in einer neuen unter des Verfassers Leitung zu Wien gearbeiteten sehr angenehm in die Augen fallenden Taalikschrift gedruckt. Auch das von Hrn. v. H. S. XVII—XX. mitgetheilte Verzeichnifs der Schriften über die erste Belagerung von Wien ist schätzbar und das ganze Büchlein, welches Sr. k. k. H. dem Erzherzog Kronprinzen von Oestreich gewidmet ist, eine angenehme Zugabe zu des Verfassers osmanischer Geschichte.

Fr. Wilken.

Digitized by Google

Nro. 87.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1829.

I. Denkschrift für die Aufhebung des den katholischen Geistlichen vorgeschriebenen Cölibates u. s. w.

II. Beleuchtung der Denkschrift für die Aufhebung u. s. w. von P. i. a.

III. Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen. Von J. A. und A. Theiner.

(Fortsetzung).

1) Nach S. 56. „lehrte Hermes, dafs der Wunsch, der bei dem Anblick eines guten und schönen Mädchens entsteht, Sünde sey, dagegen sey es verdienstlich, wenn man seine Frau als Schwester behandle." Beide Behauptungen sind ungenau. In Vis. I. c. 2. (nicht II. 2. wie S. 56. unrichtig citirt) ist nicht von einem blofsen Wunsche die Rede; sondern, „*domina*, heifst es, *contumelia mihi objecta est a muliere optima, dicente quod peccavi in eam, at illa dixit mihi: absit a servo Dei, res ista, sed forte in corde tuo ascendit illius concupiscentia*," welche dann mit Recht, nach Matth. 5, 28, als *cogitatio peccatum inferens* bezeichnet wird. — Ebenso heifst es vis. II. c. 2. nur: „*conjugi tuae, quae futura est soror tua*", eine Stelle, welche durch Clem. Alex. strom. L. III. ad 1 Cor. 9, 5. die nöthige Erläuterung erhält: *αδελφη δε τυτω ἡ γυνη μετα την παιδοποιϊαν ὡς και ὁμοπατρια κρινεται*, und durch Hieronymus, Ep. 28. ad Lucin. „*habes tecum, prius in carne, nunc in spiritu sociam, de conjuge germanam*".

2) Die Ansichten des Ignatius werden aus dessen interpolirten Briefen geschöpft und aus *cap. V. ad Polycarp.* „*ει τις δυναται εν ἁγνειᾳ μενειν, εις τιμην της σαρκος τυ κυριου, εν ακαυχησιᾳ μενετω*, so übertragen, Ign. habe erklärt, es sey verboten, „sich seines Verdienstes zu rühmen, wenn man im Stande der Ehelosigkeit und Keuschheit, zur Ehre des Körpers Jesu, beharre," da doch das *σαρκος* hier offenbar den von Christo angenommenen menschlichen Leib bedeutet.

3) Dafs, nach S. 56., Justin „jede Ehe als etwas Gesetzwidriges gelte", — dafür haben wir in keiner seiner Schriften einen Beleg finden können. Nur die Heirath mit einer Geschiedenen ist ihm, (nach Matth. 19, 12,) eine Sünde, und gegen die Heiden rühmt er vielmehr von den Christen, dafs sie nur in der Absicht heirathen, um die Kinder, die sie miteinander erzeugen, zu erziehen.

4) Von Athenagoras wird die wichtigste Stelle seiner *Leg. pro Chr.* übergangen, wo es heifst: *εὑροιο δ' αν πολλους των παρ' ἡμων, — καταγηρασκοντας αγαμυς, ελπιδι τυ μαλλον συνεσεθαι τῳ θεῳ, κ. τ. λ.*

5) Aus Irenäus, der in 7 Zeilen abgefertigt, und mit Unrecht der „alle Philosophie verschmähende" benannt wird, ist nicht angeführt, dafs er *adv. haer. L. I. c.* 9. eines verheiratheten Diakons gedenkt, und *L. III. c.* 19. sich gegen Deuterogamie erklärt, so wie andrerseits sein Verhältnifs zu den Gnostikern gar nicht berührt wird, da doch gerade dieses ihm eine so moderate Stimmung gegeben haben mag.

6) Tertullian wird S. 63. mit Unrecht „ein Mann von überaus sinnlicher Phantasie" genannt, während ihm gleich darauf übertriebener Weise ein „finsterer Hafs gegen alles Weltliche" zugeschrieben, der sich „gegen alle Vergnügungen und Beschäftigungen des Lebens richte." Seine Ansichten über Ehe und Ehelosigkeit sind durchaus nicht vollständig dargelegt. So ist namentlich der Hauptgrund gegen jede Deuterogamie unerwähnt geblieben, welchen Tertullian in seiner Schrift *de monogamia* anführt und der aus der tiefsten Erfassung des Sakramentes der Ehe, als einer innigsten, untrennbaren Verbindung für Hier und Dort geschöpft ist. So hätte doch wohl aus: *de*

Digitized by Google

exhort. cast. angeführt werden müssen: „man habe Beispiele, dafs Priester, die in die andre Ehe getreten, wären abgesetzt worden", und dafs er hierin „die Laien den Priestern gleichgestellt wissen will."

7) Bei Clemens v. Alex. hätte die wichtigste, wahrhaft philosophische Stelle nicht übersehen werden dürfen, welche sich *paedag. II.* 5. findet: *ὁποσα φυσικα τοις ανθρωποις εστι, ταυτα ουκ αναιρειν εξ αυτων δει, μαλλον δε μετρον αυτοις και καιρον επιτιθεναι πρεποντα.*

8) Aus Origenes hätte vor Allem, um ihm Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, angeführt werden müssen, dafs er selbst im Comentar zu Matth. c. 15. (*T. I. p.* 366 *sq. ed. Huet.*) die Selbstentmannung tadelt.

9) Auch war aus *Com. XVIII. in Luc. T. III. p.* 953. *ed. La Rue*, auf welche S. 61. Bezug genommen, noch folgendes anzuführen: „*sicut enim ab ecclesiasticis dignitatibus non solum fornicatio, sed et nuptiae repellunt, neque enim episcopus, nec presb., nec diac., nec vidua possunt esse digami, sic etc.?* — Besonders verdiente andrerseits Erwähnung, dafs zuerst von Origenes (im Com. zum Matth. 14. *T. I. p.* 365 *seq. ed. Huet.*) Matth. 19, 11. 12. mit Matth. 7, 7. in Verbindung gesetzt worden, daher dann später so oft, und noch zu Trient, diejenigen, welche die Gabe der Enthaltsamkeit nicht empfangen zu haben behaupteten, immer nur damit abgefertigt wurden, dafs sie nur recht um die Gabe zu bitten hätten, um sie unfehlbar zu erhalten.

Im folgenden §., in welchem die erst „im 4ten Jahrh. beginnenden kirchenrechtlichen Beschränkungen der Priesterehe" aufgeführt werden, herrscht dieselbe Ungenauigkeit und Unvollständigkeit, wie im vorhergehenden. Wir heben nur das Wichtigste hervor:

1) Vermissen wir nicht nur überhaupt hier die Urtexte der angeführten Canons, sondern auch mehrere Verfügungen, die nicht übergangen werden dürften, namentlich aus den sogenannten apostolischen Canons und Constitutionen, über deren Werth, Aechtheit und geschichtliche und kirchenrechtliche Bedeutung nichts zureichendes angeführt wird.

2) Die Nizänische Synode wird in's J. 324 gesetzt, und zu flüchtig abgehandelt, der 1ste Canon übersehen, die wichtige Stelle in des Paphnutius Rede „dafs nach der alten Ueberlieferung der Kirche der einmal ordinirte Geistliche nicht mehr heirathen darf" — gar nicht hervorgehoben, und mit keinem Worte auf die Inconsequenz aufmerksam gemacht, mit welcher Römlinge, z. B. Lupus (*opp. T. IV. p.* 9. *col.* 6.), die Römische Usanz gegen das ökumenische Nizänum vertheidigen. Auch bleibt unerwähnt, dafs auf dieser Synode Spyridion, Bisch. v. Trimethus, gegenwärtig, von welchem Sozomenus (I. c. 11.) sagt: *γαμετην και παιδας εχων, αλλ' ε παρα τουτο τα θεια χειρων.*

Wir übergehen mehrere Unrichtigkeiten der nächstfolgenden §.§., und fragen nur, wo es denn stehe, dafs im Anf. des 5ten Jahrhunderts „man sogar den Grundsatz schon zu predigen anfing: ein schlechter Mönch giebt noch immer einen guten Kleriker": (S. 114.), da doch Augustin, auf welchen Bezug genommen, vielmehr klagt: *vulgares de nobis jocabuntur dicentes: malus monachus bonus clericus est?* eine Klage, in welche auch Cyrillus von Alex. (*opp. T. VIII. P. III. p.* 211. *ed. Lutet.* 1638.) einstimmt.

Im 11ten §. werden von I. S. 129 bis 192 die „Ansichten der Kirchenväter (des Zeitraums von 325 — 440) von der Ehe und der Ehelosigkeit dargelegt". Wir vermissen aber in deren Reihe Didymus, dem, als Schüler des Origenes und Lehrer des Hieronymus, eine Stelle hier gebührt hätte, um so mehr, da er in dem von ihm erhaltenen Fragment gegen die Manichäer zwar die Jungfrauschaft für Etwas Göttliches erklärt, zugleich aber daselbst bemerkt: *per adventum Christi, sicut ab aliis rebus ablatum est peccatum, sic etiam a nuptiis.* —

Wir bemerken demnächst, dafs die S. 141. angeführte Stelle aus Ambrosius, (*de offic. ministr. L. I. c.* 50. *no.* 257. 258.) ganz unrichtig übersetzt ist: „*Inoffensum*, heifst es, *exhibendum et immaculatum ministerium nec ullo conjugali coïtu violandum cognoscitis, qui integri corpore, incorrupto pudore, alieni etiam ab ipso consortio conjugali ministerii gratiam recepistis* (wird übers. deutsch: „und sogar mit Verzichtleistung auf eheliche Verbindung das heil. Amt übernommen etc.). — *Quod eo non praeterii, quia in plerisque abditioribus locis cum ministerium gererent, vel etiam sacerdotium, filios susceperunt*; (durch: „weil in den abgelegenen Orten Diakonen und Priester hie und da Söhne erzeugt haben", u. s. w. —

Die Ansichten Augustin's, der, obgleich fast 20

Digitized by Google

Jahre nach Hieronymus geboren, doch vor demselben angeführt wird, sind S. 148—154 dargelegt, aber durchaus nicht in der Vollständigkeit, welche ihm, als dem eigentlichen Gründer der röm. kath. Kirchenlehre gebührt, so wie auch Augustin's Repräsentanten im Mittelalter, dem h. Thomas v. Aquin, der bis tief in die neuere Zeit geherrscht hat, im 2. Bde. nur eine halbe Seite gewidmet ist. Nicht einmal alle, bereits von Körner beigebrachten wichtigen Stellen sind hier aufgeführt, worunter doch namentlich die *de genesi ad litt. L. III.* über die Ehe so bedeutend. In ihr, heifst es, vereinigten sich 3 Tugenden: „die Treue beider Personen gegeneinander, die Liebe gegen ihre Kinder, und die Festigkeit der Vereinigung, welche durch Nichts getrennt und aufgehoben werden sollte. Aber aufser diesen, hätten besonders folgende hier nicht fehlen dürfen: *sermo* 37. *ad fratr. in erem.* — *Quaest. ex utroq. test. nupt.* 127 *sub fine.* — *de op. monach. c.* 4. 5. — *de morib. eccl. cath. c.* 31. — In Psalm. 75. *circa fin.* und *ad Psalm.* 83 *circa init.* — *Ep.* 38. *ad Laetum.* — *L.* 2. *retract. c.* 22 und *de haeres. haer.* 82., wo er schon die Behauptung Jovinians, *(qui) sacrarum virginum meritum (aequat) pudicitiae conjugali* — eine Ketzerei nennt, — und *de grat. et lib. arb. c.* 4., — *Confess. Lib.* 6. *c.* 11. und *Ep.* 143. *ad Julian. vid.*, in welchen drei Stellen er die Behauptung des Origenes erneuert, die Gabe der Enthaltsamkeit werde denen gegeben, die darum bitten. Es hätte dann u. a. wohl auch erwähnt werden sollen, dafs schon Augustin fast überall, wo er von der Enthaltsamkeit, — auch von dem ihr Jenseits werdenden Lohne spricht, woran sich die katholische Lehre von der Ueberverdienstlichkeit knüpft, die im vorliegenden Werke unberührt geblieben, aber füglich die Stelle mancher Wiederholung *) und überflüssigen Erörterung eingenommen hätte. —

Wenn aber die Hrn. Verf. zureichende Vollständigkeit nicht angestrebt, so hätten sie doch nicht, wie dies mehrmals, und namentlich bei Hieronymus geschehen, dasjenige weglassen sollen, wodurch anstöfsige Härten zum wenigstens gemildert werden. So räth allerdings dieser Kirchenvater *(Ep.* 5. *ad Heliodor.)* Mönch zu werden: *licet in limine pater jaceat, per calcatum perge patrem, siccis oculis ad vexillum crucis evola.* Warum aber ist S. 159 in Nr. 3. die gleich nachfolgende Stelle weggeblieben: „*tunc*, (näml. im himml. Jerusalem) *et parentibus tuis ejusdem civitatis jus petes*," und das andere Motiv: „*facile rumpit haec vincula amor Dei et gehennae timor*," und alle die Aussprüche Christi namentlich Luc. 14, 26. die zu solcher Härte Veranlassung geben können, endlich den Umstand, der auch bei ähnlichen Aussprüchen des Ambrosius und Chrysostomus zu berücksichtigen, dafs nämlich damals häufig die Aeltern noch Heiden waren, während die Kinder schon Christen geworden. — Völlig mifsverstanden ist aber die Stelle aus Hieronymus gegen Jovinian *imago creatoris non habet copulam nuptiarum*, was nach S. 213 heifsen soll, dafs „in der Ehe kein göttliches Verhältnifs bestehe;" denn jene Stelle bezieht sich nur auf den Zustand vor dem Sündenfall, worin, wie schon Gregor v. Nyssa lehrte, noch keine Ehe statt gefunden.

Bei Basilius sind die Regeln übergangen, die er für Ehelose gegeben, und bei Gregor von Nazianz die Stellen, in welchen er die Gefahren des ehlosen Lebens schildert, namentlich *orat. XI.*, *orat. XX.* wo er bemerkt: „das ehelose Leben ist ruhiger, führt mehr zu Gott; ist aber selten ohne Stolz; — das ehelige hingegen thätiger, nützlicher, nur nicht frei von Unruhe, und *or. XXXI.*; besonders hätte aus dem 5. Cap. der *or. XXV.* in *laudem Neronis* die Stelle gegeben werden müssen, welche das Wichtigste enthält, was für den Ehestand gesagt werden kann. —

Der diesem Berichte gestattete Raum untersagt uns, noch weiter die bedeutenden Stellen anzuführen, welche auch bei den übrigen Kirchenvätern, dieses Zeitraumes übersehen worden sind, daher wir auch, was die noch übrigen Theile dieses Werkes betrifft, die noch über 1300 Seiten einnehmen, uns darauf beschränken müssen, zunächst die auffallendsten Irrthümer, Unrichtigkeiten und Lücken anzudeuten, und zuletzt dasjenige im Allgemeinen anzugeben, was durch dieses Werk in Wahrheit förderliches geleistet worden ist. —

Wir bemerken daher 1) die Th. I. S. 269. 270 als fortlaufend angeführte und übersetzte Stelle aus dem 105. Briefe des Synesius ist ein blofser Auszug aus dem-

*) Eine Stelle aus *Hieronym. adv. Vigilant.* wird sogar dreimal angeführt: S. 231. 243 und 271. und aus seiner Schrift gegen Jovinian ist ein eilf Seiten langer Auszug gegeben.

Digitized by Google

selben, welchem durch die Art der Uebersetzung, und durch Weglassung zugehöriger Stellen zum Theil ein unrichtiger, zum Theil sogar dem Urtexte widersprechender Sinn gegeben worden ist, wie sich Jedem schon bei flüchtiger Vergleichung ergeben wird.

2) Es erhellet keineswegs, wie I. S. 263 behauptet wird, „aus den Nachrichten der eifrigsten Gegner der Ehe, dafs die Geistlichen (im 5. Jahrhundert) meist verheirathet waren."

3) Dafs I. S. 283. Joh. 10, 26 statt 19, 26 angeführt, ist wohl nur ein Druckfehler.

4) Im 4. Zeitraume, von 440 bis 700 wird mit keinem Worte der Ansichten des Dionysius Areop., Vincentius Lirinensis, Fulgentius und Isidorus Intp. gedacht, von welchen namentlich der erste einen so bedeutenden Einflufs auf das Mittelalter bis auf die Reformatoren hinab gehabt hat.

5) Die I. S. 309 ff. gegebene Uebersetzung der Justinianischen Gesetze ist theils ungenau, theils unvollständig, indem die bezeichnendsten Stellen weggelassen sind; so ist z. B. was das erste betrifft, in *L.* 42. *C. de episc. etc.* nicht von einer Vorschrift der Apostel, sondern von ihrer Lehre (*doctrina*) die Rede. Ebenso sind die Beschlüsse des Trullaninus S. 317 ff. zum Theil unrichtig übertragen, wie z. B. der Can. XIII. nicht sagt: „Nachdem wir vernommen, dafs es in der röm: Kirche Brauch ist u. s. w.; sondern: *επειδη εν τη Ρωμαιων εκκλησιᾳ εν ταξει κανονος παραδεδοσθαι διεγνωμεν*, also: dafs es in der röm. Kirche als Kanon überliefert worden" u. s. w. Auch war bei dieser Synode nicht nur der Patriarch von Constantinopel gegenwärtig; sondern nach diesem stehen auch die Unterschriften der Patriarchen von Alexandrien, Jerusalem, Antiochien und Justinianopolis. —

6) I. S. 398. wird in Beziehung auf den 4. Zeitraum (v. 440—700) bemerkt: „auch die geistigen Folgen der gewaltsam unterdrückten Naturtriebe, eine trübe, düstere, krampfhafte Anschauung des Lebens, eine mit unreinen Bildern ringende oft bis zum Wahnsinn verirrte Einbildungskraft blieben bei den Klerikern — nicht aus." Erwiesen soll dies werden, durch eine Anekdote aus Gregor v. Tours erzählt, wonach dem Bisch. Eparchius Teufel erschienen seyn sollen, und durch Anführung zweier Beispiele von Enthaltsamkeit und zweier von Nichtenthaltung.

7) Wenn I. S. 425. von *scotus Erigena de Nat. div. II.* 6., so war daneben auch IV. 23. p. 216. zu erwähnen.

8) In Beziehung auf die, nach I. S. 430. von Chrodegang eingeführte *vita canonica* hätte nicht übersehen werden sollen, dafs eigentlich der h. Rigobert, seit 696 Erzb. v. Rheims † $\frac{731}{740}$, der Stifter des Zusammenlebens der Kleriker war, wie dies schon von Lupus (*opp. L. IV. p.* 18.) hinreichend erwiesen, und dafs dasselbe auch in Italien eingeführt worden. (*eod. p.* 26.)

9) I. S. 457. steht, Guarini B. v. Modena († 1026) habe alle, welche zu Kirchenpfründen befördert werden sollten, gezwungen, „zu schwören, dafs sie zeitlebens keusch leben wollten; — in den beigebrachten Formularen steht aber nur: *promitto*, oder *promitto coram deo et omn. sanctis.*

10) I. S. 542. wird behauptet: „Kinder aus solchen verfluchten Ehen (nämlich von Personen in verbotenen Verwandschaftsgraden) benannte die gütige Mutter, die Hierarchie, mit dem Namen Wechselbälge, Krüppel, Lahme, Blinde u. s. w." In der Erweisstelle heifst es aber nur: *ex his autem procreari solent coeci, claudi, gibbi et lippi sive aliis turpibus maculis aspersi*; womit nur die auch von Aerzten bestätigte Erfahrung als zu weit ausgedehnt erscheint; wonach wirklich aus den Ehen naher Verwandten häufig solche mangelhafte Zeugungen hervorgehen. —

11) Th. II. S. 19. wird ohne Erweis behauptet: Den Mönch Hildebrand (Greg. VII.) „kümmerte nicht der Untergang des Familienglückes und der Sittlichkeit der Priester."

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 88.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1829.

I. Denkschrift für die Aufhebung des den katholischen Geistlichen vorgeschriebenen Cölibates u. s. w.

II. Beleuchtung der Denkschrift für die Aufhebung u. s. w. von P. i. a.

III. Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen. Von J. A. und A. Theiner.

(Schluſs.)

12) Daſs nach II. S. 31. Leo IX. in seinem Constitutum geboten habe, „daſs die Frauen der Kleriker als Sklavinnen der Laterankirche angeeignet werden sollten," — ist doch wohl nicht als richtige Uebersetzung der folgenden Stelle aus Damianis *Ep.* 3. *L. IV.* anzusehen, wo er berichtet: „*in plenaria plane synodo — Leo p. constituit, ut quaecunque damnabiles foeminae intra romana moenia reperirentur presbyteris prostitutae, et tunc et deinceps Lateranensi palatio adjudicarentur ancillae*; denn unter jenen *foeminis prostitutis* sind allem Anschein nach nur Concubinen, zu verstehen, und daſs hier *ancilla* nicht mit Magd, sondern mit Sklavin übersetzt worden, hätte wohl gerechtfertigt werden sollen.

13) S. 72. wird miſsverständlich behauptet, Nicolaus II. habe den Lombardischen Suffraganen, und dann auch allen übrigen Bischöfen geboten, die concubinarischen Priester vom Altardienste zu entfernen; — denn das erste that der von 113 Italiän. Bisch. beschlossene 3. Canon der Römischen Synode von 1059, und das letztere geschah nur, indem Nicolaus dieses von der römischen Mutter-, Muster- und Meisterkirche erlassene Gesetz sämmtlichen Tochterkirchen zur gebührenden Nachachtung mittheilte. — Auch war, was S. 74. von der Zusammenkunft Damianis mit den Bischöfen gesagt wird, dem Bericht von jener Synode vorauszuschicken, da sie, wie auch Lupus (*opp. V.* 85.) behauptet, den can. 3. derselben zur Folge hatte. — Endlich hätte hier der eigentliche Cardinalpunct der Cölibatsgeschichte nicht übersehen werden sollen, welcher in dem, auf dieser Synode von Berengar abgelegten catholischen Glaubensbekenntniſs enthalten, wonach Brod und Wasser nach der Consekration nicht nur ein Sakrament, sondern auch der wahre Leib und das wahre Blut Jesu Christi, *et sensualiter non solum sacramento, sed in veritate manibus sacerdotum tractari etc.*, was in Verbindung mit dem Glauben an die unbefleckte Empfängniſs Mariä, für Gläubige, — wir möchten sagen, unabweislich — die Virginität der Priester, die Jesum regeneriren, postulirt.

14) Daſs es auch S. 147. Damiani „nicht vergönnt gewesen, über seiner Zeit zu stehen," — und daſs „seine Theologie die gemeinste Zeittheologie" sey, — dieses Urtheil wird durch sein unermüdliches Streben zur Sittenreformation des damaligen Klerus, durch seine Freimüthigkeit gegen die Päbste und durch viele Stellen seiner Schriften als unrichtig erwiesen.

15) S. 404. wird im Text behauptet, zur Zeit Innocenz III. lebte der niedere Klerus überall in Ehe, oder Concubinat, oder sonstiger Ausschweifung." Die in den Anmerkungen beigebrachten Zeugnisse berechtigen aber nicht zu so allgemeiner Behauptung.

16) S. 465. heiſst es, auf der Salzburger Synode v. 1274 seyen die Statuten des Lyoner Concils eingeschärft worden, — diese Statuten selbst sind aber mit Stillschweigen übergangen.

16) Im Allgemeinen ist noch über die 1. Abtheilung des 2. Bandes zu bemerken, daſs von den 590 S., welche die Geschichte des Cölibats von nur 250 Jahren behandeln, — der Theorie nur 90 Seiten gewidmet, und daſs des h. Bernhard im Vergleich mit Damiani zu wenig, und Abälard's, Hugo's und Richards v. St.

Digitized by Google

Victor, des Alanus ab Insulis, des Alexander ab Hales, der seine Summa auf Befehl Innocenz IV. geschrieben und Roger Bacos gar nicht gedacht ist.

17) Gleich im Eingang der 2. Abthlg., S. 591 ist das Eigenthümlichste der Synodalbeschlüsse des 9. Zeitraumes, (von 1300—1517) unerwähnt geblieben, nämlich das öftere Androhen von Geldstrafen und der häufigeren Erwähnungen von zu gestattenden Dispensen. Die Clementine (L. III. T. 1. c. 1) von 1311 ist übergangen. Dante und Boccaccio werden nur in einer Note genannt.

18) Im §. 61. sind unerwähnt geblieben die Predigten des Franziskaners Berthold aus dem 13. und des Dominikars Tauler aus dem 14., da doch besonders aus dem letzten eine reiche Ausbeute für die Geschichte sowohl der Sitten als der Ansichten jener Zeiten zu schöpfen war; auch ist im §. 67. die wichtige Schrift des Gottfr. Boussard über den Cölibat der Geistl., welche 1505 zu Paris erschienen, übergangen.

19) Die S. 896 bis 929 gegebene Geschichte des Cölibats in den Zeiten der Trienter Synode ist in jeder Beziehung unzureichend, und würde als der schwächste Theil des ganzen Werkes anzusehen seyn, wenn nicht:

20) Die §§. 72 und 73, nachfolgten, welche die Geschichte des 17. 18 und 19. Jahrhunderts enthalten sollen, wirklich aber nur die Synodalbeschlüsse gegen das Concubinat der Geistlichen in einiger Vollständigkeit enthalten, übrigens nur einzelne Data zur Geschichte dieser Zeiten liefern. —

Aus diesen Bemerkungen, auf die wir uns hier beschränken mufsten, wird zur Genüge hervorgehen, dafs das vorliegende Werk (Nr. 3.) nur als eine unvollständige und nur mit Vorsicht zu gebrauchende Materialiensammlung für eine noch zu schreibende Geschichte des Cölibates anzusehen ist, und würde den Hrn. Verfassern, namentlich für die mühselige Aufführung der dahin einschlägigen Synodalbeschlüsse, noch mehr Dank zu widmen seyn, wenn sie durch Anführung der Texte der griechischen und der lateinischen ökumenischen Synodalbeschlüsse das abermalige Aufsuchen derselben überflüssig gemacht hätten. Was die Sache selbst betrifft, so ist sie durch dieses Werk nicht um Vieles spruchreifer geworden, als sie es bereits durch des Calixtus und Körners Abhandlungen gewesen; denn schon durch diese waren die Hauptsätze, auf welche es bei diesen Untersuchungen ankommt, zur Evidenz gebracht und von dem, was jene noch zu wünschen liefsen, ist durch No. 3. nur weniges geleistet. Jedenfalls aber verdient es als eine sehr reiche Zustammenstellung geschichtlicher Thatsachen und Zeugnisse über das Cölibat eine andere Beurtheilung, als die im Märzheft des Katholiken d. J. in wenigen Zeilen enthaltene, durch welche dieses Organ der gelehrt und rechtgläubig scheinen wollenden Katholiken in Deutschland in der That nur sich selbst verurtheilt. Da sie deutlich zu erkennen giebt, was von dieser Parthei zu erwarten steht, so mag es als Schlufsstein für No. 3., wie als Rechtfertigung desselben hier eine Stelle finden: „die Recension dieses Buches, heifst es S. 382., finden wir im *franc parleur T. I. p.* 184. mit folgenden Worten ausgesprochen: „*depuis une vingtaine d'années, les grandes Commotions avoient prodigieusement multiplié les maladies de cerveau; la manie, la démence, la frénesie ont eu chacune leur époque; la tendance est maintenant, vers l'imbécillité; j'ai traité plusieurs sujets arrivés à ce période, et j'eu ai guéri quelques uns à force de cordiaux. Chez la plupart le mal est incurable,*"" *ardet Ucalegon.*" —

F. W. Carové.

XLVII.

Der Arzt im Menschen, oder die Heilkraft der Natur. Ein Versuch zur wissenschaftlichen Darstellung und zu einer Anleitung zur praktischen Benutzung derselben von Dr. Georg Fr. Chr. Greiner, Amts- und Stadtphysikus, auch Armenarzt zu Eisenberg, Mitglied der naturf. Gesellsch. des Osterlandes zu Altenburg. Erster Band. Altenburg 1827.

Seit den ältesten Zeiten haben die vielen Beispiele von Wiedergenesung der Kranken ohne Arzneimittel im hohen Grade die Aufmerksamkeit der Aerzte auf sich gezogen, nicht allein um den Gang der Natur bei dieser Selbsthülfe in Krankheiten kennen zu lernen, sondern zugleich auch um zu wissen, in welchen Fällen die Lebenskräfte des Kranken allein hinreichen die Krankheit zu überwinden und in welchen Fällen die ärztliche Hülfe wirklich nothwendig ist. Denn die Beobachtung aller besseren Aerzte von jeher hat gelehrt, dafs in vielen Fällen durch übereilte Anwendung von

Digitized by Google

Arzneien der Gang der Natur in ihrem eigenen Heilungsprozefs gestört wurde, so dafs sie nicht allein die Krankheit, sondern auch zugleich den Arzt zu überwinden hatte. Es giebt nur ein Mittel solche Fehlschritte zu verhüten, nämlich: die Kenntnifs der Lebenskräfte, durch welche die Natur von selbst den Heilungsprozefs zu Stande bringt. Eine nähere Betrachtung zeigte bald, dafs diese Heilkräfte der Natur nicht als eine besondere von den übrigen Lebenskräften verschiedene Kraft, sondern als das Resultat der vereinten Wirkung aller organischen Funktionen zum Zweck des Lebens betrachtet werden müsse, und sehr richtig sagte schon Hippocrates in diesem unmittelbaren Sinne: die Natur selbst bewirkt was zur Heilung nöthig und nützlich ist; sie ist der Arzt der Krankheiten u. s. w. Friedrich Hoffmann, Stahl, J. Gall u. A. haben später in ihren praktischen Werken auf die Wirksamkeit des Lebensprozesses bei der Heilung der Krankheiten hingewiesen, und besonders hatte Stahl seinen physiologischen Ansichten gemäfs auch die Bedingungen, unter welchen die Natur den Heilungsprozefs bewirkt, darzustellen sich bemüht, und somit die Grundlage zu einer physiologischen Erklärung der Heilkraft der Natur gegeben. In neuerer Zeit finden wir von den Aerzten die Heilkraft der Natur weniger beachtet, wie denn überhaupt ein einseitiges und oberflächliches Studium der Physiologie, von welchem aus der Weg zur praktischen Medizin nicht gefunden werden kann, beide Wissenschaften immer weit von einander entfernt gehalten hat. Das Wesen der Heilkraft der Natur ist aber allein in den Gesetzen des organischen Lebensprozesses überhaupt begründet und mufs vor Allen in der Physiologie seine wahre Erklärung finden.

Es ist daher im Allgemeinen für ein schätzenswerthes Unternehmen zu erkennen, dafs der Verf. gegenwärtiger Schrift die Heilkraft der Natur zum besonderen Gegenstande einer ausführlichen Behandlung macht um durch diese Brücke den Weg von der Theorie der Medizin zur Praxis zu erleichtern.

Eine nähere Darstellung des Inhaltes des Werkes wird zeigen, inwiefern diese Absicht erreicht ist, und noch weiter zu erreichen seyn möchte.

Die ganze Aufgabe sondert der Verf. in drei Theile, von denen im ersten: vom Begriff und der Idee der Heilkraft der Natur und deren nothwendigen Begründung im Wesen des menschlichen Lebens; im zweiten: von den Erscheinungen, unter welchen die Heilkraft der Natur ihre Thätigkeit ausübt gehandelt ist. Diese beiden Theile machen den vorliegenden Band aus, wogegen der dritte Theil, welcher von den Gränzen und Modificationen der Heilkraft der Natur in den kranken Individuen und deren Benutzung bei der Behandlung der Kranken, handeln soll, erst erscheinen wird. Der Verf. sucht im ersten Theil, den Begriff und die Idee der Heilkraft der Natur, durch Darlegung seiner physiologischen und pathologischen Ansichten des Lebensprozesses zu erläutern und zu begründen, und gelangt zu dem Resultat, dafs sie dem Begriff nach diejenige Kraft im menschlichen lebenden Organismus sey, vermöge welcher er im Stande ist, ein Bestreben zu äufsern, Krankheiten und Verletzungen durch die in ihm selbst liegenden Mittel zu heilen. Der Grund dieser Heilkraft ist die Kraft der Selbsterhaltung, inwiefern sie gegen die gestörte Harmonie der Lebensverrichtung gerichtet ist. Da diese Kraft eine Folge der zweckmäfsigen d. h. weisen Thätigkeit des Lebensgeistes ist, so hält der Verf. die Heilkraft der Natur, der Idee nach, für eine Art Naturweisheit des Lebensgeistes in der Krankheit.

Obgleich wir im Allgemeinen die Absicht des Verf., die Heilkraft auf physiologische Principien zurückzuführen und sie daraus zu erklären, bevor man sie im Verlaufe zusammengesetzter Krankheitsprozesse darstellt, sehr billigen, so glauben wir doch sogleich das Urtheil aussprechen zu dürfen, dafs der Verf. durch den Gang und das Resultat seiner physiologischen Untersuchung das wahre Wesen der Heilkraft in ihrer concreten Natur nicht ergründet, vielmehr nur eine ganz äufserliche Bezeichnung ihres Daseyns, ohne Entwickelung ihrer Entstehung, ausgesprochen hat. Dies wird eine nähere Verfolgung der Darstellung noch deutlicher zeigen.

Aus der Ordnung und dem Zusammenhang der Erscheinungen in der ganzen äufsern Welt, wodurch alles Mannigfaltige in seiner unendlichen Theilung wieder ein zusammengehöriges Ganze ausmacht, (§. 1.) wird gefolgert, dafs diesem ein innerer Grund, ein inneres Leben untergelegt werden müsse, welches der Inbegriff der Kräfte ist, wodurch die Erscheinungen bewirkt werden (§. 2.). So nimmt denn der Verfasser kosmische, magnetische, elektrische und auch lebendige Kräfte an, durch welche die entsprechenden Erschei-

Digitized by Google

nungen bewirkt werden. Der Verf. entwickelt aber das substantielle und objektive Verhältnifs dieses Inneren zum Aeufseren durchaus nicht, sondern stellt das Ganze in eine durchaus subjektive Betrachtung, meinend, dafs man über diese Unterscheidung des Inneren und Aeufseren mittelst des Verstandes nichts von der Natur begreifen könne. Die innere Gesetzmäfsigkeit, das Maafs, die Ordnung der Kräfte, die Zweckmäfsigkeit der Organisation kann nicht begriffen werden, weshalb man als inneren Grund der Einheit und Ordnung des Lebens der Natur ein Reich der physischen Ideen, die ihren letzten Grund in Gott haben, annehmen mufs (p. 61.), deren Offenbarung die lebendigen Dinge sind. Diese physische Idee als Grund des einzelnen lebenden Dinges ist der Naturgeist, und also giebt es so viel Naturgeister als lebende Individuen. Die Lebensthätigkeiten der Naturgeister sind wieder die Kräfte (p. 63.) und das innere reale Leben ist nicht zu erfassen, sondern wir können blofs die äufsere Erscheinung des Lebens in eine formelle Einheit zusammenstellen und sie auf die Idee beziehen.

So ist denn auch der Mensch, von der körperlichen Seite betrachtet (§. 4.), die Offenbarung eines Naturgeistes, den der Verf. seinen physischen Lebensgeist nennt, zum Unterschiede seines geistigen Lebens, der Psyche.

Diesen Principien über das Wesen des menschlichen Lebens im gesunden Zustande fügt der Verf. noch einige physiologische Bemerkungen über die Abhängigkeit des organischen Lebens von dem allgemeinen Naturleben und über die verschiedenen Organe und Funktionen, welche sich im Körper entwickeln (§. 5. 6.), ferner über das Verhältnifs der Psyche zum physischen Leben (§. 7.), hinzu, ohne dafs sie jedoch mit jenen Principien in einer nothwendigen Verbindung ständen, denn wenn auch die Form der Darstellung sich immer auf das Princip des Lebensgeistes bezieht, so sind doch die dargestellten Erscheinungen in einer durchaus äufserlichen Verknüpfung und ihre Einheit, welche sie durch den Lebensgeist erhalten sollen, ist durchaus nicht objektiv entwickelt. Dasselbe gilt von den physiologischen Bemerkungen über die äufseren Einflüsse auf das physische Leben und über die Lebensperioden (§. 8. 9.).

Der Verf. ist also durch die Vorstellungen des inneren Lebens, der Lebenskräfte, Lebens- und Naturgeister, auch nicht um ein Haar breit weiter gekommen, als wenn er bei der einfachen empirischen Betrachtung der Lebenserscheinung stehen geblieben wäre: denn es ist die Beziehung des physischen Lebensgeistes auf die concrete Erscheinung des lebendigen Organismus, das Verhältnifs dieses Inneren und Aeufseren durchaus nicht angegeben. Beide sind überall durch eine subjektive Betrachtung auseinandergehalten, während der Verf. den objektiven lebendigen Gang der Naturthätigkeiten hätte sollen reden lassen. Wir geben dem Verf. gern zu, dafs allen Schöpfungen und so auch der menschlichen Organisation ein vernünftiger Gedanke, eine Idee, innere Zweckmäfsigkeit u. s. w. zum Grunde liegt, halten die Erkenntnifs derselben sogar für das höchste Resultat physiologischer Untersuchung; aber die Entwickelung dieser Ideen ist ein wirklicher Fortschritt der Substanz zur äufserlichen Objektivität, des Allgemeinen zum besonderen Inhalte, so dafs das Ganze durch die Beziehung und Wechselwirkung der unterschiedenen Bestimmungen einen allgemeinen Zusammenhang hat, dem kein subjectiv abgesondertes und dahinterliegendes Innere untergeschoben werden kann. Die Kräfte sind hier Resultate der concreten Beziehungen, welche die unterschiedenen Momente des Ganzen untereinander haben, sie lösen sich in die Analyse des Prozesses auf. Diese Analyse des Prozesses hätte der Verf., anstatt der rein formellen, äufserlichen Betrachtung seines Lebensgeistes geben sollen. Es würde dann gelungen seyn, eine tiefere Einsicht in die wahre Natur der Lebenskräfte und Prozesse zu geben; das Ganze würde in seiner natürlichen Entwickelung haben aufgefafst werden können, während es so künstlich und äufserlich zusammengestellt und schematisirt worden ist. In der That kann man sagen, dafs sich Stahl ganz auf dem Standpunct unseres Verf. befand, indem er die Seele als Grund der Lebenskraft ansah, welche in der inneren Zweckmäfsigkeit ihrer Wirkungen alle Schädlichkeiten abwendet.

(Der Beschlufs folgt).

Digitized by Google

Nro. 89.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1829.

Der Arzt im Menschen, oder die Heilkraft der Natur. Ein Versuch zur wissenschaftlichen Darstellung und zu einer Anleitung zur praktischen Benutzung derselben von Dr. Georg Fr. Chr. Greiner, Amts- und Stadtphysikus, auch Armenarzt zu Eisenberg, Mitglied der naturf. Gesellsch. des Osterlandes zu Altenburg.

(Schluſs.)

Ja sogar liegt in der Erkenntniſs innerer Zweckmäſsigkeit organischer Wirkungen schon die, der Form nach richtige, Ansicht des Hippocrates, daſs die Funktionen nach einem Gesetz von Vernünftigkeit ohne Berathung, Belehrung und Unterricht vor sich gehen. Diese formelle Uebereinstimmung des Ganges der Natur mit der Vernunft hat unser Verf. auch nur aufgefaſst, indem er seinen physischen Lebensgeist überall hinter den Erscheinungen als etwas von ihnen verschiedenes Inneres, sucht. Aber zu der concreten Gestalt, in welcher sich das Leben selbst äuſserlich objectivirt, so daſs sein innerer Grund bloſs als die nothwendige Beziehung seiner substantiellen verschiedenen Momente, in welche sich die Totalität aufschlieſst, erscheint, hat der Verf. seine Darstellung nicht erheben können. Daher konnte es dem Verf. auch ferner nicht gelingen, das Wesen der Heilkraft der Natur als Wirkung der concreten Lebendigkeit weiter aufzuschlieſsen, sondern der physische Lebensgeist in unmittelbarer Wirkung soll hinter jeder Lebensäuſserung liegen. Der Verf. läſst uns nirgends die Vermittelung und den substantiellen Gang der Thätigkeiten schauen, wie der physische Lebensgeist dazu kommt, sich in seinen Wirkungen als Heilkraft zu zeigen. Wir können in der Darstellung nur das Verdienst erkennen, daſs der Verf. eine Mannigfaltigkeit organischer Wirkungen auf eine, aber nur ganz formelle, Einheit bezogen hat, anstatt man sich hin und wieder wohl bei Erklärung ähnlicher Phänomene auf ganz verschiedenartige Wirkungen bezogen hat.

Richtig sucht der Verf. die Möglichkeit der Krankheit im Allgemeinen in dem Verhältniſs des Menschen zum allgemeinen Naturleben, insofern er nur eine relativ selbstständige Existenz hat, und im Kampf mit der Auſsenwelt seine Perioden durchläuft. Aber die wirkliche Krankheit entsteht ihm wieder durch Beeinträchtigung und Störung des physischen Lebensgeistes, welcher seine Selbstständigkeit der Idee gemäſs nicht behaupten kann, wodurch Zerrüttung und Aufhebung der Harmonie der Funktionen zum Zweck der Selbsterhaltung entsteht, wobei denn der Zusammenhang durchaus nicht klar wird, welcher zwischen der Störung des Lebensgeistes und der Harmonie der Funktionen Statt findet.

Die Darstellung des Verlaufs und der Formen der Krankheiten (§. 11. 12.) erscheint durchaus auſser innerem Zusammenhang mit den gegebenen Vorstellungen von der Störung des Lebensgeistes und seiner Normalidee.

In dem Bestreben des Lebensgeistes, seine Selbstständigkeit gegen fremde Einwirkungen zu erhalten, sucht der Verf. den Grund der Selbsterhaltungskraft des Körpers und hierin den Grund der Genesung und des Rückganges der Krankheiten. Der Lebensgeist thut beim Prozesse der Genesung dasselbe wie bei der fortwährenden Selbsterhaltung, indem er sich der Wechselwirkung der Organe und organischen Systeme in ihren sympathischen und antagonistischen Verhältnissen bedient, um das fremdartige von sich abzuwenden (§. 13.).

Hier ist der Verf. auf die Spur in den am Tage liegenden Erscheinungen organischer Wirksamkeit und deren natürlichem Gange zu erkennen, daſs eben in jenen Verhältnissen der Organe selbst und in deren wechselseitiger Beziehung auf einander das innere Leben

Digitized by Google

begründet ist, was er vorhin suchte; aber dessenungeachtet hält er ursprüngliche Abstractionen fest und sagt, dafs die Organe im Dienste des Lebensgeistes seyen, ohne wieder im Mindesten den Zusammenhang beider darzuthun, und eine so nahe liegende Analyse der genannten Kraft zu versuchen. Ungeachtet also eine Mannigfaltigkeit von Erscheinungen immer auf ein dahinterliegendes Innere bezogen wird, geht der Verf. doch gar nicht ins Innere des Prozesses ein, sondern die Betrachtung bleibt darum rein äufserlich, erreicht den Kern der Heilkraft und ihre lebendige Bedeutung nicht.

Auf diese Weise gelangt nun der Verf. zu dem bereits oben angeführten Resultat von der Heilkraft der Natur. Es wäre leicht gewesen, durch einfache Verfolgung des natürlichen Verlaufs der Thätigkeiten zu zeigen, dafs die Analyse und nähere Einsicht der Heilkraft, in der concreten Einheit, worin die verschiedenen Organe des Körpers untereinander zum Zweck der Totalität zusammenwirken, gesucht werden müsse.

In dieser gegenseitigen concreten Beziehung der Organe auf einander liegt die Nothwendigkeit, fremde Einwirkungen von sich auszuschliefsen, indem die ganze Organisation gegen die Hemmung einer Funktion im Flufs des Ganzen aufgeregt wird. Die Thätigkeit der allgemeinen organischen Systeme läuft daher in der Wirkung gegen die Krankheit in bestimmten Perioden und Typen ab, welche ihren Grund in dem Gange des gesunden Lebens haben, insofern sich dieses in jeder Wirksamkeit erschöpft und durch Erholung steigert. Die Heilkraft der Natur ist eben dieser Aufruhr in der Wechselwirkung der Funktionen, um durch ihre inneren Verhältnisse den äufseren Widerspruch zu entfernen, und harmonisch in sich zu seyn. Sie ist somit nothwendig Prozefs, In diesem Sinne fassen wir das Fieber im Allgemeinen auf als eine Wirkung der Heilkraft der Natur, nicht als Krankheit für sich, wie es der Verf. ganz im Sinne von Reil darzustellen bemüht ist. Die ganz unrichtige Ansicht von Reil, dafs die Aufregung der Thätigkeiten in den allgemeinen Systemen eine für sich bestehende Krankheit (ein Gefäfsfieber z. E.) sey, welche mit den Krankheiten in den Verrichtungen einzelner Organe nebeneinander gestellt werden müsse, so dafs in jedem Organ (dem Darmcanal, der Haut, den Nieren) ein Fieber Statt finden könne, hat eine falsche Richtung in die Arbeiten neuerer Pathologen gebracht, so dafs durch diese Verwirrung sowohl die wahre Bedeutung des Fiebers, als die Natur der übrigen damit zusammengestellten Krankheiten verloren gegangen ist.

In der That existirt auch kein Fieber, als solches, als eigenthümliche Krankheit, sondern nur als Reaction des Organismus gegen irgend eine krankhafte Affection eines besonderen Organs oder Systems, woraus sich denn leicht die vielen mifslungenen pathologischen Versuche erklären, das Wesen des Fiebers in seinen mannigfaltigen concreten Gestaltungen, als einer bestimmten Krankheitsform aufzufassen. Erst in dem concreten Fall worin die allgemeine fieberhafte Anstrengung sich zeigt, läfst sich seine Bedeutung als eine Vermittelung, wodurch die krankhafte Erregung eines Organs entfernt werden soll, erkennen. Die Erscheinungen des Fiebers bilden den allgemeinen Mittelpunct, worin die Heilkraft der Natur ihre Wirksamkeit zeigt, und die mannigfaltigen Formen seiner Entwickelung zeigen den Gang und die Vermittelung, wodurch die Heilkraft ihre Wirksamkeit ausübt, daher denn auch, wie schon Hippocrates beobachtete, durch ein Fieber öfters die langwierigsten und eingewurzeltesten Krankheit geheilt werden. Wenn daher der Verf. (p. 408.) zu dem Resultat kommt, dafs das Fieber als Krankheit gewöhnlich durch die Heilkraft der Natur geheilt werde, so hätte dies nur richtig so ausgedrückt werden müssen, dafs das Fieber umgekehrt selbst das Hauptmoment des Heilungsprozesses ist. Insofern sich die Lebenskraft in der fieberhaften Aufregung erschöpft, kann freilich umgekehrt auch die Ursache des Todesprozesses im Fieber liegen. Darum besteht in der richtigen Leitung des Fiebers die Hauptkunst des Arztes.

Wenn wir gleich die Theorie der Heilkraft der Natur, welche der Verf. in dem ersten Theile gegeben, für durchaus unbefriedigend halten, so verkennen wir doch nicht die Bemühungen des zweiten Theils in den Betrachtungen der Erscheinungen, unter welchen die Heilkraft der Natur ihre Thätigkeit ausübt, insofern hier der Gang der Natur in einzelnen Fällen des Erhaltungs- und Heilungsprozesses in seinen besonderen Erscheinungen dargestellt wird. Es ist zwar im Allgemeinen nicht zu verkennen, dafs die immer fortgehenden unmittelbaren Beziehungen der Phänomene auf den physischen Lebensgeist überall die wahre Einsicht in die natürliche Vermittelung der Thätigkeiten der Heil-

Digitized by Google

kraft stören oder verdunkeln, wie denn überhaupt durch diese abstrakte und formelle Behandlung oft die einfachsten natürlichen Phänomene eine verwickelte und künstliche Stellung erhalten, und durch den gedehnten Ausdruck und die vielen Wiederholungen das Verständniſs eben nicht erleichtert wird; aber der Verf. scheint durch nähere Verbindung mit seinem Gegenstande selbst genöthigt gewesen zu seyn, die Aufmerksamkeit mehr auf den äuſseren Gang der Natur, als auf ihr vorausgesetztes inneres Princip zu richten.

Zuerst wird von den Aeuſserungen der Selbsterhaltungskraft im täglichen Laufe des Lebens gesprochen, worin der physiologische und pathologische Einfluſs der Nahrung, Luft u. s. w. und die Reaction des Körpers dagegen, so wie die Perioden der verschiedenen Lebensalter nach den krankhaften Richtungen und die Mittel, wodurch diesen von der Natur vorgebeugt wird, angegeben werden (§. 1.), Alsdann setzt der Verf. auseinander, daſs Schwächung der Selbsterhaltungskraft vorzüglich den Grund zur Ausbildung wirklicher Krankheiten enthalte (§. 2.). Es wird von der Verschiedenheit der Krankheitserscheinungen, je nachdem sie ursprünglich und zur Krankheit als solcher gehörig, oder von dem Streben der Heilkraft der Natur entsprungen sind, gehandelt (§. 3.). Diese Verschiedenheit hätte nur in Betreff der Fieber mehr hervorgehoben werden müssen, wie wir oben angedeutet, doch sind auch die Andeutungen, welche der Verf. gegeben, zum Theil sehr richtig.

Die Darstellung der „besonderen Erscheinungen von dem Bestreben der Heilkraft der Natur" enthält eine interessante Zusammenstellung besonderer Fälle wie die Heilkraft der Natur durch den Instinkt, die Perioden von Schlaf und Wachen und in den verschiedenen Lebensaltern wirksam ist, wobei der physiologische Gang der Thätigkeiten mehr oder weniger berücksichtigt ist, doch immer nicht in Bezug auf die Deutung des Wesens der Heilkraft der Natur als Heilungsproceſs.

Immer näher tritt der Verf. dem Wesen der Heilkraft oder vielmehr des Heilungsprocesses der Natur indem er endlich noch „von den Operationen der Heilkraft im Besonderen" handelt und die Verhältnisse der einzelnen Funktionen in ihrer Mitwirkung zum Zweck des Heilungsprocesses bewährt. Es werden die Fälle angegeben wie durch Vermittelung der Hautfunktion, der Nierenfunktion, der Thätigkeit der Respirationsorgane, ferner des Darmkanals, der Leber u. s. w. die Heilkraft zu Stande kömmt. Richtig läſst der Verfas. hier die antagonistischen und sympathischen physiologischen Beziehungen dieser Funktionen durch Ableitung und Gegenreizung, Erschöpfung u. s. w. hervortreten, aber immer wieder in dem Sinn dargestellt, daſs sich der Lebensgeist dieser Funktionen als Heilkraft bediene, wobei das sich hier aufdringende Wesen des Heilungsprocesses dennoch übersehen wird.

Ueberhaupt wird es dem Verf. nicht gelingen, tiefer in das Wesen der Heilkraft einzudringen, wenn er dieselbe überall als etwas unmittelbar hinter den Erscheinungen liegendes Inneres sucht. Der wahre Gang, welcher zu nehmen ist, scheint viel sicherer bezeichnet wenn man bemüht ist, den Heilungsproceſs zu verfolgen, durch dessen Vermittelung die Heilkraft erscheint. Dieses ist auch gewiſs der allein mögliche Weg, diese Untersuchungen den Zwecken der praktischen Medizin näher zu bringen, und sie mit derselben zu vereinigen, und wir glauben, daſs der Verf. seine Absicht: wissenschaftliche Resultate für die Benutzung der Heilkraft der Natur bei der Behandlung der Kranken zu gewinnen, nur auf diesem Wege vollständig wird erreichen können.

Dr. C. H. Schultz.

XLVIII.

Der öffentliche Credit von Fr. Nebenius, Groſsherz. Badischem Geheimen Rathe. Zweite Auflage. Erster allgemeiner Theil. Carlsruhe und Baden. Verlag der R. Marxschen Buchhandlung, 1829. S. 714. (Auch unter dem besondern Titel: Ueber die Natur und die Ursachen des öffentlichen Credits, Staatsanlehen, die Tilgung öffentlicher Schulden, den Handel mit Staatspapieren, und die Wechselwirkung zwischen den Creditoperationen der Staaten und dem ökonomischen und politischen Zustande der Länder).

Indem der Verfasser der vorliegenden Schrift den ihm gewordenen Auftrag der Societät vollzieht, eine Anzeige seines Werkes in diesen Blättern niederzulegen, fühlt er gar sehr, wie man bei dem redlichsten

Digitized by Google

Bestreben nach Wahrheit von der Unvollkommenheit seiner Leistung überzeugt bleiben kann, ohne sich der einzelnen Mängel und Gebrechen derselben bewufst zu werden. Die Aufgabe, deren Lösung er in seiner Schrift unternommen, führte ihn in die schwierigsten Materien einer Wissenschaft, die in ihrem jugendlichen Alter nur noch zu reich an unaufgehellten Partien und an bestrittenen Lehren ist. Der Ueberblick der deutschen, brittischen und französischen neuern Literatur läfst dahin vorzüglich die Lehre vom Kapitale und Gelde rechnen, deren vorläufige Erörterung bei einer Untersuchung unerläfslich ist, welche den öffentlichen Credit, die Natur und Zwecke der öffentlichen Creditoperationen, die Geschäfte, zu welchen das Daseyn öffentlicher Schulden die Veranlassung giebt, und die Erscheinungen, welche die Anhäufung der Staatsschulden, die Schuldentilgung und den Verkehr in Staatspapieren begleiten, zu ihrem Gegenstande wählt.

Insbesondere waren es die Verhältnisse, von denen das Miethgeld für dargeliehene Kapitalien oder der Zinsfufs, abgesehen von der, durch den Grad des Leihvertrauens bestimmten Assecuranzprämie, abhängt und die Ursache der Veränderungen des Werthes des Geldes, die nach der Ansicht des Verfassers eine nähere Betrachtung verdienten. Nun hat es ihm geschienen, dafs mit dem einfachen Gesetze der Nachfrage und des Ausgebots, als der nächsten Ursache der Erscheinungen auf dem Kapital- und Geldmarkte, für deren befriedigende Erklärung wenig gewonnen werde, zu diesem Zwecke vielmehr eine ausführliche Entwickelung der entfernten Ursachen, welche auf die Bildung des Zinsfufses und auf den Werth des Geldes einen Einflufs ausüben, versucht werden müsse. Betrachtet man die Kapitalgewinnsttaxe, oder die Höhe der Gewinnste, welche die Kapitalien bei einer productiven Verwendung abwerfen, als die Grundlage der gegenseitigen Abschätzungen der Entlehner und Darleiher, woraus die Bestimmung des Miethgeldes für dargeliehene Kapitalien im gewöhnlichen Verkehre hervorgeht; so ist der Gang einer Untersuchung über den Zinsfufs hiedurch von selbst gegeben. Sie schreitet von den Ursachen, welche die Kapitalgewinnsttaxe influenciren, zu den allgemeinen Thatsachen, die den Marktsatz des Miethgeldes höher oder niedriger, als die Kapitalgewinnsttaxe stellen. Bei der Darstellung jener Ursachen ging der Verfasser von dem einfachen an sich klaren Satze aus, dafs die Dienste der verschiedenen Productivkräfte (Kapitalien, Industrie und Naturkräfte) welche zur Hervorbringung eines Productes zusammen gewirkt haben, ihre Vergütung in dem Werthe des gewonnenen Productes erhalten. Er suchte sodann darzuthun, wie unter dem steten Wechsel der mancherlei Zufälle, welche eine Verschiedenheit der Industriegewinnste, und Kapitalgewinnste in den verschiedenen Zweigen der Production für kürzere oder längere Perioden herbeiführen, ein stetes Streben nach Ausgleichung Statt findet, welches zuletzt alle zufälligen Ursachen überwältigt und bewirkt, dafs ein Durchschnitt längerer Perioden der Kapitalgewinnste, so wie die Industriegewinnste, auf demselben Markte in allen Zweigen der Productionen sich gleich, oder (je nach der Verschiedenheit permanent wirkender Ursachen) verhältnifsmäfsig gleich stellen. Diefs vorausgesetzt, lassen sich die Resultate seiner Untersuchung über das gegenseitige Verhalten der Kapitalgewinnsttaxe und der Industriegewinnste oder des reellen Arbeitslohnes (in einem weitern, jede Art thätiger Mitwirkung in den Geschäften der Production umfassenden Sinn, nach dem natürlichen Gange der ökonomischen Entwickelung, in folgenden zusammen fassen. Jede Ausdehnung der Production unter wachsenden Schwierigkeiten, in irgend einem Zweige, dessen Gegenstand zu den Bedürfnissen des Unterhalts der Industriekräfte oder zu den Bestandtheilen der Kapitalien gehört, welche zur Hervorbringung solcher Erzeugnisse verwendet werden, ist durch die Verminderung der allgemeinen Gewinnsttaxe oder des reellen Arbeitslohnes bedingt. Es giebt wenige Producte, und unter allen, die in der Gesammtproduction des Volkes eine bedeutende Stelle einnehmen, wohl nicht einen Artikel, der nicht zu jenen Bedürfnissen oder zu den Bestandtheilen jener Kapitalien gehört, wie ein Blick auf das verwickelte Getriebe oder Production und auf den Einflufs lehrt, den ein Zweig derselben auf die andere ausübt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 90.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1829.

Der öffentliche Credit von Fr. Nebenius, Grofsh. Badischem Geheimen Rathe u. s. w. (Auch unter dem besondern Titel: Ueber die Natur und die Ursachen des öffentlichen Credits, Staatsanlehen, die Tilgung öffentlicher Schulden, den Handel mit Staatspapieren, und die Wechselwirkung zwischen den Creditoperationen der Staaten und dem ökonomischen und politischen Zustande der Länder.)

(Fortsetzung.)

Nur ist die Gröfse der Wirkung im nehmlichen Verhältnisse verschieden, als ein Gegenstand, dessen Production sich erschwert findet, in einem gröfsern oder geringern Umfange zur Bildung der Productiv-Kapitalien oder zum Unterhalt der productiven Classen erfordert wird. Unter sonst gleichen Umständen und insbesondere unter der Voraussetzung des Beharrens bei der gleichen Productionsmethode, bringen die Beschränktheit und Beschaffenheit der disponibeln Naturkräfte, der beschränkte Umfang des Bodens und die mannigfaltige Abstufung seiner Ergiebigkeit es mit sich, dafs die Production in jeder Lage die möglichst vortheilhafte Verbindung der Kapitalien und der Arbeit mit den Naturkräften suchend, in Folge des Anwachsens der Arbeitskräfte und Kapitalien, bis zu deren stationären Zustande, fortschreitend schwieriger werden mufs, oder mit andern Worten, dafs sie stufenweise unter ungünstigere Bedingungen sich begebend, der gleichen Arbeit oder dem gleichen Kapital oder beiden eine geringere Ausbeute gewährt, während die Renten des ergiebigern Bodens wachsen. Dafs aber in der natürlichen Entwickelung des ökonomischen Zustandes, unter jener Voraussetzung, die Kapitalgewinnsttaxe progressiv bis zu einem gewissen Minimum sinken mufs, folgt aus den Gesetzen, nach welchen die Bevölkerung und die Kapitalaufhäufung fortschreiten. Die Schnelligkeit der Volksvermehrung hängt hauptsächlich von den Subsistenzmitteln der arbeitenden Classe ab, und mufs sich daher bei wachsender Schwierigkeit der Production allmählig vermindern. Die Abnahme des jährlichen Zuwachses der Volksmenge bis zu ihrem stationären Zustande schwächt stufenweise die Nachfrage nach Kapitalien, während die Anhäufung nur dann eine Grenze findet, wenn die Kapitalgewinnsttaxe keinen Reiz zur Sammlung neuer Kapitalien mehr gewährt, oder die Fähigkeit hiezu, bei gleicher Neigung zur Sparsamkeit aufhört. Ein grofser Reichthum an fruchtbaren Ländereien im Verhältnifs zur Volksmenge enthält die Bedingung, unter welcher die Bevölkerung rasch zunehmen, die Kapitalgewinnsttaxe und der reelle Arbeitslohn zugleich eine bedeutende Höhe behaupten können. Würde nun bei der progressiven Vermehrung der Volksmenge die Kapitalgewinnsttaxe allein sich auf ihrer Höhe erhalten, bis zu dem Zeitpuncte, da der Arbeitslohn auf sein Minimum gesunken wäre, die Production ohne zur Benutzung eines minder ergiebigen Bodens zu schreiten oder überhaupt in ungünstigere Bedingungen sich zu begeben, nicht erweitert werden könnte, und die Bevölkerung unter diesen Umständen als dann vorerst stationär bleiben müfste; so würde defshalb weder die Neigung, noch die Fähigkeit, neue Kapitalien anzuhäufen, aufhören. Die Neigung nicht, weil sie so lange fortdauert, als die Höhe der Taxe noch einen Reiz zur Anhäufung gewährt; die Fähigkeit nicht, weil jener Boden, der früher in Verbindung mit einem gewissen Quantum von Arbeit ein Einkommen producirte, wovon jährlich ein Theil angehäuft und dem Zuwachse der Bevölkerung angeboten werden konnte, dasselbe reelle Einkommen forthin mit gleicher Leichtigkeit giebt, und nur eine andere Vertheilung Statt findet. Diese Art der Vertheilung ist selbst geeignet die Anhäufung bei einem Theile der Gesellschaft eher zu erleichtern, als

Digitized by Google

zu erschweren, da Alles, was der arbeitenden Classe von den Producten, welche der ergiebigere Boden mit gleicher Leichtigkeit, wie früher gewährt, weniger zufällt, in den Händen der Eigenthümer als Rente, d. i. als ein Einkommen sich sammelt, das ohne Arbeit gewonnen wird. Wie mannigfaltig die Schwankungen auch seyn mögen, welche von der gröfsern oder geringern Leichtigkeit, womit die arbeitende Classe sich neue Entbehrungen auflegt, von der Wirksamkeit des Triebes zur Fortpflanzung, von der Art der Vertheilung des Eigenthums, von der Neigung zur Sparsamkeit und mannigfaltigen andern Ursachen abhängen und welche das stufenweise Fortschreiten der Production bald auf dem einen, bald auf dem andern Wege erleichtern; so folgt aus dem naturgemäfsen Fortschreiten der Bevölkerung und aus dem natürlichen Gange der Kapitalanhäufung, unter sonst gleichen Umständen, dafs beide, die Kapitalgewinnsttaxe und der reelle Arbeitslohn, in allmählig fortschreitender Verminderung endlich den Punct erreichen müssen, wo jene nicht tiefer fallen kann, weil der Reiz, den sie gewährt, nur noch hinreicht das Productivkapital in seinem Bestande zu erhalten, und dieses nur noch die Mittel des nothdürftigen Unterhalts giebt, und daher eine Erweiterung der Production unter noch ungünstigern Bedingungen unmöglich fällt. Aber diese Ursache des allmähligen Sinkens der Kapitalgewinnsttaxe, wird abgesehen von den aufserordentlichen Zufällen, die, wie Kriege, die natürliche Entwickelung stören, durch manche andere Ursachen in ihrer Wirkung theils durchkreuzt, theils aufgehalten. Zufolge der Tauglichkeit der Kapitalien zu Verwendungen, welche die Naturkräfte verstärken (Bodenverbesserungen) oder die Dienste menschlicher Arbeit übernehmen (mechanische Hülfsmittel und Einrichtungen) wirkt die Kapitalanhäufung zugleich wie ein vermehrtes Ausgebot von Naturkräften und Arbeitskräften. Jene Verwendungen sind in ihrem Umfange, unter sonst gleichen Umständen, durch das Sinken der Kapitalgewinnsttaxe bedingt, und daher, wenn diese eintritt, geeignet, für längere Zeit die fernere Wirkung jener Ursache aufzuhalten. Einen derselben gerade entgegengesetzten Einflufs äufsert aber jeder Umstand, der zur Folge hat, dafs in irgend einem Zweige der Production, dessen Gegenstand zu den Bedürfnissen der Industrieleute gehört, oder einen Bestandtheil der Kapitalien bildet, die der Erzeugung solcher Bedürfnisse gewidmet sind, die gleiche Industriekraft, das gleiche Kapital oder die Ländereien von gleicher Beschaffenheit, eine gröfsere Quantität von Dingen, die zum Leben nothwendig oder nützlich sind, hervorbringen. Erhöhte Anstrengungen der arbeitenden Classen, oft die Frucht der bessern Erziehung, oft auch der Noth; die Fortschritte in der Kunst zu produciren, das Ergebnifs der fortschreitenden Bildung, des Verbreitens nützlicher Kenntnisse, die man den Forschungen der Gelehrten, den Versuchen der Empiriker, oft auch dem Zufalle verdankt; Entdeckungen und Erfindungen, welche der Production durch neue oder verbesserte Hilfsmittel eine Erleichterung verschaffen, sie zu ihren Zwecken benutzen lehren, was Unkenntnifs oder Vorurtheil für Werthlos geachtet, oder der Reihe ihrer Erzeugnisse neue, einem fremden Boden entlehnte Producte hinzufügen, welche, den gleichen menschlichen Bedürfnissen dienend, ungleich leichter hervorgebracht werden, — diefs sind eben so viele Ursachen, welche einer fortschreitenden Bevölkerung die Mittel einer gleich guten und selbst wachsenden reellen Vergütung der Dienste der Industrie und der Kapitalien gewähren können. Indem die Natur der anwachsenden Gesellschaft ihre freiwillige Gaben mit relativwachsender Kargheit spendet, hat sie auf die Entwickelung der intellectuellen und moralischen Kräfte gerechnet. In der natürlichen Verkettung von Ursachen und Wirkung werden die Bedingungen dieser Entwickelung fortschreitend günstiger, jemehr die Gesellschaft die Folgen der beschränkten Freigebigkeit der Natur empfindet. Die zunehmende Dichtigkeit der Bevölkerung erleichtert die Anstalten zur Volksbildung, befördert den wechselseitigen Verkehr. Im Augenblicke, da die Beschränkung der natürlichen Hilfsquellen fühlbar wird, beginnt zugleich ein neuer Keim weiterer Fortschritte sich zu entwickeln. Die wachsende Bevölkerung empfindet die Nothwendigkeit gröfserer Anstrengungen, oder gröfserer Enthaltsamkeit, und die einmal gewurzelte Gewohnheit ist noch lange wirksam, wenn auch die Früchte der Fortschritte, in der Kunst zu produciren allmählig reifen. Eine raschere Abnahme des jährlichen Zuwachses der Bevölkerung oder eine temporäre Stockung, durch die Schwierigkeit der Productenvermehrung veranlafst, läfst die Anhäufung den Punct erreichen, wo die Verminderung der Gewinnsttaxe den fernerhin wachsenden Productivkapitalien jene fruchtbare Anwendung zu Culturverbesserungen, zweckmäfsi-

Digitized by Google

gen Einrichtungen und zur Benutzung mechanischer Hilfsmittel verschafft. Wenn auch die Totalsumme der Producte im Verhältnisse zur Summe der vorhandenen Bedürfnisse abnehmen sollte, so bringt es doch der natürliche Gang der Entwickelung mit sich, dafs ein gewisser Theil des Einkommens fortschreitend leichter angehäuft wird, d. i. dafs ein geringerer Reiz zur Anhäufung genügt; denn fortdauernd steigt jenes Einkommen, das ohne Arbeit gewonnen wird, die Ländereigewinnste und auch die Kapitalgewinnste, in so weit die Vermehrung der Kapitalien die Wirkung der verminderten Taxe überwiegt. Die Vermehrung der Zahl und des Einkommens der Personen, welche ihre Kräfte den Geschäften der Production zu widmen, nicht gezwungen sind, ist der geistigen Entwickelung günstig und unterläfst zugleich nicht der Production durch vermehrte Nachfragen nach Genufsmitteln die mannigfaltigste Aufmunterung zu geben. Aber überall wird in jeder Periode, wo die Kunst zu produciren keine Fortschritte macht, die Bevölkerung mit der wachsenden Schwierigkeit die Bodenerzeugnisse zu vermehren, fortschreitend einen geringern jährlichen Zuwachs erhält und die arbeitende Classe sich keinen gröfsern Anstrengungen unterzieht oder unterziehen kann, jene Ursache des allmähligen Sinkens der Kapitalgewinnsttaxe ihre Wirkung äufsern. Ihre Stetigkeit macht sie geeignet, jeden andern Einflufs zuletzt zu überwiegen. Wo aber die Grenze erneuerter Rückwirkung liege, vermag Niemand zu ermessen.

Nachdem der Verfasser noch von dem Streben nach Ausgleichung der Kapitalgewinnsttaxe auf verschiedenen Märkten und des Zinsfufses und der Kapitalgewinnsttaxe auf demselben Markte, so wie von den Hindernissen einer vollkommenen Gleichstellung gehandelt, suchte er darzuthun, wie durch die Verschiedenheit des Zinsfufses in einer Reihe von Ländern, und durch die Veränderung, welche der mittlere Zinsfufs auf einzelnen Märkten in dem Laufe der Zeit erlitten, die eben aufgestellte Regel ihre Bestätigung erhalte. Sodann wurden die Abweichungen des Zinsfufses bei Darlehen auf kurze Zeit oder des Disconts von dem mittlern Zinsfufse und dem Einflufs des Disconts auf den Zinsfufs der Regierungs Anlehen untersucht, und die Verhältnisse, welche den Uebertrag der Kapitalien von einem Lande zum andern veranlassen, erschweren und erleichtern, entwickelt. Der Betrachtung des Einflusses, den die Bewegungen auf dem Geldmarkte auszuüben geeignet sind, mufste aber die Darstellung der Ursachen der Veränderungen des Werths des Geldes, oder der gesetzlichen Zahlungsmittel (Metall und Papiergeld) vorausgehn, an die sich die Erörterung der Folgen dieser Veränderungen für die Gläubiger und Schuldner, in ihren wechselseitigen Verhältnissen, knüpfte.

Als wesentlich verschieden wurden in dem dritten Kapitel betrachtet: 1) die natürlichen Ursachen, welche unter der Voraussetzung eines steten Gebrauchs der edlen Metalle, als Circulationsmittel, auf dem ganzen durch einen regelmäfsigen Verkehr verbundenen Markte, den Tauschwerth der edlen Metalle afficiren, wie die Zunahme und Abnahme des Vorraths, der Production und der Hervorbringungskosten der edlen Metalle, das Wachsthum der Bevölkerung und der Gesammtproduction, die Vermehrung oder Verminderung der Schnelligkeit des Umlaufes, die periodischen Schwankungen des Leihvertrauens; 2) der auf dem allgemeinen Markte oder auf einzelnen Theilen desselben abnehmende oder zunehmende Gebrauch künstlicher Circulationsmittel; 3) die lediglich vom Willen der Staatsgewalt auf dem ihr unterworfenen Marktgebiete abhängigen Veränderungen. — Um die Wirkung jener natürlichen Ursachen gehörig darzustellen, war es nöthig die Verhältnisse zu berühren, welche die Verschiedenheit des Werths der edlen Metalle von Ort zu Ort reguliren und sodann die Art und Weise zu entwickeln, wie sie sich stetshin bis zu einer, durch die Kosten ihrer Versendung und des Bezugs der dagegen mit Vortheil einzutauschenden, Waaren bestimmten Grenze, auf allen Theilen des allgemeinen Marktes gleichförmig zu vertheilen streben. Dies vorausgesetzt, führte ihn seine Untersuchung zu dem Resultate, dafs die Veränderungen, welche bei dem steten Gebrauch der edlen Metalle als Circulationsmittel sich in deren Tauschwerthe, nach dem natürlichen Laufe der Dinge ergeben, in einer die gewöhnliche Dauer der Creditgeschäfte nicht übersteigenden Periode, ganz unbedeutend bleiben, und nur durch den Uebergang vom Frieden zum Kriege oder vom Kriege zum Frieden etwas verstärkt werden können.

Dagegen ist die zweite Ursache geeignet, die Vorzüge wesentlich zu schwächen, welche die edlen Metalle bei der Stetigkeit ihres Gebrauches als allgemeines Tauschmittel behaupten. Diese ist ihnen zwar durch ihre Eigenschaften im grofsen Völkerverkehr gesichert. Aber die Summe der Nachfrage auf dem Welt-

Digitized by Google

markte zum innern Verkehr der Völker hängt von den gesetzlichen Bestimmungen über ihre Geldsysteme ab. Was hilft es, dafs der Vorrath an edlen Metallen im Ganzen keinen schnellen und bedeutenden Veränderungen unterworfen, dafs die Ausbeute der Minen ziemlich gleichförmig fortschreitet und ein bedeutender Wechsel derselben selbst in einer längern Periode auf dem Markte, der die Bergwerksproducte vieler Jahrhunderte angehäuft hat, nicht sehr fühlbar werden kann; dafs die natürlichen Ursachen der vermehrten oder verminderten Nachfrage, die Zunahme und Abnahme der Bevölkerung und der Gesammtproduction keinen raschen Veränderungen unterworfen sind, und die Ursachen einer allmähligen Preiserhöhung und Verminderung durch deren Rückwirkung auf die Erweiterung oder Einschränkung der Metallproduction, so wie die Wirkungen localer Ursachen, durch das Streben der edlen Metalle nach einer gleichförmigen Vertheilung, geschwächt werden, — was gewinnt die Sicherheit der Transactionen durch alle diese natürlichen Bedingungen einer geringen Veränderlichkeit der edlen Metalle; wenn die Nachfrage das Ausgebot in Folge künstlicher Operationen regellos wechseln kann. Die Ausdehnung oder Verminderung des Papiercredits, die Gründung, Vervielfältigung, Erweiterung und Beschränkung der Zettelbanken, die Einführung und Abschaffung des Parpiergeldes, vermögen die unnatürlichsten Sprünge in der Nachfrage nach Gold und Silber oder nach dem einen oder andern dieser Metalle hervorzubringen, und unterwerfen die Preise desselben einer Art von Schwankungen, denen andere Waaren gar nicht ausgesetzt sind. Um den Vorrath irgend einer Waare zu vermehren, bedarf es Mühe und Anstrengung, um die Verzehrung zu vermindern, mufs man sich Entbehrungen auflegen. Hier genügt es an dem Entschlusse von zwei oder drei Staaten, um die Nachfrage auf dem Markte eines ganzen Welttheils um 15, 20 und mehr Prozente zu vermindern und andere Länder mit den abgelösten Summen zu überschwemmen. Wenn Papier-Emissionen und Reductionen auf dem allgemeinen Markte ohngefähr denselben Einflufs ausüben, wie eine Vermehrung oder Verminderung des circulirenden Metallvorraths um den Betrag des Silberwerths der einlaufenden Papiere (des Papiergeldes und der Bankzettel nach Abzug der für letztere deponirten Metallsummen); so beschränkt sich dagegen die Wirkung einer ausschweifenden Vermehrung des Papieres, der eine Depreciation folgt, auf den einheimischen Markt, gleich einer auf den blofsen Willen der Staatsgewalt beruhenden Veränderung des Nennwerths einer bestimmten Quantität edler Metalle. Welche Ursache aber die Werthsveränderung der gesetzlichen Zahlungsmittel haben mag, so afficirt sie alle stehenden Verbindlichkeiten auf ganz gleiche Weise. Sie wirkt wie eine andere Vertheilung des Eigenthums. In Folge einer Erhöhung des Werthes der gesetzlichen Zahlungsmittel sehen alle Schuldner ihre Lasten effectiv wachsen, die Steuerpflichtigen bei der Fortdauer der gleichen Abgaben deren Druck sich vermehren; alle Gläubiger ihre Lage sich verbessern.

Das vierte Kapitel handelt von dem Wechselverhältnisse des Ausgebots und der Nachfrage auf dem Geldmarkte und Kapitalmarkte. So wenig man zugeben kann, dafs der Zinsfufs im mindesten von dem Verhältnifs der Menge der vorhandenen Circulationsmittel zu den Werthsumsätzen abhänge, wenn man einen stetigen Zustand der Circulation mit einem andern stetigen Zustande vergleicht, der einer eingetretenen Veränderung folgt, so unläugbar ist der vorübergehende Einflufs, den der Uebergang von einem Zustande in den anderen ausübt. Der Verfasser suchte die Natur dieses Einflusses nach der Verschiedenheit der Ursachen darzuthun, welche die Bewegungen auf dem Geldmarkte veranlassen. Auch hier war nebst jenen Ursachen, welche wie der Wechsel der Lebhaftigkeit Werthumsätze auf einzelnen Märkten, die Schwankungen der Handelsbilanz u. s. f. in der natürlichen Ordnung der Dinge liegen, die Wirkung der Papiercreationen zu betrachten. Diese bewirken, wie jeder Zuwachs, den die Circulation plötzlich erhält, ohne dafs ein vermehrtes Bedürfnifs der Werthsumsätze vorhanden wäre, eine Art von Täuschung. Nach der Erfahrung der Vergangenheit bildet sich eine gewisse, wenn auch unbestimmte allgemeine Ansicht über den Werth des Geldes und über die Fähigkeit, mittelst desselben über vorhandene, zum Leben nothwendige und nützliche Dinge zu verfügen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 91.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1829.

Der öffentliche Credit von Fr. Nebenius, Grofsh. Badischem Geheimen Rathe u. s. w. (Auch unter dem besonderen Titel: Ueber die Natur und die Ursachen des öffentlichen Credits, Staatsanlehen, die Tilgung öffentlicher Schulden, den Handel mit Staatspapieren, und die Wechselwirkung zwischen den Creditoperationen der Staaten und dem ökonomischen und politischen Zustande der Länder).

(Fortsetzung).

Durch die Vermehrung der Vorräthe, welcher nicht plötzlich eine Werthsveränderung folgen kann, wird die Meinung von der Quantität der Dinge, über die disponirt werden kann, irre geführt. Da die Gesammtheit der Besitzer des Geldes ihre Consumtion nicht in dem Verhältnisse, in welchem die Circulation vergröfsert worden, plötzlich auszudehnen sucht, der Zuwachs, den die Circulation erhalten, daher nicht sogleich auf den Productenmarkt fliefst; so zeigt sich, so weit dies nicht geschieht, die Wirkung der irrigen Vorstellungen, die man sich von der Quantität jener Dinge macht, über die man verfügen zu können glaubt, auf dem Kapitalmarkt so lange, bis die Vermehrung der Nachfrage nach Producten, welche einer Erweiterung der Unternehmungen des Handels u. s. f. folgt, die Enttäuschung herbeiführt und zeigt, dafs keine Vermehrung wirklicher Werthe Statt gefunden, sondern nur die Ursache einer nominalen Erhöhung des im Gelde ausgedrückten Werthes der Dinge vorhanden war. So wird während des allmähligen Sinkens des Tauschwerthes der Circulationsmittel bis zu einem dem erhaltenen Zuwachs angemessenen Grade das vermehrte Ausgebot disponibler Geldkapitalien den Zinsfufs für kürzere Zeit herabsetzen. Folgt einer eingetretenen Vermehrung des Papiers eine Reduction desselben, so tritt die Rückwirkung ein, welche aber wegen des Einflusses des Mifscredits weit rascher fortschreitet. Zur befriedigenden Erklärung der wichtigsten Erscheinungen, welche der Geld- und Kapitalienmarkt in neueren Zeiten darbot, schien dem Verfasser die ausführliche Entwickelung der Nachtheile mannigfaltiger Art dienlich, die sich an den unregelmäfsigen Gebrauch der Creditpapiere, an die Vervielfältigung der Banken, besonders der Privatbanken, und an die Ausgabe von Noten in unbedeutenderem Betrage knüpfen, und welche nicht nur der eigene Markt, sondern alle durch einen regelmäfsigen Verkehr mit denselben verbundene andere Märkte empfinden. Hier schien ihm auch der schickliche Platz, einen Blick auf die Verhältnisse zu werfen, welche die Bildung des Wechselcurses bestimmen, und welche zur richtigen Beurtheilung des Einflusses derselben auf die Anlehen in fremden Ländern und der fremden Anlehen auf den Wechselcurs, so wie der Wechselwirkung zwischen dem Handel mit Staatspapieren, und dem Wechselcurse einer Erörterung bedurften.

In dem fünften Kapitel untersuchte der Verfasser die Natur des Staatscredits und der Staats-Anlehen im Gegensatz von Privat-Credit und Privat-Anlehen, und die Grundlage des öffentlichen Credits, sowohl in Beziehung auf die Mittel zur Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten, als auf die moralischen Bedingungen der Vertrauens. Er zeigte, wie die Leichtigkeit Darlehen zu erhalten und der Zinsfufs der öffentlichen Fonds nicht als Maafsstab des öffentlichen Credits gelten können, und suchte einen Irrthum zu berichtigen, der aus einer einseitigen Betrachtung der Stellung hervorgeht, in welcher sich die Regierung in Beziehung auf die öffentliche Schuld, den Staatsgläubigern und Steuerpflichtigen gegenüber, befindet. Unläugbar ist, dafs indem der Staat einen Theil des Volkseinkommens zur Bestreitung der Zinsenlast von den Steuer-

Digitized by Google

pflichtigen erhebt und auf die Gläubiger überträgt, von den Kosten der Verwaltung abgesehen, kein Theil des jährlich geschaffenen Eigenthums zerstört, sondern nur eine andere Vertheilung bewirkt wird. Wenn nun jeder Staatsbürger, nach Maafsgabe seines Antheils, an dem Nationaleinkommen und zwar in steigender Proportion, von dem unbesteuerbaren Einkommen des auf den nothwendigen Unterhalt beschränkten Arbeiters an, bis zum höchsten Reichthume, zu den Staatslasten beigezogen wird und der Staat nur seinen eigenen Unterthanen schuldet; so scheint man zu der Annahme berechtigt, dafs in jedem gegebenen Zustande der Production und der Bevölkerung die disponibeln Hülfsquellen der Regierung immer gleich grofs seyn würden, sie mag mit einer bedeutenden von frühern Zeiten herrührenden Schuldenlast beladen, oder schuldenfrei seyn. In Folge fortgesetzter Anlehen, würde sich das steuerbare Einkommen der Staatsgläubiger, um den gleichen Betrag erhöhen, um welchen sich das Einkommen der Gesammtheit der Steuerpflichtigen vermindert, und diese veränderte Vertheilung des National-Einkommens der Anhäufung und der Besteuerung selbst vortheilhaft seyn können. Anlehen, wodurch nur solche Kapitalien verzehrt werden, welche ohne den, durch einen hohen Zinsfufs gegebenen Reiz nicht gesammelt worden wären, würden für die Gesammtheit keinen Nachtheil zurück lassen, und der Verlust, den die Production durch Anlehen erlitten, von denen dies nicht gelte, könnte durch fortgesetzte Anhäufungen ersetzt werden. Unter diesen Voraussetzungen scheint das Anwachsen der öffentlichen Schuld keine Grenze zu kennen, und läfst sich denken, dafs die Zinsenlast allmählig den ganzen ursprünglichen Nominalwerth des Nationaleinkommens erreichen, ja denselben übersteigen könne. Das Leihen und Steuernauflegen wäre unter diesem Gesichtspuncte einer Schraube ohne Ende zu vergleichen, welche die Früchte einer beharrlichen Sparsamkeit für die Staatscasse auspreſst, ohne die Fähigkeit zu fernern Anhäufungen zu vermindern und die Steuerlast in die Höhe treibt, ohne die Fähigkeit der Gesammtheit der Staatsbürger, erhöhte Abgaben zu zahlen, wesentlich zu schwächen; da die durch die Besteuerung ausgepreſsten Werthe stets wieder dem Drucke der Presse unterworfen werden, und die Nation effectiv nur die Kosten der Unterhaltung der Maschine und der Personen, die sie in Thätigkeit setzen, von ihrem Einkommen verliert. Allein wenn die Betrachtung jener vermittelnden Stellung, in welcher der Staat den Steuerpflichtigen und Staatsgläubigern gegenüber sich befindet, allerdings erklärt, wie einzelne Staaten ihre öffentliche Schuld zu einer ungeheuern Höhe steigern konnten, ohne Erschütterung ihres Credits und bei wachsender Leichtigkeit Kapitalien zu finden; so vermag sie bei Beleuchtung der Sache von einer andern Seite gegen die Gefahren einer schreitenden Anhäufung der Schuld nicht zu täuschen. Indem der Verfasser in dieser Hinsicht die Unvollkommenheit aller Steuersysteme, die mit den Staatslasten wachsende Schwierigkeit einer dem Princip der Gerechtigkeit entsprechenden Vertheilung, den unabwendbaren nachtheiligen Einflufs einer steigenden Besteuerung auf die Production, so wie den moralischen Einflufs derselben auf die Steuerpflichtigen erwog, suchte er zugleich durch die Erfahrung nachzuweisen, wie da, wo die öffentliche Schuld hoch angewachsen, und die Regierung mit Einsicht und Festigkeit eine gerechten Vertheilung der öffentlichen Abgaben zu treffen bemüht ist, die Zinsenlast in der That zum grofsen Theil auf das Einkommen der Staatsgläubiger zurückfällt. Nachdem er sodann die Vortheile eines blühenden Staatscredits, die Nachtheile des Mifscredits und die Mittel den Credit zu erheben und zu befestigen entwickelt; versuchte er eine Uebersicht aller jener Verhältnisse zu geben, welche bei der Vergleichung zwischen verschiedenen Staaten, in Beziehung auf den öffentlichen Credit und die Höhe der bestehenden Staatsschulden, zu berücksichtigen sind, und wozu hauptsächlich die Verschiedenheit der nationalökonomischen Entwickelung, der natürlichen Bedingungen dieser Entwickelung und der Nominalpreise der Bestandtheile des Nationalreichthums gehören. Er glaubte daher zuvörderst einen Blick auf die ganz verschiedenen Gesetze werfen zu müssen, welchen die Entwickelung des Reichthums, oder die Fortschritte des Gesammteinkommens an Dingen, die zum Leben nothwendig und nützlich sind; die Zunahme und Abnahme des relativen Reichthums oder des Verhältnisses der Quantität dieser Dinge zu der Masse der vorhandenen Bedürfnisse, die davon zu befriedigen sind; die Fortschritte der Werthsproduction und die Nominalpreise der Dinge von einem Markt zum andern folgen. Hier ergab sich die Anwendung der in dem zweiten und dritten Kapitel entwickelten Sätze. Bei der nähern

Digitized by Google

Entwickelung der Momente eines vergleichenden Urtheils zeigte der Verfasser insbesondere, wie die Gröfse der Staatsschulden, in Metallgeld ausgedrückt, im Verhältnifs zur Volksmenge, selbst in nahegelegenen Staaten, keinen auch nur approximativen Maafsstab für die relative Gröfse ihres Druckes an die Hand giebt, und wie das Zusammentreffen verschiedener Umstände bewirken kann, dafs das mit einer, dem Nominalbetrage nach, vier und fünffach gröfsern Schuld belastete Land, den Druck der Abgaben weniger fühlt, seine Hülfsquellen weniger belastet sieht, als das minder verschuldete. Den Schlufs dieses Kapitels bildet die Untersuchung der Wechselwirkung zwischen dem Credit und dem Machtverhälnifs der Staaten.

In dem fünften Kapitel, das von den verschiedenen Zwecken der öffentlichen Anlehen handelt, suchte der Verfasser den Einflufs nachzuweisen, den die Natur der Kapitalverwendung, wozu Staatsanlehen erhoben werden, auf dem Kapitalmarkte und folglich auf diese Creditoperationen selbst ausübt. In dieser Beziehung waren Anlehen zu unfruchtbaren laufenden und aufserordentlichen Ausgaben, Anlehen zu fruchtbaren Zwecken, Creditoperationen zur Tilgung bestehender Schulden, und in Folge der Wiederanerkennung veralteter oder theilweise vernichteter Staatsverbindlichkeiten zu betrachten. Eine ausführliche Entwickelung erhielten die Creditoperationen, welche die Herabsetzung des Zinsfufses der öffentlichen Schuld in ruhigen Zeiten bezweckend, mit einer Kapitalverzehrung nicht verbunden sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

XLIX.

System der vergleichenden Anatomie von J. F. Meckel, Königl. Preufs. Geh. Med.-Rath, Prof. d. Medicin, Anatomie u. Physiologie zu Halle, Mitglied d. Akademie u. s. w. Ritter d. eis. Kreuzes, d. roth. Adler- u. Wlademirordens. — Vierter Theil. Halle in d. Rengerschen Buchhandlung 1829. *IV. u.* 741. *S.* 8.

Für die Männer vom Fach bedarf es keiner Anzeige eines Werkes, welches unter ihnen allgemein bekannt, ja in jedes Händen ist; gegenwärtige Zeitschrift aber ist bestimmt das Band zwischen den verschiedenen Wissenschaften fester zu knüpfen und die Fortschritte, welche in einzelnen Fächern errungen werden, das ganze wissenschaftlich gebildete Publikum kennen zu lehren, und von diesem Standpunkte geben wir denn Bericht über diese Arbeit, indem wir hierbei nicht unterlassen, auch der früherer schienenen, hier noch nicht angezeigten Bände dieses Systems zu gedenken.

Die vergleichende Anatomie, unter welcher hier nur die vergleichende Betrachtung des innern und äufsern Baues der verschiednen Thiere verstanden wird, gehört aber ganz in die Reihe derjenigen Wissenschaften, welche in neuerer Zeit die aufserordentlichsten Fortschritte gemacht haben, und wenn wir über die Bedeutung derselben einige Worte hier vorausschicken, so scheint diefs um so mehr zu entschuldigen, als ihre Wichtigkeit noch so wenig allgemein anerkannt ist, dafs wir sogar in unsern Tagen von Staaten hören, in denen Studium und Vortrag derselben geflissentlich unterdrückt und verhindert wird; denn, dafs dieses gerade ihrer Wichtigkeit wegen geschähe, halten wir für eine zu finstere Voraussetzung. —

Es ist aber die Natur ihrem Wesen nach ein unendlich Mannichfaltiges, und nur indem wir die Mannichfaltigkeit ihrer Formen so weit als irgend möglich uns bekannt machen, werden wir auch der Auffassung ihres Wesens so nahe als möglich kommen können. — Daher denn also, wenn wir zum nähern Verständnifs des organischen Lebens hindurch dringen wollen, das Studium der verschiedenen Formen, unter welchen Thier- und Pflanzenleben sich vor unsern Augen bewegt, eine unerläfsliche Bedingung ausmacht. Namentlich der Arzt, welchem die Entzifferung der schwer verständlichen Vorgänge des erkrankenden menschlichen Lebens obliegt, wie will er eine naturgemäfse Auffassung dieser Zustände erreichen, wenn ihm die deutlicher zu verfolgende Verschiedenheit des normalen Lebens und der Bildung einzelner Organismen fremd ist? — Nur neuerlich erst haben wir in der geistvollen Arbeit eines jungen Arztes (F. Jahn, Ahnungen einer allgemeinen Naturgeschichte der Krankheiten) einen Beweis erhalten, wie interessant und lichtgebend die Parallelen sind, welche zwischen menschlichen Krankheitszuständen und normalen Lebenserscheinungen der übrigen organischen Welt sich ziehen lassen; und sey es uns daher hier noch erlaubt, unsre Ueberzeugung dahin auszusprechen, dafs, wo immer vergleichende Anatomie und Physiologie noch aus dem Studienplane des Arztes ausgeschlossen bleiben, immer nur ein Unvollkommenes erreicht werden wird. Auch sind wir der Ueberzeugung, dafs bei vorrückender Erkenntnifs dieser Wahrheit es nach und nach dahin kommen werde, dafs diese Wissenschaften in die unerläfslichen Prüfungen für den Grad des wissenschaftlichen Arztes mit aufgenommen werden müssen, eine Anordnung, nach welcher wir uns freilich bei unsern Universitäten, wie nach so manchem andern, noch vergebens umsehen.

Wie übrigens bei jeder Wissenschaft, so kann auch bei der vergleichenden Anatomie der Standpunkt, welchen sich der Bearbeiter wählt, unendlich verschieden seyn, nämlich: indem sie entweder blos descriptiv verfolgt wird und ein Repertorium alles Aufgefundenen und Wissenswürdigen im Einzelnen darbietet,

Digitized by Google

oder indem sie einen philosophischen Gang nimmt, jedes Einzelne nur in seiner wechselseitigen Beziehung und Bedeutung zum Ganzen darzustellen sucht, oder indem sie von der Masse der speciellen Kenntnisse nur das heraushebt, was ihr für einen gewissen Zweck, z. B. für die Wissenschaft der Zoologie oder Physiologie oder Pathologie, als das vorzüglich Aufklärende und Bedeutungsvolle erscheint. — Welche Bearbeitung auch gewählt wird, so ist sie dankeswerth; wer indefs den vollständigen Ueberblick der Wissenschaft sich aneignen will, von dem verlangt man, dafs er die möglichst vielseitige Ansicht sich zu eigen gemacht habe.

Der Verf. des vorliegenden Werkes hat sich namentlich die ersten der obenerwähnten Bearbeitungsarten zur Aufgabe gemacht und auf eine Weise durchgeführt, wie sie von einem Gelehrten, der sein ganzes eifrig benutztes Leben den anatomischen Studien gewidmet hat, nicht anders zu erwarten war. Fühlend jedoch, dafs eine Hinweisung auf allgemeinere philosophische und physiologische Betrachtungen das eigentlich belebende Princip für jene descriptiven Darstellungen sey, beschäftigt sich Herr G. R. Meckel im ersten Bande (erschienen 1821) mit Erwägung der den verschiedenen organisch-thierischen Formen zum Grunde liegenden Bildungsgesetze. — Zwei dergleichen Gesetze, das der Mannichfaltigkeit und das der Einheit oder Reduction, werden hier aufgestellt, und in den Erscheinungen, welche die verschiedenen Gestalten des Thierlebens darbieten, verfolgt; Darstellungen, welchen zwar viele mit Scharfsinn entwickelte Beziehungen nicht abzusprechen sind, für welche wir jedoch, ihrem inneren Princip nach, eine andre lebenvollere Richtung gewünscht hätten. — Mit dem zweiten Bande (in zwei Abtheilungen 1824 und 25 erschienen) beginnt sodann die specielle, immer von niedern zu höhern Formen aufsteigende Beschreibung der einzelnen organischen Systeme, und zunächst des Skelets, worauf dann die Schilderung der Muskulatur (im 3. Bande 1828), und dann die der Verdauungswerkzeuge (im vorliegenden 4. Bande) gefolgt ist. — Man hat es hierbei hin und wieder dem Verfasser zum Vorwurf gemacht, dafs er ohne Beifügung von viel Literatur nur immerhin beschrieben, und nicht oft angegeben hat, wer diefs oder jenes zuerst gesehen oder beschrieben habe. Allein man bedenke die Gröfse einer solchen Aufgabe in ihrem ganzen Umfange, und man wird einsehen, dafs eine solche Anforderung die Arbeit gerade um das doppelte ausgedehnt haben würde, und dafs man bei so weitschichtigen Unternehmungen sich doch überhaupt einer gewissen Beschränkung unterwerfen müsse, um nur überhaupt die Beendigung als möglich darzustellen. Uebrigens wird der Verf., wie er in der Vorrede der 2. Abth. des 2. Bandes verspricht, am Schlusse des Werkes eine ausführlichere Angabe der Literatur nachbringen.

Was nun den vorliegenden 4. Band betrifft, so wird in ihm dem Leser die ungeheure Mannichfaltigkeit der in den verschiedenen Thierklassen die Nahrung aufnehmenden Organe, in ihren prägnantesten Formen vorgeführt, und zwar immer dergestalt, dafs die einfachsten und unvollkommensten Bildungen die Reihe eröffnen. Die Ordnung der Klassen, in welcher der Verf. vorschreitet, ist folgende: Zoophyten, Echinodermen, Würmer, Insekten, Arachniden, Krustenthiere, Cirripeden, Mollusken, Cephalopoden, Fische, Amphibien, Vögel, Säugethiere; so dafs er also dabei beharrt (trotz mancher entgegenstehenden Gründe) die Insekten unter die Mollusken zu stellen.

Die Behandlungsweise ist, wie im Allgemeinen von diesem Werke schon oben bemerkt wurde, so auch in diesem Theile, von der Art, dafs es ein Repertorium von Formenbeschreibungen der meisten bisher irgend untersuchten Bildungen der Verdauungswerkzeuge (Zähne, Speicheldrüsen, Leber, Milz u. s. w. mit inbegriffen) darstellt, ein Repertorium welches der in diesen Fächern Selbstarbeitende mit gröfstem Danke benutzen wird, welches aber, weil es ohne durchgreifende physiologische Beziehung und ohne Abbildungen, ja selbst ohne fortgehende Verweisung auf bereits existirende gute Abbildungen, gearbeitet ist, die übrigen Naturforscher und die Aerzte weniger befriedigen kann.

Die Gefahr, Irrthümer in philosophischer Deutung der Organe aufzunehmen, hat der Verf. vermieden, indem er sich dieser Bestrebungen, auf welche die vergleichenden Naturwissenschaften doch immer entschiedener hindrängen, gänzlich enthalten hat (man lese, was in ähnlicher Beziehung Hofr. Oken bei Anzeige von Cuvier's *Histoire des poissons* Isis 1829 Heft I. über solche, wir möchten sagen blos materialistische Tendenz sehr treffend ausgesprochen). Indem sich daher die erwählte Darstellung allein auf Zusammenordnen ausgemittelter Thatsachen beschränkt, wird man auf Irrungen, wie z. B. S. 64. dafs die Holothurien freiwillig ihren Darmkanal durch den Mund von sich werfen, da dieses sonderbare Auswerfen doch durch die Kloake des Wasser ausspritzenden Respirationsorgans am Mastdarme geschieht, sehr selten stofsen. — So ist es auch dem Rec. aufgefallen, bei den Decapoden die grünen Drüsen neben dem Magen, an welchen sich die Steine entwickeln, und welchem man doch wohl keine andre als die Bedeutung der Speicheldrüsen zuschreiben kann, nicht erwähnt gefunden zu haben.

So kann der Rec. nicht mit dem Verf. die Meinung Savi's theilen, dafs die Rachenblase, welche bei den Dromedarhengsten und zwar nicht blos zur Brunstzeit, sondern in jedem heftigen Affekt vortritt, die *Uvula* sey; — doch Discussionen über das Specielle in derlei Verhandlungen liegen aufserhalb der Gränzen dieser Blätter, und so scheiden wir denn, mit voller Hochachtung gegen den unermüdlichen Eifer eines so trefflichen Zergliederers, von diesem Werke, ihm zur Fortsetzung und Vollendung auch dieses Werkes von Herzen Glück wünschend; denn mit seiner menschlichen und pathologischen Anatomie zusammen, wird dann diese vergleichende Anatomie eine Dreiheit darstellen, wie sie bisher in solcher Vollständigkeit noch kein Gelehrter irgend einer Nation geliefert hat.

Carus.

Digitized by Google

Nro. 92.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1829.

Der öffentliche Credit von Fr. Nebenius, Grofsh. Badischem Geheimen Rathe u. s. w. (Auch unter dem besondern Titel: Ueber die Natur und die Ursachen des öffentlichen Credits, Staatsanlehen, die Tilgung öffentlicher Schulden, den Handel mit Staatspapieren, und die Wechselwirkung zwischen den Creditoperationen der Staaten und dem ökonomischen und politischen Zustande der Länder).

(Fortsetzung.)

Die Regierung befindet sich dabei in einer günstigen Stellung; sie kündigt auf, ehe sie zahlt, sie nöthigt die Staatsgläubiger die Reduction sich gefallen zu lassen oder sich nach andern Anlagsplätzen umzusehen; der Ackerbau und Gewerbe sind nicht fähig, die Kapitalien plötzlich aufzunehmen, die ihm früher angeboten werden, als sie einer anderen Anwendung entzogen sind; die Anhäufung bedeutender Geldkapitalien, die man an dem Hauptmarkte der öffentlichen Fonds plötzlich zu einer ersten Zahlung verwendet, vermehren die Verlegenheit der nicht einwilligenden Gläubiger, welcher sie nur durch ein einverständliches Benehmen zu entgehen vermöchten, das unter so vielen nicht gedenkbar ist. Der Verfasser suchte darzuthun, wie diese und andere Verhältnisse, auf deren Darstellung er hier verzichten mufs, eine Zinsreduction unter den wahren Marktpreis der Kapitalien, mittelst eines im Verhältnifs zur ganzen Schuld mäfsigen disponibeln Fonds, möglich machen, und wie ein solches Unternehmen einer Regierung, deren Credit fest gegründet ist, um so leichter gelingen kann, je gröfser die Masse der Schuldkapitalien ist, auf welche die Mafsregel wirkt, je weniger der Staat auswärtige Gläubiger zählt, je beträchtlicher die Zahl der Gläubiger ist, die in der Hauptstadt des Landes ihren Wohnsitz haben, und je sorgfältiger die Vollzugsmafsregeln der günstigen Stellung angepafst werden, in welcher sie sich ihren Gläubigern gegenüber befindet. Gesichert erscheint auch der Erfolg durch das Zusammentreffen der gleichen Mafsregeln in verschiedenen Ländern, oder durch die vorhergegangene Reduction in dritten Staaten. Eine andere Frage aber, als die Möglichkeit des Gelingens einer Reduction unter den wahren Marktpreis der Kapitalien, ist die Zulässigkeit einer solchen Mafsregel nach den Gesetzen der natürlichen Gerechtigkeit und der Billigkeit. Von diesen geleitet, wird jede Regierung Anerbietungen zu würdigen wissen, die das Resultat von Berechnungen sind, welche die grofse Speculation theils auf die berührten Umstände, theils auf die Benutzung vorübergehender Verhältnisse baut, die sie durch geschickte Operationen selbst hervorruft. Dagegen erlaubt nicht nur, sondern gebietet selbst die Gerechtigkeit, die man den Steuerpflichtigen schuldig ist, so bald der natürliche Preis der Kapitalien unter dem Betrag der Zinsen sich dauernd erhält, welche die Staatscasse entrichtet, die Reduction nach diesem Mafsstabe vorzunehmen.

In dem siebenten Kapitel hat der Verfasser von der verschiedenen Art und Weise der Entstehung öffentlicher Schulden, von den verschiedenen Anlehensmethoden und der Vollziehungsweise der Anlehen gehandelt. Nachdem er in dem ersten Abschnitte die dem Credit fremden Wege einer Schuldanhäufung, nämlich das Anschwellen von Ausgabenrückständen, die Erhebung von Zwangsanlehen, und die zwangsweise Ausgabe von Papier beleuchtet; ging er im zweiten zu den freiwilligen Creditgeschäften, Anticipationen und eigentlichen Staatsanlehen über, und unterwarf die verschiedenen Anlehensmethoden, vorzüglich in Beziehung auf die Bestimmungen über die Rückzahlung der Kapitalien und über die Art der Leistung des Miethgeldes und der Assecuranzprämie einer vergleichenden Beur-

Digitized by Google

theilung. Hiernach waren zu erörtern: 1) Anlehen unter der Bedingung gegenseitiger Aufkündigung; 2) Anlehen, deren Rückzahlung auf eine die Willkühr beider Theile ausschliefsende Weise bedungen wird, wohin aufser der Anlehen gegen laufende Zinsen unter fester Bestimmung der Rückzahlungstermine, Zeitrenten, Leibrenten, Tontinen und Lotterie-Anlehen gehören, und 3) Anlehen, unter der Bedingung, dafs das Kapital von keiner Seite oder nur von Seite des Staats aufkündbar seyn soll. Aus dieser Untersuchung ergab sich von selbst seine Ansicht über die zweckmäfsigste Anlehensweise. Eine ausführliche Entwickelung schien dem Verfasser vorzüglich die gemeinübliche Methode zu verdienen, wonach die Regierung von ihrer Seite aufkündbare Anlehen gegen Renten oder Zinsen, unter Bedingung eines den wirklich dargeliehenen Betrag übersteigenden Nominalkapitals erhebt. Er untersuchte die Resultate solcher Anlehen in Vergleichung mit einfachen (mit keinem oder einem nur unbedeutenden Abzug am Nominalkapital verbundenen) Anlehen, unter verschiedenen Suppositionen, zeigte wie die in einer grofsen Zahl von Fällen gegebene Erfahrung nicht für die Zweckmäfsigkeit dieser Anlehensmethode spreche, und es auch wirklich in der Natur der Sache liege, dafs sie in der Regel für die Regierung nachtheilig ausfallen müsse.

Der dritte Abschnitt handelt von verschiedenen bei Anlehen vorkommenden Nebengedingen, von der Art der Verleihung und des Vollzugs derselben und von den vorschiedenen Formen der Schuldverschreibungen. Den Gegenstand des achten Kapitels bilden die Anstalten zur pünktlichen Erfüllung der Staatsverbindlichkeiten; die Schuldvertilgung mittelst Verwendung eines Kapitalfonds (Domänenverkäufe) oder des Staatseinkommens; die Art der Abtragung der öffentlichen Schuld-Kapitalien (Verloosung, Rückkauf unter Pari und über Pari); die Einstellung der Zahlungen in Folge aufserordentlicher Ereignisse und die Enschädigung der Staatsgläubiger für die hiedurch erlittenen Verluste; die Zahlungsmittel, in welcher die Gläubiger zu befriedigen sind, im allgemeinen und insbesondere mit Rücksicht auf die Veränderungen, die sich durch Einführung und Abschaffung des Papiergeldes ergeben, und endlich die Tilgung des Papiergeldes. Der Verfasser war vorzüglich bemüht auf ihren wahren Werth jene Tilgungsplane zuzückzuführen, welche auf das Anwachsen eines bestimmten jährlichen Einkommens durch die Zwischenzinsen berechnet, so lange eine unverdiente Bewunderung fanden, und durch die Illusionen, die sie veranlafsten, gewifs nicht wenig zu der Anhäufung der öffentlichen Schulden beitrugen. Wenn der Verfasser verschiedene Operationen, von welchen eine, in den Mitteln der Selbsttäuschung erfinderische Praxis häufigere Beispiele darbot, zu würdigen nicht unterlassen durfte; so konnte ihn dagegen nur die Autorität eines ausgezeichneten brittischen Schriftstellers und eines Blattes von hohem Rufe bestimmen, der Vertheilung der öffentlichen Schuld auf das Privateigenthum, als eines zwar noch nicht versuchten aber lebhaft empfohlenen, Mittels zur Tilgung zu gedenken und die Gründe, aus welchen er eine solche Maafsregel für eben so ungerecht, als unpractisch und unpolitisch hält, ausführlicher zu entwickeln.

Das neunte Kapitel handelt von den Geschäften, zu welchen das Daseyn öffentlicher Schulden Veranlassung giebt, von der Natur des Umsatzes der Staatspapiere und den mannigfaltigen Ursachen der Lebhaftigkeit des Effecten-Handels, von den Anstalten zur Erleichterung des Umsatzes, den Börsen und den Mittelspersonen in diesem Zweige des Verkehres, von den verschiedenen Formen des Uebertrags der Schuldkapitalien, den verschiedenen Arten der Kaufs- und Verkaufsgeschäfte, von den daraus hervorgehenden Cursen und den verschiedenen Methoden, die Curse der einheimischen und fremden Papiere zu notiren. Da die Art des Uebertrags der Schuldkapitalien von den Formen der Schuldverschreibungen abhängt, so wurde derselbe mit Rücksicht auf die Abweichungen, welche verschiedene Gesetzgebungen darbieten, für die verschiedenen in der Wirklichkeit vorkommenden Staatspapiere (Staatsobligationen, welche in der für Privatschuldscheine gewöhnlichen Form ausgefertigt sind, Inscriptionen, Papiere *au porteur*, Schuldverschreibungen, deren Form verändert werden kann, *in bianco* übertragbare Papiere) dargestellt. Dabei durften die Verhältnisse der Forderungsberechtigten zum Staate in Beziehung auf zufällig vernichtete, entwendete oder verloren gegangene oder in andere Hände gekommene Papiere, nicht unerörtert bleiben. Die Darstellung der mannigfaltigen Arten von Geschäften, welche öffentliche Effecten zum Gegenstande haben und wovon einzelne auf diesen, andere auf andern Plätzen, in mehr oder weniger ab-

Digitized by Google

weichender Form, theils unter dem Schutze der Gesetze, theils gegen Gesetze und Verordnungen, in gröfserem oder geringerem Umfange betrieben werden, führte den Verfasser zu der in neuerer Zeit viel besprochenen Frage von der rechtlichen Natur verschiedener solcher Geschäfte, und von den Maafsregeln, welche in Beziehung auf den Papierhandel, die Politik der Gesetzgebung zu treffen gebiete, zunächst aber zu der Untersuchung der unterscheidenden Merkmale der reellen Handelstransactionen im Gegensatz von Spielen und Wetten. Dafs einzelne Gattungen jener Geschäfte, welche die Praxis verschiedener Handelsplätze kennt, schon ihrer Form nach als Spiele oder Wetten zu betrachten sind, dafs andere (überhaupt alle befristeten Kaufgeschäfte) zwar eben sowohl reelle Handelstransactionen bezwecken, als zum Deckmantel einer Wette dienen können, in der That aber in der grofsen Mehrheit der Fälle nur zu dem letzten Zwecke dienen, schien dem Verfasser leichter darzuthun, als gesetzliche Maafsregeln an die Hand zu geben, welche eine solche Ausartung des Papierverkehrs zu beseitigen geeignet wären, ohne andere Interessen zu verletzen. Nach einem Ueberblick der legislatorischen Verfügungen verschiedener Staaten und ihrer Wirkungen, entwickelte er seine Ansicht über die Mittel, welche der Gesetzgebung zur Beschränkung der verschleierten Börsenspiele zu Gebot stehen. Indem er Maafsregeln, welche zu diesem Zwecke die Gültigkeit sonst erlaubter Geschäfte von der Beobachtung gewisser Förmlichkeiten abhängig machen, seinen Beifall nicht zu geben vermochte, war er überhaupt der Meinung, dafs eine wirksamere Hülfe, als von der Gesetzgebung, von den Belehrungen zu erwarten seyn dürfte, welche die Erfahrung in den verderblichen Folgen jenes Spieles darbietet, von den wachsenden Einsichten des Publikums und von den Fortschritten der moralischen Bildung. Gar Manche würden den schlüpfrigen Boden der Börsenspiele verlassen, wenn sie sich nur klar machten, wie die eminente Mehrheit der Theilnehmer sich in einem Nachtheile befindet, der für die Spieler an der Pharaobank und am Roulette Tische, dem Bankhalter gegenüber, nicht gröfser seyn kann.

Diefs nachzuweisen, hat der Verfasser, nachdem er die natürlichen Ursachen des Steigens und Fallens der Papiere, und die Künste der Agiotage beleuchtet, das Uebergewicht des grofsen Reichthums in diesem Zweige der Speculation betrachtet und zu zeigen gesucht, wie einzelnen grofsen Häusern ihre Mittel, Stellung und Verbindungen eben so die Benutzung günstiger Conjuncturen, als die künstliche Bereitung günstiger Erfolge für ihre Unternehmungen vorzugsweise erleichtern, und wie sie der Theilnahme an Spielgeschäften sich enthaltend und selbst auf alle künstlichen Mittel zur Bestimmung des Curses verzichtend, nur den Moment des Schwindels ruhig abzuwarten brauchen, um von den Verlegenheiten Nutzen zu ziehen, die sich das Börsen-Publikum selbst bereitet, und die auf dem Papiermarkte in periodischen Crisen sich offenbaren, deren Veranlassung, Entwickelung und Folgen nach dem gewöhnlichen Gange der Ereignisse eine ausführliche Darstellung zu verdienen schienen.

In dem letzten Kapitel wurde der Einflufs der öffentlichen Anlehen und bedeutender Staatschulden auf den ökonomischen und politischen Zustand der Völker untersucht. Indem der Verfasser die Vortheile, welche Staatsanlehen zur Bestreitung aufserordentlicher Bedürfnisse in Vergleichung mit einer plötzlichen und bedeutenden Erhöhung der Steuern gewähren, so wenig als den Nutzen verkannte, den eine stehende Staatsschuld in gewissen Beziehungen (für die Ausgleichung des Angebots und der Nachfrage nach Kapitalien, für den Uebertrag der Kapitalien von einem Lande zum andern, für die Ausgleichung der Handelsbilanz u. s. f.) verschaffen kann, blieb er weit entfernt, den Anlehenssystemen jenen überwiegenden günstigen Einflufs auf die Entwickelung des Reichthums beizumessen, den ihnen gar Viele zuerkennen, auf gewisse gleichzeitige Erscheinungen hinweisend, zwischen welchen sie einen Causalzusammenhang zu finden glauben. Er suchte darzuthun, dafs nicht nur eine der wichtigsten Ursachen der Fortschritte des Reichthums und der Verbesserung der Lage des Volkes, besonders der arbeitenden Classe, durch die Anlehen für unfruchtbare Zwecke geschwächt werde, sondern auch abgesehen von der ursprünglichen Kapitalverzehrung, das Bestehen einer Staatsschuld einen nachtheiligen Einflufs auf die Production in mehrfachen Beziehungen ausüben müsse. Die Erfahrung lehrt zwar, wie unter dem fortschreitenden Anwachsen der öffentlichen Schuld, Bevölkerung und Production, und die Kunst zu produciren reissende Fortschritte machen können; aber es schien dem Verfasser nicht schwer nachzuweisen, wie die productiven Kräfte, welche die Nachfrage der Regierung und der Staatsgläubiger nach den

Digitized by Google

Gegenständen einer unfruchtbaren Consumtion zu befriedigen gezwungen werden, weit gröfsere und wohlthätigere Resultate für die Gesellschaft hervorzubringen fähig sind, wenn sie in gleich starker, naturgemäfser Entwickelung ihrer freien Bewegung folgen. Eine raschere Entwickelung der productiven Kräfte kann allerdings die Folge derselben aufserordentlichen Ereignisse seyn, welche die Erhebung von Anlehen und das Anschwellen der Schuld veranlassen, aber so wenig als eine Wirkung der Anlehen betrachtet werden, dafs diese vielmehr die unmittelbare Ursache jener gröfsern Regsamkeit eher schwächen als verstärken, indem sie den Druck, der die Kräfte spannt, durch dessen Vertheilung auf eine längere Periode minder fühlbar machen. Der Verfasser vermochte insbesondere in dem während der letzten Kriegsperioden wahrgenommenen raschen Wachsthum der Schuld, der Industrie, Production und Bevölkerung des Landes, das neben der höchsten Staatsschuld die blühendste Industrie besitzt und seine Productivkräfte in höherem Grade entwickelt hat, keinen Causalzusammenhang, sondern nur den Beweis zu finden, dafs rastlose Anstrengungen, glückliche Fortschritte in der Kunst zu produciren; beharrliche Sparsamkeit und andere Ursachen, durch ihre Wirkung, den nachtheiligen Einflufs der Staatsanlehen (und ihre Verwendung zu unfruchtbaren Ausgaben) auf die Gesammtproduction des Volkes aufwiegen, und selbst weit übertreffen können. In jenen Fortschritten unter schwierigen Umständen, erkannte er das Ergebnifs eines allgemeinen Gesetzes der Weltregierung, die aus den grofsen Wehen der Menschheit immer auch Gutes, oft die herrlichsten Früchte hervorgehen läfst, und in deren unerforschlichen Plan, wie andere Plagen, so auch die Kämpfe der Völker, als ein wirksames Reizmittel gehören. In jenen Anlehen erblickte er dagegen nur ein schickliches Mittel, den Druck einer unvermeidlichen vorübergehenden Noth zu mildern, deren plötzliche Vertheilung auf die Steuerpflichtigen auf einzelnen Puncten zur Ueberspannung und Erschöpfung der Kräfte führen könnte. Unter die Nachtheile der Anlehenssysteme wurde auch deren Einflufs auf die Vertheilung der Glücksgüter gerechnet, der besonders in den Perioden, da Anlehen erhoben werden, und in der nächsten Zeit durch die Anhäufung ungeheuerer Reichthümer in einzelnen Händen sich äufsert; obwohl nicht geleugnet werden mag, dafs diese Wirkung späterhin fortschreitend minder fühlbar wird, und dafs zuletzt in einem Lande, wo die Ländereien sich in wenigen Händen befinden, und die Vertheilung in der Gesetzgebung Hindernisse findet, das Daseyn einer beträchtlichen Staatsschuld dieser Ursache der ungleichen Vertheilung der Glücksgüter entgegen wirkt; indem der Theil des National-Einkommens, welcher von dem Einkommen der Grundeigenthümer, durch directe oder indirecte Taxen, auf die Staatsgläubiger übertragen wird, dem Eigenthum zuwächst, dessen raschere Vertheilung in Folge von Sterbfällen u. s. f. keine positive Grenzen findet. Da öffentliche Schulden das Eigenthum vermehren, dessen Werth bedeutenden Schwankungen unterworfen ist, so verstärken sie auch die Uebel, welche aus der Veränderung des Werths der Circulationsmittel entspringen, und die im dritten Kapitel betrachtet wurden. Der Verfasser suchte darzuthun, dafs die Staatsschulden nicht nur durch das Verhältnifs, das sie zwischen den Staatsgläubigern und Steuerpflichtigen begründen, diesem Uebel einen weitern Spielraum darbieten, sondern zu jenen Veränderungen, an die es sich knüpft, gar oft und auf mannigfaltige Weise die Veranlassung geben und dafs die wichtigste natürliche Ursache der Werthsveränderung der Circulationsmittel die Lage der Staatsgläubiger und Steuerpflichtigen weit stärker, als die der Privatgläubiger und Schuldner afficirt.

Wenn eine Untersuchung über den Einflufs der Anlehnssysteme auf den ökonomischen Zustand der Völker zugleich ihre möglichen mittelbaren Folgen berücksichtigen soll, so war ferner der Nachtheile zu gedenken, welche sich an eine allzurasche Schuldentilgung, so wie an die Vernichtung der Rechte der Staatsgläubiger knüpfen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 93.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1829.

Der öffentliche Credit von Fr. Nebenius, Grofsh. Badischem Geheimen Rathe u. s. w. (Auch unter dem besondern Titel: Ueber die Natur und die Ursachen des öffentlichen Credits, Staatsanlehen, die Tilgung öffentlicher Schulden, den Handel mit Staatspapieren, und die Wechselwirkung zwischen den Creditoperationen der Staaten und dem ökonomischen und politischen Zustande der Länder).

(Schlufs.)

Der Verfasser glaubte sich nicht in Widersprüche zu verlieren, wenn er das Daseyn einer hochangewachsenen Schuld für ein Uebel, ihre plötzliche Vernichtung, abgesehen von allen Rücksichten der Gerechtigkeit und blos in Beziehung auf ihre ökonomische Wirkung für ein noch gröfseres Uebel betrachtete und selbst in einer allzuraschen Schuldentilgung eine Ursache von Mifsverhältnissen erblickte, von welchen freilich in der Erfahrung nicht leicht Beispiele zu finden sind. Da bei den bisher erwähnten Erörterungen angenommen war, dafs Darleiher und Gläubiger dem Staate angehören, dem sie ihre Kapitalien anvertrauten, so blieb noch der Einflufs zu erwägen, den die Anlehenssysteme und die Schuldentilgung auf den ökonomischen Zustand der Länder ausüben, welche durch das Mittel der öffentlichen Schulden in das Verhältnifs der Gläubiger und Schuldner treten.

Als eine der natürlichen Folgen der Leichtigkeit, welche der Uebertag der Kapitalien von einem Lande auf das Andere in dem Daseyn öffentlicher Fonds findet, wurde dabei der gröfsern Verschiedenheit des Zinsfufses verschiedener Länder, während der Dauer eines allgemeinen Krieges, und der Neigung zur Ausgleichung gedacht, welche nach Herstellung der Friedensverbindungen eintritt.

Zum Schlusse untersuchte der Verfasser den Einflufs der Staatsschulden auf den innern politischen Zustand und die Verwaltung der Länder und der Anlehnssysteme auf die politischen Verhältnisse der Völker unter einander. Dafs die bestehende Ordnung durch das Daseyn einer hohen Schuld verstärkte Bürgschaften erhalte, vermochte er sich nicht zu überzeugen. Den Staatsgläubigern, deren Interesse allerdings enger und fester an das Bestehende geknüpft ist, stehen die zahlreichen Schuldner gegenüber, mit ihrem Gefühle des Drucks, den die wachsenden Steuern zur Verzinsung der öffentlichen Schuld ausüben. Die grofse Masse des Volkes wird von dem Eindrucke beherrscht, welche die Betrachtung der unmittelbar auf seine Lage einwirkenden Ursachen hervorbringt. In den Abgaben, die der Steuerpflichtige entrichtet, in den hohen Preisen, die er für die, durch Steuern, bei ihrer Hervorbringung belasteten Genufsmittel zu zahlen hat, sieht er die unmittelbare Ursache der Entbehrungen, die er sich auflegen, der erhöhten Anstrengungen, denen er sich unterziehen mufs; dazu kommt der Druck lästiger Formen der Erhebung, welche mit der Vervielfältigung der Steuern mannigfaltiger und mit der Höhe der Sätze beschwerlicher werden. Die Uebel, welche die Regierung durch die erhobenen Anlehen abgewendet, drohen ihm nicht mehr, die Erinnerung daran wird mit jedem Tag schwächer; er erwägt nicht, dafs es im Staate kein Eigenthum giebt, das auf wirksamen Schutz einen gerechtern Anspruch hätte, als dasjenige, welches zur Erhaltung oder Schonung alles übrigen hingegeben wurde, dafs kein anderes, dem Rechte nach, besser, sondern etwa nur handgreiflicher seyn kann; und zuletzt erblickt man in dem Daseyn einer drückenden öffentlichen Schuld nur eine Versündigung der Vergangenheit an der Gegenwart. Ein Zustand, in welchem die grofse Mehrheit des Volkes ein unheilbringendes, die gesellschaftlichen Verhältnisse tief erschütterndes Ereignifs, als eine wirk-

Digitized by Google

same Hilfe, als ein Mittel zur schnellen Verbesserung seiner Lage betrachten läfst, aber immer bedenklich. Hierüber darf man sich durch Beispiele einer hochangewachsenen Schuld, welche noch keine beunruhigende Symptome begleiten, so wenig wie über den nachtheiligen Einflufs der Anlehnssysteme auf die Production täuschen lassen. Einzelne Erfahrungen lehren, dafs eine durch ihre Gerechtigkeitt und Weisheit starke Regierung und ein reiches Volk eine hohe Staatsschuld ertragen können, aber die Schuld macht die Regierung nicht stark, das Volk nicht reich. Wie sie eine Höhe erreichen kann, wo sie die Regierung schwächt, die Kräfte des Volkes übersteigt, zeigen andere Beispiele. Indem der unterzeichnete diese Darstellung des Inhalts seiner Schrift schliefst, hat er nur einige Worte über ihr Verhalten zur ersten Auflage beizufügen. Darin hatte er eine Reihe allgemeiner Erörterungen mit der Darstellung und Beurtheilung der wichtigern Thatsachen verwebt, welche die Finanzverwaltung der gröfsern europäischen Staaten, und der Geld- und Kapitalmarkt, seit Herstellung des allgemeinen Land und Seefriedens, darbot. Er hat sich von der Unzweckmäfsigkeit einer solchen Verbindung überzeugt und den ohne hin stark angewachsenen historischen Stoff einem zweiten Theile vorbehaltend, die allgemeinen Kapitel der frühern Auflage, nach einem sehr erweiterten Plane, in die vorliegende Abhandlung umgearbeitet. Der zweite Theil wird damit in keiner andern Verbindung stehen, als dafs derselbe Gelegenheit geben soll, bei der Beurtheilung des ursachlichen Zusammenhangs der Erscheinungen und Thatsachen, die er erzählt, die Uebereinstimmung der in dem ersten (zugleich unter einem besondern Titel erschienenen) Theile niedergelegten allgemeinen Sätze mit der Erfahrung nachzuweisen.

Nebenius.

I.

Philosophie der Offenbarung als Grundlage und Bedingung einer höhern Ausbildung der Theologie dargestellt von B. H. Blasche. Gotha 1829. 8.

„Wie überhaupt der jedesmalige Zustand der Wissenschaften von der Beschaffenheit der unter den Gelehrten gangbaren Philosophie abhängt, so richtet sich auch insbesondere der Zustand der Theologie nach der oder vielmehr denjenigen Philosophieen, welche unter den Theologen Geltung haben. An der Wahrheit dieses Ausspruchs können nur diejenigen zweifeln, welche das Verhältnifs der Philosophie zu den Wissenschaften für ein zufälliges halten und welche daher der Meinung sind, es könne z. B. die Theologie, für sich, ganz unabhängig von aller Philosophie, blos durch philologische Gelehrsamkeit und historisches Studium eine vorzügliche Ausbildung erhalten. Von letzterer, nämlich von der Philosophie, hat aber derjenige keine Idee, der diese Meinung hegen kann." Mit diesen Worten stellt der Hr. Verf. sich einem weitverbreiteten Vorurtheil unserer Zeit rühmlich entgegen. Man mufs gestehen, dafs der Gegensatz von Philosophie und Theologie, wie er jetzt zwischen beiden aufgerichtet worden, eine anderer ist, als vormals. So lange der strenge Gegensatz des Rationalismus und Supernaturalismus in der Theologie bestand, stand jener noch auf der Seite der Philosophie; ihre Sache ist die der Vernunft und Freiheit; für diese kämpfend bestritt er den blinden, unberechtigten Glauben auf der andern Seite. Nachdem sich jedoch gezeigt, dafs jene Vernunft des Rationalismus nur die Leerheit der Aufklärung, das subjective Denken, die Freiheit aber, für die er focht, nur die Willkühr und Gesetzlosigkeit sey, so hatte er bald an der Philosophie, als welche der Leerheit wieder einen Inhalt bringen wollte, den er längst in sich aufgezehrt hatte, den ärgsten Feind und sie hatte nun gegen ihn selbst die Sache der Vernunft und Freiheit in Schutz zu nehmen. Der gegenwärtige Rationalismus, der nun auch allmählich anfängt den Namen selbst abzulegen, ja selbst mit dem Supernaturalismus sich zu vermischen, hat das Eigenthümliche, dafs er wie dieser und mit diesem gemeinschaftlich ohne alle Philosophie und gegen sie feindselig gesinnt, dennoch in seiner Weise fortfährt, zu denken; denn dieses kann er nicht lassen, ja in seiner Weise fortphilosophirt: denn alles Denken in der Wissenschaft ist ein Philosophiren, es sey auch, wie es sey. Das Denken und Philosophiren ist nur, dem eignen Bekenntnifs nach, ein unphilosophisches; wird ihm daher gesagt, sein abstraktes Denken sey ja selbst noch ein Philosophiren, so nimmt er das als einen Vorwurf, als eine Beschimpfung auf, das Philosophiren in unphilosophischer Weise ist vielmehr jetzt sein Element geworden; in diesem Widerspruch hält und behauptet er

Digitized by Google

sich. Der Hr. Verf. zeigt in der Vorrede zunächst, wie sich mit dem Denken das Philosophiren aufdringe, und wie falsch die Meinung derer sey, welche nur einige Wissenschaften als allein der Philosophie angehörend und als ausschliefslich philosophische betrachten, andere aber nicht. Er sagt vielmehr: „jede hat ihre mannigfaltigen Kenntnisse, welche durch Erfahrung erworben werden, jede ihr Princip, als Begriff oder Idee des Gegenstandes der Wissenschaft und jede ordnet das Mannigfaltige richtig, wenn sie das Princip für sich sowohl als in seinem Verhältnifs zum Einzelnen richtig erkennt. Hieraus ergiebt sich also die Nothwendigkeit einer dreifachen Richtung der wissenschaftlichen Thätigkeit. In sofern letztere auf das Mannigfaltige der Erfahrung oder Erscheinung gerichtet ist, heifst sie Empirie, in der entgegengesetzten Richtung auf die Einheit des Mannigfaltigen im Princip des Ganzen Speculation, als ordnende Thätigkeit aber, wodurch jedes Einzelne, jeder Theil des Ganzen seine rechte Stelle in diesem erhält und in seinem wahren Verhältnifs zu andern Theilen erscheint, nennt man sie Systematik S. VI. Den Gegenstand jeder Wissenschaft nennt er die Natur; dieses ist freilich eine sehr unbequeme Benennung, wie sie sich auch näher bestimme. Wird z. B. von der Natur Gottes gesprochen, so ist ebendamit von dem Begriff der Natur abstrahirt; die Natur ist das Gewordene (*natura* von *nasci*) und jeder begreift leicht, dafs in diesem Sinne von der Natur Gottes nicht könne die Rede seyn; die Natur Gottes wäre so vielmehr sie, wie sie Kreatur Gottes ist. Unter Natur versteht der Hr. Verf. eigentlich nichts anderes, als das Seyn, und unter diesem in der Wissenschaft das Seyn, wie es zum Wesen sich fortbestimmt im Denken. Von solchem Denken und Seyn gilt dann, was der Hr. Verf. sagt: „Beide sind an sich eins; beide sind gleichen, nämlich göttlichen Ursprungs, beide hervorgegangen aus der ewigen Einheit, in der alles gegründet ist." Die Philosophie, sagt er weiter, bezeichnet nichts anderes, als die Wissenschaft. „Reine Philosophie könnte allenfalls nur ihre Beziehung auf sich selbst oder das genannt werden, wodurch sie Auskunft über sich selbst giebt oder sich selbst erklärt; denn aufserdem ist sie in unmittelbarer Beziehung auf die Wissenschaften, welche, wie schon ihr gemeinschaftlicher Name andeutet, als individualisirte Philosophie oder als Individuen der (allgemeinen) Wissenschaft, zu betrachten sind." S. IX. Gegen das Urtheil, dafs er noch in der Schellingischen Philosophie seinen Standpunct habe, welches sich auch in dieser Schrift bestätigt, sagt der Hr. Verf.: „wir verkennen Schelling's Verdienste nicht und wissen, was ihm die Geschichte der Philosophie verdankt; aber man darf auch nicht glauben, dafs seit der Erscheinung seiner und seiner ersten Nachfolger Schriften die Philosophie auf dieser Bildungsstufe stehen geblieben sey; sie hat sich weiter und höher ausgebildet, so wenig dies zur Zeit noch anerkannt ist." S. XIII. So wahr dies ist, so findet man doch nicht, dafs der Hr. Verf. an diesen Fortschritten Theil genommen, und er selbst beschränkt seine ganze Abweichung von jener philosophischen Denkweise auf den höhern Grad der Klarheit und Folgerichtigkeit. Solche Evidenz und Consequenz an sich hält der Hr. Verf. für „einen wesentlichen Sachunterschied" und man mufs ihm wenigstens das Zeugnifs geben, dafs er die tiefsten philosophischen Gedanken in fafslicher, fast popularer Weise darzustellen vermag. So verdienstlich aber und schätzbar dies Talent ist, wie es der Hr. Verf. n hohem Grade besitzt, den Begriff der Vorstellung so nahe als möglich zu bringen und dadurch mancherlei Vorurtheile gegen die Philosophie zu beseitigen, so zweideutig ist es andrerseits, wenn die Strenge und der innere Gehalt des Begriffs darüber verliert, was denn hier eben so sehr in hohem Grade der Fall ist. Er sieht sich daher oft genöthigt, zum Zweck der Klarheit sich in blofsen Vorstellungen, in Bildern und Gleichnissen zu bewegen; statt der Entwickelung des Begriffs werden wir oft mit solchen Anspielungen, wie, dafs der Mensch das Werkzeug, die Werkstätte, der Tempel der Offenbarung sey, abgefunden. „Da Gleichnisse auch in der Wissenschaft dienen können, wo es auf Erläuterung ankommt, so möge noch ein andres, wenn auch weniger edles, doch nicht weniger schickliches Bild die Einleitung zu dem folgenden machen," sagt er S. 21. und S. 56. wird sogar die höchste Stufe geistiger Entwickelung, die wissenschaftliche Bildung, fast nur in die Klarheit der Erkenntnifs gesetzt, welche nicht im Glauben sey, sondern im philosophischen Wissen. Die Bewegung in der Enwickelung ist überhaupt, der Klarheit zu Liebe, gar sehr äufserlich und die Methode sehr unvollkommen. Die Absicht und Bedeutung seiner Schrift giebt der Hr. Verf. selber folgendermafsen an: „Sie giebt sich nicht als ei-

Digitized by Google

ne theologische, sondern als eine solche, die durch ihren philosophischen, auf die Theologie sich beziehenden Inhalt letztere von speculativer Seite begründen und dadurch fördernd auf sie wirken will; sie will nicht angesehen seyn als ein Beitrag zu einer wirklichen Reform der Theologie, wohl aber als enthaltend die Bedingungen einer solchen Reform oder höheren Ausbildung." S. XV. Dem gemäfs zerfällt sie in zwei Abschnitte. Er handelt zuerst in reinphilosophischer Darstellung von der Offenbarung überhaupt und hernach von den Gesetzen der Offenbarung in Beziehung auf das Christenthum. Dieser Eintheilung liegt ein innerer Unterschied und Gegensatz der Philosophie und Theologie zu Grunde und innerhalb dieses Gegensatzes bleibt der Hr. Verf. stehen. Am meisten bestreiten möchte man daher gleich den ersten Satz, womit er die erstere Untersuchung eröffnet: „Der philosophische Begriff der Offenbarung, dessen Entwickelung die Philosophie derselben giebt, unterscheidet sich vom theologischen durch seine Allgemeinheit und innere Nothwendigkeit, also dadurch, wodurch sich die Philosophie selbst von der Theologie und jeder anderen besonderen Wissenschaft unterscheidet." In diesen Worten ist von vorn herein ein Urtheil ausgesprochen, nämlich dieses: dafs der theologische Begriff der Offenbarung weder Allgemeinheit, noch Nothwendigkeit habe. Hat er aber diese nicht, so ist er so wenig Begriff, als Wahrheit; er ist nur eine Vorstellung und noch dazu eine solche, welche an den philosophischen Begriff gehalten sich in sich aufgeben mufs und dieses Verhältnifs des Begriffs der Offenbarung dehnt der Hr. Verf. sogar auf das Verhältnifs der Philosophie und Theologie zu einander überhaupt aus. Zu solcher Constitution des Gegensatzes ist der Hr. Verf. durch die unlogische Betrachtung des Verhältnisses vom Allgemeinen und Besondern zu einander verleitet worden; jenes ist ihm ein solches Allgemeines nur, worin vom Besondern abstrahirt werden kann und dieses ein solches Besonderes, welches aufserhalb des Allgemeinen, oder wie er sagt, nur eine bestimmte Begränzung (Negation, denn *omnis determinatio negatio est*) des Allgemeinen ist: so aber sind beide gleich unwahr. Wäre die Absicht nur, einzelne, in der Theologie gangbare Vorstellungen von Offenbarung zu prüfen, zu reinigen und zu berichtigen, wie sie freilich der Hr. Verf. ebendaselbst ausspricht, so wäre gegen eine solche Fassung des Unterschiedes nichts einzuwenden und dazu würde auch schon die Negation ausreichen; so aber bliebe die Untersuchung wesentlich kritisch; die affirmative Seite solcher Kritik, worauf es dem Hrn. Verf. doch hauptsächlich ankommt, würde nun seyn, dafs in dieser die theologische Vorstellung sich immer reiner als philosophischer Begriff bestimmte: aber so würde dann auch der theologische Begriff, wie dieser sich aus der Vorstellung hervorgehoben hätte, keinen Unterschied mehr von dem philosophischen an ihm haben und die Wahrheit in beiden die eine und selbige seyn. Der Hr. Verf. hingegen geht von einem ursprünglichen Gegensatz der Philosophie und Theologie aus, und kann es daher auch durch die Vermittelung nicht zur wahren, concreten Einheit bringen; er betrachtet die Philosophie noch viel zu sehr als eine äufserliche Gesetzgebung für die Theologie, stellet hiemit diese zu niedrig gegen jene und thut den Beschuldigungen, welche deshalb so häufig vorgebracht werden gegen die Philosophie, wider Absicht und Willen, Vorschub. Das wahre Verhältnifs beider zu einander ist vielmehr, dafs die Philosophie das nur, was in der Theologie die Wahrheit an sich ist, zum Begriff bringt und also die Wahrheit in dieser zur Gewifsheit erhebt, die nur im Wissen ist. Begriff ist aber dem Hrn. Vrf. noch so viel, als irgend eine Meinung und Vorstellung, die dann erst durch Uebereinstimmung mit dem philosophischen Begriff Wahrheit hat; ohne diesen ist er, wie er sagt, ein empirischer, der sein Daseyn der misverstandenen Erfahrung verdankt. In diesen abstrakten Bestimmungen ist der Hr. Verf. hinter den logischen Fortschritten der Philosophie zurückgeblieben; aber es ist ebendamit eine falsche Richtung in seine ganze Untersuchung gekommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 94.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1829.

Philosophie der Offenbarung als Grundlage und Bedingung einer höhern Ausbildung der Theologie dargestellt von B. H. Blasche.

(Fortsetzung.)

Theologie und Philosophie sind ebensowohl an sich eins, als auch unterschieden und mithin auch zu unterscheiden; aber sie kehren selbst aus diesem Unterschiede in eine höhere, nämlich concrete Einheit zurück. Wird das erste und zweite so leicht zugegeben und anerkannt, warum nicht auch das dritte, da sich die Philosophie im Begriffe der Theologie eben so gut als die Theologie im Begriffe der Philosophie aufzeigen läfst. Da dieses vielleicht an der Zeit und von Interesse seyn kann, wollen wir es noch mit wenigen Worten hier unternehmen.

1. Die Logik ist die Metaphysik der Theologie, Exposition des Begriffes Gottes im reinen Gedanken, die ideelle Seite der Theologie in der Philosophie;

2. Die philosophische Natur-, Kunst- und Rechtslehre macht die reelle Seite der Theologie aus in der Philosophie. Die philosophische Physik, Aesthetik und Ethik gehören der theologischen Weltbetrachtung an, wie sie Gott in seinen Werken, der Natur, Kunst und sittlichen Thätigkeit erfafst.

3. Beides, die ideelle und reelle Seite geht in die Einheit zurück, indem es der Geist ist, der sich in beiden explicirt und die abstracte und concrete Seite seiner selbst zusammenfafst. So ist die Theologie in der Philosophie Pneumatologie oder Phänomenologie des Geistes, Geschichte des sub- und objectiven Bewufstseyns und so Psychologie, Anthropologie und Theologie; das Resultat war aber schon als Princip vom Anfang der Philosophie vorhanden.

Bei der philosophischen Bestimmung des Begriffes der Offenbarung geht der Hr. Verf. von dem popularen Begriff der Offenbarung aus, wie er es nennt, in der an und für sich richtigen Ueberzeugung, „dafs der philosophische und der wissenschaftliche Begriff die höhere Wiedergeburt des popularen oder gemeinen sey," wobei nur vorausgesetzt werden mufs, dafs die populare Vorstellung, die der Hr. Verf. Begriff nennt, die Wahrheit an sich bereits enthalte. Er geht dabei von dem Sinne aus, den der Sprachgebrauch mit den Worten: offenbar, offenbaren, klar werden, bekannt werden, verbindet. Gegen solches Etymologisiren, statt zu Philosophiren, ist kurz zu sagen, dafs nicht die Sprache den Geist, sondern der Geist die Sprache geschaffen hat. Das weitere Entwickeln des Begriffs ist dann bei dem Hrn. Verf. auch nur ein Folgern aus jenen etymologischen Sätzen. Da der Sprachgebrauch mit dem Ausdruck: offenbar, offenbaren ein Unbekanntes, Verborgenes, kurz ein Geheimnifs voraussetzt, so folgert er, dafs keine Offenbarung denkbar sey ohne ihren Gegensatz, das Geheimnifs *(mysterium)*. „Es wird sich aber wohl auch umgekehrt verhalten, dafs nämlich das Geheimnifs als solches nicht denkbar ist ohne allen Bezug auf Offenbarung und dafs es letztere als seinen nothwendigen Gegensatz fordert. Dafür spricht wenigstens einerseits der Mittheilungstrieb und andererseits der Erkenntnifstrieb." S. 7. Daraus zieht der Hr. Verf. dann seine Schlüsse. Er handelt hierauf von dem Gesetz der Offenbarung. Hier stellt er dem Leser die „ihm vielleicht noch neue Wahrheit auf: dafs keine einseitige Erfahrung das Bewufstseyn bedingen kann, dafs vielmehr der Gegensatz die nothwendige Bedingung aller bewufsten Erkenntnifs ist, dafs mithin alles nur in seinem Entgegengesetzten oder durch dasselbe offenbar d. h. mit Bewufstseyn erkannt wird." Die bei dem Leser als neu vorausgesetzte Wahrheit ist es sichtbar für den Hrn. Verf. zuerst gewesen, dem die grofse Bestimmung der Negation in der neuern Philosophie unbekannt geblieben zu seyn scheint. Inzwischen ist immer sehr schätzbar an dem Hrn. Verf. das Bemühen, das

Digitized by Google

logische Gesetz der Offenbarung zu finden. Er erläutert sodann den Begriff der Offenbarung durch den der Erscheinung: aber er unterscheidet beide bei weitem nicht genugsam von einander. Mit dem Begriff der Erscheinung ist man schon bei der Welt (der Erscheinung). Hingegen die Offenbarung in der Religion ist nicht sowohl Erscheinung, als vielmehr, wie es die neuere Philosophie bestimmt hat, ein Daseyn, welches Wissen ist: so ist Gott, als der Geist, nothwendig Offenbarung seines Wesens. Der Hr. Verf. hingegen sagt nur, die Erkenntnifs sey das Wesen der Offenbarung und geht erst von der Welt, als Erscheinungswelt, zu Gott, als dem Weltgrund und das Unbedingte über, welches die Vernunft für den unendlichen Inbegriff des Bedingten fodert, und das klingt sehr nach einem Postulat, wo nicht der practischen, doch der theoretischen Vernunft. Im weitern Verlauf seiner Deduction hält sich der Hr. Verf. sehr an die subjective Seite. Er spricht von Gott unter andern als „der All-Anlage, von der das Welt-All die Entwickelung ist. Die Entwickelung aber ist ein Offenbarwerden der an sich verborgenen Anlage, die Bildung mithin, als Erfolg der Entwickelung, die gewordene, vollendete Offenbarung." S. 15. Treffender ist folgendes gesagt: „Gott nennen wir das ewige unendliche Geheimnifs, wovon das wechselnde Leben der Welt, als nie ruhende Entwickelung, ein ewiges Offenbarwerden, das Weltall selbst aber und dessen Harmonie die vollendete Offenbarung ist." *Ib.* und was er im folgenden sagt: dafs das Endliche nicht aufser und neben dem Unendlichen seyn kann. Er geht hierauf von den weitesten zu den engsten Offenbarungssphären, von der unvollkommensten Individualität zur vollkommensten fort, welche als menschlich göttliche Persönlichkeit der Schlufsstein des gesammten Offenbarungssystems ist. In dieser Entwickelung kommt viel Wahres und Schönes vor; z. B. „die im Ird (Mineral) erstarrten Elemente sind das letzte Glied in der absteigenden Offenbarung und zugleich das erste in der aufsteigenden." S. 18. „Im Menschen geht das Licht der bewufsten Erkenntnifs auf, in welchem die Idee des Universums klar wird: denn das Universellste kann nur im Individuellsten, das Allganze nur im Sonderganzen, der Makrokosmus nur im Mikrokosmus und so auch die All-Einheit nur in der Sonder-Einheit, Gott nur im Menschen vollständig offenbar werden." S. 19. „Die bisherigen philosophischen Systeme können als mehr oder weniger mislungene Versuche, das System der Offenbarung wissenschaftlich darzustellen, betrachtet werden." S. 20. Weniger befriedigend ist, was der Hr. Verf. von dem Verstande und der Vernunft sagt; das Resultat, welches die Untersuchung erreicht, ist ein subjectives und einseitiges. „Soll also von einer göttlichen Offenbarung an dem Menschen, wie man zu sagen pflegt, eigentlich aber im Menschen die Rede seyn, so mufs er selbst göttliche Natur in sich haben oder göttlichen Geschlechts seyn: denn es kommt die Offenbarung nicht von aufsen in den Menschen; sie ist vielmehr Werk der innern Entwickelung göttlicher Anlage und das Ergebnifs dieser Entwickelung ist göttliche Bildung: in der göttlichen Bildung des Menschen also wird Gott offenbar oder besteht seine Offenbarung." S. 29. Die Offenbarung kommt vielmehr eben so sehr von aufsen, als von innen; sie ist überhaupt nicht subjectives noch objectives Thun und Wirken, sondern Gottes selbst im Subjectiven und Objectiven oder ebenso sehr in der subjectiven Aneignung und Thätigkeit, als in der objectiven Belehrung und Erziehung (in der Gemeinde): durch sie wird dem Subject erst die Veranlassung zu seiner innern Entwickelung und göttlichen Bildung, wie der Hr. Verf. es nennt, und ohne diese zuvorkommende von dem Subject unabhängige Gnade kann es zu nichts kommen. Darauf hätte den Hrn. Verf. schon das von ihm selbst hernach entwickelte führen müssen, welchem zufolge ihm „Geschichte und Offenbarung identisch und die Geschichte die gewordene Offenbarung ist." S. 32. „daraus ergiebt sich nun, dafs die Offenbarung nicht von aufsen in den Menschen kommt, sondern vielmehr aus (seinem?) dem Innersten hervorgeht. Denn was von aufsen durch die Sinne in den Menschen kommt, ist ja, als solches, noch keine Offenbarung; er mufs den Eindruck erst mit Bewufstseyn anschauen, d. h. er mufs ihn verstehen d. h. geistig gestalten u. s. w." S. 35. Allein was in der Offenbarung mitgetheilt wird, ist ja nicht ein Sinnliches sondern Geistiges, aus dem Geiste kommendes und nur mit dem Geiste zu fassendes, somit das als innerlich und äufserlich identische. Zu rühmen ist dagegen an dem Hrn. Verf., dafs er auch die Naturgeschichte berücksichtigt neben der Geistgeschichte, eben so das Böse in der Weltgeschichte, wobei er sich auf sein ausführliches Werk beruft: das Böse im Einklang mit der Weltordnung u. s. f. welches auch in diesen Jahrb. von einem andern Beurtheiler bereits an-

Digitized by Google

gezeigt worden ist. Es concentrirt sich Alles in dem ganz richtigen Satz: „Wenn wir das Gute nicht unterscheiden, so haben wir keinen Verstand, keine Erkenntnifs, kein Bewufstseyn davon und wovon sollen wir es unterscheiden, wenn nicht von seinem Gegensatze, dem Bösen?" S. 42. Bei dem Beweis der Nothwendigkeit der Tradition dringt sich endlich dem Hrn. Verf., obwohl er auch hier wieder oft seinen Hauptsatz wiederholt, dafs die Bildung des einzelnen Menschen und der einzelnen Völker nicht von aufsen herkommt, die Erkenntnifs auf, dafs auch die Entwickelung gleichwohl ihre äufseren gegensätzlichen Bedingungen hat, ohne welche sie nicht vor sich geht und dafs sie nur in der Gesellschaft möglich ist. Der interessanteste Abschnitt endlich enthält die Darstellung der besonderen Sphären oder Gebiete der Offenbarung. Hier erneuert sich denn zuerst die schon oben gerügte nichtlogische Bestimmung des Allgemeinen und Besondern; das letztere ist ihm nicht verschieden vom Einseitigen, da vielmehr das Allgemeine gegen das Besondere und Einzelne das Abstrakte und dieses erst das Concrete und Wirkliche ist. „Wo in einer besonderen Sphäre die Entwickelung zu göttlicher Bildung gedeiht, da wird Gott auf besondere Weise, gleichsam nur einseitig offenbar und nur das Ziel der Weltgeschichte, als vollkommene Bildung des ganzen organisirten Menschenreichs, wird einst als allseitige, vollständige Offenbarung Gottes sich darstellen." S. 54. Aber übrigens ist gegen die Bestimmung der Fortschreitung der Offenbarung und derselben Stufen, wie der Hr. Verf. sie angiebt, nichts wesentliches zu erinnern. Er unterscheidet zuerst die Naturbildung, als unbewufste göttliche Bildung und als die unterste Stufe, den Stand der Unschuld, in welchem aber auch schon das böse Princip hervortritt; sodann die Stufe der Kunstbildung oder die zweite Periode der Offenbarung Gottes in der Weltgeschichte; ferner die religiöse Bildung, welche im Urchristenthum ihr Höchstes erreichte; endlich die wissenschaftliche oder philosophische Bildung, als die höchste Stufe geistiger Entwickelung und als die vierte und letzte Periode der göttlichen Offenbarung in der Geschichte. Zu bemerken wäre nur etwa noch, dafs die erste und zweite Stufe, obwohl charakteristisch zu unterscheiden, doch des Homogenen wegen, als noch der Natur angehörend, füglich als eine zu fassen gewesen wäre, die religiöse aber weniger formell, sondern auch dem wesentlichen Inhalte und der Idee nach, wodurch sie von jenen beiden zu unterscheiden ist, zu bestimmen gewesen wäre. Die philosophische Bildung fafst er auch hier wieder nur von der Seite der Klarheit auf. Er bemerkt zuletzt sehr richtig: „Die Meinung ist nicht diese, als werde im Verlauf der Geschichte der Menschheit die vorhergehende Stufe durch die nächstfolgende höhere ganz verdrängt und aufgehoben; sie wird nicht verdrängt, sondern durch den Einflufs der höhern abgeändert, modificirt. Dieser letzte ganz formelle Ausdruck ist hier wenig an seinem Ort; in Wahrheit wird das vorhergehende auf diesen Stufen von dem folgenden aufgehoben, d. h. eben erhalten, aber auf eine höhere Stufe erhoben und ebendamit über sich selbst hinausgehoben.

Es folgt nun der zweite Abschnitt der Schrift, worin von den Gesetzen der Offenbarung in Beziehung auf das Christenthum gehandelt wird. Hier ist die Untersuchung zuerst kritisch und sodann einleitend in die philosophisch - theologische Ansicht der Offenbarung, wie es der Hr. Verf. nennt. Es ist hier an das schon oben von uns bemerkte zu erinnern, welchem zufolge der Hr. Verf. gangbare Vorstellungen und Meinungen als Begriffe behandelt, ja als den theologischen Begriff der Offenbarung selbst und zeigt, zuerst, was er seyn kan und soll, um mit dem philosophischen im Einklang zu seyn, und dann, was er ist oder die Gestalt, worin er bisher sich geltend zu machen versuchte. Er stellt diesen sogenannten theologischen Begriff der Offenbarung nur als den der vorzüglichen besonderen Offenbarung dar, und hat es nun mit derjenigen, welche mit dem geschichtlichen Ursprunge des Christenthums zusammenfällt, als einer ausgezeichneten besonderen Offenbarung zu thun. Es ist vielmehr die allgemeine Offenbarung selbst, welche in Jesu Christo ihre concrete Gestalt und Wirklichkeit erreicht, und hiemit nur so Resultat, dafs sie Princip aller ist. Er verwirft mit Recht, was nur Folge dessen ist, was er den theologischen Begriff nennt, in Wahrheit nur ein Satz, höchstens ein Grundsatz ist, nämlich die Nothwendigkeit göttlicher Offenbarung sey zu setzen in die Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft. Dadurch, dafs die göttliche Vernunft (der Logos) selbst die menschliche und hiemit die concret-wirkliche ist, ist die menschliche Vernunft wahrhaftig nicht abgeschafft, sondern vielmehr erst zu ihrer Wahrheit und Wirklichkeit gelangt. Aber eben darin liegt denn freilich auch, dafs die menschliche

Digitized by Google

Vernunft erst in der göttlichen d. i. in der Offenbarung (in Jesu Christo, in welchem der Unterschied beider kein Unterschied ist) zu ihrer Wahrheit gelangt. Der Hr. Verf. findet mit Recht in dem gewöhnlichen Gegensatz eine Geringschätzung des naturgesetzmäfsigen Entwickelungsganges der höheren Anlagen der Menschheit, wiewohl die Weise, wie er, sich stützend auf das früher entwickelte, ihn widerlegt, schwerlich zureichend zu nennen ist. Er bewegt sich hier selber gar nicht im Begriff. Aber richtig weiset er wiederum in der Anmerkung auf das Unchristliche hin, welches der gewöhnlichen Ansicht zu Grunde liegt, sofern darin Gottheit und Menschheit in einem absoluten Gegensatze betrachtet wird, der Mensch eine von Gott ausgeschiedene Natur und das Ausgeschiedene reine Endlichkeit dem Unendlichen und Ewigen gegenüber ist. Auch was er von der Vernunft als Geschenk Gottes sagt, ist treffend; des Ausdrucks bediente sich schon Pelagius von der Freiheit; ein Geschenk ist nicht nur eine blofse Vorstellung, sondern auch eine Zufälligkeit. Die Voraussetzung des Ueber- oder Aufsernatürlichen in der Offenbarung, von welchem kein Wissen möglich ist, betrachtet er als die, so lange sie gehegt wird, unüberwindliche Mauer, welche den Fortgang der Theologie, von speculativer Seite wenigstens, unmöglich macht. Mit der Bestimmung des Ueber- und Aufsernatürlichen aber an der Offenbarung könnte man schon in solcher Theologie zufrieden seyn, wenn dasselbe nur zugleich bestimmt würde als das Geistige: denn dieses ist allerdings das, was über die Natur und alles Natürliche hinausgeht. Der Hr. Verf. verwechselt aber durchgängig den Begriff mit der Vorstellung oder diese und jene Theologie mit der Theologie selbst, wie sie die wahre und christliche ist. Den Wunderglauben insonderheit betrachtet er als hemmende Schranke der Theologie, ohne doch anders, als nur in einer Anmerkung in den Beweis einzugehen. „Wenn demnach, sagt er, für den Philosophen das nothwendig Vermittelnde zwischen dem Geheimnifs und der Offenbarung die Entwickelung ist, so macht dagegen für den Theologen das Wunder die Vermittelung. Da nun das Wunder keiner wissenschaftlichen Entwickelung fähig ist, so fehlt es der Theologie an einem nothwendigen Gliede in ihrer Grundlage, welcher wesentliche Mangel keine ordentliche, in sich zusammenhängende Theorie zu Stande kommen läfst. Denn die wissenschaftliche Theorie ist die geistige Nachahmung des natürlichen Zusammenhangs der Dinge und die Vollkommenheit dieser Nachahmung beruht auf der Lückenlosigkeit (Stetigkeit) des Zusammenhags. Das vorausgesetzte Wunder erscheint aber als eine Lücke in diesem Zusammenhange, wodurch dieser zerrissen ist; es erscheint als eine unüberwindliche Kluft, welche sonach das naturgemäfse Fortschreiten absolut hemmt." S. 72. Wenn die christliche Religion sich durch Wunder vermittelte, so gehört es vielmehr dem Unterschiede der Theologie von der Religion an, dafs jene sich nicht, wie diese, durch Wunder vermittelt: wohl aber ist es die Aufgabe der Theologie, das Wunder in der christlichen Religion d. h. die Vermittelung der letztern durch das erstere in ihrer Nothwendigkeit für ihre Zeit, zu begreifen. Ohne einen nothwendigen Fortgang zu haben, kommt der Hr. Verf. hierauf zur „Beurtheilung der Hauptperson, die nicht nur als Vermittler einer göttlichen Offenbarung, sondern als diese selbst zu betrachten ist." S. 75. Er unterscheidet in Beziehung darauf drei Perioden in der Geschichte der Theologie, die der strengen Orthodoxie, die der Heterodoxie und „eine Art von Synthese aus beiden oder die gemischte Periode." Die ersten beiden Denkarten sind sehr gut charakterisirt und beurtheilt, die dritte nicht bestimmt und genau genug geschildert. So ist auch das nicht zu billigen, dafs der Hr. Verf. in einer Untersuchung über Offenbarung und Christenthum so ganz äufserlich und gleichsam zufällig auf die Bibel und das Wort Gottes zu sprechen kommt, ohne diesem Gegenstande seine nothwendige Stellung in der Entwickelung des Begriffs der Offenbarung zu geben. Die ganze Untersuchung ist etwas dünn ausgefallen; sie geht darauf hin, uns zu überzeugen, „dafs wir das Wort Gottes für die symbolische Bezeichnung seiner äufsern Offenbarung nehmen sollen."

(Der Beschlufs folgt).

Digitized by Google

Nro. 95.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1829.

Philosophie der Offenbarung als Grundlage und Bedingung einer höhern Ausbildung der Theologie dargestellt von B. H. Blasche.

(Schluſs.)

Dem Hrn. Verf. hängt aus der Naturphilosophie noch das Symbol nach; die christlichen Religionswahrheiten sind aber nicht sowohl Symbole, als Vorstellungen, welche dem wahren Glauben angehören und welche in ihrer Wahrheit zu wissen, die Aufgabe der christlichen Theologie ist. Richtig urtheilt der Hr. Vf. unter andern im Folgenden: „Häufig hört man in unserer Zeit die Bibel Quelle der christlichen Religion nennen; wer aber das Wesen und die Gesetze der Tradition kennt, der weiſs auch, daſs die Bibel nur Träger der Religion seyn kann, wodurch letztere fortgeleitet, von Geschlecht auf Geschlecht fortgepflanzt wird, während der Ursprung (Quelle) der Religion einzig im menschlichen Gemüthe zu suchen ist." S. 92. Nur, daſs dann doch es auch in dem Wesen und dem Gesetze der Tradition gegründet ist, daſs eben die traditionelle Notiz von der christlichen Religion nur aus der Bibel zu schöpfen und sie in dieser Einsicht allerdings Quelle der christlichen Religion ist. Es kommt hierauf noch ein Nachtrag zu diesem Abschnitte nach, in welchem doch nichts besonders Neues enthalten ist. In dem letztern Abschnitte endlich ist noch eine Einleitung in die philosophisch-theologische Ansicht der Offenbarung enthalten, in welcher selbst, da er nun aus dem Kritischen heraus seyn sollte, der Hr. Verf. doch noch den Gegensatz zwischen Philosophie und Theologie festhält und so zuletzt zu dem allerdings unleugbaren Erfahrungssatz kommt: „Es ist klar aus obiger Prüfung, daſs die Theologie vor der Hand nur von empirischer Seite wissenschaftlich oder, nur dem ersten und untersten Theile des Ganzen nach, Wissenschaft ist, indem die andern Theile (die speculative und systematische Seite) zwar nicht fehlen, aber doch empirischen Charakter haben; sie befindet sich, hinsichtlich der Speculation und Systematik, noch im krankhaften Zustande." S. 105. Eine nähere Andeutung der Hauptpuncte der philosophischen Ansicht von göttlicher Offenbarung durch Christum beschlieſst das Ganze. Es lenkt sich hier das Hauptinteresse noch auf die Frage hin: ob das Christenthum perfectibel sey oder nicht; der Hr. Verf. verneint und bejaht die Frage unter verschiedenen Gesichtspuncten. „Das Christenthum, als reinreligiöse Bildung betrachtet, hat seine Vollendung erreicht, ist mithin einer Vervollkommnung weder fähig noch bedürftig." S. 116. „Aber das Geheimniſs, welches in Christo und durch ihn offenbar werden sollte und aufs herrlichste offenbar geworden, ist kein anderes, als die Anlage zur Religion und Sittlichkeit." S. 117. „Es ist aber auch noch die Anlage zur Kunst und Wissenschaft vorhanden; diese sind nicht im Urchristenthum offenbar geworden. Christus ist nicht als Künstler und nicht als Gelehrter aufgetreten; durch ihn, in ihm ist nicht die Gesammtanlage der Menschheit zur Entwickelung und Bildung gekommen, sondern ein vorzüglicher Theil derselben; er war mithin nicht Repräsentant der allseitigen Menschenbildung, sondern nur der religiösen und sittlichen." S. 118. Wie vielerlei Misverständnisse wären in dieser Ansicht noch zu berichtigen! Der Hr. Verf. verkennt, was dem Geiste des Christenthums angehört. Was seit der Erscheinung Christi und in der christlichen Welt von Kunst und Wissenschaft hervorgekommen, diesem Geiste verdankt es sich, nur mit ihm übereinstimmend und aus ihm selbst hervorgegangen, konnte es seine Vortrefflichkeit und Wahrheit erreichen. Der Geist Jesu Christi ist keine Einseitigkeit. Hat er nicht in dieser und jener Zeit alle Seiten und Bestimmungen seines Wesens auf einmal entwickelt und zum Vorschein gebracht, so sind sie doch alle in ihm enthalten an sich,

Digitized by Google

wie ja der Hr. Verf. S. 123. im Wesentlichen nicht läugnet. Das Christenthum ist an sich vollendet, aber noch nicht ebenso auch als Zustand der Welt; in jener Beziehung konnte Christus sagen: es ist vollbracht; in dieser nicht; an dieser Seite fing schon die Thätigkeit der Apostel, später die Kunst und Wissenschaft an: aber der Geist Jesu Christi ist in allen wahren Fortschritten der Menschheit der eine und selbige, der sie alle bedingende und wahrhaft vollendende.

Dr. Marheineke.

LI.

Histoire de l'assemblée constituante. Par M. Alex. Lameth, lieutenant-général, membre de la chambre des députés. Paris. 1828. 1829. 2. *Vol. in* 8.

Dieses Buch ist bei seinem Erscheinen allgemein in Frankreich mit Lob aufgenommen, und auch bei uns, in fast unwiderstehlicher Fortwirkung solcher Stimmen, meist rühmlich erwähnt worden, als sei uns darin ein wichtiger Beitrag zur Französischen Revolutionsgeschichte und eine gründliche Entwickelung — wohl gar zum erstenmale — der Arbeiten einer Rathsversammlung gegeben, die unläugbar zu dem bedeutendsten gehört, was uns in dieser Art die Geschichte darbietet, denn allerdings hat nie ein Parlament, ein Reichstag oder eine Volksberathung neuer und alter Zeit einen so grofsen Inhalt und eine so durchgreifende Wirkung gehabt, wie die berühmte Constituante. Alexander Lameth war ein namhaftes Mitglied dieser Versammlung, hat den ferneren Verlauf der Revolution mit durchgemacht, und sich immer als ein Mann von Verstand, von Bildung und von ernstem Willen gezeigt. Hierauf liefse sich allerdings eine nicht üble Vormeinung für den Schriftsteller gründen; doch entspringt aus diesen Bezügen wohl nicht das Lob, das er empfangen. Aber bei Erscheinung seines Buches lebte er noch, gehörte dem höheren Gesellschaftsleben an, und folgte als Deputirter mit dem Eifer und Ansehn eines Altgedienten dem Gange der linken Seite. Aus diesen Verhältnissen ergab sich für sein Werk der Beifall, der unter solchen Umständen fast als ein unerläfslicher Pflichttribut betrachtet wird; niemand wagt, einen Autor von so augenscheinlichem Nutzen durch offnen Tadel zu schwächen; höchstens mischt sich ein schweres Seufzen ein, wenn sein persönliches Meinen durch mifsbeliebige Abweichung von feststehenden Annahmen allzu auffallend wird. Wir unsrerseits haben solche Rücksichten nicht, und können desto unverhohlener unser Urtheil sagen, dafs wir dieses Buch für ein schwaches und schlechtes halten, für eines von denen, welche, bei dem Anschein, die Geschichte zu erhellen und zu berichtigen, — wozu ihnen auch alles Nöthige wirklich verliehen sein könnte, — sie doch nur verdüstern und verfälschen. Es hilft dem Verfasser wenig, dafs er ein Augenzeuge und Mitthätiger war, seine sonstigen Eigenschaften setzen diesen Vortheil wieder stark herab. In der That hat Alexander Lameth unter den vielen Ausgezeichneten der Revolution nie in erster Linie gestanden, aber in der zweiten stets Gaben und Eifer genug bewiesen, um fortwährend im vordringenden Bemühen bleiben zu können, sich irgendwie an die Spitze zu stellen. Ein Ehrgeiz dieser Art, mehr auf den Verhältnissen, als auf der eignen Persönlichkeit fufsend, mufs am Ende nur störend werden, für den, der ihm folgt, wie für die, denen er entgegentritt; unfähig, die Führerschaft der Sachen auf sich zu nehmen, gewinnt er wenigstens die Leitung einiger Personen, verursacht Spaltungen und Reibungen, und verliert, auch bei sonstigem guten Willen, wegen oft geringer Einzelheiten, das gemeinsame Ziel aus den Augen. So erging es den beiden Lameth und ihren Freunden, sie wollten im Grunde nichts andres, als was die damalige Hauptrichtung war, aber sie regten sich auf ihrer Mittelstufe allzu unruhig, und wurden auf ihrer eignen Seite unnütze Widersprecher, wefshalb Mirabeau sie zuletzt mit Wahrheit als *des factieux* bezeichnen konnte. Dieser Trieb, das Grofse, dessen Mafs zu erreichen nicht gelingt, nun zu dem Mafse der eignen Person gleichsam herabzuziehen, ist auch in Lameths Geschichtschreibung vorherrschend, und verdirbt dieselbe völlig, wie redlich auch sonst sein Willen es meinen mochte. Nie ist diese grofse Nationalversammlung, die er sich zum Gegenstande gewählt, in schwächerem Bilde gezeigt, nie dürftiger und farbloser behandelt worden, als in diesem Buche, das ihr ausschliefslich gewidmet ist!

Die Geschichte einer Ständeversammlung kann als solche unter zwiefachem Gesichtspunkt aufgefafst werden. Entweder wird eine Uebersicht, Entwickelung und Prüfung des von ihr Geleisteten nach sachlichem

Digitized by Google

Zusammenhange geliefert; oder es wird ein Gemählde der Lebensbewegung beabsichtigt, eine Schilderung der Umstände und Vorgänge, der Karaktere und Talente, aus deren Gegeneinanderwirken die Ergebnisse hervorgehen. Eigentlich ist beides nöthig, um ein vollständiges Bild solcher Gestaltungen zu geben; aber wir dürften es schon dankenswerth genug finden, wenn auch zur Zeit nur eines von beiden geschehen wäre. Hier aber fehlt das eine wie das andre. Von demjenigen, was innerhalb der Versammlung sich begab, wie von dem, was aufser ihr vorfiel, sind nur schwache Umrisse gegeben, ohne die Kraft der Zeichnung, ohne die Lichter und Schatten, die wir schon anderweitig vorfinden, wo nicht einmal ein so bestimmter Vorsatz ausschliefslich diesem Gegenstande gewidmet war. Die geistige Durchdringung des Stoffes mangelt ganz; die geordnete Darlegung der Sachen, die Zurückführung derselben auf Grundsätze, und andres Doktrinelle suchen wir umsonst; einige Rückblicke auf spätere Vorgänge und neueste Bedürfnisse können unmöglich diese Lücke ausfüllen. Eben so wenig befriedigt die andre Seite; die lebendige Fülle des grofsen Schauspiels tritt nicht hervor, man sieht nicht die aufserordentlichen Scenen, nicht die einzelnen Menschen in ihrer vollen Beleuchtung, man erfährt nur äufserlich den Gang der Debatten, lernt die gehaltenen Reden nur durch eingeschaltete Bruchstücke kennen, die kein Feuer der Darstellung verschmelzt, und die keine geistige Analyse wieder als Ganzes verstehen läfst. Niemals erführe man aus diesem Buche, wer Necker, Mirabeau, Sieyes, Maury, Cazalès, Lafayette, Adrien Duport und andre solche Männer waren, ohne deren deutliche Gestalt diese Begebenheiten in manchen ihrer Theile doch stets dunkel bleiben. Man sehe nur, wie schwach und ärmlich die Königliche Sitzung vom 23. Juni 1789 geschildert ist, wo Mirabeau's kühnes Wort eigentlich der neuen Ordnung der Dinge ihren Entscheidungszug gab, ferner die Auftritte am 5. und 6. Oktober, wie farblos die heftigen Verhandlungen, in welchen der Kampf der Partheien sich täglich erneuerte, und alle sonstigen Verhältnisse, welche auf den Fortgang der Dinge einwirkten!

Schon Französische Kritiker haben es, bei aller Gunst, nicht ungerügt lassen können, dafs der Verfasser, nicht sowohl sich selbst, aber doch seinen Freund Barnave zu sehr zur Hauptsache macht. Aus allen Kräften schiebt er diesen vor, ihn am meisten führt er redend ein, und seine Schuld ist es nicht, wenn in der Versammlung, die einen Mirabeau und hundert grofse Talente zählte, uns nicht Barnave als das Licht und die Kraft des Ganzen gilt! Dieses Hervorziehen des Geringeren und Verdunkeln des Gröfseren, wobei nicht die einzelne Absicht des Verfassers, sondern vielmehr seine oben angedeutete Natur die verderbliche Quelle ist, macht das ganze Werk zu einem der fälschlichsten Geschichtsbilder. Diese Art von Irrthum und Unwahrheit hätte der Verf., als er die Fehler andrer Schriftsteller über die Revolution, in seiner Vorrede, der Reihe nach, und gröfstentheils mit richtigem Blick und gutem Grund, bemerklich machte, wohl nicht als Vorwurf geahndet, der ihm selbst gemacht werden sollte! Und doch können wir ihm, bei all seiner guten Meinung, denselben nicht zurücknehmen. Was hilft es, dafs die Thatsachen, ihrer rohen unbeseelten Aeufserlichkeit nach, in seinen Angaben nicht grade entstellt sind, dafs er manches, und sogar wohl den Moniteur, aus seinem besseren Wissen berichtigt, und hin und wieder durch interessante Einzelheiten, — z. B. über die Katastrophe von Favras, über den Einflufs einiger vornehmen Damen, über Aeufserungen Mirabeau's — die Geschichtskunde jener Zeit wirklich erweitert? Das Werk wird dadurch nicht besser, man wird jene wenigen Beiträge heraussondern zu anderem Vorrath, und das Andre fallen lassen.

Dafs dem Verfasser die Gegenwart bei Ausarbeitung seines Buches lebhaft vorgeschwebt, giebt er selbst überall zu erkennen; manches in seiner Darstellung scheint hauptsächlich auf die Tageswirkung berechnet. Von den überschwänglichen Vorurtheilen und Eitelkeiten seiner Landsleute hat auch er sein Theil; Frankreich ist das erste Land Europa's, das mächtigste Volk; Frankreich hat immer Recht, in seinem Thun, in seinen Forderungen. Wir wollen auch sogar dem Geschichtschreiber diese unschädliche Selbstgefälligkeit gestatten, sie ist wenigstens insofern unschädlich, als sie niemanden täuscht; wenn aber von dem Marschall Soult, Herzog von Dalmatien, gesagt wird, er sey der gröfste Feldherr, der jetzt in Europa lebt, und dabei doch jederman sogleich an den Herzog von Wellington denken mufs, der sich mit jenem siegreich gemessen hat, so wird es augenscheinlich, dafs dergleichen Ruhmredigkeit auch ihr Mifsgeschick haben kann, wie jedes zu weit getriebene Wagnifs. —

Digitized by Google

Seit dem Erscheinen des zweiten Theils dieser Geschichte ist Alexander Lameth gestorben; wir wissen nicht, wiefern eine Fortsetzung seines Buches durch ihn vorbereitet worden und im Druck zu erwarten steht. Indefs wird man über die Geschichte der Constituante, auch wenn man nicht in ihre weitläuftigen Quellen sich versenken mag, aus schon vorhandenen Geschichten der Revolution, namentlich aus dem fleifsigen und frischen Buche von Thiers, genugsame Belehrung schöpfen können, um einer solchen Spezialgeschichte nicht erst zu bedürfen. —

K. A. Varnhagen von Ense.

LII.

Max, Freiherr von Freiberg, Vorstand des K. Archiv's in München, Sammlung teutscher Rechts-Alterthümer. Bd. I. Heft. 1. Mainz bei Müller 1828. *XL und* 140 *S.* 8.

Ein Specialtitel hätte die Germanisten wohl belehren mögen, dafs das Augsburger Stadtrecht vom J. 1276 ganz das vorliegende Heft füllt. Unsre Handbücher des Deutschen Rechts zählen diese Quelle zu den wichtigsten des 13. Jahrhunderts; sie ist von Schilter zu seinem *Glossarium Teutonicum*, von Neuern, wie Finsler *(de oblig. ux. circa solv. mariti deb.)* und Albrecht (Gewere, und *de probationibus*) zu dogmatischen Entwickelungen fleifsig benutzt worden, und in der That machen Alter, Fülle des Stoffs und Unabhängigkeit von den Rechtsbüchern *) sie dieser Auszeichnungen vollkommen werth. Schiltern stand eine Handschrift zu Gebote, die Neuern hielten sich an den Abdruck, den Walch im J. 1774 im 4ten Theil seiner Beiträge aus der Abschrift eines Mspts. von 1373 nebst Varianten nach einem 2ten Mspt. auf fast 400 Seiten lieferte. Walch indessen wufste schon, dafs das Recht in dieser Gestalt noch eine Reihe von Zusätzen zu dem eigentlichen Statut von 1276 enthalte, dessen Original, ihm unzugänglich, in Augsburg aufbewahrt werde. Dieses letztere nun ist es, was in der gegenwärtigen Ausgabe ans Licht tritt.

Der Text ist, wie der Herausgeber versichert, aufs genaueste nach dem Original abgedruckt, dessen jetzigen Aufenthaltsort wir jedoch nicht erfahren, dessen Beschaffenheit in zwei Zeilen (Vorr. S. IV.) viel zu kurz angegeben wird. Entsteht hieraus auch anderweitig manche Ungewifsheit **) so haben wir doch an jener Versicherung nicht zu zweifeln Ursache, wenn wir (S. V.) lesen, wie wichtig der Herausgeb. die Beibehaltung der Orthographie für die Sprachforschung hält, wenn wir hie und da (z. B. S. 130) ein selbst zu ängstliches Bedenken über die richtige Lesung eines Wortes finden, wenn wir sogar mancherlei kleine Variationen, welche der Schreiber sich in den Szeichen erlaubte, nachgebildet sehen.

Den Dank nun, den die Gabe überhaupt und diese Genauigkeit insbesondre verdient, hat der Herausgeber, wie wir mit Bedauern gestehen, sich durch sein sonstiges Verfahren, oder vielmehr Nichtverfahren, gar sehr geschmälert. Er selbst meldet uns, dafs auf den breiten Rändern der Originalhandschrift von verschiedenen Händen Satzungen eingetragen stehn, die nach und nach in Augsburg gesetzliche Kraft erhielten; dafs die spätern Abschriften, unter andern auch die bei Walch zum Grunde liegende, diese Vermehrungen eingeschaltet haben. Dafs ferner solche Abschriften nicht selten sind, zeigt schon Walchs Vorrede, die deren mehrere nennt, wie denn jetzt Heidelberg (nach Mittermaier, D. Privatr. §. 24. Note 14) allein deren sechs aufbewahrt. Jene Zusätze nun, die, dem ursprünglichen Bestandtheil an Umfang gleichkommend, die spätere Entwickelung des Stadtrechts vor Augen legen, warum, dürfen wir wohl fragen, läfst der Herausgeber sie uns ganz entbehren, ja, warum ist die schöne Gelegenheit versäumt, aus einer Collation der zugänglichen Handschriften die spätere Gestaltung des ursprünglichen Textes darzulegen und ihn selbst daraus zu erläutern, überhaupt die critischen Bemühungen um dieses Statut gleich nach Möglichkeit abzuschliefsen. Wie jetzt die Sache steht, ist uns zu dem ältern nur ein zweites Material für eine den heutigen Ansprüchen genügende Ausgabe, gegeben; beide unentbehrlich, doch das Walchische, jenes neuen Bestandtheils, der Varianten und eines Wörterverzeichnisses wegen, brauchbarer.

Wäre aber auch die eben gestellte Forderung zu weitgreifend, so konnte doch der Billigste eine Angabe erwarten, wie sich denn der Inhalt der gegenwärtigen zu dem der Walchschen Recension stelle. Gewifs war es nicht schwer durch Concordanztabellen, nachweisende Marginalien, oder sonst wie, dem Besitzer des Walchschen Textes jenen eigentlichen Kern und diese Novellen kenntlich zu bezeichnen, überhaupt für Alle das zu leisten, was jetzt jedem Einzelnen, der beide Ausgaben neben einander benutzen will, überlassen ist. — Doch wie dürften wir solche Rücksichten auf aufser dem Werk liegendes begehren, da selbst dem Leser, der sich lediglich auf vorliegenden Abdruck beschränken will, nicht das Nöthigste suppeditirt ist, sich seiner mit ein wenig Bequemlichkeit zu bedienen. Das Statut nemlich hat selbst ein Inhaltsregister, doch sehr beschwerlichen Gebrauchs, da dessen Rubriken theils ohne Nummern sind, theils den Abtheilungen des Textes, die zuweilen durch Ueberschriften, dann durch Paragraphen, oft nur durch blofse Absätze bezeichnet werden, nicht entsprechen. Eine neue pafsliche, für Register und Text gleichförmige Abtheilung aber, die eine genügende Uebersicht des Inhalts und ein genaues Citiren möglich machte, ist so wenig als irgend ein andres Mittel zum Auffinden gewünschter Materien gegeben. Nach allem diesem befremdet es nicht, dafs ein in der Vorrede versprochenes Glossar sich vergeblich suchen läfst.

Möge der Hr. Herausgeber, der uns vielleicht noch ähnliche Schätze wie diesen, — denn trotz aller Mühe ihn zu heben, bleibt er es — zu liefern geneigt ist, möge er selbst erwägen, ob die Rechtsquellen Deutschlands so gering an Zahl, die Kräfte, die sich ihrem Hervorziehen widmen, so bedeutend sind, um so gemächliche, vereinzelte, umsichtslose Schritte zu gestatten.

G. Homeyer.

---

*) Man vgl. z. B. in den Lehren vom Urtheilfinden, von peinlichen Strafen, von der Nothwehr, vom Judenrecht die verschiedenartige Behandlung derselben Grundsätze im Sachsensp. II. 13 §. 1. 13 §. 4, 14, III. 7 §§. 3. 4. und im Augsburger Recht. S. 83, 67, 69. 41 dieser Ausgabe.

**) Z. B. dieser Zweifel. S. 129 finden wir die Notiz: *hic sensus imperfectus, in originali spatium vacuum unius et dimidiae lineae.* Wenn hier wirklich ein leerer Raum, nicht blofs eine beschädigte Stelle gemeint ist, woher hat denn der Walchsche Abdruck, in dem der Satz vollständig ist, das in dem angeblichen Original fehlende?

Digitized by Google

Nro. 96.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1829.

LIII.

1) *Handbuch der psychischen Anthropologie mit vorzüglicher Rücksicht auf das Praktische und die Strafrechtspflege insbesondere bearbeitet von H. B. v. Weber, Vice-Direktor, Vorstand des Criminalsenats des Gerichtshofes in Tübingen und Lehrer des Criminalrechts an dortiger Universität. Tübingen* 1829. *X. und* 537 *S.* 8.

2) *Ueber die Zurechnung und die Aufhebung derselben durch unfreie Gemüthszustände von Jarcke. (in Hitzig's Zeitschrift für die Criminal-Rechts-Pflege in den Preuſs. Staaten. Heft XXI.* S. 82—207. *XXII.* S. 306—412. *XXIII.* S. 35—149.

3) *Aktenmäſsige Darstellung merkwürdiger Verbrechen von Anselm Ritter von Feuerbach. Staatsrath und Präsidenten. Zweiter Band. Gieſsen* 1829. *VI. und* 697 *S.* 8.

Die Möglichkeit und Nothwendigkeit der Aufhebung der Uebel, welche durch Verbrechen entstehen, als intellectueller, jedoch in äuſserer Sphäre, nach einem hiedurch bestimmten Werthverhältnisse beruht auf der Anerkennung, daſs die That des Menschen seine Handlung sey d. h. die durch sein Wissen und Willen bestimmte, wonach sie ihm als Schuld zugerechnet wird, die getilgt, gebüſst werden muſs. In der Lehre des Strafrechts, welches die menschlichen Handlungen (in ihrer Eigenschaft als üble) zum Gegenstand hat, ist daher die Zurechnung, so wohl überhaupt, als für die Beurtheilung einzelner Fälle, die Grundlage, ohne welche weder Verbrechen, noch Strafe statt finden, und so wie diese, dem Gebiet der Wissenschaft vom Geiste angehörige Betrachtung, unter andern auch ihrer eigenthümlichen Schwierigkeit wegen, das höchste Interesse in Anspruch nimmt, so ist es erklärlich, wie in einer Zeit, wo neue Entdeckungen und Fortschritte im Felde der Philosophie, der Geschichte der Heilkunde und der Rechtswissenschaft zu wiederhohlter Prüfung des noch nicht gehörig Begründeten, und nicht minder dessen auffordern, womit man nach dem frühern Standpuncte der Wissenschaft bereits fertig zu seyn glaubte, besonders auch die Rechtsgelehrten einen bedeutenden Antheil an der allgemeinen Arbeit übernommen haben.

Ja es hat sich sogar in unserer Zeit gerade hierüber ein Streit über die Competenz erhoben, weniger freilich rücksichtlich der allgemeinen Berechtigung die Lehre der Zurechnung wissenschaftlich zu begründen als vielmehr der besondern, im einzelnen zur Beurtheilung vorliegenden Fälle, eine gültige Entscheidung zu treffen. In jener Rücksicht vereinigen mit den Philosophen die Theologen, Aerzte und Rechtsgelehrten ihre Thätigkeit, in dieser stehen oft, mit mehr oder weniger Grund, die beiden letzten einander gegenüber. Die Berechtigung der ersten aber, nur nicht als ausschlieſsende, läſst sich einfach darthun, wenn man erwägt, daſs die Zurechnung vorzugsweise in der Lehre vom Geist, der s. g. Psychologie, ihre Begründung erhält, daſs der Geist, als praktischer, und der sich auf einen objectiven Inhalt bezieht — seine weitere Bestimmung, seinen Ausgangspunct und seine Rückkehr, in dem Bewuſstseyn, theils seiner selbst, theils seines Verhältnisses zu Recht, Sittlichkeit und Religion hat, daſs der Geist, als Seele in einem Verhältniſs zum Körper stehn, und daſs die Wissenschaft, die das Leben und die Gesundheit, oder deren Hindernisse, als organische oder auch nur äuſserliche zum Gegenstand hat, sich natürlich nicht auf die blos somatischen Erscheinungen beschränke. Daher sind auch s. g. moralische und rechtliche Zurechnung nicht als wesentlich verschiedene zu betrachten, sondern mögen nur in gewissen Beziehun-

Digitized by Google

gen unterschieden werden. Was daher dagegen die bisherige Verfahrungsweise, hie und da jetzt in Anspruch genommene vorzüglichere Zuständigkeit der Juristen betrifft, so möchte ich darauf, dafs die Philosophie ein Gemeingut aller Gebildeten sey (sage könnte, und sollte, aber in wissenschaftlicher Weise wohl noch nicht ist) keinen so grofsen Werth legen, so lange nicht, wie die Sachen jetzt stehen, der erforderliche Nachweis in jedem Falle geliefert ist; aber richtiger ist der Grund, dafs den Rechtsverständigen das, was die Voraussetzung und Grundlage seines Gebiets ist, als wesentlicher Theil desselben vertraut, und nicht blofs etwas nebenher mit demselben in Verbindung zu Setzendes seyn müsse. Dennoch folgt hieraus nur der Antheil des Juristen überhaupt, nicht die Ausschliefslichkeit; es ist vielmehr die Eigenschaft der positiven Wissenschaften, ihre Ableitung und Berechtigung in der Philosophie zu finden, und ferner das Nothwendige der Wissenschaften überhaupt eine Reihe von Stufen der Begriffsentwickelung, in verschiedenen Gebieten darzustellen, woraus sich deren innerer Zusammenhang, wie ihre Grenzen ergeben, und wenn hiegegen auch nicht der Grund geltend gemacht werden kann, dafs dem Juristen als solchen das Gebiet ausschliefsend angehöre, auf welchen die Anwendungen zu machen sind — da hiedurch nichts über die höhern, auch sonst zu gebrauchenden und dann unabhängig zu begründenden Regeln entschieden wird, so ergiebt sich als Resultat eine mehrseitige Competenz, welche nach der oben bezeichneten allgemeinen Rücksicht, im Ganzen doch mehr Vortheile für die Wissenschaft und Praxis gehabt habe, als irgend eine Einseitigkeit, die stets gefährlich seyn würde, nach der besondern hingegen wird eine Ausgleichung zum Theil nach äufsern Gründen, Erfahrungen, für jetzt einer Würdigung des Herkommens, und einer Befolgung dessen, was gesetzlich bestimmt ist, erfolgen müssen. Aber selbst über das Verständnifs dieser Quellen sind neuerlich Zweifel entstanden, deren Beseitigung zu versuchen hier nicht am Orte ist.

Von den vielen neuern Werken heben wir die genannten drei, die sämmtlich von Rechtsgelehrten herrühren, hervor, um an die Angabe ihres wesentlichen Inhalts einige Bemerkungen über die bezeichnete Lehre anzuknüpfen. Man kann sie, in der Art, wie sie hier zusammengestellt worden, so betrachten, dafs die erste Schrift, welche eine vollständige Darstellung der s. g. psychischen Anthropologie zu geben sucht — das Allgemeine; die andere, welche lediglich von der Zurechnung und den Gründen ihrer Aufhebung handelt — das Besondere; die dritte, welche Rechtsfälle mit vorzüglicher Berücksichtigung der Imputation mittheilt — das Einzelne, übrigens aber jede dieser Kategorien, die beiden andern, als nothwendige Momente, zu ihrem Gegenstande habe.

Dem Verfasser der ersten Schrift, der mit Uebung des praktischen Rechtsgelehrten eine tiefe Kenntnifs der Theorie verbindet, verdankt unsre Wissenschaft manche wichtige Bereicherungen, denen sich diese neuere anschliefst, welche, nach der Vorrede, vorzüglich für Criminalisten bestimmt ist. Mit Recht wird hier davon ausgegangen, dafs diese Lehre dem letztern unentbehrlich (es wird dabei zu viel von der Nützlichkeit gesprochen) und nöthig sey, und daher die Psychologie auf das Criminalrecht angewandt, nicht umgekehrt, diefs zur Quelle für jenes gemacht, indem wir auf einzelne das Gegentheil andeutende Aeufserungen nicht so viel Gewicht legen, und den richtigen Sinn des Verfassers ehren müssen, der ihn im Ganzen vor jenem Fehler bewahrt, in welchen die Bearbeiter der s. g. empirischen Psychologie so leicht gerathen. Dennoch erscheint diese Bearbeitung, nach dem Plane desselben, in doppelter Hinsicht beschränkt, durch den Zweck — einer besondern Beziehung auf das Strafrecht, und durch die Ansicht, dafs hier nur eine auf Erfahrung beruhende s. g. psychische Anthropologie, nicht eine höhere Lehre vom Geiste geliefert werden dürfe, indem beide §. 6. getrennt werden, ohne dafs in der Art der Trennung, so wie der Behandlung über den Standpunct des Empirismus, in der höhern Potenz der kritischen Philosophie hinausgegangen wird. Wenn jene Ansicht, als dem Standpunct der Philosophie in der Gestaltung unserer Zeit, nicht ganz entsprechend bestritten werden kann, so ist dagegen durch jenen beschränkten Zweck manches gerechtfertigt, was allgemeiner aufgefafst nicht zugestanden werden dürfte. Denn so fern die Philosophie aller Zeit die Wahrheit zu ihrer Aufgabe gemacht hat, so ist der empirischen die richtige Anerkenntnifs zuzuschreiben. Diese Wahrheit als etwas Wirkliches, Daseyendes zu betrachten, nicht als ein Unerreichbares, und selbst Unergründliches: eine Ansicht, deren Resultat seyn müfste, entweder auf das Er-

Digitized by Google

kennen der Wahrheit und damit auch auf die Bemühung um dieselbe Verzicht zu leisten, oder gegenüber der jenseits liegenden Wahrheit, sich hier mit Bewufstseyn oder im Irrthum, in der Unwahrheit zu befinden. Das Richtige des mehr empirisch oder anthropologisch psychischen Standpuncts liegt aber nicht darin, ihn als den ausschliefsenden zu wissen, sondern unter Voraussetzung und auf den Grund des höhern der Philosophie des Geistes, durch welche auch die s. g. Menschenkenntnifs, in so fern sie mehr seyn soll als eine aus der Beobachtung des zufälligen und besonderen Treibens der Individuen mit ihren Trieben und Neigungen, nach ihren Gefühlen und s. g. Temperamenten, geschöpfte Lehre, — also so fern sie vielmehr Kenntnifs des Menschen und seines geistigen Wesens ist, — allein ihre wahre Bedeutung erhält. Der Verfasser spricht der hohen Lehre, die er, nach dem kritischen Standpunct, rationelle Psychologie nennt, „mit allen ihren tiefen und hohen Speculationen," das Vermögen ab, „weiter zu kommen, als zu der auch schon dem Bewufstseyn gegebenen Thatsache eines unserm Seelenleben zum Grunde liegenden reingeistigen Wesens, als eine freie Causalität oder Selbstthätigkeit in uns; welches aus einander zu setzen hier nicht der Ort sey" (§. 6. S. 7. 8.). Da hierin nur eine Behauptung, nicht eine Begründung liegt, welche vielmehr als nicht hierher gehörig (— sie gehört aber so sehr hierher, dafs sie vielmehr die Grundlage einer wissenschaftlichen Untersuchung seyn mufs) — abgewiesen wird, so mag ein Versuch der Widerlegung hier ebenfalls erlassen werden und es bleibt nur zu bemerken, dafs was allenfalls der s. g. rationellen Psychologie, welche nach metaphysischen Principien den Geist als Ding betrachtet, entgegengestellt werden und der empirischen vielleicht den Sieg über dieselbe verschaffen konnte, keineswegs der höhern Psychologie mit gleicher Berechtigung und Erfolg gegenüberzutreten vermag. Wir sollten uns lieber, um die weitere Betrachtung auf dem vom Verfasser einmal gewählten Standpuncte fortzusetzen, an seine richtige Bemerkung (§. 5.) wonach er neben der „Beobachtung des Lebens und Treibens anderer Menschen" woraus niemals eine Geisteslehre geschöpft werden kann, auch Selbstbeobachtung, und Geschichte und Völkerkunde als Quellen nennt, welche „Data" liefern; obwohl theils noch andere wichtigere Quellen Religion, Sitte und Philosophie übergangen sind, theils auch die genannten noch mehr leisten als blofs Data an die Hand zu geben, und erkennen es an, dafs er nicht eine s. g. Criminalpsychologie liefern wollte, indem er (§. 13.) mehr eine psychische Anthropologie, aber diese besonders rücksichtlich „derjenigen Erscheinungen und Zustände des Seelenlebens" liefern will, „aus welchen verbrecherische Handlungen gewöhnlich hervorgehen, erklärt werden müssen, und ihr gehöriges Licht in Ansehung der Zurechnung und des Grades der Schuld erhalten." „Der allgemeine Theil soll, von dem Selbstbewufstseyn ausgehend, das Leben der menschlichen Seele, der Natur und Kraft überhaupt, und daher auch das allgemeine Verhältnifs der Wechselwirkung zwischen unserm leiblichen und geistigen Leben in Betracht ziehen." Der besondre Theil soll „die einzelnen Thätigkeiten und Zustände des menschlichen Seelenlebens und in ihren Verhältnissen zu einander," „theils des im Ganzen gesunden, normalen menschlichen Seelenlebens, theils des andauernd kranken" darstellen (§. 14.). Mit dem Selbstbewufstseyn (oder eigentlicher mit dem Bewufstseyn überhaupt §. 16.) den Anfang zu machen, ist eine richtige Methode, nur ist es zu bedauern, dafs während §. 22. Not. * die hierüber gelieferte Abhandlung von *Cousin Fragmens philosophiques* als trefflich und tief, und dieser selbst als mit deutscher Philosophie wohl vertraut bezeichnet und damit eine Billigung derselben ausgesprochen wird, es dem Verfasser nicht gefallen hat, davon weiter Gebrauch zu machen, und das System, zu dem sich bekanntlich Cousin frei bekennt, selbst als ihm unmittelbar näher liegend, denn durch das Medium französischer Auffassung, zu würdigen, wäre es auch nur, wenn er sich für seine Aufgabe nicht befriedigt hielte, diefs mit Gründen zu entwickeln, wodurch der Wissenschaft wesentlich gedient wäre, wenn nicht, wie wahrscheinlicher ist, im Gegentheil die Anerkennung neuerer Fortschritte auch bei seinem richtigen und unbefangenen Sinne der Erfolg gewesen wäre. Bleiben wir aber bei dem Plan des Werkes stehen, so ist dann zwar eine durch die Vermittelung des Begriffs des Gegenstandes, der in seiner Entwickelung und seinen mannigfaltigen Beziehungen und Aeufserungen verfolgt wird, zusammenhangende Folge der Untersuchungen nicht, sondern mehr eine äufserliche Verknüpfung der s. g. Thatsache des Bewufstseyns, und der verschiedenen Erscheinungen des Seelenlebens gegeben; allein nicht nur ist für seinen Zweck, zu-

Digitized by Google

nächst die Unterscheidung des allgemeinen und besondern Theiles, und in diesen des normalen und abnormen Seelenlebens wohl zu billigen, sondern es ist auch zu rühmen, dafs in der Betrachtung jener Aeufserlichkeit auf dem Gebiet der Erfahrung des Lebens und Treibens der Menschen, eine Reihe gegründeter Bemerkungen und gelungener praktischer Anwendungen mitgetheilt werden, welche der Criminalist mit Dank annehmen, und je mehr sie vom blofs anthropologischen Standpunct aus, als Ergebnifs hervorgehen, auch mit einer höhern Geisteslehre in Verbindung setzen kann, welche jene Erfahrungen anerkannt, ohne sie zu dem hauptsächlichen Gegenstande ihrer Forschung zu machen, sie vielmehr ihrem untergeordneten Gebiete überlassend. Denn das bleibt immer die Thätigkeit, die von Gefühlen, Begierden etc. ausgehend, das Göttliche und Sittliche nicht kennend, oder abweisend, zum Verbrechen führt.

In der weitern Verhandlung wird aber das Bewufstseyn, §. 34., doch wieder als ungenügend erklärt, um zum Princip des geistigen Lebens zu dienen, und eine andere, alles Bewufstseyn bedingende Kraft gesucht. Diefs kann nicht im leiblichen Organismus liegen, §. 35., sondern ist der Geist, §. 36., welcher definirt wird als „geistige Kraft, oder das selbstständige Thätigkeitsprincip in uns. Die Freiheit ist sein innerstes Element; sein wahres Seyn das selbstbewufste Treiben und Wirken aus sich selbst, er ist, wie jede Kraft, wieder aus den Wirkungen erkennbar, — er ist so eigentlich unser Selbst, das für sich bestehende Ich, die Identität von Vernunft und Willen u. s. w. Der Mensch kann in seinem Bewufstseyn den Geist erkennen und sich durch ihn bestimmen lassen, er hat eine Vernunft in sich und vermag sich ihr gemäfs zu bestimmen u. s. w." An diese mehr nur als bekannte Resultate der frühern Theorien zusammengestellte, aber nicht entwickelte Behauptungen, wobei Freiheit, Geist, Vernunft nicht in ihrer Objectivität, sondern als lediglich Subjectives, als Ich und besondrer Wille aufgefafst sind, knüpft sich die Versicherung, „tiefer lasse sich nicht in unser geistiges Princip eindringen, als dafs wir dasselbe überhaupt für die alles unser Seelenleben im letzten Grunde bedingende Kraft erkennen." Einer solchen Versicherung, welche auf Glauben Anspruch macht, könnte nun mit gleicher Berechtigung die des Gegentheils entgegengesetzt werden; es gilt hier wieder die Forderung des Beweises, wobei auch die entgegenstehenden Gründe nicht ignorirt werden dürften, aber der vom Verfasser selbst geforderte Standpunct der Beurtheilung, von der rechtlichen Anwendbarkeit aus, überhebt uns des weitern Eingehens, da theils für die untergeordnete Sphäre, die hier in Betracht kommt, jene höchsten Gründe entfernter liegen, theils die s. g. Sprachverwirrung der Philosophen zur Entschuldigung dient, dafs man einander nicht recht verstanden habe, oder dafs der Streit mehr das Wort, als die Sache betreffe, welches hier jedoch nicht der Fall ist, wie denn besonders gegen die Annahme (§. 37.) zu protestiren ist, dafs die substantielle Einheit des Geistes in eine Reihe von Kräften u. s. w. zerspaltet gedacht werden müsse, wiewohl diese hier doch wieder beschränkt wird, auf die Aeufserungen in der Entfaltung im Zeitleben; und dafs die verschiedenen Seelenkräfte nicht als unabhängig von einander wirksam betrachtet werden; womit dann aber auch die praktischen Resultate, welche z. B. auch für die Zurechnung, die dann näher im Gebiete der Moralität ihre Stelle hat, auf solche Trennung gegründet werden, wegfallen, so anders gegründet werden müssen. Die Zurückführung der verschiedenen Aeufserungen des Seelenlebens auf die drei allgemeinen Begriffe des Erkennens, Fühlens und Wollens, und damit auf drei diesem entsprechende Hauptkräfte der Seele, welche sowohl an sich, als in ihrem gegenseitigen Verhältnisse bedenklich erscheint, wird (§. 38.) wieder etwas beschränkt durch das Zugeständnifs, „dafs keine dieser angeblichen Kräfte, die andere ganz verdränge, sondern nur das Uebergewicht unter ihnen wechsle, und bei einiger Entwickelung des Seelenlebens die vorstellende oder erkennende Kraft die Hauptrolle spiele."

(Der Beschlufs folgt).

Digitized by Google

Nro. 97.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1829.

1) *Handbuch der psychischen Anthropologie von E. v. Weber.*

2) *Ueber die Zurechnung und die Aufhebung derselben durch unfreie Gemüthszustände, von Jarcke.*

3) *Actenmäfsige Darstellung merkwürdiger Verbrechen von A. Ritter von Feuerbach.*

(Schlufs.)

Aber diese Erkenntnifs selbst gehört schon wieder einem andern höhern Gebiet an als der blofsen Psychologie, als Lehre des subjektiven Geistes. Was die in der Leiblichkeit zu erkennende Seele betrifft, in welche sich letztere einbildet, so wie der Mensch seinen Körper dadurch und durch seinen Willen in Besitz nimmt, und in und durch ihn frei, nicht gehemmt ist, so wird auch hier (§. 45.) die Frage aufgeworfen, wie fern aus dem Aeufsern eines Menschen sein Inneres erkannt werden könne? Mit Recht bemerkt denn auch der Verfasser, dafs der Physiognomik nicht die Eigenschaft einer Wissenschaft zukomme; obwohl es richtig ist, dafs durch die bei ihr in Betracht kommende Momente, das Leibliche als Zeichen des Geistigen in Betracht gezogen wird, worin der Unterschied des Menschen vom Thier noch weit tiefer begründet ist, als durch blofs natürliche Merkmale, deren Bedeutung ohnedies nur durch jenes bestimmt wird. Der Criminalist mag, wenn auch zufällig und empirisch im einzelnen Fall ihm diese Kenntnifs nützlich ist, so wenig aus ihr als aus der Pathognomik bestimmte Resultate ziehen, da die äufsern Erscheinungen nicht stets dem, was der innere Charakter des handelnden Individuums ist entsprechen, und nicht blofs (§. 47.) bei dem „Bösewicht" ist es möglich, dafs Erziehung die äufsern Zeichen minder hervortreten läfst, nicht blofs das „Welt- und Hof-Leben glätten manche Gesichter," sondern es ist überhaupt auch des Gebildeten und Guten würdig, seine Individualität und objectiven Geberden mehr in Rede und Handlung, als im Mienenspiel zu haben. Wie ungründlich sind nicht häufig die auf die gemeine Ansicht gegründeten s. g. Geberden-Protocolle, wie trügerisch die darauf gegründeten Folgerungen! Es ist aber nicht möglich, dem Gang des Werkes ohne zu grofse Weitläufigkeit zu folgen, und die Gelegenheit zu manchen Bemerkungen vollständig zu benutzen. Indem vielmehr im Allgemeinen die Vorsicht zu rühmen ist, mit welcher hier für den Criminalisten Resultate gezogen werden, möge es genügen, zu erinnern, dafs die Lehre von Verstand und Vernunft, Wissen und Glauben nach dem Standpunkt der Kantischen Philosophie dargestellt sind (§. 767.), womit freilich den Forderungen unserer Zeit nicht entsprochen ist. Die Lehre von den Gefühlen bietet einer mehr empirischen Betrachtungsweise am meisten Stoff, der hier reichlich benutzt ist, aber zum Theil auch unter den Standpunct des Willens und der Ethik gezogen werden dürfte: doch ist hier, wo vom sittlichen Gefühl die Rede ist (§. 131 etc.), glücklich der gangbare Irrthum vermieden, aus demselben das Sittengesetz abzuleiten und die subjective Meinung, das Gefühl und Herz zum Kriterium des Rechten, Sittlichen und Wahren zu machen, als welches dem objectiven Rechte der Vernunft angehört. Im Gebiet der christlichen Religion und des Glaubens wird dieses allgemeiner anerkannt *), und macht sich geltend gegen die Leerheit des Rationalismus, wie dessen nicht minder falsches, aus jener Quelle stammendes Extrem; aber für das Rechte und Sittliche, abgesehen davon, dafs dieses in und mit der Religion selbst wirk-

*) Doch wird §. 187. Nr. 6. „die Religion vorzüglich als Sache des Gefühls bezeichnet, welche darum dem Weibe näher als dem Manne liegt." Aber nirgends sind Weiber Stifter irgend einer Religion gewesen.

Digitized by Google

lich und vorhanden ist, und nicht erst erfunden zu werden braucht, scheint es nicht so weit gekommen zu seyn, dafs man allgemein das Unzuverlässige und Willkührliche jener formellen, und in ihrer subjectiven Erscheinung unendliche Verschiedenheiten und Abweichungen gestattenden Quelle anerkennt. In der Lehre von dem Willen ist besonders der Abschnitt von der Zurechnung, die mit Recht hier abgehandelt ist, auszuzeichnen, worüber später noch Einiges bemerkt werden soll. Die Leidenschaften sind zu sehr in der üblen Bedeutung aufgefafst, welche zunächst, als die höchste Steigerung der Subjectivität und Besonderheit des Willens etwas Formelles ist, das erst durch seinen Inhalt näher bestimmt wird. Auch für die Wahrheit, das Rechte und Gute giebt es eine Leidenschaft, die selbst nothwendig ist, und dafür sich interesssiren mufs.

Bei dem Charakter hätte der Gewohnheit gedacht werden sollen, die oft übergangen, oder in ihrem Werthe verkannt wird. Wer ihre Bedeutung, in dem auf Sitte und Volksgeist beruhenden Rechte weifs, wird ihr psychologisches Moment, ihren Geist und dessen Stetigkeit im sittlichen Inhalte wahrhaft würdigen. Der ohnedies nirgends so scharf hervortretende Unterschied der Temperamente (§. 190) kann gegenüber den sittlichen Forderungen, für die Zurechnung nicht in Betracht kommen, womit im Ganzen auch der Verf. einverstanden ist. Von den Seelenkrankheiten, deren Eintheilung vereinfacht werden könnte, ist nach dem Vorgang psychischer Aerzte, mehr als nach philosophischer Weise praktisch gesprochen; mehr Rücksicht wünschte ich auf das Verhältnifs derselben zur religiösen Gesinnung genommen zu sehen, richtig ist aber hier zugegeben, dafs die psychische und moralische Behandlung des Unglücklichen von der Voraussetzung der Vernünftigkeit in ihm, ausgehen und auf diesem Wege nicht durch Nahrung der Wahnvorstellungen, die Heilung bewirkt werden müsse (§. 149) ein Princip, was der Begriff der Seele und die Erfahrung bestätigt und freilich etwas tiefer ist als die entgegengesetzte eitle Ansicht, den Vernünftigen, weil er verbricht, für unfrei auszugeben, und diesen unwürdigen, unehrenvollen Zustand, als den regelmäfsigen zu präsumiren, womit die Vertheidiger solcher Ansicht ihrem Gegner eine gefährliche Waffe in die Hand geben.

Der Verfasser der zweiten Schrift, Herr Prof. Jarcke hat die Zuständigkeit der Rechtsgelehrten in der Lehre der Zurechnung selbstständig zu entscheiden, durch seine eigne höchst beachtenswerthe Arbeit, auf eine noch überzeugendere Weise dargethan, als durch die dafür angeführten Gründe, denen sich manche erhebliche entgegenstellen, und auf bessere Weise als gewöhnlich, gegen ihn vertheidigen liefsen. Wir übergehen hier das Detail der Gründe, in wiefern nicht nur über Zurechnung überhaupt, sondern näher auch über Ausmittlung der Hindernisse derselben, nach der Beschaffenheit der Sache, und nach den Bestimmungen, namentlich der Preufs.-Crim.-Ordn. der Richter allein, oder in Verbindung mit dem Arzte, oder wiefern letzterer allein competent sey; gewifs ist, dafs durch die schwankende Praxis neuerer Zeit die entgegengesetztesten und schon in ihrer Form nicht zu billigenden Resultate zum Vorschein gekommen sind, und dafs die Halbheiten, wonach entweder Richter, durch theilweises Abweichen von ärztlichen Aussprüchen über vorhandene s. g. Unfreiheit versucht haben, das Recht einigermafsen zu retten, oder umgekehrt, die Aerzte geglaubt haben, mit Ueberschreitung ihrer (ohnedies bestrittenen) Befugnisse in das Gebiet der richterlichen Entscheidung über die Strafbarkeit einzugreifen, höchst gefährlich sind, und dafs man sich ihnem auf das Entschiedenste widersetzen mufs. Die zum Beweise seiner Behauptungen angestellten Prüfungen bekannter Gutachten über zweifelhafte Seelenzustände mehrerer Verbrecher neuerer Zeit, so wie der ergangenen gerichtlichen Erkenntnisse, sind in mehrfacher Hinsicht sehr lehrreich und verdienen wohl beherzigt zu werden. Uebrigens hat Ref. seine Ansichten, in denen er den Verfasser vollkommen übereinstimmend findet, dafs zunächst die Unfreiheit, welche überhaupt in dem Unrecht, dem Verbrechen und der Sünde liegt (deren Charakter nach dem objectiven Grunde des Rechten und Guten u. s. w. nicht nach beliebiger subjektiver Meinung hiervon zu bestimmen ist), keineswegs Zurechnung und Strafe aufhebe, vielmehr eben diese begründe, dafs also auch nicht aus dem Verbrechen selbst (denn dieses ist stets unvernünftig) der Mangel der Zurechnungsfähigkeit dargethan werden kann, der auf andrem Wege bewiesen werden mufs, gegenüber der nothwendig als Regel anzunehmenden Freiheit und Zurechnungsfähigkeit, dafs folglich Freiheit und Unfreiheit innerhalb des Gebietes der Handlung selbst in ihrem wesentlichen Verhältnifs zum Wollen und Wissen, für den einzelnen Fall zu würdi-

Digitized by Google

gen sey, mehrmals so bestimmt ausgesprochen, dafs er hier um so mehr auf die ausführlichere Darstellung des Verfassers verweisen darf, je weniger diese ihm Gelegenheit zur Bestreitung darbietet. Mit Recht wird hier die, wieder den Geist verkennende materialistische Ansicht, so wie die, welche ihn, wie durch den Körper wohl gar durch eine mittelst dessen eigenthümlicher Organisation gegebene Prädestination bestimmen läfst, bestritten, und wenn es sich ziemte von solchen hochwichtigen Gegenständen anders als ernsthaft zu sprechen, so könnte man denen, welche sagen, man habe bei der Section des hingerichteten Verbrechers dessen Prädestination zum Mörder entdeckt, entgegnen, dafs er damit auch zur Strafe des Mörders prädestinirt gewesen sey. Wenn es nun der Verlegenheit, in welcher sich Richter und Aerzte befinden, so bald sie über zweifelhafte Seelenzustände entscheiden sollen, nicht abhilft, dafs man eine unendliche Menge von Seelenstörungen, mittelst mehr theoretischer als praktischer Betrachtung unterscheidet, und an jede derselben eine, in dieser Abstraktheit unsichere praktische Folge, ob Zurechnung statt finde, oder nicht, anknüpft, wenn die Verwirrung durch die Verschiedenheit des Sprachgebrauchs, die hier herrschenden Contraversen und durch oft unpassende Fragstellung der richterlichen Behörde, vermehrt wird, so mufs man mit Recht, wie es hier ausgeführt wird, ein einfaches Princip aufzustellen versuchen, wie dieses von verschiedenen Gelehrten und selbst in dem A. L. R. geschehen ist; hier namentlich soll es darauf ankommen, ob das „Vermögen, die Folgen der Handlungen zu überlegen" vorhanden war. Unter Folgen sind hier nicht Strafen zu verstehen, wie im Sinn der Warnungs- und andrer Abschreckungstheorien, welche in ihrer Ansicht über den Grund des Verbrechens bei dem Individuum die für zurechnungslos erklären, auf welche eben darum, das Strafgesetz die beabsichtigte, abschreckende Wirkung nicht hervorzubringen vermochte; sondern es ist von Folgen der That, so fern sie in den Begriff und Umfang der Handlung aufgenommen werden müssen, die Rede. Und am einfachsten ist es wohl zu fragen, in wie fern die That dieses Individuums seine Handlung war. Freilich ein nur formelles Princip, welches erst in concreter Betrachtung und Anwendung seinen nähern Inhalt erhält, dann aber, so fern man unbefangen verfährt, die Natur der sittlichen Freiheit, der Objectivität des Rechts und Gesetzes, und den Zustand des Individuums ohne willkührliche Präsumtion, und ohne die Furcht, das verantworten zu müssen, was rechtliche nothwendige Folge die Entscheidung ist, — sorgfältig erwägt, zu sichern Resultaten führen mufs. Auch gegen das andre Extrem zu der fast allgemeinen Annahme der Unfreiheit, dafs nehmlich jede Seelenstörung des Menschen eigne Schuld sey, hat der Verfasser sich gründlich erklärt, wenn man daran die practische Folge knüpfen wollte, dafs er für diese Schuld, die ihre Strafe in sich hat, (wenn das erstere überhaupt richtig ist), eine Strafe vor der weltlichen Gerichtsbarkeit verwirkt habe, wenn jene sittliche Schuld zur besondern Schuld, zur Uebelthat führe, die man dann als eine mindestens culpos zu ahndende darzustellen bemüht gewesen ist.

Diese wenigen Bemerkungen mögen zur Charakterisirung der meist gelungenen Abhandlung hinreichen. Ref. bezieht sich insbesondere in Ansehung psychologischer Betrachtungsweise der Verbrechen auf die Erörterung, welche er in diesen Jahrbüchern *) über den ersten Theil des Werkes von Feuerbach mitgetheilt hat, zu dessen zweitem Theil, sowohl nach dem oben bezeichneten Gang der Beurtheilung, als auch deshalb ein natürlicher Uebergang sich darbietet, weil Herr Prof. Jarcke selbst mehrere Rechtsfälle, zu seinem Zwecke in Betreff der Zurechnung geprüft hat.

Indem nur an diese Bemerkungen erinnert wird, ist zugleich der Gesichtspunct bezeichnet, den wir hier für dieses treffliche Werk hervorheben, welches, wie kaum gesagt zu werden braucht, auch in andern Beziehungen, für das eigentliche Strafrechtliche, die Lehre des Verfahrens, für die Seiten, die wir besonders in jener Kritik des ersten Theils gewürdigt haben, den reichhaltigsten Stoff in der gelungensten Form darstellt, an der allenfalls die häufig doppelten Ueberschriften der Rechtsfälle zu sehr an manche Erzählungen und Novellen im neuern Geschmack erinnern, welche ihren Stoff aus den Criminal Akten entnehmen. Von dem Fall No. II. Tartüffe als Mörder ist früher schon die Rede gewesen; N. IX. X. XI. **) wie N. III. VII. haben vorzugsweise ein prozessualisches Interesse, letztere insbesondere rücksichtlich der Lehre vom Beweise, und die Darstellung des Verfassers hat auch hier auf eine fast unnachahm-

*) Jahrgang 1828. Novemberheft Nr. 83. 84. flgd.

**) Im Text ist S. 638. statt X. zu suchen. XI.

Digitized by Google

liche Weise den Ansprüchen des gebildeten Lesers aus den nicht rechtsgelehrten Ständen, und denen des Criminalisten, der weitere Belehrung sucht, Genüge leistet. Es ist aber auch besondere Sorgfalt auf die Erörterung der Lehre von der Zurechnung, und der diese letztere ausschliefsenden Gründe verwendet, und der berühmte Schriftsteller hat sich ein neues Verdienst erworben, indem er, die jetzt eben im höhern Grade, als vorher streitigen Fragen, zum Gegenstande seiner besondern Aufmerksamkeit gemacht, und nicht nur gelegentlich sehr beachtenswerthe allgemeine Bemerkungen vorlegt, sondern auch deren Anwendbarkeit darthut, theils in der Beurtheilung vorliegender Rechtsfälle theils durch Vergleichung mit entgegengesetzten Ansichten, dafs auch er nehmlich weder im Allgemeinen eine Unfreiheit des Menschen noch insbesondere eine, alle Gerechtigkeit verderbende Vermuthung des Wahnsinns aufstelle, ist bekannt. Es ist schwer Einzelnes auszuzeichnen, wo fast alles gebilligt, und nur selten etwas widersprochen werden mufs; da nehmlich, wo sich dem Nichtkenner oft kaum bemerkbare Consequenzen der Grundansicht des Verfassers vom Begriff des Verbrechens und der Strafe geltend machen. Doch heben wir für unsern Zweck ferner Nr. V. Ludwig Steiner, Mörder aus Rechthaberei und Rachsucht. Nr. IV. Johann Hetziger, aus Liebe und Eifersucht, erst Todschläger, dann Mörder und Selbstmörder hervor. Dieser Verbrecher hat, aus den gangbaren falschen Ansichten, die um so gefährlicher sind, je mehr sie in die untern Volksklassen eindringen, schon so viel gelernt, dafs er mit grofser Besonnenheit selbst seine Zurechnungslosigkeit behauptet und den Beweis zu führen sucht, versteht sich so, dafs, indem er bei dieser Thätigkeit auf Glauben Anspruch macht, also für vernünftig erkannt werden will, ein Widerspruch zum Vorschein kommt, wonach man es dem gerechten und denkenden Juristen nicht verargen kann, wenn er etwas stark gegen „die medicinische Facultät" auftritt. Hierher gehört ferner Nr. VI. Katharina Maier, Raubmörderin und vorsätzliche Brandstifterin, angeblich — aus Leichtsinn. Hier hält sich der Arzt auf lobenswerthe Art in seinen Schranken, dagegen vergifst der Vertheidiger seinen Standpunct auf eine nicht zu billigende Weise. Auch Nr. XII. — Johann Prirner, Beispiel einer Tödtung in höchster Trunkenheit, ist lehrreich. In anderer Hinsicht ist wichtig Nr. VIII. deren Ueberschrift Jacob Thalmuter, oder Jugendbosheit und Greiseneinfalt, in dem sie sich von allen dadurch unterscheidet, dafs man nicht sofort ersieht, was ihr Inhalt ist, durchaus nicht der einzige Grund ist, zur nähern Einsicht desselben einzuladen.

Betrachten wir die hier genannten drei Schriften und manche andern, die besonders durch Hitzig's Zeitschriften zugänglicher werden, so dürfen wir der Hofnung Raum geben, es werde demnächst die Wissenschaft, die bereits guten Anfang gemacht hat, die Praxis die ihr hier zögernd folgt, dann aber die neuere Gesetzgebung beitragen einen bestimmten Gang für die erwähnte bestrittene Competenz der zur Beurtheilung der Zurechnung Berufenen ziehen, und auf eine Art, welche indem sie der wahren Gerechtigkeit dient, nichts verabsäumt, was zur Beruhigung des Urtheilers, des Beurtheilten und des Publicums dient. Ein Ziel ist es ja, auf das wir alle hinarbeiten und worin richtige Einsicht und redlicher Wille aller Theile übereinstimmen. Was darüber oder daneben liegt, ist vom Uebel, und fällt der blofsen Meinung anheim, der es um subjective Befriedigung mehr, als um Wahrheit zu thun ist. Gern hätte Unterzeichneter noch auf folgende Schrift Rücksicht genommen: *Du degré de compétence des médecins dans les questions judiciaires relatives aux aliénations mentales, et des théories physiologiques sur la monomanie; par Elias Regnault, avocat à la cour royale de Paris.* Paris 1828. Da sie ihm aber nicht jetzt zu Gebot steht, so genüge es, auf sie und die bereits angekündigte Uebersetzung einstweilen aufmerksam zu machen.

J. F. H. Abegg.

Digitized by Google

Nro. 98.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1829.

LIV.

Noticias secretas de America sobre el estado naval, militar y politico de los reynos del Perú y provincias de Quito, costas de nueva Granada y Chile etc. etc. Escritas fielmente segun las instrucciones del Exssmo. Snr. Marques de la Ensenada etc. y presentadas en informe secreto á S. M. C. el Señor D. Fernando VI. por D. Jorge Juan y D. Antonio de Ulloa etc. etc. sacadas á luz para el verdadero conocimento del gobierno de los Españoles en la America meridional por D. David Barry. En dos partes. (I. p. XV. 224. II. p. 483) 4. Londres en la imprenta de R. Taylor. 1826.

Die beiden Verfasser der in vorliegendem Werke mitgetheilten Nachrichten über den Zustand eines Theiles der den Spaniern unterworfenen südamerikanischen Landschaften begleiteten die wissenschaftliche Expedition der französischen Astronomen Godie, Bouger und la Condamine, und waren entsetzt über den Zustand der Unterdrückung, in welchem sie den Worten der Gesetze entgegen die Eingebornen der spanischen Colonieen, die sie besuchten und genau kennen lernten, antrafen; sie erkannten als Ursache der Mifsbräuche, die sich ihren Augen boten, theils die Entfernung dieser Länder von dem Orte, wo die höchsten Gewalten in den Händen der obersten Behörden des Reiches zusammen liefen, theils aber in dem Character und Interesse der mit Verwaltung derselben beauftragten Personen, welche ihr Amt wie ein Landgut betrachteten, was sie zu ihrem gröfstmöglichsten eignen Vortheil zu bewirthschaften hätten, so lange ihnen der Niefsbrauch zustände. Sie übergaben einen sehr treuen Bericht über den factischen Zustand der von ihnen bereisten Länder nach ihrer Zurückkunft, der jedoch ungedruckt blieb, am meisten wohl weil er den Zweck der öffentlichen Publication nie gehabt hatte, dann aber auch indem die von dem Herausgeber in der Vorrede angegebenen Gründe mitwirkten: „*considerando el gobierno español que los abusos referidos aqui eran enormes, y que su publicacion seria injuriosa al estado y denigrativa à la nacion, determinó quedase este informe encerrado en los archivos, no queriendo ó no pudiendo reformar aquellos desórdenes, ni extinguir aquellos vicios que han producido la revolucion de América.* — Der Herausgeber, welcher einen Theil seiner Jugend in Spanien verlebte, hernach in den Küstenlandschaften der Generalcapitanie von Caraccas Reisen zu machen Gelegenheit hatte, lernte neuerdings in den Jahren 1820 bis 1822 auch die westlichen Küsten Südamerikas, so wie die Provinzen des Platastromes kennen, und verschaffte sich bei seinem Aufenthalt in Spanien 1823 das Manuscript jenes an die Regierung eingereichten Berichtes der beiden Verfasser. Aus rein historischem Interesse beförderte er den Inhalt desselben ohne die geringste Abänderung zum Drucke.

Es ist natürlich, dafs sich eine Anzeige eines Buches dieser Art, dessen historische Glaubwürdigkeit sich in des Referenten Lage durchaus nicht untersuchen läfst, aber von dem Herausgeber theils durch Autopsie theils durch Erkundigungen bei wohlunterrichteten, vornehmen Spaniern als aufser Zweifel gesetzt angegeben wird, auf eine Hervorhebung der allgemein interessanten Theile des Inhaltes beschränken mufs; nicht einmal für politisches Räsonnement wird viel Veranlassung gegeben, der Natur der Sache nach, da der Zustand der betreffenden Länder, wie er hier dargestellt wird, bereits ein da gewesener ist, und zugleich ein solcher, der nicht leicht irgendwo eine Parallele findet.

Die ganze erste Abtheilung bezieht sich auf die

Digitized by Google

Vertheidigungs-, Schiffarths- und Handelsanlagen der Westküste Südamerika's, wie sie unter spanischer Oberherrschaft waren, und führt die Ueberschrift: über die militärische und politische Verfaſsung der am stillen Ocean gelegenen Länder. — Um Raum zu gewinnen für den uns weit interessanteren Inhalt des zweiten Theiles, geben wir von dem ersten nur eine allgemeine Anzeige des Inhaltes der einzelnen Kapitel. Das erste handelt von den bedeutenderen Häfen der bezeichneten Küsten und von dem Bestand der Marine mit Beifügung einiger Bemerkungen zu Verbesserung derselben. Das zweite bezieht sich auf die Schiffswerfte, und den Schiffsbau; das dritte auf die Arsenale; das vierte specieller auf die Verwaltung des Arsenals von Callao: das fünfte endlich auf Seeleute und Mannschaft, auf deren Anzahl, Vertheilung und Vorgesetzte. Das sechste handelt vorzüglich von der kaufmännischen Schiffarth, und der Art ihres Betriebes; das siebente von den Waffenplätzen, das achte von dem Mangel an Waffen in ganz Peru. Der Herausgeber sieht den Inhalt dieser beiden zuletzt erwähnten Kapitel als einen Haupthinderungsgrund der früheren Bekanntmachung dieses Berichtes an, indem er sich in der Vorrede dahin äuſsert, daſs die Bekanntmachung dieser geheimen Nachrichten um deswillen für den Staat würde gefährlich gewesen seyn, da ohne Zweifel die Feinde Spaniens, wenn ihnen der Zustand jener Plätze und Arsenäle bekannt gewesen wäre, sich des ganzen Küstenlandes am stillen Ocean hätten bemächtigen können" — und in der That ist der Mangel an Feuergewehren, wie er als im Jahre 1740 in Peru statt findend dargestellt wird, fast unglaublich. Man fürchtete einen Angriff der Engländer, und suchte gröſsere bewaffnete Massen zu bilden, war aber zuletzt fast nur auf Piquencompagnieen beschränkt, und nur Eine Compagnie, die ganz aus Europäern bestand, war vollständig und leidlich zweckmäſsig bewaffnet. — Das neunte Kapitel endlich handelt vom Schleichhandel in diesen Gegenden, von seinen Wegen, und den Ursachen, die seine Unterdrückung erschweren. Wir wenden uns nun zu dem zweiten Theil, der von der Regierung, der Justizverwaltung, kirchlichen Verfassung und den Sitten bei den Indiern im Innern des Landes handelt, mit der Absicht wenigstens einige der darin enthaltenen Kapitel ihrem Inhalte nach weitläuftiger unseren Lesern bekannt zu machen. Gleich die ersten fünf, welche von der Lage der eingebornen Indianer handeln, scheinen uns interessant genug, länger dabei zu verweilen.

Das erste von diesen (S. 229—266) führt die Ueberschrift: Tyrannische Herrschaft der Corregidoren in Peru über die Indier, und elender Zustand, in welchen diese durch den Aufenthalt der Gobernadoren und Corregidoren unter ihnen versetzt werden. Ganz erfüllt ist dieses Kapitel von dem Gefühl empörter Menschlichkeit, denn der Theil der Bevölkerung der spanischen Colonieen, dessen Verhältnisse darin dargestellt werden, war damals obgleich dem Gesetz nach frei, doch in einer fürchterlicheren Lage, und in einer grausameren Knechtschaft der Sache nach als die Negersclaven selbst.

Dem Gesetz nach sollten alle Indianer von Abgaben frei seyn, die noch nicht 18 Jahre und alle die über 55 Jahre alt waren; auſserdem alle Gebrechlichen, die Caziquen und ihre ältesten Söhne; endlich alle die den kirchlichen Dienst als Sakristane, Cantoren und Musiker unterstützen, überhaupt alle mit öffentlichen Functionen beauftragte. Ueberdies sollten die in dieser Beschränkung erhobenen Abgaben gröſstentheils zum Besten der Indianer, das heiſst zu Besoldung der Diener ihrer Kirchen, und des fiscalischen Protectors, welcher sie bei ihren Rechten zu schützen hatte, verwendet werden, und dem Buchstaben nach lieſs sich keine mildere Anordnung des Steuerwesens denken; in der Wirklichkeit aber ward die Erhebung der Steuern durch den Eigennutz und die Habsucht der Beamteten eine der fürchterlichsten Geiſseln, welche über den Häuptern dieser armen Menschen, der Indianer, geschwungen wurde. Zum Behuf der Erhebung nämlich diente ein Verzeichniſs der zur Zahlung verpflichteten Individuen, welchem die Kirchbücher der einzelnen Pfarreien zu Grunde liegen sollten; hier aber fand die schreiendste Ungerechtigkeit sofort darin eine offene Thüre, daſs es gewöhnlich geworden war, zwei solcher Listen anzufertigen:— die eine, welche den Forderungen des Gesetzes entsprach, und den Behörden eingereicht ward; die andere ungesetzlich eingerichtete, nach welcher die einzelnen Forderungen an die Kirchspiele zweimal im Jahre zu Johannis und zu Weihnachten ergingen. In diese ungerechten Listen wurden alle mit aufgenommen, die zwar noch nicht die Jahre der Steuerpflichtigkeit, aber einigermaſsen den diesen Jahren entsprechenden Wuchs hatten; alle die schon über diese Jahre hinaus waren, selbst wenn sie notorisch zur Arbeit unfähig waren;

Digitized by Google

sogar gebrechliche wurden in die Besteurung hereingezogen, und nur Caziquen, Alcalden und andere durch ihre Stellung eximirte Personen blieben verschont. Einzelne Individuen, welche dadurch schutzloser standen, dafs sie nicht durch ihren Caziquen oder Arbeitsherren die Abgaben an den Einnehmer gelangen liefsen, sondern unmittelbar an diesen zu zahlen hatten, wurden überdies oft doppelt in Anspruch genommen.

Freilich ist und bleibt auf Seiten der Beamteten, die sich diese frechen Ungesetzlichkeiten zu Schulden kommen liefsen, der Vorwurf empörender Barbarei und es gereicht den Verfassern zur grofsen Ehre, die Sprache der Menschlichkeit über Mifsbräuche, die durch Interessen entstanden und erhalten wurden, welche zum Theil sehr einflufsreiche Vertreter fanden, und durch langes und ungeahndetes Vorhandenseyn gewissermafsen gleiche Bedeutung als Gesetze erhalten hatten, so nachdrücklich geführt zu haben; aber uns vom Schauplatz entfernteren, von den Interessen der Verfasser sowohl als der die Mifsbräuche aufrecht haltenden völlig freien, scheint doch in der langen Dauer dieser Mifsbräuche auch die Möglichkeit angedeutet zu seyn, dafs dieselben gewissermafsen durch die Natur der Menschen, die ihnen unterlagen, selbst hervorgerufen worden seyen, und bei dieser Vermuthung kommen uns die Verfasser in der That durch manche in ihrem Werke enthaltene Angaben, namentlich rücksichtlich des Verfahrens bei der Steuerhebung entgegen, aus welchen die Dumpfheit und unbesiegbare Indolenz der Indier aufs bestimmteste zu entnehmen ist.

Mit keinem europäischen, noch so sehr degradirtem Volksstamm würde man so willkührlich umgehen können, wie, nach den Mittheilungen der Verfasser, auch in anderer Hinsicht als in der der Steuererpressung mit den Indianern der spanischen Colonieen in Südamerika umgegangen ist; überall würde noch eine Anzahl Individuen in sich moralische Kraft gefunden haben, sich mit Aufopferung des Lebens für solches Verfahren zu rächen, und eben durch diese wiederholten Rachescenen ein fortgesetztes Benehmen dieser Art unmöglich zu machen. Darin liegt aber immer der Fehler bei der Beurtheilung der Verhältnisse wie der Geschichte anderer Völker und Volksstämme, das man ihnen unbewufst die eigne, von der ihrigen ganz verschiedene, Empfindung unterschiebt. Mit Schauder werden noch immer die Familienkriege orientalischer Dynastien in Europa weiter erzählt, und, dafs der Bruder den Bruder hinrichten läfst, als entsetzliches mit Füfsentreten natürlicher Empfindung dabei hervorgehoben. Wäre der empfindsame Historiker in den getrennten Interessen eines Harems erwachsen, in diesem kleinen Staate von Weibern, Kindern und Verschnittenen, in welchem die einzelnen Familienglieder von Jugend auf nicht eine in unserem Sinne familiäre, sondern geradezu eine diplomatische Stellung einnehmen, (und warum soll es nicht auch unter solchen Verhältnissen gebildete Menschen geben?) er würde gar nichts wundersames darin finden, wenn sein Bruder ihm tödtlichen Hafs trüge. In noch weit höherem Grade ergeht es uns gewöhnlich so, wenn wir die Verhältnisse der Indianer beurtheilen; die Indolenz, welche sie in diese Lage geführt hat, welche wir so schauderhaft finden, weil wir ganz unbewufst an ihre Stelle europäisch empfindende Menschen setzen, dieselbe Indolenz führt auch nothwendig Tröstungen in ihrem Geleite, von welchen wir nichts wissen und nichts brauchen, weil wir von so spröder Natur sind, dafs wir bei lebendigem Leibe in ein ähnliches Verhältnifs gar nicht kommen können. Wie kann es uns nun nur noch verwundern, wenn die Corregidoren sich dieser Menschen mit möglichst geringem Aufwand zu eignem gröfsten Nutzen in Handels- und Gewerbsgeschäften bedienen? Einzig empörend bleibt nur immer der Mifsbrauch der richterlichen Gewalt, weil hier nicht die einfache Geltendmachung geistiger, physischer und politischer Ueberlegenheit, sondern ein freches Spiel mit etwas der menschlichen Natur Heiligem eintritt. Nicht das Mitleiden mit den Indianern ist es hier, nicht individuelle Empfindung, die uns vom Schauplatz entfernten, keinen ihn von Jugend auf mit ihm Vertrauten zu innerer Opposition aufruft, sondern der Unwille über die Verunstaltung eines durch den höheren Gedanken gebildeten Instituts, dessen Verhöhnung Frevel an den höchsten Interessen des Geistes ist. Und dieser Frevel ist es, auf welchen wir in der Darstellung der Tyrannei, unter welcher die Indianer seufzen, das gröfste Gewicht legen möchten; dieser Frevel erscheint auch den Verfassern als das Fürchterlichere in Vergleich mit den früher erwähnten aus administrativen Mifsbräuchen hervorgehenden Bedrückungen, von denen wenige Völker das Glück haben ganz frei zu

Digitized by Google

seyn, und deren Uebermafs in den ehemaligen spanischen Colonieländern gröfstentheils als mit der Natur der Unterdrückten zugleich gegeben betrachtet werden mufs.

In einem Theile der südamerikanischen Colonien (Quito war ausgenommen) fand noch eine ganz eigenthümliche Einrichtung Statt, die s. g. *repartimientos*. Die Indianer der einzelnen Districte wurden nämlich bei bestimmten Veranlassungen gezwungen, gewisse Quantitäten von gewissen Waaren, die man als den einzelnen Landschaften convenient betrachtete, von den Behörden zu kaufen. Auch in dieser Einrichtung zeigt sich als Quelle nur wieder die fürchterliche Indolenz der Eingebornen, welche so wenig durch Genufs und Bequemlichkeitsliebe zu Tausch und Handel gereizt wurden, dafs die Regierung sie zu etwas jenem Verkehr ähnlichen, der fast bei allen Nationen von selbst entstanden, und überall eine Quelle der Bildung geworden ist, mit Gewalt zwingen zu müssen glaubte. Auch erkennen die Verfasser in diesem Falle die ursprünglich gute Absicht der spanischen Regierung vollständig an. Aus der in ihrem Werk enthaltenen näheren Beschreibung dieser Einrichtung in ihrer ursprünglichen Gestalt, ergiebt sich dafs dieselbe nicht im mindesten mehr Hartes enthielt, als die, dafs man ein Kind, was zur Unreinlichkeit aus blofser Faulheit geneigt ist, so lange mit Ruthen streicht, bis es sich regelmäfsig wäscht. Dafs die Maafsregel zu mancherlei Unordnungen und Mifsbräuchen Veranlassung gegeben hat, lag eben darin, dafs die Indianer unverbesserlich waren, denn statt dadurch aus ihrer natürlichen Indolenz aufgerüttelt zu werden, und indem man ihnen die Ehre erzeigte, ihnen eine ähnliche Spannkraft zuzutrauen, wie den prometheischen Geschlechtern Europas, sich durch Aufraffung aller Kräfte dieser Ehre würdig zu beweisen, unterlagen sie ihr vielmehr fortwährend, und zeugten eben dadurch davon, dafs sie eine untergeordnete Race seyen, die jener prometheischen zu dienen oder Platz zu machen hat. Zur Zeit als die Verfasser diese *repartimientos* kennen lernten, waren sie allerdings ein empörendes Werkzeug der Erpressung. Die Corregidoren nahmen den Betrag der zu repartirenden Waaren in Lima bei den Kaufleuten auf Credit, und die Kaufleute, welche den grofsen Gewinn der Corregidoren kannten, stellten ihnen fast willkührlich hohe Preise. Diese Waaren vertheilte dann der Corregidor eben so willkührlich auf die einzelnen Indianer, und diese mufsten ihm dafür geben, was er eben forderte. Dann gab es natürlich Mitleiden erregende Scenen, deren Beschreibung wir hier unsern Lesern ersparen. Dafs die Indianer, welche sich bei der Zahlung am promptesten erwiesen, am häufigsten mit zugeschriebenen Waaren geplagt, dafs ihnen sehr oft solche Waaren zugetheilt wurden, die sie in der That zu nichts gebrauchen konnten, ist endlich geradezu himmelschreiend — ist aber nur Ausartung, und zwar durch den Eindruck, den die Indianer durch ihr Wesen im Ganzen auf die Europäer machten, hervorgerufene Ausartung eines ursprünglich ganz angemessenen Institutes. Auch dies war völlig unzweckmäfsig und reine Erpressung, dafs die Indianer selbst diejenigen Gegenstände, die sie freiwillig kaufen wollten, nur von den Corregidoren, und natürlich ebenfalls nur zu willkührlichen Preisen, welche die letzteren setzten, kaufen konnten. Wir übergehen die übrigen bald feineren, bald gröberen Bedrückungen der Corregidoren und überlassen es unseren Lesern, das traurige Register derselben im Buch selbst nachzulesen, da hier nicht der Ort seyn kann, in dieser Hinsicht etwas vollständiges zu liefern. Dafs aber die Natur der Indianer wenigstens zur Hälfte die Schuld an allem trug, zeigt am besten ein Beispiel der späteren Zeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 99.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1829.

Noticias secretas de America sobre el estado naval, militar y politico de los reynos del Perú y provincias de Quito, costas de nueva Granada y Chili etc. etc. Escritas fielmente segun las instrucciones del Exssmo. Sñr. Marques de la Ensenada etc. y presentados en informe secreto á S. M. C. el Señor D. Fernando IV. por D. Jorge Juan y. D. Antonio de Ulloa etc. etc. sacados á luz para el verdadero conocimento del gobierno de los Españoles en la America meridional por D. David Barry.

(Fortsetzung.)

Einmal nämlich, im J. 1780, kam es mit dem Unwesen der *repartimientos* bis zu einer solchen Höhe, dafs, wie der Herausgeber S. 254. in einer Note hinzufügt, die Indianer in der Unmöglichkeit die Tyrannei länger zu ertragen, sich gegen die Corregidoren von Chayanta und Tinta, die in dem genannten Jahre dreimal repartirt hatten, empörten, und fast alle Corregidoren und überhaupt Spanier der Landschaft umbrachten; die empörten Indianer widerstanden den Truppen des Gouvernements, wenn nicht mit Verstand, doch wenigstens mit allgemeiner Entschlossenheit zum Tode und wenn auch ihr Schicksal ganz von dem ihres Führers abhing, und sie, als der Cacique Tupac-Amaru nach drei Jahren gefangen und grausam hingerichtet worden war, sich von neuem den Spaniern fügten, wurde die Sitte der *repartimientos* doch abgeschafft, woraus deutlich erhellt, dafs wenn die Indianer den Europäern nicht von Anfang an als schlaffes, elendes Volk entgegen getreten wären, sie auch nie in einen ähnlichen Zustand der Unterdrückung gerathen seyn würden. Die andere Hälfte der Schuld bleibt den Spaniern, und vorzugsweise die Hälfte, welche, wie schon erwähnt, in Depravation des Gerichtswesens, namentlich in wie weit es mit der Controle der Corregidoren zusammenhing, bestand. Indessen hat sich ähnliches wohl auch mitten in Europa bilden können, ohne einen gleichen Grad der Unterdrükkung der Unterthanen herbeizuführen, wie in Amerika.

Das zweite Kapitel (S. 266—294) handelt von Misbräuchen und unmenschlichen Mafsregeln anderer Art Dahin gehören namentlich diejenigen, so durch die Mita, eine Frohnarbeit, veranlafst werden, welche die Indianer theils bei dem Bergbau, theils bei andern privilegirten Cultivationen und Fabricationen in der Art zu leisten haben, dafs jedes indianische Kirchspiel in einem gewissen Kreise zu Stellung einer bestimmten Anzahl Fröhner verbunden war. Diese Fröhner sollten jedesmal nur auf ein Jahr gestellt, und dann abgelös't werden, allein da die Bedrückung durch die Arbeiten und Forderungen des Corregidors gerade so grofs war, als die durch die Frohnarbeit, also im Wesentlichen das Sicksal der Indianer durch die Entlassung aus der Frohnarbeit in nichts gebessert wurde, dachte niemand daran auf jene Arbeitsjahre zu halten. Nur diejenigen Landschaften waren ganz frei von der Mita, wo keine Bergwerke waren, und wo die sonst den Indianern aufgebürdeten Arbeiten durch Negersclaven verrichtet wurden. Um einen Begriff davon zu geben, wie diese Frohnarbeit misbraucht wird, heben wir folgendes über die Arbeit in den *haciendas de sembradio* aus: der frohnthuende Indianer erhielt in einigen Gegenden 14, in anderen 18 Pesos (der Peso hat 8 Realen) das Jahr, und aufserdem ein Stückchen Land (*un pedazo de tierra como de* 20 *à* 30 *varas en quadro*), was er für sich benutzen konnte. Dafür mufste er 300 Frohntage thun und die übrigen 65 des Jahres wurden auf Sonn- und Festtage und auf etwaige Krankheitsfälle gerechnet; von jenen 14—18 Pesos aber wurden 8 Pesos abgezogen, welche der Besitzer der *hacienda* für jeden seiner Fröhner als dessen Steuer an die Regierung zu

Digitized by Google

entrichten hatte. Zwei Pesos zwei Realen brauchte der Indianer, um sich drei Varas Zeug zu seiner Kleidung zu kaufen, so blieben ihm, wenn er 18 Pesos erhielt, 7 Pesos und 6 Realen übrig, um Frau und Kinder zu kleiden, wenn er deren hatte, anderweitige aufserordentliche Ausgaben zu bestreiten, und der Kirche seine Abgaben zu zahlen. Damit war sein Unglück aber in der Regel noch nicht erfüllt; das Stück Land was er erhielt, war gewöhnlich nicht hinreichend, um für ihn und seine Familie so viel Mais zu bauen, als sie zu ihrer Nahrung brauchten, dann wurde ihm für den doppelten Marktpreis von seinem Brodherrn Mais verabreicht, so dafs die Ausgabe dafür allein mehr betrug, als ihm nach Abzug der Abgaben an die Regierung und seiner eigenen Kleidung übrig blieb; — mit einem Wort der Indianer bekam fast keinen Realen baares Geld, lebte wie ein Hausthier und hatte am Ende des Jahres noch Schulden, in denen so ziemlich der einzige Beweis lag, dafs er ein freier Mensch sey. Noch höher stieg zuweilen das Unglück, welches auf dem Daseyn dieser Menschen lastete; fiel dem Arbeitsherrn ein Stück Vieh, so liefs er es zerschneiden, unter seine Fröhner vertheilen, die es essen mufsten und denen es zu bestimmten Preisen am Arbeitslohn abgezogen ward; bei Sterbefällen in der Familie des Indianers, verschuldete dieser noch mehr, um die Kirche zu befriedigen u. s. w. — Wenn es einmal auf diesen Punct gekommen ist, lassen sich die Scheufslichkeiten im einzelnen gar nicht mehr berechnen. Wir übergehen die Ausmalung der mannigfaltigen Nuancen, welche die verschiedenen Arten der Mita in das Leiden dieser Menschen brachten, und wenden uns unmittelbar zu dem vierten Kapitel, welches eben das Benehmen der Seelsorger zum Gegenstand hat (S. 333 — 354).

Das vorhergegangene dritte Kapitel hatte davon gehandelt, dafs fast alle Indianer nach und nach um das ihnen bei der ersten Einrichtung der spanischen Herrschaft zugetheilte oder gelassene Grundeigenthum gekommen seyen. Nachdem der Verfasser dies Thema weitläuftig ausgeführt und vielfach mit einzelnen Beispielen belegt hat, beginnt er dann das vierte Kapitel, von welchem hier ausführlicher gehandelt werden soll, folgender Gestalt: „Betrachtet man nun alles zusammen, was erwähnt worden ist von der raubgierigen Natur der Corregidoren, wenn sie ihre willkührlichen Waarenvertheilungen halten, von der Grausamkeit der Frohnarbeit, von der Entblöfsung der Indianer von fast allem Grundeigenthum, von dem Mangel an dem nöthigen Schutz durch die Gerichte, und von der unglaublichen Verminderung der Anzahl der Indianer, welche die Folge der übergrofsen Arbeit der Gesunden, und der gänzlichen Vernachlässigung und Mittellosigkeit der Kranken ist, so scheint sich als Resultat ergeben zu müssen, dafs es unmöglich sey, noch mehr Unglück auf ein Volk zu häufen, oder wenn es doch geschieht, dafs die Kräfte desselben unter der Last so tyrannischer Aufbürdungen eher brechen müssen, als weiter tragen können. Allein die Unmöglichkeit ausweichen zu können, giebt demohngeachtet Stärke genug, und der niedergedrückte Geist der Indianer hat noch die Fähigkeit zu gehorchen und nicht zu unterliegen, so dafs sogar die, welche ihnen Trost bringen sollten und ihr Schicksal erleichtern, ihnen durch neue Anforderungen den Becher des Elendes bis an den Rand füllen," — und diese hier bezeichneten sind keine anderen als die Diener der Kirche.

Der Seelsorger von Peru waren zweierlei, ein Theil derselben nämlich ward von Weltgeistlichen, ein anderer von Klöstern aus durch Mönche versehen. Von beiden Arten ist besonders zu handeln.

Die Pfarreien der Weltgeistlichen werden in Folge eines Examens oder Concurses besetzt; alle Geistlichen, die sich dazu melden, müssen namentlich auch die Sprache der Indianer, das s. g. Inca verstehen. Der Erzbischof oder Bischof präsentirt dann aus den während des Concurses geprüften zu jeder in seinem Sprengel vacanten Stelle drei Candidaten, aus welchen der Vicekönig oder der Präsident den Seelsorger anstellt. Die auf diese Weise angestellten Pfarrer machten nun tausend Wege ausfindig, ihren indianischen Beichtkindern das Wenige, was sie noch besafsen, mit kirchlichen Manieren abzupressen. Fürs erste wurden zu diesem Ende benutzt die Feste der Heiligen, deren es eine Unzahl gab, deren Feier man aber, um die Indianer in ihrem Arbeitselend nicht zu stören, gröfstentheils auf die Sonntage verlegte. Jeder Heilige hat seine kirchliche Brüderschaft unter den Indianern (wofür die Geistlichen gesorgt haben und fortwährend sorgen), und diese (oder vielmehr deren *mayordomos* und *fiscales*) mufs nun zu dessen Feier $4\frac{1}{2}$ Pesos für die Messe und ebensoviel für die zu Ehren des Heiligen gehaltene Predigt von kaum zehn Worten aufbringen, endlich noch

Digitized by Google

einmal so viel für Prozession, Wachskerzen und Weihrauch. Alle diese Zahlungen an den Geistlichen müssen, wie alle an die Kirche zu machenden, in baarem Gelde und auf der Stelle entrichtet werden: aufser ihnen bekömmt der Geistliche für seine Bemühung noch ein hergebrachtes Geschenk, nämlich einige Dutzend Hühner, dann Eier und dergleichen in die Wirthschaft pafsliche Gegenstände, die wenn sie zufällig der dazu beisteuernde Indianer nicht hat selbst erziehen oder erzielen können, von ihm gekauft werden müssen. Nach der Predigt verliest der Geistliche die Namen der *mayordomos* und *fiscales* der Brüderschaft des Heiligen für das nächste Jahr, und niemand darf sich weigern dies Amt zu übernehmen, sonst wird er auf andere Weise zur Uebernahme gezwungen. Auf diese Weise gewann ein einziger Weltgeistlicher, den die Verfasser während ihrer Anwesenheit in der Provinz von Quito sprachen, jährlich 6000 Hühner und 50,000 Eier. Nun berechne man die Geldeinkünfte so, dafs man immer 3 Dutzend Hühner auf eine Heiligenfeier rechnet, so kommen auf die 52 Sonntage circa 166 Heiligenfeste, jedes zu 13½ Pesos. Und das war noch keiner von den am besten dotirten Landgeistlichen. Auf diese Art wufsten sich aber die Weltgeistlichen noch andere Goldbergwerke aufserordentlicher Weise zu eröffnen, so dafs sich ihre Stellen fast zehnfach so hoch rentirten, als wozu sie gesetzlich veranschlagt waren, — und doch waren die Kirchspiele der Weltgeistlichen noch glücklich, wenn man sie mit den Kirchspielen der Klöster in Vergleichung bringt, denn da in den letzteren die Seelsorge reihumging, suchte jeder Einzelne so viel an sich zu reifsen als möglich, unbekümmert, in welchem Zustande sein Nachfolger seine Beichtkinder finden würde, die dieser ebenfalls blofs aufsuchte um sie zu plündern.

Neben den Seelsorgern selbst übernahmen es aufserdem deren Concubinen ihrerseits ebenfalls die Kirchspieleingesessenen in Athem zu erhalten; da mufste die eine Indianerin spinnen, die andere weben; eine dritte Familie bekam ein altes Huhn, was daheim keine Eier mehr legen wollte, zur Wartung und Ernährung und mufste es nach einer bestimmten Zeit mit einem Dutzend Küchlein abliefern. Doch wer möchte in alle diese scandalösen Einzelnheiten des Haushalts und (was damit zusammenhängt) des Lebens eines nicht controlirten Priesterstandes eingehen. Die Verfasser führen Beispiele auf Beispiele an, die einen in der That alle dahin bringen, sein Urtheil völlig zu suspendiren, denn wo ein Leben sich so gestalten kann, mufs es durchaus ganz andere Grundlagen, ich möchte sagen Grundstoffe haben, als bei uns, über deren Hervorbringungen man freilich immer in letzter Instanz auch ein rein menschliches Urtheil behält, aber wie viel man von dem auf diese Weise zu beurtheilenden zuvor (noch tiefer eindringend eben in die eigenthümlichen Lebensstoffe) als am Ende doch natürlich und verständig, abzusondern hat — läfst sich durchaus nicht sagen. Die Verfasser sind gewifs auch zum grofsen Theil von der naseweismenschenfreundlichen, s. g. aufklärenden und im Grunde doch nur alle gesellschaftlichen Verhältnisse atomistisch ordnenden Richtung der französischen Bildung des vorigen Jahrhunderts befangen, und um so mehr befangen gewesen, als sie ihre Forschungen und Reisen in Verbindung mit gebildeten Franzosen machten. Auch was Engländer über fremder Länder gesellschaftliche Verhältnisse zu sagen pflegen, ist, wenigstens wenn es von Leuten der liberalen Partei ausgeht, oft im selbigen Sinne und in der Beurtheilung moralischer Beziehungen fast immer national einseitig, wie nichts besser beweist, als die Menge englischer Reisen nach Italien und Deuschland. Also auch dafs der Herausgeber in dem Wenigen, von seiner Hand hinzugefügten, überall die Beobachtungen der Verfasser bestätigt, kann uns zu nichts als zu um so gröfserm Vertrauen auf die treue Beobachtung des Factischen, nicht aber zu dem anderen Vertrauen auf die jedesmalige Richtigkeit des Urtheils bewegen. Wir glauben jedenfalls an die Richtigkeit der S. 342. mitgetheilten übertriebenen Begräbnifsrechnung, ob diese aber nicht durch Nebenumstände, durch Eitelkeiten, die zwar von den Priestern genährt werden, sich aber unter den Bewohnern des Landes erzeugt und erhalten haben, und durch anderes dergleichen motivirt und unter einmal gegebenen Verhältnissen entschuldigt wird, lassen wir dahin gestellt seyn. Wir theilen der Curiosität wegen diese Begräbnifsrechnung mit, die übrigens auf keinen Fall einen Indianer angeht; sondern einen Creolen oder gar Spanier, wenn derselbe auch, wie der Herausgeber versichert, nicht mehr gehabt hat als nothwendig war *para vivir con descanso y mediana decencia en aquellos paises* d. h. in Ländern, wo bekanntlich alle über die ganz unentbehrlichen Bedürfnisse hinausgehenden Gegenstände von

Digitized by Google

jeher entsetzlich theuer waren, wo also auch derjenige, welcher nur mit *mediana decencia* leben wollte, doch noch etwas mehr baares Geld durch die Hände gehen lassen mufste, als er bei gleicher Beschränkung in England nöthig gehabt haben würde. Die Rechnung ist nun folgende:

Derechos del entierro contado . . .	12	*Pesos.*
De quatro posas durante la procesion	4	—
Del officio solemne, vigilia y misa cantada	20	—
Derechos de fábrica, sepultura	12	—
Novenario cantado	36	—
Dia de honras, despues del novenario .	20	—
Dia de cabo de año en seguido . .	20	—
Gastos de cera, paños negros etc. . . .	10	—
	134	*Pesos.*

Hiebei ist einerseits zu bemerken, dafs sich diese Begräbnifsfeierlichkeiten nicht blos auf das eigentliche Begräbnifs, sondern zum Theil auf später nachfolgende kirchliche Begehungen erstreckten, dafs es also insofern nicht so enorm ist, als es dem erscheint, der sich von Jugend auf gewöhnt hat, diese nachfolgenden Feierlichkeiten für überflüssig zu halten; — andrerseits aber dafs sich mit der Leiche selbst niemand von der Geistlichkeit bemühte als der singende Seelsorger, der ihn mit der Guitarre accompagnirende Cantor, und eine dritte Personage mit Weihwasser.

Die Ueberschrift des fünften Kapitels bedarf nach dem bereits angeführten keiner weiteren Erläuterungen, und jedem wird es leicht seyn, sich die Hauptstücke des Inhalts desselben ganz allein und von selbst auszuführen. Die Ueberschrift lautet nämlich wie folgt: Beweis dafs durch die vielen Leiden welche auf die bekehrten Indianer gehäuft worden, die, aus dem geringen Erfolg der Missionen sich ergebende, Abneigung der heidnischen Indianer das Evangelium anzunehmen, und sich der Herrschaft der Könige von Spanien zu unterwerfen, hervorgebracht worden ist.

Nachdem diese ersten fünf Kapitel uns hinlänglich bekannt gemacht haben mit der indianischen Bevölkerung der spanischen Colonien eines Theiles des westlichen Süd-Amerikas, führt uns nun endlich das sechste zu den Verhältnissen der europäischen oder von Europäern abstammenden Volksklassen. Schon die Ueberschrift dieses Kapitels zeigt an, dafs wir in der Betrachtung dieser Volksklassen auf jene Art Fehdewuth und Parteileidenschaft vorzüglich zu achten haben werden, die des semitischen Stammes uralte Ausstattung zu seyn scheint; auf jene zu völliger Auseinandergerissenheit führende Partheiung, welche schon den jüdischen Staat zerstört, die saracenische Welt fortwährend in die fürchterlichsten Gegensätze getheilt und sich von da, wie es scheint, auf die am meisten mit Juden- und Saracenenblut versetzte europäische Nation, auf die nämlich, welche die pyrenäische Halbinsel bewohnt, fortgesetzt hat. Diese natürliche Anlage hat sich an den verschiedenartigsten geistigen Thematen der religiösen oder politischen Welt angerankt, ist aber überall wieder zum Vorschein gekommen, wo dasselbe Geblüt sich gezeigt hat, und wie wir in diesem Augenblick noch in Spanien und Portugal jedes Dorf in zwei uralthergebrachte Partheien, die sich auf den Tod hassen, und die gangbaren Themata der Politik nur immer zum Vorwand der Geltendmachung ihres Hasses nahmen, getheilt sehen; wie wir in ähnlicher Weise das spanische Südamerika seit der Abschüttelung des europäischen Joches nur um so unheilbarer in bewaffnete Factionen zerrissen sehen unter Häuptlingen, denen die liberalen Phrasen anstehen wie Comödianten die Feldherrnstäbe und Königskronen, so war auch als die Verfasser in Peru waren, als noch die spanische Administration eine höhere Schranke bildete, diese Provinz in unversöhnlichem Hasse entzweit. Den Vorwand oder vielmehr Anlafs der Aeufserung dieser menschenfeindlichen, parteisuchenden, hetzenden Anlage des spanischen Geblütes, gab hier der Vorzug ab, welcher den in Europa gebornen Spaniern vor den in Amerika gebornen, oder den Creolen eingeräumt war. Die europäischen Spanier wurden Chapetones genannt, und der Verfasser sagt gleich zu Anfang seines Kapitels: „*Basta ser Europeo ó Chapeton para declarasse immediatamente contrario à los Criollos; y es suficiente el haber nacido en las Jndias para aborrecer à los Europeos.* Wie Judäer und Samaritaner sehen wir alles in unerklärbarer Feindschaft gegen einander.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 100.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1829.

Noticias secretas de America sobre el estado naval, militar y politico de los reÿnos del Perú y provincias de Quito, costas de nueva Granada y Chile etc. etc. Escritas fielmente segun las instrucciones del Exssmo. Snr. Marques de la Ensenada etc. y presentadas en informe secreto á S. M. C. el Señor D. Fernando VI. por D. Jorge Juan y D. Antonio de Ulloa etc. etc. sacadas á luz para el verdadero conocimento del gobierno de los Españoles en la America meridional por D. David Barry.

(Schluſs.)

Ohne Ende und Friede wird der Krieg geführt, weil er nur mit Vertilgung der einen Partei enden kann, und die neueste Zeit hat uns gelehrt, daſs mit der Vertreibung der einen Partei, sofort die siegende abermals in sich befehdende Parteien zerrissen worden ist. Die Beschreibung, welche die Verfasser von der Aeuſserung dieser feindseligen Anlage der Einwohner Südamerikas machen, ist so, daſs man die Sache bei nur einiger Unbefangenheit durchaus als Geblütsanlage erkennen müſste, selbst wenn die neuesten Zeitereignisse dies, nach Hinwegräumung der Ursachen, die man sonst anzuklagen pflegte, nicht deutlich genug gezeigt hätten. — Am wüthendsen war diese Partheiung in den Gebirgsstädten, welche von Fremden weniger besucht, in ihren Interessen abgeschlossener, treuere Bewahrer der natürlichen Volksart waren. Es war natürlich, daſs die Creolen, die sich überall zurückgesetzt sahen, den europäischen Ankömmlingen gegenüber die Vorzüge geltend zu machen suchten, die sie vor diesen zu haben glaubten. So rühmten sie sich stets, den durch den Umstand der Geburt in einem bestimmten Lande begünstigten Ankömmlingen *vis à vis*, des hohen Alterthumes, des adeligen Geschlechtes ihrer Stämme; der Adelstolz, der sich so erzeugte, und in der Regel blos auf Phantasieschlössern seinen Grund hatte, hielt die Leute ab, sobald sie irgend etwas erworben hatten, sich weiter bürgerlichen Geschäften zu widmen, welche doch fast der einzige Weg waren, welcher Creolen frei stand, um sich in Wohlhabenheit zu erhalten; die Folge war dann daſs sie verarmten. Die neu ankommenden Europäer, denen es, da sie in unstreitigem Besitz des Vorzuges waren, nicht einfiel, mit den Creolen in so eitlen Dingen wetteifern zu wollen, suchten Kapitale, und gewannen sie um so leichter, je mehr die Creolen ihre Angelegenheiten vernachläſsigten. Nun paarte sich auf Seiten der europäischen Ankömmlinge in der Regel erworbener Reichthum mit der hergebrachten politisch höheren Stellung, und so wurde jedes einzelne Lebensverhältniſs eine reiche Quelle des Neides und Hasses. Aber alles dieses würde ganz in derselben Weise der Fall gewesen seyn, wenn auch ganz andere Anhaltepuncte für diese Gemüthsäuſserung hätten gesucht werden müssen. Wir wollen nicht behaupten, daſs der Einzelne nicht in der Unendlichkeit seiner moralischen Kraft die Mittel finden könnte, sich persönlich über solche natürliche Bedingungen des Daseyns zu erheben; wir würden, wenn wir dieses behaupteten, der edelsten Eigenschaft des Menschen zu nahe treten; aber der Grad moralischer Kraft, der dazu erfordert wird, ist immer nur Eigenthum weniger ausgezeichneter, und die Masse eines Volkes unterliegt immer der natürlich disponirten Volkseigenthümlichkeit, so daſs die Geschichte in ihren successiven Erscheinungen uns etwas ganz analoges liefert zu den mannichfaltigen aber gleichzeitig auseinander und augenscheinlich verschieden dargelegten Erscheinungen der Natur. Die einzelnen Erscheinungen und Begebenheiten, welche die Verfasser in diesem Kapitel mittheilen, sind deſshalb von dem höchsten Interesse, weil unmittelbare, indivi-

Digitized by Google

duelle Lebensregung überall interessirt, wo sie sich findet; was sie aber in der Absicht hinzufügen, diese Art der Lebensregung selbst als vertilgbar darzustellen, scheint uns schief, und die Aufgabe des für diese Völker thätigen Politikers scheint vielmehr zu seyn, diese jetzt als Zerrissenheit sich darstellende Neigung zu etwas Edlem zu benutzen; das jetzt blos Natürliche nicht zu unterdrücken, sondern zu etwas Vernünftigem zu erheben; einen Staat zu finden, in welchem dieser geforderte Gegensatz von vorn herein Schonung und eine Stelle finden kann. Völlig verfehlt aber muſs das genannt werden, was der Herausgeber am Schlusse hinzufügt, indem er jenen ganzen Haſs zwischen Creolen und Spaniern nicht als eine jeder einzelnen der beiden Partheien auch ohne Beziehung zu der anderen inhärirende Eigenschaft, sondern nur als Folge ihrer factischen Stellung in politischen Dingen betrachtet, und sich vom liberalen Standpunct aus über die Ansprüche ausläſst, die jeder Einzelne habe auf die Aemter des Staates was auf der einen Seite nicht wahr ist, und auf der andern in der weiteren Anwendung nicht ausreicht, denn es hat mehrere Colonieländer gegeben, die in ähnlicher Weise nur von Eingebornen des Mutterstaates administrirt worden sind, ohne einen analogen Zustand des Hasses und der Partheiung zu entwickeln, und andererseits hat nun bereits seit mehreren Jahren das Verhältniſs Südamerikas zu Spanien aufgehört, und es ist im Wesentlichen weder besser geworden, noch wird es, bis eine Neutralisation der Geblütseigenschaften der Bewohner durch Vermischung eingetreten ist, irgendwie auch in Zukunft anders werden.

Zu lang schon haben wir diese Relation ausgedehnt, und da sich die folgenden letzten Kapitel des Buches wieder auf dagewesene Zustände, deren Detail nur den dereinstigen Geschichtschreiber dieser Colonieſtaaten, nicht ein gröſseres Publicum interessirt, beziehen, begnügen wir uns mit einer summarischen Angabe ihres Inhaltes, welche bei dem siebenten Kapitel am zweckmäſsigsten mit den Worten der Ueberschrift selbst gegeben wird: *sobre el gobierno civil y politico del Perú; la conducta de sus jueces; y la inutilidad de muchos empleos que se pudieran suprimir, con grande beneficio á la real hacienda.* Das achte Kapitel handelt in ähnlicher Weise von den geistlichen, wie das siebente von den weltlichen Verhältnissen. Auch dieses Kapitel, wie alle vorhergehenden trägt den Charakter misbilligenden Räsonnements, das Tadelnswerthe aufsuchender und hervorhebender Reflexion, und nur sehr selten begegnet man im ganzen Werke einer Stelle, in welcher die Verfasser sich bemüht zeigten, in den eigenthümlichen Geist des ihnen fremdartig und unverstanden entgegentretenden und also von ihnen mit einem Tadel bezeichneten, mit unbefangen wissenschaftlichem und allgemein wohlwollendem Sinne einzugehen, und es so zu etwas aus sich selbst heraus bildsamen zu machen. Sie zeigen darin auf der einen Seite einen deutlichen Anklang des Geistes der Aufklärung des vorigen Jahrhunderts, die eben nur auf dieser Art Dünkel beruhte, und auf der andern Seite beweisen sie sich trotz aller menschenfreundlichen Aeuſserungen, als wahre Spanier, d. h. als Leute, die ihre Parthei ergreifen, und dann für die andere taub sind. Das neunte und letzte Kapitel ist rein statistischer Natur, und dürfte in so fern den objectiv-werthvollsten Theil des ganzen Buches bilden; gerade über diese Gegenstände aber sind in der nachfolgenden Zeit Werke erschienen, welche alles früher geleistete weit hinter sich lassen.

In Beziehung auf den dem Werke gegebenen Anhang äuſsert sich der Herausgeber so, daſs er begierig gewesen sey, die Wahrhaftigkeit des von ihm zu publicirenden Werkes durch das Zeugniſs höherer Beamteten, die später als die Verfasser die von diesen beschriebenen Gegenden kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hätten, unwiderleglich darzulegen; er habe glücklicher Weise im Jahre 1824 in Madrid Don Tomas Colgan O'Higgins, einen königlichen Gardeofficier und nahen Verwandten des Don Demetrio O'Higgins kennen lernen. Der letztere, der im Jahre 1800 Intendant von Guamanga gewesen sey, also unter der Viceregentschaft seines Onkels über Peru, des Don Ambrosio O'Higgins, habe Relationen, die er im Auftrage des Ministers der indianischen Angelegenheiten, Don Miguel Cayetano Soler, über den Zustand der von ihm administrirten Landschaft gemacht habe, dem Don Tomas hinterlassen, dessen Güte der Herausgeber die Mittheilung derselben verdanken. Diese Relationen bilden den Anhang des Buches von 619 — 690.

Heinrich Leo.

Digitized by Google

LV.

Mémoire sur la vie et les ouvrages de David, philosophe Arménien du Vme siècle de notre ère, et principalement sur ses traductions de quelques écrits d'Aristote. Par C. F. Neumann, professeur et membre de l'académie Arménienne de Saint-Lazare de Venise, et de la société Asiatique de Paris. Extrait du nouveau journal Asiatique. Paris, imprimerie royale 1829. 8. 96 *pag.*

Die vorliegende Schrift hat eine doppelte lehrreiche Seite; die eine erweitert die Kenntnifs der armenischen Sprache und Literatur, die andere die Kenntnifs von der Geschichte der aristotelischen Philosophie. Wir überlassen die erste Seite solchen, die der armenischen Sprache kundig sind, und beschränken uns auf den zweiten Gesichtspunct. Es ist lediglich unser Wunsch, durch diese Anzeige die neuen Nachrichten weiter zu verflöfsen, die für die Geschichte der Philosophie und die Kritik des Aristoteles Werth haben. Der Verfasser der Schrift ist auf dem Gebiete der aristotelischen Literatur durch die Sammlung der Bruchstücke aus den Politien bekannt *).

Von Constantin dem Grofsen bis zu der Zeit, wo die nestorianischen Streitigkeiten die Kirche trennten, war zwischen den christlichen Völkern des Morgenlandes und dem griechischen Reiche ein lebendiger geistiger Verkehr. In dieser Zeit begann die armenische Literatur, gehoben durch die Aufstellung eines eigenthümlichen armenischen Alphabets. In dieser Zeit waren Agathangelus, Mesrob und Mose von Khorene für christliche Lehre und armenische Geschichte thätig. Es erhob sich neben dem christlichen ein profanes Element, neben dem religiösen ein philosophisches, doch nicht getrennt; denn beide bildeten sich in einander.

In Armenien regte sich Theilnahme an den Wissenschaften. Man schickte auf öffentliche Kosten fähige, junge Leute in die Schulen von Edessa, Alexandrien, Athen und Konstantinopel. Man empfing von den Griechen und suchte das Empfangene der Muttersprache anzueignen. Man fühlte das Ueberragende der griechischen Literatur, und war daher getrieben, die unerreichte Gröfse zu übertragen. Aber allein beschäftigt, zu übersetzen, hemmte man das eigene Schaffen.

In diese Zeit fällt David, der Philosoph der Armenier (p. 17). Sein Name findet sich noch nicht in der Geschichte der Philosophie und der Literatur. Wo sein Name unter den Commentatoren des Aristoteles genannt wird, ist es nur der Name; und Buhle bekennt, dafs man nicht wisse, wer er sey. Morelli allein (p. 18.) giebt über seine griechischen Schriften einige Auskunft in einem Briefe an Wyttenbach (Philomathie III, 318). Es verdienen daher die Nachrichten der vorliegenden Abhandlung einen besondern Dank. David, der Philosoph (p. 19) geboren zu Nerken, war ein Vetter und Schüler des armenischen Geschichtschreibers Mose von Khorene. Er studirte die griechische Sprache und besuchte in Athen die Schule des Syrianus, des Lehrers des Proclus. Die Zeit seiner Blüte wird um das J. 490 gesetzt. Davids Name wird von keinem Griechen erwähnt weder vom Proclus und Damascius, noch im Leben des Proclus von Marinus. Es ist vielleicht Zufall, dafs David übergangen ist, indefs viele andere Schüler genannt sind. Wäre es absichtlich geschehen, so könnte man mit dem Verf. den Grund darin finden, dafs David Christ war und jene griechischen Lehrer Bekämpfer des Christenthums. Der Verf. setzt den Tod des David in den Anfang des sechsten Jahrhunderts. Die gegebene Chronologie scheint uns etwas grofse Abmessungen zu haben, da nach ihr zwischen dem Tod des Lehrers und der Zeit der Blüte 40 Jahre liegen würden.

David war als Theolog gegen die Nestorianer gerichtet und seine Predigt über das Kreuz ist berühmt (p. 20). Dabei war er Grammatiker und schrieb eine Sprachlehre. In der königlichen Bibliothek zu Paris finden sich (p. 21) drei eigene philosophische Schriften von David. 1 Definition der Principien aller Dinge, ein philosophischer Katechismus. 2. Grundlage der Philosophie gegen die Pyrrhoniker, sein vorzüglichstes philosophisches Werk. 3. Aussprüche alter Philosophen, mehrere Aussprüche enthaltend, die in den bekannten griechischen Sammlungen fehlen sollten. Der Verf. verspricht einen Abrifs des Systems des David, der seine Stelle unter den Neu-Platonikern bezeichnen werde.

David schrieb nicht blos armenisch, sondern auch griechisch. (p. 40). So findet sich eine Analyse der Isagoge des Porphyrius von ihm in beiden Sprachen. Eine andere Schrift des David, Prolegomena zu den Kategorien des Aristoteles ist nur griechisch vorhanden. Der Verf. theilt aus beiden Schriften Proben mit, die einige interessante Einzelheiten enthalten. Wir nennen als Beispiel ein Fragment des Menanders aus den Epitrepontes (p. 54), eine Notiz über Briefe des Aristoteles, welche Aetemon in 8 Büchern gesammelt hat, (sonst werden Aretas und Andronicus als Sammler aristotelischer Briefe genannt), eine Bemerkung, dafs die Politien des Aristoteles nach dem Alphabet (*κατὰ στοιχεῖον*) geordnet gewesen, eine Nachricht über ein angebliches Werk des Aristoteles *τὰ πρὸς Εὐπαιμέων ἑβδομήκοντα βίβλια περὶ συμμίκτων Ἰητημάτων* (!), eine Anführung die dialogischen oder exoterischen Schriften des Aristoteles betreffend und namentlich ein Bruchstück aus einer solchen über die Unsterblichkeit der Seele (wahrscheinlich aus dem Eudemus) in Vergleich mit der Stelle über die Unsterblichkeit in den Büchern über die Seele, ein Citat aus der Rhetorik des Hermogenes, eine Angabe über einen zweiten Phädo, der dem Plato von Panaetius untergeschoben, eine Angabe, durch welche zugleich ein Epigramm, das sich in der Anthologie (IV. p. 233. Jac.) auf dies Buch bezieht, den Syrianus zum Verf. erhält.

Alle Uebersetzungen haben, wenn sie genau sind, einen kritischen Werth. Die Handschriften des Aristoteles gehen oft nur bis ins 14., und nur bei einigen Büchern bis ins 10. und

*) *Aristotelis rerumpublicarum reliquiae, primum collegit etc. Carolus Fridericus Neumann. Heidelberg* 1827. 8.

Digitized by Google

11. Jahrhundert. Uebersetzungen aus dem 5. Jahrhundert, wie die des David, würden daher in einzelnen Fällen das äufsere Gewicht der Handschriften überwägen können. In dieser Hinsicht wären die Uebersetzungen näher zu vergleichen. Der Vf. giebt einige Bruchstücke mit einer genauen Rückübersetzung des Armenischen ins Griechische. Die Verschiedenheit, welche sich aus dieser Rückübersetzung ergiebt, ist nicht erheblich und es findet sich nur hie und da eine Erweiterung des Satzes, die einer Erklärung ähnlich sieht. Der Ertrag wäre gröfser, wenn vielleicht noch armenische Uebersetzungen von verlorenen Schriften des Aristoteles entdeckt würden. Dadurch könnte sich der Gesichtskreis erweitern, während jene kritische Sichtung wenige einzelne Puncte nur mit zweifelhaftem Lichte zu beleuchten vermag. Es erhellt aus einer Stelle der Prolegomenen zu den Kategorien (p. 56) dafs David noch mehrere Schriften des Aristoteles kannte, die uns fehlen.

Der Verf. theilt Stellen aus den Uebersetzungen von 5 verschiedenen Büchern des Aristoteles mit und fügt eine Rückübersetzung ins Griechische bei. Es sind 1) Stellen aus den Kategorien. 2) aus dem Buche *περὶ ἑρμηνείας*. 3) aus den Analytiken. 4) aus der Schrift *περὶ κόσμου*. 5) aus einer Abhandlung *περὶ τῶν ἀρετῶν καὶ κακιῶν*. Dieser letzte Titel enthält nichts, als die Erklärung der Tugenden und Laster bei Stobanus. Der Uebertragung *περὶ ἑρμηνείας* ist nach des Verf. Angabe ein breiter Commentar beigegeben. Schwerlich wird die Uebersetzung des David die Schrift *περὶ κόσμου* durch die frühe Auctorität, wie der Verf. meint, in der Reihe der wirklich aristotelischen Schriften schützen können. Gilt es ein Abwägen äufsern Ansehns, so legt sich gegen den Glauben des David an die Aechtheit des Buches der Zweifel seines Zeitgenossen, des Proclus in die Wagschale (*in Timaeum l. V.* nach der Anführung bei *Fabricius*). Stoff und Manier, Sache und Sprache entscheiden, wie es uns scheint, gegen das Buch; und diese Entscheidung kann schwerlich durch die Zeugnisse, die noch älter sind, als David, entkräftet werden.

Diese armenischen Uebersetzungen, die hier zum ersten Male näher bekannt werden, geben ein neues Beispiel, wie der aristotelische Geist nicht blos im Abendland wirkte. Die Schwingungen, die von ihm ausgingen, drangen in den Orient hinüber, und wie weit sie sich in geheimnifsvollem Zusammenhange fortpflanzten, läfst sich bis jetzt noch nicht mit Sicherheit bestimmen. Es giebt sogar Sagen von tatarischen und chinesischen Uebersetzungen des Aristoteles. Die letzten würden freilich sehr jung seyn. Wenn man in der Geschichte fand, dafs die Cultur immer mit der Sonne von Osten nach Westen zog: so ist doch hier — freilich nur in einem einzelnen Kreise — die schöne Ausnahme einer bleibenden Rückwirkung. Wenn das zu Tage erscheint, was den Geist in seinem eigensten Wesen begreift: so findet es auch allmählich den Geist in jedem Volke. Es bleibt ein Sieg des tiefen, besonnenen Geistes, dafs er, der nüchterne und bilderlose, selbst die feurigen und bilderreichen Morgenländer ergriffen.

Der beschränkte Auszug, den wir aus der vorliegenden Schrift gaben, möge wenigstens dazu beitragen, eine Theilnahme für die neue Verzweigung der aristotelischen Literatur zu wecken. Eine allgemeine Theilnahme aber möge den Verf. veranlassen, die verheifsene Arbeit auszuführen. Wir hoffen darauf, selbst wenn den Verf., wie wir vernehmen, eine Reise nach China fürs Erste dem wissenschaftlichen Gebiete entführen sollte, wo sich orientalische und occidentalische Studien begegnen.

A. Trendelenburg.

Fünfter Bericht.

Der Societät ist als Mitglied beigetreten:
Hr. Dr. Wichmann in Berlin.

Die Societät hat folgende Werke anzuzeigen beschlossen:

I. In der philosophischen Klasse (Philosophie, Theologie, Jurisprudenz).

J. Wagner, Organon der Erkenntnifs. — Gabler.
Gramberg, Religionsideen des alten Testaments. — Pelt.
Hecker, Einleitung in die christ-katholische Theologie. } Marheineke.
Günther, Vorschule der speculativen Theologie } Marheineke.
Haase, Leben Jesu. — Lehnerdt.
Kapp, über den Ursprung der Menschen und Völker nach der mosaischen Genesis. — Rosenkranz.
v. Ammon, Handbuch der christlichen Sittenlehre. — Marheineke.

II. In der naturwissenschaftlichen Klasse (Mathematik, Naturwissenschaft, Medicin).

Hahnemann, Organon der Heilkunde. Neue Ausg. — Bartels.
Lebenheim, Versuch einer Physiologie des Schlafs. — Schultz.
Reider, Untersuchungen über das epidemische Sumpffieber. — Lorinser.

III. In der historisch-philologischen Klasse.

Lobeck, Aglaophamus. — Bernhardy.
O. Müller, Etrusker. — Goettling.
Behrmann, de skra van Nougarden. — Lappenberg.
Tieck, Vorschule Shakspeare's. — Hotho.
Schaffanick, Geschichte der slavischen Sprache und Literatur. — Purkinje.
v. Goethe, Wilhelm Meisters Wanderjahre. 2. Ausg. — Hotho.
Hitopadesa, ed A. W. v. Schlegel. — Benary.
Stenzler, Brahma — Vaivarta — Purani specimen. — Bopp.
Niesert, Münstersche Urkundensammlung. — Homeyer.
Sfanang Szetsen Changtaidschi des Ordiis Geschichte der Ost-Mongolen und ihres Kaiserhauses. Aus dem Mongolischen übersetzt u. s. w. v. J. J. Schmidt. — Neumann.
Gouvion St. Cyr. Campagnes d' Allemangne. — Rühle von Lilienstern.
v. Kotzebue, Reise um die Welt. — Blum.

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

December 1829.

Stuttgart und Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Albrecht, in Königsberg in Pr.
v. Baer, in Königsberg in Pr.
*Bartels.
Baum.
Benary.
v. Berger, in Kiel.
Bernhardy, in Halle.
Bessel, in Könisberg in Pr.
Blume, in Halle.
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
Bonnel.
*Bopp.
Carové, in Frankfurt a. M.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
v. Cotta, in Stuttgart.
Daub, in Heidelberg.
Dieffenbach.
Diez, in Bonn.
Dirichlet, in Breslau.
*Dirksen.
Dove, in Königsberg in Pr.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellend, in Königsberg in Pr.
Ewald, in Göttingen.
Falk, in Kiel.
Fr. Förster.
Frankenheim, in Breslau.
Gabler, in Baireuth.
*Gans.
Gans, in Celle.
Gerhard, in Rom.
Gesenius, in Halle.
v. Goethe, in Weimar.
Goldfuſs, in Bonn.
Göttling, in Jena.
Graff, in Königsberg in Pr.
v. Griesheim, in Berlin.
Groſsheim.
Grunert, in Brandenburg.
*Hegel.
*v. Henning.
Hermbstädt.
Heyse.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Hohnbaum, in Hildburghausen.
*Homeyer.
Hornschuch, in Greifswalde.
*Hotho.
Hube, in Warschau.
Wilhelm von Humboldt.
*Fr. Hufeland.
Jacob, in Posen.
Jacobi, in Königsberg in Pr.
Jäger, in Stuttgart.
Ideler.
Immermann, in Düsseldorf.
Klein.
Klöden.
Klug.
Kosegarten, in Greifswalde.
Krüger, in Quedlinburg.
Lange, in Schulpforta.
Lappenberg, in Hamburg.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Leo, in Halle.
v. Leonhard, in Heidelberg.
Leupold, in Erlangen.
Levezow.
*Link.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
Lüders, in Kiel.
Mackeldey, in Bonn.
v. Malchus, in Heidelberg.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Michelsen, in Kiel.
Mohnike, in Stralsund.
v. Müffling.
Mühlenbruch, in Halle.
Johannes Müller, in Bonn.
Müller, in Halle.
Müller, in Neubrandenburg.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Neue, in Schulpforta.
W. Neumann.
C. F. Neumann.
Wilhelm Neumann.
Niethammer, in München.
Nöggerath, in Bonn.
Oltmanns.
Ortloff, in Jena.
Otto, in Breslau.
Panofka, in Rom.
Passow, in Breslau.
Pelt, in Greifswalde.
v. Pfuel, in Magdeburg.
*Pohl.
Phillips.
Purkinje, in Breslau.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
L. Robert.
Roesel.
Rosen, in London.
Rosenkranz, in Halle.
Rötscher.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle von Lilienstern.
v. Rumohr, in Florenz.
Runge, in Breslau.
Rust, in Erlangen.
Saalschütz.
Schefer, in Muskau.
A. W. v. Schlegel, in Bonn.
Schmidt, in Erfurt.
Schnitzler, in Strasburg.
Schömann, in Greifswalde.
v. Schröter, in Jena.
Schubert, in Königsberg in Pr.
*C. H. Schultz.
*Joh. Schulze.
Spangenberg, in Celle.
Spehr, in Braunschweig.
Spiker.
v. Stägemann.
Streckfuſs.
Trendelenburg, in Frankf. am Main.
Trinius, in St. Petersburg.
Uckert, in Gotha.
Ullrich, in Hamburg.
*Varnhagen von Ense.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Waagen.
Ad. Wagner, in Leipzig.
Walter.
v. Walther, in Bonn.
Weber, in Frankfurt a. M.
Weber, in Halle.
Weber, in Neubrandenburg.
Wendt, in Göttingen.
*Wilken.
v. Willisen.
Witte, in Breslau.
Zimmern, in Jena.
*Zumpt.

Die Redaction bilden die mit einem Sternchen bezeichneten Namen. In den monatlichen Berichten werden die Namen der neu aufgenommenen Mitglieder aufgeführt werden.

Digitized by Google

Nro. 101.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1829.

LVI.

Hafniae Sumtibus Legati Magnaeani ex Typographeo Hartv. Frid. Popp: Laxdaela-Saga sive Historia de rebus gestis Laxdölensium. Ex Manuscriptis Legati Magnaeani cum interpretatione latina, tribus dissertationibus ad calcem adjectis et indicibus tam rerum quam nominum propriorum. 1826. *XVIII und* 442 S. gr. 4.

Die zur Verwaltung des bekannten, von dem Isländer Arnas Magnusen (*Arnas Magnaeus*) gestifteten Legats in Kopenhagen bestellte Commission, die zur Zeit aus den Herren Monrad, Schlegel, B. Thorlacius *), Werlauff, P. E. Müller und Finn Magnusen besteht, beschloſs, während des Drucks des nunmehr erschienenen, dem dritten Theil der Sämundischen Edda, zur Begleitung mitgegebenen wichtigen Werks: *Priscae Veterum Borealium Mythologiae Lexicon* von Finn Magnusen und während der Beschäftigung mit der Herausgabe der sogenannten Grágás, eines alten Codex isländischer Gesetze, noch eine oder die andere isländische Saga ans Licht zu fördern. Ihre Wahl fiel auf die in vielfacher Hinsicht äuſserst wichtige Laxdäla-Saga, die von Thormod Torfäus, besonders in seiner norwegischen Geschichte, und von D. Finn Johansen in seiner Kirchengeschichte Islands viel benutzt, und deren Inhalt von D. Müller im ersten Theil seiner bekannten Sagabibliothek **) S. 198 u. s. w. zugleich mit einer kritischen Untersuchung über ihr Alter und andere sie betreffende Puncte, angegeben ist. Von dem Original war bisher nur ein kleiner auf Irland sich beziehender Theil, in Begleitung einer englischen Uebersetzung von dem im Lauf dieses Jahres gestorbenen Etatsrath und Professor Grim Johnson Thorkelin, in den *Fragments of english and irish history in the 9th and 10th Century.* London 1788, 4 herausgegeben worden; eine dänische Uebersetzung der ganzen Saga war aber von einem norwegischen Alterthumsforscher J. Aall in der von J. P. Munch besorgten norwegischen Zeitschrift: Saga 3. B. S. 1—306, erschienen. Um die vorliegende treffliche Ausgabe haben sich auſser den Mitgliedern des Magnäanischen Ephorats, noch Verdienste erworben: die Isländer Thorleif Gudmundson Repp, jetzt Bibliothekar der Rechtsgelehrten-Bibliothek in Edinburg, Verfasser der lateinischen Uebersetzung, und Thorger Gudmundsen, ein junger Theolog und Stipendiat des Arnä-Magnäanischen Legats, welchem wir die auf dem Titel genannten Indices verdanken. Ein dritter auf dem Titel nicht angegebener Index über einige seltene, in der Saga vorkommende Wörter, ist ungleich kürzer, als die den andern auf Kosten des Arnä-Magnäanischen Legats herausgegebenen isländischen Werken hinzugefügten Glossarien, welche, auch nach dem Erscheinen des Björn Haldorsenschen isländischen Lexicons (1814) einem jeden, der sich mit der alten Sprache des skandinavischen Nordens beschäftigen will, unentbehrlich sind.

Unsere Laxdäla-Saga unterscheidet sich auch dadurch von vielen andern alten isländischen Sagas, daſs sie sich nicht auf einen einzelnen merkwürdigen Mann und dessen Thaten oder auf eine einzelne denkwürdige Begebenheit bezieht, sondern daſs sie so wie die Wilkina, Wolsunga und Sturlunga, die Geschichte eines ganzen Geschlechts erzählt. Sie ist nämlich die Geschichte einiger Zweige der Nachkommenschaft eines alten norwegischen Hersen Ketill Flatnef (Plattnase)

*) Seit der Einsendung dieser Anzeige verstorben.

**) Zu den beiden ersten Theilen erschienen vor wenigen Wochen: *Nogle Bemaerkninger ved P. E. Müllers Saga-Bibliothek. Ved John Espolin, Kiöbenhavn,* 1829. gr. 8.

Digitized by Google

der zu der Zeit Harald Haarfagers, lebte und, um der Alleinherrschaft dieses Königs sich zu entziehen, so wie viele andere norwegische Fylkeskönige und Grofse, auszuwandern beschlofs; Ketill Flatnef aber war der Sohn des Björn Buna, der vermuthlich, wie auch Müller dafür zu halten scheint, mit dem Freunde und Waffenbruder Fridthjofs in der Saga von Fridthjof dieselbe Person ist. Ketill Flatnefs Auszug aus Norwegen, mithin der Anfang unserer Saga, fällt nach 874. Der letzte Zweig, der jüngere Bolle, dessen in der Saga ausführlich gedacht wird, und Gellir, Gudrúns jüngster Sohn, lebten aber zur Zeit der Könige Olafs des Heiligen und Magnus Godes von Norwegen in der Mitte des eilften Jahrhunderts, so dafs wir einen Zeitraum von vielleicht mehr denn anderthalbhundert Jahren vor uns haben. Angehängt ist noch eine kurze Saga von Gunnar dem Mörder Thidrands.

Der Inhalt der Hauptsaga ist im Wesentlichen von Müller a. a. O. (Uebersetzung von Lachmann 1816 S. 147 ff.) gegeben. Ich enthalte mich daher den vielverschlungenen, durch eine Reihe von Geschichtsaltern sich erstreckenden, episodenreichen Gang der Begebenheiten, hier von Neuem darzulegen. Ueberdem kann nur das Lesen der ganzen Saga von der überraschenden Weise, auf welche die einzelnen Theile des blühenden und grofsen Gemäldes hervortreten, belehren, und am wenigsten ist ein trockner Auszug im Stande eine Vorstellung von der höchst anmuthigen Ausführung zu geben. — In dieser Ausführung und in der ganzen Auffassung zeigt sich ein hoher Grad historiographischer Kunst, und wenn nicht mit Unrecht Snorre Sturlesons Heimskringla in mancher Beziehung mit den Geschichtsbüchern Herodots verglichen worden ist, so möchte dies nicht minder von unserer Laxdäla gelten. Höchst merkwürdig ist auch in ihr das hervorspringende Walten eines Fatums, das durch das Ganze geht, und wenn in der ruhig fortschreitenden überall objectiv gehaltenen Erzählung sich ein epischer Charakter offenbart, so liegt in diesem Schicksalswalten das tragische Element, von welchem auch diese nordische Saga gleich den Sagen vieler alten hellenischen Heldengeschlechter voll ist, und welches den skandinavischen Dichtern Stoff zu mehr als einer Tragödie reichen könnte. Innig verbunden hiermit ist das Divinatorische welches durch die Saga sich zieht und sich theils in der Vorhersehungsgabe mehrerer aufgeführten Personen, theils in Träumen kund thut. — Die erste nur dunkel angedeutete Spur findet sich schon bei Helge Bjólan, der sich weigert, die sämmtlichen Begleiter seiner Schwester Unnur aufzunehmen, Höskuld, der Sohn des einen, brachte ja dadurch, dafs er die fremde Sclavin, wenn gleich eine irländische Königstochter, nach Island führte, den Keim des künftigen Unglücks in die Familie; deutlicher tritt diese Divinatinosgabe hervor in Olaf Pá, der sich weigert den Geirmund aus Norwegen mit zu nehmen und nur auf Bitten der Thorgerd ihm seine Tochter Thuride zur Gattin giebt, dann in einigen Weibern, vorzüglich in Gudrún, und am deutlichsten in Gest Oddleifsson, der gleich dem Seher Kalchas in der Ilias das ganze drohende Geschick der Familie voraussieht; durch den von Geirmund ausgesprochenen Fluch wird das ihm von der Thuride entwandte Schwert Fótbít ein verhängnifsvolles. Männer sind es, welche durch Untreue und anderes Unrecht das Trauergeschick gegen das Geschlecht hervorrufen, die Weiber aber fördern den Ausbruch; Eifersucht schürt die Flamme der Blutrache an. Das mit Unrecht auf den Sohn der Sclavin, wie trefflich er auch sein mochte, gelegte Heil des Geschlechts wird zum Unheil; so kommt Bolle in Olafs Haus und die frühere Liebe der beiden Pflegebrüder zu einander kann so wenig als Bolles stets zum Frieden geneigter Sinn es hindern, dafs er Kjartans Mörder wird; auch kann des alten Olaf rührende Sorgfalt allen Hader zu entfernen, das Geschick nicht entwaffnen; wohl gelingt es ihm, so lange er lebt, die Gattin und die Söhne zu zügeln; sein Tod aber spricht auch das Todesurtheil über den Pflegesohn Bolle, den Mörder Kjartans, und ein Glück ist es zu nennen, dafs Gudrún mit der Ermordung Helge Hartbeinssons zufrieden ist und die Theilnahme von Olafs Söhnen an der Ermordung ihres Gatten durch Geld sühnen läfst. So kehrte der Friede wieder in die Familie heim und Gudrún starb wie mit ihrer Familie, so mit sich und ihrem Gott versöhnt. Sie und mehrere andre ihres Geschlechts die Stammutter Unnur, Thorgerd, Olaf Pás Gattin, und Melkorka, die irische Königstochter ragen als heldenmüthige Weiber hervor und sind meisterhaft geschildert. Aus dem Laxdälageschlecht aber stammten, was hier noch bemerkt werden mag, zwei Männer von weit verbreitetem Ruhme in der gelehrten Geschichte Islands, Are Frode (der Weise † 1148) und Snorre

Digitized by Google

Sturleson (†1241). Der erstere war der Enkel Gellirs und Urenkel Gudrúns, der andere aber beschliefst die Reihe der Nachkommen Hruts, des Bruders von Höskuld.

Von der poetischen Seite der Saga wenden wir uns jetzt zu ihrer historischen Bedeutung, und diese ist vielleicht noch gröfser, wie denn auch aus der Vergleichung mit andern alten historischen Sagas von Island und Norwegen die Glaubwürdigkeit der erzählten Begebenheiten beurkundet wird, wenn auch hier und da sich einige Abweichungen und einzelne chronologische Unrichtigkeiten finden mögen, welche letztere jedoch auch nur in dem wahrscheinlich später hinzugefügten Schlufs vorkommen. Die erste Hälfte der Saga bezieht sich auf die Zeit vor Einführung des Christenthums und die Herausgeber sagen mit Recht, dafs der älteste Zustand der Insel, so wie das ganze sowohl öffentliche als Privatleben auf derselben, bevor das Christenthum neue Einrichtungen und Sitten zur Folge hatte, auf das Treuste dargestellt sey. Die Verbreitung und Annahme des Christenthums wird uns erzählt; es ist aber, wenn wir das, was Cap. 45 von Kjartans Fasten in der Leidenszeit berichtet wird, ferner die Erbauung einiger Kirchen, die Bestattung der Leichen in ihnen und vorzüglich die letzten Tage Gudrúns, und Gellirs Wallfahrt nach Rom am Schlufs der Saga ausnehmen, noch nicht sichtbar, dafs die neue Religionslehre wichtige Aenderungen im Leben und in der Denkweise des Volks hervorgebracht habe. Auch hierin zeigt sich wiederum die Glaubwürdigkeit der Saga. Folgende Aeufserung der Herausgeber mag hier eine Stelle finden: *Habemus hic jurgia domestica, lites in foro gestas, certamina cruenta, amores, mercaturas; varias animadvertimus aetatis istius superstitiones, primaeque religionis christianae initia. Non finibus Islandiae circumscribitur narratio, sed quinque reges Norvegiae, unus Hiberniae, suas hic agunt partes. Neque res gestae simpliciter enarrantur, sed instruitur velut scena, ipsos fabulae actores loquentes audimus, cernimus vestitum, agnoscimus vultum, atque ita omnia oculis subjiciuntur fidelibus.*" Alles ist zeitgemäfs und volksthümlich, das Gute wie das Schlimme, das Verständige wie das Abergläubische. Abentheuerliches und Wunderliches, was sich als absichtliche Erdichtung verriethe, findet sich nicht, wenn gleich Träume und Traumdeutungen, Vorhersagungen und magische Erscheinungen, Zaubereien und Wetterbesprechungen, Beunruhigungen der Lebenden durch Todte, besonders durch solche, die sich im Leben mit Zauberkünsten abgegeben hatten, erzählt werden, wie denn selbst noch Gudrún als Nonne bei ihrem Gebet in der Kirche durch eine früher an dieser Stelle begrabene Zauberin gestört wird. Das ganze in der Laxdäla uns vor das Auge gebrachte Gemälde des nordischen Lebens in der Vorzeit gestaltet sich aber anders, als wir es in spätern fabelhaften Sagas finden. Wer also das Treiben des Volks im alten Skandinavien und besonders auf dem welthistorischen Island kennen lernen will, der wende sich zu dieser Saga, und nicht zu den mancherlei, auf Island und sonst in Skandinavien spielenden romantischen Erzählungen unsrer Tage, welche uns zum Theil die abentheuerlichsten Uebertreibungen darbieten. Hinsichtlich der Geschichte der ersten Bebauung Islands haben wir aber in unserer Laxdäla einen wichtigen Beitrag zu dem Landnámabók (*liber originum Islandiae*) und was die Geschichte der Einführung des Christenthums auf der Insel betrifft, einen gleichfalls nicht unwichtigen zu der Kristni Saga (*historia relig. christ. in Islandiam introd.*) und Hungurvaka (*hist. primorum quinque in Isl. episcoporum*) besonders zu der erstern.

Auch die Sprache und Erzählungsweise der Saga giebt zu erkennen, dafs wir in ihr uns nicht auf mythischem, sondern auf historischem Gebiet befinden. Die Herausgeber, deren Stimme in dieser Beziehung vorzüglich beachtet zu werden verdient, äufsern, dafs der grofse Umfang der Geschichte zwar einen bedeutenden Fortschritt in der historiographischen Kunst beurkunde, dafs der Styl indefs rein sey, dafs die ganze Farbe der Erzählung der alten Einfachheit sehr nahe komme, und dafs, so wie der Inhalt von abgeschmackten Dichtungen, so die Sprache von neugebildeten Wörtern und einer gewissen affectirten Kunst im Bau der Perioden, die sich in neuern Sagas finde, frei bleibe. Das fällt in die Augen, dafs der Dialog nicht so häufig ist, wie in den ältern Ueberresten der isländischen Litteratur, und namentlich auch in der Fridthjofs-Saga; Liederstrophen sind nur vier vorhanden.

Die genaue Bekanntschaft des Erzählers mit den Gegenden, wo die einzelnen Begebenheiten und Thaten vorfielen, macht es unbezweifelt, dafs er ein Isländer war; man hat sogar den Are Frode, den ersten Geschichtschreiber auf Island, für den Verfasser gehal-

Digitized by Google

ten, jedoch ohne Grund; es wird sich auch mit Nennung seines Namens einigemal auf ihn bezogen. Nicht ganz kurze Zeit nach den erzählten Begebenheiten mufs die Saga niedergeschrieben sein, weil an mehreren Stellen gesagt wird: dieses oder jenes sei auch so oder nicht mehr so; die Herausgeber stellen es aus äufsern und innern Gründen, besonders auch aus der Erwähnung unserer Laxdäla in andern Sagas, so wie aus der Zusammenstellung des Abschnitts von Kjartans Aufenthalt in Norwegen mit dem hievon handelnden Abschnitt in den noch vorhandenen verschiedenen Sagas von Olaf Tryggvason*) als höchst wahrscheinlich dar, dafs sie im dreizehnten Jahrhundert geschrieben sey, wiewohl es scheine, dafs auch von ihr etwas von einander abweichende Recensionen im Gebrauch gewesen. Ich glaube, man bezeichnet die Zeit der Abfassung der Saga der Wahrheit am meisten nahe kommend so, wenn man sie zwischen Are Frode und Snorre Sturleson setzt.

Die sehr gehaltreiche und belehrende Einleitung hat, wie es mir mehr als wahrscheinlich ist, Herrn D. P. E. Müller zum Verfasser.

Der Codex, aus welchem der Text dieser auch in Format, Druck und Papier äufserst geschmackvollen Ausgabe abgedruckt ist, ist ein etwa aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts stammender unter Nr. 132 in Folio in der Arna-Magnäanischen Bibliothek aufbewahrter auf Pergament; es sind jedoch auch mehrere andere Handschriften verglichen, und daraus die irgend bedeutenden Varianten bemerkt worden. Dafs auf den Abdruck des Urtextes eine grofse Sorgfalt verwendet worden ist, thut bei der bekannten Gewissenhaftigkeit der Ephoren des Magnäanischen Legats kaum Noth zu erwähnen. Auch den Accenten ist die ihnen gebührende Ehre gegeben, während sie in den ältesten Ausgaben isländischer Werke ganz verabsäumt sind und sich selbst in der Ausgabe der Kristni Saga noch nicht finden. Die Accentuation ist aber im Isländischen sowohl für die Unterscheidung mehrerer sonst gleich geschriebener Wörter als auch für die Aussprache sehr wichtig. Die lateinische Uebersetzung von Repp ist freier und weitläuftiger, als man wünschen möchte, wie denn nicht zu leugnen ist, dafs der künstlichere und, wie es hier der Fall ist, classisch gehaltene und durchgeführte Periodenbau der Sprache des alten Latiums sich weniger als unsere deutsche Sprache eignet, die einfache Erzählungsweise der alten Isländer wiederzugeben, die mit der Art, wie Mose und andere biblische Schriftsteller, besonders die Historiker des alten Testaments sprechen, eine unverkennbare Aehnlichkeit hat. Hie und da hat der Uebersetzer Vermuthungen, Berichtigungen und Erklärungen hinzugefügt, wie z. B. S. 3. über das Wort *Fylkiskóngr*, das er nicht durch *rex provincialis*, sondern durch *rex gentilis* übersetzt wissen will, was noch zweifelhaft sein möchte, S. 59 über das Wort *skírsla*, wodurch eine symbolische Handlung zur Bestätigung einer Sache bezeichnet wird, und S. 105 über *gipta* Gabe, Geschenk.

Dreien der Herausgeber, den Herren Finn Magnusen, P. E. Müller und Werlauff, verdanken wir auch Excurse über einzelne Stellen. Der erste handelt über die Bilder, die sich in dem Hause des Olaf Pá zu Hardarholt an den Wänden des Speisesaals (eldhús) fanden*). Der gelehrte Verfasser hat seiner Abhandlung das Hauslied (húsdrápa) das der Skald Ulf Uggsson auf diese Bilder dichtete, aus der Skalda**), mit lateinischer Uebersetzung einverleibt, und hält mit Müller in der Sagabibliothek dafür, dafs diese Verzierungen bildliche Darstellungen aus der Geschichte Balders waren. Suhm hatte sie für runische Inschriften erklärt. — Müllers Excursus: *De vi formulae*: „*at gánga undir jardarmen*" bezieht sich auf die schon erwähnte symbolische Bekräftigung eines Versprechens. Der Verfasser erklärt *jardarmen* durch *cespes longior in lunatam formam curvatus*; ein länglicher ausgeschnittener Rasen wurde an beiden Enden in der Erde befestigt und in Gestalt eines Bogens in die Höhe gebracht, unter welchem die, welche irgend eine That zu büssen hatten, durchgehen mufsten. Es war eine schimpfliche Handlung, aber auch eine Art von Gottesgericht und symbolische Bestätigung geschlossener Bündnisse. Es kommt die Formel in den alten isländischen Büchern oft vor. Werlauffs Abhandlung ist *de notione vocis* „*Jarteikn*", unser Warzeichen, wofür der Verfasser mit Ihre sich erklärt; Wartegn findet sich auch im Altschwedischen dafür. Es wird auch von den verschiedenen Gegenständen gesprochen, deren sich die alten Skandinavier zu solchen Warzeichen bedienten.

Bei der grofsen Menge der in der Saga vorkommenden und mit einander verwandter Personen, oft von gleichen oder doch ähnlichen Namen, würde es sicher vielen Lesern willkommen sein, wenn aufser dem sehr genauen und vollständigen historischen Index, Geschlechtsregister über die Familie Ketill Flatnefs gegeben wären. In der Kristni-Saga und der Hungurvaka finden sich genealogische Tabellen dieser Art; die in der erstern dieser Sagas vorhandene Tafel 3 mit ihren beiden Beilagen bezieht sich auf unser Laxdälageschlecht und hat sowohl, als Müllers Arbeit in der Sagenbibliothek, mir das Studium der Saga sehr erleichtert.

Mohnike.

*) Es giebt deren vier, nämlich die in der Heimskringla, die zwiefache des Mönchs Gunnlaug und die des Mönchs Odd.

*) Auch besonders abgedruckt u. d. T. *Disquisitio de imaginibus in aede Olavi Pavonis Hiardarholtensi, seculo XIIIo extracta, scenas aut actiones mythologicas repraesentantibus in Laxdaela memoratis (cap. 29. pag. 112—114). Auctore Finno Magnusen. Havniae* 1826. 4.

**) *Snorra-Edda ásamt Skáldu etc. útgefin af R. Kr. Rask. Stockhólmi* 1818. 8. Die erste und einzige Ausgabe der Skalda.

Digitized by Google

Nro. 102.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1829.

LVII.

Philoni Ebraiezwoh Mnazwortk i Hais. Philonis Judaei Paralipomena armena. Venetiis, typis caenobii PP. Armenorum in Insula S. Lazari 1826. 1. *Bd.* 4.

Hätten die Armenier im Laufe des neunten Jahrhunderts nicht die arabische Metrik angenommen, so könnte man die ganze armenische Literatur einen treuen Abdruck der byzantinisch-griechischen nennen. Vor der Einführung des Christenthums in Armenien scheint es eine Literatur, im eigentlichen Sinne des Wortes, gar nicht gegeben zu haben; die eifrigen Verbreiter der neuen Lehre suchten aber vor allem die heiligen Schriften und die Werke der ausgezeichnetsten syrischen und griechischen Kirchenväter in's Armenische zu übertragen. Doch scheinen die Männer des fünften Jahrhunderts, wie Sahag der Grofse, Miesrop, Moses, Mambre, David, Gorium, Chasar, Elisäus u. s. w. die Wissenschaften keineswegs von einem beschränkten, blofs theologischen Standpuncte aus betrachtet und empfohlen zu haben. Sie übersetzten nicht allein Kirchenväter, sondern Schriftsteller aller Art, Dichter, Philosophen, Historiker und Philologen. Wenigstens ein Drittheil der damals vorhandenen griechischen Literatur ward im fünften und sechsten Jahrhundert in's Armenische übersetzt, und mit gutem Grunde wird dieser ganze Zeitraum von den Armeniern selbst, die Periode der Uebersetzer genannt. Aus diesem erst vor Kurzem geöffneten Schacht des klassichen Alterthums haben wir bereits die bekannte Chronik des Eusebius erhalten; eine Uebersetzung der Grammatik des Dionysius Thrax; den Kirchenvater Severianus, zwei verlorne Werke des Juden Philo und den vorliegenden Commentar desselben Philo über einige Bücher der heiligen Schrift. Es sind Spuren vorhanden, dafs der ganze Diodor, dafs Polybius und die Chronik des Syncellus und Julius Afrikanus ebenfalls in's Armenische übertragen wurden, bis dato haben sich aber, ungeachtet aller Bemühungen der Mechitaristen auf St. Lazaro, noch keine Handschriften von diesen hochwichtigen Monumenten des Alterthums auffinden lassen. Die Werke des Neuplatonikers Proklus wurden erst aus dem Georgischen in's Armenische übersetzt, und finden sich theilweise zu St. Lazaro.

Schon im Jahre 1822 erschien der erste Band der im Griechischen verloren gegangenen Werke des Philo; er enthält die alte, im fünften Jahrhundert verfertigte armenische Uebersetzung der zwei Werke: Ueber die Vorsicht und die Seelen der Thiere, nebst der lateinischen Uebersetzung des, als Herausgeber des Eusebius in Deutschland schon bekannten, Baptist Aucher, armenisch Afghier genannt. Dieser ehrwürdige Greis ist sich wohl bewufst, dafs ihm, theils die Kenntnisse, theils die Hilfsmittel mangeln, seinen Ausgaben die Vollendung zu geben, die er ihnen gerne geben möchte; ich schreibe blofs als Armenier für Armenier, sagt dieser bescheidene Mann, und es ist keineswegs meine Absicht die europäischen Gelehrten in europäischer Wissenschaft unterrichten zu wollen. Die harten Worte in einer deutschen Abhandlung über die Chronik des Eusebius hat Afghier wahrlich nicht verdient, eher könnte man seinem Bruder (Pasquale A.), dem Verfasser vieler Wörterbücher und Grammatiken in verschiedenen Sprachen, Seichtigkeit und leichtfertige Behandlung des Gegenstandes vorrücken. Der ältere Afghier (Baptist) ist sich, wie gesagt, gar wohl bewufst, dafs ihm die Mittel mangeln zu gelehrten und besonders kritischen Ausgaben der in armenischer Sprache erhaltenen Reste des klassischen Alterthums. Diesen Mangel ersieht der Sprachkundige leider auch an den vorliegenden Arbeiten. Wir wollen aus dem ersten Bande der Werke Philons, den wir hier eigentlich als bekannt voraussetzen, nur Folgendes zur Probe anfüh-

Digitized by Google

ren. So kommen allein auf der 11. Seite folgende Fehler vor: Im armenischen Text steht bald *melesazi* bald *miledazi* für Milesier; „Pythagoras *et Mnes regis filius*" sollen Zahl und Maafs für die Ursachen der Welt ausgegeben haben. Den *Mnes regis filius* haben wir aber blofs der falschen Interpunction der armenischen Handschrift zu verdanken; man schreibe *Pythagoras Mnesarchai ortin* d. h. Pythagoras der Sohn des Mnesarchus! Anaxagoras soll die *Partes similes* für die Ursache der Welt gehalten haben; nun steht zwar im Armenischen etwas Aehnliches (*nmanamasun's*, das Gleichtheilige), — es scheint hier aber ein Schreib- oder Uebersetzungsfehler verborgen zu seyn, denn wir wissen aus andern Quellen, dafs Anaxagoras lehrte, der Geist (νοῦς) habe die Welt geschaffen. Heraclitus, der Ephesier, wird Heraclides genannt u. s. w. Im Ganzen hat Afghier vorzüglich darin gefehlt, dafs er die im Philo angeführten Stellen der Klassiker nicht wiederum mit dem Originale verglichen hat; denn die armenische Uebersetzung ist häufig so wörtlich, dafs sie ganz unverständlich wird. So führt Philo z. B. in seinem Werke Ueber die Vorsicht (S. 97.) den Hymnus des Pindarus an die Sonne an; Afghier, ohne zu wissen, dafs wir dieses herrliche, aber sehr verdorbene Fragment schon aus anderen Quellen kennen, giebt davon eine lateinische Uebersetzung, die man ohne den armenischen Text schwerlich ganz verstehen wird. Da selbst Böckh in Betreff dieser Verse bekennt, *nec certa via corrigi in hac caligine possunt* (*Pindari opera II.* 2. 600), so will ich die nach dem armenischen Text wörtlich verfafste Uebersetzung hiehersetzen. Sie weicht im Einzelnen durchaus ab von dem bekannten griechischen Text. „Siehe welchen Ansatz," sagt Philo, „siehe welchen Ansatz (Afghier übersetzt *quam bene expergefaciat abhorrentem a philosophia— Pindarus eclipsin intuitus*!!), voll der Unwissenheit dieser nimmt, der Verfasser lyrischer Gedichte, der treffliche Pindarus, sehend eine Verfinsterung des Sonnenlichtes:

„„dafs du Strahl der Sonne, Jüngling alleuchtender (oder allwissender), dich nicht hingebest der Ermüdung deiner körperlichen Augen, — Stern hieoben, über den Tag ersehnter, den da setzte der König der Macht, dessen Weisheitsweg Finsternifs nicht kennt, o sey noch jugendlicher, denn zuvor! Aber dich Göttergespann des Zeus flehe ich an, du berührt durchaus nicht von den Wandelungen der Veränderlichkeit, dich besinge ich, o herrliche, keusche, allgemeine Wundererscheinung!""

Der zweite Band der Werke Philo's enthält seinen Commentar über die Genesis (4 Bücher), über den Exodus (2 Bücher), eine Homilie über Samson, über Jonas und über die drei Engel, die Abraham erschienen sind. Afghier benutzte dazu fünf verschiedene Handschriften, worunter diejenige, die ein Diaconus Basilius auf Befehl des armenischen Königs Hetum (Haiton) II. im Jahre 1296 u. Z. (745 der armenischen) abgeschrieben hat, die vorzüglichste ist. Der Schreiber hat an's Ende seines Codex eine historische Notiz über sich und seinen Herren angefügt, die Afghier mit abdrucken liefs (II. 620 — 622), aus der wir einige interessante Details erfahren und zugleich daraus ersehen, wie manchmal von den Zeitgenossen die Geschichte behandelt oder mifshandelt wird. Leon III. starb im Jahre 1289 u. Z. und hinterliefs das Königreich Armenien seinem Sohne Hetum II; Hetum war mehr Theolog und Gelehrter als Regent; er liefs Baumeister und Gelehrte aus verschiedenen Gegenden kommen, liefs Kirchen bauen und Bücher abschreiben und ging endlich mit seinem Bruder Theodorus (Dorus) im Jahre 1296 nach Constantinopel, um seine daselbst verheiratheten Schwestern zu besuchen und die Reliquien anzubeten. Sein als Statthalter zurückgelassener Bruder Sembad liefs sich aber als König ausrufen (1296) und wufste sich, aller Bemühungen Hetums unerachtet, auf dem Throne zu erhalten. Der Diaconus Basilius, der grade in diesem Jahre seinen Codex geschrieben hat, stellt dieses so dar, als wenn Hetum vor seiner Reise nach Constantinopel seinem Bruder Sembad das Königreich übergeben hätte. Wir sind aber aus andern Quellen von allen Vorgängen genau unterrichtet (Tschamtschean Geschichte Armeniens III. 296); freilich mufs man bedenken dafs die ganze Geistlichkeit mit dem Katholikus Gregorius an ihrer Spitze von Hetum abgefallen war und man wahrscheinlich zur Zeit dieses Mährchen zur Beschönigung der Verrätherei ersonnen hatte. Afghier hätte wohl selbst diese falsche Angabe des Diaconus Basilius berichtigen können. Nach dieser Abschweifung kehren wir nun wiederum zu Philo zurück.

Durch das schmachvolle Plagiat des heiligen Ambrosius, der ohne es zu sagen den ganzen Commentar Philo's über die heilige Schrift abgeschrieben hat, war uns schon das Meiste des vorliegenden Bandes bekannt;

Digitized by Google

wäre aber dies auch nicht der Fall gewesen, so würde die gelehrte Welt, einige Fragmente griechischer Classiker ausgenommen, doch wenig an den Commentaren des Philo, so wie an den Homilien des Severianus verloren haben. Die mystische Schriftauslegung des Juden Philo, wo bald Fakta zu Gedanken verflüchtiget und bald Gedanken in Fakta umgeschmolzen werden, wo griechische Sophistenweisheit und kabbalistischer Unsinn sich gegenseitig die Hand bieten, — diese heillose Verdrehung des klaren Wortsinnes ist aus den in griechischer Sprache vorhandenen Schriften des Juden Philo hinlänglich bekannt, und wir sind keineswegs der Meinung, dafs Aberwitz, weil er zwei tausend Jahre alt ist, jetzt gedruckt werden müsse. Ob Philó seine Muttersprache gründlich verstanden habe, oder nicht, darüber sind bekanntlich die ausgezeichneten Gelehrten in frühern Zeiten verschiedener Meinung gewesen. Der vorliegende Kommentar spricht keineswegs für ihn; er deutet willkührlich die Worte, als wenn Sprachgebrauch und Grammatik gar nicht vorhanden wären. So fragt er z. B. zu *Gen. II.* 6, wie ist es möglich, dafs eine Quelle (so übersetzt er אֵד) das ganze Angesicht der Erde befeuchten konnte? darauf könne man nach ihm recht gut folgendes erwidern. „Das Angesicht der Erde," heifse keineswegs die ganze Erde, sondern blofs der Haupttheil, das Antlitz, wie dies auch bei den lebenden Wesen stattfindet; es kümmert ihn wenig, dafs die Bedeutung des Wortes פָּנֵי aus andern Parallelstellen hinlänglich festgestellt ist und dafs überdies hier noch כָּל dabei steht. Seine Erklärungen sind übrigens gewöhnlich doppelter Art; erst giebt er den klaren Wortsinn, so weit er nämlich im Stande ist ihn aufzufassen, dann folgt hinterher die tiefe, mystische Bedeutung. Wir haben in dem ganzen Bande von 600 Seiten kaum einige neue Data gefunden. Eden bedeutet nach ihm (S. 5.) Vergnügen, Freude und Lieblichkeit; eine Erklärung, die mit dem hebräischen Sprachgebrauche und mit der, die sich unter غدن im Kamus findet, durchaus übereinstimmt. Vergl. Rosenmüller Handbuch der biblischen Alterthumskunde I. 173. Ueber den Tigris (der heutigen Tags von den Armeniern noch Tglath oder Tgchath genannt wird, Allgemeine Erdbeschreibung von dem Mechitaristen Indschidschean. Erster Band, Armenien. Venedig 1806 S. 22. Alt-Armenien von demselben. Venedig 1822 S. 64, beide Werke sind blofs armenisch vorhanden), finden wir hier (S. 10) folgendes: „der Tigris (Tgchath, חִדֶּקֶל) ist der wildeste und schädlichste wie die Babylonier und Perser (Mogh) bezeugen, von allen Flüssen, die sie kennen (Afghier übersetzt unrichtig: *ipsum comperientes*), gleichsam als wenn er noch etwas Anderes als Wasser wäre; der Euphrat (armenisch auch Aradsany genannt. Indschidschean Alt-Armenien S. 40.) ist sehr milde, belebend und fruchtbar, wefshalb ihn die assyrischen und hebräischen Weisen den Frucht und Schmuck erzeugenden nennen." Der Plagiator S. Ambrosius übersetzte die letztere Stelle so: *Unde eum auxen* (αὔξειν) *Hebraeorum et Assyriorum prudentes dixerunt.* Die Herausgeber der Werke des heiligen Ambrosius konnten nicht bestimmen, *utrum revera sanctus Antistes aliquem Philonis de hoc ipso argumento librum, quem imitaretur, habuerit*; jetzt ersieht man aber aus Philo's zweiter Abhandlung über die Genesis, dafs Ambrosius diesen nicht nachgeahmt, wohl aber abgeschrieben hat.

Interessant sind die historischen Notizen, die wir von S. 217 an über die Beschneidung lesen; wir erfahren daraus, dafs die Aegyptier beide Geschlechter in ihrem 14. Jahre beschnitten, und dafs die Araber, Aethiopier und alle in den südlichen Gegenden der Welt wohnenden Völker diese Sitte mit ihnen getheilt haben. Es werden, wie es scheint recht haltbare, aus der Natur des Climas und des menschlichen Körpers hervorgehende Gründe dafür angegeben. Auf Heraklitus, den dunkeln, scheint Philo viel gehalten zu haben; er führt seine Aussprüche mehrmals an, und wir erhalten bei dieser Gelegenheit einige früher unbekannte Bruchstücke dieses grofsen Denkers. S. 82. „Nicht ohne Grund nennt deshalb Heraklitus einen Zeitraum von dreifsig Jahren eine Generation, indem er behauptet, ein Mann von 30 Jahren kann Grofsvater seyn; denn im 14. Jahre ist man reif und kann zeugen; innerhalb eines Jahres, ist die Frucht vorhanden, nach 15 Jahren hat diese wiederum eine ihr ähnliche erzeugt; aus den Namen der Grofsväter, Väter und Söhne, der Mütter, Töchter und Töchterkinder besteht aber eine Generation." S. 178. „Heraklitus fufste darauf (auf den Gegensatz) und schrieb darnach seine Bücher über die Natur; er lernte von unserem Gottesgelehrten (Moses) die Lehre vom Gegensatz und unterstützte sie mit einer Menge mühsamer Beweise." Diese Andeutung ist von hohem Inte-

Digitized by Google

resse; wir wissen also jetzt welchen Grundgedanken Heraklitus in seinem berühmten Werke über die Natur verfolgt hatte. S. 237. „Der Baum ist nach Heraklitus unsere Natur; sie liebt sich zu verstecken und zu verbergen." S. 359. „Daher sagt auch Heraklitus, der heimlich dem Moses die Gesetze und Meinungen gestohlen hat, wir leben durch den Tod desselben und wir sterben durch das Leben desselben." Diese Stelle wie viele andere, was aber der Herausgeber nicht bemerkt hat, findet sich schon in den gedruckten griechischen Werken des Philo *Alleg. leg.* 1 *fin.* *Καὶ ὁ Ἡράκλειτος, κατὰ τοῦτο Μωυσέως ἀκολουθήσας τῷ δογματί φησι, ζῶμεν τὸν ἐκείνων θάνατον, τεθνήκαμεν δὲ τὸν ἐκείνων βίον.* Schleiermacher's Sammlung der Fragmente des Heraklitus, in Wolf's Museum der Alterthumskunde I. 495. In dem Codex Nr. 449 (nach dem Hardtischen Catalog der griechischen Handschriften), auf der königl. Bibliothek zu München, findet sich einiges von dem, was wir hier armenisch vor uns haben, z. B. die Untersuchung (S. 348 des Codex) *Περὶ γιγάντων.* Ich hielt es aber nicht der Mühe werth, eine besondere Vergleichung anzustellen. Die Stelle S. 544. wo man Philo sagen läfst dafs „Christus der Herr bei seinem Vater sitze" rührt entweder von einem Abschreiber her, oder die Worte sind von dem armenischen Uebersetzer, der allem Anscheine nach kein grofser Kenner der griechischen Sprache gewesen ist, mifsverstanden worden; es wird wohl jetzt von Niemanden mehr daran gezweifelt, wessen Glaubensbekenntnisses Philo gewesen ist.

Die Anmerkungen des Herausgebers enthalten selten etwas mehr als die Varianten der verschiedenen Handschriften und die Vergleichungen mit den Plagiaten des heil. Ambrosius. Wir wünschen nur Afghier hätte sich (S. 20. Nr. 4.) nicht zu der etwas abentheuerlichen Etymologie von *ghin* (γυνὴ) Frau verleiten lassen; nach ihm soll diese Benennung mit *ghink*, *gnik*, Spur, Siegel oder auch mit *ghiank*, Leben, zusammenhängen. Letzteres ist theilweis wahr; wie im Griechischen der ungebräuchliche Stamm γενω und γίνομαι, so ist im Armenischen *dsin* und *dsnanel* der Stamm aller Wörter, die sich auf Geburt und Leben beziehen. Die damit zusammenhängenden Wörter in den übrigen indo-germanischen Sprachen, wie im Persischen ՄՅՆ sen u. s. w. sind dem Linguisten hinlänglich bekannt.

C. F. Neumann.

LVIII.

Diutiska, Denkmäler deutscher Sprache und Literatur, aus alten Handschriften zum ersten Male theils herausgegeben, theils nachgewiesen und beschrieben. Den Freunden deutscher Vorzeit gewidmet von E. G. Graff. Zweiter Band. Stuttgardt und Tübingen, in der Cotta'schen Buchhandlung. 1827. *VIII.* 386. *gr.* 8. *Der erste Band,* 534 *S. erschien ebendaselbst.* 1826.

Es liegt in der Form des bisherigen Daseins unserer älteren Literatur, dafs Entdeckungsreisen und Sammlungen nothwendig werden, welche, um nur erst den Umfang des Stoffes übersehen zulassen, wenigstens äufserlich mit dem Vorhandenen bekannt machen. Die Adelunge, Lessing, Gräter, Docen, v. d. Hagen, die Schlegel, die Grimm, haben durch solche Unternehmungen die Kenntnifs jener früheren Zeit in grofsem Maafs erhöhet. Viele rhapsodische, mehr auf das Innere eingehende Beiträge finden sich auch in Recensionen zerstreut, von denen nicht wenige, namentlich von Görres, von A. W. v. Schlegel, von den Brüdern Grimm, von K. Lachmann, von V. Schmidt u. a. so wichtig sind, dafs eine geordnete Zusammenfassung derselben sehr zu wünschen steht, um das vereinzelte, so bedeutende Material, und die Verschiedenheit des hier niedergelegten Urtheils leichter überschauen zu können. Die für diesen Gegenstand früherhin precäre Theilnahme des Publicums dürfte im Allgemeinen jetzt wohl fest genug stuhen, seitdem das Studium des Altdeutschen mit so grofser Macht in die Wissenschaft der Sprache und des Rechtes, der Kunst und Geschichte überhaupt hineinragt und man schon aller Orten weifs, dafs es sich nicht blos um ein tändelndes Liedchen der Liebe von mäfsiger Empfindung, oder um eine brillante und ennuyante Amadisgeschichte, oder um die Nibelungen allein, sondern um eine Fülle der mannigfaltigsten Bildungen in jeder Richtung handelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 103.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1829.

Diutiska, Denkmäler deutscher Sprache und Literatur, aus alten Handschriften zum ersten Male theils herausgegeben, theils nachgewiesen und beschrieben. Den Freunden deutscher Vorzeit gewidmet von E. G. Graff.

(Schluſs.)

Herrn Graff's Sammlung spiegelt dies allseitige Leben der alten Literatur ebenfalls in sich ab. Sein eigener Zweck ist zwar nicht geradezu die Literatur, sondern die Sprache, um eine bis in das Detail absteigende Anschauung ihrer Geschichte zu erwerben, allein er hat seine Sammlungen über alle Perioden ausgedehnt und so angelegt, daſs sie durchaus als Quellen gebraucht werden können. Den Ernst, Fleiſs und das Talent Herrn Graff's, welche er in seiner rühmlichst bekannten Schrift über die althochdeutschen Präpositionen auf ausgezeichnete Art bewiesen, finden wir hier in nicht minderem Grade wieder. — Von unseren Bemerkungen und Zusammenstellungen schlieſsen wir den ersten Band der Diutiska aus, weil derselbe bereits an einem anderen Orte seine ausführliche Beurtheilung und Erweiterung empfangen hat.

Für die Geschichte bemerken wir nur, daſs hier noch ferner Lesarten der altgermanischen Gesetzbücher, die Reihenfolge der älteren Longobardischen Könige aus der Vorrede der Longob. Gesetze (*Cod. vat.* 5359), und aus *cod.* 129. der Wasserkirchbibliothek zu Zürich eine sehr interessante Genealogie Karls des Groſsen mitgetheilt worden. Die S. 368—71 aus einem Wasserbrunner Codex des achten Jahrh. zu München ausgehobenen Völker-, Länder- und Städtenamen sind für die Geographie des Mittelalters nicht ganz unbrauchbar, aber oft, und allem Anschein nach aus Unwissenheit, räthselhaft. — Desto anziehender ist der bei Gelegenheit der Altsächsischen Glossen mitgegebene lateinische Brief des erdichteten Königs Premo an den Kaiser Trajanus, weil er gleichsam eine kurze Encyklopädie aller damaligen Sagen von merkwürdigen Thieren, Pflanzen und Menschen des Orients enthält. Um das Bewuſstseyn des Mittelalters vollständig vor sich zu haben, fordert diese Seite der fabelhaften Erdkunde eine eigene Darstellung, obwohl es eines der mühsamsten Geschäfte ist, der Geschichte dieser gröſstentheils grundlosen, phantastischen Bildungen nachzugehen, welche vom Verstande sich losgetrennt haben und in die Zerfahrenheit reiner Willkür, in die Laune des Träumens sich verlieren. A. W. v. Schlegel hat jetzt in seiner Geschichte der Kunde Indiens einen vortrefflichen Anfang zur Aufhellung dieses Sagengewirres gemacht. Das Mittelalter hat ohne alle Kritik das reizende Dunkel der entfernt liegenden Länder so lange mit den wunderbarsten Gestalten belebt, bis plötzlich die gewohnte Fläche der ebenen Erde zur Kugelform umschlug, bis die Weltschiffahrt und das an sie geknüpfte groſse Colonieensystem, bis die Kraft des Verstandes in der erobernden Empirie und der Vernunft in der Philosophie das Phantastische aus der allgemeinen Weltvorstellung mit Bewuſstseyn in die heiteren Regionen der Kunst verdrängten. —

An Glossen ist dieser zweite Theil der Diutiska nicht minder reich als der erste, welcher S. 122—280. eine groſse Sammlung des achten Jahrhunderts nach einem Pariser und nach einem Reichenauer zu Karlsruhe befindlichen Codex enthält. Das Althochdeutsch und das Studium der Dialekte gewinnt durch diese Beiträge unermeſslich, welche oft Wurzeln und Wortbildungen aufbewahren, die man auſserdem vergeblich suchen würde. Hier aber hat sie die Anstrengung des Vergleichs mit der lateinischen Sprache hervorgerufen.

Wir heben unter ihnen die S. 308—354, aus funfzehn Handschriften zusammengestellten Glossen zu den Gedichten des Prudentius hervor. Für diese Gabe ist dem Herrn Herausgeber nicht genug zu danken,

Digitized by Google

weil er hier so viel weit verstreute Codices zu einer Uebersicht vereint hat, indem er vom Lateinischen des Prudentius ausgeht und durch diese Grundlage die verschiedenen Glossen nach den einzelnen Versen zusammenbindet, so dafs das Identische und das Abweichende zugleich erscheint. Vieles ist auch hier mit der Geheimschrift geschrieben. Diese Glossen zeichnen sich überdem durch grofse Eigenthümlichkeit in Uebertragung des Lateinischen aus und athmen oft eine überraschende Färbung im getroffenen Ausdruck z. B. *luxus* durch *uuunnelust*, *severum* d. *gedigeno*, *cubile* d. *beti-Keminada*, *patriarcha* d. *vordero*, *susurris* d. *runizungon*, *harmonia* d. *lutinga* (wie in Kinderlings Fragmenten in Adelungs Magaz. II. S. 72 durch *suze zuclang*), *magistratus* d. *hertom*, *facundiae* d. *redispaehe*, *indulgentiae* d. *zartung*, *verbositas* d. *gizungili* u. s. w.

Aufser dieser Fülle von Glossen enthält der zweite Band noch andere Denkmale des Althochdeutschen. Die sogenannten Essener Bruchstücke, sowohl das über die Erbauung des Pantheons, als das vom Heberegister des Stiftes, 1823 von Mafsmann in Dorows Denkmalen herausgegeben, sind S. 190 ff. aus einem Homiliencodex zu Düsseldorf mitgetheilt. Wir übergehen aus Mangel an Raum die Angabe mehrer kleinen Fragmente und erwähnen nur S. 277 aus einem Zürcher Codex 58 zwei Predigten im Hochdeutsch des zwölften Jahrhunderts, die erste *de angelis*, die zweite *de ascensione domini*, in welcher der Anfang sehr schön ist. S. 380. folgen noch Bruchstücke zweier Predigten ebenfalls aus dem zwölften Jahrhundert, das erste etwas verwirrt, das zweite aber über den Text, *beati oculi, qui vident, quae videtis*, sehr klar und gehalten.

Für sehr wichtig, von Seiten der Culturgeschichte, müssen wir die Gebetformeln halten, welche der Herausgeb. verschiedentlich mitgetheilt hat, weil sie nämlich eine Vorstellung des ganzen Verlaufes darbieten, welchen das altgermanische Bewufstseyn in der religiösen Sphäre durchmachen mufste. Um nicht zu weitläufig zu werden, abstrahiren wir von ähnlichen Zeugnissen an anderen Orten und beschränken uns auf das von Graff Gegebene. Es unterscheidet sich das Moment des heidnischen Bewufstseyns, welches sich zum christlichen umkehrt; sodann das christliche, was der Form nach kirchlich, der Sache nach heidnisch sich verhält; und zuletzt das christliche Bewufstseyn selbst, welches die heidnische Natur in der That von sich ausgeworfen hat.

1) Dem heidnischen Bewufstseyn ist in seiner Religiosität die Zauberei darum mehr oder minder wesentlich, weil bei ihm die Begierde noch der Herr ist, welchem das Denken dienen mufs. In der dumpfen Trunkenheit von seiner Idealität will das Bewufstsein durch die Macht des Denkens und Sprechens die empirische Realität der Dinge, ja der Personen und Geister, dem selbstsüchtigen Wünschen des Einzelnen gemäfs verändern. Hieher rechnen wir die Beschwörungsformeln S. 189 und 190, welche gewifs uralt sind. Die eine, *contra vermes*, hat den ächten Charakter des Beschwörens. Man mufs sich etwa vorstellen, dafs der Beschwörende den Pfeil (*Strâla*) in der Hand hält, und dafs von einer Fäulnifs die Rede ist, welche den Knochen ergriffen hat. Nun soll das Putrescirende, was als ein Wurm vorgestellt wird, von dem Marke aus zum Bein, d. h. Knochen, vom Bein zum Fleisch, vom Fleisch zur Haut und von da an den Pfeil fortwandern. — In der anderen Formel, *de hoc, quod spurihaz (?) dicunt*, wo noch Alliteration durchspielt, ist das vorgesetzte Paternoster und das nachgesetzte Amen nur eine spätere äufserliche Einrahmung für eine früher auf einem ganz anderen Boden entsprungene Anschauung. — Als nun das Christenthum die alte Naturreligion der Germanen stürzte, trat die Vernichtung derselben bei dem sächsischen Stamm ungleich härter hervor, als bei dem Fränkischen und Gothischen, welche schon seit länger und in vielfacher Rücksicht an das Assimiliren fremder Elemente gewöhnt waren. Die bekannte beim Uebertritt gesetzliche Formel theilt H. G. aus der Vaticana, *cod.* 577. *lat. palat.* mit. — Hieran knüpft sich die *Confessio publica*, welche freilich schon in Arx Geschichte von St. Gallen, aber so fehlerhaft gedruckt war, dafs der neue von Herrn Gr. veranstaltete Abdruck S. 280 und 281 sehr willkommen ist.

2) Der Act des Abschwörens von der heidnischen Religion und das Bekenntnifs des neuen Glaubens war allerdings ein Act des Wissens und Wollens, eine gewufste Entzweiung, verhielt sich aber zur Wirklichkeit nur erst, wie der Entwurf einer Arbeit zu dieser selbst. Im Allgemeinen wufste man wohl, was seyn sollte, aber bevor der gefafste Begriff sich in das unmittelbare Leben nach allen Seiten hin einschuf, bedurfte es einer langen Bemühung. Das Bewufstseyn war daher durch

Digitized by Google

das Bekenntnifs oft nur formell ein christliches. Das alte heidnische drängte sich noch immer durch und verwebte sich mit dem christlichen nicht selten so, dafs heidnische Magie als der wirkliche Inhalt und christliche Gedanken und Vorstellungen als dessen Form zusammengebracht wurden, ohne dafs man aus dem Widerspruch ein Arg hatte. Dafür sind nun die hier mitzutheilenden Formeln höchst merkwürdig. — Der S. 70. befindliche Reisespruch ist zwar in der Form ganz christlich, in der Sache aber ganz heidnisch. Wir setzen ihn in der Uebersetzung her, mit Beibehaltung der durch die magische Endung *dor* zauberstark gemachten Worte. Er lautet: „Ich dir nachsehe, ich dir nachsende mit meinen fünf Fingern fünf und funfzig Engel. Gott dich gesunde, heim dich gesende! Offen sey dir dies Sigidor, so auch sey dir dies Selgidor! Beschlossen sey dir dies Wagidor, so auch sey dir dies Wafnidor! Des guten St. Ulrichs Sagen vor dir und hinter dir und über dir und neben dir gethan, wo du wohnest und wo du seyest, dafs da also guter Friede sey, als da war, da meine Frau Sancta Maria, des heiligen Christ's genas." — Manches Verwandte in der Structur und in der Gleichheit des Schlusses hat der Waffensegen aus dem Kloster Muri, No. d., welcher auch mit einer Formel im Wunderhorn (1806, S. 161.) mehrfach übereinkommt und so lautet: „*In nomine domini!* Das heilige *lignum domini* gesegene mich heute, unten und oben; mein Bauch sey mir beinen, mein Herz sey mir stählin, mein Haupt sey mir steinen!

Die Gebetformeln aus einem Codex des Klosters Muri S. 291—97 thun die Mischung des Heidnischen und Christlichen der Form nach so dar, dafs das letztere überwiegt. Hier sind auch Handlungen beschrieben, mit denen die Gebete begleitet werden müssen, und welche dies Zaubern noch finsterer und gespenstischer machen, als sein trübes Wesen an sich schon ist. „Wer seines Freundes Seele will helfen aus ihrer Noth, der soll nehmen ein Brot, und soll es theilen in drei, und soll nehmen ein Theil, und soll sprechen dies Gebet u. s. w. — Kerzen werden geweihet, in abgemessenen Intervallen bestimmte Psalme gesungen, Paternoster gebetet und vielerlei seltsame Bewegungen gemacht. So heifst es nach einem Gebet, welches Gott alle Menschen für den Betenden günstig zu stimmen anruft, man solle die rechte Hand vom längsten Finger bis an den Rest und vom Daumen bis zum kleinsten Finger messen, dann die Lichte auf den Altar geben, und also sprechen: „Herr, ich bitte dich, allmächtiger Gott, du den Himmel und die Erde an deiner Hand hast, Herr, du gesetzest heut in mine Hand und in meine Gewalt alle die Menschen, die mir schaden wollen, dafs sie mir unterthan und gehorsam seyn müssen zu allen Dingen, da ich ihrer zu bedürfe." — Von Gottes Allmacht ist hier der nämliche Begriff unfreier Willkür, wie ihn der Koran hat, wem er unaufhörlich wiederholt: Gott kann, was er will. Die Psalme passen sich auch deswegen zu einer solchen Gesinnung, weil in ihnen die Selbstsucht noch oft genug bei der göttlichen Macht sich bewirbt, dafs sie die Hasser und Feinde zerschmettre und Rache übe für erlittene Schmach. Die religiöse Verknüpfung des Einzelnen mit Gott ist hier nur, dafs jener in seiner Kraft der beschränkte, dieser der darin unbeschränkte ist und deswegen der Willkür des Begehrens genügen kann. Ihn in diese herabzuziehen, wird der ganze wunderliche und schauerliche Dienst begangen.

Diese deutschen Formeln haben in ihren Beziehungen noch einen falslichen Mechanismus, aber die lateinischen S. 296 ff. und S. 189 sind schon im vollen Unsinn der Wuth des Begehrens begriffen und durch magische Gelehrsamkeit ganz dunkel gemacht. Die erste nimmt, um die Liebe des Ehemannes unverbrüchlich zu befestigen, noch einen verständigen Gang. Sie knüpft nämlich an Eva's Schöpfung und an den Begriff der Gemeinschaft des Mannes und Weibes an, *ut essent cor unum et anima una et isti duo in carne una*, und begründet sich so gleichsam ein Recht, Gott beschwören zu dürfen, in ihm selbst, da er doch nothwendig seinen eigenen Willen erfüllen müsse. Die zweite aber schwebt ganz in der Luft und sucht ihre Stärke in der Anhäufung streitbarer Massen. „*Tu, qui es alfa et ω, conjurationem facio per magos Caspar, Melchior, Balthasar, Leviathan protine et crinite. Sidraac, Misaac, Abdenugo.*" Die noch genannten heiligen Patriarchen, Propheten, Apostel, Märtyrer und Confessores haben hier nur die Geltung von Figuren; sie sind hier Dämonen, deren Gewalt durch das Schwören für die besondere Absicht des Subjectes zusammengezwungen wird.

3) Das Gebet aus *cod.* 77. des Klosters Rheingau zeigt eine ganz andere Gesinnung, welche sich ihres inneren Unterschiedes von Gott bewufst ist und denselben auch innerlich durch die Reue aufheben will. Es geht von der Vorstellung aus, dafs Gott die drei Männer im feurigen Ofen beschirmt, den Lazarus erweckt, der Ehebrecherin vergeben habe und also auch seine Seele begnaden werde. Assonirend kann man aber die Form des Gedichtes nicht wohl nennen. Assonanz wäre bewufste, wirkliche Kunstform, wie im Süden. Hier ist aber der unvollkommene Reim, wie nicht selten im Otfrid, im Rother Pfaffen Konrad. Doch wollen wir mit dieser Bemerkung der unschuldigen Ueberschrift des Gedichtes bei Hr. Graff keinen Vorwurf gemacht haben. — Die Gebete endlich S. 288, 289, 382, tragen gar nichts mehr vom heidnischem Wesen an sich, sondern sind wirklich in und mit dem christlichen Glauben beschäftigt. —

Für dessen Gestalt im Mittelalter hat der Hr. Hg. in einigen Legenden reiche Beiträge geliefert. Den Streit der beiden Johannes, von Klein Heinze von Constanz, welcher nach der hier gegebenen Ueberschrift des Gedichtes Küchenmeister des Grafen Albrecht von Hohenburg gewesen, hatte Docen zwar bereits im Alt. Museum, II. S. 34—51, unter dem Titel, Wettstreit der Heiligkeit, mit erklärenden Anmerkungen drucken

Digitized by Google

lassen. Vergleicht man jedoch diesen Text mit dem hier S. 240—55 gegebenen, so wird man Schritt vor Schritt Verbesserungen treffen.

Das Gedicht, der heilige Sylvester, S. 1—35 im Auszug, ist von der Bibliothek in Trier. Wegen der Legende selbst sind die *reali di Francia* nachzusehen. Als ihren Umdichter aus dem Lateinischen nennt sich hier Konrad von Würzburg und sagt, dafs Leutholt von Rötenlein, ein tugendreicher Mann, welcher am Dom zu Basel eine Pfründe besitze, ihn darum gebeten habe. Durch diese Arbeit und durch das jüngsthin von Mafsmann mitgetheilte Turnier von Nantes haben wir einen neuen Anlafs bekommen, über Konrads Fruchtbarkeit zu erstaunen. Dem Inhalt nach ergänzt diese Legende den heiligen Georg und Barlaam. In diesem werden bekanntlich alle nicht christlichen Religionen dialektisch vernichtet; im Georg wird durch Wort und That jene Caricatur des Griechischen Polytheismus annihilirt, wie ihn das Mittelalter sich vorstellte; hier treten das Judenthum und Christenthum einander gegenüber und suchen gegenseitig sich als die einzige Wahrheit zu beweisen. Dieser Streit ist in der theoretischen Seite der Legende offenbar die Hauptsache; in der praktischen oder epischen ist es die glorreiche Befestigung der christlichen Kirche durch den Papst Sylvester und den Kaiser Constantin. — Sylvester glänzt auch als Drachenbezwinger, indem er durch einen Zauberspruch, welchen ihm der heilige Petrus beibringt, ein scheufsliches Gewürm im Felsen Tarpejo vertilgt. —

Das Leben der heiligen Martina S. 115—166, von der Universitätsbibliothek zu Basel, ist ein ganz eigenthümliches Product. Der Verfasser, welcher sich Hugo von Langenstein nennt, hat hier ein Gewebe sehr interessanter Betrachtungen ausgesponnen. Nur scheint er in Anlegung der Reflexion mitunter sehr unpoetisch zu verfahren, und auch, so viel wir nach Graff's Auszug beurtheilen können, sich zu wiederholen. Die Sprache ist im Ganzen vortrefflich. Die Geschichte der Märtyrin selbst verbirgt sich ziemlich hinter den Contemplationen über die Schöpfung der Welt, über die Tugenden, über die Natur des Menschen, der Elemente, des bürgerlichen Lebens, des jüngsten Gerichtes, des Himmels u. s. w. Die Allegorien von den Tugendkleidern Martina's, von der Vorbildlichkeit der Schlange, von den Jahrszeiten des Himmels, von den Trachten der Speisen im Himmel u. a. nehmen oft neue Wendungen.

Aufser diesen weitläufiger angezeigten Werken hat Hr. Graff noch von vielen anderen an verschiedenen Orten Handschriften nachgewiesen. Unter den kleineren Gedichten, welche er publicirt, erscheint auch ein bisher unbekannter Dichter, Elblin von Eselberg, wohl ein fingirter Name. Graff erwähnt von ihm S. 77. eine erotische Erzählung und hat S. 91—107 ein wunderliches Gedicht von ihm abdrucken lassen, welches die Ueberschrift führt: das nackendpilde, ein maisterliche tieffe rede, und worin die Schlufsverse ganz dieselben, wie im ersten sind: „Unweise Wort und dumme Werk, treib ich Elblin von Eselberg." Hr. Graff nennt dies Machwerk artig, meint dies aber wohl nur ironisch, denn statt einer meisterlichen Rede, wie der Titel verkündet, folgt ein ziemlich kahles Geschwätz, welches das Wesen der Liebe vorzustellen sich abquält. — Vom Nithart hatte Hr. Graff im ersten Theil der Diutiska S. 104—8 aus dem Weingartner Codex eine Schlägerei mitgetheilt; hier folgt S. 257 aus dem Berner Cod. 260. fol. ein Minnelied mit der Ueberschrift: diz ist der rosenkranz hern nithartes; hier ist der süfse und zärtliche Ton durchgehalten.

Im Nithart sind offenbar zwei ganz verschiedene Elemente beisammen; einmal der wirkliche Minnegesang, der aber oft nur wie eine verblafste Erinnerung aussieht, und zweitens die halb zornige, halb in der Befriedigung des Spottes lächelnde Anschauung des üppigen, dem Hofleben sich andrängenden Bauernthums. Von dem Treiben dieser reichen Dörperer und geilen Getelinge versuchte Görres in der Einleitung zu den Volks- und Meisterliedern S. XXXVIII—XLI ein Bild zu geben. Im Nithart steht nun das Zarte und Derbe, Angedeutete und Ausgeführte, Allgemeine und Individuelle, oft so schroff neben einander, dafs man ein Aggregat von einer Menge charakteristischer Züge hat, denen die zur Einheit dringende Bindung fehlt. Schon die erste Strophe jener oben angeführten Schlägerei zeigt die ritterliche und bäurische Sphäre zugleich, so dafs jene in diese umschlägt. Wegen der genauen Auffassung dieses Treibens der Bauern und wegen ihres persönlichen Auftretens sind die Nitharte in einem gewissen Sinn oft episch. Aber die Darstellung vermag den wirren Tumult, das begierliche Werben um die feisten Mägde, den Hochmuth der aufgeputzten Bauern, das Stofsen und Drängen im Tanz, die urplötzlich zum Streit sich findende Ursach, und das bunte Durcheinander der Rauferei nicht recht in Worte zu fassen und taumelt selbst wüst umher, so dafs man am Schlufs der Gedichte sich immer wie gerettet und der rohen und halsbrechenden Wirthschaft glücklich entronnen fühlt. Von diesem Unwesen gibt eine Erzählung S. 78—91, die Hochzeit von Meyer Bezenn, eine gute Vorstellung. Ihr Charakter ist ächt Nithartisch und auch die Namen, wie Schollentritt, der reiche Popser, der Schaaufer Voliklin u. a. stimmen ganz mit Nithartschen. Durchweg ohne poetische Erfindung, mag das Ganze Copie eines wirklichen Vorganges einer Bauernhochzeit, deren Fresserei, Tanzen und Prügelei seyn.

Karl Rosenkranz.

Digitized by Google

Nro. 104.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1829.

LIX.

Traité de la coqueluche d'après les principes de la doctrine physiologique par H. M. J. Desruelles; Ouvrage couronné par la société medico-pratique de Paris dans sa séance du 26. août 1826. Paris chez J. B. Baillière 1827. IX. und 353 S. 8.

Abhandlung über den Keichhusten nach den Grundsätzen der physiologischen Lehre verfaſst. Eine von der medicin. praktischen Gesellschaft zu Paris am 26. August 1826 gekrönte Schrift. Aus dem französischen übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet von Gerhard von dem Busch. Bremen bei J. G. Heyse. 1828. 8. XIII. und 316 S.

Es sind 26 Jahre verflossen, wie ich theils aus der Fülle eigner Beobachtungen, theils nach den Ergebnissen der Schriftsteller eine Abhandlung über den Keichhusten schrieb (Horn's Archiv Bd. III. St. 2. p. 209—257). Darlegung des Erfahrungsmäſsigen, Prüfung und Feststellung der Folgerungen aus demselben, war Zweck und Ziel der Arbeit. Die als wahr erkannten, und allgemein angenommenen Grundsätze der Medicin, und eine überreiche eigene Erfahrung dienten zum Prüfsteine. Seit dieser Zeit habe ich die Bemühungen späterer Schriftsteller zur Aufklärung dieses Zweiges der praktischen Medicin mit aufmerksamem Auge begleitet, und jede Gelegenheit benutzt, die damals aufgestellten Grundsätze und Folgerungen, durch wiederholte Beobachtungen zu prüfen. Die Bemühungen der bisherigen Bearbeiter, hatten die Lehre vom Keichhusten nur wenig weiter gefördert, meistens nur bestätigt, was früher als Erfahrungsgemäſs erkannt und ausgesprochen war. War so des Wahren, was keinen Widerspruch leidet, auch nur wenig, so war doch das Uebrige Ergebniſs der bisherigen Erfahrung, und müſste wenigstens auf die Stufe der Gewiſsheit gestellt werden, die in einer Erfahrungs-Wissenschaft, wie die Arzneikunde, erreichbar ist. Die medicinisch-praktische Gesellschaft zu Paris glaubte ein mehreres nach der jetzigen Lage der Wissenschaft erwarten zu können. Durch eine Preisfrage suchte sie die Aerzte von neuem auf diesen Gegenstand zu richten, und so der Lehre vom Keichhusten eine Erweiterung sowohl in theoretischer, als praktischer Hinsicht zu verschaffen. Die obige Abhandlung von Desruelles wurde des Preises würdig erklärt. Mit Recht lieſs sich erwarten, daſs die Gesellschaft keiner Abhandlung den Preis zuerkennen würde, die nicht wenigstens den Standpunct richtig und genügend entwikkelt hatte, auf den die Lehre vom Keichhusten nach dem gegenwärtigen Zustande unserer Kenntnisse gestellt werden muſs. Und wahrlich niemand, der mit dem Gegenstande der Untersuchung vertraut ist, wird dem Verfasser das Lob versagen, daſs er ihn mit Umsicht, Kenntniſs und Erfahrung behandelt, auch die Arbeiten seiner Vorgänger, selbst derer die in teutscher Sprache schrieben, nicht blos gekannt, sondern auch mit Unpartheilichkeit gewürdigt hat. Rechnet man nun noch die vielen erläuternden, erweiternden und berichtigenden Anmerkungen des teutschen Uebersetzers hinzu, so muſs man gestehen daſs diese Monographie die beste und vollständigste ist, die wir über den Keichhusten besitzen, und daſs, so wie jetzt die Wissenschaft stehet, kaum ein Mehreres zu verlangen erlaubt scheint. Dies indessen auch eingeräumt, drängt sich doch die Frage auf: Was ist durch diese und frühere Arbeiten zur Aufklärung der Lehre vom Keichhusten gewonnen? Ist die bisher noch im Dunkeln schwebende innere Natur dieser Krankheit deutlicher und gewisser hervorgetreten? Führt die Behandlung jetzt sicherer zur Heilung? Schätzt man nun das Alte und längst Bekannte nach

Digitized by Google

seinem wahren Werthe, prüft man das Spätere und Neueste mit Unbefangenheit, so wird es wohl kaum möglich seyn eine andere, als eine sehr bescheidene Antwort auf diese Fragen zu geben. Wenige Bemerkungen zur Erläuterung des Gesagten werden hinreichen.

Die meisten und wesentlichen Erscheinungen, die den Eintritt, den Verlauf und das Ende des Keichhustens begleiten, weisen auf ein Leiden der Respirationswege hin. Katarrhalische Beschwerden, Schnupfen, Husten gingen immer kürzere oder längere Zeit vorher, ehe der Keichhusten in seiner charakteristischen Gestalt sich ausbildete, immer sah man jene wiederkehren, wenn er diese Form verlor, und nach und nach verschwinden. Der Gedanke mufste sehr nahe liegen, dafs eine Entzündung der Luftwege, die man als eine Katarrhalische bezeichnete, das Wesen des Keichhustens ausmache. Wenn man in den Leichen der während dieses Hustens, oder vielleicht an demselben Gestorbenen die Schleimhaut der Bronchien ungewöhnlich geröthet fand, wenn man beobachtete, dafs freiwillige und künstlich erregte Blutungen grofse Erleichterung der kranken Erscheinungen, oft Verminderung der Zahl und Heftigkeit der Hustenanfälle, und selbst eine Veränderung derselben in einen gewöhnlichen Husten hervorbrachten, so glaubte man diese Ansicht hinreichend begründet, und selbst die Behauptung gerechtfertigt, der Keichhusten sey nichts anders, wie eine *Bronchitis* und die Heftigkeit derselben sey der Mafsstab der Gefährlichkeit des Keichhustens. Allein mehrere Erscheinungen, die den Keichhusten immer, und wesentlich begleiten, wollten sich dieser Voraussetzung nicht fügen. Die Keichhusten-Anfälle kamen immer nur nach freien Zwischenräumen, und waren mit konvulsivischen Zufällen verbunden, oft zum Ersticken heftig und andauernd, endigten mit dem Auswurf eines dicken, zähen Schleims, oder mit Erbrechen, und nun kehrte vollkommnes Wohlbefinden oft für längere, oft für kürzere Zeit zurück. Die Vertheidiger der rein entzündlichen Natur des Keichhustens suchten sich mit der Behauptung zu helfen, die Entzündung sey eine eigenthümliche, eine specifique der Bronchien, die den Keichhusten bedinge und unterhalte. Allein ein so unbestimmter, völlig willkührlicher Begriff konnte die Schwierigkeit nicht heben. Es schien nothwendig, entfernt von den Organen der Respiration irgendwo einen Grund aufzufinden, aus dem man die eigenthümlichen Erscheinungen des Keichhustens ableiten konnte. Dies vorausgesetzt, konnte der oft gröfsere oft geringere Grad eines katarrhalischens Leidens, oder wenn man lieber will einer katarrhalischen Entzündung der Luftwege, nur als eine disponirende Ursache des Keichhustens angesehen werden, die dem entfernten krankhaften Reize Kraft und Richtung gab. Dieser Gedanke wurde auch von den erfahrensten Aerzten bei ihren weiteren Forschungen nicht unbenutzt gelassen. Nur verhinderte der Mangel an entscheidenden Thatsachen, dafs sie sich nicht vereinigen konnten über das Organ, in dem sie den eigentlichen Sitz der Krankheit suchen sollten, und viel weniger noch über die Art der krankhaften Einwirkung auf die Werkzeuge, die der Respiration dienen. Bald sollte es der Magen sein und fehlerhafte Absonderung desselben, bald das Zwergfell, bald ein Theil des Nervensystems, von dem sich Zweige in die Organe der Respiration versenkten; die Intercostal-Nerven des 8. Paars, der *nervus currens*, der *plexus solaris etc.* Und wie man einsah, dafs bei dem innigen Zusammenhange aller Nerven mit dem Gehirne nicht wohl angenommen werden konnte, dafs diese einzeln erkrankten ohne Mitwirkung des Gehirns, als des Mittelpunctes aller, so richtete man sein Augenmerk auf das Gehirn selbst, und suchte in einer Reizung desselben den Grund, warum die Organe der Respiration, die schon an einem gewissen Grade von Entzündung litten, in Zwischenräumen von einem Husten in einer Form ergriffen wurden, die wir Keichhusten nennen.

Unser Verfasser geht alle Momente durch, die irgend ein Schriftsteller zum Range einer Ursache des Keichhustens erhoben hatte, entwickelt die Gründe, die zur Begründung angeführt waren, zeigt meistens auf eine überzeugende Art das Unzureichende derselben, und verweilt endlich bei der zuletzt aufgestellten Ansicht, dafs der eigentliche Sitz desselben im Hirne selbst zu suchen sey, und dafs eine *Bronchitis* mit einer Gehirnreizung verbunden, das Wesen des Keichhustens umfasse. Er legt einen grofsen Werth auf diese Ansicht, nennt sie die einzig wahre Theorie, die nicht blos eine befriedigende Erklärung aller im Verlaufe des Keichhustens vorkommenden Erscheinungen zulasse, sondern was noch wesentlicher sey, auf eine sichere und unfehlbare Heilmethode führe. Die Vertheidigung dieser Theorie ist durchgreifendes Thema der ganzen Abhandlung. Nicht selten wird bei Beurtheilung der Meinungen und Heilmethoden anderer Schriftsteller der

Digitized by Google

Tadel fast allein in einer Abweichung von dieser, als völlig unbezweifelt angenommenen Theorie gesetzt. Wir wollen es versuchen die Gründe, auf die der Verfasser seine, als neu aufgestellte Ansicht stützt, so kurz wie möglich anzugeben, die weitere Ausführung dem Leser überlassend.

1) Alle Theorien, die man bis hierher aufgestellt und vertheidigt hat, um das Wesen des Keichhustens zu erklären, und eine sichere Heilmethode darauf zu gründen, sind hiezu, wie eine genaue Critik gezeigt hat, nicht hinreichend. Die Erfahrung hat gelehrt, dafs der Anfang eines jeden Keichhustens in einer einfachen *Bronchitis* bestehet, die erst dann zum Keichhusten wird, wenn eine bestimmte Gehirnreizung hinzutritt; hierdurch werden die früheren Symptome wesentlich verändert, und die immer gegenwärtigen konvulsivischen Zufälle bedingt. Dafs die entfernte Reizung aber nicht in dem Leiden einzelner Nerven gesucht werden darf, wie einzelne Schriftsteller gethan haben, ist daraus klar, dafs die Nerven weder normal noch krankhaft thätig seyn können, unabhängig vom Gehirn.

2) Die Schwere und der Schmerz des Kopfes, die traurige Stimmung, die Abspannung und Schläfrigkeit des Kranken, der Schnupfen, die Röthe der Conjunctiva, die Anschwellung und Röthe des Gesichtes, zeigen hinreichend, dafs das Gehirn gereizt ist.

3) In einigen Leichen der während des Keichhustens Gestorbenen, fand man deutlich Störungen im Gehirn, wie Ueberfüllung desselben mit Blut, Anhäufung von serösen Feuchtigkeiten, rothe Flecken in der Arachnoidea, die dick und durchsichtig war u. s. w.

4) Kinder, Weiber, reizbare Personen sieht man vorzugsweise vom Keichhusten ergriffen.

5) Bei Säuglingen bringt er oft Epilepsie, Eclampsie, Convulsionen, Paralysen hervor, was auf Reizung und Compression des Gehirns deutet.

6) Kindern unter einem Jahre, ist er weit gefährlicher, wie älteren, weil das zarte Gehirn für jeden Reiz doppelt empfänglich ist.

7) Den Anfällen geht oft ein Gefühl von Betäubung und Schwindeln vorher.

8) Das Kind, wenn es die Annäherung des Anfalles bemerkt, fängt an zu weinen, zu schreien und ist furchtsam.

9) Das Nasenbluten oder die Ausscheidung eines blutigen Schleimes aus der Nase deutet das Ende eines Anfalles an.

10) Die Anwendung einer Kurmethode, die sich auf diese Ansicht gründet, und die, aufser einer zweckmäfsig geleiteten Lebens-Ordnung, in Ansetzung von einigen Blutigeln hinter den Ohren bestehet, vermindert die Heftigkeit der Husten Anfälle gewifs und heilt in den meisten Fällen die Krankheit ganz.

Mit Recht kann man nun fragen: Woher schreibt sich diese Hirnreizung? Der Verfasser meint die Entzündung der Bronchien theile sich sympathetisch dem Gehirne mit, dies sey besonders der Fall, wenn der Keichhusten epidemisch herrsche. Das Unzureichende dieser Erklärung fühlend, beschuldigt er den Andrang des Blutes selbst zum Gehirn *(Chaque fois que l'afflux du sang a lieu dans l'encephale la toux recroit p.* 77) meint indessen kurz darauf wieder, dafs die Gehirnreizung selbst die Ursache der Blutanhäufung sey *L'accumulation du sang dans l'organe cerebro — spinal depend sans doute de l'irritation qui l'y appelle p.* 90) Diese Blutanhäufung soll nun durch den Husten-Anfall selbst gehoben werden, dann aber wieder erscheinen und einen neuen Anfall herbeiführen. Bedenkt man dafs die meisten der Gründe, die der Verfasser zur Unterstützung seiner Hypothese aufstellt, nur in einer sehr entfernten Beziehung mit ihr stehen, dafs die Kranken in den guten Zwischenzeiten zwischen den Anfällen, keine Zeichen einer *Bronchitis* äufsern, sondern völlig gesund, wenigstens in vielen Fällen erscheinen, (*On peut dire que l'individu atteint de coqueluche n'est reellement malade que durant les acces p.* 119), dafs die Beweise die aus den Leichenöffnungen hergenommen sind, wohl wenig oder nichts über die Ursachen des Keichhustens aussagen können, da, ehe der Tod erfolgt, so mannigfaltige Störungen in mehreren Organen durch die Heftigkeit und Dauer der Anfälle erfolgen müssen, die man wohl als Folgen, aber keinesweges als organische Veränderungen ansehen kann, von denen die Symptome abgeleitet werden können, dafs eine Versicherung, als Resultat der Erfahrung, eine nach der obigen Hypothese modificirte antiphlogistische Behandlung unterbreche den regelmäfsigen Verlauf des Keichhustens, oder kürze ihn mit Sicherheit bedeutend ab, mit den Erfahrungen aller Aerzte, und aller Zeiten, ja selbst mit den Beobachtungen des Verf. selbst im Widerspruch stehen

Digitized by Google

würde, so wird es wenigstens überflüssig und selbst kaum erlaubt erscheinen, eine mehr ins Einzelne gehende Widerlegung den Aerzten Deutschlands vorzulegen.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit auf einige andere wichtige Sätze aus der Lehre vom Keichhusten, die unser Verf. theils bestreitet, theils mehr aufzuklären versucht, und sehen, welchen Gewinnst die Wissenschaft daraus zog.

Die fast allgemein von den Schriftstellern angenommene Eintheilung in drei Perioden wird von unserm Verf., als willkührlich verworfen; freilich kann der ausgebildete Keichhusten nicht so eingetheilt werden. Alle die Symptome katarrhalischer Form, die die erste Periode begränzen, sind ein wesentlicher Theil des Keichhustens. Macht doch im Grunde der Verf. dieselbe Eintheilung, nur nennt er *Bronchitis*, was andere Beobachter katarrhalische Zufälle nannten; von beiden wird nicht behauptet, dafs sie den Keichhusten bilden, sie sind aber nothwendige Vorläufer, und nothwendige Theile des ausgebildeten Keichhustens, und nie tritt, wie schon der Uebers. gegen den Verf. bemerkt, derselbe ohne diese plötzlich ein. Auch ist die dritte Periode unserer Krankheit gewifs ebenso wesentlich wie die erste. Die konvulsivischen Erscheinungen verlassen den Husten, die katarrhalischen bleiben oder um in der Hypothese des Verf. zu sprechen, die Hirnreizung verschwindet, die *Bronchitis* bleibt, und nimmt nach und nach ab. Diese Eintheilung versinnlicht nicht blos das Bild der Krankheit, sondert das Wesentliche von dem weniger Wesentlichen, das Eigenthümliche von dem Zufälligen ab, sie hat auch gewifs einen wichtigen Einflufs auf die Wahl und Leitung der Behandlung. Mit gröfserem Recht tadelt er die Annahme verschiedener Arten des Keichhustens. Das eigentliche Wesen ist gewifs immer dasselbe. Sein Verlauf ist immer ein gleichmäfsiger, wie der aller Krankheiten, die ihren Ursprung einer äufsern Einwirkung, sey diese nun ein Contagium, oder ein Miasma, verdanken. Allein anders wird sich der Keichhusten gestalten, wenn er ein Kind ergreift, das vollsaftig und wohlgenährt ist, anders, wo Schwäche, Schlaffheit, grofse Reizbarkeit vorherrscht, anders wieder, wo einzelne Organe in zu grofser, oder zu geringer, oder in krankhafter Thätigkeit sind u. s. w. Die eigentliche Natur des Keichhustens ist dieselbe, allein diese zufälligen Nebenumstände verändern, verschlimmern oder mildern seinen Verlauf. Für die Behandlung ist dies von Wichtigkeit. Auch selbst dann, wenn wir die nächste Ursache des Keichhustens, oder die ihm zum Grunde liegende Veränderung der Organe kennten, und Hülfsmittel uns zu Gebote ständen, diese zur Norm unmittelbar zurückzuführen, würden diese Veränderungen in den Functionen des Organismus, die nur entfernt mit der Hauptkrankheit in Verbindung stehen, doch unsere Aufmerksamkeit, unsere Hülfe in Anspruch nehmen. In diesem Sinn verdienen die Schriftsteller keinen Tadel, wenn sie von einem sthenischen, asthenischen, schleimichten, nervösen u. s. w. Keichhusten sprechen. Der Verfasser streitet auch hier, wie so oft die Vertheidiger einseitiger Theorien gegen Meinungen, die niemanden einfielen zu behaupten. Wenn Baumes von einer schleimichten Art von Keichhusten spricht, so war es gewifs nicht seine Meinung zu behaupten, die vermehrte Schleimabsonderung, oder die dieser zum Grunde liegende krankhafte Reizung der Schleimdrüsen, oder wohl gar der abgesonderte Schleim selbst, sey die nächste Ursache des Keichhustens, bedinge seinen Ursprung, unterhalte seinen Verlauf. Er konnte nur hierin eine Complikation sehen, die den regelmäfsigen Gang der eigentlichen Krankheit stört. Diese zu entfernen mufste allerdings Vorwurf der Behandlung seyn mit demselben Rechte, nach dem es die mehr stürmischen Complikationen von Gehirn- und Lungen-Entzündungen verlangen, von deren Beseitigung ein einfacher, regelmäfsiger Verlauf des Keichhustens abhängt.

Die Gründe, die für die Annahme so vielfältig aufgestellt sind, dafs der Keichhusten zu den ansteckenden Krankheiten gerechnet werden müsse, haben den Verfasser nicht überzeugt, freilich sieht man das warum nicht ein.

(Der Beschlufs folgt).

Digitized by Google

Nro. 105.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1829.

Traité de la coqueluche d'après les principes de la doctrine physiologique par H. M. J. Desruelles; Ouvrage couronné par la société medico-pratique de Paris dans sa séance du 26. août 1826.

Abhandlung über den Keichhusten nach den Grundsätzen der physiologischen Lehre verfaſst. Eine von der medecin. praktischen Gesellschaft zu Paris am 26. August 1826 gekrönte Schrift.

(Schluſs.)

Weder hat er sie widerlegt, noch durch direkte Gründe für den rein und einzig epidemischen Ursprung sich entschieden. Dieser Ansicht gemäſs läugnet er auch den Satz, daſs ein überstandener Anfall des wahren Keichhustens gegen jede neue Einwirkung des Krankheitsstoffes schütze. Allein sowohl die Annahme eines Contagiums, als auch dessen Kraft die Empfänglichkeit für eine neue Einwirkung auf dasselbe Individuum aufzuheben ist gewiſs eine viel zu richtige Folgerung aus den im Verlaufe des Keichhustens vorkommenden Thatsachen, und den Beobachtungen der geschäftigsten Praktiker aller Zeiten, als daſs die wirklich unbedeutenden Gründe, die der Verfasser anführt, sie wankend machen könnten. Die von mir in dem früher angezogenen Aufsatze entwickelte, und durch viele und entscheidende Gründe unterstützte Ansicht über die ansteckende Natur des Keichhustens wird wohl für immer ein praktisches Axiom bleiben, dem auch jetzt nur selten ein Arzt nicht huldigt, und dem auch der Uebersetzer aus der Fülle seiner bedeutenden Erfahrung beiflichtet. Die Meinungen, daſs die Kinder, die ihn schon früher überstanden haben, beim Ausbruch einer neuen Epidemie verschont bleiben, ist wenigstens in unserer Gegend schon zum Volksglauben geworden. Aufmerksame Eltern sind ebenso unbesorgt für ihre Kinder, die den Keichhusten überstanden haben, wie sie für die Kinder waren, die die Blattern gehabt hatten. In diesem letzten Herbste verbreitete sich hier der Keichhusten allgemein. In einer Familie, die vor einigen Jahren von Hannover hier hergezogen war, erkrankte das jüngste Kind heftig am Keichhusten. Meinem Bedauren, daſs nun auch die übrigen vier Kinder ihn noch würden erleiden müssen, setzten die Eltern die einfache Antwort entgegen, die wären gesichert, da sie ihn schon in Hannover überstanden hätten. Sie blieben auch frei, wenn gleich in demselben Hause noch zwei andere Kinder befallen wurden. Tausende habe ich in einer mehr als dreiſsigjährigen Praxis an verschiedenen Orten in verschiedenen Epidemien erkranken gesehen. Auch nicht eines Beispiels erinnere ich mich, in dem er dieselbe Person zum zweitenmale befallen hätte. So wird man die Aeuſserung unseres Schriftstellers leicht auf ihren wahren Werth zurückführen: „*Quoiqu'il en soit de ces faits rapportés par des praticiens dignes de foi, nous pensons que le même individu peut avoir plusieurs fois la coqueluche dans la cours de la vie.*

Nach der Ansicht des Verf. ist, wie wir gesehen, der Keichhusten eine *Bronchitis*, zu der sich eine Gehirnreizung gesellt hat. Man wird also die Ausbildung desselben vermeiden können, wenn man entweder die Einflüsse vermeidet, die zur Entstehung der *Bronchitis* Veranlassung geben können, oder wäre diese schon eingetreten, sie heilt, ehe die Hirnreizung hinzutritt. Verändert man das Wort *Bronchitis* in katarrhalische Zufälle, so kömmt man in das Gebiet der bisherigen praktischen Vorschriften, und wird die von dem Verfasser vorgeschlagenen Hülfsmittel den Ansichten gemäſs finden, die jeder Arzt aufstellen wird, dem die Grundsätze der allgemeinen Pathologie und Therapie bekannt sind. Vermeidung jeder plötzlichen Abwechselung hoher Grade

Digitized by Google

von Wärme und Kälte; Heilung des katarrhalischen Hustens, auch wenn es erforderlich, durch Ansetzung von Blutigeln auf die Brust; einfache Diät, vorsichtige Lebensart, Fufsbäder, schleimigte die Ausdünstung befördernde Getränke u. s. w. Wer würde die Zweckmäfsigkeit dieser Hülfsmittel in Zweifel ziehen? Wenn der Verfasser aber meint, dafs Vermeidung von Congestion nach dem Kopfe, und fanden sich schon Spuren derselben, das Ansetzen von einigen Blutigeln an den Schläfen, oder hinter die Ohren, den Uebergang des katarrhalischen Hustens in den Keichhusten, hintertreiben würden, so stehet diese Behauptung mit der Erfahrung aller Zeiten im Widerspruch. Herrscht der Keichhusten epidemisch; und ein Husten der sporadisch vorkommt, waren seine Zufälle der Form des Keichhustens auch noch so ähnlich, verdient nicht den Namen des wahren, immer nur epidemisch vorkommenden Keichhustens, so werden alle Mittel vergeblich angewandt werden, um das Fortschreiten des katarrhalischen Husten zum Keichhusten in solchen Subjekten zu hintertreiben, die noch nie einen Anfall desselben überstanden hatten. Selbst Entfernung aus der epidemischen Gegend, worauf der Verfasser einen grofsen Werth legt, wird diesen Zweck nicht erfüllen, weil die katarrhalischen Zufälle den Anfang des Keichhustens wesentlich ausmachen; und die späteren Anfälle nur die Höhe der Krankheit bezeichnen. Alles was also von den zweckmäfsigen Vorschriften erwartet, und erlangt werden kann, ist, dafs nach deren Anwendung die Krankheit ungestört, unkomplicirt, einfach, und folglich gelinde verläuft. Ist dies nicht bei allen übrigen durch ein Ausbruchs-Fieber sich auszeichnenden ansteckenden Krankheiten derselbe Fall! Die Heftigkeit der ausgebildeten Krankheit hängt immer und allein von der Art ab, wie die erste Periode sich gestaltet, und von dem Arzte behandelt wird. Wie oft kommen in einer Keichhustenepidemie nicht jedem praktischen Arzte Fälle, besonders in wohlhabenden Familien vor, als Belege des Gesagten. Bei Behandlung der ausgebildeten Krankheit befolgt der Verf. Grundsätze, die jeder umsichtige Arzt billigen mufs. Sind die Husten-Anfälle nicht zu stürmisch, wiederholen sie sich nach langen Zwischenräumen, so soll man den Gang der Krankheit sich selbst überlassen; findet aber das Gegentheil statt, so soll man die Hindernisse zu entfernen suchen, wovon dies abhängt. So soll man, wie angeführt, den bedeutenden Andrang des Blutes zum Kopfe durch Ansetzung von einigen Blutigeln an die Schläfen, oder noch besser hinter die Ohren entfernen, oder unschädlich machen, auch hiervon soll man sich selbst durch grofse Schwäche des Kindes nicht abhalten lassen; sondert sich zu viel Schleim ab, und mufs man fürchten, dafs hiedurch die Luftwege verstopft würden oder wenigstens werden könnten, so mufs ein Brechmittel gereicht werden; der Leib mufs durch gelinde Abführungsmittel, oder durch Klystire offen erhalten werden, die Lebensordnung mufs gut geregelt seyn u. s. w. Alles was der Verf. über die Leitung der Behandlung, und der Lebensordnung sagt, ist vortrefflich, und allen Praktikern nicht dringend genug zu empfehlen, die durch falsche Ansichten geleitet noch gewohnt sind, durch heftige, meistens nach empirischen Gründen gewählte Mittel den zarten Kranken zu bestürmen, um eine Krankheit zu heilen, die einen regelmäfsigen Verlauf hat, und bei Vermeidung und Entfernung der ihn störenden Einflüsse gewifs sich selbst heilt. Freylich sollte man von dem Verf. glauben, wenn man auf die Ausdrücke sieht, mit denen er sich über die Wahrheit, Wichtigkeit und Sicherheit seiner sogenannten neuen Theorie verbreitet, dafs es ihm immer gelingen müsse, und auch immer gelungen sey durch das Ansetzen einiger Blutigel hinter die Ohren in Verbindung der Anwendung, der nothwendigen diätetischen Hülfsmittel, den Verlauf der Krankheit zu unterbrechen, und die Gesundheit unmittelbar herzustellen. Es geht ihm aber, wie es allen Aerzten geht, die glauben, die Natur in ihren geheimsten Werkstätten belauscht zu haben; sie gefallen sich in dem Scharfsinn, womit sie das Resultat ihrer Nachforschung aufgestellt, entwickelt und befestigt zu haben glauben; treten sie indessen an das Krankenbett, so hat der praktische Takt, den eine frühere Erfahrung gab, den hauptsächlichsten Einflufs, und die glänzende Hypothese leihet nur die Worte. Und wenn auch in einem einzelnen Falle, oder auch in einigen der Verf. so glücklich war, den Keichhusten nach Anlegung von Blutigeln hinter den Ohren schnell verschwinden zu sehen, so mag seine eigene Bemerkung ihn nicht so stolz machen, dies allein auf Rechnung seiner Methode zu schieben. *(Ce n'est pas le seul exemple de l'influence qu'une pratique, quelque fois heureuse par hazard peut avoir sur une theorie qu'on admet sans autre reflexion et dont l'erreur même séduit, p. 35.)*

Digitized by Google

Ich schliefse hier meine Bemerkungen, die eine genaue Prüfung der im Allgemeinen vortrefflichen Monographie mir an die Hand gaben. Hätte ich die Absicht gehabt eine vollständige Kritik der Behauptungen des Verfassers zu schreiben, vieles hätte ich noch lobend, vieles tadelnd, und berichtigend beibringen können, und müssen. Das letztere hat der gelehrte und besonnene Uebersetzer, wo es am wichtigsten war, gethan, und manche richtige Bemerkung aus dem Schatze der eignen Erfahrung hinzugefügt. Diese Anmerkungen geben der teutschen Bearbeitung einen bedeutenden Vorzug vor dem Originale. Sie ist aufserdem mit so vollkommener Kenntnifs beider Sprachen gemacht, dafs man durch keine Sprachwendung daran erinnert wird, dafs man eine Uebersetzung vor sich hat. Nur eine Unrichtigkeit bemerke ich, um Verwechselung von Arzneymitteln zu vermeiden: *Sulfure de Potasse* ist nicht schwefelsaures Kali, sondern Schwefelleber, Schwefelkali, *Kali sulphuratum.*

Matthaei.

LX.

Forces productives et commerciales de la France; par le Baron Charles Dupin. Paris, Bachelier 1827. *1r. Bd., Vorwort und Dedication XII.; Einleitung XL.,* 330 *Seit.; 2r. Bd.* 336 *Seiten.*

In diesem Werke bezweckt der durch seine Schriften und durch sein unermüdliches Wirken für die Verbreitung nützlicher Kenntnisse ausgezeichnete Verfasser, eine Darstellung des wirthschaftlichen und gewerblichen Zustandes des nördlichen und südlichen Frankreichs, und der grofsen Verschiedenheit, die in der Summe von Produktivkräften in einem jeden dieser beiden Gebietstheile, und in Betreff ihrer Anwendung Statt findet.

Unter den Begriff von Produktivkräften subsumirt derselbe die Arbeitskräfte von Menschen und Thieren in Verbindung mit jenen der Natur und Kunst, in ihrer Anwendung auf den Landbau, in technischen Betrieben, und auf den Handel. Referent glaubt den Zweck, welchen Dupin vor Augen gehabt, und den Gang, den er bei der Ausarbeitung des vorliegenden Werkes genommen hat, nicht besser als mit dessen eigenen Worten andeuten zu können. — „*Les lumieres des peuples comme leur moeurs ont des relations, des rapports intimes et necessaires avec le developpément des forces productives et commerciales. Voila les rapports que j'ai surtout eu pour objet de rechercher et de faire connoître. Apres avoir interrogé les lois générales du royaume et ses grandes institutions, pour apprécier les influences générales, je parcours les classes de la société, pour voir en quoi chacune d'elles peut accroître les services qui lui donnent des titres a notre gratitude, et je m'efforce de leur indiquer de nouveaux services a rendre. Je parcours les diverses contrées de la France, je cherche les institutions locales, j'etudie les associations qui me paraissent favorables au developpement de forces productives et commerciales, au progrès de lumières et des moeurs. Lorsqu'un département m'offre quelque modèle important, je présente, ce modèle à l'imitation des autres départements pour généraliser le bien-être qui s'opère en detail et sous de formes variées sur tant de points de notre territoire.*

J'essaie de reunir en faisceau tous les élémens de la civilisation francaise. — Je compare les forces productives et le produit de ces forces dans chaque département avec la France moyenne; dans la parte occidentale avec la partie orientale; dans le Nord avec le Midi. J'oppose ainsi les trente deux départements du septentrion, aux cinquante quatre Depart. du Centre et du Sud. Ces parallèles ne sont pas un vain objet des curiosité; ils nous révèlent des rapoprts ignorés jusqu'à ce jour, ils nous signalent des differences inaperçues encore; ils nous conduisent a connaitre les causes de ces rapports variés et de ces différences." (Einleit. S. 1 und 2.)

In der mit patriotischer Wärme geschriebenen Einleitung, sind die Fortschritte angedeutet, welche die Entfaltung der Produktivkräfte seit der Restauration in Frankreich gemacht hat, und die Elemente, nach welchen ihre Gröfse geschätzt oder bemessen ist. Als solche bezeichnet Dupin das Menschenkapital, dessen Zuwachs seit 1814 er zu $\frac{2}{3}$ p.C. berechnet; den Viehstapel, insbesondere den Pferdestand und dessen Vermehrung, (um 1 p.C.), jene der Anzahl des Wollviehes; (um $1\frac{1}{4}$ p.C.) den Ertrag der Consumtionsabgaben und der städtischen Octroi's, als Beweifs der Vergröfserung der Consumtion überhaupt, (um 3 p.C.) und als solcher der Vergröfserung der städtischen Population insbesondere; und

Digitized by Google

ihres Wohlstandes; ($3\frac{1}{3}$ p.C.) die Patentsteuer und die Erhöhung ihres Ertrages, als Anzeige der Vergröfserung des Gewerbsbetriebes; ($3\frac{2}{3}$ p.C.) den Kohlenverbrauch und dessen Vergröfserung, als Beweifs von jener der metallischen Fabrikgewerbe; (4 p.C.) endlich, die Erhöhung des Ertrages der Posten ($3\frac{3}{4}$ p.C.) und der Zölle, (4 p.C.) die erstere als Beweifs und Folge der Vergröfserung des Verkehrs im Innern; die letztere als solche des auswärtigen Handels.

Kein Staat kann in der fortschreitend blühenderen Entfaltung seines wirthschaftlichen Zustandes stillstehen; am wenigsten können es grofse Staaten, weil für diese ein solcher stationärer Zustand ein wirkliches Zurückschreiten andeuten würde. Abgesehen von allen übrigen Elementen und Verhältnissen, welche in solchen die fortschreitend gröfsere Entfaltung aller Productivkräfte begünstigen, beruhet ein solches, und zwar eins der wichtigsten, schon in der progressiven Vergröfserung des Menschenkapitals, und in der Summe von Bedürfnissen, die mit diesem sich vermehren, und zur Vermehrung gewinnbringender Arbeit Anlafs und Gelegenheit giebt. Es ist dieses Element um so wirksamer, wenn, wie in Frankreich, die besondere Gunst der Natur die Thätigkeit einer regsamen Population unterstützt. Dafs der wirthschaftliche Zustand in diesem Reiche sich seit der Restauration vervollkommnet, die Masse seiner Productivkräfte, die Summe des Nationaleinkommens und Reichthums sich vergröfsert haben müsse, würde sich, in Ermangelung aller andern beweisenden Daten, schon aus der Möglichkeit, man möchte hinzufügen, aus der Leichtigkeit ergeben, mit welcher nach Bestreitung enormer aufserordentlicher Lasten, die Regierung die jährlich erforderliche Milliarde zur Deckung des gewöhnlichen Staatsaufwandes findet, und aufserdem die Mittel zur Anlegung von Canälen und zu andern, zwar nützlichen, aber kostbaren Unternehmungen gefunden werden. Auch ist es Thatsache, dafs die gewerbliche Thätigkeit sich überhaupt, und dafs insbesondere der Betrieb von mehreren Zweigen des Fabrikgewerbes sich aufserordentlich vergröfsert hat; so, — um nur einige Beispiele anzuführen, — die Baumwollenmanufaktur, die anstatt 12 Millionen Kilogr. roher und halbveredelter Stoffe, die sie im J. 1816 verarbeitet, im J. 1824 eine Quantität von 32 Millionen bedurft hat; die Seidenmanufaktur, deren Bedarf an roher Seide, sich in dem nehmlichen Zeitraume von 400,000 auf 800,000 Kilogr. vergröfsert hat, jener an rohen Stoffen für die Wollenmanufaktur, von 40 auf 48 Million. Kilogr.; die Metallische Fabrikationen, von 908,287 metr. Centr. im J. 1822, auf 1,606,127 dergl. und jene von edlen Metallen insbesondere, von 398,304 Hectogr. im J. 1818, auf 737,153 Hectg. im J. 1825. — Gleichzeitig mit dieser Vergröfserung der gewerblichen Thätigkeit, hat ein gleich günstiger Umschwung in dessen Handel mit dem Auslande Statt gefunden. Nach Maafsgabe der vorliegenden Daten hat die Einfuhr und die Ausfuhr, mit Ausschlufs des ein- und ausgeführten baaren Geldes, und in den früheren Jahren*) mit solchem des Handels mit den Colonien, sich in nachstehender Art vergröfsert, und zwar die

		Ausfuhr aus Fr.	Einfuhr in Fr.
		Frks.	Frks.
die im J. 1816 erst		463,221,000	261,769,000
überhaupt im Durchschn. d. 9 J. v. 1815-23		470,080,000	334,600,000
betragen hat, im J. 1827	mit Einschlufs des Handels mit den Colonien auf	506,823,707	414,137,000
und im Jahre 1828	mit Einschlufs des Handels mit den Colonien auf	609,622,632	607,677,321

Unter den Einfuhren waren nach Maafsgabe der Angaben der Gl. Direktion der Douanen enthalten .	rohe Seide zur weiter, Verarb.	Gegenstände v, Verzehrung.	Manufakt.- und Fabrikwaaren.
	Frks.	Frks.	Frks.
im Durchschnitte der 4 Jahr. von 1820 — 23	240,916,000	101,171,000	44,302,000
im J. 1827 dagegen, für	276,380,167	99,593,935	38,162,899
und im Jahre 1828, für	278,590,868	136,845,918	38,323,537
und unter d. Ausfuhren	an Naturprodukten.	an Fabrikwaaren.	
im Jahre 1827, für . .	158,197,142	348,626,595	
und im Jahre 1828, für	167,377,013	343,835,912	

*) Die Daten über die früheren Jahre sind aus *Moreau de Jonnes le Commerce au 19. siecle I.* 104 und 183 entnommen; die Angaben für die J. 1827 und 1828 hat das Ministerium in der Kammer vorgelegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 106.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1829.

Forces productives et commerciales de la France; par le Baron Charles Dupin.

(Fortsetzung.) *)

In einem nicht sehr entfernten Zeitpunkte, hat die Ausfuhr von Fabrikwaaren, nicht die Hälfte ihres gegenwärtigen Betrages erreicht (nur 162 Mill.) die Einfuhr an solchen, beinahe das Dreifache des gegenwärtigen Aufwandes für solche erfordert (90 Mill.), während die Einfuhr an rohen, zur weiteren Verarbeitung bestimmten Stoffen, kaum die Hälfte ihrer gegenwärtigen Gröfse betragen hat. Es beweisen diese Ergebnisse allerdings, dafs in den gewerblichen Verhältnissen ein glücklicher Umschwung eingetreten ist, überhaupt die Thatsache eines solchen. Auch ist es nicht diese, nicht die Thatsache einer Vermehrung der Produktivkräfte, die irgend einem Zweifel unterliegen könnte, wohl aber die unbedingte Tauglichkeit und Anwendbarkeit des Maafsstabes, mit welchem Dupin die Gröfse ihrer Vermehrung bemifst, welcher, wenn auch nicht unbedingt und unter allen Umständen verwerflich, dennoch manchen Bedenklichkeiten Raum giebt. So z. B. beweist eine Vergröfserung des Ertrages der indirekten Abgaben, insbesondere derjenigen von Consumtibilien, unter übrigens gleichen Umständen, und in sofern diese Vergröfserung nicht das blofse Ergebnifs einer Erhöhung der Abgabentarife ist, allerdings, dafs mit der Vermehrung der Gegenstände von Bedarf, sich auch die Summe der für ihre Hervorbringung erforderlichen Kräfte vergröfsert haben müsse. Es bleibt jedoch die Frage, in wiefern diese Vermehrung als das Ergebnifs eines vergröfserten Wohlstandes, oder vielleicht nur als die natürliche und nothwendige Folge einer solchen der Anzahl von Consumenten ist. Es kann kaum mehr als einer blofsen Hinweisung auf die grofse Verschiedenheit der Wirkungen bedürfen, die nach Maafsgabe als das eine oder das andere der Fall ist, sich entwikkeln, und auf jene ihres Einflusses durch die mehr oder weniger schwunghafte Entfaltung der Produktivkräfte. Eine Balancirung des Ertrages dieser Abgabe im J. 1818 mit der damaligen Bevölkerung, und eine Vergleichung mit den Gröfsen von beiden im J. 1826 — (Dupin hat diese beiden Jahre zu Anhaltspunkten der seinigen gewählt,) ergiebt für die individuelle Beitragsquote in jedem der beiden Jahre, eine beinahe gleiche Gröfse, ($6\frac{1}{28}$, Frks. in dem erstern, und $6\frac{2}{3}$ Frks. in dem letztern Jahre) die auch die nehmliche bleibt, wenn die Vergleichung auf die Abgaben von blofsen Verzehrungsgegenständen beschränkt wird. Es scheint daraus zu folgen, dafs die Erhöhung ihres Ertrages, lediglich nur als das natürliche, nothwendige Ergebnifs der vergröfserten Anzahl von Consumenten zu betrachten sey, und dafs von demselben nicht auf eine ihrer Gröfse entsprechende Vermehrung des allgemeinen Wohlstandes geschlossen werden könne, ohne zu erwähnen, dafs die mit jedem Jahre lauter und dringender geäufserten Klagen über die Höhe und über den Druck dieser Abgaben zu beweisen scheinen, dafs die Vermehrung der Steuerkraft der Consumenten, mit der Erhöhung der Abgaben, nicht gleichen Schritt halte. In gleicher Art würde, in sofern die Vergröfserung des Verkehrs und Handels mit dem Auslande nach jener des Zollertrages bemessen werden soll, eine sorgfältige Ausmittelung des Antheils erforderlich seyn, den die seit einer Reihe von Jahren und beinahe in jedem derselben bewirkte Erhöhung des Zolltarifs, an dessen Erhöhung hat. Doch auch hiervon abgesehen, *) kann der Maafsstab zur Be-

*) Auf der vorigen Seite (840) Zeile 16 von unten mufs es heifsen: rohe Stoffe anstatt: rohe Seide.

*) Dupin giebt den Zollertrag im J. 1818 zu 114 Mill., für 1825 zu 148,234,766 Frks. an; in diesen Summen ist aber der Ertrag des Salzmonopols miteinbegriffen. Der Ertrag der Douanen war in dem ersten dieser beiden Jahre nur 67 Mill.,

Digitized by Google

messung des Verhältnisses, in welchem der Handel sich vergröfsert hat, und zu einer solchen seines wirklichen Umfanges, oder wie Ferber in den so schätzbaren Beiträgen zur Kenntnifs des gewerblichen und commerciellen Zustandes d. preufsisch. Monarchie, sich ausdrückt, „der Spiegel der das treueste Bild des Gewerbefleifses, des mehr oder weniger lohnenden Verkehrs eines Landes und dessen innern Wohlstandes zurückzustrahlen vermag, nur in den Ein- und Ausfuhrlisten," — in einer Uebersicht und Vergleichung der ein- und ausgeführten Gegenstände, und ihrer Werthe gefunden werden. Wird die Gesetzgebung in Betreff der Patentsteuer und die Classirung und Tarifirung der einzelnen Gewerbe berücksichtigt, dann möchte in der Erhöhung dieser Steuer eben so wenig ein richtiger Maafsstab zur Bemessung des Verhältnisses, in welchem sich die Gewerbsthätigkeit vergröfsert hat, als in der Erhöhung des Postertrages ein solcher zur Schätzung der Vergröfserung des Verkehrs im Innern gefunden werden können. Eben so wenig endlich möchte Referent in der Erhöhung des Betrags des Staatseinkommens von 875,342,252 Frks. im Jahre 1820, auf 987,620,580 im J. 1826, den Beweifs eines *accroissement admirable dans la richesse et la prosperité de la France* sehen. Die Gründe gegen die Tauglichkeit dieses Maafsstabes zur Bemessung des Verhältnisses der Vergröfserung des allgemeinen Wohlstandes sind zu bekannt, als dafs es mehr als einer blofsen Hinweisung auf dieselben bedürfen könnte.

Mit besonderer Vorliebe, und in sofern die Literatur als der Ausdruck der Gesellschaft betrachtet werden mufs, gewifs mit vollem Rechte, verweilt Dupin bei der progressiven Vergröfserung der literarischen Thätigkeit, die er zu $9\frac{1}{4}$ p.C. berechnet, und bei der ernsteren, würdigeren Richtung, welche ihre Erzeugnisse seit der Revolution gewonnen haben. Beides schätzt und würdigt er nach der Anzahl der bedruckten Bogen, welche die Druckerpressen früher geliefert haben, und in der neuesten Zeit, sowohl überhaupt, als in jedem wissenschaftlichen Fache liefern, und die nach Maafsgabe der von ihm in sein Werk übertragenen Ausmittelung des Grafen Daru (*Notions statistiques sur la librairie* 1827) nachstehende Summen ergeben, und zwar:

im Fache und Jahr	1811.	1825.	1826.
der Gesetzgebung . . .	2,831,662	15,929,809	18,605,495
der Wissenschaften (*sciences*)	2,214,303	10,928,277	12,160,381
der Philosophie . . .	410,298	2,804,182	3,032,191
der Staatswissenschaften	133,187	2,915,826	2,097,390
der Militärwissenschaften	1,147,400	1,457,913	1,445,982
der schönen Künste . .	161,525	2,937,301	1,999,560
d. Litter. u. schön. Wissens.	3,781,826	30,205,158	27,704,971
der Geschichte, Reisebeschr.	3,375,891	39,457,957	46,545,727
über Gegenst. verm. Inhalts	1,885,869	3,886,975	7,699,977
über Theologie	2,509,752	17,487,037	23,268,420
überhaupt Bogen . . .	18,451,713	128,010,183	144,561,094

Die Bevölkerung Frankreichs in seinem gegenwärtigen Umfange, hat in dem erstern dieser drei Jahre $30\frac{1}{10}$ Millionen, in dem letztern, $31\frac{1}{5}$ Millionen Individuen betragen.*) Wird die Volkszahl mit der Anzahl von Bogen, welche die Pressen überhaupt geliefert haben, vergleichen, dann fallen in dem erstern (rundgerechnet $1\frac{2}{3}$ Bogen; in dem letztern aber $4\frac{1}{2}$ auf jedes Individuum. Aus der Vergleichung der Hauptsummen beider Jahre, und aus einer solchen der Bogenzahl der einzelnen Fächer treten — wie Dupin (S. 36.) anführt — zwei erfreuliche Resultate hervor, nämlich: dafs der Geschmack an der Literatur sich allgemein verbreitet; sodann, dafs derselbe sich vorzugsweise ernstern Gegenständen zugewendet, die Presse überhaupt gesitteter geworden sey. Es sieht derselbe in dieser allerdings erfreulichen Vermehrung der literarischen Production den Beweis, oder zieht aus derselben den Schlufs, dafs die wissenschaftliche, überhaupt die geistige Ausbildung, in gleichem Verhältnisse allgemeiner verbreitet seyn müsse, der jedoch beim Hinblicke auf das düstere Bild, welches er von dem Zustande der Volksbildung in dem gröfsten Theile von Frankreich entwirft, nur mit grofser und vielfacher Beschränkung als gerechtfertigt zu erachten seyn möchte. In anderer Hinsicht, nämlich in ihrer Beziehung als Gewerbs- und Erwerbszweig, ergiebt sich die Wichtigkeit dieser vergröfserten Thätigkeit der Druckerpresse aus der Berechnung, dafs der durch sie erzeugte Merkantilwerth, von dem Lohne des Lumpensammlers anfangend, bis zu dem Gewinn des Buchhändlers, eine Summe von 33,750,000 Fr. beträgt; es ist derselbe zugleich um so

in dem letzten $92\frac{1}{4}$ Mill. Frks.; im J. 1826 101 Mill. Frks., wozu derselbe auch in dem Budget für 1828 projektirt war.

*) Dupin hat das Jahr 1812 (*tout l'Empire*) in Vergleich gezogen; dessen Bevölkerung die gegenwärtige um nahe 13 Millionen Indiv. überstiegen hat. Referent hat daher das J. 1811 aus den *Notions* hieher übernommen, die sich auf den gegenwärtigen Umfang des Staatsgebietes beziehen.

Digitized by Google

schätzbarer, weil die erste rohe Materie, welche dieser Industriezweig handhabt, zum Theil aus Dingen besteht, die an sich beinahe ganz werthlos sind. Dieser fortschreitenden Vergröfserung der Thätigkeit der nicht periodischen Periodischen Presse, geht ein auffallendes Rückschreiten der periodischen zur Seite, wovon bei der so grofsen Aufregung von sich feindlich gegenüber stehenden Interessen, die Ursache wohl kaum, oder doch nicht einzig in der durch die Erhöhung der Stempelabgabe vergröfserten Kostbarkeit der Tagblätter zu suchen seyn möchte. Nach Maafsgabe der in dem vorliegenden Werke enthaltenen Angaben, hat sich die Zahl der Tagblätter von 28,509,533 im J. 1820, auf 26,420,520 im Jahre 1826 vermindert, und während in dem erstern Jahre sich unter 388 Individuen ein Abonnent befunden habe, finde sich in dem letztern ein solcher erst und nur unter 427. Dupin findet in diesen Ergebnissen einen Grund zur Rechtfertigung der periodischen Presse gegen den so oft articulirten Vorwurf, dafs sie, oder der Journalism, die nicht periodische Presse gefährde, und zugleich einen solchen gegen die Nothwendigkeit oder Zulässigkeit ihrer Beschränkung. (S. 21) Eine Prüfung dieser Ansicht würde jedoch auf Fragen führen, deren Erörterung von der Aufgabe und von dem Zwecke einer blofsen Anzeige, zu weit abführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

LXI.

Brahma-Vaivarta-Purani specimen. Textum e codice manuscripto bibliothecae regiae berolinensis edidit, interpretationem latinam adjecit et commentationem mythologicam et criticam praemisit Adolphus Fridericus Stenzler. Berolini ex officina academica 1829 apud Ferdinandum Dümmler. 54 S. 4.

Die Purana's sind bis jetzt gröfstentheils kaum mehr als ihrem Namen nach bekannt; das einzige im Original-Text gedruckte Specimen war bisher das *Dêvi-Mahâtmyam*, eine Episode des *Mârkandêya-Purana*, welche den Kampf der Göttin *Durgâ* mit den Asuren besingt. Um so erfreulicher ist daher die Erscheinung des vorliegenden Werkes, welches von dem *Brahma-Vaivarta-Purana*, den Alexander Hamilton als einen der wichtigsten bezeichnet, ein interessantes Specimen mittheilt, worin die Veranlassung der Menschwerdung *Krischna's* und seiner Gemahlin *Radhâ*, so wie der mythische Ursprung der sieben Meere erzählt wird. *Krischna* ist, wie Hr. Stenzler in der Einleitung bemerkt, nach der Lehre des *Brahma-Vaivarta* nicht, wie er in den älteren Quellen dargestellt wird, eine Verkörperung *Wischnu's*, sondern er ist die höchste Gottheit, ewig, unveränderlich, allgestaltig, der Herr des Alls *); *Wischnu* und die übrigen Götter sind nur Theile von ihm, er ist das erhabene *Brahm*. Auch wird er vorzugsweise der Erzeuger und seine Gemahlin die Mutter genannt. Nach S. 48 des mitgetheilten Stückes trocknet *Laksehmi* mit den Haaren ihm die Füfse, und *Sarasvati*, die Gemahlin *Brahma's*, verherrlicht ihn stets mit entzückenden Lobpreisungen. Die fürchtende Natur, die Lebensquelle von Allem preist ihn mit Verehrung beständig; ihn preist *Brahma* mit vierfachem Mund; *Siwa* preist ihn mit fünffachem Mund, und *Wischnu* selbst, welcher ein Theil von ihm ist, betrachtet im Geiste stets den Erhabenen u. s. w. Sein Himmel heifst *Waikuntha*, wird vom Winde getragen und befreit von Alter und Tod. In unermefslicher Entfernung über *Waikuntha* ist *Gôlôka* oder die Welt himmlischer Hirten, wo *Radhâ*, die Gemahlin *Krischna's*, ihren Sitz hat und die Reihentänze der Hirtinnen anführt.

Einstmals, dies ist im Wesentlichen der Inhalt des vorliegenden Specimens, erfuhr *Radhâ*, dafs *Krischna* einer Hirtin Namens *Wiradscha* seine Neigung geschenkt habe. Ergrimmt über diese Untreue beschlofs sie sich an ihrer Nebenbuhlerin zu rächen, und bestieg einen Wagen, in dessen Beschreibung jedoch der Dichter seiner kühnen Phantasie zu sehr die Zügel schiefsen läfst, so dafs er eher eine ganze Provinz als einen Wagen zu schildern scheint. Denn es findet sich darauf nicht nur alles Prachtvolle, was sich denken läfst, alles was zur Bequemlichkeit einer weiten Reise nöthig ist, sondern auch Altäre, Tempel, Lusthäuser, viele Gärten, Wälder und Teiche. Dieser ungeheure Wagen, ein wahrer *Omnibus* im grofsartigsten indischen Maafsstabe, bringt die Göttin *Radhâ* zum Landsitze der *Viradscha*, an dessen Thüre *Dâman*, ein treuer Diener *Krischna's*, Wache hält, und der Göttin den Eintritt verweigert. Er wird aber von den Gefährtinnen der *Radhâ* mit seinem Gefolge in die Flucht geschlagen. *Krischna*, die Ankunft der erzürnten *Radhâ* vernehmend, verschwand plötzlich, und *Viradshâ*, von übermäfsiger Furcht ergriffen, wurde in einen Flufs verwandelt. Nach *Radha's* Entfernung kehrte *Krischna* zurück, und seine Geliebte in einen Flufs verwandelt sehend, klagte und weinte er am Ufer der *Viradscha*.

Diese erhebt sich auf *Krischna's* inständiges Flehen aus den Wogen in reizendster Gestalt, welche der Dichter mit den lebhaftesten Farben schildert. Aus der Verbindung *Krischna's* mit dem menschlich gestalteten Flusse entsprangen sieben Söhne, welche einstmals, den Zorn ihrer Mutter erregend, durch deren Fluch zur Erde verwiesen und in sieben Meere verwandelt wurden, und dort die sieben Halbinseln oder Inseln bildende Erde (*saptadvipavasundharâ*) umschlossen.

*) *vis'vés'vara* oder *sarvés'a* was Hr. Stenzler an mehreren Stellen durch *omnipotens* übersetzt hat.

Digitized by Google

Als *Krischna* wieder zur Göttin *Radhâ* zurückkehren wollte, wurde er von dieser nicht aufgenommen, sondern auf ihren Befehl von ihren Dienerinnen übermüthig zurückgewiesen. *Dâman*, hierüber ergrimmt, fluchte der *Radhâ*, und kraft seines in Erfüllung gehenden Fluches mufste *Radhâ* zur Erde wandern, wo sie im Hause des *Wrika-Bhâna* geboren und die Gemahlin wurde des *Râyâna*, in welchem ein Theil *Krischna's* sich vermenschlicht hatte.

Den Text dieses Stückes hat Hr. Dr. Stenzler aus einem mit bengalischen Buchstaben ziemlich nachlässig geschriebenen Codex der königl. Bibliothek entnommen, durch manche glückliche Conjekturen berichtigt, die in den Gränzen der Glaubwürdigkeit sich halten und von vertrauter Sprachkenntnifs und besonnener Kritik zeugen.

Der Text ist mit vollkommener Worttrennung dargestellt, sehr correkt gedruckt *) und durch eine genaue Uebersetzung erläutert, in welcher der talentvolle Herausgeber manche nicht geringe Schwierigkeiten befriedigend gelöfst hat. Nur an wenigen Stellen und hier und da in einzelnen Ausdrücken müssen wir von der Auslegung des Herausgebers abweichen. So ist z. B. S. 42 Sl. 50. das Compositum *pramadôttama* in *pramadâ* Frau und *uttama* zu zerlegen. S. 40. übersetzen wir die zweite Hälfte von Sl. 35. „und sie auch (*eam*) die der Söhne beraubte (nahm auf den Schoofs) Hari, er war erfreut." S. 23. Sl. 11. schlagen wir *b'avâmy* für *vadâmy* zu lesen vor und übersetzen: „Du bist meine Seele, mein Geist, Athem, ich bin nur Körper; du bist Gesicht, Stärke, Auge, Leben und höchstes Gut. S. 47. Sl. 80 b. ist wohl für *îs'varam* im Accus. *îs'varah* im Nomin. zu Lesen, und zu übersetzen: „Was bin ich zu sagen im Stande?" Man vergleiche was über diesen Sprachgebrauch Hr. Stenzler S. 17. zu Sl. 100 b. richtig bemerkt hat. In einer Stelle welche Hr. Stenzler nach einer von mir vorgeschlagenen Emendation geändert hat (S. 22. Sl. 9. a) ist *Ks'anam* für *Ks'anê* zu lesen.

Unter den Emendationen des Herausgebers verdient besonders die Umwandlung von *samvaks'atê 'svaram* (I. 35.) in *samvaks'yatê 'svaram* unsere Aufmerksamkeit, denn diese Stelle ist, wenn die Emendation durch Handschriften sich bestätigt, von grofser Wichtigkeit für die Grammatik. Sie zeigt nämlich ein höchst seltenes Tempus, welches die Grammatiker nicht erwähnen, und was auch schwerlich in allen Personen sich erhalten hat, in der zweiten Pluralperson des *Parasmaipadam*, während man es bisher nur zweimal in derselben Person des *Atmanêpadam* oder Mediums gefunden hat. Zuerst hat A. W. v. Schlegel in einer Note zur *Bhagavad-Gita* an einer hierher gehörenden Form (*prasuvis'yad'vam*) Anstofs genommen, und es ist ihm gelungen eine Emendation zur Beseitigung dieser Form aufzufinden, die er jedoch gegen das einstimmige Zeugnifs der Handschriften nicht in seinen Text aufzunehmen wagte, d e aber vielleicht in der Folge Berücksichtigung würde gefunden haben, wenn die Lesart der Handschriften und der Calcutter Ausgabe der *Bhagavad-Gita* fortwährend ohne Unterstützung durch andere Beweisstellen geblieben wäre. Auf eine solche hat aber seitdem Lassen aufmerksam gemacht, in einer Note zur *Pentapotamia indica* S. 88. *), wo er in der gedachten Form ein *Futurum Imperativi* erkannt hat, und seine Ansicht scheint sich durch die erwähnte Stelle unseres Specimen zu bestätigen. Man sieht hieraus wie nach und nach unsere Kenntnifs des sanskritischen Sprachbaus durch Beobachtung des Gebrauchs bei Schriftstellern sich erweitern mufs, statt umgekehrt zu bereitwillig die Lesarten der Handschriften durch muthmafsliche Verbesserungen mit den Lehren der englischen oder Original-Grammatiken in Einklang zu bringen. Es wird sich zeigen, dafs viele wichtige Gesetze, worauf der Organismus der Sanskritsprache beruht, von den indischen Grammatikern ganz übersehen worden, die überhaupt nur die Aufsenseiten der Sprache aufgefafst und zusammengestellt haben, ohne selbst in dieser Beziehung, wie aus dem besprochenen Beispiele hervorgeht, überall vollständig zu seyn.

Syntaktisch wichtig finden wir in vorliegendem Werke den Gebrauch des Imperativs im Sinne eines Conjunktivs nach *yadi* **); auch verdient Beachtung der mehrmalige Gebrauch von *dâ* geben mit dem Infinitiv, wie *σφωΐν δός αγεῖν* bei Homer. Unser Dichter setzt hierbei stets den Accus. der Person, wie S. 32. Sl. 63. *tân nâ dadau gantum*, eine Construction die dem Infinitiv mit dem Accusativ der klassichen Sprachen vollkommen entspricht.

Zum Schlusse müssen wir noch auf einige die Theorie des alt-epischen *Sloka* betreffende schätzbare Beobachtungen aufmerksam machen, wodurch der Verf. in der Einleitung (S. 8—10) beweist, dafs mehrere an gewissen Stellen dieses Versmafses für unerlaubt gehaltene Füfse viel zu häufig vorkommen, als dafs man gegen alle Verse, wo dies geschieht, einen kritischen Argwohn hegen und sie durch gewagte Umänderungen in die gewöhnlicheren Schranken zurückführen müsse. Mit Recht erklärt sich der Verf. gegen die Möglichkeit einer Verdoppelung des *r*, die zwar in unseren Ausgaben manchen Versen zu dem beliebteren Rhythmus verhelfen würde, die aber mit den sanskritischen Lautgesetzen im Widerspruch steht, nach welchen selbst von zwei im Laufe der Rede sich begegnenden R-Lauten der erste jedesmal abgeworfen und durch Verlängerung eines vorhergehenden kurzen Vocals ersetzt wird.

Bopp.

*) Nur zwei Versehen sind mir aufgefallen. S. 25. Sl. 24. a ist *s'ata* mit *Kótaya* zu verbinden und S. 32. Sl. 62. ist *mat* von *parâm* zu trennen, da Wörter, welche *alius* bedeuten, wie Comparative mit dem Ablativ construirt werden.

*) Die nach Schlegels *Ramâyana* citirte Stelle können wir aber in dem erschienenen Bande nicht finden. Vielleicht hat seitdem Hr. v. Schlegel diesen Vers, wenn die Citation richtig ist, als verdächtig verworfen.

**) S. 27. Sl. 32. *yadi satyum brûta yûyam*, *si veritatem dicitis vos.*

Digitized by Google

Nro. 107.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1829.

Forces productives et commerciales de la France; par le Baron Charles Dupin.

(Fortsetzung.)

Uebrigens dürfte in politischer Hinsicht das Datum nicht unwichtig seyn, dafs von den 169 Tagblättern und politischen Journalen, welche gegenwärtig in Paris erscheinen, 151 mit 197,000 Abonnenten und $1\frac{1}{2}$ Million Lesern, der constitutionellen, oder sogenannten liberalen Parthie angehören, während die 18 andern, nur 21,000 Abonnenten und 192,000 Leser zählen, (M. s. die Statistik der periodischen Presse in den Berl. N. 271. zur Allg. Zeitg. d. J.)

Diese Aufzählung der Fortschritte, welche Frankreich in der progressiv gröfsern Entfaltung seiner geistigen und materiellen Kräfte gemacht hat, führt den Verfasser endlich (S. 27 folg.) zu einer Hinweisung auf die gänzliche Veränderung, welche als Folge der Revolution, in den Ideen, Interessen und Sitten, in den Bedürfnissen und Forderungen des Volkes eingetreten ist. Innerhalb der 13 Jahre, die seit der Restauration verflossen sind, wären $13\frac{4}{10}$ Millionen Individuen neu ins Leben getreten, während gleichzeitig $9\frac{7}{10}$ Millionen aus demselben geschieden seyen. Von der Population die während dem Bestehen des Empire gelebt habe, sey beinahe $\frac{1}{4}$ schon nicht mehr vorhanden; zwei Drittheile der gegenwärtigen Bevölkerung, seyen im J. 1789 oder in dem Zeitpuncte der Eröffnung der Nationalversammlung noch nicht geboren gewesen, und die Anzahl von Individuen, welche damals das 20. Lebensjahr erreicht gehabt, sey auf $\frac{1}{9}$; die Anzahl derjenigen welche beim Ableben von Louis XV. in diesem Alter gestanden, auf $\frac{1}{49}$ der Gröfse der gegenwärtigen Population vermindert. So hätten sich vier Generationen gebildet, die sich einander gegenüber ständen, nämlich: die eine, die erst in das Leben getreten sey; eine zweite, die in dem Vollgenusse ihrer Lebenskraft stehe; eine dritte, deren Kräfte sich in raschem Rückschritte mindere, und endlich eine vierte, die am Ende ihrer Laufbahn stehe; mithin deren zwei mit allen Ideen und Ansprüchen die sich in Beziehung auf das bürgerliche Leben in der neuern Zeit ausgebildet hätten, und welchen die beiden andern, mit Ansichten und Begriffen die vor der Staatsumwälzung im Umlaufe gewesen, und mit ihren Erinnerungen aus der Vorzeit, feindlich gegenüber ständen. Als Gegenstand des Widerstreites zwischen dieser neuen und alten Population bezeichnet derselbe (S. 29) *les destineés des forces, productives et commerciales de la France, la liberté du travail et des pensées qui le dirigent,* — sodann, die *puissance politique attachée a la proprieté*, welche die alte Population bis in die neueste Zeit besessen habe, und welche die neue, für sich, für ihre Zwecke und Interessen in Anspruch nehme.

Nach Maafsgabe der Daten aus den Verzeichnissen der Wähler, welche Dupin zugleich vorlegt, kann der Uebergang dieses Uebergewichtes von der alten auf die neue Population, allerdings nicht zweifelhaft seyn. Während nämlich die Anzahl der Wähler aus der erstern, im Jahr 1823, noch 53,000, die Anzahl der Wähler aus der letztern, nur erst 46,700 betragen hat, war bereits im Jahre 1827 ein entgegengesetztes Verhältnifs eingetreten, indem die Anzahl aus der ersteren, auf 40,000 gesunken, jene aus der letztern hingegen auf 60,000 gestiegen war. Nach Maafsgabe der von ihm auf die Mortabilitätstabellen gegründeten Berechnungen, wird nach Ablauf des kurzen Zeitraums von zehn Jahren, im Jahre 1837, die Anzahl der erstern auf 15,400 vermindert seyn, während die der letztern sich auf 84,600 vergröfsert haben wird. —

Ueberhaupt äufsert er beinahe auf einer jeden Seite die Ueberzeugung von der Unausweichlichkeit des Uebergewichtes welches die Interessen der neuen Population über jene der alten Generationen, (über das

Digitized by Google

pouvoir territorial, pouvoir domestique, pouvoir electoral de l'antique generation, (S. 28) in fortschreitend gröſserm Maaſse gewinnen werde, und gewinnen müsse. In diesem Umschwunge, beziehungsweise, in diesem Kampfe um das Uebergewicht, mögte der Schlüssel zur Erklärung mancher Erscheinungen liegen, die nicht bloſs in Frankreich, sondern auch in andern Staaten statt finden; nur daſs in diesen der Kampf weniger heftig ist, weil die Regierungen die Forderungen der Zeit vielleicht richtiger auffassen, und zwischen die sich bekämpfenden Partheyen, vermittelnd und versöhnend eintreten.

Das erste Buch des Werkes ist der Ausmittelung der Summe von Produktivkräften, die wirklich vorhanden sind, gewidmet; das zweite, einer Erörterung über die Vergröſserung, deren sie fähig sind und über die Mittel zu ihrer Bewirkung. In den drei folgenden sind diese Kräfte in einer Anzahl von Departements in der nördlichen, und in einer solchen der südlichen Hälfte des Reiches, und in dem sechsten Buche ihr Verhalten unter und gegeneinander und zu dem Total dieser Kräfte in ganz Frankreich, dargestellt. Vorausgeschickt ist eine Erörterung über die Elemente, auf welche die Schätzung der Kräfte der Staaten bisher gegründet worden ist, und zum Theil wohl noch gegründet wird, — nämlich: die Population, die Arealgröſse des Staatsgebietes, der Geldwerth der gesammten Produktion, und die Gröſse des Staatseinkommens, — und über die Untauglichkeit dieser Maaſsstäbe für diesen Zweck, im Fall, und in sofern eine solche Schätzung auf das eine oder andere dieser Elemente allein, gegründet werden wollte. Und schwerlich mögte die Unstatthaftigkeit eines solchen Verfahrens irgend einem Zweifel unterliegen können. Als Elemente zum Behuf einer richtigen Schätzung postulirt derselbe:

a) eine periodische (etwa nach jedem Decennio zu bewirkende) möglichst vollständige Ausmittelung der Gröſse des Menschenkapitals, und eine Sonderung nach Maaſsgabe der verschiedenen Arten von Thätigkeitsäuſserungen, nämlich mit einer solchen der Anzahl von Individuen, die in dem landwirthschaftlichen Gewerbe, und derjenigen die in technischen Betrieben beschäftigt sind, sodann, der bloſsen Rentenirer, und derjenigen die von der Wohlthätigkeit ihrer Mitbürger leben;

b) eine gleiche Ausmittelung der Gröſse des Viehstapels, insbesondere der Anzahl von Pferden, Hornvieh und Schaafen, mit Andeutung der Anzahl der arbeitsfähigen und der Arbeitsfähigkeit von den beiden erstern, und von jener der Fohlen und des Jungviehes;

c) endlich, eine solche der leblosen, natürlichen und mechanischen Kräfte, — der der Wind- und Wassermühlen, der Dampfmaschinen u.s.w. und der Summe der in denselben enthaltenen Kräfte.

Bei der von ihm bewirkten Ausmittelung der Gesammtsumme der menschlichen und thierischen Kraft in Frankreich, unterstellt derselbe, daſs die Arbeitskraft eines Individuums in der Altersclasse von 12 bis 18 Jahren, sodann in jener von 54 bis 60 Jahren, der Hälfte der Kraft eines solchen in den Altersclassen von 18 bis 54 Jahren: — die Arbeitskraft des weiblichen Geschlechtes, der Hälfte von jener des männlichen gleich: — und daſs die Volkszahl in dieser Periode der vollen Kraft, zwischen den beiden Geschlechtern in zwei gleiche Hälften getheilt sey. Die Population von Frankreich ist zu $31\frac{6}{10}$ Millionen Individuen angenommen, und von der männlichen Hälfte eine Anzahl von $1\frac{1}{2}$ Million Individuen in Abzug gebracht, in Hinsicht auf die Verluste welche die Masse von Kräfte, die in derselben beruhet, durch die Kriege, und durch die Revolution erlitten hat. Bei diesem Verfahren findet derselbe, und zwar für die männliche Population, eine Summe von

Kraft die jener von	7,906,138 Ind.
und für die weibliche, (von 9,406,138 Indiv. die Hälfte) die jener von . .	4,703,069 —
mithin für das Total der menschlichen Produktivkräfte, eine Summe oder Gröſse, die den Arbeitskräften von . .	12,609,207 Ind.

Individuen männlichen Geschlechtes in dem Alter von 18 bis 54 Jahren gleich ist.

Es mangelt an hinlänglich verläſsigten Daten über die Vertheilung der Population nach Maaſsgabe der verschiedenen Hauptbeziehungen ihrer Thätigkeitsäuſserung. Zufolge einer allgemeinen Annahme sollen zwei Drittheile derselben . . . 8,406,038 Individuen in dem landwirthschaftlichen Gewerbe beschäftigt seyn. Wird zu dieser Summe der menschlichen Kräfte, jene der thierischen, — die Kraft eines Pferdes, jener von 7 Männern; die Kraft eines Stück Hornvie-

Digitized by Google

Transp.	8,406,038 Ind.
hes, im allgemeinen Durchschnitte, jener von $2\frac{1}{2}$ Individuen; die Kraft eines Maulthieres und Esels, jener eines Mannes gleichgerechnet*), hinzugefügt	28,872,500
dann ergiebt sich für das Total der diesem Gewerbe gewidmeten Kräfte, eine Summe, die jener der Arbeitskraft von	37,278,538

Individuen männlichen Geschlechts im rüstigen Mannsalter gleich ist.

In ähnlicher Art ist die Summe der Kräfte ausgemittelt, die dem Betriebe industrieller und technischer Gewerbszweige und dem Handel gewidmet sind. Die menschlichen bestehen in dem Drittheile derjenigen, die überhaupt vorhanden sind, und der Landbau disponibel läfst 4,203,019

die thierischen, in der Arbeitskraft von 300,000 Pferden, die in technischen Etablissements und zum Frachtfahren verwendet sind, (die Kraft eines Pferdes = jener von 7 Männern) . . . 2,100,000

Es ergiebt sich mithin für die lebenden Kräfte ein Total von . . . . 6,303,019.

Zu diesen treten sodann die leblosen Kräfte, und zwar: jene durch Benutzung hydraulischer Werke und Vorrichtungen 1,500,000

sodann jene durch Benutzung des Windes, durch Windmühlen 253,333

und für die Schiffahrt 3,000,000

endlich die Kraft der Dampfmaschinen 480,000

und bildet sich hierdurch eine Masse von Kräften, die jenen von . . . 11,536,352

Individuen im Alter von 18—54 Jahren gleich ist.

Nach Maafsgabe dieser Ausmittelungen und Berechnungen, beträgt sonach das Total der Kräfte, die in dem Landbaue, in den technischen Gewerbszweigen und in dem Handel thätig sind, eine Masse, die jener der Arbeitskraft von 48,814,890 Individuen männlichen Geschlechts in den mehr erwähnten Altersklassen gleich ist. Wird von diesem Totale die Summe derjenigen abgezogen, die dem Vertriebe der Erzeugnisse gewidmet sind (für die Schiffahrt und für das Frachtfuhrwerk) dann vermindert sich die Summe derjenigen, die für die Production wirksam sind, auf ein solches von nur 6,436,352. — Das Total der Production und commerciellen Kräfte des Brittischen Reiches, ist nach Dupin's Berechnung, gleich der Arbeitskraft von 60,206,311 Individuen. Es übersteigt mithin dasselbe bei einer Bevölkerung, die kaum zwei Drittheile von jener in Frankreich erreicht, das Total der Kräfte in diesem letztern um $23\frac{1}{3}$ p. C., durch die gröfsere, umfassendere Benutzung von leblosen Kräften, die in dem erstern, der Arbeitskraft von 20,842,667 Individuen, in dem letztern hingegen, nur jener von 5,233,333 Individuen gleich sey. In dem 46jährigen Zeitraume von 1780 bis 1826 habe sich die Summe der Kräfte in dem Brittischen Reiche, durchschnittlich in jedem Jahre, um jene von 628,010 Individuen; in Frankreich hingegen nur um eine solche von 217,092 Individuen vergröfsert. (S. 31. folg.)

In sofern als es sich lediglich nur um eine blofse Ausmittelung der numerischen Gröfse, oder der quantitativen Verhältnisse der Elemente von Produktivkraft handelt, möchte das angezeigte Verfahren seinen Zweck allenfalls erfüllen können. Ob aber auch für die Darstellung der Summe von Kräften, die wirklich vorhanden und in Anwendung sind? dieses ist eine andere Frage, die bei Berücksichtigung der Umstände und Verhältnisse, die auf deren wirkliche Entfaltung und Anwendung von Einflufs sind, nicht unbedingt zu bejahen seyn möchte. Von den Ursachen eines solchen Einflusses erwähnt Referent Beispielsweise jenen, den die Vertheilung der Population auf dem Areale, ihre gröfsere oder geringere Concentrirung in Städten, überhaupt das Maafs ihrer Dichtigkeit auf die Anlässse und Gelegenheiten zur Thätigkeitsäufserung ausüben kann; jenen, den die Erleichterung oder Erschwerung des Vertriebes der Produkte und Erzeugnisse; der Ueberflufs oder Mangel an disponiblen Kapitalien auf die Gröfse der Production äufsern kann, und wirklich äufsert; jenen des Abgaben-, insbesondere des Zollsystems u. s. w. Dieser Unterschied zwischen beiden, nämlich zwischen den Elementen von Kraft und der Summe derjenigen, die wirklich thätig sind, ist, wie es dem Referenten scheint, nicht hinlänglich beachtet, von den erstern, und von der möglichen Gröfse von Kraftentwickelung, zu unbedingt auf das wirkliche Daseyn einer solchen geschlossen, und dabei den Ergebnissen des Calculs ein gröfseres Ge-

*) Referent übernimmt hier strenge die Verhältnisse wie Dupin sie angenommen hat.

Digitized by Google

wicht eingeräumt, als bei Verhältnissen, die so durchaus praktischer Natur, und zum Theil von Zufälligkeiten abhängig sind, vielleicht statthaft seyn möchte.

Das zweite Buch erörtert die Mittel, durch welche die vorhandenen Kräfte vermehrt und vervollkommnet werden können. Die desfalsigen Vorschläge sind sämmtlich durch Mängel, die in Frankreich fühlbar sind, überhaupt durch locale Verhältnisse und Bedürfnisse motivirt, und hierdurch von geringerem allgemeinem Interesse. Mit Wärme weis't der Verfasser die Nothwendigkeit und die Vortheile nach, die mit einer allgemeinen Verbreitung eines zweckmäfsig angeordneten Elementarunterrichts, überhaupt mit zweckmäfsiger allgemeiner Volksbildung verbunden sind, die er zugleich gegen widerstrebende Ansichten und Vorurtheile in Schutz nimmt. *Procurons a la masse du peuple* — äufsert derselbe S. 128. — *un premier germe d'education qui le fasse sortir de ses routines deplorables, qui lui donne une idée du bien-être auquel il est facile de le faire arriver, s'il veut s'y preter. Soyons certains que la generation ainsi formée, ayant acquis l'idée d'une aisance qu'elle peut obtenir, se livrera courageusement aux travaux necessaires pour jouir de cette aisance, et par consequent augmentera de concert, et la production, et la consommation.*

Unter den Mitteln zur Vervollkommnung des Landbaues und zur Erhöhung seines Ertrages, bezeichnet er die Vergröfserung des Futterkräuterbaues und eine solche des Viehstapels, als eins der wichtigsten und dringend nothwendigsten. Mehr als zwei Drittheile der gesammten Bevölkerung entbehrten des Genusses von Fleisch, so wie sich allenthalben der Mangel an hinreichendem Dünger fühlbar mache. Zugleich dringt derselbe auf die Nothwendigkeit einer Verminderung der menschlichen Kräfte, die dem Landbaue gewidmet sind, und die, wie das Beispiel von England und von andern Ländern beweise, ohnbeschadet der Production möglich sey. Die ländliche Population, die hierdurch disponibel werden würde, verweist derselbe in die Städte, die er — mit Recht — als ein Mittel zur Vermehrung der Civilisation und der industriellen und technischen Production betrachtet. Mehrere andere Mittel, die er für den gleichen Zweck vorschlägt, wie z. B. landwirthschaftliche Feste, Schaustellung landwirthschaftlicher Produkte, Prämien für ausgezeichnetes Vieh und dergleichen, sind in mehreren teutschen Staaten, z. B. in Würtemberg, in Baiern, schon seit einer längeren Reihe von Jahren in Anwendung. Die Vorschläge für die Vergröfserung und Vervollkommnung der industriellen und technischen Production (S. 134 folg.) resolviren sich sämmtlich in die Darstellung der Nothwendigkeit, und in eine solche der Vortheile einer zweckmäfsigen Ausbildung der Arbeiter. Insbesondere schildert er den grofsen Nutzen eines zweckmäfsig geleiteten Unterrichtes in der descriptiven Geometrie und Mechanik, für dessen allgemeinere Verbreitung er selbst so viel geleistet hat, und mit unermüdlicher Beharrlichkeit wirkt.

In dem 3ten und 4ten Buche (unrichtig als das 5te überschrieben) giebt Dupin eine Uebersicht oder Darstellung von den Elementen oder Quellen von Produktivkraft in dem nördlichen und südlichen Frankreich. Die Theilung in diese beiden Hälften von ungleicher Gröfse, ist durch eine Linie bewirkt, die von Cherbourg ausgehend, in der Richtung nach Geneve und bis zu diesem Orte das Staatsgebiet durchschneidet, und ist als die nördliche Hälfte der Theil desselben betrachtet, der zwischen der Schweiz, der eben erwähnten Linie, dem Kanale und der Somme gelegen ist. Diese nördliche Hälfte begreift 32 (S. 129 namentlich angeführte) Departements; die südliche Hälfte, die übrigen 54 Dep. in sich, und ist aus den erstern eine Anzahl solcher ausgewählt, (aus der nördlichen Hälfte 18, aus der südlichen 14 Dep.) die sich durch Unternehmungen auszeichnen, die dem übrigen Theile des Staatsgebietes als Vorbild dienen können. Als Anhaltspunct, zur Vergleichung der einer solchen unterzogenen Elemente, ist die Gröfse gewählt, die sich im allgemeinen Durchschnitte von ganz Frankreich, für jedes derselben ergiebt, und mit welchen deren Gröfse in jedem einzelnen Departement verglichen ist.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 108.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1829.

Forces productives et commerciales de la France; par le Baron Charles Dupin.

(Schluſs.)

Es beziehen sich jedoch diese Vergleichungen lediglich nur auf die Gröſse des Areals, auf jene der Population, auf das Einkommen aus Grund und Boden, auf die Gröſse der öffentlichen Abgaben, und auf die Land- und Wasser-Communicationen. Die Verhältnisse der cultivirten Bodenflächen, sowohl in Absicht auf ihre Gröſse überhaupt, als in Betreff ihrer Benutzung für die verschiedenen Culturen, sind nur bei einigen wenigen Departements; das Ertragsverhältniſs, bei keinem angegeben; und eben so wenig ist eine Sonderung der Bevölkerung nach Maaſsgabe ihrer Verwendung in den verschiedenen Hauptkategorien gewerblicher Thätigkeit (in dem Landbaue, in der technischen Produktion und in dem Handel) bemerkt. Endlich ist ihre Vertheilung in die Wohnungsplätze, die Anzahl der Städte, Flecken, Dörfer, Weiler, sodann jene der Feuerstellen beinahe von keinem Departement angegeben. — Die Verhältnisse, die in Betreff der industriellen und technischen Produktion stattfinden, sind bald mehr bald weniger ausführlich, jedoch nicht mit derjenigen übersichtlichen Vollständigkeit beschrieben, welche bei dem Zwecke und der Tendenz des vorliegenden Werkes hätte erwartet werden können, und wie sie z. B. Ferber für den Preuſsischen Staat bearbeitet hat.

Referent betrachtet die Darstellung der Methode, welche Dupin befolgt hat, als eine wesentliche Aufgabe der gegenwärtigen Anzeige. Er glaubt derselben nicht zweckmäſsiger als durch nachstehende Uebertragung der Beschreibung des Depart. der Somme genügen zu können, die auſserdem durch den Ueberblick, welchen die Durchschnitte in Betreff der verglichenen Gegenstände gewähren, nicht ohne statistisches Interesse ist.

	Depart. d. Somme.	Allgem. Durchschnitt v. ganz Frankreich.
1) Areal, Gröſse desselben	604,456 Hekt.	622,482 Hekt.
2) Bevölkerung	508,910 Indiv.	354,083 Indiv.
es fallen von dem Areale auf 1000 Ind.	1,180 Hekt.	1,758 Hekt.
Bevölkerung auf jedem Myriametre	8,419 Ind.	5,688 Ind.
3) Einkommen durch den Landbau überhaupt	32,000,000 Frks.	18,906,976 Frks.
vertheilt sich auf jedes Individuum mit	62 Fr. 87 C.	53 Fr. 39 C.
und durchschnittlich auf jeden Hecktar	52 Fr. 94 C.	30 Fr. 38 C.
4) Betrag der direkten Steuern der Grundsteuer	4,016,798 Frks.	2,357,354 Frks.
der Personal- und Mobiliarsteuer	611,770 Frks.	413,731 Frks.
der Thür und Fenstersteuer	347,760 Frks.	171,329 Frks.
Es fallen von diesen Steuern auf jedes 1000 Frks. Einkommen	155 Frks.	150 Frks.
auf jeden Einwohner im Durchschnitte	9 Fr. 77 C.	8 Fr. 30 C.
5) Produktion an Cerealien		
Weitzen	882,457 hectol.	598,839 hectol.
Roggen und Mengekorn	1,637,544 —	252,211 hectol.
Mais	—	73,281 hectol.
Buchweitzen	40,989 —	97,784 hectol.
Gerste	130,000 —	146,239 hectol.
Kartoffeln	65,000 —	230,241 hectol.
Ueberhaupt	2,755,490 hectol.	1,398,595 hectol.
Es kommen davon auf jedes Individuum	5 hectol. 45 litr.	3 hectol 96 litr.
Hafer	60,000 hectol.	372,867 hectol.
mit dem Pferdestand vergl. für 1 Pferd	83 litres.	13 hectol. 24 lit.
6) Gröſse des Waldareals	55,013 Heckt.	75,831 Heckt.
es fallen von demselb. auf jedes 1000 Ind.	108 Heckt.	214 Heckt.
7) Viehstapel.		
Pferde mit Einschluſs der	72,033 Stück.	28,170 Stück.
im Jahr 1825 gebornen Fohlen	3,327 —	2,204 Stück.
Es kommen von denselben auf jedes 1000 Einw.	141 Stück.	79 Stück.
auf jeden Myriameter	1,191 Stück.	452 Stück.
Ochsen	679 Stück.	20,258 Stück.
Stiere	1,037 Stück.	2,549 Stück.

Digitized by Google

	Dept. der Somme.	Allgem. Durchschnitt v. ganz Frankreich.
Kühe	68,063 Stück.	46,547 Stück.
Jungvieh	14,637 Stück.	10,192 Stück.
Es kommen von der Gesammtzahl alles Hornviehes auf jedes 1000 Indiv	165 Stück.	224 Stück.
8) Wolle-Erzeugung ungewaschen von Merinos	25,702 Kilogr.	8,448 Kilogr.
von Metis	19,350 —	35,351 Kilogr.
gewöhnl. oder Landwolle	—	312,280 Kilogr.
auf dem Vieh gewaschen, alle Sorten . . .	733,804 Kilogr.	53,093 Kilogr.
Ueberhaupt	778,865 Kilogr.	409,172 Kilogr.
wovon auf jedes 1000 Einwohner kommen	1,530 Kilogr.	1,155 Kilogr.
9) Betrag der Patentsteuer, im J. 1814	271,242 Fr.	206,963 Fr.
im J. 1825	327,110 Fr.	289,630 Fr.
Vermehrung für jedes 1000 Fr.	206 Fr.	399 Fr.
10) Handelsstrafsen Landstrafsen . .	582,284 Metres.	372,989 Metres.
natürliche u. künstliche Wasserstrafsen . .	104,000 Metres.	108,162 Metres.
Verhältnifs zwischen beiden, wie . . .	1000 : 178	1000 : 290
Es kommen auf 1 Myriam: —Landstrafsen	9,633 Metres.	5,992 Metres.
Es kommen auf 1 Myriam: Wasserstrafsen.	1,720 Metres.	1,737 Metres.
11) städtische Bevölkerung	88,246 Indiv.	75,669 Indiv.
ländliche . . .	420,664 —	278,414 Indiv.
Verhältnifs zwischen beiden, wie . . .	209 : 1000	272 : 1000

Eine besondere Ausführlichkeit hat der Verfasser der Darstellung der industriellen Verhältnisse in dem Depart. der Seine gewidmet, als Nachweise des aufserordentlich grofsen Einflusses, welchen die Stadt Paris auf die Vergröfserung und Vervollkommnung der Industrie ausübt, worüber in den in mannichfacher Hinsicht interessanten *Recherches statistiques*, noch vollständigere Daten uns mitgetheilt sind.

Die Vergleichung des nördlichen und südlichen Frankreichs, zeigt dieses letztere in einem, in jeder Hinsicht und Beziehung ungünstigeren Lichte. Und wirklich erscheint auch, sobald man mehr in die Einzelnheiten eindringt, Dupins Aeufserung: „dafs beide Hälften von ganz verschiedenen Völkern bewohnt schienen, zwischen welchen in Absicht auf Industrie, Sittigung, Wohlstand, und in solcher auf geistige Ausbildung eine gröfsere Verschiedenheit als zwischen England und Frankreich statt finde," vollkommen gerechtfertigt. Er hat, um diesen Unterschied noch anschaulicher zu machen, auf einer Karte die südlichere Hälfte durch eine dunklere Colorirung von der nördlichen abgemarkt, und den gröfseren oder geringeren Grad von geistiger, überhaupt von Volksbildung, den gröfsern oder geringern Mangel an solcher, durch verschiedene Nüancirung der Tinten bemerklich gemacht. Die nördliche Hälfte ist von der Natur weniger als die südliche begünstigt; überhaupt sind in derselben alle Elemente eines hohen Wohlstandes vereinigt, wodurch aber deren Inferiorität um so greller auffällt. Als die vorzüglichste Ursache, welche die gröfsere Gunst für sie nutzlos mache, bezeichnet Dupin den Mangel an Unterricht, und die verwahrlos'te Volksbildung, wovon die Folgen in allen Verhältnissen fühlbar seyen; als die Ursache der so ungleich günstigeren Gestaltung aller gewerblichen Verhältnisse in dem nördlichen Frankreich, die allgemeinere Verbreitung und die sorgfältigere Pflege von beiden. Von 13 Millionen Einwohnern in dieser Hälfte genössen 740,846 Kinder Unterricht in Schulen, der von den 18 Millionen Individuen in der südlichen Hälfte, nur einer Anzahl von 375,931 zu Theil werde; oder mit andern Worten, von einer Million Individuen in der nördlichen Hälfte, genössen 56,988 Kinder, in der südlichen, deren nur 20,885 Unterricht. Er schildert (II, S. 272 folg.) das grofse Mifsverhältnifs, welches in Betreff der Unterrichtsanstalten in beiden Hälften Statt findet und äufsert sich, so wie auch in der Einleitung, mit Wärme für die Nothwendigkeit ihrer Vermehrung.

Im Hinblicke auf die statistische Wichtigkeit der Resultate, welche die Vergleichung beider Hälften in dem 6ten Buche, S. 249 folg., darbietet, beschränkt Referent sich nur ungern auf die Auszeichnung und Vorlegung der nachstehenden, und bemerkt zugleich in Betreff derselben, dafs alle Zahlen sich auf den Zustand in den Jahren 1825 und 1826 beziehen. Es beträgt nämlich:

	in dem Nördlichen Frankreich.	in dem Südlichen.	Allg. Durchschnitt von dem ganzen Königreiche.
1) die Arealfläche	18,692,191 H.	34,841,235 H.	53,533,426 H.
2) die Bevölkerung	13,167,166 Ind.	17,284,021 Ind.	30,451,187 Ind.
dieselbe auf einem Myriam.	7,044 Indiv.	4,960 Indiv.	5,688 Indiv.
3) das reine Einkomm. v. Landbau	800,600,000 F.	825,400,000 F.	1626,000,000 F.
und durchschnittlich für jedes Ind.	1000 Frks.	785 Frks.	878 Frks.
4) das Total der Kräfte in dem Betriebe der Landwirthschaft u. zwar der menschlichen	3,094,564	4,738,778	7,833,342
der thierischen	13,237,438	15,635,062	29,872,500
überhaupt, zu	16,332,002	20,373,840	36,705,842

Digitized by Google

	in dem Nördlichen Frankreich.	in dem Südlichen	Allg. Durchschnitt von dem ganzen Königreiche.
5) das Total jener in der technischen Production u. zwar der menschlichen	2,063,043	2,082,199	4,145,242
jener der Pferde	1,400,000	700,000	2,100,000
überhaupt der lebenden Kräfte	3,463,043	2,782,199	4,145,242
und der leblosen	2,410,000	2,823,333	5,233,333
überhaupt, zu	5,873,043	5,605,532	11,478,575
6) Das durchschnittlich mittlere individuelle Einkomm. aus dem Landbaue	257 Fr. 69 C.	200 Fr. 93 C.	222 Fr. 83 C.
durch industrielle techn. Production	260 — 23 —	218 — 79 —	239 — 54 —
überh. mit Einschl. bloſserRentenirer	314 — 47 —	228 — 24 —	265 — 93 —
7) endlich, das Verhältn. in welchem in jeder Hälfte das Staatseinkomm. in d. Zeitr. v. 1820-26 sich vergröſs. hat, und zwar: die Patentsteuer um	2,303,225 Fr.	1,122,245 Fr.	3,425,470 Fr.
d. Enregistrement und Stempel	17,612,954 —	7,524,639 —	25,137,593 —
der Postertrag	2,598,488 —	2,064,465 —	4,626,953 —
die Douanen	17,576,114 —	10,067,152 —	27,643,266 —
d. indir. Abgaben	13,227,815 —	4,766,083 —	17,993,898 —
überhaupt, um	53,318,596 Fr.	25,544,584 Fr.	78,863,180 Fr.
Es ergebe sich überhaupt eine Vergleichung, beider Hälften, daſs in einer jeden derselben, eine Mill. Einw. in dem Zeitraume v. 1820-26 ihre numer. Gröſse um	57,195 Ind.	35,182 Ind.	41,700 Ind.
vermehrt; zur Vermehr. des Staatseinkommens . . .	3,902,366 Fr.	1,424,206 Fr.	2,495,670 Fr.
beigetragen habe. Dageg. hätten von einer solchen, in d. nehmlich Zeitr., in einer jeden der beid. Hälft. u. zwar die öffentl. Schulen besucht.	56,265 Kinder.	21,751 Kinder.	36,674 Kinder.

Wohl mit Recht schlieſst Dupin die Darstellung dieser Vergleichungen mit der Aeuſserung, daſs dergleichen Thatsachen überzeugender, als noch so ausführliche Deductionen sprechen.

Eine nicht minder umfassende Darstellung ist der Uebersicht der durch die Land- und durch die natürlichen und künstlichen Wasserstraſsen eröffneten Communicationsmittel gewidmet. (S. 281 folg.) Mit einer Nachweise derjenigen die vorhanden, und mit einer solchen derjenigen, die theils projectirt, theils in der Ausführung begriffen sind, verbindet er zugleich eine Erörterung über die Zweckmäſsigkeit der Richtungen, welche denselben gegeben ist, und über die wohlthätigen Wirkungen und Folgen, welche von denselben für die gröſsere Erweiterung aller Arten gewerblicher Thätigkeit und für die Vergröſserung des Nationaleinkommens und Reichthums gehofft werden können. Die ganze, in einem hohen Grade interessante Darstellung ist indessen zu sehr auf örtliche Verhältnisse bezogen, und durch solche motivirt, als daſs sie einen Auszug erlauben könnte. Er vertheidigt mit Wärme das von andern nicht weniger lebhaft bekämpfte Project einer solchen Erweiterung der Wasserstraſsen, welche Paris für Seeschiffe zugänglich, und diese Hauptstadt zu einem Seehafen machen würde, und weiſst auf den groſsen und wohlthätigen Einfluſs hin, welchen die unausbleibliche Vergröſserung der Bevölkerung der Hauptstadt, und jene aller an dieser (von Paris bis an den Rhein zuverlängernden) Verbindung anliegenden Städte, auf die gröſsere und blühendere Entfaltung der gewerblichen Thätigkeit und des Handels äuſsern müsse. Zugleich versucht er eine Beschwichtigung der Besorgnisse über die Nachtheile, welche durch die Realisirung dieses Projectes für andere Handelsstädte, insbesondere für die Seeplätze befürchtet werden, durch eine Hinweisung auf das Beispiel von Groſsbritannien. In diesem Reiche überwiege nämlich, ohngeachtet sich die Einwohnerzahl von London in dem Zeitraume von 1800 bis 1825 um eine halbe Million Individuen vergröſsert habe, und ohngeachtet der so groſsartigen Vermehrung und Vervollkommnung aller Anstalten für die Beförderung des Handels und der Schiffahrt dieser Hauptstadt, die in der Schiffahrt der übrigen Handelsplätze beschäftigte Tonnenzahl, jene der erstern, die sich in dem erwähnten Zeitraume nur um 33 p. C. vergröſsert habe, während die Vergröſserung für die übrigen Handelsplätze 37 p. C. betrage. Eine Erörterung der Zweifel über die Statthaftigkeit der Schluſsfolge, auf welche Dupin seinen Beweiſs stützt, würde jedoch zu weit von dem Zwecke dieser Anzeige abführen. Dagegen bekennt sich Referent mit dem Verfasser zu der (S. 335.) geäuſserten, — auf alle Länder anwendbaren — Ansicht, die derselbe als ein Fundamentalprincip proclamirt: daſs *toute entreprise propre a donner un vaste développement aux forces productives et commerciales d'une partie de la France, doit en definitive favoriser le développement et l'augmentation des forces productives et commerciales*

Digitized by Google

de tout le reste du royaume considéré dans son ensemble, und dafs in gleichem Maafse die Fortschritte und die Vergröfserung des Reichthums des einen Landes, zur Vermehrung der erstern, und zur Vergröfserung des letztern, in allen Ländern beitrage.

Die Aufgabe, welche Dupin sich in dem vorliegenden Werke gemacht hat, resumirt sich in die Nachweise, dafs die blühendere Entfaltung des wirthschaftlichen Zustandes eines Landes, durch die möglich gröfste Verallgemeinerung des öffentlichen Unterrichtes, überhaupt durch Vervollkommnung der Volksbildung bedingt sey; die erstere mit der letztern gleichen Schritt halte; sodann in jene, dafs der allgemeine Wohlstand sich in dem Maafse vergröfsere, als die Summe der dem Landbaue gewidmeten menschlichen Kräfte auf den absoluten Bedarf vermindert, jene der für die industrielle technische Produktion thätigen Kräfte hingegen möglichst vergröfsert werde. — Und diese Aufgabe ist nach dem unmaafsgeblichen Urtheile des Referenten, genügend gelöfst. Er kennt kein Werk, das ein ähnliches Bild von andern Staaten darstellte. Möge daher Dupins Wunsch (Einleit. S. 2.) dafs Schriftsteller in Teutschland, Italien, den Niederlanden und in den vereinigten Staaten von America seinem Beispiele folgen mögten, nicht unerfüllt verhallen!

v. Malchus.

LXII.

Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden. Zweite Ausgabe. Goethe's Werke; vollständige Ausgabe letzter Hand. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1829. 21. *Bd.* 228 S. 22. *Bd.* 262 S. 23. *Bd.* 286 S.

Erster Artikel.

Ehe wir es wagen an die vereinzelnde Betrachtung des vorliegenden in seinen Resultaten wichtigsten Werkes des spätern Goetheschen Lebens und Dichtens heranzugehn, mag es nach Goethe's eigenem Vorbilde einige Bemerkungen voranzuschicken erlaubt seyn. Denn man kann es für ein charakteristisches Kennzeichen dieser späteren Periode ausgeben, dafs in ihr der erfahrungsreiche Dichter es liebt, die mannichfachen Ergebnisse eines bunt- und tief-bewegten Lebens in allgemeineren Reflexionen herauszuheben, und dann erst den bestimmten Fall, und die einzelne Ausführung als das untergeordnetere folgen zu lassen. Wie anders hat ihn dagegen das in Freude, Schreck und Mifsbilligung getheilte Vaterland in seiner Jugend als poetischen Regenerator, eben so mild als kräftig unaufhaltsam, vorwärts dringen sehn. Damals galt es erst durch den Kampf gegen die für Poesie gehaltene Prosa der Gegenwart und nächsten Vergangenheit eine deutsche Poesie wieder hervorzulocken. In solchem Kampfe finden wir Goethen zwar sein ganzes Leben hindurch begriffen, doch was in spätern Jahren zu scharfen und zahmen Xenien ward, sich wohl auch zu wohlmeinender Billigkeit und Anerkennung herumwandte, ja ganz zu verschwinden schien, dieser Kampf gegen Zeitgesinnung und Zeitlitteratur bestimmt in den ersten Jugendjahren Ton und Farbe und zum Theil selbst den Inhalt der Goetheschen Poesieen; er giebt ihnen die bewunderte Lebendigkeit und siegende Eindringlichkeit. Die Gesinnungen, gegen welche Goethe bei seinem ersten Auftreten ankämpfte, sind, wenn zwar nicht mehr die herrschenden, dennoch bekannt genug, und wie er solchem prosaischem Zustande zunächst in der Gestalt des Goetz ein Bild dessen, was ihm als poetisch erschien, gegenüberstellte, ist hier nicht der Ort auseinanderzusetzen. Dagegen würde es zweckmäfsig seyn, da wir unseren Dichter in seinem letzten Producte als Romandichter zu betrachten haben, auf die früheren Romane einen wenn auch nur flüchtigen Blick zu werfen. Geben uns doch diese Romane schon deutlich den ganzen inneren Gang des Goethischen Dichtens zu erkennen, und der bestimmtere Charakter der Wanderjahre läfst sich am schärfsten herausheben, wann man sie dem Werther direct entgegenstehen, den dazwischen liegenden Lehrjahren und Wahlverwandtschaften folgen sieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 109.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1829.

Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden. Zweite Ausgabe. Goethe's Werke; vollständige Ausgabe letzter Hand. 21. 22. *u.* 23. *Bd.*

(Fortsetzung.)

Indem diefs hier jedoch zu dem Zwecke geschehn soll, zunächst den Inhalt der Wanderjahre, durch welchen die poetische Form derselben bedingt ist, klar hervortreten zu lassen, wird es erforderlich seyn diese vielgestaltige Kunstwelt ihrer poetischen Hülle zu entkleiden, und die vollen lebendigen Gestalten in den raumlosen Schatten ihres Inhalts zu verwandeln, wie oft und immer wieder sie auch Jeden gerade durch diese poetische Hülle und Lebendigkeit entzückt haben mögen. Bei beschränktem Raum möchten sie in ihrer vollen poetischen Gestalt hier keinen Platz gewinnen dürfen. — Am härtesten tritt in der ersten polemischen Jugendperiode Goethe's der Kampf gegen die ganze vorhandene Wirklichkeit im Werther auf. Hier ist der Kampf nicht mehr wie im Goetz indirecter Natur, sondern was jenes tumultuarische Drama in den Zwecken des Bischofs von Bamberg und der Seinen nur angedeutet hatte, das zeigt sich im Werther als das kleine deutsche Staaten- und Stadtleben vollkommen mit allen den Zügen ausgebildet, welche von nun an als die Physiognomie der Philisterei bezeichnet wurden. Die Darstellung dieser prosaischen Sinnesweise macht eine Hauptseite in den Wertherschen Briefen aus; Goethe sieht nun dem Feinde, den er bekämpfen will, dreist ins Auge, er lauscht ihm alle Schwächen ab, und stellt sie mit plastischer Anschaulichkeit aufs pikanteste dar. Doch wie er diesem Feinde die Kraft einer festbestehenden Wirklichkeit zugestehen mufs und die poetische Regeneration dieser Wirklichkeit noch nicht zu vollbringen vermag, so bleibt die Welt deutscher Prosa noch der harte Fels, an welchem die Woge eines tiefen, gewaltsam aufbrausenden, wild sich kräuselnden Gemüths machtlos zerschellt. Wir finden in den Briefen des armen Werther einerseits die ganze Kleinstädterei mit Fraubasen und Erbschaftsangelegenheiten, mit einem Medicus, der ernst und gravitätisch bei jedem Wort, das er spricht, die Handmanchetten zurechtzupft, und nicht leiden kann, wenn ein ausgewachsener Mann sich mit den Kleinen auf dem Fufsboden umherbalgt; — wir lernen Alberten kennen, den ordentlichsten fleifsigsten Menschen, dem als einem guten vom Hofe begünstigten Geschäftsmanne ein einträgliches Amt nicht entgeht; kaum hat er's erlangt, so denkt er ernsthaft an's Heirathen, doch nicht aus innerster Neigung, sondern weil es die sterbende Mutter der Verlobten so angeordnet. In der grofsen Stadt werden wir zu einem für Werther pedantischen Gesandten geführt, der keine Phrase versteht, wenn man sie nicht nach der gewohnten Melodie ableiert, der keine Inversion im Styl leiden kann und nach den besten Partikeln sucht; der Unterschied der Stände tritt uns schroff entgegen, und nirgend zeigt sich ein Sinn für grofse Interessen, für Geist und Gemüth, überall nur der engste Kreis, fest zu Pflichten und Gesetzen versteift, und bis zur armseeligsten, geistigen Dürftigkeit zusammengeschrumpft. Und gerade diese Gehaltlosigkeit vertheidigt sich mit allen Händen und Füfsen, mit Naserümpfen und Achselzucken siegreich gegen alle Ansprüche tieferer Gemüther und begabterer Naturen. Edle Gestalten, wie der gemüthvolle Minister, der Erbprinz, welcher Werthern bei seinem Abschiede 25 Ducaten mit einem Worte schickte, das den im Innersten Bedrängten bis zu Thränen rührte, treten in den Hintergrund zurück. Auch sie lassen jene Welt der Prosa, als sey an ihr nichts zu ändern, ruhig bestehn, sie wissen nur ihr edleres Innere kampflos neben dem äufseren Leben in dieser schlechtern Wirklichkeit zu bewahren. Mehr schon zeigt sich in Lottens lieber Gestalt ein schmerzlicher Bruch. Einerseits hegt auch sie jene Gesinnungen, die Werthern aus dem Leben herausdrängen, dann

Digitized by Google

aber athmet sie auch durchaus in jener reinen jugendlichen Lebensfrische, wie sie erst die goethische Poesie neu hereinbringt: was sie thut, schöpft sie aus ihrem tiefsten Inneren, aus der Religion ihres Herzens, umkleidet es mit ihrem eigensten Selbst; sie thut es nicht nur, weil es Pflicht und Gesetz, sondern weil es ihr so zu handeln angeboren oder doch zur zweiten Natur geworden ist. In diesen Richtungen sympathisirt sie mit Werther — bei der Stelle eines lieben Buchs, wo sein Herz und ihres in einem zusammentreffen, in hundert anderen Vorfällen, wo es kommt, dafs ihre Empfindungen über die Handlung eines Dritten laut werden. Sie denkt an Klopstock beim mild herabrieselnden Regen nach dem Gewittersturm, und weifs Melodieen zu singen, die allen Sturm in Werthers Brust beschwören. Von dieser Seite darf Werther behaupten, sie liebe ihn, sie wäre mit ihm glücklicher geworden. Doch in dem Zwiespalt ihres Inneren fühlt sie sich zuletzt Werthern und ihrem Gatten entfremdet, und der Dichter läfst es zweifelhaft, ob sie Werthers Tod überleben werde. — Solcher nüchternen Wirklichkeit steht nun der einsame Werther wonnetrunken und bis ins Innigstinnerste verzweifelnd gegenüber. Er hat die ganze Bildung aller übrigen Gestalten; er versteht so gut wie Andere einen Land- und Stadt-Ball zu arrangiren, bei einem Gesandten zu speisen, in Assembleen sich zu benehmen, und mit Fräulein v. B. auf der Promenade zu schwatzen. Besser als jener junge Mann, der so eben von Academieen kommt, weifs er von Batteux und Winkelmann zu reden, er hat Sulzers Theorie, den ersten Theil, ganz durchgelesen, ob er gleich nicht, wie jener ein Manuscript von Heynen über das Studium der Antike besitzt. Und könnte er sich hiemit begnügen, wäre er fähig ein Amt, einträglich oder nicht, zu übernehmen und, wie Nicolai verlangt, Lotten zu heirathen, Kinder zu zeugen und ein guter mäfsiger friedlicher Gatte, Vater und Bürger zu seyn, — er würde wie Andere beruhigt eines erwünschten Glückes dankbar gegen Regierung und Vorsehung geniefsen. Aber er ragt über diese nützlichen Grundsteine des Lebens weit hinaus; er fühlt, und diefs ist das Poetische in ihm, mit der ganzen Tiefe seines leidenschaftlich bewegten Gemüths, dafs im Menschen noch so viele andere Kräfte ruhen, die bei solchen Lebenszwecken alle ungenützt vermodern. Nirgend findet er, wie er es fordert, in diesen Zuständen und Verhältnissen sein eigenes Inneres befriedigt; er ruft laut in die Welt hinaus, aber an keiner Stelle giebt ihm ein befreundetes Eccho den ganzen Ton seiner Seele wieder. Anfangs zwar ist die Einsamkeit am patriarchalischen Brunnen, an der Brust der Natur seinem Herzen köstlicher Balsam, und eine wunderbare Heiterkeit hat bei diesem Genusse seine ganze Seele eingenommen; er kann in Wahlheim in blauem Frack und gelber Weste unter der Linde sitzen, sich selbst einen Kochtopf aussuchen, die Zuckererbsen zum Mittagbrodte im Garten pflücken und abfäden, und dabei in seinem Homer lesen; er fühlt sich auf den Gipfel des Glücks gehoben, als sein horchendes Ohr den Wiederklang seines Herzens aus Lottens Herzen vernimmt. Doch diefs Glück ist nur eine grausame Täuschung. Einerseits zieht ihn die Gegenwart und Wirklichkeit an, er hat die derbe Lust auch sich in ihr anzubauen, aber alle Lebensverhältnisse zeigen ihm nur die prosaische Seite ihrer Philisterhaftigkeit. Diese Wurzeln des Daseyns scheinen ihm dürr und vertrocknet; sie können sein Leben nicht stützen, gewaltsam reifst er sie aus, und nun schwankt er sturmbewegt, dämmernd und träumend haltungslos umher. Sein ganzes Leben besteht jetzt nur in der schmerzlichsten Erfahrung, dafs kein Verhältnifs, kein Stand, keine Richtung der Welt, wie sie vor ihm liegt, keine Kenntnifs und Erkenntnifs seinem Inneren genüge; der ganzen Summe seines Daseyns nach fühlt er sich beklemmt, geängstigt, gepeinigt, befriedigungslos umhergeworfen. Sein Herz hat die Kraft nicht irgend einen Zustand der Wirklichkeit zu ordnen und umzugestalten, sein Inneres ist eine bodenlose Tiefe, in der es glüht, gährt und wühlt, in die alles versinkt und nichts neu sich gebiert. So vermag er nichts, als sich innerlich gewaltsam und immer gewaltsamer abzuarbeiten, sich immer härter mit der Natur, mit dem ganzen Kreise bürgerlicher Verhältnisse, ja mit Gott selber zu entzweien, sich an dem eigenen Feuer seines Widerstreits gegen die Welt schnell und immer schneller zu verzehren, und wie er die Gültigkeit alles dessen, was Andere um ihn her hochachten, in sich vernichtet hat, und zuletzt sich selber zu mangeln beginnt, kann er nur das Daseyn eines Grabes gewinnen, wo Priester und Levit sich vor dem bezeichneten Steine seegnend vorübergehn und der Samariter eine Thräne weint. —

Solchem Inhalte nun ist die Form dieses Romans vollkommen gemäfs. Wenn sich Rousseau in seiner

Digitized by Google

Heloise der Briefform auch noch da bedient, wo er nach Juliens Verheirathung seine ganze Philosophie über die Gesindeordnung, über die gute Einrichtung einer Landwirthschaft zum Besten giebt, so zeigt sich diese Form bei dergleichen Inhalte als überflüssig, ja selbst als störend. Aber Werthers Thaten sind nur seine inneren Zustände, seine Klage, sein Verglühn und Zerscheitern in sich selbst, die lyrischen Ergüsse, welche ihn dem Grabe zutreiben. Solche Stimmungen und Seelenleiden, solche Verzweiflung läfst sich nicht beschreiben; hier mufs das Herz sich selbst gegen eine mitfühlende Seele ergiefsen. Albert, Lotte, der Minister, der Gesandte haben nicht nöthig zu schreiben, doch Werthern können wir nur durch ihn selber kennen lernen. Wir haben keinen Briefwechsel, nur Briefe nöthig. Und sobald diefs zerrüttete Gemüth selbst nicht mehr zur Wirklichkeit eines Briefes zu gelangen vermag, und Verhältnisse klar auseinander zu setzen sind, die aufser Werthers Gefühlsbereich liegen, wird auch meisterhaft die nun gleichgültige Briefform abgeworfen, und es tritt die ruhigste obschon wärmste Erzählung ein. — Was aber diesen Briefen den immer neuen Reiz verleiht, ist die polemische Stellung Werthers gegen eine weit verzweigte Wirklichkeit; er lebt nur in diesem und durch diesen Kampf: so wird die Darstellung jener ganzen Welt der Prosa mit dem Ergufs seiner Empfindungen aufs innigste verwebt, und diese statt einseitig, leer und langweilig zu werden, erhalten einen unendlich mannichfachen Reichthum der buntesten Situationen und Steigerungen. Einen grofsen Theil ihrer hinreifsenden Frische und unwiderstehlichen Eindringlichkeit verdanken die Wertherschen Briefe gewifs der meisterhaften Verschmelzung der lyrischen Kraft und der höchsten epischen Anschaulichkeit; jedes Gefühl spricht sich in engster Verknüpfung mit der äufseren Situation aus, durch die es erregt ist; es zeigt sich hauptsächlich durch die Art wie dieser oder jener Vorfall erzählt wird. Der einzelne Ausdruck aber ist immer für die besondere Stimmung der allerangemessenste, und wie Werthers Gemüth jede bürgerliche Ordnung, jedes Gesetz überspringt, weifs er auch von keiner Syntax allgemein und gleichmäfsig sich äufsernder Bildung, und durch Wortstellung, Inversionen, Gedankenstriche, Auslassungen, Abbrechen, Uebergehen in andere Constructionen ist alles wie die Gefühle seines eigenen nie beruhigten Gemüths umgestellt und durcheinander geworfen.

Die Erinnerung an den jugendlichen Werther haben wir nun deshalb bei dem Leser anzufrischen versucht, weil die feindseeligste Stellung eines sich nur auf sich beschränkenden poetischen Inneren gegen eine freilich trockene und prosaische Wirklichkeit, und das Verharren in dieser Stellung gerade das Entgegengesetzte von dem ist, womit uns Goethe gegenwärtig in den Wanderjahren beschenkt. Denn hier erscheint die Sorge für das Bestehen, den Nutzen, das Aufblühen bürgerlicher Verhältnisse, für ihr höchstes und vollstes Gedeihn der vornehmlichste Zweck. Die Poesie des Lebens soll sich friedlich, erheiternd und verschönend mit dieser tüchtigen Nützlichkeit verbinden. Der letzte kaum vernehmbare Nachklang des Wertherschen Schmerzes ist nur die trübe Klage der Entsagung, wenn auch die innigsten Wünsche des Einzelnen verstummen müssen, weil sie mit dem vernünftigen, sittlichen und bürgerlichen Ganzen nicht zusammenstimmen wollen. Doch liegen auch im Werther schon Seiten, welche die späteren Werke möglich machen. Denn wie sehr hier auch gegen die bürgerlichen Verhältnisse und alle übrigen Lebenskreise, wie sie in jener Zeit sich ausgebildet hatten, angestürmt wird, so sind sie dennoch auch zum Theil von Werther schon als Grundpfeiler des Lebensbaues anerkannt. Er selber, ehe er stirbt, bringt alle seine Angelegenheiten in Ordnung. Goethes poetischer Sturm geht eigentlich, wie später sich immer klarer hervorthut, nicht gegen den Inhalt jener Verhältnisse, sondern nur gegen ihre prosaische, geistlos moralische Form. Er fordert nur: sie sollten nicht als ein für allemal fester Pflichten- und Ordnungscodex dem Einzelnen gegenüberstehen und jede Individualität, Naturanlage und eigenthümliche Richtung unlebendig zurückdrängen, sondern im Gegentheil eng damit verbunden solle das Individuum auch sein eigenes Selbst lebendig darin heimisch fühlen, und sein eigenes Gemüth als den tiefen Quell empfinden dürfen, aus dem der ganze weitere Lebensstrom sein Maafs und seine Richtung erhalten müsse. Zu dieser Forderung gesellt sich früh der Drang mit solchen Verhältnissen auch noch weitere Reichthümer, den Blick in das All der Natur, in alle Zeiten der Geschichte, der Kunst und Religion zu verbinden.

Digitized by Google

Man kann von dieser Seite her die goethesche Poesie als das Streben bezeichnen, die Poesie des Gemüths mit der sogenannten Lebensprosa, die innersten Bedürfnisse des Einzelnen mit allgemeiner Sittlichkeit und bürgerlicher Ordnung friedlich und freundlich, so dafs nirgend sich Bruch und Trennung dieser Seiten zeige, zu eigner Befriedigung Jedes, und zu allgemeinem Genusse vereinigt darzustellen. Um solche vollendete harmonische Bildung in dem Bereich des rein Menschlichen ist es Goethen besonders nach der italienischen Reise zu thun. Denn hier vornehmlich lernte er vor griechischen und römischen antiken Meisterwerken, vor Palladio's christlich-antiken Kirchen und Pallästen, und vor Raphaels plastischen Heiligen und Madonnenbildern, nur solchen Inhalt zu wählen, der auch seiner ganzen Bedeutung nach in bestimmter Gestalt gegenwärtig und anschaulich zu werden vermöge, und nicht in seiner Ueberschwenglichkeit gewaltsam jedes Kunstgefäfs, das ihn ganz umschliefsen will, zersprenge. Dieser reinste Kunstsinn mag Goethen auch vornehmlich von aller künstlerischen Darstellung des christlich Religiösen als Religiösen abgehalten und ihn dem Auffassen alles Menschlichen zugetrieben haben; es ist der Sinn der ihn von manchem Gemählde Guidos, dessen Pinsel er höchlich ehrt, unwillig sagen läfst: als sich die Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen vermählten, daraus entstanden mancherlei Ungeheuer.

Solchen Gesinnungen verdanken die Lehrjahre ihr Daseyn und ihre Vollendung. Man kann diese Erziehungsgeschichte einer edlen Natur zu harmonischer menschlicher Bildung, wie paradox es auch immer klingen mag, eine epische Fortführung und Ausführung des Tasso, nennen des reichsten goethischen Drama dieser Periode. Auch in Tasso ist das stets wiederkehrende Thema unseres Dichters: der Streit des prosaisch klugen Lebenssinnes, bei welchem leider die Grazien ausgeblieben, und des poetischen Gemüths, das im Kampf gegen die Weltprosa wunschlos in sich verglimmt oder leidenschaftlich sich zerrüttet, so wie hier zum erstenmale das neue Thema der reinsten Verbindung jener widerstreitenden Lebensrichtungen in den einfachsten aber vollsten Accorden zu neuer Vollendung durchgearbeitet. Was in dem Drama bei Antonio und der Leonore Sanvitale einfach als individueller Sinn und Karakter erscheint, ist in den Lehrjahren gleichsam zu der weitverzweigten Welt bürgerlichen Betriebes, der Landwirthschaft u. s. f. zur Erscheinung aller Stände, und zu der Mannichfaltigkeit der verschiedensten von solchen Lebensseiten erfüllten Karaktere episch auseinander gebreitet. Dieser neueröffneten Welt steht als gewandelter Tasso der Wilhelm Meister gegenüber. Schon Tasso, indem er ein scheiternder Schiffer im Sturme des Lebens den unerschütterten Lebensfelsen Antonio, um nicht zu versinken, fest umklammern mufs, fühlt tief was seinem Inneren zum Leben mangle. Wilhelm nun ist diefs neue poetische Gemüth, das nach reinster äufserer und innerer harmonischer Bildung, nach tiefster Versöhnung aller poetischen mit den prosaischen Lebensforderungen hinzustreben sich getrieben fühlt. Zunächst ist diese Harmonie nur Anlage, und diese Anlage und Bildsamkeit giebt Wilhelmen, den ausgeprägten einseitigen Karakteren gegenüber, in diesem Sinne den Schein der Karakterlosigkeit. Von der Ahnung der Vollendung angespornt, geht er vom Gegensatze seines noch erfahrungslos irrenden Inneren und der Fülle menschlicher Verhältnisse und Lebensgebiete nach dem schönsten Ziele aus. Er macht die Lehrjahre seines Lebens tief und in aller Breite durch. Wonach er ausläuft ist die Stellung in der Familie und im Ganzen der bürgerlichen Welt. Beide verkennt er; Handel und Gewerb verschmäht er und glaubt in dem Schauspielerleben, diesem Schein der Kunst und Sittlichkeit, sey das Höchste zu suchen; das väterliche Haus, Eltern, Freunde, Verwandte will er verlassen, um sich dem Mädchen zu verbinden, das, obschon es ihm treu und liebend anhängt, dennoch die Ansprüche eines früheren unwürdigsten Liebhabers nicht ganz zurückzuweisen vermag. Vom Schmerz des ersten Liebesirrthums geheilt, tritt Wilhelm nun in die Welt hinaus; und hier dreht sich seine erste Erfahrung in den Hauptpuncten darum, dafs er die Schauspielkunst und ihre Prosa in der Wirklichkeit, ihre Stellung in der Welt nach allen Seiten hin kennen lernt. Dazwischen nie abreifsend schlingt sich der Faden der Liebe.

(Die Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Nro. 110.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1829.

Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden. Zweite Ausgabe. Goethe's Werke; vollständige Ausgabe letzter Hand. 21. 22. *u.* 23. *Bd.*

(Fortsetzung.)

Die lockere Philine, die anempfindende Frau Melina, die schöne als schwächere Leonore augenblicklich sanft und süfs sich hingebende Gräfin, die leidenschaftlich sich selbst zerstörende Aurelie, alle fordern und erhalten den Tribut seiner Liebe und Theilnahme; keine aber weifs sein ganzes Herz zu rühren, das ein vollendetes Weib fordert, wie er zu männlicher Vollendung vorzudringen in sich den Wunsch und Muth fühlt. Am nächsten seinem Herzen stehn in diesen Jahren seines Irrens und Lernens, die ein buntfarbiges fröhliches Bild des kleineren deutschen Lebensgetreibes vor uns ausbreiten, die beiden fremden düstern Gegenbilder dieses Treibens. An Wilhelm, den Aufgeschlossenen, Bildsamen, der den ganzen Reichthum des Menschen seinem Innersten aneignen will, kettet sich eng und ewig die unaufgeschlossene Knospe jenes unergründlichen Kindergemüths, das seinem heimischen Boden früh entrissen, in die theilnahmlose Welt hinausgestofsen, vom tiefsten Gefühl dieser Einsamkeit ergriffen, nun für immer sich und Anderen ein verstummendes Geheimnifs bleibt. Dem Einzigen in der weiten unermefslichen Welt, der zuerst Theilnahme und Neigung blicken läfst, gehört diefs tiefe Gemüth ganz und unauflösbar an. Doch der eigentlichen Stellung im Leben von Anfang an entrissen, verzehrt sich diefs glühende Herz, wie es das Licht des Tages nie hätte kennen lernen sollen, an der gedoppelten vergeblichen Sehnsucht nach der heimathlichen Sonne, und dem Geliebten, dem Freunde, dem Vater, der ihm alles ersetzen sollte und doch nichts zu ersetzen fähig ist. Die Gesänge dieses stummen Kindes sind stets nur Schwanenlieder der verklingenden Seele; nur der Tod wird die Lösung für das Räthsel seines Lebens. Wie Mignon sich an Wilhelm drängt, wie er, dem solche Concentration so gänzlich mangelt, sie an sich zieht, und fallen läfst, als bei vermehrter eigener Tiefe und Beschlossenheit die Kraft der Anziehung nachläfst, so begleitet ihn, der nach Bildung und Klarheit instinctartig strebt, als zweites ergänzendes Gegenbild jener düstere heimathlose Wanderer, der geheimnifsvolle Harfenspieler. In dumpfer Klosterbeschränktheit erzogen, unklar der ersten freien Liebes- und Lebensregung hingegeben, hat der Mönch unbewufst schuldvoll in blutschänderischer Liebe das Schrecklichste begangen. Als dann plötzlich der Blitz der Klarheit das Dunkel seines Bewufstseyns für Augenblicke erhellt, will er gegen Religion und Sittlichkeit sich den Seinen und der Welt in mifskennender Aufklärung läugnen, dafs was er begangen ein Verbrechen vor Gott und Menschen sey, bis er endlich, vom Widerspruche dieser Freigeisterei und jener Dumpfheit innerlich zerrüttet, rastlos in die weite Welt heimathlos hinausschweift. In der ewig düstern Nacht seiner Seele leitet auch ihn als schützender Engel besänftigend und tröstend nur die Macht des Gesanges, und zu eigener wie zu fremder Erquickung giebt ihm ein gütiger Gott, im Schmerze der Verzweiflung zu sagen was er leide. Dafs diese beiden Gestalten Wilhelmen bei seiner Wanderschaft des Irrens, bis er sich dem Ziele nähert, begleiten, gehört zu den Meisterzügen dieses wundervollen Werkes; sie sind die dunklen Folien, welche erst wahrhaft den Glanz seines Inneren hervorleuchten lassen. Wie Wilhelm sich ganz dem Hamlet hingiebt, weil dieser in der poetischen Welt ihm ähnlich ist, so zieht ihn umgekehrt zu jenen das Gefühl des Mitleidens hin, weil sie in der Wirklichkeit so ganz das Gegenbild seines eigenen Lebens sind. An diesen Zusammenhängen wie an dem Anblick der bürgerlichen Welt hat Wilhelm sich zu erziehen. Die Lehrmeisterin seiner Lehrjahre ist das innere Wesen,

Digitized by Google

die Vernunft dieser Verhältnisse selbst, deren Einsicht, ehe Wilhelm sie selber zu erlangen beginnt, nur in einem Kreise lebensklarerer Männer erscheint. Diese, wie sie ihm halb zufällig, halb mit Absicht auf seinem Wege begegnen, ziehen ihn zu sich heran, leiten ihn seinem eigenen freien Willen unbeschadet. Doch der allgemeinere Zweck, in solcher halb zufälligen, verborgenen Weise gediegene Gemüther zu dem Ziele hin, das sie ihrer Eigenthümlichkeit nach erreichen können, zu ziehn und zu erziehn, erscheint mehr als ein ernsthaftes in reiferem Alter wiederaufgegebenes Spiel jugendlicher Jahre, das nur noch in dem geheimnifsvollen Thurm Zeugnifs seines früheren Daseyns giebt. — In dem Maafse, in welchem Wilhelm sich dem Ziele seiner Bildung nähert und sich wandelt, verändert sich nun auch um ihn her die Gestalt der Verhältnisse, in welche er verwickelt wird. Das prosaische nüchterne Erwerbsleben in des alten Werners dunklem, in seines eigenen Vaters prunkvollerem Hause, aus welchem die Schätze antiker und neuerer bildender Kunst hinauswandern mufsten; das Puppenspiel; das Schauspiel der Fabrikarbeiter im Gebirge; das Kunstreiter- und Theatertreiben in der kleinen Stadt; beim Grafen das Gewühl vornehmer Stände auf dem Hintergrunde eines lebhaft durch wichtige Interessen bewegten Lebens; die Kammermädchen-Leichtfertigkeit Philinens und die feinere der Baronesse; die falsche Kunstliebe des Grafen und des Barons; das ungebildete Benehmen der Militairs im Schlosse; Jarno's schonungsloser Weltverstand, der überall das Falsche kennt und gemüthlos tadelt, das Kluge thut und das Vortrefflichste schätzt, doch es kaum dem Menschenpack, das er verachtet, gönnen mag, und nur im Lächeln des Spottes eine halbschmerzliche Befriedigung sucht; der verderbliche Ueberfall der Marodeurs; das reifere und doch nur gewinnsüchtige Kunstleben Serlo's, und das eigensüchtig leidenschaftliche Aureliens; dieser ganze Bereich dessen, was Wilhelm durchlebt, läfst die Steigerung vom Mangelhaften zum Vortrefflicheren nicht verkennen. Wilhelm, indem ihm keines dieser Verhältnisse zu genügen vermag, wie sehr er sich leichtgläubig auch jedem als dem gemäfsesten hingab, wird dennoch jedem entrissen; er bereichert sich durch alle und gelangt zuletzt dahin, auch durch das Falsche an ihnen sich nicht mehr irren zu lassen. Was er Schuldvolles in diesen Zuständen sittlich irrend beging, hat er mit schweren Schmerzen, wie das Unglück, das er über den Grafen und die Gräfin gebracht, und wie den Tod Marianens zu büfsen, den ihm die alte Sibylle in so ergreifender tragischer Weise verkündet. So vorbereitet betritt er endlich in Lothario's Hause einen letzten Kreis, in welchem er das Höchste erreichen soll. Hineingeführt werden wir in diesen Kreis durch die Bekenntnisse jenes zarten weiblichen Gemüths, welches ganz im Gegensatz gegen practische Lebenszwecke und das Streben Kunst und Poesie mit ihnen zu vereinen, das Heil und die Reinheit ihrer Seele, die sie als sündlich erkannt, nur glaubt bewahren zu können, indem sie den klaren Spiegel ihres Gemüths vor dem verunreinigenden Hauche weltlicher Interessen, so weit es nur immer sich thun läfst, zurückzieht. Sie weiht ihr Leben frommer Beschaulichkeit, doch weniger im allgemein gültigen Glauben, sondern nach religiösen Gefühlen und Vorstellungen, wie sie gerade in ihrem abgeschlossenen Gemüthe aufsteigen, und wie sie meint, dafs gerade ihr sich Gott offenbar mache. Nur erst als sie in dem sittlich- und kunstgebildeten Hause ihres Oheims eine Zeitlang gelebt hat, wo sie vor vollendeten Werken der Kunst sich erröthend gestehn mufs, dafs sie sich früher durch so manches abgeschmackte habe erbauen lassen, wendet sie sich mit moralisch gereinigtem Innern mehr mit Liebe und Theilnahme, wenn zwar nicht thätig eingreifend, zu dem Kreise der Ihren zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

LXIII.

Ueber die Markgenossenschaften. Von Dr. K. F. L. Freiherrn von Löw, Privatdocenten des Rechts in Heidelberg. Heidelberg 1829. 8.

Die vorliegende Schrift, welche ein erfreulicher Beweis der treuen Liebe ihres Verfassers für die Wissenschaft des Deutschen Rechts ist, hat es besonders zu thun mit einer genaueren Erörterung der auf die Marken sich beziehenden Rechtsverhältnisse, wie sie sich in dem vierzehnten und den folgenden Jahrhunderten vorfinden. Für diese Zeit hat sich die Existenz der Marken mit Bestimmtheit nur für einzelne Gegenden Deutschlands, besonders für Westphalen, Braunschweig, Hannover und die Niederlande, so wie überhaupt für die Rhein- und Lahngegenden, vorzüglich für die Wetterau nachweisen lassen (S. 6.). Wir können indessen nicht leugnen, dafs wir nach dem Titel, welchen das Buch führt, aufser der Erörterung jener Rechtsverhältnisse, noch etwas mehr, namentlich auch schon hier eine eigentliche Geschichte der Marken erwarteten, die sich jedoch

Digitized by Google

der Verfasser für eine spätere Abhandlung aufbehalten hat. Wenn demnach freilich ein hieher gehöriger Gegenstand, über welchen gerade nähere Aufschlüsse sehr wünschenswerth gewesen wären, von dem Verfasser von dem Kreise seiner Untersuchungen ausgeschlossen geblieben ist, so sind wir ihm dennoch für das von ihm Gelieferte und Geleistete dankbar und können nur wünschen, er möge fortfahren unsre Wissenschaft mit ähnlichen gründlichen Arbeiten zu bereichern.

Es gehören die Markenverhältnisse zu der Mehrzahl von Instituten des Deutschen Rechts, deren Geschichte in ihrer allmähligen Auflösung besteht. So lag dem Deutschen gerichtlichen Verfahren, offenbar ursprünglich das Racheverfahren zum Grunde, so dafs jenes sich allmählich aus diesem und neben diesem entwickelte, bis dafs es durch den ewigen Landfrieden im Jahre 1495 gänzlich an dessen Stelle trat. So ist man ferner aus dem allmähligen Entwickelungsgange des Deutschen Erbrechts wohl das Princip festzustellen berechtigt, dafs ursprünglich jeder nicht völlig Wehrhafte durchaus von der Erbschaft ausgeschlossen geblieben ist, während gegen den Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts und namentlich gar heute zu Tage nur noch wenige Spuren von der Strenge jenes Prinzipes sich erhalten haben. Eben so kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, dafs gerade die von Mehreren gemeinschaftlich betriebene Benutzung des Landes, wie sie bei den Markverhältnissen sich findet, die ursprüngliche Grundlage aller auf der Benutzung von Grund und Boden beruhender Verhältnisse in Deutschland gewesen ist, wie dies Jacob Grimm in seinem Fundamentalwerke über die Deutschen Rechtsalterthümer S. 495. u. f. hinlänglich ausgeführt hat. *). Die heutige Zeit steht in dieser Beziehung gerade im schroffsten Gegensatze dazu, indem nicht nur allmählig viele der Marken- und Gemeindeverhältnisse sich von selbst aufgelöst haben, sondern auch durch die Gesetzgebung in vielen Ländern ausdrücklich eben darauf hingearbeitet worden ist. Gerade darum ist es aber wichtig, dieses ganze Institut in seiner eigentlichen Bedeutung kennen zu lernen, denn fast sind, da vor der gebotenen Auflösung solcher Gemeindeverhältnisse nicht immer die wohlbegründeten Gerechtsame der einzelnen Interessenten geprüft worden sind, die prophetischen Worte des sogenannten kleineren Kaiserrechts (Buch 2. Kap. 55.), welche Demjenigen, der von der Mark sich absondert, ein „unsanftes Sitzen" verheifsen, in Erfüllung gegangen. Um so willkommner ist daher die Erscheinung einer so fleifsigen Schrift, als die vorliegende ist, in welcher jene Markenverhältnisse mit vieler Klarheit erörtert sind.

Nachdem der Verfasser zuerst eine Uebersicht der Quellen und Literatur für den von ihm bearbeiteten Gegenstand gegeben hat, handelt er über diesen in drei Abtheilungen. In der ersten derselben ist von den Personen, welche bei den Markgenossenschaften vorkommen, in der zweiten von den Markgütern und deren Benutzung, und in der dritten von den Markgerichten die Rede.

*) Vergl. auch Wiener Jahrbüch. Bd. 45.

Bei seinen Untersuchungen über die Personen, welche bei den Markgenossenschaften vorkommen, so wie über deren Rechte im Allgemeinen, sondert der Verfasser die Oberrheinischen von den Westphälischen Marken ab, weil gerade in dieser Beziehung eine gröfsere Verschiedenheit der Verhältnisse nach den Gegenden obwaltet, als bei den Gegenständen der beiden folgenden Abtheilungen. Namentlich sind die Markenverhältnisse am Oberrhein bei Weitem verwickelter als in den Westphälischen Marken, wenn gleich die grofse Menge und Mannigfaltigkeit der Namen, unter welchen hier die Markinteressenten sich finden, zu der entgegenstehenden Vermuthung die Veranlassung geben dürfte. Im Allgemeinen mufs man bei den Personen, die bei den Marken vorkommen, die eigentlichen Markgenossen von den Markbeamten unterscheiden, unter welchen der Obermärker oder Holzgraf, wie er in Westphalen heifst, besonders auszuzeichnen ist. Da es jedoch nicht unsre Absicht ist, hier einen Auszug aus der vorliegenden Schrift zu liefern, so wollen wir uns bei unsern Bemerkungen auch nicht unbedingt an die von dem Verfasser in derselben beobachtete Anordnung binden, gegen welche sich vielleicht in so fern etwas einwenden liefse, als die Hauptfrage, auf die es ankam, die war: was ist Mark? und der Begriff eines Markgenossen oder Märkers die vollständige Erörterung jener Frage wohl vorauszusetzen scheint.

Es hat das merkwürdige Rechtsinstitut, mit welchem wir es hier zu thun haben, vornehmlich deshalb für den Germanisten ein so grofses Interesse, weil gerade hierbei es sich so recht anschaulich darthun läfst, wie sehr das Gewohnheitsrecht wenn es seinen ungestörten Entwickelungsgang nehmen kann, sich so ganz und gar den Bedürfnissen des Einzelnen und Aller entsprechend ausbildet; wie auf diese Weise sich eine Menge gerade in der angegebenen Rücksicht zweckmäfsiger Rechtsbestimmungen feststellt, die eine Gesetzgebung wohl aus dem vorhandenen Gewohnheitsrechte schöpfen und in sich aufnehmen, niemals aber von selbst und *a priori* auch bei aller Sorgfalt aufstellen kann. Geschieht das Letztere, so enthält die Gesetzgebung Theorien, die an sich gut seyn mögen, die aber noch den Prüfstein der Erfahrung bedürfen und bei denen es noch immer zweifelhaft ist, ob sie diesen aushalten; bildet aber das vorhandene Gewohnheitsrecht die Basis der Legislation, so läuft diese nicht die Gefahr der baldigen Abänderung, sondern gerade dann giebt sie den durch die Praxis und das Leben bewährten Rechtsgrundsätzen eine noch höhere Kraft und Sanction. Vielleicht nirgend so sehr, als bei den bäuerlichen Verhältnissen, von denen eben die Markverhältnisse nur einen Zweig bilden, kommt dieses in Betracht. Der Verfasser hat uns nun theils durch seine eignen gründlichen Ausführungen, theils durch die interessanten Mittheilungen aus den Quellen, zu mehreren Malen jene vortreffliche Seite des Gewohnheitsrechts ins Licht gestellt. Ein Verhältnifs der Art, bei welchem es sich so recht zeigt, wie die Erfahrung die Rechtsgrundsätze allmählig festgestellt hat, ist z. B. die Ausübung des Beholzungsrechtes. Wenn Jemand bauen wollte, und nach seiner deshalb gemachten Anzeige bei den Markbeamten oder Genos-

Digitized by Google

sen, die Baustelle von einigen dazu beauftragten Personen besichtigt worden war, um die Quantität des nothwendigen Bauholzes zu ermitteln, so geschah durch die Förster der Mark die Anweisung der Bäume, die durch das Markbeil an der Wurzel oder auch unten und oben bezeichnet wurden. Dann mufste innerhalb bestimmter Zeit der Baum gehauen werden und zwar meistentheils in Gegenwart der Markbeamten; aber er durfte nicht zu tief, wenigstens nicht unterhalb des mit dem Markbeil gemachten Zeichens, jedoch auch nicht zu weit oben abgehauen werden. Da es sich hier aber nur um das Bauholz handelte, so mufste man die Wurzeln und die kleineren Aeste liegen lassen; den Baum selbst mufste man binnen festgesetzter Frist nicht nur aus dem Walde holen, um ihn zu zerschneiden (was man im Walde selbst nicht thun durfte), sondern auch ihn zum Baue selbst verwenden. Damit aber der Wald nicht unnütz und zu viel gelichtet würde, war der Bauende verpflichtet, seinem Hause ein steinernes Fundament von zwei Fufs Höhe zu geben, um auf diese Weise das Holz vor dem Verfaulen zu sichern (vergl. S. 157. u. f.).

Somit war denn, wie aus diesem Beispiele hervorgeht, durch das feststehend gewordene Herkommen freilich die Willkühr des Einzelnen, jedoch auch nur zu seinem, der Seinigen und aller Markgenossen Frommen beschränkt. Es war daher auch ganz natürlich, dafs jeder Einzelne sich gern die Aufsicht und Fürsorge, die entweder von der Gesammtheit der Markgenossen oder von einigen aus der Mitte derselben erwählten Personen über die Mark ausgeübt wurde, gefallen liefs. Es werden uns nun in unsern Quellen eine grofse Anzahl von Markbeamten genannt, unter welchen, wie schon oben bemerkt worden ist, der sogenannte Obermärker oder Holzgraf, der bisweilen sogar dem Fürstenstande angehörte, die wichtigste Stelle einnimmt. Der Verfasser erklärt sich mit Recht dafür, dafs der Obermärker als der eigentliche Schutzherr der Mark anzusehen sey, doch räumt er auch ein, dafs bei mehreren derjenigen Marken, bei welchen dieser Schutzherr oder Vogt ein geborner Vogt (im Gegensatze zu dem gekohrnen) war, demselben wohl ein sogenanntes Obereigenthum an der Mark zugeschrieben werden könne (S. 52.). Auch von den unteren Markbeamten gehörten manche, namentlich die sogenannten Markmeister, bisweilen zum Adel, wie denn auch gerade hier bei den Markverhältnissen sich eine sehr merkwürdige Anomalie hinsichtlich des Gerichtsstandes des Adels vorfindet. Noch neuerdings hat Hr. Prof. Homeyer in seiner in diesen Blättern gelieferten Kritik *) der Geschichte des Bisthums Lebus von Wohlbrück, auf eine interessante Stelle aus dem Rügianischen Landgebrauche aufmerksam gemacht, worin es ausdrücklich anerkannt wird, dafs auch Bauern über einen Adlichen zu Gericht sitzen dürfen. Dasselbe finden wir denn auch bei den Westphälischen Marken wieder. Hermann von Bilrebeke beruft sich bei einem im J. 1491 wider ihn gesprochenen Urtheile darauf, der Urtheilfinder sey „ein Gebuer und eyges Mann," er hingegen „ein Schiltbürdich Mann," allein er dringt damit nicht durch, vielmehr wird der Urtheilspruch durch das höhere Holzgericht bestätigt. Ganz analog damit ist es denn auch, dafs Geistliche ebenfalls vor den Markengerichten erscheinen mufsten (vergl. S. 234. 235).

Sehr interessant ist überhaupt die sehr gut durchgeführte Beschreibung, welche uns der Verfasser von den Markengerichten liefert. Es wurden dieselben wenigstens in früherer Zeit unter dem Vorsitze des Obermärkers selbst gehalten und begannen in der Regel damit, dafs dieser, nachdem er sich zuerst und nach ihm die Beisitzer und Urtheilfinder niedergelassen hatten, fragte, ob es Tag und Zeit sey das Märkergericht zu halten, wornach er, wenn diese und einige andre Fragen bejahend beantwortet worden waren, die feierliche Hegungsformel aussprach. Darauf wurde die Mannzahl gehalten, d. h. die Namen der Markgenossen wurden verlesen und hierauf eine Aufzählung der wichtigsten Puncte des Markenrechts vorgenommen. Alsdann kam die Bestrafung der Markfrevel und die Untersuchung und Entscheidung von Streitigkeiten über Marksachen an die Reihe. Was die Strafen selbst anbelangt, die in dergleichen Fällen eintreten konnten, so bestanden dieselben meistens in einer Geldbufse oder der Entrichtung einer Quantität Bier, doch kommen auch viel schwerere Strafen vor, bei denen freilich doch immer wohl ein Loskaufen zulässig war. So findet sich die Strafe des Handabhauens für den, der in der Hege, die Strafe des Hauptabschlagens für den, der zur Nachtzeit hohes Holz gehauen hatte. Wer in einem Walde Feuer angelegt hatte, sollte in eine Kuhhaut gewickelt und drei Schritt von einem heftig lodernden Feuer hingelegt werden, bis dafs dieses über ihn kam; dies sollte dann noch zweimal wiederholt werden. Den Baumschäler traf die Strafe des Darmausziehens. Die weitere Beschreibung der Ausführung dieser Strafe erinnert an manche ähnliche Bestimmmungen des ältesten Germanischen Rechts. So wie der Eigenthümer für seinen getödteten Hund als Bufse fordern konnte, dafs man ihm soviel Weizen geben sollte, als hinreichte, um den Hund, wenn man ihn am Schwanze aufgehängt hatte, völlig zu beschütten, so soll dem Baumschäler der Darm an der Stelle des Baums, wo er diesen zu schälen angefangen hatte, mit einem Hufnagel angeschlagen und er selbst so lange um den Baum herumgetrieben werden, bis dafs die abgeschälte Stelle mit seinem Darme bedeckt ist.

Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, um auf diese interessante Schrift aufmerksam zu machen und wir wiederholen unsern schon vorhin ausgesprochenen Wunsch, dafs der Verfasser dieser seiner Arbeit noch manche ähnliche nachfolgen lassen möge.

G. Phillips.

*) S. Jahrg. 1829. Bd. 2. Col. 600.

Digitized by Google

Nro. 111.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1829.

Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden. Zweite Ausgabe. Goethe's Werke; vollständige Ausgabe letzter Hand. 21. 22. 23. *Bd.*

(Fortsetzung).

Diese Bekenntnisse, welche Aurelie sterbend mit Nutzen und Antheil las, kann man als sittliche und religiöse Reinigung so manches sittlich Unreinen ansehn, welches auf dem bisherigen Wege aus der Masse der Situationen und Karaktere mit hatte vorgeführt werden müssen. Doch wie bei ausgebildeten Weltverhältnissen religiöse Andacht innerlich erhebend zugleich zur sittlichen Thätigkeit veredelt und stärkt, so treten wir jetzt aus dem kunstlosen Bethaus dieser schönen Seele mit Wilhelm zu den weltlicher gesinnten Mitgliedern ihrer edlen Familie heran. Zuerst zu Lothario, der durchaus gebildet, freiheitliebend in seinem Kreise als Gutsherr nach milderen Gesinnungen die Verhältnisse der Bauern umzuwandeln gedenkt, doch in der Liebe nur allzu liberal noch so manchen Schmerz und Unfall zu durchdulden hat. In der Gesellschaft Jarno's und des Abbé, dieses allgemeinen Erziehers, dessen Grundsätze wir noch bei den Wanderjahren werden näher betrachten müssen, sieht Wilhelm, wenn zwar widerstrebend, die Irrthümer seines früheren Lebens ein, und unter der schönen Leitung des Vatergefühls und seines lieblichen Sohns geht er, wie Schiller sagt, von einem regen Streben zum Handeln und zur Erkenntnifs des Wirklichen über, ohne dasjenige dabei einzubüfsen, was in jenem ersten Streben Gemäfses lag. In diesem Sinne sind seine Lehrjahre beendet. Noch aber hat er den letzten Irrthum durchzuleben, dafs er in der so schnell beschlossenen Verbindung mit Theresen sich wieder nur einseitig auf die entgegengesetzte Seite seines früheren Strebens wirft, bis er in der Liebe und dem Besitze Nataliens in jenem Hause, wo er die Kunstwerke seines Grofsvaters wiederfindet und alle Jugendahnungen sich ihm erneuen, fühlen mufs ein Glück erlangt zu haben, das er mit nichts in der Welt vertauschen möchte.

Ueber die Form werden hier, aus Mangel an Raum, wenige Andeutungen genügen müssen. Wenn Schiller seiner Natur gemäfs noch vor dem Abdruck des Wilhelm Meister wünschte, was er die Idee des Ganzen nennt, solle mehr, als es geschehen war, hervortreten, so hat Goethe bei Verkörperung dieser Seele seinen „realistischen Tic" dessen er sich beschuldigt, bei aller Ueberfülle des reichhaltigsten Stoffs und dessen epischer Entfaltung, dennoch besonnen und geschickt zu beschränken verstanden. Jene reinste Verschmelzung des allgemeinen Gedankens eines Kunstwerks und seiner vereinzelten Darstellung ist zwar nicht in solcher Vollendung wie in Iphigenie, Tasso, Herrmann und Dorothea, und in der natürlichen Tochter zu Stande gekommen, doch verlangt der Roman auch diese reinste Verschmelzung weniger. Anfang und Schlufs aber, innerer Gang und Gliederung der Lehrjahre lassen sich vollkommen rechtfertigen. Und wer möchte, von dem sanftdahingleitenden Strome dieser Erzählung getragen, irgend eine der mannichfachen Aussichten auf die reizenden buntbelebten Ufer entbehren. Diese nieversiegende Fülle, diese epische Ausführlichkeit, diefs behagliche Verweilen, diese einschmeichelnde Weise der Darstellung, dieses immergleiche Fortströmen der Erzählung ist es besonders, was von Seiten der Form die Lehrjahre von den Wanderjahren unterscheidet. Die Verwandlung aber des ersteren Romans zu Jahren der Wandrung zeigt sich dadurch als erforderlich, dafs in den Lehrjahren Wilhelm nach so manchen Hin- und Herzügen des Irrthums wohl ein Weib, ein Herz des seinigen werth und seiner innersten Natur nach ihm angehörig gefunden hat, doch weder eine Stellung in der Gesammtheit der bürgerlichen Gesellschaft, noch eine

Digitized by Google

zweckgemäfse Thätigkeit im Sinne und der Vernunft eines grofsen Ganzen. Fehlen doch auch noch die äufseren Zustände solcher Gesammtheit, wie Goethe sie für seine Menschen in poetischer Wirklichkeit verlangt, so sehr, dafs Goethe diese Verwirklichung selbst in den Wanderjahren erst in die Zukunft hinaus schiebt, und zum Theil in jenen jüngeren Welttheil der Zukunft hinüberversetzt. War der Weg der Erziehung in den Lehrjahren der Umweg aus dem Irrthume zur Wahrheit, so ist er in den Wanderjahren directer, und mit diesem veränderten Wege verändert sich auch das Ziel und der Zweck der Erziehung. In den Lehrjahren bleibt der Zweck der Erzogene selbst; doch in den Wanderjahren wird auch der Begabteste zum Mittel für ein grofses Ganze zweckgemäfs zu wirken, um in dieser Wirkung seine höchste und letzte Befriedigung finden zu lernen.

So stehen beide Romane, obschon man sie als zueinander gehörig und als einander ergänzend betrachten mufs, dennoch nach vielen Rücksichten der Darstellungsart wie des mitgetheilten Inhalts weit von einander ab, und hier sind es, wie wenig Scheinbarkeit diefs auch zunächst haben mag, die Wahlverwandtschaften, welche als Mittelglied eintreten. Denn Jeder bei genauerer Betrachtung wird zugeben, dafs es in den Wanderjahren, wie sie jetzt vorliegen, eine Hauptfrage ausmache, wie Wilhelm nach allgemeiner Bildung jetzt zu bestimmter Wirksamkeit in irgend einem Gebiete gelangen könne; dafs ferner die Stellung der Einzelnen zu den allgemeinen Lebensgebieten noch mit gröfserer Vorliebe behandelt werde, und dafs endlich der Darstellung der allgemeinen Natur dieser Gebiete, wie sie verwirklicht sein sollten, der höchste Fleifs, die meiste Aufmerksamkeit gewidmet sey. Was hier im Grofsen geleistet wird, davon finden sich in abgeschlossener Sphäre in den Wahlverwandtschaften schon die Spuren. Wir sehen der früheren Erziehungs- und Bildungsgeschichte gegenüber fertige Karaktere, die, was aus ihnen werden kann, schon in sich ausgebildet haben. Ja der allgemeinen Weltbildung, insofern sie nur als oberflächlich erscheint, wird sogar die individuelle Natur und ihre sympathetische Regung als ein Recht entgegengestellt. Es tritt als schwer zu büfsendes Unrecht auf, vom vornehmen Weltgeräusch betäubt, nicht klar und deutlich die Stimme der angeborenen Herzensforderungen gehört zu haben, und eigensinnig dem gefolgt zu sein, dem das eigene Innere dennoch widerstrebt. Zwei nur scheinbar mit einander sympathisirende Naturen, Eduard und Charlotte, verführt durch äufsere oberflächliche Weltbildung, verkennen in Rücksicht auf Liebe und Ehe ihr eigenes Herz. Eduard glaubt sich früh schon seinem ganzen Gemüth nach Charlotten zugewendet. Doch auch von ihr läfst er sich halb aus Leichtsinn, halb aus Gefälligkeit für seine Eltern durch äufsere Verhältnisse abwenden; er heirathet eine ältere reichbegüterte Frau. Da giebt auch Charlotte den Umwerbungen eines braven Gatten endlich Gehör. Eduards Gattin stirbt; Charlotten scheidet ebenfalls der Tod von ihrem Gefährten. Nun wieder nicht aus innerster Liebe, sondern mehr aus dem Eigensinn, ein früh ersehntes Gut dennoch nach mancher Widerwärtigkeit sein zu nennen, heirathet Eduard die ahnend widerstrebende Charlotte. Aeufserlich passen sie für einander, und bei wechselseitiger Neigung, Zutrauen und Gewohnheit des ehelichen Bandes halten sie so lange zusammen, als kein ihrem Herzen Näherstehender sie auseinander reifst. Sobald aber in den Kreis ihres Lebens die Gestalten hereintreten, die ihrem Innern eigentlicher und eigenst angehören, da macht die individuelle Natur in jedem Gemüth ihr ungeheures Recht geltend, und gewaltsam, ohne es zu wollen, fühlen sich die äufserlich Verbundenen getrennt, die innerlich Vereinten zu einander gezwungen. Dem höheren Rechte einer allgemeinen Ausbildung in Wilhelm Meister gegenüber, erhält, wie in der natürlichen Tochter die Geburt, hier das individuelle natürliche und zum bewufsten Karakter ausgebildete Selbst die fast Grauenerregende unheimliche Gewalt eines zwingenden Geschicks. Durch die mannichfachsten Züge dieses Seelen- und Karaktereinklangs zwischen Eduard und Ottilien, dem Hauptmann und Charlotten hat der Dichter alles gethan, die Nothwendigkeit ihrer Wechselanziehung zu begründen und zu bestärken. Selbst jenes vornehme Paar, den Grafen und die Baronesse, die mehr aus unsittlichem Weltleichtsinn als aus innerstem Bedürfnifs ihrer ganzen sinnlichen und geistigen Eigenthümlichkeit das Gebot ehelicher Treue überhüpfen, führt der Dichter zu demselben Zweck und als Anreizungsmittel in den Kreis jener Hauptgestalten hinein. — Eduard gewöhnt sich gehen zu lassen, seinen Neigungen Gehör zu geben; Ottilie in diesem Gebiete eine neue, zu liebenswürdiger Jungfräulichkeit erwachsene

Digitized by Google

Mignon, folgen bewufstlos erst, dann mit Absicht dem tiefen Zuge ihrer Sympathie; der Hauptmann und Charlotte, die nicht so sehr nach Naturseiten seelenverwandt, als nach Karaktereigenthümlichkeit geistesverwandt sind, werden dennoch, wie kräftig sie auch widerstreben mögen, von dem unwiderstehlichen Drange ihres Innern überwältigt. In solchem Gedränge, wo gerade die Hauptabsicht ist, auch die Macht persönlicher Eigenthümlichkeit hervorzukehren, kann ein helfsüchtiger Freund, der wie Mittler nicht das Persönliche, sondern das Sittengesetzliche in allen Zuständen will bewahrt und aufrechterhalten wissen, statt zu klären und zu ordnen, nur trüben und unauflöslicher verwirren. — Zugleich tritt denn aber durch solche Bemühungen, so wie durch den ganzen Verlauf des Romans, die allgemeinere Natur des besonderen vorübergeführten Verhältnisses, hier der Ehe, und die Stellung der einzelnen Karaktere zu solch einem gewichtigen Lebensgebiet klarer und allgemeiner als in den früheren Romanen hervor. In der Reihe der Romane zeigt es sich in den Wahlverwandtschaften zuerst, dafs es dem Dichter darauf ankomme, den allgemeinen Sinn seines Werkes in mannigfacher Weise als wichtig hervorstechen zu lassen. Bei seinem einfacheren Inhalte aber ist gerade dieser Roman in seinem Grundrisse, wie in dem Gefüge seines Baues geregelter als die früheren; in der Ausführung besonnener, gebildeter, strenger; und hier besonders wie in der natürlichen Tochter zeigt sich die Goethe'sche Ruhe und Klarheit des künstlerischen Gestaltens überwiegend, welches nicht durch den Stoff nur, sondern durch seine Form auch wirken mag; eine Ruhe, in welcher stoffartige Gemüther nur Kälte zu sehen gewohnt sind. — Was nun den Grundgedanken der Wahlverwandtschaften anbetrifft, so möchte er kurz zusammengefafst folgendes enthalten. Die Ehe, als Basis des sittlichen Lebens, und die Liebe und Treue in ihr, solle fest und unverletzlich heilig seyn. Aber in dies Heiligthum sollten nur solche treten, denen das Gebot dieser Unverletzlichkeit keine ihrem angeborenen, ausgebildeten Innern widerstrebende Gewalt ist; nur innerlich harmonirende Naturen sollten diese Harmonie bilden, nur sie allein könnten zu dauerndem Glück und Genufs darin verharren. Denn die individuelle Natur sey ebenso wie jene Heiligkeit eine Macht, welcher der Mensch zu folgen habe, ein Recht, dem er zu genügen verpflichtet sey. Weifs er beide Forderungen nicht zu vereinen, so wird er in jenen tragischen Kampf hineingerissen, dessen Tiefe und Härte in den Wahlverwandtschaften bei der Zeugung, der Geburt und dem Untergange jenes Schmerzenskindes erschreckt, das einem gedoppelten Ehebruch sein Daseyn schuldig ist. Wer sein inneres Selbst nicht zu klarer Karakterstärke heraufgearbeitet hat, impft sich durch die Ohnmöglichkeit entsagend fortzuleben, wie Ottilie, in diesem Kampfe den Tod ein, oder stirbt langsam der Geliebten, wie Eduard, nach; und ihr einziges Glück bleibt, den Schlummer der Todten nebeneinander zu schlafen, um vereint zu erwachen. Charlotte und der Major, welche ein ruhigerer und festerer Sinn vor einem Aeufsersten bewahrte, haben nicht verschuldet unglücklich zu werden, aber auch nicht verdient zusammen glücklich zu seyn. — Dieser durch seine Einfachheit, durch den Kampf seiner entgegenstehenden Seiten, welche er umfafst, und durch seinen tragischen Ausgang fast dramatische Stoff erhält nun seine epischere Ausführlichkeit vielfach durch das, was in anderer Gestalt auch schon die früheren Romane gegeben hatten. So beschlossen das Local und der Stoff der Wahlverwandtschaften auch ist, so wird doch auch hier eine reiche Fülle menschlicher Zustände unserem Blick und Verständnifs eröffnet. Wie manche Erinnerung an ein früheres bunt bewegtes Hof- und Gesellschaftsleben steigt nicht in Eduard, Charlotten und dem Hauptmann auf. Ueberhaupt läfst dieser Roman zuerst das engere und tiefere Gemüthsleben gebildeter Personen auf dem flacheren Boden vornehm geselliger Bildung aufwachsen. So bricht denn auch, recht im Gegensatz der nur mit ihrem Herzen einsam beschäftigten Frauen, in die Stille ihres ländlichen Aufenthaltes Luciane mit ihrem Bräutigam und allem Lärm der geselligen vornehmeren Alltagswelt und den nur mit falschem Scheine der Kunst überflogenen Stadtfreuden ein. Aufserdem sehen wir dies Paar noch, um eine neue Art gewöhnlicher Ehen, das Flitterglück reicher Brautleute kennen zu lernen, welche zu flach, um in den tragischen Kampf späterer Wahlverwandtschaft heineingerathen zu können, dafür auch das tiefere Glück einer wahrhaften Ehe nicht zu geniefsen vermögen. — Als dieser Schwarm entfernt ist kommen die reisenden Engländer, der Lord, der die ganze Welt zur Heimath hat, und zeichnend ihre Bilder sich zu dauernder Erinnerung aufbewahrt, während was in menschlichen Zuständen Bemerkenswerthes sich beim Wanderleben auf-

Digitized by Google

drängt, der Gefährte ergreift und zu Erzählungen umbildet. Ebenso finden wir denn auch jenem poetischen Triebe das Leben durch die Kunst erheitert und veredelt zu zeigen, einen weiten Spielraum vergönnt; die Parkanlagen werden vielfach besprochen und beschrieben, das Dorf, der Kirchhof, die Kirche verschönt; bis endlich jener sinnige wahre Kunstjünger, der Architect, herzutritt, die Gemüther der Frauen durch Kunstbebeschauungen reinigt und erhebt, und wie er sie lebend dem Ernste der Kunst zuführt, die Stätte, die Ottilien's Leiche umschliefsen soll, mit holden Engelsbildern und reicher Blumenfülle schmückt. Dafs an pädagogischen Anstalten und Grundsätzen kein Mangel seyn werde, dafür bürgt uns schon der frühere Wilhelm Meister. Und wahrlich ein Dichter, der vom Werther ausging, hat auch lange zu erziehn, ehe seine Gestalten mit der inneren Vernunft der menschlichen Lebensgebiete, und diese mit dem poetischen Geist seiner Individuen zusammenstimmen.

Nach solcher vorbereitenden Erinnerung an die früheren Romane können wir es nun schon mit besserem Muthe wagen, unseren Blick zunächst wenigstens übersichtlich auf die Wanderjahre selber zu richten. Was hier sogleich in Beziehung auf die Wahlverwandtschaften auffallen mufs, ist jener Schmerz der Entsagung, welchen der Titel schon den Wandernden auferlegt. In den Wahlverwandtschaften darf man behaupten, seyen die persönlichen Eigenthümlichkeiten den sittlichen Forderungen gegenüber noch in einer Weise schonend behandelt, welche moralisch strenge und poetisch laue Gemüther so häufig den moralischen Bannstrahl gegen dies Werk zu schleudern veranlafst hat. In den Wanderjahren dagegen ist es so sehr der Zweck des Dichters, die sittlichen Lebensmächte, ja die Forderungen der zartesten Sittlichkeit in aller Reinheit, Wohlanständigkeit und Gehörigkeit erscheinen zu lassen, dafs auch bei den leisesten Collisionen der Einzelne mit seinen Wünschen, und wären es die heifsesten und liebsten, entweder freiwillig zurücktritt, oder wufste er sich nicht zu bezwingen, und ist das Ungehörige, Unzarte dennoch geschehen, entsagend sich reinigt, indem er die ganze Kraft seines Geistes und seiner Geschicklichkeit dem allgemeinen Nutzen weitumfassender bürgerlicher Betriebsamkeit widmet. Doch jetzt ist es nicht mehr ein einzelner harter Zwiespalt, wie in den Wahlverwandtschaften, der sich als Hauptgegenstand darbietet, sondern wir sollen es jetzt wieder mit dem Ganzen des Menschenlebens in diesen Kreisen zu thun haben, und so kommen die mannigfachsten sittlichen Lagen und Verletzungen nach und nach zum Vorschein. Lassen sich die Irrungen und Mifsgriffe noch sanft lösen, zart verletzte Gemüther noch wieder herstellen, so wird das bittere Wort der Entsagung nicht gegen sie ausgesprochen. Zu diesen sittlichen Richtersprüchen hat Goethe eine ganz neue Gestalt gefunden, eine Repräsentantin der reinsten zartempfindenden Sittlichkeit in allen Familien und Herzensgebieten, Makarie, die ebenso schonend und liebend als streng nur das räth und fordert, was in der Natur der Sache selbst liegt. Sie ist das Oberhaupt eines Familienkreises, der in weiterer Gestalt das wiederholt und ausführt, was schon aus Lothario's und Nataliens Hause her bekannt ist. Wir finden ein ländliches reiches Besitzthum zu allgemeinem Genufs und Nutzen der ganzen Umgegend wie des Besitzers klug bewirthschaftet; das Nützliche verschönt und das Schöne zu bürgerlichem Nutzen verwandt; einen Oheim, der in dieser Sphäre mit aller Behaglichkeit seine Eigenthümlichkeit geltend macht, und liebenswürdigen Nichten das Gleiche vergönnt. Dieser gebildete erfreuliche genufsreiche Zustand, wie ihn Goethe Jedem bereitet, von Jedem genossen wünschte, verbunden mit Makariens ebenso milder als hoher Sittenreinheit ist als ein Bild des höchsten hingestellt, was im Gebiete der Familie und des ersten unmittelbarsten Besitzes, des Grundeigenthums, zu leisten und zu erreichen sey. Aber auch diesen Kreis schon verwirren in seinen weiteren Umgebungen Herzensirrungen, zarte Verletzungen dessen, was in dem vollendeten sittlichen Leben als unverletzlich zu gelten hat.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 112.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1829.

Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden. Zweite Ausgabe. Goethe's Werke; vollständige Ausgabe letzter Hand. 21. 22. *u.* 23. *Bd.*

(Schlufs.)

So entsteht für den Roman die Frage, wie überhaupt solchen Irrungen könne vorgebeugt werden, wo der Mensch, wenn sie nun dennoch eintreten, sich hinwenden könne, um nicht für sich die Befriedigung und den Werth seiner selbst und für Andere allen Nutzen zu verlieren. Als Antwort auf diese Fragen werden wir zuerst in eine Provinz der Erziehung geführt, in welcher die Erziehung nicht mehr zufällig und unvollständig, sondern nach festen Grundsätzen und nach allen Richtungen hin als die wichtigste menschliche Angelegenheit betrieben wird. Als allgemeinster Erziehungsgrundsatz gilt, wie der Mensch von der Natur mit bestimmten eigenthümlichen Fähigkeiten ausgestattet sey, solle er sich dem zuwenden und das in sich ausbilden, was sich dieser Eigenthümlichkeit gemäfs zeige. Doch hat er ein bestimmtes Gebiet ergriffen, dann soll er in demselben auch so sich erziehen und erziehen lassen, dafs nun auch er sich der wahren Natur dieser bestimmten Lebensseite vollkommen angemessen mache. Und wie bei sittlichen Collisionen die Entsagung, so ist hier die Ehrfurcht allgemeines Gebot. — Glücklich nun, wer so sich auszubilden vermocht hat, dafs die Zwecke und stillen Neigungen seiner Brust mit der Vernunft der Sittlichkeit nicht in Kampf gerathen, und doppelt glücklich wer bei innerem Frieden auch in der ringsum in Besitz genommenen, angebauten geordneten Welt die rechte Stellung gefunden hat, die ihm den Genufs des Besten in ihm und dem Ganzen Vortheil und Nutzen gewährt. — Wem aber Beides mifsglückt, den trifft das Loos des Entsagens und des Wanderns. Den herben Schmerz dieses zwiefachen Entsagens kann nur die Rüstigkeit und Tüchtigkeit heilen, in welcher jene Gesellschaft werkthätiger Männer sich zu dem Zwecke vereinigt, wechselseitig einander für die angemessenste Thätigkeit, wenn auch unter fremden Himmelsstrichen den in der Heimath vergebens gesuchten Raum und die erwünschte Gelegenheit zu verschaffen, und dadurch dem Ganzen der Menschheit ein Vorbild des zweckmäfsigsten Handelns zu liefern. Für das Gelingen dieses Unternehmens einzustehn verbinden sich die Reichsten und Besten, und versammeln aus allen Gewerken die Begabtesten und Geschicktesten um sich her. Was dem Gewerksleben nützen und was es annehmlich und erfreulich machen kann, bis zum Schnellschreiber und wortkargen geübten Bartscheerer, bis zur Schneiderin und Näherin herunter, hat ein Recht und die Pflicht in diesen republikanischen Gewerbsbund einzutreten, dem der Gehorsam und die Tugend, die Lust und Liebe jedes Mitglieds Nutzen und Gedeihen verleihen soll. Dieser Bund ist zu der Erziehungsprovinz und dem nützlich heitern Familienleben auf sicheren wohlbenutzten Gütern, die dritte Hauptseite des Romans. Eine bestimmte positive Religion und ein bestimmter politischer Zustand sind bei dieser Vereinigung nicht gefordert; sie sind als gleichgültig angesehn. Statt dessen bemächtigt sich auch dieser Bund wie alle Lebensgebiete bei Goethe der Bildung und Kunst. Doch wie solch ein Gewerbsbündnifs als das Höchste und Vortrefflichste erscheint, erhält die Kunst hier nur die untergeordnete Richtung, gleich allem Besten mit in den Dienst dieses Bundes zu treten, um in Ernst und Scherz das allgemeine Element der Vereinigung, Erkräftigung und Erheitrung zu seyn.

Die Verbindung dieser drei Hauptseiten des Romans bildet einerseits Wilhelm, indem er zunächst als Fremdling, bald aber antheilnehmend und Theilnahme erweckend im Schoofse jener liebenswürdigen Familie, so lang es ihm vergönnt ist, weilt, dann seinen Felix

Digitized by Google

der Erziehungsprovinz zuführt und zuletzt, indem er sich endlich von Innen heraus zu einem auch für Andere nützlichen und thätigen Leben entschliefst, ein mit Freuden aufgenommenes Mitglied des Bundes wird. Eine zweite lebendigere Vermittlung dieser Elemente geht von Felix aus, der jung und feurig sich einer der liebenswürdigen älteren Nichten leidenschaftlich hingiebt. Eine dritte Vereinigungsweise nächst Felix und Wilhelm liefern die schon oben erwähnten Novellen, in welchen sittliche Collisionen der verschiedensten Art theils der Entsagung und dem Wandern zutreiben, theils noch durch Makarie eine weniger schmerzliche Auflösung finden.

Ein glückliches nach jeder Richtung hin gebildetes, von Kunst und Religion getragenes, vollkommenes Familienleben; das höchste Bild menschlicher Sittlichkeit und Vollkommenheit in diesem Kreise; Erziehung zu solchem wahren Glück und zur bürgerlichen Thätigkeit; ein Bund geschlossen zu Sicherung und Beförderung menschlicher Zustände im Gebiete des bürgerlichen Lebens, sittlich wirksam und durch Kunst geadelt; eine Welt von sittlichen Verirrungen durch Erziehung zu vermeiden, durch Entsagung zu büfsen, durch Thätigkeit für gemeinnützige Zwecke zu heilen, — dies möchte in den allgemeinsten Umrissen der Inhalt seyn, dessen Tiefe und Reichhaltigkeit zu durchdenken und zu geniefsen, die Wanderjahre immer von Neuem wieder auffordern. Es sind Resultate eines langen überreichen Lebens, aber Resultate so tiefer, so weitumfassender Natur, dafs sie die lebendige Kunstverkörperung, die Abgeschlossenheit und Rundung früherer Werke nicht erreichen, weil sie solche Art der Schönheit überragen. Der neue Inhalt bahnt sich seinen neuen Weg, er schafft sich seine eigene Form, wie sie ihm allein gemäfs ist, und wenn wir mit voller Liebe nur an der gewohnten, milderen, reineren hangen, dann müssen wir uns, um nicht den rechten Nutzen und Genufs im Bunde jener rüstigen Wandrer zu verlieren, von dieser Seite her mit in den Bund des Entsagens aufnehmen lassen.

H. G. Hotho.

LXIV.

I. Denkschrift für die Aufhebung des den katholischen Geistlichen vorgeschriebenen Cölibates. Mit 3 Aktenstücken. Freiburg und Breisgau. 1828. 8. 152 S.

II. Beleuchtung der Denkschrift für u. s. w. von P. i. a. mit einem Aktenstücke. Heidelb. und Leipz. 1828. 8. 94 S.

III. Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen u. s. w. von Dr. J. A. Theiner und A. Theiner. Altenburg 1828. 1. *Bd.* 580 S. 2. *Bd.* 1039 S.

Zweiter Artikel.

Im ersten Artikel ist über das Werk Nr. 3., welches eine Geschichte des kirchlichen Cölibatgesetzes enthält, berichtet worden. Die beiden anderen Schriften verhandeln über die Gründe für und gegen Aufhebung dieses Gesetzes, und über die, zu solcher Aufhebung, berechtigte Behörde. Es ist vor Allem zu bemerken, dafs, obgleich die Hrn. Verf. derselben für Katholiken, der der zweiten sogar für einen kath. Geistlichen sich ausgeben, dennoch keine der beiden Abhandlungen mit der Genehmigung der geistlichen Behörde versehen ist, ohne welche, dem Tridentinum, und den oft, und noch durch das jetzige Kirchenhaupt, erneuerten Verordnungen zufolge, kein Katholik etwas drucken zu lassen sich unterfangen darf. Keiner von beiden Schriften kann daher eine kirchliche, oder irgendwie amtliche Bedeutung zuerkannt werden, es sey denn, dafs sie, wie die meisten jetzt von sogenannten Katholiken bekannt gemachte Schriften, den Beweis verstärken helfen sollten, dafs die specifischen Grundsätze des Katholicismus bei den gebildeten Nationen Europas bereits so weit verkommen sind, dafs selbst diejenigen, welche sich zu Advokaten der Kirche und Rechtgläubigkeit aufwerfen, dieselben vilipendiren oder ganz und gar zu ignoriren scheinen. Wenn nämlich die Hrn. Verf. von Nr. 1. S. 63. sich durch „die einfache Erklärung zu rechtfertigen glauben, dafs sie als Mitglieder der kathol. Kirche auftreten, aber als solche, welche aufrichtige und freimüthige Aeufserungen über ihre sittlichen und religiösen Bedürfnisse eben so wohl für ein Recht als für eine Pflicht halten," — und S. 64. behaupten: „wenn wir gegen das Cölibatgesetz sprechen, so stehen wir in keinem unvereinbaren Gegensatz mit der Lehre der Kirche, obgleich allerdings von einem andern Standpunct aus, welchen wir absichtlich hier verlassen, sich vieles sagen liefse, wogegen sich diese kathol. kirchliche Ansicht, wie

Digitized by Google

sie in dem Tridentiner Concilium ausgesprochen worden ist, nur mit grofser Schwierigkeit vertheidigen lassen würde;" — so hat allerdings Nr. 2. völlig Recht, dagegen zu bemerken: Es ist jedenfalls nicht sonderlich katholisch, gegen den offenvorliegenden Ausspruch eines allgemeinen Conciliums eine solche Sprache zu führen, und wer seine Privatvernunft über die allgemeine Vernunft, die durch die Kirche repräsentirt wird, erheben will, mag es dort thun, wo diefs Grundsatz ist;" doch hätte der Hr. Verf. von Nr. 2. um durch solche Rüge nicht zugleich sich selbst zu verurtheilen, — die Tridentinische Verordnungen über die Herausgabe von Schriften beobachten müssen, da denn die kirchliche Censurbehörde Behauptungen, wie z. B. die S. 83. ausgesprochene, dafs der Bischof seine Ansichten „nicht gegen den entschiedenen Willen seines Presbyteriums und der übrigen Diöcesangehörigen durchsetzen darf," dafs überhaupt also „den Laien ein negativer Antheil an der Kirchenwelt zukomme," — gewifs das Imprimatur verweigert haben würde. Solche Grundsätze, wie die hier aus Nr. 2. und oben aus Nr. 1. angeführte, untergraben die römisch-katholische Kirche, welche wesentlich auf dem unantastbaren Ansehen der allgemeinen Synodalbeschlüsse, der unbedingten Unterordnung der Laien unter die geistliche Obrigkeit, und auf Unterdrückung jedes öffentlichen, unberufenen Raisonnirens über kirchliche Gegenstände beruht, wie Ref. dies in seinen Schriften über Alleinseligmachende Kirche, und zuletzt in der Abhandlung „was heifst röm. kathol. Kirche?" bis jetzt unwiderlegt, und wie jeder unbefangene Einblick in die Geschichte dieser Kirche zeigt, — überhaupt unwiderleglich dargethan zu haben glaubt.

So existirt denn auch die Frage von der Zweckmäfsigkeit des Priester-Cölibates gar nicht für einen ächten, rechten Katholiken, und auch hierin hat Nr. 2. gegen Nr. 1. den Katechismus auf seiner Seite, wenn es S. 10. bemerkt: „für den wahren Katholiken hat (die) Berufung (auf den Apost. Paulus u. s. w.) keine Bedeutung, denn ihm ist die Kirche ein perennirendes Heute, und einem solchen gilt der Ausspruch in unsern Tagen: der Bischof soll keines Weibes Mann seyn, so viel, als jener, der Bischoff soll eines Weibes Mann seyn." Die Kirche lehrt, dafs die Verpflichtung zu lebenslänglicher Ehelosigkeit für die der höheren Weihen theilhaftigen im A. und N. Testament und in den ältesten kirchlichen Ueberlieferungen gegründet, und zunächst durch Verordnungen der, hierin unfehlbaren, römischen Stellvertreter Christi, dann vollends durch wiederholte Beschlüsse ökumenischer Concilien allgemeines Kirchengesetz geworden, und dafs, wenn in ältesten Zeiten auch Verehelichte zum Priesterthume zugelassen, dies nur in Noth, bei Ermanglung eheloser Candidaten geschehen sey, jedenfalls aber auch solche Verehlichte zur Enthaltsamkeit verpflichtet gewesen wären. Dies lehrt die Kirche, und mag nun, vor dem Richterstuhle der wahrhaften Exegese die Deutung ganz verwerflich scheinen, welche die Röm. kathol. Kirche den Stellen des A. und N. Testam. gegeben hat, mag die, von keinem Index verstümmelte, Geschichte jener Kirchenlehre geradezu widersprechen, — mag endlich das Vernunftrecht sich noch so deutlich und strenge gegen solche Seel- und Leibeigenschaft aussprechen und die Vernunftmoral und Vernunftreligion noch so entschieden gegen den Grund und die Folgen des Cölibatgesetzes protestiren: Alles dieses kann nicht den Glauben und Gehorsam des röm. kath. Kirchgläubigen erschüttern, welcher jedesmal unweigerlich und unverweilt verstummend sich zu unterwerfen hat, wo die, ihm heilige, unfehlbare Kirche, nämlich das dem Pabste sich anschliefsende, ihm eidgemäfs gehorchende Bischofthum, gesprochen, gelehrt, entschieden hat *). Jederley sonstige Ueberzeugung und wäre sie selbst, wie die des Galiläi, eine mathematische, — mufs unter den Glauben gefangen genommen werden. — Dafs aber die Kirche sich vollständig und unzweideutig über die Nothwendigkeit des lebenslänglichen Priestercölibates erklärt, und alle dieser Lehre entgegengesetzten Meinungen, theils ausdrücklich, theils implicite verworfen, alle von Fürsten und einzelnen Bischöfen dagegen erhobene Bedenklichkeiten auf ihre Art beseitigt hat; ist hinreichend schon allein durch die Geschichte der abendländischen ökumenischen Synoden erwiesen. Einen Unterschied hierbei machen zu wollen, zwischen dogmatischen und disciplinar-

*) Noch am 14. Sept. 1820 erklärt der Abbé Affre in der Gazette *de France* vom 18. d. M. „*Je suis catholique non comme les Jansénistes, les parlementaires, les partisans de la Constitution civile du clergé, mais comme le Souverain pontife et les évêques en communion avec lui?* —

Digitized by Google

Bestimmungen, ist durchaus unstatthaft; 1) weil das Gebot, der Kirche widerspruchlos zu gehorchen, sobald sie gesprochen, selbst keine Unterscheidung macht, und auch übrigens kein Kriterium zu solcher Unterscheidung allgemeine Geltung hat, und 2) weil es zu den Grundlehren der r. k. Kirche gehört, dafs überhaupt in kirchlichen Angelegenheiten nur die auserwählten Organe des h. Geistes, nämlich die Kleriker, eine Stimme haben, und nur die Bischöfe unter der Oberherherrschaft des Pabstes der eigentlich berathende und bestimmende Theil der Kirche sind, daher es schon wider die Disciplin ist, wenn Laien, durch Aufstellung jenes Unterschiedes zwischen dogm. und discipl. Bestimmungen, sich selbst zu einer Function berufen, die ihnen nicht von Kirchenrechtswegen zukömmt. Der Grundstein der r. k. Kirche ist die unerschütterliche, unantastbare Autorität ihrer Hierarchie; denn nur durch diese unterscheidet sie sich wesentlich von jeder anderen christlichen Gemeinschaft. Gewifs aber wird an diesem Grundsteine gerüttelt, wenn Laien sich unterfangen, eines ihrer Gesetze als nicht im N. Testament, noch in der ältesten Ueberlieferung begründet, als unnöthig und unzweckmäfsig, ja sogar als schädlich und rechts- und staatswidrig darzustellen, da vielmehr die einzige Aufgabe für den Kirchengläubigen seyn kann, sich ganz in die Ansicht der Gesetzgeberin zu versetzen, und Bibel, Geschichte, Recht und Staat nur mit den Augen seiner Lehrerin und Meisterin anzusehen.

Es kann diesemnach den Hrn. Vfssrn. von No. 1., als Laien, auf keine Weise die Befugnifs zuerkannt werden, „für sich", und wie sie S. 6. behaupten, „für einen grofsen Theil ihrer Glaubensgenossen" in der Cölibatsangelegenheit „aufzutreten", und wenn ihnen auch „Ernst und Sorgfalt" bei Prüfung, und „Ruhe und Mäfsigung" beim Aussprechen des Geprüften, wie überhaupt eine wohlmeinende Absicht bei ihrem öffentlichen Auftreten nicht füglich abgesprochen werden dürfte, so ist es doch befremdend, dafs sie das Widerkirchliche ihres Schrittes nicht wahrgenommen, und nicht eingesehen haben, was jetzt bereits ein Gemeinsatz des reflektirenden Denkens geworden, dafs nämlich der Form oder dem Glaubensgrunde nach zwischen strengrömischem Dogmatismus oder Autoritätsglauben und widerkatholischem Rationalismus oder Autonomismus keine haltbare Mitte sich finde.

Nach diesen Vorbemerkungen, zu welchen uns nicht nur die vorliegenden, sondern überdies die meisten jetzt von sogenannten Katholiken verfafsten Schriften, veranlafst haben, gehen wir zur näheren Würdigung der ersten über, bei welcher wir zu beleuchten haben, zuerst, was in Nr. 1 und 2 über die Geschichte des Cölibatsgesetzes beigebracht, dann, was in beiden über die „Nachtheile und angeblichen Vortheile" desselben, zuletzt, was über die Frage gesagt worden, wie und „nach welchen kirchenrechtlichen und staatsrechtlichen Grundsätzen dessen Aufhebung vorzunehmen sey. —

I. Die Geschichte des Cölibats wird in No. 1. von S. 7 bis 62 und die Beleuchtung derselben in No. 2. von S. 5 bis 42 verhandelt, und zwar in der nämlichen Weise, wie in No. 3. Auch hier müssen wir uns darauf beschränken, nur die wichtigsten Puncte zu berühren. —

1) No. 1. S. 7. f. sieht in Matth. 19, 12. keine „Spur eines Gebotes, oder auch nur eines Rathes; No. 2. beharret dagegen S. 6 f. auf der katholischen Meinung, dafs jene Stelle einen Rath enthalte. Ref. kann keiner von beiden Behauptungen und auch derjenigen nicht ganz beistimmen, durch welche in den Neuesten Theol. Annalen (Febr. 1829 S. 137.) jene beide berichtigt werden sollen, und wonach v. 11 und 12. sich nur auf den „keuschen Gebrauch des Ehestandes" beziehen sollen. Dafs v. 11. sich nur auf das Vorhergehende, auf v. 9. und 10., beziehe, ist klar; v. 12. aber enthält eine allgemeine Reflexion, und nur insofern ein Gebot, als darin mittelbar jedem Menschen geheifsen wird, sich zu verhalten, als sey er ein Verschnittener, da, wo es das Himmelreich, das allgemeine Wohl, die allgemeine, göttliche Weltordnung erheischt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 113.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1829.

I. Denkschrift für die Aufhebung des den katholischen Geistlichen vorgeschriebenen Cölibates u. s. w.

II. Beleuchtung der Denkschrift für die Aufhebung u. s. w. von P. i. a.

III. Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen. Von J. A. und A. Theiner.

(Fortsetzung.)

Ein Rath aber kann dies in keinem Falle genannt werden, da überhaupt im Gebiete der Religion, der Moral und des Rechtes keine eigentlichen Rathschläge vorkommen; sondern immer nur Gebote und Verbote. In jeder dieser Sphäre bin ich verpflichtet zu thun, was mir als das Rechte und Beste vorgehalten wird, und nur darüber kann die Frage seyn, ob ein solches Gebot auf den vorkommenden Fall anwendbar und in den vorfindlichen Umständen ausführbar sey. So ist zwar geboten: „wer es fassen kann, der fasse es"; aber es ist auch bemerkt, dafs „nicht Jedermann es fasset, sondern (nur die), denen es gegeben ist". Die weitere Frage übrigens, wann das Himmelreich, die βασιλεα τῶν οὐρανων, solches freiwillige Opfer von denen, die diesen höheren Gedanken zu fassen vermögen, heische, ist durch Analogie mit dem in v. 3. bis 10. besprochenen Falle zu beantworten.

2) In Beziehung auf die Paulinischen Ermahnungen hat No. 2. allerdings Recht, wenn es rügt, dafs No. 1. nicht dieses Apostels Vorliebe für die Ehelosigkeit anerkennt, die, wie schon in unserem ersten Artikel bemerkt worden, nicht blos, (wie No. 1. S. 9. irrthümlich meint) auf die Noth der damaligen Zeiten sich bezieht. No. 2. übersieht hingegen, wie dies indefs auch die röm. kath. Kirche thut, die ausdrückliche Verwahrung des Apostels in 1 Cor. 7, 35. dafs er den Gläubigen durch seine Lehrmeinungen „keinen Strick an den Hals werfen wolle", so wie dessen tiefe, oft wiederholte Bemerkung, dafs das Gesetz der Sünde Stachel ist. — Nun gesteht zwar No. 2. sogar S. 8. zu: „für das Ideal der Kirchendiener giebt es so gut, wie kein Verbot; darum war auch bei dem ersten Entstehen der Kirche keines nothwendig"; womit zu verbinden, was er S. 9 und 10. zugesteht: dafs „in den allerersten Zeiten der Verbreitung der christl. Religion", — „man im Drange der Zeitverhältnisse froh war, selbst unter den Verheiratheten tüchtige Männer für den Kirchendienst zu gewinnen"; — er setzt aber S. 8. noch hinzu: „wenn sich nun bei ihrer weiteren Entwickelung Kirchendiener vorfanden und solche eingedrungen waren, die nichts weniger, als ihrem Ideale nachkommen konnten, auf wem liegt die Schuld? Wenn bei noch schlechtern Zeitumständen die Kirche gezwungen wurde, zur Erhaltung ihres Ideals, vom Rathe zum Verbot zu schreiten, ist das so was Entsetzliches, mufste sie das nicht thun?" — Man sieht hier, wie schlecht es einem Katholiken, der die Satzungen seiner Kirche vertheidigen will, ergeht, falls es sich hierbei auf das Vernünfteln einläfst. Widerspruch folgt dann auf Widerspruch, wie hier, wo das Ideal der Kirchendiener in der ersten Zeit des Christenthums gesucht wird, wo aber gerade die Kirchenvorsteher nicht nur Verheirathete zu Priestern und Bischöfen weihen, sondern es auch ausdrücklich als Befugnifs für die Kirchendiener ausgesprochen wird, eine christliche Frau und Kinder zu haben. Vertrug damals die Ehe sich mit dem Ideale des Priesterthums, warum nicht später? Legten damals die idealischen Kirchenvorsteher ihren Dienern keinen Zwang auf, warum wichen auch hierin die späteren von ihren Musterbildern ab. Gehörte es aber zum Ideale eines Priesters freiwillig ehelos zu seyn, wie der Ap. Paulus (1 Cor. 9, 12.) sich dessen

Digitized by Google

rühmt, hat dann nicht gerade die spätere Kirche das Ideal dadurch entwürdigt, dafs sie den Kern, die Freiwilligkeit, wegwarf, und nur die Hülse, die formelle Ehelosigkeit, bewahrte? Zeigt endlich die Geschichte nicht, dafs gerade dieses Gesetz zu den scheuslichsten Lastern hingetrieben, und so jenes vorgebliche Ideal mit eigenen Füfsen recht eigentlich in den Koth getreten hat? — Aber No. 2. verfällt in Beziehung auf diesen Punct in der Folge noch in mehrere Inconsequenzen. So wird S. 60. behauptet: „die Berufung auf die geduldeten Priesterehen früherer Jhdte. halte nicht Stand; ein jeweiliger Nothstand könne nicht als Norm aufgestellt werden." Wann war aber No. 2. zufolge die christliche Kirche im eigentlichen Nothstand, — damals, als für die idealischen Kirchendiener der ersten Zeit noch kein Verbot nöthig war, oder später, als, „die Kirche gezwungen wurde, vom Rathe zum Verbot zu schreiten?" Wie dem auch sey, so zeigt sich jedenfalls, wie von No. 2. die Abwesenheit des Eheverbotes einmal als Beweis für die Vollkommenheit der ersten Kirche, das anderemal als Zeichen ihres Nothstandes gebraucht wird. — Weiterhin wird S. 70. behauptet, der Cölibat „gehöre zur kath. Kirchenverfassung" und nur der h. Geist, der in der Kirche zu finden, „und nicht der Zeitgeist, dessen Wesen Veränderlichkeit, sey der Normalgeist." Dies berechtigt unabweislich zur Schlufsfolge, dafs entweder die apostolischen Kirchen, in welchen die Priesterehe erlaubt, nicht katholisch waren, und dafs der Apost. Paulus „das Ideal des Priesters nicht festhalten wollte; oder dafs der Geist, welcher im Wesentlichen, (und dazu wird ja die Verfassung und ihr Cölibatgesetz gerechnet,) — einmal verbietet, was er das anderemal gestattet, dessen Wesen mithin Veränderlichkeit, nicht derjenige h. Geist seyn kann, welcher Normalgeist der kathol. Kirche seyn soll. —

3) Von S. 11 bis 17. wird von No. 2. auf das Alterthum sowohl in der alten als in der neuen Welt hingewiesen, um die Vorliebe für den Priestercölibat, der eine „ewige Idee" genannt wird, als allgemein zu erweisen, worauf denn S. 17. die Behauptung folgt: „das Christenthum habe sich in seinem Cölibatsgesetz nur einer natürlichen Idee bemächtigt" u. s. w. Die völlige Grundlosigkeit dieser Behauptung wird durch die einfache Erwähnung der Thatsache erwiesen, dafs das Priesterthum fast in der gesammten alten Welt sich in Kasten oder Familien vererbte, und dafs noch jetzt, nicht nur im übergröfsten Theile der Menschheit, bei den Bramisten, Buddhisten und Mahomedanern, sondern sogar in der griechischen christlichen Kirche, die Priester verheirathet sind. Wie kann übrigens der Priestercölibat eine natürliche Idee genannt werden, da bei allen Völkern, welche im sogenannten Naturzustande lebten, ja selbst Jahrtausende lang bei den Vorvätern der Israeliten, die Hausväter zugleich die Priester ihrer Familien waren, und beim Ursprung der Menschheit nothwendig seyn mufsten? —

4) No. 1. S. 22. wird als „Hauptgrund" der Thatsache, dafs der Cölibat vom 5ten Jhdt. an immer mehr Bewunderer und Vertheidiger gefunden, —" das von jetzt an immer mehr sich ausbreitende Mönchwesen" angegeben. No. 2. meint dagegen S. 22. die damaligen Mönche „entsprachen ganz herrlich dem Ideal der Kirchendiener, wie es sich in dem ersten Glaubensboten zu erkennen gegeben; darum war es eine natürliche Folge, dafs sich ihrer die Kirche so allgemein bediente für ihre Zwecke." Offenbar nimmt hier No. 1. Etwas als Grund oder Ursache an, was selbst nur Wirkung derselben Ursache war, welche den Priestercölibat in Aufnahme brachte. No. 2. aber widerspricht in obiger Behauptung nicht nur den aus ihm selbst bereits angeführten Stellen, sondern auch dem h. Hieronymus und anderen Kirchenvätern jener Zeiten, welche schon die lautesten Klagen über die Unsittlichkeit der damaligen Mönche führten. —

5) No. 1. behauptet S. 37. mit Unrecht, bis auf Gregor VII. sey es „überall gesetzlich den Priestern erlaubt gewesen, ihre vor der Ordination geehlichten Frauen in ihrem Hause zu behalten, wenn sie sich nur des ehlichen Umgangs enthielten"; denn schon von der im J. 517 zu Gerona gehaltenen Synode an finden sich öftere Synodalbeschlüsse, welche den Geistlichen gebieten, getrennt von ihren Frauen zu wohnen. Ebenso werden S. 39. unrichtig die von Gregor VII. getroffenen Maafsregeln als neu bezeichnet, da dieselben bereits von der unter Nikolaus II. 1059 zu Rom gehaltenen Synode beliebt worden waren. Auch rüget No. 2. S. 24. nicht ohne Grund, dafs No. 1. behauptet, vor Gregor VII. habe in den meisten Ländern der abendländischen Kirche der Cölibat die meiste Zeit hindurch faktisch so

Digitized by Google

gut, wie gar nicht bestanden; denn, wenn auch die vielen bis dahin gegen das Concubinat der Geistlichen ergangenen Synodalbeschlüsse beweisen, wie häufig die Cölibatsgesetze übertreten, so berechtigen sie doch zugleich auch zur Vermuthung, dafs sie fortwährend von Einigen beobachtet wurden, und dafs, wie No. 2. S. 26. bemerkt, „es der Kirche" (nämlich nach kathol. Ansicht, den eigentlichen römischen Hierarchen) „immer Ernst mit dessen Handhabung gewesen."

6) Gregors VII. vom Volk unterstützte Strenge gegen die verheiratheten Priester wird von No. 2. S. 28 und 29. folgendermafsen gerechtfertigt: „die Freiheit eines Volks besteht darin, wenn in den Gesetzen, nach welchen es regiert wird, sich der Gesammtwille, d. h. der Wille der Vernünftigen und Besseren ausspricht. Im entgegengesetzten Falle liegt das Volk in Sklaverei. Das Gleiche gilt von der Kirche;" — womit zu verbinden, dafs S. 34. „das liebe Volk" (nämlich der sogenannte gemeine Mann) „aus welchem wegen des Cölibats, die meisten Geistlichen kommen", gerühmt wird, als welches nämlich, „denn doch der gröfste Theil der Menschheit sey, bei welchem immer noch ein fester Glaube an den Erlöser herrscheund ein unerschöpflicher Fond von Frömmigkeit und inniger Treue an der Ueberlieferung sich finde." — Wir haben diese Stellen herausgehoben, weil sie das Gedoppelte anschaulich machen, was die Schriften der modernen Katholiken charakterisirt: einerseits nämlich jenes bewufstlose Verfallen in die, dem r. k. Hierarchismus, Autoritäts- und Traditionsglauben entgegengesetztesten Raisonnements; andererseits das willkührlichste Verwenden ein und derselben Thatsachen zu den einander widersprechendsten Zwecken. Uebrigens müfsten diesen Stellen zufolge, einerseits die Chinesen, Hindus und Juden, und unter den Christen die Griechen, da sie am treusten an ihren Ueberlieferungen halten, dem Hrn. Vfssr. von Nr. 2. unter allen Völkern, die liebsten seyn, andererseits wäre, bei näherer Untersuchung, das liebe Volk, welches im Mittelalter sich von den Mönchen fanatisiren liefs, um, den ältesten christlichen Ueberlieferungen zuwider, von ihren Priestern zu fordern, dafs sie sich von ihren Ehefrauen scheiden sollten, vielmehr als nicht gar so lieb anzusehen, besonders, da ebenfalls der r. k. Ueberlieferung zufolge, die Verrichtungen des Priesters unabhängig sind von den übrigen menschlichen Verhältnissen desselben. Auch wäre, da damahls der Widerstand gegen die päbstlichen Einschreitungen und Steuerungen von den Priestern ausging, die doch die nächsten kirchlichen Vorgesetzten des lieben Volkes sind, dieses zum Richter zwischen jenen und dem Pabste gemacht, und wenn sie in dieser Angelegenheit als die Vernünftigeren und Besseren bezeichnet werden, so wäre nicht einzusehen, warum ihm nicht auch in allen übrigen Kirchenangelegenheiten ein Stimmrecht zuerkannt werden sollte. Endlich ist noch in Erinnerung zu bringen, dafs das liebe Volk, welches gegen die verheiratheten Priester, (wie später gegen die Juden, die es haufenweis verbrannte) aufgewiegelt wurde, einestheils diese Gelegenheit häufig benutzte, ihre Seelenhirten völlig auszuplündern, anderntheils an vielen Orten sich selbst die Ausspendung der Sakramente anmafste, oder auch zu völliger Verachtung derselben überging. Uebrigens wird von Nr. 2. selbst bei anderer Gelegenheit S. 16. „unserm Volke — wirkliche — theilweise Verflachung," und „angewohnte Gleichgültigkeit gegen die Kirche" zugeschrieben.

7) Von Nr. 1. wird S. 44. unrichtig angegeben, „durch Calixtus II. sey festgesetzt worden, dafs alle von dem Klerus der höheren Weihen eingegangenen Ehen null und nichtig seyen;" denn dieses Gestez wurde von der ökumenischen ersten Lateran-Synode, — auf welchem 300 Bisch. gegenwärtig, im can. 21., gegeben.

8) Alles, was Nr. 1. „von den heftigen Reaktionen, Widersprüchen und selbst Tod bringenden Gegenwehren, die im Verlauf der Zeit bald hier, bald dort gegen das Cölibatgesetz stattgefunden, will Nr. 2. S. 29. auf das Feld des Kampfes der Sinnlichkeit gegen den Geist verweisen:" — „dieser Kampf sey einmal Bedingnifs des Lebens. Leben selbst sey Kämpfen;" und „so wenig es der Sinnlichkeit gelinge, den Geist gänzlich zu schlagen, eben so wenig gelinge es dem Geiste hier in diesem Lande, der Sinnlichkeit sich gänzlich zu entwinden. Es seyen dies die beiden Pole des Menschenlebens, deren Gegensatz nur in höheren Regionen verschwinden werde. — Die Kirche habe mit ihrem Institute des Cölibats die Parthie des Geistes genommen, und sey bescheiden genug, diese Foderung an die Menschheit nur Ausnahmsweise zu machen; — diese Ausnahme — sey das Sigill

Digitized by Google

ihres (und der Kirche) unerschütterlichen, tiefen Glaubens an eine höhere Weltordnung, an ein höheres Leben, von welchem der Heiland bemerkte: bei der Auferstehung werden sie weder zur Ehe nehmen, noch genommen werden." — Ob jene Reactionen und Widersprüche nicht etwa häufig von den Vernünftigeren und Besseren, oder auch mitunter vom lieben Volke ausgegangen, wird hier nicht untersucht, auch weiter nicht berücksichtigt, dafs die zahllosen Synodalbeschlüsse gegen das Priesterconcubinat dieses Skandal als unausbleibliche Folge des Priestercölibates erweisen.

(Der Beschlufs folgt.)

LXV.

Gr. Fougner-Lundh, Specimen diplomatarii Norvagici, exhibentis monumenta diplomatica, historiam populi, linguae, morum et familiarum necnon et jura Norvagiae illustrantia ab vetustioribus inde temporibus usque ad finem seculi XVI. — Pröve af et Norskt Diplomatarium etc. Kjöbenhavn 1828. *X. und* 21. S. 4.

Die Geschichte Norwegens entbehrt noch einer eignen und zugleich umfassenden Bearbeitung. Das Hauptwerk, *Thormodi Torfaci historia rerum Norvegicarum* (*Hafn.* 1711. *sq.*) reicht nur bis zum Jahr 1387. Eben so wenig ist der nöthige geschichtliche Apparat in einiger Vollständigkeit zusammengebracht. Thorkelins *Diplomatarium Arna-Magnaeanum* giebt im 2. Theil (*Hafn.* 1786) norwegische Urkunden, doch nur des 12. und 13. Jahrhunderts, und aus beschränkten Quellen. Die Paus'sche Sammlung (ebend. 1751) enthält nur königliche Verordnungen und zwar in neudänischer Uebersetzung.

Mit einem weit ausgedehnteren Plane, mit dem einer möglichst vollständigen Sammlung norwegischer Urkunden bis zum Ende des 16. Jahrhunderts tritt jetzt Herr Fougner-Lundh, Professor der Oekonomie an der Friedrichsuniversität zu Christiania hervor. Wie er bei diesem, nach Obigem gleich mühevollen und verdienstlichen Unternehmen zu verfahren gedenkt, sagt theils eine dänische und lateinische Ankündigung, welche das vorliegende specimen eröffnet, theils eine besondre, kürzere vom Januar 1828 datirte, dänische und französische Anzeige*) Wir bemerken daraus Folgendes. Die Sammlung soll Friedens-Allianz- und Handelstractate, Päbstliche Bullen, Herrentagsbeschlüsse und überhaupt auf Recht, Verwaltung, kirchliche Verfassung und Policeiwesen bezügliche Urkunden jeglicher Art umfassen. Jedem Bande, deren jährlich einer von etwa 50 Bogen in 4. erscheint, werden wichtige Schriftproben und Siegelabdrücke, so wie Personal-, Orts- und Sachregister beigefügt. Diese Register werden lateinisch, alles übrige, von den Urkunden selbst abgesehen, wird dänisch verfafst. Die Urkunden, mehrentheils in der Landessprache, zuweilen lateinisch und plattdeutsch geschrieben, werden zunächst nach Städten, Landschaften, Stiften u. s. w., dann in jeder dieser Classen chronologisch geordnet.

In unserm Heft folgen hierauf als Probe der Behandlung 17 Urkunden aus verschiedenen Jahrhunderten nebst Registern, Facsimile's und Siegelabdrücken. Die älteste der Urkunden v. J. 1207, ein Verbot König Philipps gewisse Klosterbrüder in ihren Besitzungen zu stören, enthaltend, hat das Bemerkenswerthe, dafs sie in der Landessprache verfafst ist, zu einer Zeit, da in den Urkunden Deutschlands noch die lateinische Sprache herrscht. Für die Erläuterung der einzelnen Stücke ist durch kurze Inhaltsangaben und Erklärungen mancher dunkler Ausdrücke zur Nothdurft gesorgt. Die Abbreviaturen der Originale hat der Herausgeber, ungeachtet der sonstigen buchstäblichen Treue des Abdrucks, wie billig aufgelöst; ebenso unbedenklich würden wir der alten Interpunction eine das Verständnifs mehr erleichternde substituirt, und jene nur in den gewifs seltnen Fällen bemerkt haben, wenn ein Zweifel über den Sinn obwalten konnte. Das dreifache alphabetische Register ist ausführlich und genau gearbeitet.

Den Materialien dieses weitschichtigen Werkes steht, wie wir hören, eine neue interessante Bereicherung bevor. Die Papiere Christian des Zweiten, der im J. 1523 den nordischen Reichen entfloh, ingleichen die Urkunden des Archivs, welches Olav der letzte Erzbischof von Drontheim im J. 1536 mit sich nach Brabant führte, waren nach mancherley Schicksalen in das Münchener Archiv gelangt. König Ludwigs Liberalität hat die Rückkehr dieser Documente in den Norden bewilligt, und eben Herr Fougner-Lundh ist mit ihrer Empfangnahme beauftragt. Seine Reise dürfte vielleicht die Herausgabe des ersten Bandes des Diplomatarii, die am Ende dieses Jahres erfolgen sollte, verzögern.

Wer wird nicht mit uns einem Vorhaben besten Erfolg wünschen, das bestimmt ist, wie der Herausgeber mit skandinavischem Selbstgefühl sich ausdrückt, „zur genaueren Kunde einer Nation beizutragen, die wiewohl jetzt in glücklicher Verborgenheit und Stille, schon zu einem hohen Grade geistiger und sittlicher Entwickelung, bürgerlicher und kirchlicher Freiheit gelangt war, als so viele Länder Europa's noch unter dem Joche der Priestergewalt und des Feudalismus schlummerten."

G. Homeyer.

*) Beide geben die Bedingungen der Subscription an, welche in Deutschland Perthes, Besser und Comp. annehmen. Daselbst ist auch gegenwärtiges specimen zu haben.

Digitized by Google

Nro. 114.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1829.

I. Denkschrift für die Aufhebung des den katholischen Geistlichen vorgeschriebenen Cölibates u. s. w.

II. Beleuchtung der Denkschrift für die Aufhebung u. s. w. von P. i. a.

III. Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen von J. A. und A. Theiner.

(Schluſs.)

Dagegen wird, was sonst den leidigen Einwirkungen des Teufels zugeschrieben, hier, ganz naturphilosophisch, als Bedingniſs des Lebens ausgesprochen, wobei dann nur zu bedauern ist, daſs die Kirche hierin durchaus unphilosophisch, so einseitig die Parthie des Geistes gegen die Sinnlichkeit genommen, statt auf Versöhnung beider hinzuarbeiten. Daſs sie aber nur ausnahmsweise jene erhabene Forderung macht, kann sie bei dem Geschichtsphilosophen nicht rechtfertigen, da die Erfahrung gezeigt, daſs sie immer noch an allzuviele jene Forderung macht, und erscheint in dieser Hinsicht die Griechische Kirche, welche nur von ihren betagten Bischöfen Ehelosigkeit fordert, unstreitig als die Vernünftigere. Völlig unbegreiflich ist dagegen, wie man einen Ausspruch Christi, der sich ausdrücklich nur auf das Leben nach dem Tode bezieht, in solche Beziehung auf das Leben vor demselben bringen kann.

9) Nach flüchtiger Skizzirung des Geschichtlichen des Cölibatgesetzes hebt Nr. 1. S. 56—59. die Ursachen hervor, „welche den P. Cölibat hervorbrachten und so lange erhielten." Als die bedeutendsten werden folgende bezeichnet:

1) als bei dessen Entstehung zusammenwirkend: *a*) die damaligen Ansichten von der höhern Reinheit und Heiligkeit einer völligen Enthaltung; *b*) die Vorstellung von der priesterlichen Würde des N. Bundes." *c*) „der Gedanke, die Priester müſsten ungetheilt dem Dienste Gottes sich widmen. Dieser Geist der Zeit, (wird hier zugestanden) beherrschte den gesetzgebenden und gehorchenden Theil der Kirche," — Wir vermissen hier *a*) die im N. Test. liegenden Veranlassungen, wie sie bereits im 1. Artikel von uns angedeutet worden; *b*) die Hinweisung auf den damaligen Zustand des weiblichen Geschlechtes und besonders auf die damals herrschenden Ansichten vom ehelichen Verhältniſs. *c*) die Erwähnung der damals bedrängten Lage der Christen überhaupt und der kirchlichen Vorsteher insbesondere, welche es namentlich den letzteren räthlich machte, sich nicht durch Verehelichung an die Welt zu binden, wobei dann noch der Umstand sehr wichtig, daſs in den ersten Jahrhunderten der Glaube an die baldige zweite Herabkunft Christi und an die daran sich knüpfende Gründung eines Himmelreiches auf Erden sehr verbreitet war. —

Als Ursachen 2) daſs die Sitte der Priesterehelosigkeit „so bald zum Gesetz gemacht und dies Gesetz so unablässig festgehalten wurde," werden Nr. 1. S. 57. ff. angegeben: *a*) das Streben, den geistlichen Stand immer mehr und genauer als besonderen Stand auch durch seine äuſsere Lebensweise abzusondern und zu consolidiren;" dann *b*) die Besorgniſs „für die Erhaltung des Kirchengutes," und *c*) das Streben der Päbste, den gesammten Klerus möglichst abhängig von dem päbstlichen Stuhle zu machen; — zuletzt aber *d*) „jene streng und überall durchgeführte Maxime des unveränderlichen Beharrens bei dem einmal bestehenden, jene Maxime, welche (wie nun treffend bemerkt wird) „zugleich die Kraft und Schwäche, die Würde und die Mängel der römischen Kirche in sich schlieſst." —

Wir ergänzen diese Angaben, indem wir zur Prü-

Digitized by Google

fung der Lichter übergehen, welche Nr. 2. zur Beleuchtung dieses Theiles von Nr. 1. aufzustecken gemeint hat.

Zunächst wird daselbst S. 32. als fernerer Grund für den Cölibat angeführt, dafs das christliche Priesterthum nicht erblich seyn soll, sondern nur Sache des inneren Berufes. „In dieser Beziehung habe die Kirche ein unerschütterliches Vertrauen — zum göttlichen Geiste, dafs er die Gabe der Enthaltsamkeit gewifs so häufig austheilen werde, als sie Vorsteher bedürfe." Hinsichtlich des Ersteren hat bereits Hr. G. Rath. Prof. D. Zachariä in den Jahrbüchern der Geschichte und Staatskunst*) richtig bemerkt, dafs einerseits jener Zweck hinreichend durch ein Gesetz erreicht würde, welches den Priestersohn von der Nachfolge in das Amt des Vaters ausschliefse; dafs aber andererseis gerade die Familie der protestantischen Geistlichen eine treffliche Pflanzstätte für dessen Nachfolger sey, von dessen Tüchtigkeit man übrigens durch scharfe Prüfungen sich vergewissern könne. — Was das andere betrifft, so wird es durch die zahllosen durch das Cölibatgesetz veranlafsten *scandala* zu einer leeren Phrase, und da sie dem Hrn. Verf. von Nr. 2. nicht unbekannt geblieben seyn können, zu einer rabulistischen Redefigur herabgesetzt. —

Nr. 2. behauptet ferner S. 32 und 33. die Kirche sey dem Geschlechtsadel entgegengetreten, sie habe eine Stätte eröffnet, „wo der Mensch als solcher seine Geltung haben konnte," und sey „darauf ausgegangen, die allgemeine Verachtung, die als Produkt des Kastengeistes auf den niederen Ständen ruhte, zu vernichten." Hiergegen ist zuvörderst zu bemerken, dafs kein Beweis beigebracht ist, und wohl auch nicht werden kann, dafs die Kirche wirklich solche Absicht gehegt habe. Vielmehr bezeuget dagegen die Geschichte, dafs die Kirche durch jenes Gesetz den Klerus von den Laien absondern wollte, und in der That ihn als eine, durch die Weihen und Pallien sich auf andere Weise regenerirende Kaste nicht blos über die Bauern- und Bürger-, sondern auch über die Adels- und Krieger-Kaste erhoben hat. Auch ist keineswegs die Priesterzunft eine Stätte geworden, wo der Mensch, oder Christ, als solcher Geltung haben sollte. Wie dem Adel die Geburt, so geben dem Klerus die mystische Weihe und die päbstliche Gnade seine Privilegien, daher die Katechismen sogar in einem lasterhaften Geistlichen die göttliche Priesterwürde zu verehren und denselben als Stellvertreter Gottes anzusehen gebieten. Hätte die Kirche dem Kastenwesen entgegentreten wollen, so durfte sie nicht selbst wieder eine Kaste stiften; sondern mufste durch die Ehe mit dem Adel und Bürgerstand, und durch Berufung des letzteren zur Wahl oder Genehmigung seiner Hirten, mit diesem in organischer Verkettung bleiben. — Gleich darauf bemerkt Nr. 2. „der Sohn des Knechts war als Bischof dem Herzog gleich; man hat also faktisch anerkannt, dafs Wissenschaft, überhaupt geistige Tüchtigkeit, eben so viel werth sey, als ererbte Würde." Diesemnach wäre es nicht mehr gerade „der Christ, als solcher," der im Klerus „seine Geltung haben sollte;" sondern der wissenschaftlich Gebildete, der geistig Tüchtige als solcher. Aber, wenn auch das vorausgesetzte Faktum seine Richtigkeit hätte, so ist doch die daraus gezogene Schlufsfolge durchaus unrichtig. Denn nicht die geistige Bildung und Tüchtigkeit stellte den Bischof dem Herzoge gleich; sondern die Consekration und das von Rom verliehene Pallium, und es hat nicht an Beispielen gefehlt, dafs rohe, schlechte und unwissende Prälaten die Wissenschaft und geistige Tüchtigkeit mit Füfsen getreten, während sie von Herzögen beschützt wurde, und wie feindlich das System der röm. kath. Kirche sich gegen die Wissenschaft, als solche, nämlich gegen völlig unbeschränkte Forschung verhalte, beweisen die Länder, in welchen der Klerus über die Reformation, und die aus ihr sich hervorbildende Staatsorganisation, über das Streben nach gesetzlich garantirter Freiheit die Herrschaft behalten. Hiernach ist dann auch die Behauptung von Nr. 2. (S. 33) zu würdigen, dafs durch das Cölibatsgesetz „der Staat und die Kirche gehörig auseinandergehalten und ihre Freiheit erhalten worden sey." Dafs jenes Gesetz sehr viel beigetragen habe, den Klerus der weltlichen Obrigkeit als eine selbstständige Macht, gegenüber zu constituiren, ist nicht in Abrede zu stellen; indessen bilden auch die heirathenden Braminen eine durchaus selbstständige Hierarchie, und die frühere Geschichte erweist, dafs es der sogenannten Kirche, nämlich der römischen Hierarchie, zwar um Feststellung der eigenen, aber keineswegs um die der bürgerlichen Freiheit zu thun, dafs es vielmehr fortwährend ihr eifrigstes, kein Mittel

*) Märzheft 1829, S. 302.

Digitized by Google

verachtendes Streben gewesen, den sogenannten Staat, nämlich die weltlichen Herrscher, sich völlig unterwürfig zu machen, und die Geschichte der letzten Jahrhunderte erweist es unwiderleglich, dafs der ehelose r. k. Klerus ein unversöhnlicher Feind jeder constituirten Freiheit des eigentlichen Staates ist, — und seyn mufs, da schon allein die garantirten Prefs- und Glaubens-Freiheiten der r. k. Dogmatik und Disciplin das Widerlichste sind und den ruhigen Fortbestand der r. k. Hierarchie, ja der Kirche überhaupt unmöglich machen. Schon Herr Zachariä hat in der angeführten Zeitschrift *) bei der gründlichen und gerechten Würdigung Gregor's VII. bemerklich gemacht, dafs gerade dieser Pabst, „der das Cölibatgesetz zuerst in Kraft gesetzt," — auch zuerst mit Bewufstseyn den Plan einer universellen sogen. Theokratie gefafst, und die Durchführung jenes Gesetzes als wesentliche Bedingung zur Realisation dieses Planes erkannt hat. Nur darin kann Ref. jenem hochverdienten Rechtsgelehrten nicht völlig beistimmen, wenn derselbe (a. a. O. S. 310) behauptet: „das Cöl. Gesetz sey damals eine durch die Zeitumstände gebieterisch vorgeschriebene Maasregel gewesen, um der weltlichen Aristokratie eine geistliche, der Arist. der Geburt eine Arist. des Verdienstes entgegen zu setzen, und so die Macht des weltlichen Adels in dem Interesse der gemeinen Freiheit zu beschränken." Mag hiermit auch die innere Nothwendigkeit und das objektive Resultat jener Maasregel angedeutet seyn, so scheint doch Nichts uns zur Annahme zu berechtigen, dafs dieses verborgene geschichtliche Motiv jenem Kirchenoberhaupte zum Bewufstseyn gekommen sey. Nicht eine Aristokratie des Verdienstes wollte Gregor stiften, sondern eine röm. kath. Klerokratie; nicht wollte er die geistliche Macht der weltlichen blos entgegen stellen, sondern den weltlichen Arm zum willenlosen Instrument des geistlichen Hauptes machen, und nicht die gemeine Freiheit als solche in Schutz nehmen, sondern nur die der Hierarchie erweitern und befestigen, wohin er dann allerdings wohl nicht, wie die meisten Cölibatsgegner meinen, von gewöhnlicher Herrschsucht, sondern vielmehr von Religiosität, — freilich aber von ächt römisch-katholischer — angetrieben wurde, nämlich von solcher, welche alle Mittel durch den einen Zweck geheiligt hält, möglichst viele Seelen durch unbedingten Gehorsam unter den alleinseligmachenden Klerus vor ewiger Verdammnifs zu bewahren. — Eine letzte von Nr. 2. S. 34. aufgestellte Behauptung der Cölibat „halte die Kirche von Erbübeln frei;" so dafs z. B. in der r. k. Kirche „der leidige Rationalismus nicht herrschend werden konnte; weil von Seiten der Pfarrer keine Vererbung desselben auf den Sohn statt finden konnte," — ist zu seicht und lächerlich, als dafs sie einer besonderen Widerlegung bedürfte. —

10) Von S. 59—63. giebt Nr. 1. die Folgen und Wirkungen des Cöl. Gesetzes an, und bemerkt zuvörderst: „dafs es die längste Zeit hindurch erfolglos war, indem ein grofser Theil der Geistlichen — sich dennoch verheirathete, und ein anderer noch gröfserer Theil mit Concubinen lebte." Diese Angabe ist in so weit zu berichtigen, dafs schon im 13. Jahrhundert nur noch wenige verehlichte Geistliche sich fanden, wie denn die letzte Verordnung gegen öffentlich verheirathete Priester die des Bischofs von Ferrara vom J. 1332 ist und in der ganzen Folgezeit nur noch die der Synode von Leutschau vom J. 1460 gegen heimliche Priesterehe vorkömmt. —

Als die Folgen des Cöl. Gesetzes werden dann bezeichnet: *a*) „dafs die Moralität des geistlichen Standes im M. Alter bis zur Kirchentrennung im allgemeinen tiefer sank, und auch nachher nicht selten durch Uebertretungen dieses Verbotes compromittirt wurde;" — *b*) dafs hiermit zugleich dessen Würde, Ansehen und Wirksamkeit auf den Laienstand sank;" — *c*) dafs dann, seit den vergeblichen Versuchen zur Abschaffung des Cöl. Ges. im 16. Jahrhundt., besonders in Deutschland, „in einem steigenden Verhältnifs die Zahl derer, welche ohne durch äufsere Umstände veranlafst zu seyn, ihren freien Entschlufs und ihre Talente dem geistlichen Stande widmeten, immer geringer wurde." Endlich *d*) dafs, durch die schärfere Absonderung des geistlichen Standes, die weltlichen Stände gereizt wurden, die Schwächen des Anderen schärfer und schonungsloser anzugreifen und zu richten. Die hier angegebenen Folgen werden von Nr. 2. nicht in Abrede gestellt, sondern in Beziehung auf die erste S. 35. nur die Bemerkung Voltaire's (!) angeführt, dafs die Ausschweifungen der Priester allemal eher bemerkt wurden als die der Laien, — wegen ihres

*) S. 308.

Digitized by Google

Contrastes mit der Regel." Auch ist Nr. 2. so gerecht, nicht läugnen zu wollen, dafs e. g. „der Pabst Alexander VI. unsittlich (!!) war." Doch meint es, „nach Versailles versetzt, würde es ihm, als blofsen Fürsten, nicht viel Mühe gekostet haben, ein Ludwig XIV. zu seyn." (!!!) Es meint dann ferner (S. 36), dafs auch nach Aufhebung des Cölibats dennoch eine „grofse Zahl von Geistlichen bis zu passenden Verhältnissen ledig bleiben mufste." Es übersieht aber hier den entscheidenden Unterschied zwischen einer, durch die gesammte Weltordnung, also durch den Willen Gottes, herbeigeführten, unabweislichen Nothwendigkeit, und einer anderen, welche durch ein blos menschliches, ja sogar als ungerecht und schädlich erwiesenes Gesetz erzeugt wird. — Wenn es dann noch hinzusetzt, dafs also selbst bei aufgehobenem Cölibate man ebenfalls wieder der Herrschaft des Geistes zutrauen mufste, so lange die Sinnlichkeit in Respekt zu halten, bis die Verhältnisse die Ehe erlauben;" so ist hiergegen Nichts einzuwenden, weil es auch Nichts zur Sache thut. Wenn es aber gleich darauf spöttelnd fragt: „Oder läfst vielleicht die Sinnlichkeit mit sich kapitulieren bei der Aussicht baldiger Befriedigung?" so zeigt eine solche Frage eine völlige Unkenntnifs der menschlichen Natur, in welcher die Phantasie so mächtig waltet, die da leicht über mefsbare Beschränkungen hinaüberträgt, und nur bei endlos erscheinenden Leiden und schmerzlichen Entbehrungen zur Verzweiflung hintreibt. Ist vollends der Verf. von Nr. 2. ein Geistlicher, wie konnte er hier vergessen, dafs er an jedem Tage seine Beichtkinder zu ähnlichen Kapitulationen auffordern mufs, indem er ihnen den Himmel vorhält, um die Erde überwinden zu können? —

Die zweite oben angegebene Folge wird von Nr. 2. nicht berührt; in Beziehung auf die dritte aber (S. 37.) leichtfertig behauptet: „Jenen Talenten, die der Kirche wegen des Cölibats entgehen, dürfe sie sonder Kummer eine glückliche Reise wünschen;" womit also ausgesprochen, dafs die Kirche gerade auf jene ganze, gewissenhafte, besonnene Menschen keinen Werth lege, welche den naturgemäfsen Trieb, Gatten und Vater zu werden, nicht verläugnen wollen, um sich vermessen in die Gefahr zu stürzen, entweder meineidig, oder ihr Lebenlang unglücklich zu werden? —

Hinsichtlich der von Nr. 1. zuletzt angeführten Folge wird von Nr. 2. S. 38 ff. erwiedert, dafs auch bei den Protestanten der geistliche Stand angegriffen werde, und zum Beweis blos eine Stelle aus des Hrn. Prof. Marheineke's Abhandlung über den wahren Charakter des evangelischen Priesters angeführt, worin über die Verweltlichung der evang. Geistlichen durch ihre Abhängigkeit vom Staate geklagt wird, und eine Andere aus Dr. King's *polit. and. litt. anecd. pp.* 1819, worin derselbe klagt, dafs in England, — seit die Reformation den Cölibat aufgehoben, — die Geistlichen „nur mit ihren Weibern und ihren Kindern beschäftigt seyen." — Aber beide Stellen beweisen nichts gegen Nr. 1. Die Abhängigkeit der evangelischen Geistlichkeit von der weltlichen Macht hat ihre Hauptveranlassung darin, dafs die Reformation grofsentheils nur durch Hülfe des weltlichen Armes zu Stande gekommen; der dann seinen Schützling noch ferner zu bewalten theils für nothwendig theils für nützlich hielt. Dafs aber auch die unverehlichten röm. k. Geistlichen zu Policeybeamten des Staates gemacht, in völlige Abhängigkeit von diesem gesetzt, und zum grofsen Theil ganz von ihren ökonomischen Interessen verschlungen werden können, zeigte die Geschichte der Inquisition, die des französischen Klerus, und die Berichte vom Zustand der polnischen, schlesischen, ungrischen u. a. Landgeistlichen. Dr. King aber giebt selbst als Ursache des von ihm beklagten Missstandes „die mageren Einkünfte der Geistl. 2. Ranges an," — ein Uebelstand, der in der bekannten schlechten Einrichtung der anglikanischen Hierarchie seine Wurzel hat, und auch in der katholischen Kirche die Landpfarrer häufig zur Verbaurung hintreibt. —

Carové.

Digitized by Google

Nro. 115.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1829.

LXVI.

1) *Geschichte der Ost-Mongolen und ihres Fürstenhauses, verfaſst von Ssanang Ssetsen Chungtaidschi der Ordus; auf Allerhöchsten Befehl aus dem Mongolischen übersetzt von Isaac Jacob Schmidt. St. Petersburg* 1829. *gr.* 4.

2) *Ueber die Verwandtschaft der gnostisch-theosophischen Lehren mit den Religionssystemen des Orients, vorzüglich dem Buddhaismus, von demselben. Leipzig* 1828.

Zwischen den Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur und Geschichte des Westens und des Ostens bemerkt man seit einiger Zeit einen auffallenden Unterschied. Während man auf der einen Seite sich häufig bloſs mit der Zusammenstellung des vorhandenen Stoffes begnügt und zum Theil sich wohl auch begnügen muſs, während man die längst erforschten Thatsachen nur von einem andern Standpunkte und mit andern Ansichten betrachtet; so bringt uns mit seltenen Ausnahmen jedes Werk, beinahe jede Abhandlung auf dem Felde der Literatur des Ostens neue, niegekannte und zum Theil nie geahnete Thatsachen. Während man auf der einen Seite nicht selten Zeit und Geisteskräfte an Muthmaſsungen verschwendet über Gegenstände, die wir nun einmal nicht wissen können, oder die zu wissen für die Geschichte der Menschheit ganz bedeutungslos ist; so handelt es sich im Gegentheile auf dem Gebiete des Orients um die folgenreichsten historischen Ereignisse, um die wichtigsten Aufgaben und Vorfallenheiten in der Geschichte des menschlichen Geistes und der bürgerlichen Gesellschaft. Freilich muſs hinzugefügt werden, daſs diese jedem Kundigen bemerkbare Verschiedenheit gröſstentheils äuſserlichen Umständen zugeschrieben werden muſs. Vor drei Jahrhunderten schon, und zum Theil auch früher, waren in der Literatur und Geschichte der westlichen Länder dieselben Fragen und Untersuchungen angeregt, die noch heutigen Tags die Geister beschäftigen, zu denen noch heutigen Tags eine genügende Lösung gesucht, oder den schon vorhandenen Muthmaſsungen eine neue, den veränderten Ansichten des Zeitalters wahrscheinlichere hinzugefügt wird. Ganz anders verhält es sich mit dem Orient. Die Geschichte der semitischen Völkerfamilie, die Literatur des semitischen Sprachstammes abgerechnet, ist hier Alles noch im Entstehen. In den wichtigsten Erscheinungen der politischen und Cultur-Geschichte des ganzen Welttheils fehlt hier bald das vermittelnde Glied und dort wankt sogar der historischn Boden; es tauchen hier räthselhafte Menschen auf, die den ganzen Welttheil umgestalten, räthselhaft, weil uns von den Umständen keine Kunde ward, unter welchen sie dies Auſserordentliche leisten konnten, und es finden sich dort Spuren groſser Umwälzungen, die man auf einen Urheber zurückzuführen, bis jetzo vergebens sich bemühete. Welcher besonnene Forscher möchte wohl mit Zuversicht die Epoche angeben wollen, wann die Lehre des Sâkja als eine neue Religion sich geltend gemacht hatte, und wann sie aus Indien vertrieben die barbarische Bevölkerung der umliegenden Länder und Inseln zur Menschlichkeit und Cultur aufrichtete? Wer weiſs wohl, wie sich die Neuerungen Zoroaster's zu der angestammten Sitte, zum alten Glauben Dschemschid's und Hom's verhalten haben? Wer vermöchte im Einzelnen den Einfluſs des erfindungsreichen Geistes der Chinesen und ihrer alten Cultur auf die angränzenden Länder nachzuweisen, vorzüglich auf die sogenanten tatarischen Völkerschaften Hoch- und Mittel-Asiens? Wer giebt uns endlich genügende Aufschlüsse über den Einfluſs des Christenthums im Orient, und über die mit ihm eng zusammenhangende Ausbreitung der assyrischen Schrift? Die Literatur des Ostens

Digitized by Google

ist in der Kindheits und wie ein Kind stöfst sie auch bei jedem Schritte, den sie vorwärts thut, auf neue Gegenstände und neue Erfahrungen. Sie erobert bei jedem Zuge, sey es der eines siegreichen Heeres oder eines einsam einherziehenden, wissensdurstigen Reisenden, ganze zum Theil nie geahnete Provinzen des Wissens. Die alten in ihrem Gehäge längst schon eingezäunten Disciplinen mögen auch deshalb der jüngern Schwester hie und da ihre kindische Freude zu Gute halten.

Wir wufsten durch das unschätzbare Werk Raschideddin's, dafs die Mongolen über ihre wundervollen Eroberungen eigene, in ihrer Sprache verfafste und mit ihrer Schrift geschriebene Berichte hatten (*Histoire des Mongoles par d'Ohsson XXIX.*), wir wufsten durch die lehrreichen Sammlungen von Pallas und durch Fischer's Geschichte von Sibirien, dafs sich unter den Kalmüken, Buriaten und Oelöten historische Bruchstücke und Sagen über Tschinggis und seine Nachfolger erhalten haben, doch schien es sehr unwahrscheinlich, dafs wir unter diesen jetzt so gesunkenen Stämmen gröfsere historische Werke vorfinden, noch unwahrscheinlicher aber, dafs wir sobald schon eine Probe im Originaltext sammt deutscher Uebersetzung, erhalten werden. Mit inniger Freude kündigt deshalb der Unterzeichnete die Erscheinung des mongolischen Historikers allen Freunden asiatischer Literatur und Geschichte an und erkühnt sich im Namen der gelehrten Welt S. M. dem erhabenen Kaiser Nicolaus für die Unterstützung zu danken, welche diesem für die Geschichte, für die Literatur und Sprachkenntnifs des Orients gleichwichtigen Werke zu Theil geworden. Es ist diefs nämlich der erste Druck eines mongolischen Originalwerkes. Schmidt, der gelehrte und fleifsige Uebersetzer des Ssanang, gab schon früher das Evangelium Matthäi in mongolischer Uebersetzung heraus und Rémusat theilte ein Facsimile mehrer mongolischer Schreiben mit, — dies war bis jetzt die ganze mongolische Literatur Europa's. Wäre auch Ssanang nicht das erste mongolische und überhaupt das erste Geschichtswerk eines Buddhaisten, welches in irgend einer europäischen Sprache ganz übersetzt wurde, so wäre das Werk an sich allein schon wichtig genug, um die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich zu ziehen. Wir finden hier neue Thatsachen über die Geschichte und Lehrsätze des Buddhaismus; Ssanang giebt uns Aufschlüsse über den ursprünglichen Zustand, über die Ausbildung und den Verfall des Mongolen-Volkes und berichtet uns viel Interessantes über die Schriftverbreitung in Tibet und unter dem Volk der Bede, dies ist nämlich der ursprüngliche Name der Mongolen. Um dem Leser von der Wichtigkeit dieses Werkes einen Begriff zu geben, müssen wir unsere Anzeige nach dem verschiedenen Stoffe in drei verschiedene Artikel abtheilen.

Erster Artikel.

Die Chinesen und die in ihrer Schule gebildeten Nationen sind vielleicht das einzige Volk des Orients, wo der Mensch für sich allein etwas gilt, wo menschlichem Wissen und Wirken auch ohne alle religiösen Beziehungen ein eigener Werth beigelegt wird; die Indier, Mahometaner und alle Völker, welche den verschiedenen Cultur- und Religions-Systemen dieser Nationen huldigten, vergafsen über das Göttliche des Menschen und sein irdisches Wohlergehn. Menschliches Thun und Treiben für sich sey nach ihnen nicht allein ohne allen Werth, sondern gröfstentheils selbst schädlich für das Seelenheil; wer sich hienieden schon am meisten des Menschlichen entäufsern kann, werde jenseits oder in dem ewigen Kreislauf der Metempsychose eine höhere Stufe sich erringen. Aus diesem Grunde verachteten diese Kirchen entweder jede Aufzeichnung der Ereignisse „in diesem Jammerthal", oder sie berichteten den Nachkommen nur dasjenige aus dieser sichtbaren Welt, was zur Verherrlichung der unsichtbaren dienen könnte. Mahometanische Geschichtschreiber knüpfen die Historie aller Völker an die biblischen Patriarchen und schreiten dann, eilenden Fufses, zu den Offenbarungen und Thaten des Propheten; denn wen könnten wohl, nach dem Ausdrucke Ferischtas in seiner Geschichte Kaschemirs, die Zeiten interessiren, wo die schändlichste Abgötterei im Lande herrschte? Dem Buddhaisten hingegen ist das Vaterland seines Heilandes, das indische Mittelreich, Magadha und der Platz Buddha Gâja der wichtigste Strich der Erde; die Weltgeschichte beginnt ihm mit der Erscheinung Sâkja's, und an sein Geschlecht knüpft er alle Völker, die in seinem Paradiese selig werden. So verfährt der Mongolenfürst Ssanang Ssetsen, ein Nachkomme Tschinggis

Wie die alten Mythographen der Griechen, so beginnt der Mongole seine Geschichte mit einer Kosmo-

Digitized by Google

gonie, nach dem Sinne der Buddhaisten. Zuerst erweiset er dem Gotte der Begeisterung und Wohlredenheit, dem Apollo (Mandschugoscha) des Buddhaistischen Olympus die gebührende Ehrfurcht, und lehret dann dafs zuerst aus den vorhandenen Keimen (Sch. sagt Stoffanhäufungen) das dreifach gebildete, alles Aeufsere umfassende Weltall geworden und dann die lebenden Wesen. Die Leiter des menschlichen Geschlechts, die Bodhissatvas wurden zuerst, und später erst entwickelten sich die Alles beglückenden Bogdas. Als zuerst im Raum des Leeren ein starker Wind aus allen zehen Gegenden zugleich bliefs, so entstand von dem Hin- und Herbewegen eine bläuliche, Alles umfassende Luftanhäufung; aus dieser Luftanhäufung entwickelte sich durch eine neue Bewegung das Wasser und aus diesem erhob sich die Erde wie „der Rahm aus der Milch." Hier schon kann man sehen, wie die systematische Philosophie der Chinesen, deren Anfang lange nach der Einführung des Buddhaismus im Mittelreiche zu setzen ist, sowohl einzelne Sätze wie die ganze Art und Weise der Darstellung von den Anhängern des Sàkja aufgenommen hat. Die Polemik der Schu kiáo gegen einzelne Lehren der Buddhaisten, vorzüglich vom praktischen Standpunkte aus, lassen sich hiermit recht gut vereinen. Tschutse († 1200 n. C. G.) beginnt das Kapitel seiner Naturphilosophie, welches „Himmel und Erde" überschrieben ist, mit folgendem Lehrsatz: „Im All war anfänglich blofs die Urmaterie des ruhenden und bewegenden Princips (In und Yâng); diese einzige Urmaterie bewegte sich, sie wirbelte hin und her, rieb sich hier und dort und rieb sich schnell, und schnellte reibend eine Masse Absatz aus, — Ruhe ward nicht hieselbst bis die Erde vollendet ward im Mittelpunkte." (Tschutse, sämmtliche Werke, auf der königlichen Bibliothek zu Paris und in der des Sir George Staunton, jetzt ein Eigenthum der asiatischen Gesellschaft zu London, Abtheilung, Naturphilosophie (Liky) Bd. 49. B. 19.)

Nachdem nun die reingeistige Welt, die allein übrig bleibt, bei der allgemeinen Vernichtung, und die zweite d. h. die Welt derjenigen Wesen, die sich zwar geistig hoch empor geschwungen haben, aber hinter der Buddhastufe zurückgeblieben waren, und endlich die dritte Welt d. h. der nur scheinbar existirende Sinnenraum, — nachdem nun alle diese drey Welten geworden waren, fiel es einem Himmelsohn (Tegni) der ersten Welt ein, herabzusteigen, um in dem Reiche der Menschen wiedergeboren zu werden. Durch dessen stufenweise Vermehrung entstanden die sechs Arten lebender Wesen in den drei Welten d. h. die guten und bösen Geister, die Menschen und Thiere, die Ungeheuer der Unterwelt und die Höllengeschöpfe. Das vorzüglichste der lebenden Wesen, der Mensch, hatte als eine Tegni-Verwandlung ein nicht berechenbares Alter. Die Menschen bedienten sich nicht der Füfse zum Gehen, sondern sie schwebten durch die Luft; sie nährten sich mit einer göttlichen Speise, und da sie ohne allen Geschlechtsunterschied waren, so erfolgte die Geburt durch eine Art Emanation. Damals war weder Sonne noch Mond, ihnen reichte hin der eigene Lichtglanz; sie hiefsen auch noch nicht Menschen, sondern blofs „lebende Wesen."

Als aber einmal ein lebendes Wesen lüsterner Art eine Frucht fand, welche Erdbutter genannt wird, und davon afs, so begann das Verderbnifs; die lebenden Wesen verloren ihren Lichtglanz und die Fähigkeit am Himmel zu wandeln. Schmidt nennt die verderbenbringende Frucht nach dem Mongolischen Erdbutter, ohne anzumerken, was wohl unter dieser sonderbaren Frucht zu verstehen sey; nach dem buddhaistischen Geistlichen des Engländers Hodgson soll dies eine Art Mandel gewesen seyn (*Transact. of the royal asiatic society Vol. II. P.* 1. S. 235.). Auch mehrere orientalische Kirchenväter wollten die Frucht, wovon Eva afs, kennen; sie schlossen nämlich aus Gen. (III. 7.) es sey eine Feige gewesen (Neander, Allgemeine Geschichte der christlichen Kirche II. 1. 225.). Der persische Grofs-Visir Mihrnerseh wirft dem gemäfs, in seinem 450 uns. Z. in Armenien erlassenen merkwürdigen Ausschreiben, den Christen spottweise vor; sie behaupten, eines so werthlosen Dinges wie einer Feige wegen, sey alles Unheil in der Welt entstanden (Elisäus, Geschichte Wartan's. Venedig 1828. S. 43. Armenisch).

Unter den gesunkenen lebenden Wesen, jetzo Menschen genannt, sey nun Zank und Hader zum Vorschein gekommen; es entstanden die Uebel des Zorns und es entstanden die Uebel des Geizes. Sie freueten sich deshalb ein Wesen von grofser Schönheit und vorzüglichem Ansehen, von aufrichtigem Gemüthe und hellem Verstande gefunden zu haben; sie unterwarfen sich ihm willig und sprachen: „Wir ernennen dich zum Ober-

Digitized by Google

herrn und werden deine Befehle nie übertreten," deſshalb ward dieser erste Monarch der Welt „der von vielen erwählte König" genannt. Zu dieser Zeit setzt man die Vollendung der allerersten Kalpa (Weltperiode); Sonne, Mond und Sterne waren schon durch die Schicksalsfolge der lebenden Wesen zum Vorschein gekommen und erleuchteten mit ihrem Lichte die vier Welttheile.

Es giebt im Ganzen sechs groſse Weltperioden, Kalpas genannt. Drei, diejenigen nämlich, worin die Menschen ein Lebensalter von 40,000, 30,000 und 20,000 Jahren erreichen, sind schon vorübergegangen; in der vierten, in der des hundertjährigen Menschenalters, leben wir. Für alle diese verschiedene Epochen ist ein besonderer Weiser oder Buddha erschienen, also im Ganzen vier, der letzte, von dem allein sichere Kunde ward, ist Sâkjamuni, d. h. der Heilige, der Büſser oder Einsiedler Sâkja, ein Sprösling der Königsfamilie Sâkja in Magadha, die nach der Meinung des Sâkja Pandita ihren Ursprung bis zu dem „Von allen erwählten Könige" zurückführen konnte. Der Vater dieser vierten Emanation hieſs Oghadschitu Arssalan und beherrschte Indiens Mittelreich Magadha, seine Mutter hieſs Mahâ Maja. Ssanang folgte, wie er selbst angiebt, der Chronologie des berühmten Sâkja Pandita, des ersten buddhaistischen Apostels unter den Mongolen, und beginnt seine Geschichte mit dem Tode des vierten Buddha's 2133 vor Ch. G. Diese Chronologie ist aber der allgemeinen Annahme der Tibetaner und Mongolen durchaus entgegen. Beide Völker setzen die Geburt des Sâkjamuni's 1022 oder 1027 v. Chr. und geben ihm ein Lebensalter von 79 Jahren, so daſs er entweder 942 oder 947 v. Chr. gestorben ist. Will man genau seyn, so kann man eigentlich weder von der Geburt noch von dem Tode eines Buddha sprechen; wohl aber von der Epoche der vier Büſser, die sich zur Buddha, d. h. zur Weisheitsstufe emporgeschwungen. Die Namen dieser verschiedenen Heilande werden nach dem Genius der verschiedenen Zungen, die dem Buddhaismus anhangen, verschieden angegeben. (*Transactions* a. a. O. S. 41.) Die Nachrichten und Angaben Ssanang's finden sich übrigens theilweise auch bei den chinesischen Schriftstellern und beinahe bei allen Völkern, welche dem Buddhaismus ergeben sind. Weiſs doch schon der heilige Hieronymus, daſs Buddha das Haupt der Glaubenslehren der Gymnosophisten aus der Seite einer Jungfrau geboren worden sey (*Hieronym. adv. Iov. I.*)!

In der Geschichte Kathaias (تاريخ ختاي), die nach Müller und Reiske (*Herbelot Bibliotheque orientale à la Haye* 1779. *IV.* 721.) bloſs ein Bruchstück der allgemeinen Geschichte Beidavis ist (Sacy bezweifelt, daſs der Verfasser dieses Tarich der berühmte Ausleger des Coran's sey, *Chrestomathie 3ième Vol.*), wird die Geburt und der Lebenslauf Sâkjamunis ganz auf dieselbe Weise erzählt, wie bei Ssanang, nur sind die Eigennamen, wie man sich leicht denken kann, auf ihrer zweifachen Wanderung von Indien nach China und von China nach Persien so verdorben, daſs man sie kaum erkennen kann. Der Tarich Kathaias enthält so viel Merkwürdiges, und dessen Verfasser ist so gut in allem, was China betrifft, unterrichtet, daſs seine Angaben eine neue von dem Standtpuncte unserer erweiterten Kenntniſs von China unternommene Beleuchtung verdienen würden. Bei der Verbesserung der durchaus verdorbenen Eigennamen möge man bedenken, daſs Beidavi seine Nachrichten höchst wahrscheinlich vermittelst mongolischer Dollmetscher erhalten hat und daſs man demnach durch die Angaben bei unserem Ssanang manche Namen durch eine einfache Vergleichung wiederherstellen kann. So ist unter dem Reich, welches Buddha's Vater beherrscht haben soll, das Land انكلك, Enkelek, ein Wort, welches Müller Unglück lieſst (*Beidavi Historia Sinensis, Berolini* 1679. *p.* 29.) und für die indische Provinz Attok hält, höchst wahrscheinlich ganz Indien zu verstehen, von den Mongolen Enedkek genannt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 116.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1829.

1) *Geschichte der Ost-Mongolen und ihres Fürstenhauses, verfaſst von Ssanang Ssetsen Chungtaidschi der Ordus; auf Allerhöchtsen Befehl aus dem Mongolischen übersetzt von Isaac Jacob Schmidt.*

2) *Ueber die Verwandschaft der gnostisch-theosophischen Lehren mit den Religionssystemen des Orients, vorzüglich dem Buddhaismus, von demselben.*

(Fortsetzung.)

Die ewige Weisheit, Buddha genannt, läſst sich aus Liebe und Mitleiden mit den gesunkenen Geschöpfen aus dem Nirwâna herab in das jammervolle Reich der Wandlung und Täuschung und Sakjamuni wird deshalb von den Orthodoxen (den Braminen) ganz consequent für eine bloſse Verkörperung des erhaltenden Principes des indischen Trimurti, für eine Herabsenkung Wischnu's gehalten. Das buddhaistische Princip der Weltschöpfung und Welterhaltung ist nach den eigenen Lehrbüchern der Buddhaisten und nach den Monumenten der altindischen Literatur viel älter als die Lehre des Königsohnes Sâkja, und diese Lehre allein würde auch wahrscheinlich kein Schisma in der braminischen Kirche Hindostans verursacht haben. Die Freiheit des Denkens ward, wie es scheint, von den Bramapriestern Niemanden geschmälert; wie hätten sonst hier so viele Sekten und sich widersprechende, ja selbst atheistisch-philosophische Systeme entstehen und sich ausbilden können! Denkt was ihr wollt, und handelt wie ihr sollt, war auch hier Staatsprincip. Hätte Sâkja durch Aufhebung der Kasteneinrichtung und durch andere volksthümliche, dem scheuſslichen Priester- oder Braminenthum entgegengesetzte Anordnungen die Grundpfeiler des Menustaates nicht erschüttert, so würde er sich und seinen Anhängern wahrscheinlich weder Haſs noch Verfolgung von Seiten der Braminen zugezogen haben. Wahrscheinlich wollte Sâkja wie die meisten Reformatoren aller Zeiten anfänglich nur einige Miſsbräuche abstellen; Widerspruch und Verfolgungssucht reizten dann hier wie allenthalben zum Aeuſsersten.

Obgleich Sâkja Freiheit und Gleichheit predigte, obgleich er unter den Menschen keinen andern Unterschied als den ihrer Handlungen anerkannte, so hielt er es doch für nöthig seine Lehre in esoterische und exoterische Satzungen zu unterscheiden. Diese durch die verschiedene Bildungsstufe, durch das mannichfache Faſsungsvermögen der Menschen nothwendige formelle Trennung der Lehre hielten alle Religionsgründer des Morgenlandes und die meisten Philosophen Altgriechenlands von Nöthen. Einem Lehrbuch zufolge, wovon Schmidt in den Noten sehr lehrreiche Auszüge gegeben hat, sind Buddha's Worte dreierlei Art: Die ersten sind für die Gläubigen von geringem und beschränktem Verstande, die mittleren für die Gläubigen, deren Faſsungsvermögen von mittlerer Beschaffenheit ist, die letzten Worte allein enthalten ausschlieſslich den tiefen Sinn der groſsen Errettungsmittel und dienen zum Heil der gläubigen Weisen von hohem und durchdringendem Verstande. Dreihundert Jahre nachdem Buddha im Nirwâna entschwunden war, zur Zeit da der König Kenika Herr der Religionsgaben war, sollen in dem im Reiche Kaschemir gelegenen Kloster Dschalandari von 500 Bodhissatwas (buddhaistischen Naturen) 500 Archats (Priester) und 500 Pandits unter dem Vorsitze Wischumitra, die letzten Worte Buddha's gesammelt worden seyn. Zu der Zeit wurden alle Worte Buddha's in vier Haupttheile und in 18 Unterabtheilungen eingetheilt. Diese Anordnung scheint, wie Schmidt richtig bemerkt, im Gegensatz zu den heiligen Schriften der Braminen, den 4 Wedas und den 18 Puranas unternommen worden zu seyn, und vielleicht beginnt auch hier erst, 300 Jahre nach dem Tode Sâkjamunis die systematische, dem Bramanismus durchaus entgegengesetzte

Digitized by Google

Lehre des neuen Heils. Wir werden übrigens in unserem dritten Artikel, bei der Geschichte Tibets auf die Ausbildung der buddhaistischen Hierarchie zurückkommen.

Der Buddhaismus befreundet sich leicht mit allen zufälligen oder in der Natur der Länder begründeten Sitten, und nimmt leicht allen angestammten Aberglauben der Völker, die sich zu ihm bekennen, in sich auf; er verträgt sich in Siam mit der Heiligkeit der Elephanten und in Tibet mit der Ehrfurcht vor den Affen. Allenthalben wirkte er aber, dies müssen ihm auch die Feinde lassen, zur Sittigung des menschlichen Geschlechts; allenthalben bleibt er sich gleich in seinem trostlosen Alles zersetzenden, philosophischen Idealismus. Alles andere Sein aufser dem eigenschaftlosen Raume, der die Zeit in sich schliefst, von den Anhängern Bramas mit einem Neutrum Brâman genannt (*Colebrooke* in den *Transactions* a. a. O. S. 12. *), ist nicht; die letzte Potenz der Wesengattung ist deshalb hier, wie in dem System Zoroasters, Raum und Zeit, chinesisch Schi (Nr. 9152. nach dem tonischen Lexicon von Morrison) genannt, welche letzte Potenz mit Buddha gleichbedeutend ist. Zwar heifst Buddha chinesisch auch Schi Tschu (Morrison a. a. O. *dominus saeculorum*), Herr der Zeit und wir lesen in einem berühmten buddhaistischen Lehrbuche, degledu Altan Gerel: Buddha entschwindet nie völlig im Nirvâna, die Eigenthümlichkeit der Bogdas kann nie der Vergänglichkeit unterliegen u. s. w. — der consequente Buddhaismus führt aber nothwendig, mögen es seine Anhänger zugeben oder nicht, auf ein eigenschaftsloses Sein, das Zruan (Zervan) Zoroasters, welches nach dem armenischen Kirchenvater Esnik: Schicksal oder Glanz bedeutet. (Esnik's Widerlegung der Ketzer. Venedig 1826 S. 113. Armenisch). Von diesem Standpuncte aus haben auch die chinesischen Schukiao, (die Anhänger der alten auf Kongtse und die King zurückgeführten Lehre) den Buddhaismus aufgefafst und bekämpft. Tschuhi, das Haupt der neuen chinesischen Staatsphilosophie, betrachtet in seiner Geschichte der Philosophen, chinesisch Tschutse genannt (Sämmtl. Werke, Bd. 60), die Lehre Sche kia mu ni's (so oder auch blofs mit der ersten Sylbe, Sche wird der 4. Buddha chinesisch genannt. Siehe die Charaktere in Morr. tonischem Lexicon Nr. 9253.) immerdar als einen reinen Nihilismus. „Das Leere der Anhänger des Sche," sagt der Fürst des Wissens (a. a. O. 14 b. 15 a) „ist das durchaus Nichts, nur habe das Leere (nach ihnen) eine gewisse Norm, ein vermögendes Princip (te schy 10194. 9183). Wenn ich aber (in Beziehung auf sie) von einer Norm (tao. 9045) rede, so verstehe ich darunter selbst wiederum ein Leeres, keineswegs aber eine Normal-Urkraft, sondern eine letzte Thätigkeit oder Sein (Schong 12623). Wie wenn ich, um vergleichungsweise zu sprechen, von einem Schlund klaren Wassers die Klarheit als das Letzte, als das Fundament annehme, und sie als etwas vom Wasser Gesondertes betrachte. Sie sagen nach diesem Gleichnifs, der Schlund selbst (der Βυθὸς der Gnostiker) sei das Fundament des Leeren." Tschutse oder Tschuhi kommt gar häufig auf diesen Satz zurück und kann das Verderbliche dieser Lehre nicht schrecklich genug schildern. „Viele fragen," sagt er am angeführten Orte (S. 14 a), „wodurch denn die Schu und Sche (die Anhänger des Kongtse und die Sâkja's) verschieden wären? Darauf antworte ich: Wir (Anhänger des Kongtse) nehmen eine Norm des Himmels (thian ming 10095. 7732 M.) an und nennen diese Natur (sing 9475 M.); die Anhänger des Sche wollen dies nicht, wohl wissen sie aber von einer grofsen Leere zu sprechen. Wir Schu sagen, das letzte Fundament sey die volle Urkraft; jene behaupten im Gegentheil, es gebe weder feine Atomen, noch überhaupt eine letzte Norm. Da nun weder feine Atomen noch eine letzte Norm vorhanden wären, so müsse es (nach ihnen) im Gegentheil blofs eine Leerheit geben, und aus diesem Nichts sey die Seele des Menschen hervorgegangen.

*) In diesem Sinne nämlich als das Letzte der Forschung, nennt der Dichter der Sündfluth (in den von Bopp herausgegebenen Episoden aus dem Mahâ-Bhârata, Berlin 1829. XVIII.) den Herrn der Geschöpfe Brâma; „Erhabeneres als ich" läfst er den Gott sagen, „gibt es nicht." Es ist hier nämlich nicht der Brâma des Trimurti gemeint, sondern der oberste Gott über dem Trimurti, ebenfalls Brâma genannt. Im Allgemeinen mufs man sehr vorsichtig seyn, mit den Folgerungen, die man aus einzelnen Dichterstellen ziehen möchte; es wird bald dieser bald jener Gott, je nachdem es dem Dichter beliebt, als der Höchste geschildert. So z. B. Krischna in dem *Brâma-Vaivarta-Purâna.* Vergl. das Specimen von Stenzler. Berolini 1829. S. 4. Sagt doch Ferischta dafs im Mahâ-Bhârata die Weltschöpfung auf dreizehen verschiedene Weisen dargestellt werde! *History of the rise of the mohamedan Power in India by Ferishta, translated by Briggs. London* 1829. *I.* 43.

Digitized by Google

Sie reifsen also das eigentliche Fundament ein und vernichten die wechselseitigen Pflichten zwischen Vater und Sohn, zwischen König und Unterthan, zwischen älteren und jüngeren Brüdern, zwischen Mann und Frau, zwischen Freunden und Genossen." Die Anhänger des Laotse und Tschuangtse sind, nach der Ansicht des chinesischen Aristoteles nicht ganz so weit gegangen, wie die Anhänger des Fo; sie setzten zwar auch keine Urkraft (li. 6942) mit einem bewegenden Geiste (sin 9453) nach der Weise der Schukiao, sondern blofs eine Art geistiger Unmaterie, doch hätten sie Gerechtigkeit und Vernunft nicht durchaus aufgehoben; aber die durchaus schlechten Leute des Fo to hätten eine Selbstbeschauung (schen 9208) aufgebracht, wodurch sie mit einem Male alle Gerechtigkeit und Vernunft vertilgen. Die Anhänger des Lao wollten sich blofs zu Gedanken steigern, die Anhänger das Sche haben sichs aber zur Aufgabe gesetzt, sich selbst in Nichts zu verwandeln, denn sie leugneten jedes Dinges Daseyn; nach ihnen wird Nichts und vergeht Nichts. Ngheou yang sieou (geb. 1007+1072) sagt: die Anhänger des Lao streben zu seyn, die Anhänger des Sche streben nicht zu sein (Tschu tse a. a. O. B. 12 b. 13 a. Vergl. auch die Naturphilosophie des Tschutse Bd. 49. B. 10a). Lange vor Tschu tse haben übrigens eifrige Anhänger der Lehre der Alten in öffentlichen Eingaben an das Staatsoberhaupt die Lehre des Fo oder Fo to auf dieselbe Weise geschildert (*Mailla Hist. gén. de la Chine VI.* 29. 423.).

Bei den Angaben der chinesischen Gelehrten (Schukiao) in Beziehung auf den Buddhaismus mufs man freilich immer bedenken, dafs Feinde sprechen. In den buddhaistischen Schriften, die dafür geschrieben wurden, um unter dem gemeinen Volk verbreitet zu werden, nimmt sich die Lehre Sâkjamuni's in der That ganz anders aus. Es war mir, durch die Güte des Sekretär's der asiatischen Gesellschaft in London, Herrn Huttmann, vergönnt, eine Art buddhaistischen Katechismus, oder besser eine buddhaistische Pastoraltheologie in chinesischer Sprache durchgehen zu können; ich mufs bekennen, dafs ich hier Nichts von jenem trostlosen Nihilismus gefunden habe, worüber sich die Schukiao so sehr beklagen. Dies mögen freilich nur die ersten Worte Fo's sein für die Einfältigen im Geiste, die da glauben und nicht wissen. Diese Pastoraltheologie heifst chinesisch Si fang kong keju d. h. „öffentliches Zeugnifs aus dem Westen" und ist mit vielen bildlichen Darstellungen ausgestattet. Wir werden bei einer andern Gelegenheit Mehreres daraus mittheilen und bemerken hier blofs vorläufig, dafs die meisten buddhaistischen Vorschriften und Litaneien chinesisch mit *O mi to Fo* anfangen, d. h. Amida Buddha. Dieses Wort wird im *Indo-chinese Gleaner* erster Jahrgang S. 202. fälschlich immer *O-ne-to* geschrieben und Morrison hält *O mi to* in seinem tonischen Lexicon (N. 2539) für ein blofses Epitheton Fo's. Die Chinesen haben nämlich kein *A* und sprechen deshalb anstatt Amida, Omida. Amida ist aber bekanntlich der Name eines Buddha, über dessen besondere Stellung in der himmlischen Hierarchie der Buddhaisten wir noch nicht im Klaren sind. Amida oder Amidewa scheint wie Gautama blofs eine lang nach Sâkja erschienene buddhaistische Natur zu seyn; von Gautama wird dies ausdrücklich bemerkt in einer Note zu dem Worte, in dem berühmten Sanskritlexicon Amarakôscha (Hamilton in den Transact. a. a. O. S. 42).

Die Buddhaisten suchten wie die römisch katholischen Priester so viel als möglich ihre heilige Kirchensprache überall beizubehalten; man findet daher allenthalben, wo buddh. Messionen ihre Lehre verbreiteten, Sanskritwörter und ganze aus diesem Idiome entlehnte Formeln. Dr. Siebold fand vor kurzem auf Japan ganze Werke in dieser Sprache mit chinesischen und japanischen Charakteren, und in chinesisch buddhaistischen Büchern finden sich ganze Perioden Sanskrit mit chinesischer Schrift. Diese Sanskritwörter sind freilich nach dem höchst unvollkommnen Lautsystem der chinesischen Sprache, häufig gar wunderlich umgestaltet. Wer würde wohl hinter *O-lo-han* das buddhaistische Nirvâna suchen? Und doch ist Beides dasselbe, was freilich der treffliche Deguignes noch nicht wissen konnte (*Hist. gén. des Huns. I.* 2. S. 227). Der Sanskritsprache, chinesisch Fan genannt, werden als einer heiligen Sprache, von buddhaistischen Chinesen grofse Lobsprüche ertheilt. „Die Charaktere Fan's, sagt einer, gleichen den alten Siegelcharakteren, sie existirten vom Anfang der Welt, während der Zeitfolge von mehr als zehntausend mal zehntausend Jahren. Von den ältesten Zeiten bis jetzt blieben sie unverändert, nicht so die Charaktere bei uns; die Siegel und Li Charaktere haben sich auf eine irrige Weise verändert. Die Charaktere kamen zuerst von der Gegend Fan (Indien)

Digitized by Google

und deshalb heifsen die mit ihnen geschriebenen Bücher Fan-schu. Kin-gin-lun-wang erhielt und gebrauchte sie. Wo die Charaktere Fan's geschrieben werden, da weichen alle Geister und Dämonen und wenn diese Töne angestimmt werden, sind die göttlichen Genien voller Ehrfurcht, denn wer möchte nicht mit Ehrerbietung vernehmen die Töne des göttlichen Meisters! Deshalb gebrauchen alle Fos die Sprache Fan's zur Erklärung ihrer Dogmen. Es giebt in der Welt 64 verschiedene geschriebene Charaktere, die Fan's sind die Vorzüglichsten. *Mem. of the rev. Milne by Morrison. Malacca* 1824. S. 148.

Die Mongolen übersetzen Nirwâna mit einer Phrase, welche so viel heifst, als „vom Jammer abgeschieden," oder „dem Jammer entwichen," und ungefähr dieselbe Bedeutung hat das Wort im Sanskrit. Wir können auf Colebrooke's treffliche Arbeit in den Abhandlungen der asiatischen Gesellschaft in London verweisen. Demgemäfs wird in den für's Volk bestimmten Schriften, in den Legenden oder heiligen Sagen (*Actis sanctorum*) das ganze Daseyn als ein traumartiger Zustand geschildert, so z. B. in der sehr interessanten von Schmidt im Anhange zu Ssanang mitgetheilten Wandlung des Arja-Palo oder Chongschim Bodhissatwa S. 432. „Der Schäfer staunte dies alles" heifst es daselbst, „mit starrem Staunen an und rief endlich aus: Wie ist dieses Wunderwerk so plötzlich entstanden! Das Lamm erwiederte: Alle sinnliche Gegenstände sind weder wahrhaft noch wesentlich: es sind Täuschungen und Wohnungen der Verwandlung ohne alle Wahrheit. — Der Schäfer entgegnete: Wenn dem so ist, was ist denn dieses wirklich Dastehende? Worauf das Lamm die Frage that: Schäfer, hast du niemals Träume gehabt? Der Schäfer antwortete: Ich habe schon vieles und mancherlei im Traume gesehen. Das Lamm fragte: Waren diese deine Träume Wahrheit? Der Schäfer erwiederte: Nein, nichts weniger als Wahrheit. Das Lamm versetzte: Alle Gegenstände der Sinne sind deinen Träumen ähnlich. Dann sprach der Schäfer: Ich möchte wohl das Schafhüten aufgeben und die Kunst der Zauberei und der Verwandlungen erlernen; worauf das Lamm erwiederte: Schäfer, das ist nicht der Wandel eines Bodhissatwa, ein solcher denkt an das Wohl der Wesen, welches zu befördern sein einziges Streben ist. Du hast diese Schafe in deiner Pflege, verlasse sie nicht, sondern hüte und pflege sie mit aller Sorgfalt und suche alles zu entfernen, was ihrem Leben und Daseyn schädlich seyn könnte. Wahrlich, unter allen diesen Schafen ist kein einziges, das nicht zu einer Zeit dein Vater oder deine Mutter gewesen wäre. Jetzt Schäfer, gehe mit deinen Schafen in die Nähe der Stadt, erzähle aber Niemanden etwas von den Wundern die du heute gesehen hast, komm aber morgen früh wieder zu mir!"

Der buddhaistische Olympos ist so zahlreich als der der Braminen; je mehr Werke wir aus diesem Religionssystem kennen lernen, desto mehr Gottheiten steigen aus dem Nirwâna empor, deren gegenseitiges Verhältnifs bei vielen jetzt noch nicht angegeben werden kann. So viel ist aber sicher: Der Anfang und das Ende, der *Terminus a quo* und *ad quem* ist das Eigenschaftlose, oder das Selbstexistirende, welches alle Existenz in sich eingeschlossen hält, *Swayambhû*, auch Adi Buddha oder Vorweisheit genannt. Dieser Adi Buddha (das *Brâman* der Orthodoxen) erzeugt die 5 Buddhas in der Zeit, wovon 4 schon erschienen und diese wiederum die 5 Bodhissatwas, d. h. den Geist oder die Weisheit des Buddha, welche sich wahrscheinlich zu den eigentlichen Buddhas, wie in der christlichen Ansicht der Logos zu Gott, dem Vater verhalten. Dies ist auch der Hauptsache nach die Lehre der ältesten Documente des Bramanismus, der Wedas: „Die wahre Lehre aller heiligen Schriften Indiens," sagt Colebrooke, „ist die Einheit Gottes, in welchem das Universum enthalten ist; in dem äufserlichen scheinbaren Polytheismus finden sich die Elemente des Sternen- und Planeten-Dienstes. Die drei Hauptmanifestationen der Gottheit mit andern personificirten Attributen und Kräften und den meisten andern Göttern hinduischer Mythologie kommen theils deutlich, theils andeutungsweise in den Wedas vor, aber nirgendwo das Andenken vergötterter Helden oder Menschen." (*Colebrooke on the vedas. As. R. VIII.* 494.)

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 117.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1829.

1) *Geschichte der Ost-Mongolen und ihres Fürstenhauses, verfaßt von Ssanang Ssetsen Chungtaidschi der Ordus; auf Allerhöchsten Befehl aus dem Mongolischen übersetzt von Isaac Jacob Schmidt.*

2) *Ueber die Verwandtschaft der gnostisch-theosophischen Lehren mit den Religionssystemen des Orients, vorzüglich dem Buddhaismus, von demselben.*

(Schluſs.)

Buddha wird übrigens, um dies nebenbei zu bemerken, deshalb mit krausen Haaren dargestellt, weil man solches Haar für etwas vorzüglich Schönes hält, und es fallen demnach alle Hypothesen von einem Negerbuddha von selbst weg. Man vergleiche des Herrn Hodgson lehrreiche Skizze des Buddhaismus in den *Transactions of the royal asiatik society. Vol. II. P.* 1. 232 u. folg.

Den Buddhaismus in seinem Entstehen als eine ketzerische Sekte des Brahmacultus zu betrachten, scheint uns, wie wir eben schon angedeutet haben, unumgänglich nöthig. Bei einer Vergleichung der indischen Religionssysteme mit denen Westasiens, müssen wir daher von der Quelle, der Brahmareligion ausgehen, und wollen wir diese mit dem Parsismus vergleichen, so müssen wir sehr vorsichtig zu Werke gehen. Obgleich die Aechtheit der Avesta (auch armenisch heiſst Weschk, das Wort) über allen Zweifel erhaben ist, so ist es doch wahrscheinlich, daſs diese Religionsurkunden erst gegen das Ende der Sassaniden-Dynastie niedergeschrieben wurden. Der armenische Kirchenvater Esnik, (blühte in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts), der lange unter den Persern lebte, versichert ausdrücklich, daſs die Mogk (Magier) ihre Glaubenslehren nicht in Büchern aufgeschrieben hätten und daſs sie deshalb leicht bald dieses, bald jenes sagen und die Unwissenden damit betrügen könnten. (Widerlegung der Ketzer S. 141. Armenisch.) Auch wissen wir, daſs es unter den Altpersern nicht wenige in ihren Lehren ganz abweichende Sekten gegeben hat. So kommt bei dem armenischen Historiker Elisäus mehrmals (104. 161.) eine Religionssekte Sandigk vor, mit welchem Namen unmöglich, wie Sacy meint (*Mémoires sur diverses antiquités de la Perse* 362.) die Anhänger Masdac's allein gemeint seyn können, weil Elisäus lange vor Masdac geschrieben hat. Man vergesse auch nicht, daſs unter den Parthern der alte medisch-baktrische Glaube, die alte medisch-baktrische Sitte gar manche Umgestaltungen erfahren hatte und daſs sie sich vielen fremdartigen, griechischen Zusatz gefallen lassen muſste. Es ist schon aus Herodotus bekannt, daſs die Perser es für eine Lästerung hielten, die über alle Erscheinung erhabenen Götter abbilden zu wollen, und doch finden wir unter den der Lichtreligion der Parsen ergebenen Armeniern viele Abbildungen der Götter; ja die Stadt Haschdischad (von Haschd oder Jaschd, Gebet und Schad, Stadt, so auch Vacharschad, Artaschad u. s. w. Indschidschean Alt-Armenien S. 92. Armenisch. Schatun heiſst auch Stadt im Pelvi. *Avesta II.* 508.) war wie angefüllt von Götterstatuen. Wie viele Bildsäulen der Anahid, des Aramasd, des Mihr und vieler anderer Götter stürzte nicht der armenische Apostel, Gregorius der Erleuchter um auf seinem Bekehrungszug durch Armenien. (Agathangelus, Geschichte des heiligen Gregorius. Constantinopel 1709 S. 347 folg. Armenisch.) Auch die Iberer oder Georgier, armenisch Wirk genannt, verehrten, ehe sie zum Christenthum bekehrt wurden, ein Bildniſs des Ormusd. (Moses von Chorene, Geschichte von Armenien II. 87. S. 346. nach der Ausgabe zu Venedig 1827.) Man muſs demnach, ehe man eine Vergleichung des Parsismus mit irgend einem Zweig des Indianismus unternimmt, erst kritisch feststellen, was man unter Par-

Digitized by Google

sismus versteht. Eine Nachricht, die wir bei Ferischta lesen, würde hier von grofser Bedeutung seyn, wenn wir diesem späten mahometanischen Schriftsteller unbedingten Glauben schenken könnten. Vor und zur Zeit Rustam's berichtet Ferischta, hätten die Indier wie die Parsen, die Sonne und Sterne angebetet, erst nach dem Tode des persischen Helden sey der Bilderdienst in Indien aufgekommen (*Ferishta translated by Briggs Vol. I.* 68.).

Die Verwandtschaft beider Sprachen, des Zend und des Sanskrit zeugt mehr als alles Uebrige von einer ursprünglichen Verbindung dieser beiden Nationen, der Inder und Perser, obgleich die Religionssysteme in ihrer Ausbildung gar sehr von einander abweichen. Schon William Jones bemerkte, dafs beide Sprachen sich gegenseitig wie zwei Dialekte einer und derselben Grundsprache verhalten, und durch die Bemühungen zweier ausgezeichneten Orientalisten, der Herren Burnouf und Olzhausen, kann sich jetzt jeder, der Sanskrit versteht, von der Wahrheit dieser Aussage überzeugen. Die grammatischen und lexikalischen Arbeiten dieser Gelehrten werden die allgemeine Angabe im Einzelnen näher bestimmen und begränzen. Nach Klearch seyen sogar die Gymnosophisten von den Mogk herzuleiten (*Diog. Laert. Prooem.* *Κλέαρχος δὲ καὶ τοὺς Γυμνοσοφιστὰς ἀπογόνους εἶναι τῶν Μάγων φησί*), doch ist im Gegentheile, nach dem Urtheil bewährter Sprachforscher, von beiden, dem Zend und dem Sanskrit, letzteres sicherlich der ältere Dialekt.

Nach dem Sturze der Sassaniden flüchteten sich die Parsen in alle Weltgegenden, nach Indien, der Tartarei und selbst nach China. Es ist zu vermuthen, dafs durch solche flüchtige Parsen, die Mongolen von Hormusd Kunde bekommen haben, den sie, wie Schmidt recht gut zeigt, weil sie in ihrer Sprache kein h haben und weil sd nicht ohne Vokal ausgesprochen werden kann: Chormusda nennen. Hormusd ist übrigens rein armenisch, (von Hor oder Hair, Herrscher, Vater und meds, grofs) und heifst grofser Herrscher, oder grofser Vater. Man sieht aus den wenigen, hier zufällig beigebrachten Beispielen, dafs man bei Forschungen über die Zendsprache das Armenische, ein in lexicalischer Beziehung so nahe verwandtes Idiom, nicht vernachlässigen darf. Der, wie oben schon bemerkt ward, im Aeufserlichen gar leicht sich assimilirende Buddhaismus hat auch den Chormnsda in seinen Olymp aufgenommen. Schmidt verglich den parsisch-mongolischen Chormusda seiner Stellung nach in der himmlischen Hierarchie des Buddhaismus, sehr treffend (Forschungen über Mittelasien S. 146. Anmerk. zu Ssanang S. 353.) mit Indra. Es hätte auch noch bemerkt werden können, dafs die Mongolen ihren Elementardienst wahrscheinlich durch eine uns unbekannte Verbindung mit den Parsen erhalten hatten. Von diesem Elementardienst finden sich viele Spuren in der Annalensammlung Raschid-eddin's und Vincenz sagt ausdrücklich in seinem *Speculum hist.* Buch 30. c. 72.: *Solem etiam ac lunam et ignem et aquam et terram venerantur et adorant.* Wir würden aber hier die Grenzen einer Recension überschreiten, wenn wir die Verwandtschaft oder die Verschiedenheit des Indianismus und Parsismus auch im Einzelnen verfolgen wollten. Man mufs bekennen, dafs Hormusd an der Spitze der 33 Ised's und Amschapand's mit dem indischen Indra an der Spitze der 33 welthütenden Götter viel Aehnlichkeit hat, doch können wir unmöglich mit dem Schlufs einverstanden seyn, den Schmidt in der 2ten, am Eingang benannten Schrift (S. 6.) daraus zieht: „dafs nämlich der Zoroastercultus aus einer sehr untergeordneten Region des Bramanismus seinen Ursprung habe." Wenn auch nicht die Grundidee, die Metaphysik beider religiösen Systeme, so scheint uns doch ihre Moral so verschieden, dafs wir wichtigere Thatsachen verlangen, ehe wir eine Herleitung des Einen von dem Andern zugeben können. So sehr auch z. B. die einzelnen christlichen Sekten von einander abweichen mögen, so sind sie doch keineswegs so verschieden, wie Parsismus und Brahmanismus.

Ebenso gewagt scheint die andere Behauptung Schmidts von einem Zusammenhange der Gnostiker und Alexandrinischen Syncretisten mit dem Buddhaismus. Bei Untersuchungen und Vergleichen dieser Art mufs man immer bedenken, dafs der menschliche Geist gar häufig, bei philosophischen, Forschungen den ihm angeborenen Gesetzen gemäfs, auf dieselben Resultate kommt, ohne alle Tradition, ohne allen äufserlichen Zusammenhang. Wenn das Letzte der Gnostiker, wie oben schon angedeutet ward, ihr *Βυθὸς* oder wie sie es sonst nennen, mit dem Nirwâna der Buddhaisten eine Aehnlichkeit hat, so begründet dies allein keineswegs die Annahme, dafs das Eine aus dem Andern entstanden, und dafs hier ein äufserlicher Zusammenhang statt finde. Die zwei merkwürdigen Angaben, wo Buddha in Verbindung mit den Manichäern erwähnt

Digitized by Google

wird (Neander, Allgemeine Geschichte der christlichen Kirche I. 2. S. 543 und 544.) scheinen Herrn Schmidt entgangen zu seyn. Noch viel weniger kann man begreifen, wie Herr Schmidt in seiner oben benannten Abhandlung (S. 17.), ohne allen faktischen Beweis behaupten konnte, „dafs Philo seine Ansichten aus indischen Vorstellungen geschöpft hatte." Ein kritischer Forscher würde selbst schwerlich einen äufserlichen Zusammenhang der spätern Kabbalisten mit dem ausgebildeten System das Sâkja annehmen wollen, obgleich was Herr Schmidt nicht bemerkt, beider Metaphysik durchaus auf dasselbe Resultat führen. Wir wollen eine merkwürdige Stelle dieser Art aus der *Kabbala denudata* hieher setzen (I. S. 79.): *Ob inscrutabilem Sephirae Supremae celsitudinem et quod illa abscondita sit omni creaturae, nemoque eam possit intelligere, illa vocatur* אין *seu nihilum et non ens.**)

Es soll übrigens hiemit keineswegs im Allgemeinen geläugnet werden, dafs nicht mehrere orientalische Religionssysteme, namentlich der Parsismus und der Buddhaismus einen grofsen Einflufs auf die Ketzereien gehabt haben, die sich in den ersten Jahrhunderten der Kirche erhoben haben. Es gab damals unter den Christen und Nicht-Christen kühne Männer genug, die durch einen Synkretismus oder Eklekticismus alles auszugleichen suchten. Buddha, Zerduscht, Pythagoras und Christus galten ihnen entweder für gleiche Emanationen der Gottheit, oder sie verflüchtigten alle insgesammt zu blofsen Momenten des Gedankens, und nahmen ihnen alle äufsere historische Bedeutung. Solch ein kühner Mann scheint auch Marcion gewesen zu seyn, dessen Lehren in der That mit dem Buddhaismus viele Aehnlichkeit haben. Der armenische Kirchenvater Esnik, dessen wir schon einigemal erwähnt haben, giebt eine vollständige Uebersicht der Lehren Marcions, von den wir hier nur den Anfang mittheilen wollen, worin von den drei Welten ganz auf buddhaistische Weise gehandelt wird. Eine Uebersetzung der ganzen, viel Neues enthaltenden Darstellung der Lehre Marcions wird an einem andern Orte der gelehrten Welt mitgetheilt werden. „Der Irrlehrer Marcion" beginnt Esnik sein viertes Buch gegen die Ketzer, (S. 243 a. a. O.) „brachte etwas ganz Fremdartiges gegen die Gesetze Gottes hervor, indem er mit ihm zugleich auch die Materie und drei Himmel setzte; in dem einen, sagte er, wohne der Fremde (der der Weltschöpfung fremde Gott), in dem zweiten der Gott des Gesetzes und in dem dritten seine Heerschaaren. Die Materie sey in der Erde und er nennt sie die Macht der Erde."

„Er läfst auf dieselbe Weise die Welt und die Geschöpfe entstehen, wie dies in der Schrift geschieht, aber er setzt hinzu, dafs der Gott des Gesetzes Alles was er machte in Verbindung mit der Materie gemacht habe, so dafs, wie jemand behauptete, die Materie gleichsam als Weib ihm angetraut war. Nachdem die Welt ihren Anfang genommen hatte, ging er mit seinen Heerscharen in den Himmel und liefs die Materie sammt ihren Kindern auf der Erde und jeder hatte sein Reich, die Materie auf der Erde und der Gott des Gesetzes im Himmel."

Die Ostmongolen, was wir hier noch hinzufügen müssen, wurden schon grofsentheils*) unter Kubilai zum Buddhaismus bekehrt und dieser einsichtsvolle Fürst setzte selbst, dem Namen nach, den ersten Dalai Lama ein. Wir werden in unserm dritten Artikel bei der Geschichte Tibets wiederum auf diese Thatsache zurückkommen. Nach ihrer Vertreibung aus China verfielen aber die Mongolen bald wiederum in ihre alte Barbarei zurück. Bei der zweiten Einführung des Buddhaismus in der Mongolei, gab der „allwissende Bogda" in Verbindung mit dem Chaghan folgende, die moralische Seite dieser Religion besser als alle Betrachtung schildernden Verordnungen: (Ssanang S. 235—237) „Bei den Monghol herrschte bisher die Sitte, dafs nach dem Tode eines Menschen nach Beschaffenheit seiner Vermögensumstände eine Anzahl Kamele und Pferde geschlachtet, und unter der Benennung Choilgha mit ihm

*) Es wäre sehr interessant zu untersuchen, ob und inwiefern die Mahometanischen Suphi mit den Buddhaisten zusammenhängen. Ihr letztes, worauf sie hinzielen, arabisch فنا, fena, Tod, Zerstörung genannt, gleicht sehr dem Nirwâna der Buddhaisten. Folgende Stelle des Pendnameh von Ferid-eddin Attar, nach der Uebersetzung Sacy's „*que la veritable existence consiste dans l'anéantissement,*" klingt ächt buddhaistisch. *Pend-nameh ou le livre des conseils, traduit et publié par M. le Baron Silvestre de Sacy. Paris* 1819. *S.* 165. 180.

*) Nicht alle, denn Iben Batuta findet noch gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts in China, Juden, Christen und Türken, (Mongolen) die die Sonne anbeten. *The travels of Iben Batuta, translated by Lee S.* 217.

Digitized by Google

zugleich begraben wurden. Von nun an soll dieser Gebrauch aufhören, und (das zum Tödten bestimmt gewesene Vieh) nach demselben Verhältnisse der Geistlichkeit dargebracht werden."

„Die jährlichen und monatlichen Fasten und Tage der Andacht, so auch die Fasten Naiman Geschigütu genannt, sollen beobachtet werden."

„Die Geistlichkeit ist in 4 Rangklassen eingetheilt. Wenn ein gemeiner Mensch an einen Tsordschi die Hand legt, ihn lästert oder schimpft, so wird dies der Beleidigung eines Chungtaidschi gleich gerechnet. Die Rab Dschimba Gabdschu werden in solchen Fällen den Taidschis gleich geachtet; die Gelongs haben gleichen Rang mit den Tabunang, Gundschin, Taischis und Saissangs und die geistlichen Tschibaghantsa, Ubaschi und Ubassantsa sind den Ognigod gleich zu rechnen."

„An den monatlichen drei Fasttagen wird das Viehschlachten und das Jagen des Wildes gänzlich untersagt."

„Wenn jemand geistlichen Standes das Gelübde der Keuschheit verletzt oder sich verheirathen will, so widerfährt ihm folgende Strafe: Sein Gesicht wird mit Rufs geschwärzt und er mufs einen dreimaligen Umgang in verkehrter Richtung um den Tempel oder einen Gegenstand der Anbetung machen; danach wird er seines Standes verlustig erklärt, ausgeschlossen und fortgejagt. Wenn ein Ubaschi oder eine Ubassantsa das Gesetz der Religion (wozu ihr Stand sie verpflichtet) verletzen und etwas Lebendiges tödten, so unterliegen sie der Strafe der Ausstofsung auf die oben beschriebene Weise und werden überdiefs der Steuerpflichtigkeit unterworfen. Eben so sind die zur Geistlichkeit gehörigen Ubaschi zu bestrafen, wenn sie sich in berauschenden Getränken betrinken."

„Dieses und was sonst in den vor Alters, unter den tübetischen drei Tschakrawartins und unter Chubilai Ssetsen Chaghan der Monghol, verfafsten Büchern festgestellt worden, wurde zusammengezogen und unter dem Titel „Gesetzordnung der Lehre der zehn verdienstlichen Werke" in Kraft gesetzt."

Hierauf ertheilte der Chaghan dem allwissenden Bogda den Titel Wadschradhara Dalai-Lama, und erhob ihn auf dieselbe Stufe der Ehre, die früher dem Könige der Lehre P'agpa Lama zu Theil ward. Die vier Rangklassen der Geistlichkeit wurden von Steuern und Abgaben, von der Heeresfolge, dem Aufgebote zur Jagd und andern Lasten befreit und die geistliche und weltliche Rechtspflege gesetzlich begründet."

Diese zweite Einführung des Buddhaismus unter den Ostmongolen fällt in das Jahr 1578 nach Christi Geburt.

Carl Fried. Neumann.

LXVII.

1) *Ueber die Hegelsche Lehre u. s. w.*
2) *Ueber Philosophie überhaupt und Hegels Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften insbesondere. Ein Beitrag zur Beurtheilung der letztern. Von Dr. K. E. Schubarth und Dr. X. A. Carganico. Berlin 1829.*
3) *Ueber den gegenwärtigen Standpunct u. s. f.*
4) *Briefe gegen die Hegelsche Encyklopädie.*
5) *u. s. f.*

Dritter Artikel.

Das Vorwort der zweiten Schrift spricht in den ersten Sätzen einen ihrer Hauptgesichtspunkte aus; es beginnt so: „Ueber ein philosophisches System läfst sich nicht wohl sprechen, ohne über die Philosophie überhaupt mitzureden;" diefs ist freilich eine Trivialität, die man sonst nicht leicht sich entfahren liefse; beim Verf. jedoch ist es eine Ausnahme, dafs beim Besondern auch das Allgemeine zur Mitleidenheit gezogen werde. Das darauf folgende aber ist etwas neues: „Ebensowenig," wird fortgefahren, „läfst sich irgend ein einzelnes philosophisches System angreifen oder verwerfen, ohne dafs man die Philosophie überhaupt angreift oder verwirft."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 118.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1829.

1) *Ueber die Hegelsche Lehre u. s. w.*
2) *Ueber Philosophie überhaupt und Hegels Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften insbesondere. Ein Beitrag zur Beurtheilung der letztern. Von Dr. K. E. Schubarth und Dr. X. A. Carganico.*
3) *Ueber den gegenwärtigen Standpunct u. s. f.*
4) *Briefe gegen die Hegelsche Encyklopädie.*
5) *u. s. f.*

(Fortsetzung.)

Man könnte, indem diefs in Beziehung auf die Philosophie, die in dieser Schrift bekämpft wird, gesagt ist, etwa meinen, diese Philosophie sey hiemit so hoch gestellt, dafs an ihr Schicksal das Schicksal der Philosophie überhaupt geknüpft werde; es heifst nicht weniger in dem Vorworte (die Seitenzahl kann nicht angegeben werden, da dasselbe ohne Seitenzahl ist; auch sind wie bei einer respectsvollen Dedication die Seiten nur halb bedruckt) „ein sehr glückliches" (ja wohl!) Zusammentreffen habe die beiden Verfasser in der Hegelschen Philosophie das derzeitig interessanteste Geistesphänomen erblicken lassen."

Man sieht aber bald aus der Schrift selbst, dafs beide Verfasser zusammen es zu einer nur höchst oberflächlichen oder zu gar keiner Bekanntschaft mit andern philosophischen Systemen gebracht (obgleich selbst Plato und Aristoteles citirt werden,) und dafs sie ihr philosophisches Studium wohl erst, aus welchem Grunde es sey, etwa aus dem der Derzeitigkeit eines literarischen Geistesphänomens, mit diesem begonnen haben; ebenso erhellt, dafs sie über das Ueberhaupt der Philosophie zu wenig hinausgekommen, ja kaum bei demselben angekommen sind. Es wird daher natürlich, dafs für sie in dieser einen Philosophie alle Philosophie verworfen ist; aber sie haben Unrecht, für andere, die sonst mit Philosophie Bekanntschaft haben, dergleichen auszusprechen. — Uebrigens kann um jenes „sehr glücklichen Uebereintreffens beider Freunde" willen die Weitläuftigkeit mit zweien zu thun zu haben abbreviirt und — sie füglich für Einen genommen werden.

Die angeführten Sätze hängen sogleich mit der eigenthümlichen Verschrobenheit zusammen, welche in dieser Schrift über das Allgemeine herrschend ist. Das Vorwort scheint das ganze Räsonnement des Verfassers concentrirt darzustellen; bei der Vergleichung mit den Grund-Vorstellungen der Schrift sieht man aber, dafs das Vorwort eine Modification enthält; jene Vorstellungen müssen dem Verfasser einer Verbesserung bedürftig geschienen haben, nachdem die Schrift fertig war. Aber auch jenes Vorwort bedürfte noch einiger solcher Vorworte um dieselben auf das Niveau der gewöhnlichen, in allen Wissenschaften geltenden logischen Bestimmungen über das Allgemeine, den Begriff und die Wissenschaftlichkeit überhaupt zu bringen. — Ref. will zuerst von dem Inhalte der Schrift selbst eine Vorstellung zu geben suchen, und nachher auch die Modificationen des Vorworts angeben.

Sie zerfällt in drei Abschnitten, wovon der erste „vom Standpunkte der gegenwärtigen Kritik, — auch wieder: überhaupt" handelt; es wird darin jedoch mehr, — es werden in's Grofse gehende allgemeine Ansichten (auch den Namen Apperçus entlehnt der Verfasser von Göthe, wie er denn fast jede Seite seiner Schrift mit Stellen desselben verziert) in pretentiösen Reflexionen, gegeben. Die Schrift wird dann als die beurtheilende Anzeige der Hegelschen Encyklopädie bezeichnet; es scheint, eine beabsichtigte Recension ist dem Verfasser zu einem Buche angelaufen. Warum es nun vor Allem erforderlich sey, den eigenen Standpunkt des Verfassers gegen jene Encyklopädie anzugeben, dafür wird der gute Grund hinzugefügt, weil „die Beschaffenheit desselben auf die der vorzunehmenden

Digitized by Google

Beurtheilung von wesentlichem Einflufs seyn mufs" Gewifs! Ebenso methodisch wird die nähere Angabe dieses Standpunkts behandelt; — es seyen drei Fälle möglich, dafs der Verfasser mit jener Philosophie übereinstimme, oder ihr eine andere entgegenstelle, oder keins von beiden; diefs wird so ausgeführt: ein Dreifaches, heifst es, ist in Hinsicht des Standpuncts nur gedenkbar: entweder dafs derselbe als in dem des anzuzeigenden Werkes bereits enthalten, mit demselben zusammen fällt." Wie nun, oder warum diefs nicht der Fall sey, explicirt der Verfasser (S. 4.) dahin, dafs „solcher Standpunkt die unbedingte Zustimmung in das Systems Hegels sichern, und in der Hauptsache Nichts als eine Wiederholung des bereits Gegebenen darbieten würde, keine Erweiterung, kein Fortschritt in der Sache selbst davon zu erwarten wäre." Wenn solche Motivirung nur schleppend oder, jenachdem man es nimmt, possirlich ausfällt, so ist der Grund, warum zweitens der Standpunkt des Verfassers nicht einer andern Gestaltung der Philosophie angehöre und so ein gegnerischer sein würde," noch absonderlicher, „das etwa so Gewonnene dürfte wegen der Gleichartigkeit des Hauptinteresses immer noch einen unsicheren unentschiedenen Charakter an sich behalten, und wir nicht recht gewifs werden, ob wir nicht in dem Widerspruche, in der Widerlegung einer Befangenheit nur eine andere dafür eingetauscht hätten." Das gleichartige Interesse wäre die Philosophie; dafs es nicht auf diesem Boden ist, wo der Verfasser mit zu reden gedenkt, ist wenigstens redlich gegen sich und gegen das Publikum gehandelt, bei der Ueberzeugung, die er von sich ausspricht, es auf diesem Boden nur zu Unsicherem und Unentschiedenem, nicht zur rechten Gewifsheit, ob er nicht von einer Befangenheit nur in eine andere verfiele, bringen zu können. — „Zu einer völligen Unbefangenheit und Freiheit der Ansicht zu gelangen, scheine nun nur möglich, das ganze Gebiet zu räumen, und drittens den Standpunkt so zu nehmen, dafs er gänzlich aufserhalb der Sphäre der Philosophie fällt." Der Verfasser „gesteht nun gern, dafs er am Liebsten eine solche Stellung einnehmen würde." Was hält nun den Verfasser noch ab, ohne weiteres dieser seiner Lieblingsneigung nachzugeben? Es ist diefs: „es frage sich nämlich nur zuvörderst, sagt er, ob ein Stand dieser Art zu fassen möglich sey, und sodann, ob wenn er einzunehmen wäre, er auch hinlänglich würdig seyn möchte, um in Ansehung dessen, was er leistet, die Vergleichung mit demjenigen nicht scheuen zu dürfen, was die Philosophie zu leisten in Anspruch nimmt." — Methodisch betrachtet der Verfasser zuerst das Erstere, die Möglichkeit solchen Standpunkts. Darüber finde nun wohl kein Zweifel statt, und diefs aus dem guten Grunde, — „da derjenige Theil der Menschheit, und wahrlich weder der kleinste noch der schlechtere, der keine Gelegenheit gehabt hat, noch hat, sich philosophische Cultur anzueignen, sich auf denselben gestellt findet." „Und zwar habe dieser Theil der Menschheit das Gröfste in Religion, Sitte, Kunst, Wissenschaft, Staat, geleistet ohne alle Dazwischenkunft der Philosophie, dergestalt dafs diese nicht etwa nur dabei nicht zu Rathe gezogen wurde, sondern sehr häufig noch erst gar sich zu regen anfangen sollte, wenn von den grofsen Grundvermögen der Menschheit, Genie, Vernunft und Gewissen alles bereits vollbracht war," daher „dürfen wir denn nun auch an dem zweiten Punkte nemlich der Würdigkeit des geleisteten eben so wenig zweifeln, und zwar um so weniger als die Philosophie selbst in diesem Gehalte oft (?) ihren einzigen Inhalt finde und ohne denselben sich in grofser Verlegenheit um ihr Daseyn befinden würde." — Gewifs! ohne den Gehalt, den Genie, Vernunft und Gewissen hervorbringen! — Warum hat sich aber der Verfasser nicht an die ungeheure Autorität und an die Arbeit dieser „aufserphilosophischen Menschheit" angeschlossen, ohne Verunglimpfung der Philosophie, ja „ganz unbekümmert um sie," in Kunst oder Religion oder Wissenschaft oder im Staat etwas, wenn auch nicht das Gröfste, doch Etwas hervorzubringen? Die Menschheit giebt ihm das Beispiel, in einem Standpunkte nur in so fern etwas zu leisten, als sie sich in demselben befindet; — der Verfasser unternimmt dagegen über die Philosophie etwas zu leisten und sich doch aufser sie zu stellen. Es ist auf diese Weise eine feine Zweideutigkeit, wenn gleich auf der ersten und folgenden Seite des Vorworts gesagt ist, dafs „die Verfasser bald gefühlt haben, dafs sie in ihren Gesichtskreis das Gebiet der ganzen Philosophie aufnehmen, ja! denselben über das Gebiet der Philosophie hinaus erweitern müssen." Das ganze Gebiet der Philosophie in ihren Gesichtspunkt aufnehmen, heifst nach der so

Digitized by Google

eben angeführten Bestimmung ihrer aufserphilosophischen Stellung, gar nichts von der Philosophie in denselben aufnehmen, und ihn über sie hinaus erweitern, heifst ihn nicht einmal bis an dieselbe hinan erstrecken.

In denselben Formalismus von methodischer schleppender Gründlichkeit, der sich im bisherigen bemerklich gemacht, geht der Verfasser weiter an die Angabe dessen, was die Menschheit als eigenthümlich in jener Stellung bezeichne. — Hier biete sich zunächst die einfache Wahrnehmnng dar — welche? dafs „die Menschheit, in mannigfachen Richtungen Geist und Vermögen (ein eigenthümlicher Unterschied) übend und bethätigend vorgefunden werde." Das Nähere ist dann, dafs „erstens diese Bemühungen nicht ziel- und mafslos, daher nicht ohne Gegenstand seyen." Solche grofse Apperçus ergeben sich dem Verfasser, wenn er die Menschheit betrachtet. Dafs er auch noch daran denkt, für dergleichen Thesen einen Beweis zu geben, ist selbst ein Beweis für die Gründlichkeit seines Verfahrens. Es brauchen hiefür, heifst es, „nur die vier höchsten Gegenstände jener mannigfaltigen Thätigkeit genannt zu werden, Religion, Kunst, Staat, Wissenschaft." Das fünfte früher genannte, die Sitte, bleibt hier ohne weitern Grund und Beweis, hinweg.

Das zweite Apperçu wird als dasjenige angekündigt, „was am Allgemeinsten, rein theoretischer Art, auf diesem Standpunkte (des Ganzen, des Vollkommenen, des Abgeschlossenen u. s. f.) angetroffen werde, insofern es noch besonders neben allem jenem Wirksamen und Thätigen ausgesprochen zu werden verdiene." (bei wie vielem Anderem, was er sagt, hätte dem Verfasser noch das Bedenken aufstofsen können, ob es auch ausgesprochen zu werden verdiene?) Jenes am allgemeinsten angetroffene sey darin befafst: „die Menschheit ist für ihren jedesmaligen Schauplatz und gegenwärtige Lage mit allem an Wissenschaften und Vermögen Erforderlichen immer zur Genüge versehen." Glückliche Menschheit! weiser Autor! der seine Reden so gut bedingt, dafs sie in richtige Tautologien auslaufen; — stellen wir uns den abstracten Satz des Verfassers in concreterer Gestalt vor, so wird es für sich einleuchtend seyn, dafs zu einer jedesmaligen, gegenwärtigen, mittelmäfsigen oder weniger als mittelmäfsigen Schrift alles Erforderliche, Unwissenheit insbesondere in dem Gegenstande, über welchen geschrieben wird, und überdem in Wissenschaftlichem überhaupt Kahlheit und Dürre der Vorstellung, Steifheit der Rede u. s. f. und u. s. f. immer zur Genüge vorhanden ist, auch noch ein Reichthum Eigendünkels um „jene Genüge" selbst als Reichthum zu betrachten. Der Verfasser mehrt sogleich die Genüge der Menschheit; er fährt fort: „so weit sie es bedarf und fähig ist (— wieder ein weises Bedingen) weifs sie sich über die höchsten Gegenstände *vollkommene* Rechenschaft zu geben, nicht blofs diefs, sondern sie besitzt auch diese Gegenstände, zum Beispiel, das Göttliche, Natürliche (so reich ist die Menschheit, dafs das Göttliche und Natürliche nur Beispielsweise angeführt sind) — ganz; (diefs ist viel! aber zur vordern Bedingung kommt hinten noch eine hinzu), soweit diese höchsten Gegenstände und Wesen irgend nur in die der menschlichen Natur eigenthümliche Begränztheit einzugehen vermögen." Jene hohe Beglückung der Menschheit das Göttliche und Natürliche z. B. ganz zu besitzen ist durch die Bedingung, soweit sie solches Besitzes fähig, soweit die hohen Gegenstände und Wesenheiten in die Begrenztheit der Menschheit einzugehen vermögen, entsetzlich herabgestimmt. Aber da auf diese Weise nichts gesagt gewesen wäre, richtet es der Verfasser wieder auf, indem er fortfährt: „Es ist aber die tiefe Natur jener hohen Gegenstände, in jede Art von Begränztheit, die als von ihnen selbst erschaffen sich darstellt, wie zum Beispiel die Menschheit — (der Verfasser ist in seinen Beispielen immer grofsartig —) nach ihrer Natur ist, einzugehen, ohne doch von der Natur ihrer Wesenheit etwas zu verlieren." Hierüber hätte man neugierig seyn können, etwas Verständiges zu vernehmen, dafs die hohen Gegenstände und Wesen in das Begränzteste eingehen (— ein bequemes Wort) und von ihrer Wesenheit (oder wie der Verfasser nachdrücklicher sagt:) von der Natur ihrer Wesenheit dabei nichts verlieren. Was er hinzusetzt, klärt die Schwierigkeit nicht auf, — im Gegentheil! Der Sinn jener Begränztheit soll für den Menschen nicht seyn, ein blofs Hemmendes, Niederziehendes, Lastendes für ihn zu seyn, sondern das was seiner Existenz, schrankenlos genommen, ein Gleichgültiges, Unbestimmtes wäre, erst Art, Maafs und Ziel verliehe, — nach einem auch sonst

Digitized by Google

wohl schon bekannten Satze, daſs sich in der Beschränkung recht eigentlich erst der Meister zeige." Es ist gar ein gründlicher Gedanke, daſs wenn die Existenz des Menschen schrankenlos genommen werde (— wie kommt der Verf. zu solchem Nehmen!), so wäre sie ein Gleichgültiges und Unbestimmtes; so aber seyen die Schranken das, was der Existenz Art, Maaſs und Ziel ertheile. Nach andern Ansichten sind es umgekehrt die hohen Gegenstände und Wesen, ist es Religion, ferner Staat, Recht, Sittlichkeit, Wissenschaft, woher dem Menschen Art, Maaſs und Ziel kommt; wäre es bereits die Begränztheit seiner Natur selbst, seine Endlichkeit, welche ihm Art, Ziel und Maaſs ertheilte, was bedurfte es des Eingehens jener hohen Gegenstände und Wesen? — Am schlimmsten kommt dabei die angeführte schöne Zeile Göthe's weg, die der Verf. mit solchem Unverstande für seine unverdauten Gedanken gebraucht, in denen ihm die Begränzung der Meisterschaft, und dann die Art, Maaſs und Ziel, d. i. die Vernunft, das Göttliche der Gesetze der Natur und des Geistes zusammenläuft mit den Schranken als dem Endlichen, von ihm selbst den hohen Gegenständen und Wesen entgegengestellten — dem Endlichen, welches das Vergängliche, Eitle, ja das Princip des Schlechten und Bösen ist. — Solches Beispiel giebt ein Recht dem Ausspruch des Meisters den anderen entgegenzustellen, daſs in solcher Beschränkung recht der Schüler sich zeige.

In dem Angeführten beginnt sich der Mittelpunkt der Verworrenheit des Verfassers auf zu thun; er hebt sich dann vollständig heraus, indem er daran geht, die vier oben genannten Gegenstände zu „durchmustern" um zu zeigen wie es die Menschheit — die, wie oben angegeben, auf dem Gebiete ihrer nicht philosophischen Bildung in mannigfachen Richtungen thätig und übend angetroffen werde," bei Hervorbringung derselben gehalten habe. In dieser „Durchmusterung" findet der Verfasser das Resultat, daſs „die menschliche Vernünftigkeit thätig gewesen sey, es in Allem möglichst zu einem Abschlusse, zu einem Ganzen zu bringen." Ehe wir den Sinn, den der Verfasser diesem leeren Resultate gegen die Philosophie giebt, weiter betrachten, führen wir ein anderes obgleich abstractes aber gehaltvolleres Resultat desselben an, dieſs nämlich daſs „in dem Entwickelungsgange sich für den Anfangspunkt nur der Begriff der Einzelnheit ergebe, die aber in ihrer Ausbildung zu einem Zielpunkte gelange, der eine Totalität, erfüllter Anfang sey, als eine volle Wirklichkeit das erreicht habe, was der Begriff der Einzelnheit nur der Idee, der Möglichkeit, der Anlage, nach als vorhanden darbiete." Man sieht, den Verfasser geniert sich nicht, hier einen Satz der Encyklopädie, die er in jeder Rücksicht verdammt, meist mit deren eigenen Worten nachzureden, und dabei auf solches sein sogenanntes Resultat sich viel zu Gute zu thun.

Des Verfassers Durchmusterung der genannten vier Gebiete ist auf wenigen Seiten abgethan; sie ist jedoch nicht oberflächlicher, als es für den groſsen Satz nöthig ist, daſs die Menschheit in allem ihrem Thun es immer zu einem Ganzen zu bringen thätig gewesen sey. Wir heben nur dies aus, was der Verfasser in den Leistungen der Menschheit über die Wissenschaft findet; es wird aus dieser Anführung auch hervorgehen, was der Verf. unter einem Abschlusse, einem Ganzen meint.

In der Wissenschaft sey die Natur der Gegenstand, aber derselbe sey im Wissen nicht mit der Anlage zum Wissen gleichzeitig vollständig gegeben (— schon das Wissen selbst ist mit der Anlage zum Wissen nicht gleichzeitig, und gewiſs auch nicht vollständig gegeben; auch ist ebenso gewiſs im Wissen der Gegenstand, die Natur nicht gleichzeitig vollständig gegeben; was aber die Anlage zum Wissen betrifft, so pflegt man dafür zu halten, daſs die Natur nicht nur gleichzeitig mit Adam oder mit jedem Kinde, sondern selbst noch vor demselben „vollständig gegeben" sey. — Aber dergleichen Schiefheit und geschraubte Leerheit ist wohl mit jedem Satze des Verf. gleichzeitig und vollständig gegeben). — „Da der Gegenstand, die Natur sich erst später und nur nach und nach enthülle, so sey die Wissenschaft daher gröſstentheils nur noch erst im Wissen begriffen, habe noch nicht die Reife der Totalität (— und wenn und wo sie nach dem Verfasser diese erlangt hätte, sollte sie da in etwas anderem als im Wissen begriffen seyn?).

(Die Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Nro. 119.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1829.

1) *Ueber die Hegelsche Lehre u. s. w.*
2) *Ueber Philosophie überhaupt und Hegels Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften insbesondere. Ein Beitrag zur Beurtheilung der letztern. Von Dr. K. E. Schubarth und Dr. X. A. Carganico.*
3) *Ueber den gegenwärtigen Standpunct u. s f.*
4) *Briefe gegen die Hegelsche Encyklopädie.*
5) *u. s. f.*

(Fortsetzung).

In den eigentlichen Naturwissenschaften fehle noch der Abschluſs; auſser in einzelnen kleineren Kreisen habe das Wissen schon wenigstens im Umrisse den Charakter einer Ganzheit zu gewinnen begonnen, wie z. B. in der Botanik durch die Lehre von der Metamorphose, und in der Farbenlehre. Ohne zu rügen, daſs die letztere ihren Gegenstand auf ganz andere Weise wissenschaftlich aufgefaſst als die Botanik durch die Lehre von der Metamorphose schon „den Charakter einer Ganzheit" gewinnen sollte, so müſste der Verf. um seine Versicherung über das Mangelhafte der Naturwissenschaften zu begründen, zeigen, daſs er weitere Kenntnisse von denselben besitze, als nur dasjenige, was er aus Goethe's Arbeiten darüber kennt. Wie mag er mit seinem Abschlusse, seiner Ganzheit vereinigen, was er weiterhin Seite 195. aus Goethe triumphirend anführt: „Die Natur hat kein System (d. i. nach der Erläuterung des Vf.: sie ist kein ordinairer (!) in sich abschlieſsender Kreis, den man im Begriffe fertig vorzuzeigen vermöchte) sie hat, sie ist Leben und Folge aus einem unbekannten Centrum zu einer nicht erkennbaren Grenze. Naturbetrachtung ist daher endlos u. s. f." — Ferner ist es auch eine Stelle Goethe's über die Wichtigkeit der Wirkung, welche die Entdeckung, daſs die Erde rund ist, und die Lehre des Copernicus auf die menschliche Vorstellung hervorgebracht hat, die den Vf. bewegt in den mathemathischen Wissenschaften der Geographie (unter diese Wissenschaften rechnet sie der Vf.) und der Astronomie den Abschluſs erreicht zu finden. Man sieht die Genügsamkeit der Forderungen in dem, was zur Vollendung einer Wissenschaft gehöre; in den Kenntnissen die in den Trivialschulen gelehrt werden, daſs die Erde rund ist und daſs sie sich um die Sonne bewegt, sind für ihn „Geographie und Astronomie" fertige vollendete Wissenschaften. Es hätte den Vf. doch wundern müssen, daſs die Geographen und Astronomen, seitdem ihre Wissenschaften in jenen Entdeckungen bereits die Reife der Totalität erreicht haben, doch noch immer im Wissen begriffen waren, und noch darin begriffen sind. — Der fernere Fund einer erbaulichen leeren Parallesirung dieser zwei vollendeten Wissenschaften mit religiösen Lehren giebt dem Vf. so viele Befriedigung, daſs er sie zum Ueberdrusse wiederholt.

Indem nun der Verf., wie nach seiner Angabe die ganze Menschheit, seinen Standpunkt auſserhalb der Philosophie nimmt, glücklicherweise jedoch nicht die ganze Menschheit über die Philosophie mitzureden sich mit dem Erforderlichen zur Genüge versehen glaubt, so erspart er uns die Mühe das zu sagen, was er selbst hiemit von seiner Arbeit sagt, daſs er, um den gewöhnlichen Ausdruck hierfür zu gebrauchen, von der Philosophie wie ein Blinder von der Farbe spricht; es kann daher nur eine Sache äuſserlicher Curiosität seyn, noch weiter zu sehen, wie der Verfasser sich dabei benimmt. — Die Caprice, die er sich über die Philosophie erschaffen hat, und in der Schrift ausführt, ist kurz diese, daſs die menschliche Thätigkeit in den Sphären der Religion, Kunst, Wissenschaft, Staat, es zu einer Totalität bringen, die Philosophie aber sich das All der Dinge, die Allheit, auch Alles sagt er, zur Aufgabe mache. Woher der Vf. dieſs hat, giebt er nicht an; er bleibt bei dieser trocknen Versicherung; er läſst sich nicht auf eine Erörterung des Unterschiedes von Totalität und Allheit, noch überhaupt auf die unterschiedenen Formen der Allgemeinheit ein, welche in dem logischen Theile der Encyklopädie auseinandergesetzt sind; das übel gebildete Denken des Verf. greift zu der schlechtesten dieser Kategorien, zu der Allheit, und muthet aus seiner Autorität sie der Philosophie überhaupt und insbesondere auch derjenigen zu, welche sich am ausdrücklichsten gegen diese Kategorie erklärt hat, und der so wenig als andern Philosophien, vollends sie zum Princip zu machen je eingefallen ist. Die Totalität will der Vf. sich zum Lieblingswort vorbehalten. Wie der Eigensinn der factischen Unrichtigkeit, dem Allgemeinen, der Idee, dem Begriffe das All, Alles, die Allheit zu substituiren, mit seinem Grund-Apperçu zusammenhängt, wird sich nachher ergeben.

Digitized by Google

Ob nun gleich die Allheit sich zum Gegenstande und Aufgabe zu machen der Philosophie eigenthümlich sey, so sey doch der Anblick und der Begriff des Alls dem Menschen, selbst dem nicht philosophischen, keineswegs gänzlich entzogen. Jedoch, S. 49, versichert er, der philosophische Standpunct gehe erweislich von einer Aufgabe aus, welche weit über die Kräfte und Angemessenheit des Menschen reiche; denn es zeige sich kein von Hause aus existirendes Organ der Menschheit für die Allheit; womit hat denn nun der nichtphilosophische Mensch den ihm keineswegs ganz entzogenen Anblick sogar und den Begriff des All's aufgenommen? S. 11. hiefs es schon, die Forderung eines All's lasse sich schon innerhalb der menschlichen Sphäre als unangemessen und unerfüllbar abweisen; — man kann sich daher nur wundern, warum nicht auch der Vf. aus der Reflexion seines Standpuncts, den er als den aufserphilosophischen angiebt, da die Menschheit ohnehin von Hause aus kein Organ dafür hat, das All abgewiesen hat; aus dem philosophischen können wir ihm die Nachricht geben, ist diese Kategorie nicht nur längst abgewiesen, sondern wie gesagt niemals darin gewesen. Zu dergleichen Gerede, das er Untersuchung nennt, unterläfst der Vf. nicht in der Weise seiner schwerfälligen Bevorwortung mit der Zusicherung einzuleiten (S. 48.), dafs er mit der gehörigen Gründlichkeit und Tiefe zu Werke gehe.

Es ist schon erwähnt worden, dafs der Verf. im Vorwort auf sein Hauptapperçu von der Philosophie zurückkommt. Es ist auch von dieser Darstellung und dem daran geknüpften Raisonnement so viel als möglich abgekürzte Rechenschaft zu geben, jedoch ist beim Verf. aller Inhalt mit der bleiernen Schwerfälligkeit des Vortrags so sehr verwebt, dafs diese sich kaum trennen läfst. — Der Vf. stellt hier seine Versicherung, dafs die Philosophie sich die Allheit zur Aufgabe mache, bei Seite, und nimmt deren Angabe, das Allgemeine vorzugsweise zu behandeln, auf. Dieser Vorzug der Philosophie ist es, den er hier behandelt. Da es nämlich, argumentirt er, doch nur dieselbe menschliche Natur sey, die in andern Beziehungen ein Besonderes zu wirken scheine; was sie aber Aechtes, Wahres, Gründliches zu Stande bringe, nur aus ihrer gesammten Kraft, deren Gesetz die Totalität sey, bewirke, so verschwinde hieran bereits der Unterschied gänzlich. Dieselbe menschliche Kraft wirke überall das Unterschiedene auf dieselbe Weise; das Wahre werde daher in Absicht auf das Kraftmaafs überall von derselben Totalität menschlicher Natur zu Stande gebracht. — Was für ein Kraftmaafs die menschliche Natur bei ihren Hervorbringungen aufwende, darüber wird nicht leicht jemand das Interesse haben, Betrachtungen anzustellen, aus dem einfachen Grunde, dafs dieselben über die Unbestimmtheit des quantitativen Unterschiedes nicht hinauskommen könnten. Aber darin mag der Verf. mehr Genossen finden, die bei der Oberflächlichkeit der Abstraction stehen bleiben, dafs eben alles Wahre von derselben Totalität der menschlichen Natur bewirkt werde. Hier geht jedoch die Dumpfheit so weit, auch noch zu sagen, dafs Alles Unterschiedene auf dieselbe Weise von ihr bewirkt werde. — Insofern nun aber doch ein besonderer Unterschied in Ansehung des Inhalts, zwischen Philosophie, Religion, Kunst, Wissenschaft, Staat anzuerkennen sey, so gleiche dieser sich an sich selbst aus, „denn jedes Besondere sey, da ihm ursprünglich in Absicht auf seine Kraftanlage gleicher Werth zu komme, nicht ungleich in Rang und Werth, in Beziehung auf anderes Besondere, sondern in Beziehung auf sich selbst, in wiefern es das ursprüngliche Kraftmaafs in sich noch nicht erschöpft hat und vollkommen darstellt." Wenn nun Religion, Kunst, Wissenschaft, Staat, in Beziehung auf sich selbst, an Rang und Werth ungleich sollen seyn können, d. h. indem wir den Inhalt von den steifen Ausdrücken, in die er gehüllt ist, entkleiden, — wenn es schlechte Religionen, schlechte Kunstwerke und Kunstepochen, schlechte Staaten und Wissenschaften geben kann, — wie steht es damit, dafs die Menschheit zu allen Zeiten mit allem Erforderlichen hinlänglich versehen ist, ihre hohen Gegenstände und Wesenheit immer ganz besitzt, sich im Wissen vollkommen Rechenschaft darüber giebt u. s. f. — Ein Unterschied von falschen, schlechten und von wahrhaften Religionen, guten oder schlechten Kunstwerken u. s. f. würde auf Voraussetzung von Grundsätzen, Normen des Schönen, Wahren u. s. f. führen; das Allgemeine aber ist es, wogegen der Vf. sich auf alle Weise sträubt; so drückt er sich mit den geschraubten Formeln von Ungleichheit gegen sich selbst, nicht völliger Erschöpfung des Kraftmaafses u. d. gl. herum. — Nun folgt das ganz eigenthümliche Räsonnement gegen die Philosophie, das dem Vf. nachdem seine Schrift geendigt war, noch eingefallen ist und im Vorworte nachgebracht wird. — Wolle die Philosophie einen gewissen Vorzug behaupten, so bliebe hierfür nichts übrig, als eine gewisse Gemeinschaftlichkeit des Inhalts von Religion, Kunst u. s. f. Hierin wurzele die von ihr als besonderer Vorzug in Anspruch genommene Allgemeinheit ihrem eigentlichsten Sinn nach." — Hier verfällt also der Vf., statt der in der Schrift selbst der Philosophie zugemutheten Allheit, auf die gleich schlechte Kategorie der Gemeinschaftlichkeit, und versichert, diefs sey nicht nur der eigentliche, sondern der eigentlichste Sinn der philosophischen Allgemeinheit. — Zuvörderst entgegnet der Verf. gegen den der Philosophie fälschlich aufgebürdeten Vorzug der Gemeinschaftlichkeit des Inhalts, der Religion, Kunst u. s. f. dafs sich eine solche Gemeinschaftlichkeit nicht denken lasse. (Wie dagegen der Religion, Kunst, Wissenschaft, Staat bei der einen Totalität der menschlichen Natur, die Alles überall auf dieselbe Weise sogar bewirke, ein unterschiedener Inhalt herkomme, — nach einer Erklärung über dergleichen darf man bei dem Verf. nicht nachfragen). Nun höre man die tiefsinnige Argumentation, dafs eine Gemeinschaftlichkeit des Inhalts, von Religion, Kunst u. s. f. sich nicht denken lasse.

Digitized by Google

„Haben nämlich Religion, Kunst, Wissenschaft, Staat ihren Inhalt nicht so ganz für sich, dafs sie ihn nicht für sich behalten, sondern an ein Anderes abtreten können oder müssen, so haben sie ihn überhaupt nicht, und es giebt dann noch keine wahre Religion, Kunst, Wissenschaft, Staat u. s. f." — Wo ist je einem Menschen aufser dem Verfasser in den Sinn gekommen, dafs die Religion, Kunst u. s. f. ihren Inhalt an ein Anderes abtreten können oder müssen, um eine Gemeinschaftlichkeit zu haben? Ist es dem Vf. in der That Ernst damit, dafs z. B. die indischen griechischen, christlichen Kunstwerke, Poeme, Skulpturwerke, Mahlereien u. s. f. nichts gemeinschaftliches haben mit dem Inhalte dieser Religionen? Der Vf. führt unter seinen Gebieten auch die Wissenschaft auf, hält er dafür, dafs die Wissenschaften des Staats, darunter des Rechts u. s. f. der Religion u. s. f. nichts gemeinschaftliches haben mit dem Inhalte des Staats, des Rechts, der Religion u. s. f. — Offenbar hat der Vf. bei den leeren Abstractionen, in denen er so breit ist, sich nichts gedacht, nicht den concreten Sinn derselben vor seiner Vorstellung gehabt. Aber das andere Horn des Dilemma ist noch besser, als die Ungereimtheit des ersten: „Haben Religion u. s. f. aber ihren Inhalt ganz für sich, so kann er an ein Anderes aufser ihnen nur zerstückelt, d. h. in in seiner Unwahrheit übergehen," Das Resultat dieses stupenden Scharfsinns ist dann, dafs „die Philosophie in ihrer Allgemeinheit, als eben durch die Gemeinschaftlichkeit des Inhaltes aller andern Geistesgebiete erwirkt, überhaupt nur ein Falsches habe, und ihr besonderer Unterschied als radicaler Vorzug, eben nur die Falschheit gegen alles andere menschliche Treiben und Beginnen" sey.

Man sieht wohl, dafs der Vf., der ein Buch von zwei Bänden über Goethe geschrieben, das, was dieser geistreich fordert, dafs ein Kunstwerk, Naturprodukt und Charakter u. s. f. in seiner concreten Individualität für sich aufzufassen und der Genufs und Begriff desselben nicht durch Vergleichung, durch Theorien und viele andere Einseitigkeiten einer abstracten Reflexion, die eine frühe und lange Plage für ihn geworden waren, zu verkümmern und zu zertrümmern sey, — das was bei Göthe von der Einheit des Inhalts und der Form, die bei einem wahrhaften Kunstwerk Statt hat, vorkömmt, — dafs der Vf. diese Bestimmungen sich so eingeprägt, und sie zum Eckstein seiner Weisheit auf eine so schülerhafte Weise gemacht hat, um auch da, wo es sich um ganz andere Ganze als ein Kunstwerk ist, handelt, um Grundsätze, Gesetze, Gedanken, überhaupt einen Inhalt der seiner Natur nach allgemein, nicht sinnlich concret ist, dabei stehen zu bleiben, und ungeschickterweise hier ohne alles Bewufstseyn über die Verschiedenheit der Form dieser Gegenstände eine Anwendung von jenen sinnvollen Forderungen zu machen. Indem er diese Vorstellungen in einer Allgemeinheit, die er für sich verdammt, nimmt, geräth er in die vollständigste Verwirrung und blofs in die flachen Abstractionen von Menschheit, Ganzes, Totalität, das ursprüngliche Kraftmaafs, das um das Wahre, Aechte u. s. f. hervorzubringen, in seiner Totalität wirksam seyn müsse u. s. f. — Es ist die Form der Allgemeinheit selbst, welche es dem Verfasser möglich macht, von seinen Gebieten und hohen Gegenständen und Wesenheiten zu reden, welche aber auch zugleich den Vortheil oder vielmehr Nachtheil bringt, ihm die Incohärenz seiner Gedanken zu verstecken. Sind denn Religion, Kunst, Wissenschaft, Staat, die hohen Gegenstände und Wesenheiten nicht Allgemeine, Gattungen, Ideen, — die Gegenstände in Form der Allgemeinheit? so seine Kategorien von Form und Inhalt? u. s. f. Das Schlagwort, die Totalität, zu der sich die Einzelnheit erweitern soll, was ist sie ohne Allgemeinheit? Dafs aber die Allgemeinheit wesentlich in sich concret sey, — und diefs ist die Totalität, — und nur so Wahrheit habe, ist einer der Hauptsätze der Philosophie, die der Verfasser bestreitet und deren Hauptsätze er nicht kennt. — Das Einzelne fodert der Verfasser, soll für sich zur Totalität erweitert, selbstständig sein und so selbstständig genommen werden, das Besondere als ein in sich Ganzes, Abgeschlossenes, Fertiges nicht auf Anderes bezogen, nicht unter Allgemeines subsummirt werden; so ist ihm die Philosophie um ihrer Allgemeinheiten, d. i. um seiner, — allerdings bei ihm flach genug bleibenden — Wesenheiten und hohen Gegenstände willen, durch und durch ein Falsches. Es ist der Mangel, die Natur des Allgemeinen selbst zu betrachten und zu ergründen, dafs der Verf. sich in gleich verworrenen als oberflächlichen Allgemeinheiten herumtreibt. Das Verhältnifs des Allgemeinen zum Besondern in seiner Vielgestaltung zu erkennen ist die Aufgabe der logischen Philosophie; dem Verf. aber fehlt es an der Kenntnifs und dem Bewufstseyn über die trivialsten Formen jenes Verhältnisses.

Den sublimsten Schwung seiner Verworrenheit darüber giebt sich der Verf. bei Gelegenheit seiner Tirade über den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele S. 146. Die hölzerne Declamation, in der er aufzählt, was dieser Glaube alles dem Menschen gewähre, schliefst er damit: die Natur und ihre Wissenschaft hat den Werth einer Wahrheit an sich aufser und neben der Wahrheit des Geistes (— diefs ist eine neue Natur, die ohne Beziehung auf den Geist Wahrheit hat, — eine neue Wissenschaft, ohne die Beziehung auf die Wahrheit des Geistes —), kurz (!) das ganze Universum erscheint vor ihm (dem Menschen mit jenem Glauben) als ein in allen seinen Theilen selbstständig organisirtes Ganzes (— ein für sich verworrener und zweideutiger Ausdruck, — wenigstens fassen wir daraus, dafs es ein Ganzes ist, von dem die Rede sey —) wovon jeder Theil in seiner höchsten Wahrheit nur als ein Ganzes, das nicht aufzulösen ist, nicht aber beziehungsweise nur, Wahrheit hat." Für den Verf. ist es kein Galimathias, dafs das Universum Ein Ganzes, das nur Theile hat, und wieder dafs jeder Theil desselben selbst ein Ganzes und dessen höchste Wahrheit sey, ein beziehungsloses auf einen andern Theil und damit (da das Ganze die

Digitized by Google

Beziehung der Theile auf einander ist) beziehungslos auf das Ganze zu sein, dessen Theil er ist. — Solche Logik soll der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele lehren: den Verf. hat derselbe nur in den vollkommenen Widerspruch geführt, nicht zur Ahndung, in welchem Widerspruch er befangen ist, und um dieser Unwissenheit willen noch weniger zum Bedürfnifs und zur Sehnsucht, den Widerspruch aufzulösen.

Ref. unterläfst es von dem ungereimten Apperçu des Verf. über die gesammte Geschichte der Philosophie, aufserhalb deren er sich zu befinden angiebt, mehr als das Resultat anzuführen. Der Verf. macht (S. 40.) folgende Eintheilung dieser Geschichte, zuerst sey das All vor der Welt, vor allem gegenwärtigen Daseyn und Seyn aufgesucht worden; (— diese Verrücktheit das All aufzusuchen, und es vor der Welt aufzusuchen muthet er den griechischen Philosophen zu! Hätte er etwa von den Pythagoräern oder Eleaten gehört, dafs jene sagten; das All und Alles ist die Zahl, diese: das All und Alles ist das Eine, ist das Seyn, so hätte er darin sehen müssen, dafs diese wie die andern Philosophen das All und Alles nicht erst gesucht, sondern das wie andere Menschen vor sich gehabt haben, was man das All oder das Alles so ins Blaue hin zu heifsen pflegt; dafs sie eben so wenig das All oder Alles zu ihrem Gegenstande gemacht, sondern vielmehr sich davon abgewendet, dafs ihr Denken einen andern Gegenstand gesucht, und ihn in der Zahl, im Einen, im Seyn gefunden habe. Aber die Zumuthung geht über Alles, dafs jene Philosophen das All und das Alles vor der Welt aufgesucht haben) — dann sey das All in der Zusammenfassung des Wirklichen (— hier ist das Allgemeine als Zusammenfassung genommen —) also innerhalb des Wirklichen gesucht worden; endlich drittens sey der philosophische Standpunkt, als Kriticismus nämlich, das All nach der Welt zu setzen; — zuletzt aber dahin gelangt, das All aufgeben zu müssen, und „auf das absolute Gegentheil, auf ein Nichts zurückgekehrt, und leugne nun jeder menschlichen Erkenntnifs ihre objective Wahrheit und Wirklichkeit ab, als ob (!) zwischen All und Nichts kein Drittes in der Mitte liege?" — Dafs nun aber zwischen solchen Phantasmen von All und Nichts ein Drittes liege, und was dieses Dritte sey, docirt der Verf. so: „dasselbe sey weit entfernt All zu seyn, doch ebenso wenig Nichts, nämlich es sey — Etwas." Das ist eine grofse Entdeckung! — und noch mehr: das Etwas sey nicht ein todtes, leeres, sondern gegliedertes Etwas u. s. f. — Es kann nur die äufserste Dürftigkeit des Geistes sein, die mit solchem Etwas und mit den Worten von todtem, leerem, gegliedertem Etwas u. s. f. etwas gesagt zu haben meint. — Wir übergehen gleichfalls, was der Verf., von aufserhalb der Philosophie, dieser Wissenschaft weiter übles nachzusagen sich anstrengt; die Unwissenheit zu der er sich über dieselbe bekennt, schliefst es von selbst aus, dafs er etwas treffendes vorzubringen fähig sey. Er behilft sich damit, einen Gedanken, der über den geschichtlichen Moment der Erscheinung des Philosophirens von der Philosophie aus, die er bestreitet, geäufsert worden ist, aufzunehmen, aber freilich von der Hauptsache nichts zu wissen, wie die Zurückdrängung des Geistes in sich aus dem unglücklichen entzweiten Zustand einer existirenden Welt, sich in einer ideellen wahrhaftern Welt eine Zuflucht, ein Heilmittel, und den höhern Frieden, der ihm im Daseyn nicht mehr werden kann, gewinnt. Er versichert dagegen, S. 48. „dafs von der Erstrebung eines objectiven wahren Inhalts durch die Philosophie durchaus nie und nirgends Etwas sich zeigte." Schwerlich ist je der fanatischste Zelot gegen die Philosophie in der Blindheit seines Verunglimpfens so weit gegangen. Aber bei andern Zeloten findet sich oft eine Wärme, Lebhaftigkeit, Energie, Kühnheit, aber hier geht alles in derselben Kälte, Steifheit, geschraubten Demüthigkeit und Schwerfälligkeit vor sich.

Von solcher Erkenntnifsfähigkeit und Geistesdisposition sind nichts weiter als gemeine, invidiöse Vorstellungen zu erwarten. So findet sich S. 72. die Consequenz: „der Staatsmann, der Religiöse, der Künstler, das entdeckende Genie denken also nicht;" solche Consequenz erlaubt sich der Verf. gegen eine Philosophie zu machen, welche von aller menschlichen Thätigkeit behauptet, dafs Denken darin sey. Gleich darauf setzt der Verf. solche Unbestimmtheiten wie höheres angemessenes Denken, das den andern Gebieten abgesprochen werden solle, an die Stelle der bestimmten Unterschiede, welche die Philosophie macht, und führt sie als historische Angabe von derselben auf, wie er kurz vorher die Consequenz machte, dafs auf andern Gebieten aufser der Philosophie gar nicht gedacht werde. — Damit bringt er ferner eine ähnliche scharfsinnige Argumentation in Verbindung, wie die oben erwähnte.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 120.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1829.

1) *Ueber die Hegelsche Lehre u. s. w.*
2) *Ueber Philosophie überhaupt und Hegels Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften insbesondere. Ein Beitrag zur Beurtheilung der letztern. Von Dr. K. E. Schubarth und Dr. X. A. Carganico.*
3) *Ueber den gegenwärtigen Standpunct u. s. f.*
4) *Briefe gegen die Hegelsche Encyklopädie.*
5) *u. s. f.*

(Schluſs.)

Die Philosophie nehme den Inhalt der andern Gebiete in Anspruch und behaupte, ihm die gedankenmäſsige Form verleihen zu wollen; nun fragt der Vf.: wie kann ein vernünftiger Inhalt ohne seine verhältniſsmäſsige Gedankenform bestehen? — was niemand in Abrede stellen wird, und macht jetzt das treffliche Dilemma: haben jene Gebiete nicht vor Dazwischenkunft der Philosophie die schlechthingemäſse, vernünftige Gedankenform, wo ist ihr Inhalt überhaupt vernünftig? Will die Philosophie aber zu einem nicht vernünftigen Inhalt die vernünftige Form hinzufügen, sieht sie denn nicht, fragt er, daſs dieſs entweder schlechthin nichtig oder jedenfalls ein sehr vergebliches Bemühen ist?" Der Tiefsinn des zweiten Horns dieses Dilemma gestattet es, dasselbe mit Stillschweigen zu übergehen; in Ansehung des ersten wäre es überflüssig z. B. zu bemerken, daſs Gott die Welt vernünftig erschaffen hat, daſs aber dieser vernünftige Inhalt in der sinnlichen Anschauung noch nicht die vernünftige Gedankenform hat, sondern erst durch das Nachdenken der Menschen diese Form erzeugt wird; daſs die Wissenschaften, welche mit den einzelnen Naturgestaltungen und Erscheinungen zu thun haben, nur darum Wissenschaften sind, weil sie diese in den sinnlichen Schein vernunftloser Aeuſserlichkeit zerstreuten Einzelnheiten durch einen allgemeinen Charakter bestimmen, sie auf Gattungen, Arten, auf Gesetze reduciren, und daſs Gattungen, Arten, Gesetze, allgemeine Charaktere u. s. f. Gedankenformen sind. Wer einerseits ein philosophisches System studirt haben und es beurtheilen zu wollen angiebt und andererseits sich so sehr auf den unphilosophischen Standpunkt stellt, um dergleichen Kenntnisse nicht zu haben, gegen den wäre es wie gesagt überflüssig, das Angeführte auseinandersetzen und die fernere Anwendung davon auch auf die Gestaltungen der geistigen Welt zu zeigen. Der Verf. greift, wie oben zu einem Verse, hier (S. 120) auch einmal in Ansehung der Allgemeinheit zu einem andern Ausspruche, wer in Einem Falle die tausende mitzusehen nicht vermöge, sey kein wissenschaftlicher Kopf. Der Vf. hätte auch wissen müssen, daſs ein solcher umgekehrt in tausend Fällen, Pflanzen, Thieren, Begebenheiten u. s. f. nur Einen Fall, Eine Pflanze u. s. f. sehen, d. i. daſs er denken kann, und das Denken jenen individuellen Einzelnheiten in den Klassen, Gattungen, Gesetzen u. s. f. eine andere Form giebt, als sie in ihrer empirischen Existenz haben und doch ihren Inhalt so sehr nicht verändert, daſs es sie damit vielmehr auf ihren wahrhaften Inhalt zurück bringt. Diese Begriffe sind so elementarisch, daſs es den auſserphilosophischen Standpunkt des Verf. keineswegs compromittiren würde, einige Kenntnisse davon zu haben, wie er an dem Beispiel der sonst gebildeten auſserphilosophischen Menschheit sehen kann, als welcher jene Bestimmungen ganz geläufig sind. Aber die Gedankenwelt und das Vernünftige liegt nicht so auf der sinnlichen Oberfläche, daſs es nur so „in die Hand" gegeben, noch mit einigen aufgerafften Sprüchen und dem Dünkel einer rohen dürftigen Reflexion erfaſst werden könnte.

Der zweite Theil der Schrift (von S. 79—118) „ein Abriſs des Systems des Herrn H. nach dessen Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften," — ist theils ein trocknes Inhaltsregister, von dem man nicht sieht, wem es dienen soll, theils von der Einleitung ein weitläufigerer, in den Vortrag der Sache eingehender Auszug; es wird dadurch etwas glaubhaft, daſs ein anderer der beiden sonst so „sehr glücklich übereintreffenden" Verfasser denselben angefertigt habe; in der übrigen Broschüre giebt sich nichts zu erkennen, das ein Eindringen in die Sache und ein Fassen und Erkenntniſs des Inhalts zeigte. Die eignen Reflexionen des Verf. sind ohne die geringste Kritik der von ihm gebrauchten Kategorien herausgequält; zu einigem Bewuſstseyn über seine Gedankenformen so wie zu einiger Rücksicht auf den Sinn dessen, was er bestreitet, hätte er sich, wenn er das Werk selbst studirt hätte, doch wohl verleiten lassen.

Der dritte Abschnitt, von S. 119 – Ende, ist „Kritik des Hegel'schen Systems." Zu derselben findet der Verf. für seinen auſserphilosophischen Standpunkt einen bequemen bereits fertigen Anknüpfungspunkt darin,

Digitized by Google

dafs er in diesem Systeme die Vernunft für etwas Wirkliches erklärt findet, „worüber es ihm nicht entferntest einfallen könne, H. etwa deswegen beschelten zu wollen." S. 121. Eine Kritik sey hiermit eben auch angewiesen, diefs Verhältnifs der Wirklichkeit aufzufassen und praktisch (!!) wie theoretisch die Gleichung seiner (?) mit dem speculativen Resultate vorzunehmen;" — die Geschraubtheit der Reflexionsweise macht den Verf. auch ein so ungeschicktes Deutsch schreiben. — Bei der Vollziehung dieser Gleichung, wie er es heifst, hat der Verf. kein Bedenken über die eine Seite, nemlich ob er factisch, ohne Philosophie, Philosophisches aufzufassen befähigt sey; er scheint diefs für sich vorauszusetzen, ohne sich daran zu erinnern, dafs er der Menschheit von Haus aus das Organ für das, was er als den Gegenstand der Philosophie ansieht, abspricht; es ist daher auch nicht thunlich, die Bildung und Uebung eines mangelnden Organs, eine Gewohnheit im Denken und im Auffassen von Gedanken an ihn zu verlangen. Was dagegen die andere Seite betrifft, so meint er (S. 121), „dafs wir uns über dasjenige, was auch wir für wirklich halten, leicht vereinbaren dürften, aber damit möchte die Uebereinstimmung in dem, wie wir es uns als wirklich denken, und denken müssen, mit Hrn. H. noch nicht gegeben seyn." Wie kommt der Verf. hier auf einmal zu einem Denken und Denken müssen? und vollends darauf, von einem Denken des Wirklichen zu sprechen? Besäfse er sonst mehr von dem Organ der Philosophie, so wäre ihm ferner bekannt, dafs das Wie des Denkens, das ihm Bedenken macht, sich zum Was zu schlagen pflegt und diese Unterscheidung sehr nichtssagend ist. Ein genügendes Beispiel, wie das Wie des Meinens zu einem historischen Was wird, bietet der Verf. selbst dar, der in einer frühern Schrift, so viel Ref. sich noch erinnert, von Homer die geschichtliche Darstellung macht, dafs derselbe ein Trojaner, Zeitgenosse und Vetter des Aeneas gewesen, ferner an dem Hofe eines nach Iliums Fall weit dahinten in Asien sich forterhaltenden trojanischen Reiches gelebt, wie denn die Dichter an den Höfen leben müssen, was Göthes Beispiel beweise; Homer als Trojaner habe die Griechen als die unsittlichsten Menschen geschildert, als welche er am Tage der Zerstörung Troja's sich habe betrinken und gegen die Sittlichkeit Abends eine Volksversammlung halten lassen, welche dann auch unordentlich genug ausgefallen sey, u. s. f. — Man sieht, dafs wenn so der Verf. sein Wie, die superiören Apperçus, die ihm aus seinem Denken-müssen der Wirklichkeit hervorgehen, zu dem historischen Was zu schlagen gewohnt ist, allerdings die zweite Seite der Wirklichkeit unüberwindliche Schwierigkeiten mit sich führt, sich mit ihm darüber zu vereinbaren. — Ein drittes Ingrediens dabei ist das Räsonnement, indem die Vergleichung zwischen den Thatsachen und den Begriffen doch nicht ganz nackt vorgenommen werden kann. Von dem aufserphilosophischen Räsonnement des Verf. über philosophische Gegenstände sind Proben genug gegeben; aber in dieser kritischen Partie wird dasselbe noch transcendenter. Es soll nur weniges davon ausgehoben werden; zunächst sein hier breiter ausgeführtes Räsonnement gegen die Form des speculativen Denkens. Er stellt die Frage: ob diese Form die allgemeine Form des Wahren sey, in welcher sich die Wirklichkeit darbietet? Es wäre mit ja! auf diese Frage zu antworten, dafs sich die Wirklichkeit dem Denken in dieser allgemeinen Form, welche die Form des Denkens ist, darbiete; diese Antwort setzte einen platten Sinn der Frage voraus, aber er zeigt sich im Verfolg als noch platter; nemlich ob sich die Wirklichkeit jedem Verhalten zu ihr überhaupt, es sei ein Hinsehen, Hinhören u. s. f. was es sonst sein mag, in speculativer Form darbiete? Er räsonnirt gegen diesen seinen Einfall, was freilich ein leichtes ist, dafs nämlich die Speculation die Form der Allgemeinheit vielmehr der Wirklichkeit abspreche und sich vindicire: er docirt das überflüssigste, dafs Kunst, Wissenschaft, Staat, Religion, als Wirklichkeit gefafst, sich in der That in einer ganz anderen Form darstellen, welche von der Form der Speculation verschieden sey. Er führt diefs in weiterem Räsonnement aus, „wenn das Wesen der genannten Gegenstände durch die eigenthümliche Form in der Wirklichkeit nicht ausgedrückt würde, sondern diefs erst durch die Speculation geschehen müfste, so müfste bis dahin, auf ein Nichtwissen, Nichtkunst, Nichtreligion, Nichtstaat zu erkennen sein." Der Verf. würde wie oben bemerkt, von Anfang an consequenter gewesen sein, wenn er sich sonst und auch hier enthalten hätte, vom Wesen zu sprechen, da er das Allgemeine überhaupt perhorrescirt; ebenso wenig als mit solcher leeren Abstraction ist dann mit der eigenthümlichen Form gesagt; diefs ist ein gleich unbestimmter Ausdruck. Dächte er sich bei Wesen und bei Eigenthümlichkeit in der That etwas Bestimmtes, so hätte ihm einfallen müssen, dafs es Religionen, Künste u. s. f. gegeben hat, welche das Wesen ihrer Gegenstände im Apis, oder Affen u. s. f. in frazzenhaften oder schönen Stein- und Farbenbildern, wohl auf eine eigenthümliche aber nicht dem Wesen eigenthümliche Weise gewufst und ausgedrückt haben, so dafs die Philosophie allerdings auf schlechte oder wenn der Vf. lieber will auf Nicht-Religionen, Nicht-Künste u. s. f. erkannt hat. — „Damit aber, weiter argumentirt wird, verfällt die Speculation in einen neuen Widerspruch, da ja jene Gegenstände doch in der That Wirklichkeiten seyen; und auf der andern Seite, wenn es nur Nichtwirklichkeiten seien, so haben sie keine Objecte, da sie es doch mit Wirklichem zu thun habe." — Der Vf. hat seine Einfälle in eine in der That bündig erwiesene Verlegenheit versetzt: die Wirklichkeiten sind nicht in der Form der Speculation, also sind sie ihr Nichtwirklichkeiten; nun aber sind sie theils doch, theils hat die Speculation selbst es mit Wirklichkeiten zu thun, wie kann sie existiren, wenn sie nur Nichtwirklichkeiten vor sich hat? „Wollen diese," fährt der Verf. fort „aber doch eine Wirklichkeit behaupten, so würde Wirklichkeit gegen Wirklichkeit auftreten, (diese zweite Wirklichkeit sind die speculativen Einfälle des

Digitized by Google

Vfs.) und eine davon müfste eine nur gemachte, falsche, eingeschwärzte seyn." Was in solchem Drange die Speculation für einen Ausweg suche, giebt der Verf. auf seine Weise an; ihm selbst aber mufs es überlassen bleiben, die von ihm erschaffene Verlegenheit zu heben. — Andere Crudidäten seines Scharfsinns z. B. S. 181. dafs wir finden, dafs die Dinge keineswegs verschwinden, wenn wir auch unser Bewufstseyn über dieselben verschwinden machen, oder S. 204. dafs er gegen die in der Encyklopädie betrachtete Unmittelbarkeit, beliebig angiebt, was er mit dem Namen unmittelbare Hervorbringungen belegt wissen, und dafs er noch willkührlicher die Vermittlung, die in allen Beispielen, die er anführt, am allernächsten in der Kategorie des Hervorbringens selbst liegt, übersehen will; — den langen Zug von Trivialitäten durchmustern, sie zergliedern, widerlegen zu wollen, insofern sie Einwürfe, Belehrungen oder Vernichtungen sein sollen, ist für sich unstatthaft. Aber vollends unthunlich wird es durch ein weiteres Ingrediens in diesem Gebräue, das wo möglich noch abstofsender ist. Das Verfahren bei der Kritik einer Philosophie von der Philosophie zu abstrahiren, und zwischen dem, was der Verf. Wirklichkeit in Religion, Staat u. s. f. nennt, und dem was er für factische Resultate der kritisirten Philosophie, wie den Homer für einen Trojaner, Vetter des Aeneas u. s. f. ausgiebt, eine äufserliche Vergleichung anzustellen, giebt das wohlbewufste Mittel an die Hand, eine Philosophie durch alle beliebige Gehässigkeiten hindurchzuziehen. Dieses, selbst in den Händen von dürftigen und schwachen Köpfen sonst mächtige, Mittel ist jedoch längst stumpfer geworden, sey es durch Gleichgültigkeit gegen die Philosophie, oder gegen die Religion, oder sei es aus einem tiefern und würdigern Gefühle beider. Es ist das Verfahren, Religion überhaupt Christenthum insbesondere und dessen nähere Lehren, die Dreieinigkeit, Christi Erscheinen, die Unsterblichkeit, und überdem den Staat, wie diese Bestimmungen geistlos in den nächsten besten positiven Ausdrücken aufgenommen werden, zusammenzustellen mit dem, was theils factisch falsch theils so für die Resultate einer Philosophie ausgegeben wird, indem es zu begrifflosen Worten vereinzelt worden ist. Der Verf. steigert diefs Verfahren vollends zu einer transscendenten Virtuosität, indem er wissentlich die Form der Wissenschaftlichkeit verkennt; derselbe Inhalt, insofern er gedacht ist, ist für ihn dieser Inhalt nicht mehr. Er ist so dürftig, immer dieselbe Polemik gegen die Form des speculativen Begriffes zu wiederholen, nur in immer gröfserer Verworrenheit. S. 131. weifs er von einem Ansinnen „der Speculation, nach welchem" die Wirklichkeit, „Wahrheit als absolut wahr nur insofern entwickeln solle, dafs sie nicht auch in sich selbst Wahrheit sey," (— man versuche hiebei sich etwas zu denken! —) „sondern ihre höchste Sanction erst aus einem Andern, wie z. B. dem speculativen Begriffe, entwickeln müsse," — wo hat der Verf. gefunden, als in seiner eigenen Verkehrung, dafs der wieder beispielsweise angeführte speculative Begriff etwas Anderes sein solle, als die innere Wahrheit der Wirklichkeit selbst? Er fährt fort, „die Wahrheit der Wirklichkeit in speculativer Form sei dieser fremd (— diefs Hauptargument des Verfassers kann ihm bei der Unbestimmtheit der vorausgesetzten Wirklichkeit beliebig zugegeben werden, und eben so sehr auch nicht; — die Wahrheit in Form der Religion ist eben so sehr der Sonne, den Gestirnen u. s. f. den Pflanzen und den Thieren, auch dem Bedürfnifs-Geschäftsleben der Menschen fremd; die Sonne, die Gestirne u. s. f. die Pflanzen, Thiere, Menschen sind eben so wenig Kunstwerke. Dafs der Vf. die Wissenschaften, freilich bei eingeschränkten Kenntnissen von denselben, nicht aber den sich und die Wirklichkeit in reinem Denken wissenden Geist, als eine Wirklichkeit gelten läfst, ist ein Belieben seiner Idiosynkrasie, welches, weil der Wirklichkeit die Wahrheit in speculativer Form fremd sey, diese für „eine Fiction" erklärt, ein Machwerk des speculativen Begriffs, womit er sich selbst und andere täusche." — Die Kategorien, Fiction, Machwerk, Täuschung, welche die dünkelvolle Unwissenheit des Vf. von speculativer Wissenschaft gebraucht, können für ganz richtig auf die Kunst angewendet betrachtet werden; dessen ungeachtet gilt dem Vf. die Kunst für eine Wahrheit der Wirklichkeit, ist eine seiner Sphären der hohen Gegenstände und Wesenheiten der Menschheit. Seiner Menschheit macht es dann der Vf. im Gegensatze gegen jenes speculative Fingiren u. s. f. sehr bequem mit ihrer wahrhaften Wirklichkeit; „die Wirklichkeit," sagt er, weifs(?) nur, wenn man die höchste Wahrheit finden will, dafs man sich auf die höchsten Standpuncte ihrer, wie sie in der Wirklichkeit ist, stellen müsse." Es ist damit eine grofse Leichtigkeit angegeben, die Wahrheit zu finden; man hat sich eben ohne weiteres auf die höchsten Standpuncte zu stellen, oder auch ist nur ausgedrückt, dafs die Wirklichkeit doch wohl nur die des Vf. von dem Wege, wie zur Wahrheit zu gelangen sey, nur so viel anzugeben weifs. Schon vorher S. 120. hatte er dem Glauben solche Leichtigkeit zugeschrieben; „derselbe," heifst es dort, „giebt mit einem Male in die Hand, was das Zählen, Rechnen (darunter versteht er das Denken) mühselig zu Stande bringt." Die oben angeführte „Durchmusterung" der Wissenschaften, der Geographie und der Astronomie mag den Lesern des Verf. wohl den Glauben in die Hand geben, dafs dessen wissenschaftliche Kenntnifs nicht durch vieles Zählen, Rechnen zu Stande gekommen ist, und in Ansehung der Philosophie ist dem Refer. durch die Schrift des Verf. der Glaube gleichfalls nahe gelegt, dafs sie nicht durch Gedanken, auch nicht durch schlichten Glauben dem Vf. in die Hand gegeben worden ist. Der schlichte Glaube spreizt sich nicht aus über Wissenschaften mitzureden, aufserhalb deren er seine Stellung zu haben weifs, vielweniger betritt er den finstern Weg der Gehässigkeit, des Hohns oder gar einer, vielleicht selbst scurril zu nennenden, Laune. — Auf den Grund der anzustellenden Vergleichung der philosophischen Resultate mit der Wirklichkeit kann der Vf. S. 173. mit be-

Digitized by Google

haglicher satyrisch-seynsollender Wohlmeinenheit, „nicht die Gelegenheit vorübergehn lassen," Hrn. H. gegen einen Vorwurf in Schutz (? welche gewichtige und wohlwollende Protection?) zu nehmen, der ihm in politischer Beziehung auf sein Philosophiren gemacht wird, als ob er sich nämlich nur gewissen Ansichten zu Liebe bequeme, die Monarchie als die höchste, als die absolute Form des Staats für den Begriff zu entwickeln. Von solchem Vorwurfe befreit indessen Hrn. H. am Meisten (— man sieht, dafs dem Vf. nicht der Begriff der Sache, und das Beweisen aus demselben, sondern exoterische Beziehungen, für das Meiste gelten —) dies, dafs er in einem Staate lebend, welcher nicht im eigentlichen und entwickeltern Sinn constitutionell genannt werden kann (— und warum nicht? verschweigt der Vf. Der Name thut nichts zur Sache; welche der vielen Theorien von einem constitutionellen Staate er im Kopfe habe, hätte er angeben und vor allem zeigen müssen, dafs seine Theorien etwas taugen) und beauftragt (?) über Naturrecht und Staatswissenschaft Vorlesungen zu halten, die rein (?) constitutionelle Monarchie seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung nach als das Absolute einer Staatsform, nicht die Monarchie an sich, aufstellt." Der Vf. bemüht sich, in behaglicher Gehässigkeit mit wiederholter besonderer Anführung der Beauftragung solchen Widerspruch in geflissentlichern Zügen auszuführen; dies ist ihm, wie seine Floskeln vom Absoluten einer Staatsform, und sein Abstractum von einer Monarchie an sich zu überlassen.

Die widrigste Seite der Schrift ist leider endlich auch noch zu erwähnen, der traurige Kitzel des Verf. launigt und spafshaft zu thun; es mag das eine Beispiel von dieser abgeschmackten Sucht erwähnt werden, wo sie ihn bei der Lehre von der Unsterblichkeit befällt. Diese Lehre ist aufser den politischen Insinuanen diejenige, die am häufigsten gebraucht zu werden pflegte, auf eine Philosophie Gehässigkeit zu werfen. Für den Verf. — er findet die erwähnte Lehre nicht in der Philosophie, die er zu betrachten vorgiebt —, ist es nicht vorhanden, dafs in dieser Philosophie der Geist über alle die Kategorien, welche Vergehen, Untergang, Sterben u. s. f. in sich schliefsen, erhoben wird, unabgesehen anderer ebenso ausdrücklicher Bestimmungen; er mag die Lehren des Christenthums etwa in der Form des Katechismus erkennen, aber das Philosophische und derselbe Inhalt, wenn er in philosophischer Form ist, existirt nicht für ihn. Im Zusammenhang mit jener Lehre vermifst er auch den Tod in jener Philosophie; S. 143. und umgekehrt, wenn ihm einmal zu wenig vom Tod darin vorkommt, ist ihm ein andermal zu viel darin. Bei der Angabe der Lebensalter (§. 396. der Encykl.) sagt der Vf. wäre der rechte Platz für die Abhandlung des Todes gewesen, und tadelt es, dafs er zum Greisenalter, nicht auch ausdrücklich den Tod genannt findet, (— will der Vf. den Tod als ein Lebensalter betrachtet wissen? soll in der Todesanzeige von einem Menschen gesagt werden, er sey in das Lebensalter des Todes getreten?) und indem er den Tod hier nicht findet, und dann, wie es scheint, an einem Uebergange des Begriffes stockt, wird er (— Gottlob? heifst es irgendwo; hier möchte man ausrufen: Gott sey's geklagt! er wird) — witzig?! — Er geht — in einem sonst genug verworrenen Unzusammenhang, den Ref. nicht zu entwirren im Stande war, zu der Consequenz fort zu fragen, „ob H. meine, bei lebendigem Leibe gen Himmel gefahren zu seyn? Derselbe würde erst den letzten Beweis für die Richtigkeit seiner Philosophie und der ihm zugleich die allgemeinste Zustimmung sichern würde, geben, wenn er wenigstens wie der ewige Jude auf Erden nicht stürbe." Hat der Vf. in der Freude über seinen Einfall nicht bedacht, dafs er damit, nur wenigstens so wie der Mann in der Legende nicht zu sterben, eine zu leichte Forderung an den Beweis der Richtigkeit einer Philosophie gemacht hat? oder hält der Vf. im Ernste jene Legende für eine wahre Geschichte, wie die Zeitgenossenschaft und Vetterschaft Homers mit Aeneas? — so hätte er sich noch weiter über die geistreiche Grundlage seines Einfalls auslassen können, wie das geforderte Nichtsterben von ihm und Andern, für die damit ein Beweifs geleistet werden sollte, zu erleben wäre! — Für die Talentlosigkeit des Vf. zum Spafshaften, in welchem er es nicht über die dürre Sucht des Hohnes hinausbringt, könnte noch sein Herumreiten auf einer Anspielung, die er auf die Redensart *hic Rhodus, hic salta* und auf das bekannte Symbol der Rosenkreuzer, welches seine Unwissenheit nicht zu erkennen scheint, gefunden hat, angeführt werden. Aber von derlei Ingrediens trister Gereiztheit und eines anschuldigenden und verunglimpfenden Unmuths ist die Schrift zu widrig angefüllt, um sich darauf wie auf das damit ohnehin contrastirende, fromme Aufspreizen mit Christenthum, einlassen zu können. Dieser Ton unglücklicher Gereiztheit, mit dem Mangel an Kenntnissen und mit der Gehaltlosigkeit der Vorstellungen verbunden, machen, wenn man sich auch durch die steife, schwerfällige Wohlgesetztheit und die Ungeschicklichkeit der Rede und des Styls durcharbeiten wollte, den Gedanken vergehen hier Einwürfe sehen und das Vorgebrachte widerlegen zu wollen; eine Polemik, die zum Voraus sich erklärt, nicht in den Gegenstand eingehen zu wollen, und sich aus gehässigen Insinuationen und höhnisch seyn wollenden Abgeschmacktheiten zusammensetzt, ist zu ärmlich — man weifs nicht ob es zu viel wäre, sie schäbigt zu nennen, — um sich nicht mit Ekel davon abzuwenden und sie nicht in der Meinung und in dem Genusse der selbstgepriesenen, „gehörigen Tiefe und Gründlichkeit" weiter ungestört zu lassen.

Hegel.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

Nro. 1.

Ernennungen und Beförderungen.

Des Königs Majestät haben den Professor Dr. *Rhesa* in Königsberg in Pr. zum Consistorialrath und Ehrenmitglied des dortigen Consistorii und Provinzial-Schulcollegii, und den ordentlichen Professor der Philosophie Dr. *Herbart* ebend. zum Schulrath und Ehrenmitglied der erwähnten Behörde zu ernennen und die für dieselben ausgefertigten Patente Allerhöchsteigenhändig zu vollziehen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen katholischen Pfarrer *Zieren* zu Welda zum katholisch-geistlichen und Schulrath bei der Regierung zu Minden zu ernennen und das desfalsige Patent für denselben Allerhöchst Selbst zu vollziehen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen Professor der Medicin und Geburtshülfe bei der Universität in Marburg Dr. *Busch* zum ordentlichen Professor in der medicinischen Facultät der hiesigen Universität und zum Director des zu dieser gehörigen klinischen Instituts für Geburtshülfe zu ernennen und die für ihn ausgefertigte Bestallung Allerhöchst Selbst zu vollziehen geruht.

Der bisherige Privat-Docent in der Juristen-Facultät bei der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin Dr. *Boecking* ist zum aufserordentlichen Professor in der Juristen-Facultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn — und der bisherige Privat-Docent, in der zuerst erwähnten Juristen-Facultät Dr. *Rudorff* ist zum aufserordentlichen Professor in derselben Facultät bei der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin ernannt worden.

Des Königs Majestät haben den Professor Dr. *Jacobs* zu Halle zum Director der Frankeschen Stiftungen daselbst und den Professor Dr. *Niemeyer* in Jena zum Condirector dieser Stiftungen zu ernennen und die für sie ausgefertigten Bestallungen Allerhöchst Selbst zu vollziehen geruht. Zugleich ist der Professor *Niemeyer* zum aufserordentlichen Professor in der theologischen Facultät der Universität zu Halle ernannt worden.

Der Professor bei der hiesigen Universität Dr. *Schmidt*, der Dr. *Stieglitz* und der Dr. *Pinder* sind zum 1sten, 2ten und 3ten Custos der Königl. Bibliothek zu Berlin bestellt worden.

Der bisherige Director des Gymnasii zu Conitz *J. Müller* ist zum Director des katholischen Gymnasii zu Glatz ernannt worden.

Der bisherige Oberlehrer am Gymnasio in Münster, Dr. *Wüllner*, ist zum Director des Gymnasii in Recklingshausen ernannt worden.

Der bisherige Oberlehrer und Professor Dr. *Arnold* zu Bromberg ist zum Rector des Gymnasii zu Königsberg i. d. N. ernannt und ihm das Praedicat als Director beigelegt worden.

Zusammenstellung der bei den sechs Preufsischen Universitäten für das akademische Jahr $18\frac{29}{30}$ erwählten und bestätigten *Rectoren*, *Prorectoren* und *Decane*.

1. Bei der Friedrich-Wilhelms-Universität zu *Berlin:*
   Professor Dr. *Hegel*, Rector.
   - - *Marheinecke*, Decan d. theolog. Facultät
   - - *v. Lancizolle*, - - jurist. -
   - - *Wagner*, - - medicin. -
   - - *v. d. Hagen*, - - philosoph. -
2. Bei der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu *Bonn:*
   Professor Dr. *v. Droste-Hülshoff*, Rector.
   - - *Scholz*, Decan d. kathol. theol. Facult.
   - - *Gieseler*, - - evang. theol. -
   - - *Hasse*, - - juristischen -
   - - *Mayer*, - - medicinischen -
   - - *Brandis*, - - philosoph. -
3. Bei der Universität zu *Breslau:*
   Professor Dr. *Steffens*, Rector.
   Consistor.-Rath, Prof. Dr. *v. Cölln*, Decan d. evang. theol. Facultät.
   Professor Dr. *Herber*, Decan d. kathol. theol. Facult.
   - - *Huschke*, - - juristischen -
   - - *Treviranus*, - - medicinischen -
   - - *Thilo*, - - philosoph. -
4. Bei der Universität zu *Königsberg:*
   Medicinalrath u. Professor Dr. *Burdach*, Prorector.
5. Bei der Universität zu *Greifswald:*
   Professor Dr. *Niemeyer*, Rector.
6. Bei der Universität zu *Halle:*
   Professor Dr. *Blume*, Prorector.

Bei der Max-Friedrichs-Academie oder der theologischen und philosophischen Facultät zu *Münster:*
Professor *Roling*, Rector.

Digitized by Google

Wissenschaftliche Institute.

Dem aufserordentlichen Professor *Schweigger-Seidel* zu Halle ist durch eine Allerhöchste Cabinetsordre für das von demselben errichtete pharmaceutische Institut die Summe von 300 Rthlr. zur neuen Einrichtung und aufserdem für die unentgeltliche Aufnahme unbemittelter Pharmaceuten in diese Anstalt, vorläufig auf drei Jahre eine jährliche Remuneration von 200 Rthlr. bewilligt worden.

Die Universität zu *Cambridge* hat der Königl. Bibliothek zu Berlin die schöne Ausgabe des Codex N. T. Cantabrigiensis ed. Kipling (Cantabr. 1793. fol.) in zwei prachtvollen Bänden zum Geschenk gemacht; ebenso das Unterhaus des englischen Parlaments derselben Bibliothek 6 neue Bände der von der committee of records herausgegebenen Sammlung englischer Urkunden und Staatsschriften.

Ministerial-Verfügungen.

1. Verhütung des Debits nachgedruckter Schriften in den Gymnasien.

Da, zufolge eines an sämmtliche Consistorien und Provinzial-Schul-Collegien erlassenen Circularrescripts des hohen Ministerii der Geistlichen-, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten vom 16. Juli l. J. der Fall vorgenommen ist, dafs Gymnasiasten Aufforderungen zur Subscription auf nachgedruckte zu unerhört wohlfeilen Preisen zu liefernde Werke, namentlich auf eine solche Ausgabe der Schillerschen Werke erhalten haben, um solche weiter bekannt zu machen, so sollen, zu Verhütung dieses ganz unerlaubten Verkehrs, die Gymnasiasten durch die Directoren der Gymnasien, vor dem Ankauf solcher Nachdrücke auf eine belehrende Weise gewarnt werden, und sind deshalb die oben genannten Behörden angewiesen worden, hiernach das Erforderliche an die Directoren und Rectoren der Gymnasien ihres Bezirks zu verfügen.

---

2. Aufrechterhaltung der gesetzlichen Abstufungen in den Abiturientenprüfungszeugnissen.

Durch die Allerhöchst vollzogene Instruction vom 12. Juni 1812, betreffend die Prüfung der zu den Universitäten abgehenden Schüler, ist festgesetzt worden, dafs das Resultat der Statt gefundenen schriftlichen und mündlichen Prüfung der Abiturienten in den Entlassungs- und Prüfungszeugnissen nach einer dreifachen Abstufung, nemlich der unbedingten Tüchtigkeit (No. I.), der bedingten Tüchtigkeit (No. II.) und der Untüchtigkeit (No. III.) ausgesprochen werden soll.

Da das Königl. Ministerium der Geistlichen-, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten bei der Durchsicht der von den Gymnasien verschiedener Provinzen in diesem Jahre ausgegebenen Programme von den willkührlichen Abweichungen Kenntnifs genommen, welche sich mehrere Abiturienten-Prüfungs-Kommissionen von der eben gedachten Allerhöchsten Bestimmung, hinsichtlich der auszustellenden Zeugnisse erlaubt haben, indem sie durch beliebige Zusätze zu den Prüfungsattesten die Anzahl der Zeugnifsnummern vorschriftswidrig vermehren, und dem Zeugnifs No. II. durch Beifügung erhöhender oder herabsetzender Prädikate einen verschiedenartigen Character geben, wodurch es entweder dem Zeugnisse No. I. nahe gestellt, oder fast zu dem Zeugnisse No. III. herabgesetzt wird, so hat dasselbe, dieses Verfahren mifsbilligend, die sämmtlichen Abiturienten-Prüfungs-Kommissionen durch ein Rescript vom 18. September l. J. zur strengen Befolgung der in der gedachten Allerhöchsten Instruction ausgesprochenen Bestimmung hinsichtlich der drei Zeugnifsnummern angewiesen, und ihnen alle weiteren Zusätze auf's gemessenste untersagt.

Studienplan der katholisch-theologischen Facultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn.

Die katholisch theologische Facultät der oben erwähnten Universität hat um den zu ihr gehörenden Studirenden bei der Wahl und der Folge der während ihrer Studienzeit zu besuchenden Vorlesungen einen Anhalt zu geben, mit Genehmigung des vorgesetzten Königlichen Ministerii der Geistlichen- und Unterrichts-Angelegenheiten, einen Studienplan entworfen, welcher die während eines dreijährigen Cursus, in den einzelnen Semestern zu besuchenden *theologischen* und der *allgemeinen wissenschaftlichen Bildung* gewidmeten Vorlesungen umfafst. Je häufiger und allgemeiner in neuerer Zeit die Klage vernommen worden ist, dafs von den Studirenden in allen Facultäten der Besuch der zuletzt erwähnten Vorlesungen, zum grofsen Nachtheil ihrer allgemeinen wissenschaftlichen Bildung, zu sehr hintangesetzt wird, um so erfreulicher ist es wahrzunehmen, wie sorgfältig in dem in Rede stehenden Studienplan auch die nicht unmittelbar zum Berufsstudium gehörigen Studien berücksichtigt werden. Derselbe umfafst, aufser dem fortzusetzenden Studium der klassischen Philologie, von philosophischen Wissenschaften: die Psychologie, die Logik, eine philosophische Einleitung in die Theologie, die Geschichte der Philosophie, die Metaphysik, die Moralphilosophie und das Naturrecht; sodann ferner das Kirchenrecht und die allgemeine Geschichte.

Auswärtige Gesetzgebung.

Abiturientenprüfungen im Königreich Sachsen.

Die Gesetzsammlung für das Königreich Sachsen enthält ein Mandat, die Vorbereitung junger Leute

Digitized by Google

zur Universität betreffend, woraus wir folgende Bestimmungen mittheilen:

Inländer welche unter die Zahl der Studirenden auf der Universität Leipzig aufgenommen werden wollen, haben ein Zeugniſs der Reife und Tüchtigkeit von einer der inländischen gelehrten Schulen beizubringen. — Zur Bestimmung der erforderlichen Reife und Tüchtigkeit sollen auf den öffentlichen gelehrten Schulen, beim Schlusse eines jeden halben Jahres, in soweit Schüler vorhanden sind, welche die Universität beziehen wollen, besondere Prüfungen gehalten werden. — Die Prüfungen der zur Universität abgehenden bestehen zuvörderst in Ausarbeitung und Vorlegung schriftlicher deutscher und lateinischer Aufsätze. Die hiernächst mit ihnen anzustellende mündliche Prüfung soll sich theils über die alten Sprachen, theils über die sogenannten Realwissenschaften erstrecken, namentlich auf Geschichte, Geographie, Mathematik, Philosophie und Physik, soweit diese Wissenschafeten für den Schulunterricht geeignet sind.*) — Dieser Prüfung haben sich sowohl diejenigen welche auf einer inländischen öffentlichen gelehrten Schule Unterricht erhalten haben, als auch diejenigen zu unterwerfen, welche sich in einer andern Unterrichtsanstalt oder durch Privatunterricht oder auch auf einem auswärtigen Gymnasium zur Universität vorbereitet haben. — Die Prüfungen geschehen durchgängig unter Aufsicht der geistlichen und weltlichen Schulinspectoren, die mündliche Prüfung insbesondere in deren und der sämmtlichen Lehrer Beiseyn, von dem Rector und unter dessen Leitung, von den übrigen Lehrern, welchen der Unterricht in den einzelnen Sprachen und Wissenschaften übertragen ist. — Der Rector der Universität darf keinem Inländer, welcher nicht ein auf den Grund der vorerwähnten Prüfungen ausgestelltes Zeugniſs der Reife vorzuweisen hat, selbst wenn er vorher schon eine auswärtige Universität besucht hätte, die Inscription ertheilen. — Von der Verbindlichkeit, zum Behuf der Inscription auf der Universität, ein Maturitätszeugniſs beibringen zu müssen, sollen auch künftig noch diejenigen frei bleiben, welche ohne öffentliche gelehrte Schulen besucht zu haben und ohne die Absicht, dem Staatsdienst oder einer eigentlich wissenschaftlichen Laufbahn sich zu widmen, blos zum Zweck eigner höherer Geistesbildung, oder vollkommnerer bürgerlicher Thätigkeit, die Landesuniversität zu beziehen und daselbst in einzelnen Lehrfächern Vorlesungen zu hören wünschen. Solche junge Leute haben sich, um zur Inscription und zu den Vorlesungen zugelassen zu werden, nur über ihren vorherigen Aufenthalt und ihr sittliches Verhalten genüglich auszuweisen; wenn dieselben jedoch während des Aufenthalts auf der Universität ihre Absicht ändern und sich noch zu einer wissenschaftlichen Laufbahn entschlieſsen, so sind sie nicht eher zu den akademischen und sonstigen Candidatenprüfungen zuzulassen, als bis sie vorher noch sich der im Obigen erwähnten Maturitätsprüfung unterworfen und ein ausreichendes Zeugniſs darüber beigebracht haben. Auch findet die hier bemerkte Ausnahme in keinem Fall bei denjenigen Statt, welche, ehe sie die Universität beziehen, auf einer gelehrten Schule gewesen sind.

*) Dem Zweck der oben erwähnten Prüfungen entsprechend dürfte es seyn, wenn die diesfallsige Vorschrift sich auch auf das *Maaſs* der in den genannten Zweigen des Wissens zu fordernden Kenntnisse erstreckte, wie dieſs in dem Preussischen Gesetz über die Abiturienten-Prüfungen der Fall ist.

Allgemeine Norm für Ertheilung des Doctor-Grades bei allen Facultäten der Oesterreichischen Universitäten.

S. M. der Kaiser von Oestreich haben laut eines Decrets der K. K. Studien-Hof-Commission, als allgemeine Norm zu Ertheilung des Doctor-Grades für alle Facultäten zu verordnen geruht, daſs, nachdem die Ertheilung des Doctor-Grades nicht der stückweise Act mehrerer Universitäten seyn kann, von den Candidaten an Einer Universität Alles geleistet und von den Prüfern begutachtet werden muſs, ob der Geprüfte in jeder Hinsicht zur Erlangung des Doctor-Grades geeignet sey. Zu dem Ende werden die sämmtlichen Studienzeugnisse eines Candidaten der Doctorwürde während der Dauer der Prüfung bei dem betreffenden Decan deponirt und in keinem Fall dem Candidaten zurück gegeben, als nachdem er Alles mit Approbirung geleistet hat, was zur Erhaltung des Doctor-Grades erfordert wird. — Erfolgt die gänzliche Zurückweisung des Candidaten und wird derselbe für untüchtig zum Doctor-Grad erkannt, so müssen ihm zwar die Studienzeugnisse aus der Theologie, der Jurisprudenz und der Philosophie, welche für denselben auch in anderer Hinsicht Werth und Anwendung haben, zurückgestellt werden, es ist aber gleichzeitig allen Universitäten bekannt zu machen, daſs der geprüfte Candidat für immer von der Erlangung des Doctor-Grades auszuschlieſsen sey und daher an keiner Universität, wenn er sie auch mit Beibringung seiner Studienzeugnisse nachsuchte, zu einer strengern Prüfung zugelassen werden dürfe.

Errichtung von Schullehrer-Seminarien in Ruſsland.

Auf Befehl S. M. des Kaiser von Ruſsland werden zur Bildung von Lehrern für die Landschulen, welche zufolge des Hausgesetzes der kaiserlichen Familie in den Appanage-Gütern eingeführt werden sollen, gegenwärtig zwei *Hauptschulen* eingerichtet, die eine zu Krasnoje-Selo bei St. Petersburg für dreiſsig, die andere aber in der nächsten Appanage-Domaine von Moskau für funfzig Knaben. Ein ausführliches Reglement enthält die näheren Vorschriften über die Ein-

Digitized by Google

richtung dieser Schulen, über den Umfang und die Methode des in denselben zu ertheilenden Unterrichts und über die Art der Verwaltung. An einer jeden der beiden Hauptschulen wird ein Lehrer, ein Gehülfe und ein Aufseher angestellt, deren Ernennung unmittelbar durch den Vice-Präsidenten des Appanagen-Departements bewirkt wird. Als Zöglinge werden in diesen Schulen Kinder von Bauern aus den Kaiserlichen Appanage-Gütern' aufgenommen, welche nicht jünger als 14 und nicht älter als 16 Jahre sind. Die aufzunehmenden Knaben müssen von gesunder Leibesbeschaffenheit und gut gesittet seyn, auch Familien von ordentlicher Aufführug angehören; aufserdem wird von ihnen einige Fertigkeit im Lesen und Schreiben erfordert, jedoch werden, wo es an Knaben mit dieser Fertigkeit fehlt, auch ganz Ununterrichtete aufgenommen. — Eine jede Hauptschule hat zwei Klassen, in welcher folgende Gegenstände gelehrt werden: *a)* In der niedern Klasse: 1) Lesen, 2) Schreiben, 3) kleiner Catechismus und biblische Geschichte, 4) die vier Species der Arithmetik in benannten und unbenannten Zahlen mit Anwendung auf Rechnungen. *b)* In der obern Klasse: 1) Grofser Catechismus und biblische Geschichte, 2) Schönschreiben, 3) kurze russische Grammatik, vorzüglich practisch, in Verbindung mit Abfassung leichter Aufsätze über Geschäftssachen, 4) Arithmetik: gewöhnliche Brüche, Proportion der Zahlen, Regel de tri und Gesellschaftsrechnung.— Den Unterricht in der Religion ertheilt der Geistliche des Kirchsprengel zwei Mal die Woche; die übrigen Gegenstände werden in der untern Klasse nach der Methode des wechselseitigen Unterrichts gelehrt, mit Befolgung der vom Ministerio der Volksaufklärung für die Schulen herausgegebenen Anleitung; in der obern Klasse durch die gewöhnlichen Mittel. — Die Zöglinge in der obern Klasse erhalten in dem letzten halben Jahre theoretische nnd practische Anleitung in der Ordnung und Methode des wechselseitigen Unterrichts und überhaupt in den Obliegenheiten des Lehrberufs. — Bei strenger Verantwortlichkeit der Lehrer und der Verwaltenden der Appanagen-Comptoirs dürfen in den Hauptschulen keine andere Tabellen oder Bücher angewendet werden, als die vom Ministerio der Volksaufklärung herausgegebenen.

Litterarische Nachrichten.

Mit dem Anfang des künftigen Jahres beabsichtigt der durch gründliche Forschungen auf dem Gebiet der deutschen Alterthumskunde bekannte und vor kurzem zum Vorsteher der vaterländischen Merkwürdigkeiten am neuen Museum in Berlin ernannte, Hauptmann a. D. v. *Ledebur* unter dem Titel: *Allgemeines Archiv für die Geschichtskunde des Preufsischen Staates*, eine Zeitschrift herauszugeben, welche dazu bestimmt ist, die zerstreuten Schätze, Forschungen und Bemühungen vieler im Stillen für die Geschichte des Vaterlandes und ihrer engern Heimath sammelnden Geschichtsfreunde und Forscher zur öffentlichen Mittheilung zu bringen. — Es fehlt zwar — bemerkt der Herr Herausgeber in seiner öffentlichen Ankündigung — dem preufsischen Staate nicht an Provinzialblättern, die sich entweder ausschliefslich, vorzugsweise oder beiläufig die geschichtliche Kunde der einzelnen Provinzen zum Augenmerk gewählt haben; allein es fehlt an einem gemeinsamen, den ganzen Staat umfassenden, die verschiedenen entfernten Provinzen einander näher bringenden Organ — und diesem Mangel wünscht die beabsichtigte Zeitschrift vorzüglich abzuhelfen. — Der Geschichtsforschung, Mittheilung ungedruckter Quellen für die Geschichte und der Uebersicht von den neuesten Leistungen in dem Gebiete der Geschichte und Kunde des Vaterlandes ist die Zeitschrift gewidmet; der Umfang der darin abzuhandelnden Gegenstände wird geographisch durch die Grenzen des Preufsischen Staats festgestellt. Nur Originalaufsätze und solche, welche den Umfang einer Abhandlung nicht überschreiten, können als geeignet für den Zweck der Zeitschrift, in dieselbe aufgenommen werden. — Da der Fortgang eines solchen Unternehmens allein von der demselben zu Theil werdenden Unterstützung abhängt, so richtet der Herr Herausgeber an alle Geschichtsforscher des Vaterlandes und an alle Freunde vaterländischer Geschichtsforschung, die sich im Besitz von Materialien befinden, die den Zwecken dieses Archivs entsprechen, die dringende Bitte, mit geeigneten Beiträgen und zahlreicher Subscription förderlich zu seyn. — Die neue Zeitschrift soll in monatlichen Heften zu 6 Bogen erscheinen. Der Subscriptionspreis ist auf 5 Thaler festgestellt. Die *Mittlersche* Buchhandlung in Berlin hat den Verlag übernommen.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

Nro. 2.

Personal-Chronik.

Des Königs Majestät haben dem Rector des Gymnasii zu Görlitz Dr. *Anton* das Prädicat als Professor beizulegen und das für ihn ausgefertigte Patent Allerhöchst selbst zu vollziehen geruht.

Dem Professor der Rechte Dr. *Albrecht* zu Königsberg ist, um dem an ihn ergangenen Ruf an die Universität zu Göttingen zu folgen, die nachgesuchte Dienstentlassung von des Königs Majestät bewilligt worden.

Des Königs Majestät haben dem Freiherrn *Cotta von Cottendorf* den rothen Adlerorden zweiter Klasse zu verleihen geruht.

Wissenschaftliche Institute.

Des Königs Majestät haben geruht, der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin zwei von Simony gearbeitete Büsten von Allerhöchstdenenselben Selbst und von Friedrich dem Grofsen, nebst den reich decorirten Piedestals der Büsten zum Geschenk zu machen. Beide sind im Auditorium maximum neben dem grofsen Katheder in zwei vorhandenen Nischen aufgestellt worden.

Aus dem Nachlafs des verstorbenen Professor *Büsching* zu Breslau ist für die königliche Bibliothek zu Berlin eine Anzahl seltener und schätzbarer deutscher Handschriften angekauft worden.

S. Majestät der König von England haben den prächtig gedruckten Katalog der im brittischen Museum aufgestellten Bibliothek Georgs des dritten, unter dem Titel: Catalogus bibliothecae regiae, in fünf Foliobänden, der königlichen Bibliothek als Geschenk zu überweisen geruht.

Allerhöchste Cabinetsordre, die Erweiterung und Verbesserung der Bürgerschulen in den Städten und die Errichtung eines Schullehrer-Seminars zu Berlin betreffend.

Des Königs Majestät haben auf Veranlassung eines von dem hohen Ministerium der Geistlichen- und Unterrichts-Angelegenheiten und dem der Finanzen an Allerhöchstdieselben erstatteten Berichts über den oben genannten Gegenstand folgende Allerhöchste Cabinetsordre an die Herren Staatsminister Freiherrn von Altenstein und von Motz zu erlassen geruht:

Aus Ihrem Berichte vom 31. Juli d. J., habe Ich wohlgefällig ersehen, dafs Sie, der Minister der Geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten, auf die Erweiterung und Verbesserung der Bürgerschulen in den Städten Ihre besondere Vorsorge gerichtet haben, und mit Ihren hierüber entwickelten Ansichten einverstanden, genehmige Ich nicht allein die Errichtung eines Seminars zu Berlin, für städtische Schulen nach dem vorläufig entworfenen Plan, sondern empfehle Ihnen auch dringend, diesem wesentlichen Gegenstande fernerhin Ihre Wirksamkeit zuzuwenden, damit nicht allein das Unterrichtswesen vorzüglich in den mittleren und kleinen Städten verbessert, sondern hierdurch auch der Andrang zu den Gymnasien abgeleitet und die Ertheilung des höhern wissenschaftlichen Unterrichts in denselben auf solche Zöglinge beschränkt werde, die dessen für ihre künftigen Verhältnisse bedürfen. Ich werde daher die baldmögliche Erstattung Ihres vorbehaltenen weiteren Berichts erwarten. Was Sie bei dieser Veranlassung über den Lehrplan für die Seminarien der Volksschulen äufsern, hat überall Meinen Beifall, nur wird auch ernstlich dahin zu sehen sein, dafs die Grenzen des Unterrichts, sowohl in demjenigen, was nach Ihrem Berichte ad 7. zur Kenntnifs der organischen Einrichtungen des Vaterlandes gehört, als in demjenigen, was ad 8. die Kenntnisse von der Natur, deren Behandlung und Benutzung betrifft, mit strenger Berücksichtigung des künftigen Standpunkts der Zöglinge auch fest beobachtet werden, indem eine zu weite Ausdehnung dieser beiden an sich richtigen Sätze, leicht das Uebel der Ueberbildung für die Lehrer und Zöglinge der Volksschulen herbeiführen könnte, welches, auch nach Ihrer Ueberzeugung, zu entfernen so wichtig ist. Zur Unterhaltung des Berlinischen Seminars für städtische Schulen, bewillige Ich übrigens den nachgesuchten jährlichen Zuschufs von 2000 Rthlrn., und authorisire den Finanz-Minister, denselben aus dem Haupt-Extraordinario der General-Staats-Kasse vorläufig bezahlen zu lassen, bis sich bei Feststellung des General-Etats für das Ministerium der Geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten ergeben wird, ob und wie weit

Digitized by Google

solcher aus Ersparnissen dieses Ministeriums gedeckt werden können.

Berlin, den 10. September 1829.

Friedrich Wilhelm.

An
die Staats-Minister Freiherrn *von Altenstein* und *von Motz*.

Circularverfügung des Herrn Staatsministers, Freiherrn von Altenstein, an die sämmtlichen Königl. wissenschaftlichen Prüfungs-Kommissionen, die Prüfung der Schulamts-Kandidaten betreffend.

Um zu verhindern, dafs es den Schulamts-Kandidaten, welche von einer Königl. wissenschaftlichen Prüfungs-Kommission in der Prüfung *pro facultate docendi* kein genügendes Zeugnifs erhalten haben, oder auf eine Zeitlang als untüchtig zurückgewiesan werden müssen, nicht wie bereits geschehen ist, durch Verschweigung dieses Umstandes gelinge, bei einer andern Königl. wissenschaftlichen Prüfungs-Kommission sogleich wieder zugelassen zu werden, und von dieser das versagte Zeugnifs zu erhalten, wird sämmtlichen Königl. Prüfungs-Kommissionen hierdurch Folgendes zur Pflicht gemacht:

1) Die Königl. wissenschaftliche Prüfungs-Commission hat künftig von jedem Falle, wo sie einen Schulamts-Kandidaten als noch untüchtig zu einer Anstellung an einem Gymnasium und an einer höheren Bürgerschule zurückgewiesen hat, den übrigen Königl. wissenschaftlichen Prüfungs-Kommissionen sofort Mittheilung zu machen, und derselben, aufser dem vollständigen Namen und Geburtsort des Zurückgewiesenen, die Bemerkung, auf welche bestimmte Zeit ihm das erforderliche Zeugnifs versagt worden, so wie eine

Uebersicht der Prüfungs-Resultate in den einzelnen Fächern, nicht minder die etwa obwaltenden Bedenken gegen sein Verhalten in sittlicher Hinsicht beizufügen.

2) Es ist keiner, der auf eine bestimmte Zeit zurückgewiesen worden, vor Ablauf derselben zu einer neuen Prüfung zuzulassen.

3) Schulamts-Kandidaten, die zwar nicht auf eine bestimmte Zeit zurückgewiesen worden, aber doch in der ersten Prüfung ein so ungünstiges Zeugnifs erhalten haben, dafs sie in keinem Lehrgegenstande zum Unterrichte in den mittleren Klassen eines Gymnasiums oder einer höheren Bürgerschule für fähig erklärt worden, dürfen nicht vor Ablauf von zwei Jahren, zu einer neuen Prüfung zugelassen werden.

4) Bei der wiederholten Prüfung ist auf gröfsere Reife und Tüchtigkeit in den Disciplinen, in welchen es dem Geprüften bei dem ersten Examen an der nöthigen Kenntnifs und Geschicklichkeit gefehlt hat, ganz besonders zu achten.

5) Sollte, wider Erwarten, der Fall eintreten, dafs Ausstellungen gegen die Moralität des Geprüften die Ursache des Zurückweisens gewesen, so ist ihm das Prüfungs-Zeugnifs, auch wenn er die erforderlichen Kenntnisse zeigen sollte, doch nur unter der Bedingung zu ertheilen, dafs er die zuverlässigsten Zeugnisse seines Wohlverhaltens beigebracht hat, wobei es nicht genügt, dafs sie in allgemeinen und verneinenden Ausdrücken, z. B. dafs nichts Widriges bekannt sey, abgefafst sind, sondern auf eine so specielle Abfassung gehalten werden mufs, dafs sich aus ihnen die Wahrscheinlichkeit der erfolgten Besserung schöpfen läfst. Es wird dabei immer zweckmäfsig seyn, die Ansichten der Königl. wissenschaftlichen Prüfungs-Kommission, welche jene Ausstellungen gemacht hat, vorerst zu vernehmen.

Berlin, den 26. October 1829.

von Altenstein.

An
die Königl. wissenschaftlichen Prüfungs-Kommissionen.

Digitized by Google

Frequenz

der preufsischen Universitäten im Wintersemester 18$\frac{28}{29}$.

Benennung der Universitäten.	Inländer.	Ausländer.	Gesammtzahl der Studirenden.	Facultäten.				
				Theologische.	Juristische.	Medicinische.	Philosophische.	
							Philosophie u. Philologie.	Kameralia, Naturwissenschaft u. Mathematik.
Berlin	1240	512	1752	596	610	330	187	29
Bonn	782	127	909	397	215	158	97	42
Breslau	1094	35	1129	516	371	89	139	4
Greifswald	162	21	183	110	40	13	12	8
Halle	975	355	1330	944	239	58	81	8
Königsberg	433	19	452	157	164	39	92	—
Münster (Theologische und Philosophische Facultät.)	274	125	399	295	—	—	104	—
Summa	4960	1194	6154	3015	1639	692	717	91

Anmerk. Von den Theologen gehören zur katholischen Confession: 321 zu Bonn; 253 zu Breslau und 295 zu Münster. Die Zahl der katholischen Theologen beträgt somit überhaupt: 869; der evangelischen Theologen sind: 2148. — Nach der Zählung vom Jahr 1825 befanden sich im preufsischen Staate 7436087 Einwohner evangelischer und 4651180 Einwohner katholischer Confession. Hiernach kommen auf 10000 evangelische Einwohner ohngefähr 3 junge Leute, welche sich dem Studium der evangelischen Theologie und auf eine gleiche Anzahl katholischer Einwohner nur ohngefähr 2 Jünglinge, welche sich dem Studium der katholischen Theologie widmen.

Digitized by Google

Uebersicht

der vom Jahre 1821 bis 1827 bei den sämmtlichen preufsischen Gymnasien und wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen geprüften Abiturienten.

Jahr	Bei den Gymnasien wurden geprüft				Bei den wissenschaftl. Prüfungs-Commissionen wurden geprüft				Gesamtzahl der Geprüften.	Davon wollten studiren			
	Anzahl	Zeugnifs Nr. I.	Nr. II.	Nr. III.	Anzahl	Zeugnifs Nr. I.	Nr. II.	Nr. III.		Theolog.	Jurispr.	Medicin.	Philos.
1821	715	144	528	42	424	—	121	292	1139	418	410	125	172
1822	704	133	526	33	485	4	133	336	1189	448	371	120	125
1823	905	222	627	48	528	1	116	394	1433	525	452	167	203
1824	1049	188	773	65	595	—	161	414	1644	640	618	148	195
1825	1126	200	869	53	505	1	211	273	1631	670	559	153	186
1826	1209	194	936	77	517	—	200	279	1726	763	537	158	195
1827	1252	206	950	90	644	2	231	379	1896	862	571	179	237
1828	1378	222	1038	118	679	—	251	360	2057	863	627	184	298

Bemerkungen. Im preufsischen Staate befinden sich gegenwärtig überhaupt 109 Gymnasien; davon kommen auf die Provinzen Ost- und Westpreufsen 12; auf die Provinz Brandenburg 17; auf die Provinz Pommern 6; auf die Provinz Schlesien 20; auf die Provinz Posen 3; auf die Provinz Sachsen 23; auf die Provinz Westphalen 10 und auf die Rheinprovinzen 18. — Bei einer jeden der 6 preufsischen Universitäten und bei der theologischen und philosophischen Facultät zu Münster besteht eine wissenschaftliche Prüfungs-Commission. — Zur Immatriculation auf den Universitäten wird keiner zugelassen, der nicht entweder auf dem Gymnasium welches er besucht oder bei einer der wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen eine Prüfung bestanden hat. Zum Genufs von Stipendien und andern Beneficien können nur solche Studirende gelangen welche das Prüfungszeugnifs Nr. II. erhalten haben. Als Resultat der in den Jahren 1826 bis 1828 auf den Gymnasien stattgefundenen Prüfungen ergiebt sich, dafs unter je 6 Geprüften Einer das Zeugnifs Nr. I. und unter je 13 Geprüften Einer das Zeugnifs Nr. III. erhalten hat; bei den wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen hat während derselben Zeit unter je 920 Geprüften Einer das Zeugnifs Nr. I. und unter je 2 Geprüften Einer das Zeugnifs Nr. III. erhalten.

Frequenz der Gymnasien in der Provinz Sachsen in den Jahren 1828 *und* 1829.

Auf den in der Provinz Sachsen befindlichen 23 Gymnasien befanden sich im Wintersemester 18 $\frac{28}{29}$ überhaupt 3954 Schüler. Davon gingen ab bis Ostern 1829: *a*) zur Universität 145 und *b*) anderweitig 397, zusammen überhaupt: 542. — Neu aufgenommen wurden zu Anfang des Sommersemesters 581; die Gesammtzahl der Schüler auf den gedachten Gymnasien betrug mithin während des Sommers 3993.

Litterarische Nachrichten.

Der Dr. *Romeo Maurenbrecher* beabsichtigt eine neue Herausgabe der gesammten *Landrechte* der heutigen Königl. Preufs. *Rheinprovinzen.* Das desfalls erschienene Programm nennt deren zwanzig, denen anhangsweise fünf wichtige Stadtrechte beigegeben werden sollen. Die Bedeutung dieser Quellen für die Theorie des heutigen Deutschen Privatrechts, ihr practisches Interesse und ihre besondere Wichtigkeit für die Geschichte jener Provinzen, ist mit dem Herrn Herausgeber nicht zu verkennen. Ein neuer Abdruck, den literarhistorische Einleitungen und ein allgemeines Inhaltsverzeichnifs begleiten werden, wird durch die zunehmende Seltenheit der zu sammelnden Stücke gerechtfertigt. Der Verleger, E. Weber in Bonn, ladet zur Subscription mit resp. 1 Thlr. 5 Sgr., 1 Thlr. 17½ Sgr., 2 Rthlr. für das Alphabet ein. Das Format wird dem des Allgemeinen Landrechts, doch mit compendiöserem Druck, entsprechen; das Ganze soll auf diese Weise drei Bände nicht übersteigen.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

Nro. 3.

Personal-Chronik.

Des Königs Majestät haben den bisherigen Regierungsrath *Keller* zum Geheimen-Regierungs- und vortragenden Rath im Ministerium der Geistlichen- Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten allergnädigst zu ernennen und das darüber ausgefertigte Patent Allerhöchstselbst zu vollziehen geruht.

Des Königs Majestät haben allergnädigst geruht dem ordentlichen Professor an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin Dr. *Lichtenstein* das Prädicat eines Geheimen-Medizinal-Raths zu ertheilen und das darüber ausgefertigte Patent Allerhöchstselbst zu vollziehen.

Die bisherigen Privatdocenten Dr. *Michelet* und Dr. *Heyse* bei der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, sind zu aufserordentlichen Professoren in der philosophischen Fakultät der gedachten Universität ernannt worden.

Der Musikdirector *Bernhardt Klein* ist auf sein Ansuchen aus seinem bisherigen Dienstverhältnifs sowohl zur Berliner Universität als auch zu dem dasigen Institut für Kirchenmusik entlassen und sind die von demselben bisher versehenen Funktionen dem Professor *Zelter* übertragen worden.

Dem bisherigen Oberlehrer Rector *Schulze* am Gymnasio zu *Hamm* ist das Directorat des Gymnasii in *Duisburg* übertragen worden.

Der zeitherige Ober-Prediger *Sickel* in *Acken* ist zum Director des Schullehrer-Seminars in *Erfurt* ernannt worden.

Die Universität Greifswald hat einen grofsen Verlust erlitten. Der dortige Professor der Anatomie und Physiologie, Dr. *Rosenthal*, durch seine mannigfaltigen gediegenen Leistungen im In- und Auslande rühmlichst bekannt, ist am 5ten December d. J. nach langem schweren Leiden gestorben.

Wissenschaftliche Institute.

Dem gegenwärtig in Berlin anwesenden Königl. Baierschen Professor *Neumann*, welcher im nächsten Frühling eine wissenschaftliche Reise nach Indien und China antreten wird, ist von dem Königl. Ministerium der Geistlichen- Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, zum Ankauf chinesischer und indischer Bücher und Manuscripte für die Königliche Bibliothek zu Berlin, aus deren Fonds, eine Summe von 1500 Thaler überwiesen worden.

Für die Universitätsbibliothek zu Königsberg sind für 736 Thl. 6 Sgr. botanische Werke angekauft worden.

Der Professor *Stein* am berlinischen Gymnasium hat demselben die bedeutende Summe von 10,000 Thaler mit der Bestimmung geschenkt, dafs die Zinsen dieses Kapitals zum Besten alter Lehrer am gedachten Gymnasium verwendet werden sollen. Des Königs Majestät haben dem wohlgesinnten Geber, welcher sich bereits durch eine lange Reihe von Jahren um die Anstalt, der er angehört, als Lehrer grofse Verdienste erworben, den rothen Adlerorden 3ter Klasse zu verleihen geruht.

Der pensionirte Prorector *Seidel* hat demselben Gymnasio die Summe von 1250 Thaler geschenkt und dieselbe zu Stiftung eines Stipendii bestimmt.

Bei der Universität zu Bonn ist unter Leitung der academischen Behörde, ein Verein gestiftet worden, der die Pflege erkrankter Studirender zum Zweck hat. Die Vorsteher und Gehülfen des medizinischen so wie des chirurgischen Clinicums besorgen unentgeltlich die ärztliche Behandlung der erkrankten Mitglieder des Vereins, welche durch einen geringen jährlichen Beitrag den zu Bestreitung der baaren Ausgaben für Medicamente u. s. w. erforderlichen Fonds zusammen bringen. Im verwichenen Sommer haben 192 Studirende an diesem Verein Theil genommen und für das laufende Wintersemester haben sich 245 Theilnehmer gemeldet. — Dem Vernehmen nach ist gegenwärtig die Bildung eines ähnlichen Vereins für die Berliner Universität im Werke.

Gebrauch der polnischen Sprache auf den öffentlichen Schulen der Provinz Posen.

Von den zum ersten Provinziallandtag des Grofsherzogthums Posen versammelt gewesenen Ständen, war mit anderen Bitten insbesondere auch die um Wiedereinführung der polnischen Sprache in allen Schulen des Grofsherzogthums und in allen Klassen als Unterrichtssprache an des Königs Majestät gerichtet worden. S. M. haben hierauf im Landtagsabschied den Ständen huldreichst zu eröffnen geruht, wie zwar der vorgetragenen Bitte, wegen der gerechten und nothwendigen Rücksicht auf die deutschen (ohngefähr ein Drittel der Bevölkerung bildenden) Einwohner der in Rede stehenden Provinz nicht in der gewünschten Ausdehnung könne gewillfahrt werden, dafs es aber Allerhöchstdero bestimmter Wille sey, die polnische Sprache, als ein von den polnischen Einwohnern werth gehaltenes Eigenthum, schützen zu lassen und enthält demnächst der gedachte Landtagsabschied die nähere Angabe der zu Erreichung der landesväterlichen Absicht, dafs die polnische Sprache neben der deutschen bestehe und ausgebildet werde, beim öffentlichen Unterricht zu befolgenden Grundsätze. Hiernach soll in den Volksschulen, zu welchen ausschliefslich oder vorzugsweise Gemeinen polnischer Abkunft gehören, das Polnische auch fernerhin wie bisher, als Unterrichtssprache verbleiben, jedoch auch die deutsche Sprache zu einem Gegenstand des öffentlichen Unterrichts gemacht werden. Ebenfalls soll in den Gegenden, wo die deutsche Sprache die allein herrschende, oder die bei weitem vorherrschende ist, das Deutsche auch fernerhin die Unterrichtssprache und das Polnische ein Gegenstand des Unterrichts seyn. Da zu Erreichung dieser Absicht es nöthig ist, sowohl für die Pfarr-Aemter als auch für die Lehrstellen in den Volksschulen Personen zu gewinnen, welche der polnischen und der deutschen Sprache mächtig sind, so ist das Ministerium der Geistlichen- und Unterrichts-Angelegenheiten angewiesen, jedes zweckdienliche Mittel zu ergreifen, dafs für die Pfarr- und Volksschullehrerstellen Candidaten, welche die erforderliche Kenntnifs beider Sprachen besitzen, in hinreichender Zahl herangezogen werden. Zugleich haben S. M. sich huldreichst geneigt erklärt, durch aufserordentliche Bewilligungen die bisher zu dürftig dotirten Pfarr- und Volksschullehrerstellen, in so weit es erforderlich seyn wird, wenn sie durch einen der in

Digitized by Google

der hier angedeuteten Art qualicfiirten Candidaten besetzt werden, unter angemessener Mitwirkung der dazu gesetzlich Verpflichteten, so zu verbessern, dafs sie einen Gegenstand der Bewerbung für solche abgeben können. — Von den drei Gymnasien im Grofsherzogthum Posen, ist das zu *Bromberg* bisher von Schülern polnischer Abkunft, die nicht zugleich der deutschen Sprache mächtig waren, so wenig besucht worden und gehört die Bevölkerung in der Umgegend von Bromberg so überwiegend einer deutschen Abkunft an, dafs in der Verfassung dieses Gymnasiums, wo die polnische Sprache bisher nur einen Gegenstand des öffentlichen Unterrichts ausgemacht hat, eine Aenderung zu treffen nicht für nöthig erachtet worden. Dagegen soll bei dem Gymnasium in *Posen* die bereits bestehende Einrichtung des parallelen Cötus für Polen und Deutschen, in den drei untern Klassen, auch noch auf die Tertia oder vierte Klasse von unten ausgedehnt und auch diese in einen deutschen und polnischen Cötus getheilt werden. In derselben Art soll auch bei dem Gymnasium in *Lissa*, wo die überwiegende Mehrzahl der Schüler polnischer Abkunft ist, für die Bildung paralleler Cötus in den drei und nöthigenfalls selbst in den vier untern Klassen gesorgt werden. In den beiden oberu Klassen der Gymnasien zu Posen und Lissa, in welchen die bis dahin in parallele Cötus getheilten polnischen und deutschen Schüler wieder zusammentreffen, soll das Deutsche mit dem Polnischen nach der Verschiedenheit der Lehrgegenstände und nach dem jedesmaligen Ermessen des Provinzial-Schul-Collegiums, als Unterrichtssprache auch fernerhin wie bisher abwechseln, jedenfalls aber der Unterricht vermittelst der deutschen Sprache in dem Umfang fortdauern, als nöthig ist, um die polnischen Schüler, welche sich dem Stande der Gelehrten und dem Staatsdienst widmen wollen, zum Besuch der inländischen deutschen Universitäten zu befähigen. — Damit künftig bei den Gymnasien des Grofsherzogthums Posen nur solche Lehrer angestellt werden, welche mit der erforderlichen wissenschaftlichen Tüchtigkeit eine vollständige Kenntnifs der deutschen und der polnischen Sprache verbinden, sollen solche junge Leute, gleichviel ob deutscher oder polnischer Abkunft, welche beider Sprachen mächtig sind, und sich dem gelehrten Schulfach zu widmen gedenken, wenn sie sich dazu bestimmt anheischig machen, im Fall ihres Bedürfnisses, nicht nur auf dem Gymnasium, sondern auch während ihrer Universitätsjahre durch eine angemessene Beihülfe unterstützt werden. — Endlich soll künftig jeder sich dem Dienst des Staats oder der Kirche widmende Jüngling, welcher eines der Gymnasien des Grofsherzogthums besucht hat, in der Regel auch die Abiturienten-Prüfung bei einem dieser Gymnasien bestehen und von den in den Universitätsstädten befindlichen wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen, welche in Folge des Allerhöchsten Edicts vom 12ten Oct. 1812 auf die Kenntnifs der polnischen Sprache bei den Examinanden keine Rücksicht zu nehmen haben, nur dann zur Prüfung *pro immatriculatione* zugelassen werden, wenn er sich mittelst eines Zeugnisses des von ihm besuchten Gymnasiums darüber ausweisen kann, dafs er mit vollständiger Kenntnifs der polnischen Sprache die Lehranstalt verlassen hat. —

In Gemäfsheit dieser Allerhöchsten Bestimmungen sind demnächst vom Königl. Ministerium der Geistlichen- und Unterrichts-Angelegenheiten die wegen deren Durchführung erforderlichen Verfügungen sowohl an das Consistorium und Provinzial-Schul-Collegium zu Posen und an die Regierungen zu Posen und Bromberg, als auch an die sämmtlichen wissenschaftlichen Prüfungscommissionen erlassen worden. —

Auswärtige Gesetzgebung.

In St. Petersburg sind im laufenden Jahre die am $\frac{\text{28ten Nov.}}{\text{10ten Dec.}}$ 1828 vollzogenen Statuten für die K. Alexanders Universität in Finnland (früher Abo jetzt Helsingfors) russisch und schwedisch im Druck erschienen, zu deren Entwurf schon K. Alexander eine Commission niedergesetzt hatte, indem die alte Verfassung, wie es im Publicationspatent

heifst, weder mit dem jetzigen Standpunct der Wissenschaft, noch mit dem Zweck einer wahren Aufklärung im Einklang stand. Wir heben die eigenthümlichsten Bestimmungen der neuen Verfassung heraus. — §. 46. Der Rector wird vom Consistorium (dem Corpus aller ordentlichen Professoren) auf drei Jahre gewählt, der Prorector auf ein Jahr (§. 49.). Beide bestätigt der Canzler (§. 41.). §. 78 ff. Das Consistorium hat das Vorschlagsrecht zur Besetzung der Professorenstellen, welche der Kaiser ernennt, und der Dienste des Secretarius, der Adjuncten, des Syndicus, der Lectoren und Exercitienmeister, welche der Canzler bestellt. §. 104. Die Studenten sind in Folge beibehaltener älterer Verfassung, zum Zweck einer Beaufsichtigung ihres sittlichen Verhaltens, in Abtheilungen getheilt, deren jede einen Professor zum Inspector, einen Adjuncten oder Docenten zum Curator hat. Dem Consistorium gebührt es, die nähere Einrichtung festzustellen. § 127. Die theologische Fakultät hat 4 ordentliche Professoren und 2 Adjuncte; die juristische 3 ordentl. Professoren und 2 Adjuncte; die medizinische 3 ordentl. Professoren und 4 Adjuncte; die philosophische 11 ordentl. Professoren (für Philosophie, Mathematik, Physik, Astronomie, Chemie, Naturgeschichte, Geschichte, Dichtkunst und Beredsamkeit, griechische Literatur, orientalische Literatur und Literärgeschichte), 1 aufserordentl. Professor für russische Literatur und 7 Adjuncte. §. 131. Die Professoren lesen 4 Stunden in der Woche öffentlich, aufserdem privatim auf Verlangen der Studenten. §. 132. Von den beiden jährlichen Leseterminen währt der Herbsttermin vom 15ten September bis zum 15ten December, der Frühlingstermin vom 15ten Januar bis zum 23sten Juni. §. 136. Kein Lehrer darf die Grenzen seines besondern Faches überschreiten. §. 137. In der Einrichtnng seiner Vorträge ist er nicht beschränkt §. 165. Die Fakultäten ertheilen die Grade eines Candidaten, Licentiaten und Doctors, die philosophische aufserdem noch den eines Magisters. §. 211. Die theologische Doctorwürde giebt auch der Kaiser.

§. 20. Die Jurisdiction der Universität bezieht sich 1) theils auf die Dienstfehler der Beamten, 2) auf Disciplinarvergehungen der Studirenden und Graduirten, (dabei nimmt §. 107. auch auf den Fall Rücksicht, dafs ein Student Handel oder andre Nahrung treibe), 3) auf die Civilstreitigkeiten derselben, 4) auf die Sachen, welche die innern ökonomischen Angelegenheiten der U. betreffen. Diese Gerichtsbarkeit ist folgendermafsen unter 4 Behörden vertheilt. A. Der Universitätsgerichtshof, aus 3 Professoren und 2 Adjuncten der juristischen Fakultät bestehend, entscheidet in den Sachen ad 3, (§§. 31. 200. 204. 207.); *B.* das Consistorium in den Sachen ad 1, und 4, doch ohne das Recht, Zeugen eidlich zu vernehmen (§§. 90—93.); *C.* die Studien- und Disciplincommission, aus dem Rector und 4 Professoren, worunter 3 Abtheilungsinspectoren, gebildet, urtheilt über gröbere Unsittlichkeiten und Unfleifs der Studirenden (§§. 30. 181. 188. 192. 195.); *D.* der Rector für sich entscheidet über Dienstvergehen der Unterbedienten, geringere Versehen der Studenten, und über deren Schuldsachen (§§. 60. 61. 64. 67.).

§. 18. Die Einkünfte der Universität bestehen in dem Genufs gewisser Pastorate und Ackerhöfe (*praebende-hemman*), in Renten aus andern Höfen, Zehntgetraide aus dem Kronmagazin, einigen baaren Zuschüssen aus dem Ertrage von drei Stiftungen (§. 259—261.), und aus andern kleinern Mitteln. Zu dem Einkommen eines jeden theologischen Professors, das im Ganzen zu 244 Silberrubel 10 Cop. baar und 1248 Rubel 48 Cop. in sonstigen Emolumenten angeschlagen ist, wie auch zu dem eines Adjuncten in der theologischen Fakultät, gehört ein Pastorat; zu dem Einkommen eines Professors der übrigen Fakultäten, das in der Regel 333⅓ R. baar und 1164 R. 24 C. in Sonstigem beträgt, ein *hemman*, und zwar so, dafs bei der Erledigung eines Pastorats oder Hofes den Professoren nach dem Dienstalter die Wahl des erledigten zusteht (§§ 235—237.). Fünf und zwanzigjährige Dienstzeit mit sechzigjährigem Lebensalter verbunden, giebt Anspruch auf vollen Gehalt als Pension (§. 265.).

Digitized by Google

Litterarische Anzeigen.

Allgemeine politische Annalen

herausgegeben von

Karl von Rotteck.

Die „allgemeinen politischen Annalen," welche, nach einer kurzen Unterbrechung, jetzt wieder ins Leben treten, haben sich nachstehende Punkte zum Ziel ihres Strebens gesetzt:

Sie sollen fürs erste eine fortlaufende, möglichst vollständige Zeitgeschichte seyn. Ihre Hauptaufgabe ist die gedrängte und getreue Darstellung aller merkwürdigen Erscheinungen, Verhältnisse und Bewegungen in der politischen Welt. Alle denkenden Menschen richten heute ihren theilnehmenden Blick auf den Gang der politischen Dinge; aber die Tageblätter, mit ihren zerrissenen, vielfach unzuverlässigen, sich bald widersprechenden, bald endlos wiederholenden Mittheilungen von Einzelheiten befriedigen das Bedürfniss nicht. Man verlangt einen Ueberblick des Ganzen, eine fortlaufende Orientirung in dem verwickelten Spiel der Ereignisse, eine Einsicht in ihren allseitigen Zusammenhang, in ihre verborgenern Gründe und in ihre Folgen.

Die politischen Annalen werden streben, diesem Bedürfniss nach Thunlichkeit Genüge zu leisten. Gedrängtheit, Zuverlässigkeit und dabei die möglichste Vollständigkeit der Darstellungen wird ihr Gesetz seyn. Sie sollen dadurch allernächst zweierlei Klassen von Lesern nützlich werden. Denjenigen nemlich, welchen weder Zeit, noch Gelegenheit, noch Eifer mangelte, die verschiedenen Tagesblätter regelmäfsig zu durchlesen, sollen sie eine je nach Zeitabschnitten oder nach grofsern Schauplätzen geordnete Uebersicht zur leichtern Zusammenfassung und zur Wiederholung geben: jenen aber, welchen Amts- oder Berufsgeschäfte oder andere Gründe nicht erlauben, sich durch jene Zeitungslektüre in fortwährender Bekanntschaft mit den Tagesereignissen zu erhalten, sollen sie als befriedigender Ersatz dafür dienen, und ihnen die Kenntniss wenigstens des Wichtigsten der Zeitgeschichte, die Ueberschauung des grofsen Weltlaufs wie des Lebens der einzelnen Nationen gewähren.

Das politische Leben der Staaten ist theils ein nach Aufsen gerichtetes, — in der Wechselwirkung mit andern Staaten bestehendes — theils ein einheimisches, die Gesetzgebung und Verwaltung, die Volks- und Staatswirthschaft und auch die Wechselwirkung zwischen Regierung und Volk oder Volksrepräsentation umfassendes. Beide Seiten, welche ohnehin unter sich selbst in mannigfaltiger Verbindung stehen, sollen eine gleich sorgfältige Beleuchtung in unseren Annalen finden; und es wird insbesondere die kritische Geschichte der Verhandlungen nicht nur der grofsen Repräsentativ-Versammlungen in Frankreich und England, Niederland und Amerika, sondern auch der bedeutendern landständischen Kammern in Deutschland einen stehenden Artikel derselben bilden.

Neben der fortwährenden Uebersicht des Grofsen und Ganzen werden wir auch den vorzüglich merkwürdigen oder den verborgenern Einzelheiten der Zeitgeschichte eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden, und wir hoffen, theils durch die bereits zugesagte regelmäfsige Mitwirkung vieler verehrten Freunde, theils durch gelegenheitliche Mittheilungen kundiger Korrespondenten in den Stand gesetzt zu werden, diese unsere doppelte Aufgabe, wenn auch nicht gleich beim Beginn, doch in einiger Zeit und fortschreitend befriedigender zu erfüllen.

Der Hauptinhalt der Annalen wird hiernach historisch und zwar nicht auf vorübergehendes Interesse berechnet, sondern einen dauernden Werth — als treues Denkmal der Zeit, als reine Quelle für künftige Geschichtschreiber, als der Aufbewahrung würdige Chronik — in Anspruch nehmend seyn. In dieser letzten Eigenschaft werden sie mit den „neuesten Staatsakten," deren geordnete Herausgabe den Annalen den für ihre vielumfassenden Darstellungen nothwendigen Raum gewährt, in fortwährender, sich wechselseitig ergänzender Verbindung stehen, d. h. sie werden sich bei ihren Erzählungen auf jene Aktensammlung beziehen, ihnen als Kommentar, als Verbindungsmittel und Farbengebung dienen, und hinwieder in denselben die nöthige Vervollständigung und Rechtfertigung ihrer eigenen Ansichten und Gemälde finden *).

Auch doktrinelle Aufsätze, wissenschaftliche Abhandlungen über politische Gegenstände, welche das Interesse des Tages vorzüglich in Anspruch nehmen, oder welche überhaupt von praktischer Bedeutung sind, werden von dem Zwecke unserer Annalen umschlossen. Doch sollen dergleichen Abhandlungen vom Schulstaube möglichst frei bleiben. und gedrängte Gediegenheit ihr sorgfältig zu erstrebender Charakter seyn.

Unter der Rubrik Miscellen endlich werden wir kleinere Mittheilungen und Aufsätze verschiedenen Inhalts, als vereinzelte Notizen, Anekdoten, Charakterzüge, Bemerkungen, Maximen u. s. w. sammeln, mitunter auch die Kritik merkwürdiger Erscheinungen in der politischen Litteratur, wohl auch Uebersetzungen oder Auszüge aus gewichtigen Schriften des Tages geben.

Die Annalen also, hoffen wir, sollen nicht farblos seyn; doch wird nicht eine Partei-Farbe sie bezeichnen. Sie werden weder weifs noch dreifärbig, weder ein ministerielles noch ein Oppositionsblatt seyn, weder der äufsersten Linken noch der Rechten angehören. Wahrheit ist ihre Losung, gesetzliche Freiheit und Recht ihr Ziel. Jeder der aufrichtig dasselbe Ziel verfolgt, auf welcher Seite er stehe, er ist ihr Freund, und nur gegen Unlauterkeit oder Verkehrtheit werden sie den Krieg führen. Meinungsverschiedenheiten, in Beziehung auf Mittel und Wege — die Einheit des Zieles also vorausgesetzt — werden sie ehren, und den — ehrlichen, offenen, mit Anstand und Würde und mit Achtung des ebenbürtigen Gegners geführten — Kampf gegen dieselben nicht ablehnen. Sie bieten vielmehr ihre eigenen Blätter zur Niederlage aller aus redlicher Ueberzeugung fliefsenden Ansichten über politische Dinge dar; sie werden dankend jede Berichtigung ihrer Darstellungen und Urtheile, auch freudig jede geistreiche und gediegene Offensive gegen ihre Grundsätze aufnehmen, überzeugt, dafs im Streite der Meinungen der Gewinn immerdar auf Seite der Wahrheit, und der endliche Triumph auf Seite des Rechts und der Freiheit sey.

Karl v. Rotteck, Hofr. und Professor.

* * *

Die von Posselt unter dem Namen Europäische Annalen begonnene Zeitschrift, welche eine so lange Reihe von Jahren den Beifall der Gebildeten aller Klassen in Anspruch genommen, durch einen gleich würdigen Gelehrten (wie diefs bisher durch die Herren Murhard, Lindner und Heine geschehen) fortsetzen zu lassen, und somit Posselt's Manen den gebührenden Tribut zu zollen, lud die Unterzeichnete Herrn von Rotteck ein, die Redaktion derselben zu übernehmen. Zu ihrer Freude willfahrte er, und übernahm dieselbe als eine den edelsten Interessen der Zeit gewidmete, auch den beiden Hauptstudien, welchen er sein Leben geweiht, der Geschichte und der Politik, gleich innig verwandte Arbeit.

Seine Absicht ist, die politischen Annalen nach dem oben angezeigten, meist in Posselt's Sinn gezeichneten, wenn auch nach subjektivem Standpunkt und nach den Verhältnissen der Gegenwart etwas modificirten Plane fortzuführen.

Im Laufe eines Jahres erscheinen 12 Hefte; das 1ste Heft für den Monat Januar 1830 Ende dieses oder Anfang des nächsten Jahres.

Der Preis für den Jahrgang oder 12 Hefte ist 12 fl. oder 7 Rthlr.

München, Stuttgart und Tübingen, im Oktober 1829.

I. G. Cotta'sche Buchhandlung.

*) Die Anzeige der Neuesten Staatsakten siehe nachstehend.

Digitized by Google

Anzeige

eines für Diplomaten, Staatsmänner und Geschichtsfreunde höchst wichtigen Werkes.

Neueste Staats-Akten und Urkunden.

Stuttgart und Tübingen

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1825 — 1829.

Erster bis vierzehnter Band.

Es war ein dem anerkannten Bedürfnisse so wie den vielfältig kund gegebenen Wünschen entsprechendes Unternehmen, diejenigen Urkunden und Aktenstücke zu sammeln, die in zahllosen Werken, Zeitschriften und öffentlichen Blättern zerstreut, zur Grundlage oder zur Erläuterung der wichtigsten Ereignisse unserer Zeit dienen, und durch deren zweckmäfsige Ordnung und erleichterte Uebersicht ein für die neueste Geschichte eben so reichhaltiges als zuverlässiges Archiv zu bilden.

So entstand denn, unter der Leitung eines mit dem Geist und den Anforderungen der Zeit vollkommen vertrauten Mannes diese Sammlung, die heftweise herausgegeben, nun bereits zu vierzehn Bänden angewachsen ist. Mehr als eintausend siebenhundert in dieselbe aufgenommene Urkunden und Aktenstücke, mit Auswahl gesammelt, aus den verschiedenen fremden Sprachen mit gröfster Genauigkeit übersetzt, und da wo es nöthig schien, von dem Urtexte oder von erläuternden Anmerkungen und Hinweisungen begleitet, bieten die wichtigsten Materialien zur richtigen Kenntnifs und Beurtheilung der neuesten Geschichte in der Periode von 1825 bis zur Hälfte des Jahres 1829 dar.

Ueber die äufsern und innern Verhältnisse der Staaten beider Hemisphären; — über die Zwecke und Beschaffenheit ihrer gegenseitigen Verbindungen, so wie über die Veranlassungen zu ihren Entzweiungen; — über das, was in einzelnen Ländern in Bezug auf Verfassung, Verwaltung und Gesetzgebung Wichtiges und Bemerkenswerthes im ruhigen Zustande gethan, im aufgeregten errungen wurde — finden sich in diesem Werke die urkundlichen Aufschlüsse und Nachweisungen möglichst vollständig aufbewahrt und geordnet.

Die Manifeste und Nachrichten von den Kriegen Grofsbritanniens mit den Birmanen und den Ashantees, Rufslands mit Persien und mit der Pforte, Brasiliens mit den vereinigten Staaten am Platastrom, Spaniens mit seinen überseeischen Besitzungen, Columbiens mit Peru, Frankreichs mit Algier, der Griechen mit den Türken; — die Traktate und Konventionen von Turkmantschai, Akjerman, Vendabao, den Plantain-Inseln u. s. w.; — die Handels- und Schiffahrts-Verträge Frankreichs, Oestreichs, Grofsbritanniens, der Hanseestädte mit Brasilien; Grofsbritanniens mit Buenos-Ayres, Columbien, Mexico, Rufsland, Frankreich, Schweden, den Hanseestädten; Preufsens mit Rufsland, Schweden, Brasilien, Mecklenburg, Hessen, Baiern und Würtemberg, Anhalt, den Hanseestädten; der Schweiz mit Würtemberg und Baden; der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit Rufsland, Dänemark, den Hanseestädten; der Pforte mit Schweden, Sardinien; Baierns mit Würtemberg und verschiedener andern deutschen Staaten unter sich u. s. w.; — die Freundschafts- und Allianztraktate Columbiens mit Buenos-Ayres, Chili, Peru, Mittelamerika, Mexico u. s. w.; — die Jurisdiktions-Verträge zwischen mehreren deutschen Bundesstaaten; — die Uebereinkünfte und gegenseitigen Erklärungen über Auswanderungen und Vermögensexportationen nach Rufsland, Oestreich, Sardinien, Parma, in verschiedene deutsche Bundesstaaten, u. s. w.; — die Militairkartell-Konventionen Oestreichs mit Baiern; Frankreichs mit Preufsen und Baiern; — die Konkordate des päpstlichen Stuhles und die Verhandlungen über kirchliche Angelegenheiten mit mehreren Regierungen, namentlich einigen Schweizer Kantonen, den meisten protestantischen Fürsten Deutschlands, den Niederlanden so wie mit einigen überseeischen Staaten; — die Verhandlungen über Portugals Verhältnisse zwischen Frankreich, Grofsbritannien und Spanien; und über die griechischen Angelegenheiten zwischen Frankreich, Grofsbritannien und Rufsland; — die Urkunden über die Bildung der neuen unabhängigen Staaten von Brasilien, Hayti, Bolivia, u. a. m. — gewähren für die letzten vier Jahre eine vollständige und urkundliche Uebersicht der äufsern Verhältnisse europäischer und aufsereuropäischer Reiche und Länder.

Die innern Verhältnisse in dem nemlichen Zeitraum in Beziehung auf Verfassung, Verwaltung und Gesetzgebung stellen sich dar: durch die Verfassungs-Urkunden von Portugal, Mexico, Brasilien, Buenos-Ayres, Columbien, Bolivia u. s. w.; — durch amtliche Aufschlüsse und Nachrichten über die Unruhen und Aufstände in Spanien, Rufsland, Polen, Portugal, Brasilien, Columbien u. s. w.; — durch die wichtigsten Verfügungen in Folge von Regierungs-Veränderungen in Rufsland, Portugal, Baiern u. a. m.; — durch die Eröffnungsreden, Dankadressen, Beschlüsse, Abschiede der repräsentativen Versammlungen in Baiern, Würtemberg, Hannover, Baden, Nassau, Ungarn, Polen, Frankreich, Grofsbritannien, Portugal, Griechenland, Schweden, im Königreiche der Niederlande, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in verschiedenen südamerikanischen Staaten u. s. w.; — durch die interessantesten Gesetze und Verordnungen in verschiedenen Ländern, als: im deutschen Bunde, in Frankreich, Preufsen, Oestreich, Rufsland, Portugal, Brasilien u. s. w.; — durch die Deklarationen deutscher Bundesstaaten über die staatsrechtlichen Verhältnisse der standesherrlichen Familien: Aremberg, Bentink, Hohenlohe, Leiningen, Salm, Waldburg, Neipperg, Königsegg.

Die ununterbrochene Fortsetzung dieser Sammlung wird durch deren Gemeinnützigkeit und zahlreiche Abnahme verbürgt; das erste Heft des fünfzehnten Bandes ist bereits unter der Presse und wird, wie die nachfolgenden Hefte, in der bisherigen Ordnung und Form erscheinen. Jedes Heft von 8 bis 10 Bogen kostet 1 fl. 20 kr. oder ein Abonnement von 4 Bänden in 12 Heften 16 fl.

Die noch vorräthigen Exemplare der ersten vierzehn Bände werden, um deren Abnahme möglichst zu erleichtern, um den herabgesetzten Preis von 20 fl. abgegeben, während sie vorher 56 fl. kosteten.

München, Stuttgart und Tübingen, im Oktober 1829.

Digitized by Google

Inhalt des December-Heftes.

Seite

Mohnike: Laxdaela-Saga sive historia de rebus gestis Laxdölensium. Ex Manuscriptis Legati Magnaeani, cum interpretatione latina etc. 801

C. F. Neumann: Philoni Ebraiezwot Mnazwortk i Hais. Philonis Judaei Paralipomena armena . . . 809

Rosenkranz: Diutiska, Denkmäler deutscher Sprache und Litteratur u. s. w. v. Graff. 2ter Bd. . 816

Matthaei: 1. Desruelles traité de la coqueluche d'après les principes de la doctrine physiologique.
2. Abhandlung über den Keichhusten nach den Grundsätzen der physiologischen Lehre. Aus d. Franz. übers. von Gerhard von dem Busch. 825

v. Malchus: Bar. Charles Dupin forces productives et commerciales de la France. . . 837 u. 849

Bopp: Brahma-Vaivarta-Purani specimen etc. A. J. Stenzler. 845

Hotho: Goethe, Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden. 3 Bde. 863

Phillips: Freiherr v. Loew, über die Markgenossenschaften. 876

Carové: 1. Denkschrift für die Aufhebung des den katholischen Geistlichen vorgeschriebenen Cölibats.
2. Beleuchtung der Denkschrift für die Aufhebung u. s. w. von P. i. a. —
3. J. A. Theiner und A. Theiner, die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen. (Zweit. Art.) 891 u. 905

Homeier: Fougner-Lundh, specimen diplomatarii Norvagici. 903

C. F. Neumann: 1) Ssanang Ssetzen Chungtaidschi der Ordus, aus dem Mongolischen, übersetzt v. I. J. Schmidt.
2) Ueber die Verwandtschaft der gnostisch-theosophischen Lehren mit den Religionssystemen des Orients, vorzüglich dem Buddhaismus, von demselben. 913

Hegel: 1. Ueber die Hegelsche Lehre u. s. w.
2. Ueber die Philosophie überhaupt und Hegels Encyklopädie der phil. Wissenschaften insbesondere. Von R. E. Schubarth u. X. A. Carganico.
3. Ueber den gegenwärtigen Standpunkt u. s. w.
4. Briefe gegen die Hegelsche Encyklopädie.
5. u. s. f. (Dritter Artikel) 936

Anzeige

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinen im künftigen Jahre fortgesetzt und beginnen ihren vierten Jahrgang die

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin.

Die anhaltend beifällige Aufnahme welche dieser der wissenschaftlichen Kritik gewidmeten Zeitschrift bisher zu Theil geworden ist, hat der zu Herausgabe derselben bestehenden Societät die Ueberzeugung gewährt, dafs es ihr gelungen ist einem schon seit langer Zeit in Deutschland tief empfundenen Bedürfnifs, die Kritik von mancherlei Abwegen denen sie sich hingegeben, auf das Gebiet wahrer Wissenschaftlichkeit zurückzuführen und ihr die zu gedeihlicher Wirksamkeit erforderliche Würde und Haltung zu sichern, auf eine genügende Weise zu entsprechen. — Unter Verweisung auf die bereits mehrfältig öffentlich zur Sprache gebrachte Geschäftseinrichtung der Societät und die bei Herausgabe ihrer

Digitized by Google

Zeitschrift befolgten Grundsätze, bedarf es gegenwärtig nur der einfachen Anzeige, dafs die Societät, bei unveränderter Verfassung, nach denselben streng wissenschaftlichen Principien auch im nächsten Jahr fortfahren wird das von ihr in's Auge gefafste Ziel zu verfolgen. Rücksichtlich des von mehrern Seiten vernommenen Wunsches, eine gröfsere Anzahl von Schriften in den Jahrbüchern zur Sprache gebracht zu finden, als dieses bisher der Fall gewesen, wird hier bemerkt, dafs die Societät zwar auch ferner bei der Nichtbeachtung der grofsen Menge solcher Druckschriften, welche zur Wissenschaft in keiner nähern Beziehung stehen, zu beharren, um so mehr entschlossen ist, als durch das Nachlassen von dieser Strenge eines der Hauptprincipien dieses kritischen Instituts würde aufgegeben werden, dafs jedoch der erwähnte Wunsch in Zukunft dadurch immer mehr seine Berücksichtigung finden wird, dafs auch über minder bedeutende Schriften wissenschaftlichen Inhalts, in kürzeren Anzeigen, wie solches schon in den letzten Monaten mehrfältig geschen ist, die erforderliche allgemeine Auskunft wird gegeben werden.

Der Preis der Jahrbücher bleibt, wie bisher, 12 Thaler preufsisch oder 21 Fl. K. M. für den Jahrgang. Die Bestellung erfolgt nach der Wahl der Abonnenten, entweder bei den Postämtern oder bei den Buchhandlungen. Die letztern wenden sich mit ihren Bestellungen, nach Maafsgabe der geographischen Lage, entweder an die Verlagsbuchhandlung in Stuttgart, oder direct an den Hrn. Buchdrucker Starcke in Berlin (Charlottenstrafse Nro. 16.) welcher die Jahrbücher in wöchentlichen Lieferungen an die zu bezeichnenden dasigen Buchhandlungen befördert. Wer die Sendungen in brochirten Monatsheften zu erhalten wünscht, wird solches gefälligst bei der Bestellung bemerken.

Die sämtlichen Königl. Preufsischen Postanstalten sind von des Herrn Generalpostmeisters Excellenz angewiesen, die Jahrbücher in wöchentlichen Sendungen den Abonnenten portofrei zum Ladenpreis zu liefern. — Die Postämter machen ihre Bestellungen bei dem Königl. Zeitungs-Debits-Comtoir zu Berlin. Einzelne Nummern sind, so weit der Vorrath reicht, fortwährend sowohl auf dem Wege des Buchhandels als durch die Postämter, zu 2½ Silbergroschen die Nummer zu beziehen. — In das den Jahrbüchern beigefügte Anzeigeblatt werden litterarische Anzeigen aller Art gegen billige, durch die Verlagsbuchhandlung näher zu bestimmende Insertionsgebühren aufgenommen.

Gedruckt bei *J. F. Starcke.*

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google